Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Zweiundneunzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1915.

Google

Lit. Kat.
Bonacv.
1-24-31
2 3 2 11

Inhalt.

1812 s. Feldzug in Rußland.
Allgem. Elektr.-Ges. s. Herbstkurs.
Americana 56
Amerikanische Baumwolle . 391
Antwort auf Kulturfragen . 388
Baumwolle s. Notizen.
Beaumarchais s. Franzosen, zwei.
Bellerophon s. Siegel, die sieben.
Berg, vom hohen 116
Berliner Elektr.-Werke s. Herbstkurs.
Bitte an den Heiligen Franz 381
Börse s. Kriegsgewinn.
Börsenwitz 152
Botha-Land s. Soll und Haben.
Brot und Geld 121
Bündnisse s. Will Rußland Frieden?
Buren, die, s. Soll und Haben.
Camphausen, Ludolf 263
Censur in Frankreich s. Notizbuch.
Christenthum und Menschheit 369
Clemenceau s. Epistel, zweite.
Dardanellen, die, Soll und Haben.
Deutsch-Südwestafrika s. Soll und Haben.
Deutsche Gesinnung 87
Deutsche Industrie s. Notizen, s. a. Notizbuch.
England s. Land ohne ohne Musik, das, s. Wie England den Krieg sieht.
Englands Wohlstand s. Herbstkurs.
Englische Truppen s. Notizbuch.
Entwurzelten, die 206
Epistel, zweite 157
Erlkönigs Tochter 75
Fälschungen s. Poincaré.
Feldzug in Rußland 281
Finland und der Weltkrieg . 221
Flaubert s. Entwurzelten, die.
Frankreichs Hochschulen . . . 361
Franzosen, zwei 269
Franzosen s. Epistel, zweite.
Französisches Parlament s. Notizbuch.
Fritz v. Preußen über Verträge s. Will Rußland Frieden?
Geld s. Brot und Geld.
Gesinnung s. Deutsche.
Gogol s. Vorbild, ein.
Hardens „Verbannung“ s. Notizen.
Heereslieferungen, russische s. Notizbuch.
Herbstkurs 336
Hervé, Gustav, s. Poincaré.
Hochschulen s. Französische.
Hotelakademie 80
Hundsstern, unter dem, s. Notizbuch.
Hypothekennoth s. Kriegskonjunktur.
Jahr, ins zweite 210
Jaurés, Jean, s. Notizbuch.
Illyrererbe, das, s. Siegel, die sieben.
Industria s. Notizbuch.
Internationalität der Wissenschaft, die 249
Jugend 272

Google

Jung Carol 333
Kasprowicz, Jan 239
Katharina die Zweite s. Notizbuch.
Kladde s. Soll und Haben.
Kohlensyndikate s. Zwangsyndikate.
Kolorit 243
Krieg als Großindustrie, der s. Notizbuch.
Krieg, vor dem s. Nikolai, Großfürst.
Kriegererlebniß 275
Kriegsanleihen s. Herbstkurs.
Kriegsgewinn und Börse . . 246
Kriegskonjunktur 89
Land ohne Musik, das . . . 232
Lügen s. Notizen.
Marseillaise, die. s. Poincaré.
Minister, russische s. Nikolai, Großfürst s. a. Will Rußland Frieden?
Molière s. Franzosen, zwei.
Montenegro s. Siegel, die sieben.
Napoleon in Dresden s. Feldzug in Rußland.
Napoleon in Rußland s. Feldzug in Rußland.
Napoleons Verbannung nach St. Helena s. Siegel, die sieben.
Nesselrode s. Feldzug in Rußland.
Nikolai Alexandrowitsch s. Will Rußland Frieden?
Nikolai, Großfürst 341
Notizbuch 309
Notizen 189
Poincaré, an Herrn 125
s. a. Epistel, zweite.
Pole, die deutschen s. Siegel, die sieben.
Polen s. Notizen.
Rachegedanken, französische s. a. Epistel, zweite.
Ramsey, William s. Notizen.
Rathenau, Emil 23
Reichswirthschaftamt 327
Rouget s. Poincaré.
Rußland s. Feldzug s. a. Notizbuch s. a. Will Rußland Frieden?
Schwester, eine 120
Seele Deutschlands, die, s Notizen.
Selbstanzeigen 390
Siegel, die sieben 31
Skutari s. Siegel, die sieben.
Soldatenbraut, die 211
Soll und Haben 93
Still-Leben 119
Stolypin s. Will Rußland Frieden?
Vorbild, ein 260
Wahrheiten 382
Warschau s. Notizen.
Werthpapiere s. Kriegskonjunktur.
Wie England den Krieg sieht 61
Wiesenthal, Grete s. Erlkönigs Tochter.
Will Rußland Frieden? . . 1
Wissenschaft s. Internationalität.
Zahnärzte im Kriege s. Siegel die sieben.
Zaren, am Hofe des, s. Will Rußland Frieden?
Zwangsyndikate 217

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Juli 1915.

Will Rußland Frieden?

Wird Rußland, wenn es aus Galizien getrieben ist und am Sitz reizbarer Schwäche, in Polen und in den Ostseeprovinzen, den Druck des feindlichen Heeres spürt, nach raschem Sonderfriedensschluß trachten? Diese Frage, an die Furcht und Hoffnung die nach der Dauer des Europäerkrieges hängt, hat in der letzten Juniwoche die Erdmächte, kämpfende und neutrale, ernstlicher als irgendeine andere beschäftigt. Erste Antwort: „Nein. Wir brauchen, um in gewisse Verneinung zu gelangen, gar nicht erst dem Herzenswunsch der Russen nachzuforschen. Sie dürfen nicht; sind an ihr Wort gebunden. An dem Septembertag, der ihnen das Thor der Kronlandeshauptstadt Lemberg aufthat, hat der Botschafter ihres Zaren, Graf Benckendorff, seinen Namen, neben die der Herren Grey, Jules Cambon, Boschkowitsch, Graf Lalaing unter den Vertrag gesetzt, der Rußland, Britanien, Frankreich, Serbien, Belgien verpflichtet, nur in Gemeinschaft den Frieden mit den Kaiserreichen Mitteleuropas zu schließen. Dieser Pflicht könnte Rußland nur um den Preis seines Rufes als einer zuverlässigen und deshalb bündnißfähigen Großmacht ledig werden. Wie auf das Gewissen der Menschheit, noch in unseren Tagen des Stickgaskrieges und der Vernichtung schutzloser, ungewarnter Schiffe, Vertragsbruch wirkt, haben wir ja in den Fällen Belgien und Italien wieder erlebt.“ Haben wir? Deutschland und seine Genossen behaupten, Belgien habe selbst sich, durch allerlei Getechtel, um

Google

das Vorrecht der Neutralität gebracht; der Vierbund, seine Schützlinge und die meisten Neutralen sagen, nicht Italien, sondern Oesterreich-Ungarn habe, da es von der Vorschrift des Siebenten Artikels wich, den Vertrag gebrochen. Lauter als Gewissen spricht Vortheilsucht. Und die Burg politischer Sittlichkeit ist durchaus nicht so fest gemauert, wie fromme Einfalt wähnt. Das haben Handelnde und Betrachtende, Staatsmänner und Philosophen, Westmenschen und Orientalen, Deutsche und Engländer früh erkannt. Um seinen Stamm vor Zerhöhlung durch den Bohrwurm der Fremdherrschaft zu retten, brach der Cherusker Hermann-Arminius das Gelübde, das ihm, als einem Bürger und Ritter Roms, auferlegt worden war, und täuschte, mit dem Einsatz seines Wortes, das redliche Warnung heuchelte, den Feldherrn Quintilius Varus in Noth und Verderben. Um Frankreich nicht, durch den Verzicht auf Burgund, feindlicher Durchsäuerung auszusetzen, löste Franz der Erste sich von der Pflicht des Madrider Vertrages. Um Frankreich nicht in Uebermacht wachsen zu lassen, ging der dritte Britenkönig Wilhelm 1689, in Wien, von Frankreich, dem er durch den Vertrag von Dover verbündet war, zu dessen Gegnern über. Um Preußens Zukunft, als des Gestalters deutschen Schicksals, zu sichern, zerriß Bismarck den Deutschen Bund. Noch, spricht der seelisch saubere Kant, „hat kein Philosoph die Grundsätze des Staates mit der Moral in Uebereinstimmung bringen und doch auch keine besseren, die sich mit der menschlichen Natur vereinigen ließen, vorschlagen können.“ Macaulay: „Die Grundsätze der Politik sind so beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen würde, sie seinem zuverlässigsten Spießgesellen auch nur anzudeuten.“ Schrill klingt Nietzsches Wort: „Der Staat ist die organisirte Unmoralität.“ Aber auch Bismarck, den der Lyriker des Machtwillens nie nah genug sah, hat, sogar in der Theorie des Staatsgedankens, anerkannt, daß „unabweisliche Interessen“ in „zweifellosen Wortbruch“ treiben können und ein Vertrag zwischen Großmächten nur so lange haltbar sei, wie die Umstände währen, unter deren Zwang er geschlossen wurde. Einer, der aus ganz anderem Klima und Erlebniß kam, Spinoza, der reinliche Ausschleifer aller Denkensschlacke, ist dennoch in die selbe Ueberzeugung gelangt; im Politischen Traktat spricht er: „Ein Bündniß dauert so lange wie der Grund, auf dem es steht, nämlich Furcht

Google

vor Schaden oder Hoffnung auf Gewinn; schwindet dieser Grund für den einen oder den anderen Vertragschließer, so tritt Der in seine Freiheit zurück und das Band, das die Zwei einander verknüpfte, löst sich von selbst. Jeder Staat hat also das Recht, nach Belieben ein Bündniß zu lösen, und man darf ihm, wenn ers thut, nicht Untreue noch Hinterlist vorwerfen; denn mit der Furcht oder der Hoffnung ist eben die Vorbedingung des Bundes geschwunden. Außerdem schließt man einen Vertrag für die Zukunft nur unter der Voraussetzung, daß die Umstände, die ihn bewirkt haben, fortdauern; ändern sie sich, dann wandelt sich damit die ganze Lage. Deshalb behält jeder Vertragschließer sich das Recht vor, in solchem Fall allein für sich zu sorgen, und sucht, von Furcht frei, der Herr seines Schicksals zu werden und zu hindern, daß der Verbündete von ehedem ihn überflügele. Klagt ein Staat darüber, daß er betrogen worden sei, so ist ihm zu rathen, daß er die eigene Thorheit beklage, weil sie ihn verleitet hat, sein Heil von einem Anderen abhängig zu machen, dessen Wille frei und dem das eigene Heil das höchste Gesetz ist.“ Vor drei Wochen, als ich hier erwähnt hatte, was Fritz von Preußen, im „Anti-Macchiavell“, über diesen Gegenstand gesagt hat, wurde mir erwidert, es sei unbillig, des Königs Urtheil an eine Prinzengrille zu nageln. Doch viel schroffer als der Kronprinz, der den Vertragsbruch nur im äußersten Nothfall (und auch dann nur nach rechtzeitiger Anzeige an den Partner) als entschuldbar gelten ließ, hat der König gesprochen. „Ich hoffe, die Nachwelt, für die ich schreibe, wird in mir den Philosophen vom Fürsten, den Ehrenmann vom Politiker zu scheiden wissen. Ich muß gestehen, daß dem ins Getriebe der großen europäischen Politik Hineingerissenen sehr schwer wird, seinen Charakter rein und ehrlich zu halten. Stets schwebt er in der Gefahr, von Bundesgenossen verrathen, von Freunden im Stich gelassen, von Neid und Eifersucht erdrückt zu werden; und schließlich steht er vor der schreckenden Wahl, entweder sein Volk zu opfern oder sein Wort zu brechen. Wäre ein Fürst weniger auf seinen Vortheil bedacht als seine Nachbarn, so würden sie immer stärker werden und ihm zwar die Tugend wachsen, aber die Macht sich verringern. Die Geschichte jedes Staates, jeder Monarchie oder Republik, zeigt uns Abkommen und Bündnisse, die eben so schnell gebrochen wie geschlossen wurden. Jeder Fürst ist gezwungen, sich

Google

in die Gewohnheit zu fügen, die den Betrug und den Machtmiß-brauch heiligt, und ich sage offen: Die Nachbarn des Fürsten, ders nicht thäte, würden nur seine Redlichkeit ausnützen und, was Tugend ist, als Schwachheit deuten." (1742.) „Die meisten unserer Geschichtwerke sind aus viel Lüge und wenig Wahrheit zusammengestoppelt. In meinen Denkwürdigkeiten wird die Nachwelt vielleicht mit Staunen von geschlossenen und gebrochenenen Bündnissen lesen. Das Wohl des Staates soll die Richtschnur des Fürsten sein. Verträge darf man brechen, wenn der Bundesgenosse seine Pflicht nicht erfüllt; wenn er den Partner hintergehen will und Dieser ihm, weil kein anderer Ausweg bleibt, zuvorkommen muß; wenn der Druck höherer Gewalt den Bruch erzwingt; wenn die Mittel zur Fortsetzung des im Vertrag vorgesehenen Krieges erschöpft sind. Ist ein Fürst verpflichtet, sich selbst seinen Unterthanen zu opfern, so doch wohl erst recht, Bündnisse aufzugeben, deren Fortdauer diesen Unterthanen schädlich werden müßte. Unanzweifelbar scheint mir, daß der Privatmann sein Wort, auch das unbedachtsam verpfändete, halten muß. An seinem Wort hängt nur das Schicksal eines Einzelnen; an dem des Herrschers aber das Wohl oder Weh ganzer Völker. Ist der Vertragsbruch eines Fürsten so schlimm wie der Untergang eines Volkes? Nur der Schwachsinnige kann vor der Antwort auf diese Frage schwanken. Die Amtspflicht befiehlt dem Fürsten, der das Glück seines Volkes zu hüten hat, ein gefährliches Bündniß zu lösen, einen schädlichen Vertrag zu brechen, statt durch dessen Erhaltung sein Volk in Gefahr zu bringen. Wer solches Handeln unerbittlich verdammt, gehört zu den Leuten, denen ein gegebenes Wort als unvergänglich heilig gilt. Als Privatmann stimme ich diesen achtbaren Leuten zu, denen Ehre höher steht als Interesse. Der Fürst, der einen treulosen Nachbar oder Genossen nicht, wie der hintergangene Privatmann, vor ein Gericht stellen kann und dessen Thun oder Lassen über Heil oder Unheil ganzer Völker entscheidet, muß anders denken und muß anders handeln." (1776.)

Rußland könnte sich also auserlauchte Zeugen berufen, wenn es den londoner Septemberpakt lösen wollte. Zu dessen Anbietern und Theilhabern dürfte es sprechen: „Die Umstände sind nicht mehr, wie sie waren, als ich die Gemeinschaftpflicht auf mich lud. In elf Kriegsmonaten ist Euch nicht gelungen, mir auch nur einen

Google

der Hauptgewinne zu schaffen, die Ihr verhießet. Einen Theil des deutschen Heeres habt Ihr, freilich, an Eure lange Front gekettet; mindestens die Hälfte aber und die ganze Wehrmacht Oesterreich-Ungarns sammt dem asiatischen Heer der Türkei hat gegen uns gefochten. Drei Großmächte bedrängten uns; und da die Grenzen unseres Weichselgubernatoriums, wie eines großen Trento, schon in Friedenszeit vom Feind umarmt werden, war unser Kampf, vor dem Ausbau der strategisch wichtigsten Eisenbahnen, ungeheuer schwer. Wir drangen nach Westgalizien, in die Karpathen, die Bukowina, nach Ungarn vor und hielten uns dort so lange, daß Eurer Diplomatie die Zeit blieb, uns Hilfe zu werben. Marschirten damals, in der selben Stunde, Italien und Rumänien gegen Oesterreich-Ungarn, dann rissen sie Griechenland und Bulgarien mit, die gemeinsame Kriegführung, auch mit Serbien, wurde möglich, der Einsturz der Häuser Habsburg und Osman, der Sieg unserer Sache in Südost gewiß und nur wider das Deutsche Reich war, wenn es solchem Wagniß nicht ausbog, weiterzukämpfen. Ihr habts nicht vermocht. Da Eure Offensive nirgends stark durchgriff und Italien sich von dem Fürsten Bülow Wochen lang hinhalten ließ, ehe es in den Entschluß Tittonis und San Giulianos zurückfand, wurden an keiner Stelle beträchtliche Streitkräfte des Feindes von unserer Front abgelenkt; auch Geschütze und Geschosse im Westen nicht so gierig verzehrt, daß wir, nach unzulänglicher Vorbereitung, uns gegen die in Ost gehäuften behaupten konnten. Venizelos setzte seinen Willen, für die (den Bulgaren abzutretende) Zone von Drama-Kawala das große Griechengebiet von Smyrna einzuhandeln, nicht durch. Serbien weigerte sich, vor der Entschädigung in Bosnien und Nordalbanien das mühsam erlangte Bulgaro-Makedonien zu räumen. Rumänien streckte seine Forderung bis in das temesvarer Komitat, das, wenns den Magyaren genommen wird, nach dem Grundsatz nationaler Abgrenzung den Serben gebührt; und beschränkte bis heute seine Hilfe auf die Weigerung, Kriegsgeräth aus Deutschland und Oesterreich in die Türkei durchzulassen. Wir Russen haben allein, ganz einsam, gefochten und nirgends auch nur mit einer Macht zweiten oder dritten Ranges die Gelegenheit zu örtlicher Kampfgemeinschaft erlangt, die unseren Feinden nicht geringeren Nutzen bringt als die Leistung und Arbeitvertheilung von Krupp und Skoda. Diesen beiden Aufwandsmöglichkeiten

Go gle

haben sie die (durch nie erschaute Artilleriemengen erstrittenen) galizischen Siege zu danken. Daß Ihr vom September bis in den Juli die vom Nordmeer bis an die Alpen reichende Front vor feindlichem Durchbruch schirmtet, ist lobenswerth und könnte zu Eurem Ruhm genügen, wenn Euer Kriegsschauplatz der einzige wäre, aus dem Entscheidung reifen kann. Da ers nicht ist, da wir riesige Heeresmassen des Feindes von Eurer Grenze abzogen und lichteten, durften wir erwarten, daß Ihr nicht ein Jahr lang in Vertheidigerstellung bleiben, sondern, endlich, mindestens an den Rhein, bis nach Koblenz vordringen werdet. Wiederum: Ihr habts nicht vermocht. Nicht einen neuen Balkanbund gestiftet. Nicht, durch einen Marineangriff, der die deutsche Flotte zerschmetterte oder doch entkräftete, unsere Ostseefreiheit und die ‚Baltische Saison' gerettet. Nicht die Meerengen geöffnet. (Daß wirs nicht vom Bosporus aus versuchten und die fünf Armeecorps, die für diesen Versuch bei Odessa gesammelt waren, nach Polen, ins Hauptheer, sandten, war von Nothwehrpflicht geboten, die unumgänglich wurde, seit Ihr unser Hoffen enttäuschtet.) Noch immer fehlt uns ein leidlich bequemer Weg für Einfuhr und Ausfuhr. Weil Schweden in seinem Durchgangsverkehr nach dem Festland von Britanien beengt wird, liegt ihm der Gedanke nah, an uns seinen Aerger zu kühlen und auch nach Ost das Ausfuhrloch zu verstopfen. Meinet Ihr, daß unser erst in die Anfänge der Industrialisirung gelangtes Reich den Krieg durch einen zweiten Winter führen kann, wenn es weder aus dem Atlantic noch aus dem Mittelmeer Waffen und Munition, Automobile und Stiefel an seine Küste löschen, nur über Wladiwostok und Archangelsk das Nothwendigste an die fernen Fronten befördern, nur auf so weitem Umweg seine Bodenerzeugnisse auf die Handelsmärkte bringen kann? Hinschleppen könnte es den Krieg (und geriethe dann, noch im günstigsten Fall, Eures Sieges, als nicht mehr aktive, nur noch mitgeschleifte Macht, in unwürdiges Gnadenrecht); nicht die Waffnung und Thatkraft aufwenden, die kräftig wirksame Führung verbürgt. Ueber jeden Zweifel hinaus gewiß ist heute nicht einmal, daß die Firma Albion, Morgan & Co. für den Vierbund und dessen Filialen in Belgrad, Cetinje, Tokio, Ypern den Krieg, der in jeder Stunde wenigstens ein Dutzend Millionen Francs auffrißt, auf die Länge unter tragbaren Bedingungen zu finanziren und über die Verluste der englischen In-

Google

dustrieausfuhr, das Schrumpfen der auf achtzehn Milliarden angeschwollenen Handelsbilanz ungefährdet hinwegzugleiten vermag. Alle wesentlichen Voraussetzungen des londoner Vertrages sind zerkrümelt, die Dienste, deren Erwartung sich über ihn wölbte, nicht geleistet worden. Daß wir ihn jetzt lösen, gebietet, unter völlig veränderten Umständen, die Pflicht gegen das eigene Volk und dessen Slawenverwandtschaft, denen wir noch, vielleicht, einen annehmbaren Abschluß sichern können. Drum brechen wir den Pakt und folgen dem Ruf des Selbsterhaltungdranges."

Daß mit der Vorstellung dieses Bruches, auch vor dem Auge der Botschafter Buchanan und Paléologue, in Petrograd gespielt wird, ist wahrscheinlich. Eine Großmacht, der das Kriegsglück, nach Hoffnung weckendem Lächeln, den Rücken zukehrt, muß ihren Werth zu steigern streben: und kanns, vor dem wankenden Vertrauen der Geschäftstheilhaber, nur dadurch, daß sie sich als umworben erweist und auf die Möglichkeit geforderten Handelns und Abschlusses pocht. „Euch scheint unsere Wehrkraft überschätzt? Dem Feind nicht. Der wäre beruhigt, wenn er mit uns ins Reine käme; und des Sieges im Westen dann zweifellos gewiß." Durch jedes deutsche Friedensangebot, auch das leis in Hofluft gewisperte, würde jetzt also, weil es nicht mit der Mondsichel winken, nicht die Nachfolge Konstantins als Köder einhaken könnte, nur Rußlands Geltung im Kreis der Kampfgenossen erhöht. Ob aus dem Spiel Ernst, aus der Vorstellung Wille wird? Schwebte die Frage über ein anderes Land hin, dann dürfte die Antwort lauten: Am Tag der Erkenntniß, daß gesunde Selbstsucht empfiehlt, allein, ohne Rücksicht auf die Gefährten von gestern, mit dem Feind sich ins Berathungzimmer zu setzen. Aber Rußland ist ein Islam (in tiefer wurzelndem Sinn als heute noch die Türkei); Trieb und Spannweite seines Sehnens und Trachtens sind nicht mit der Elle der Vernunft auszumessen; die Gezeiten seines Wollens, Fluth und Ebbe, wechseln eben so schnell, wie auf seiner Erde heißer Lenz dem Winter folgt, Himmelsgluth unter dem Tritt des Eisriesen mit der rothen Nase zerstiebt. Und dieses unerrechenbare, den Vernunftphilistern darum mehr noch als wegen angeblicher oder wirklicher Geistesknechtung verhaßte Rußland wird obendrein seit Jahren von Zufallsoffenbarung, nicht selten von Gauklerkniffen gelenkt. Wider den Wunsch des Zaren entstand und endete der

Google

Krieg gegen Japan; wurde aus fast schimpflichen Niederlagen, aus Landesverrath (Port Arthur) und frevlem Leichtsinn (Mukden, Tsushima) ein ehrenvoll nützliches Zweibündniß, das sachte Einnistung in die Mongolei begünstigte. Wider das Wort des Zaren wird dem Volk Vertretung gewährt. Dessen Grimm verbraust wie Schäumstoff in undichtem Gefäß. Nikolai Alexandrowitsch will den Frieden, wird der Schirmherr des haager Gewebes: und strauchelt in einem Jahrzehnt zweimal in gräßlichen Krieg. Will jedes Flöckchen der Selbstherrscherrechte wahren: und haust mit der Reichsduma, die ihm Abscheu und wimmelnde Sünde gegen den Heiligen Geist Rußlands war. Das Irrlicht eingeschmuggelter spirits lockt den Islam aus gerader Bahn. Die Verkündung des polnischen Juden Johann Bloch und des Vaters Johann von Kronstadt, des Monsieur Philippe und des Bauers Rasputin flackert aus dem Hirn des Reichshauptes und bestimmt die Wahl der Schicksalswege. Der greise Goremykin, der so viel Kommen und Gehen sah (und dessen Ministerpräsidium nun der Zahn hungriger Ratten benagt), würde im Angesicht der Frage, wohin Rußlands Entschluß steuern werde, die schlaffen Achseln heben. „Wohin? Frage auf der Apothekerinsel die Hautfarne, aus welcher Zellschicht bei uns oft Entscheidung sproß. Von ihren zarten, jedem Hauch folgsamen Blättchen lies die Kindheitgeschichte unseres, so zu sagen, parlamentarischen Lebens; entziffere, warum ich fallen, ein jüngerer Folger, nach kurzer Ikarusfahrt, in Tod stürzen mußte. Dann wirst Du empfinden, daß Urweisheit selbst Dir nicht antworten könnte: weil sie in Nikolais Rußland lebt."

Aptekarskij Ostrow, die Apothekerinsel, heißt seit fast zweihundert Jahren der Stadttheil, wo, in der Zeit zwischen den Siegen bei Poltawa und bei den Olandsinseln, Peter Alexejewitsch Heilkräuter pflanzen, mitten im Newadelta einen Botanischen Garten anlegen ließ. Solchen Garten hatte in Europa jede Hauptstadt; Peters Residenz sollte auch einen haben. Fruchtbares Land, dem die Frühjahrsüberschwemmung kaum schadet und das unterm Sommermond in südlicher Ueppigkeit prangt. Die Petersburger, die zu Wohlstand gelangt waren, bauten sich hier und auf den anderen Newainseln Landhäuser, die sie bezogen, wenns in der Stadt zu heiß wurde. Auch für den Minister des Inneren, der in jeder Jahreszeit erreichbar bleiben muß, war hier eine kleine Datscha ge-

Google

baut worden. Da hauſte einſt Peter Arkadijewitſch Stolypin. Und vergaß, wenn er die jungen Kinder durch den Garten ſpringen ſah, für Stunden beinahe die Laſt und Gefahr ſeines Amtes. Nach Stürmen iſt nun das Land immerhin ruhiger geworden. Der wiborger Aufruf der Demagogen ohne Wirkung verhallt. Peter Arkadijewitſch rieb ſich die Hände. All die klugen Leute, die ihm damals gerathen hatten, das Rumpfparlament in Wiborg umzingeln, die Demonſtranten, die zur Weigerung der Wehr- und Steuerpflicht aufriefen, verhaften und als Hochverräther nach Sibirien bringen zu laſſen, mußten jetzt erkennen, daß er klüger geweſen war. Er ſchwor, als Liberaler, nicht auf Akſakows Evangelium, glaubte ihm aber, daß man dem ſittlichen Inſtinkt des ruſſiſchen Menſchen vertrauen dürfe. Wollte es auch ferner thun. Anſtändig regiren. Keinen Mißbrauch der Amtsgewalt dulden. Die „Geſellſchaft“ (das Schlagwort der Weſtgucker aus den vierziger Jahren war damals wieder beliebt geworden und bezeichnete Alles, was nicht zur Routier-Bureaukratie, zum verſeuchten Tſhin gehört), die patriotiſche und geiſtig reife société für ſich gewinnen. Die Terroriſten niederzwingen und für Ordnung ſorgen. Schnell den Bauern beweiſen, daß ihr altes Hoffen nicht unerfüllt bleibt; daß der Kaiſer bereit iſt, ihnen einen Theil der Apanagengüter zu überlaſſen. Dann konnten die Wahlen zur neuen Reichsduma beginnen. Das Volk würde einſehen, daß es ernſte, verſtändige Männer, nicht Schwätzer und wilde Narren, nach Petersburg ſchicken müſſe. Mit ſolchen Elementen war gedeihliche Arbeit im Tauriſchen Palaſt möglich. Sind wir denn nicht Alle Ruſſen? Haben wir nicht das ſelbe Ziel? Goremykins Hauptfehler war, daß er als Staatshaupt der Duma die Tenne leer ließ. Ich werde ihr ſo viel Arbeit geben, daß ſie gar nicht zum Schwatzen kommt und zunächſt mal ein paar Monate lang zu thun hat, um mit dem Bündel unſerer Geſetzentwürfe fertig zu werden. Ça ira! Wunderlich, daß ſich Einem gerade das Wort aus dem Carillon National auf die Lippe drängt. Folge des ewigen Geredes von der Großen Revolution. Unſinn. Wir leben nicht anno 1792. Wir werden die Krankheit überwinden. Zweifelt Ihr, ob mirs an gutem Willen fehlt? Keiner. Kennt Ihr mich als ehrenhaften Mann? Alle. Fürchtet Ihr, ich könne zu früh erlahmen? Sicher nicht. Wie in Sebaſtopol mein Vater Arkadij Petrowitſch, werde ich ausharren,

Go gle

so lange der Kaiser mich auf meinem Posten läßt. Und einstweilen darf ich mich seiner Gnade rühmen. Er weiß, daß er an mir einen redlichen und reinlichen Diener hat, der Alles dran setzen wird, Rußland wieder Ruhe und inneren Frieden zu schaffen ... Ungefähr so sprach der Ministerpräsident wohl auch, als er am fünfundzwanzigsten Augusttag in seiner Datscha die Gäste empfing. Der Nationalgruß, schrieb Matthisson im März 1792 aus Frankreich, ist hier jetzt: Ça ira; und die Antwort lautet gewöhnlich: Cela va. Ungefähr so wars auf Aptekarskij Ostrow. Zuversichtliche Stimmung. Die Lakaien serviren Thee, russisches Konfekt, Cigaretten. Plötzlich ein Krach. Die dünnen Wände des Landhauses bersten. Der Balkon stürzt herab. Dreißig Tote, dreißig Verwundete. Sechzig Opfer einer Bombe, die moskauer Verschwörer ins Haus geschmuggelt haben. Stolypin ist unverletzt. Seine fünfzehnjährige Tochter ist an beiden Beinen schwer verwundet, seinem dreijährigen Söhnchen ein Hüftknochen gebrochen. Nikolai Alexandrowitsch telegraphirt: „Ich finde keine Worte, um meiner Entrüstung Ausdruck zu geben". Und Peter Arkadijewitsch ruft in die Heimath hinaus, er werde, trotz diesem Erlebniß, unbeirrt auf dem Wege bleiben, den er, als Nachfolger Goremykins, als der Mann, der zur Auflösung der Reichsduma zu rathen wagte, im Juli beschritten habe.

Werde also auch künftig liberal regiren. Das hatte man von ihm erwartet, als man ihn auf den Platz Durnowos rief. Durnowos, den Europa, weils in den Zeitungen stand, für einen starren Reaktionär hielt; und der sein Leben lang doch nur ein gewissenloser Abenteurer war. Spieler und Schürzenjäger. Als ers, unter Alexander dem Dritten, bis zum Chef der petersburger Polizeiverwaltung gebracht hatte, hielt er sich ein Mädchen, das auch intimen Verkehres mit dem Gesandten Spaniens verdächtig war. Die Huldin leugnete natürlich. Durnowo wollte Klarheit, ließ die Korrespondenz des Spaniers überwachen und erbrach die an die gemeinsame Freundin gerichteten Briefe. Als der Gesandte dahintergekommen war, fuhr er zu Giers, der damals noch das Auswärtige Amt leitete, und forderte wüthend Genugthuung für diesen groben Verstoß wider die Rechte der Exterritorialität. Giers meldete die Sache dem Kaiser; und Alexander, der in Rechtsfragen unerbittlich war, schrieb an den Rand des Berichtes: „Fort mit dieser Kanaille!" Durnowos Karriere schien für immer beendet. Wars aber nicht.

Google

Der Weggejagte blieb in guten Beziehungen zum Haus des Finanzministers. Dort stellte er sich, als auf Ruriks Stuhl schon der kleine Nika saß, eines Tages mit der Bitte um fünfzigtausend Rubel ein, die er zur Deckung eines Verlustes brauche. Sergej Juliewitsch Witte war in der Wahl seiner Werkzeuge niemals heikel. Er sah sich den Bittsteller an. Ein pfiffiger Kerl, in alle Sättel gerecht und jetzt, nach den Tagen der Sexualhitze, auch arbeitsam. Den fest an sich zu ketten, war vielleicht nützlich. Zwanzigtausend Rubel, sprach der Mächtige, will ich Ihnen geben; die anderen dreißigtausend wird Ihnen, wenn ich dazu rathe, Sipjägin (der Minister des Inneren) vorstrecken. Sipjägin war ein vornehmer Bojar, der nicht gern arbeitete und seine schönsten Stunden erlebte, wenn er in seinem mit altrussischer Pracht ausgestatteten Haus den Gossudar bewirthen durfte. Der fügte sich. Nahm Herrn Durnowo auch als Adjunkten ins Ministerium. Dieser Mann, sagte ihm Witte, ist der zuverlässigste, den Sie finden können, und wird Ihnen die Last der Arbeit beträchtlich erleichtern. Wunderschön. Die Randbemerkung Alexanders war längst ja vergessen und der neue Pharao wußte nichts von Joseph. Durnowo hatte sein Geld, hatte eine einträgliche und wichtige Stellung: und würde Witte für immer verpflichtet bleiben. Sipjägin wurde (wie es in Rußland der Brauch ist: von einem Studenten) ermordet und Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe zur Nachfolge berufen. Am achtundzwanzigsten Juli 1904 riß eine Bombe diesen gefährlichsten Feind Wittes aus allzu thätigem Leben. Er war, in der gepanzerten Kutsche, zwischen Schutzmännerhecken, nach dem Bahnhof gefahren, um seinem Herrn in Peterhof die Aktenstücke vorzulegen, die Wittes Verbindung mit den Revolutionären beweisen sollten. Denn Witte war zwar nicht mehr Finanzminister, war nur noch (als Nachfolger des älteren, unserem Helden nicht verwandten Durnowo) Präsident des ohmächtigen Ministerkomitees, konnte morgen aber, als Arrangeur der Handelsverträge, wieder in die Sonne kommen; und sollte zuvor unschädlich gemacht werden. In seinem Portefeuille hatte Plehwe Alles hübsch beisammen. Diesen Schlag konnte Sergej Juliewitsch nicht überleben. Doch der procureur parvenu kam nicht bis ans Ziel. „Dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen", konnte, wie Burleigh zu Leicester, Durnowo zu dem Gönner sprechen. Und dabei doch spöttisch lächeln. Denn die Mappe mit den

Google

Beweisstücken war gerettet und Plehwes ältestem Adjunkten übergeben worden: Herrn Durnowo. Der wußte, als ein zur Dankbarkeit verpflichteter Mann, was er zu thun habe. Mit strahlender Miene, mit dem seligen Blick Eines, der endlich vergelten könne, überreichte er dem Patron alle unerheblichen Dokumente (die Plehwe miteingepackt hatte, um die Wucht der Hauptanklage zu mehren) und behielt nur die wichtigsten. Verwahrte sie sorgsam. Witte, der davon nichts ahnte, war überzeugt, daß er sich in dem Manne nicht getäuscht habe. Doch einmal ein wirklich dankbares Gemüth! Und war gewiß sehr zufrieden, als der treue Knecht Minister des Innern wurde. Der selbe Gentleman, den Nikas Vater mit Schimpf und Schande entlassen hatte. Nach kurzer Pause aber wurde die Hohe Excellenz Durnowo schwierig. Schien ein Vergnügen darin zu finden, Alles zu thun, was Sergej Juliewitsch, dem Ministerpräsidenten, mißfallen mußte. Und war selbst von dem Sieger von Portsmouth nicht niederzuringen. Denn Durnowo hatte Plehwes Beweismittel: und mit einem so gerüsteten maître-chanteur war nicht zu spaßen. Erst zugleich mit Witte schied auch „diese Kanaille“ aus dem Reichsdienst. (Die Hautfarne schütteln sich.)

Die Duma kam in Sicht; und die Erbweisheit asiatischer Herrscher empfahl, neue Männer auf die Bresche zu stellen. Wahrscheinlich würden die Semstwomänner das große Wort führen. Die Leute, die in den Landgemeinden Jahre lang zwar ihre Pflicht versäumt, weder für brauchbare Wege noch für andere Meliorationen gesorgt hatten; nun aber genau wußten, was dem Reich fromme. Denen stellen wir Goremykin, der gegen Witte so zäh das Recht der Semstwos vertreten hat, als Zielscheibe hin. Und zum Minister des Inneren machen wir Stolypin. Der ist sauber, denkt nur an den Staat, nicht an den eigenen Vortheil, kennt, als tüchtiger Landwirth, die Agrarverhältnisse der Wolga-Gouvernements, ist liberal und hat in Saratow den Räuberhaufen doch eine feste Hand gezeigt. Die Beiden müssen mit der Sprudeljugend des Parlamentes fertig werden. Müssen? Mit der, sagen sie bald, „ist nicht zu arbeiten; von den Behendesten nie; wir müssen die Duma auf ösen.“ Ob für diesen Entschluß aber der Kaiser zu haben ist?

Der mit Zeitungberichten gefütterte Europäer sah den Sohn Alexanders Jahre lang in falschem Licht. Im Hintergrund links Maria Feodorowna, die „herrschsüchtige Kaiserin-Mutter“; rechts

Google

Pobedonoszew, der Fürst der Finsterniß, neben dem der hohläugige Toledaner wie der behäbige Nachtportier eines Provinzgasthofes wirken würde; in der Mitte die Häupter der weltberühmten Großfürstenpartei. Und vorn ihr gelehriger Zögling. Nur schwach, sagt der Eine; schon ein Bösewicht, raunt der Andere. Alle sind in der Ueberzeugung einig, daß Nikolai Alexandrowitsch „reaktionär“ ist, immer, unter dem Einfluß der Schrecken sinnenden Kamarilla, den Ausdruck des Volkswillens mit roher Gewalt hindern möchte und nur aus Furcht manchmal zurückweicht. Kein Zug des täglich illuminirten Bildes ist ähnlich. Maria Feodorowna war seit dem Tod ihres Mannes für die Gewährung einer Konstitution, weil sie vor allen Anderen ahnte, daß der neurasthenische, unter Martern reichlichem Alkoholgenuß entwöhnte Knabe die Mütze des Monomachos nicht tragen könne. Pobedonoszew hatte keine Macht mehr und kam kaum je noch in den goldenen Zarenkäfig. Eine Großfürstenpartei gab es nicht. Michael Alexandrowitsch, der dem Vater ähnelt, wie der Vater die Folgen schlechten Regimentes vor Augen sah (und eine Weile des Landes Hoffnung war), hielt sich still. Die übrigen Großfürsten hörten am Liebsten nichts von der leidigen Politik. Gar nichts davon zu hören: Das war auch Nikolais sehnsüchtiger Wunsch. Werden Einem je denn erfreuliche Nachrichten gebracht? Widrige nur; Tag vor Tag. So wars in der Kriegszeit; so ists nach dem Friedensschluß geblieben. Unmöglich, nach Darmstadt oder wenigstens nach Kopenhagen zu gehen. Nicht einmal in die Krim, wo sichs im Sommer so behaglich lebte, kann man sich retten. Was wollen die Menschen denn eigentlich von mir? Ich thue, wo ich irgend kann, Gutes und ernte niemals Dank. Keiner sagt mir Angenehmes. Attentate, Straßengemetzel, Meutereien, Bauernaufstände. Sagt mir endlich doch Nettes, Ihr Hundeseelen! Sie thätens gern; doch ihre Lügen hätten zu kurze Beine. Der von den Menschen so unhold Bediente wendet sich an die Geister. Alexander der Erste, an den er (wie das Zerrbild ans Original) erinnert, ließ sich von der Prophetie der Krüdener den Weg in die Heilige Alliance und ins Gefild aller Tugenden weisen. Nika braucht nicht in die Ferne zu schweifen: hat die übers Geisterreich Herrschende in der Familie. Militza Nikolajewna, die vierzigjährige, seit 1889 dem Großfürsten Peter Nikolajewitsch vermählte Montenegrinerin, ist mit den spi-

Google

rits auf Du und Du. Sie hat den Geisterbeschwörer Philippe und später noch einen anderen Magus an den Hof gebracht, versteht sich auf alle Spiritistenkünste und sagt, mit unanzweifelbarer Zuverlässigkeit, dem Haupte der Gottorper die Folgen des Handelns und Unterlassens voraus. Alles wiederholt sich nur im Leben. Von Cagliostros Großkophtarolle ists nicht weit bis zu den Seancen der weisen Militza. Auch diese älteste Schwester der Königin Helene ist liberal; wie sichs für eine Tochter der Schwarzen Berge (und der schönen Milena, die, nach einem allzu berühmten Monarchenwort, Apfelsinen verkauft haben soll), eine moderne Spiritistin ziemt. Ist für „volksthümliche Reformen". Wie Maria und Alexandra Feodorowna. Die Mutter: weil sie ihr Söhnchen richtig einschätzt. Die Zaritza: weil sie das Männchen ganz für sich, für das Haus und die Kinderstube haben möchte und ihm ein Leben ohne Arbeit und Leibesgefahr, das behagliche Dasein eines Familienvaters nach englischem Muster wünscht. Die Frau des Großfürsten: weil die allwissenden Geister ihr also befahlen.

Die Drei waren natürlich froh, daß sie die Reichsduma hatten. Hielten sie, ganz wie in Europa die minder vornehme Dame Oeffentliche Meinung that, für ein Ventil, das gefährliche Dämpfe und Gase ausschließt. Nika war bald überredet. Die dem Papst-Kaiser treuen Mushiks, hatte ihm Witte gesagt, werden im Haus Patiomkins die Mehrheit haben; und ihn in den Glauben gelullt, hinter dem Stuckwerk des Parlamentsgebäudes bleibe die Autokratie unangetastet. Ein Bischen anders kams dann ja. Ließ sich aber noch immer ertragen. Daß die Minister beschimpft werden, schadet dem Gossudar nicht; erheitert ihm vielleicht sogar trübe Stunden. Die Kerle werden sich nach und nach beruhigen: und dann können wir am Ende noch mit den Kindern reisen. Da schlägt Goremykin die Auflösung der Duma vor. Das fehlte noch! Erst mußte die Majestät sich diesen Entschluß abringen und nun soll sie da wieder anfangen, wo sie im Oktober aufgehört hat? Abgelehnt. Ein paar Tage später wiederholt Goremykin den Rath. Nein. Alle Damen sind gegen die Auflösung. Trepow empfiehlt eifrig, die Duma weitertagen zu lassen. Unmöglich. Die Stunde, in der die Abgeordneten das Volk aufrufen wollen, rückt näher. Geht dieser Aufruf ins Land, dann haben wir im Herbst den Bauernkrieg: darüber ist im Kabinet nur eine Stimme. Am einundzwanzigsten

Google

Juli versammelt der Ministerpräsident die Kollegen. „Ich fahre nach Peterhof und komme entweder mit dem Auflösungdekret oder ohne Portefeuille zurück.“ Inzwischen hat Stolypin das Ohr des Kaisers gewonnen. Das Land braucht Ruhe. Jeder Tag bringt neue Schreckenskunde. Gubernatoren, Generale werden am hellen Mittag erschossen. Oeffentliche Kassen und Banken beraubt. Die Gendarmen wie Schlachtvieh gemetzelt. Wir hatten Bialystok; tobt die Duma so weiter, dann waffnet die Pöbelwuth sich zu neuen Judenhetzen. In Polen sieht es furchtbar aus. Und das Gift sickert ins Heer. Schon haben sogar die Preobraschenskojer, die Enkel der Männer, die Peter zu Kameraden erwählt und selbst gedrillt hat, die Dienstpflicht geweigert ... Das wirkt. Der Aufruf der Radikalen müßte den Bauern klingen, als lebe an der Newa kein Selbstherrscher mehr, nur die Puppe noch, die nach dem Willen der Schreihälse tanzt. „Und Sie glauben, daß die Auflösung die Lage nicht verschlimmern wird?“ „Verbessern, Majestät; mit meiner Person bürge ich dafür.“ „In Christi Namen denn!“ Als Goremykin kommt, findet er das Feld schon bestellt und braucht sich nicht anzustrengen. „Ihnen aber, dem alten, oft bewährten Diener, kann ich das neue Opfer nicht zumuthen. Wirklich nicht. Ihr Patriotismus wäre auch dazu willig: ich weiß. Doch Peter Arkadijewitsch ist bereit, die Last auf seine jüngeren Schultern zu nehmen.“ Noch wenn er nachgiebt, muß der Schwächling zeigen, daß er seinen Kopf für sich hat. Sonst glaubt ers selbst nicht. Goremykin fährt nach Petersburg zurück und spricht zu den harrenden Kollegen: „Mit dem Auflösungdekret oder ohne mein Portefeuille wollte ich wiederkehren. Nur diese Alternative sah ich; und vergaß, daß es eine dritte Möglichkeit gab. Die ist Ereigniß geworden. Ich bin nicht mehr Minister. Der Kaiser hat auf meine Dienste verzichtet. Aber die Auflösung beschlossen. Das unterzeichnete Dekret ist in den Händen des Ministerpräsidenten Stolypin.“

In Peterhof hatte der Entschluß des Zaren Schrecken erregt. Trepow, der Mann ohne Nerven, rang die Hände. Das Damenterzett stöhnte. Keine Rettung mehr? Militza Nikolajewna will das letzte Mittel versuchen. Der arme Nika wird ins Sitzungzimmer gebeten. Der Psychograph arbeitet. Unsichtbare Hände heben den Tisch. Klopftöne. Der Geist materialisirt sich. Und der Sinn all der Wahrnehmungen? „Die sichere, unabwendbare Folge der

Google

Reichstagsauflösung ist der Ausbruch der Revolution.“ Ganz deutlich war der Spruch zu verstehen. Da habt Ihrs ... Nach Mitternacht ruft das Telephon den neuen Premier von hastiger Arbeit. Stolypin! Botschaft aus Peterhof. Was giebts denn so pät noch zu melden? Heilige Mutter Gottes: der Gossudar selbst!

„Ich will das Auflösungdekret zurückhaben. Bringen Sie mirs selbst. Ich habe mit Ihnen zu reden. Die Duma tagt weiter.“

„Unmöglich, erhabener Herr! Alle Befehle sind heraus!“

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß ichs will!“

„Unmöglich, großer Kaiser! In alle Theile Deines Reiches sind, bis ans Weiße und ans Gelbe Meer, Depeschen geschickt; alle Behörden kennen in dieser Stunde den Beschluß ihres Herrn; alle Vorbereitungen, die das Gelingen des Planes sichern sollen, sind unwiderruflich getroffen. Durch Rückzug würde ich zum Gespött.“

„Diese überflüssige Eile! Als ob man solchen Schritt nicht reiflich überlegen müßte! Konnten Sie denn nicht warten?“

„Ich hatte die Unterschrift meines gnädigen Gebieters und durfte nicht säumen. Zögerung hätte mich Landesverrath gedünkt.“

„Unterschrift! Die kann der Kaiser doch zurücknehmen. Die Treusten schwören darauf, daß wir morgen die Revolution haben werden. Das hätten wir dann Ihrer blinden Hast zu danken!“

„Das Land wird morgen ruhiger sein, als es heute, als es seit langen Monaten war. Euer Majestät Umgebung verfügt nicht über das hier gesammelte Nachrichtenmaterial; braucht für Euer Majestät Sicherheit aber nichts zu fürchten. Ich schaue in Rußlands Herz. Mein Kopf mag fallen, wenn meine Zuversicht trügt!“

„So sicher sind Sie Ihrer Sache?“

„So sicher!“

„Und übernehmen die volle Verantwortlichkeit?“

„Mit ruhigem Gewissen.“

Nikolai Alexandrowitsch streckt sich aufs Lager. Und träumt, mit noch wachem Auge, ein Minister könne ihn, der als Autokrat geehrt sein will, ein von seiner Laune erhöhter Diener ihn von der Verantwortung entlasten. Wie klug wars, gerade Diesen zu wählen!

Stolypin behält Recht: Alles bleibt ruhig. Kleine Meutereien, an die man längst gewöhnt ist. Niemand achtet noch drauf. Der Ministerpräsident wird in Peterhof mit offenen Armen empfangen. Endlich steht der richtige Mann am Ruder! Sie möch-

Google

ten ein paar Dumamitglieder ins Kabinet nehmen? Ganz einverstanden. Besseres könnten Sie gar nicht thun. Sie müssen der Gesellschaft, die Ihnen offenbar Vertrauen schenkt, so weit wie möglich entgegenkommen. Nur jetzt keine Repression, die irgend zu vermeiden ist! Mein Entschluß, eine neue Reichsduma einzuberufen, bleibt unerschütterlich. Sie können es Jedem wiederholen. Und meiner Gnade, meines Schutzes gewiß sein. Giebt es höheres Glück? Schon hatten die Moskauer, die Leiter des Monarchistenbundes der echt russischen Männer, geflüstert, der Zar werde sich im Kreml dem Volk zeigen, erklären, er sei getäuscht, zu falschen Schritten verleitet worden, und aufs Neue die Unantastbarkeit der Autokratie verkünden. Und gerade jetzt hatte er dem Mann seines Vertrauens erlaubt, den Liberalen Portefeuilles anzubieten. Seine Freude währt nicht. In Sweaborg und in Kronstadt wüthet der Aufruhr. Von Peterhof kann man hinüberblicken. Den Donner der Schiffsgeschütze hören. Die Gluth der Feuersbrünste sehen. Mit Auge und Ohr lauschte der Kaiser in heller Nacht; und ahnte die Absicht der Rebellen. Siegten sie, dann sperrten sie ihm die Ausfahrt, nahmen ihm die in der Kronstädter Bucht ankernde Yacht Standart, fanden in der Hauptstadt Verbündete, die wahrscheinlich nur des Losungwortes harrten, und diktirten dem in Peterhof Eingeschlossenen ihres Willens Gebot. Angst größert die Gefahr. Nikolai glaubt sich verloren. Irrt, nachts noch mit dem Kodak, am Ufer umher, rast, jammert, befiehlt, seine Yacht in Reisebereitschaft zu setzen. Lieber drüben im Gefecht fallen als hier betrunkenen Sklaven gehorchen! Wieder die Allure des Helden. Wieder hält sie nicht lange vor. Die Zaritza reißt ihren Knaben aus dem Bett, wirft sich mit ihm in den Staub und fleht den Mann, den Vater an, sie nicht zu verlassen, leichten Sinnes nicht sein Leben aufs Spiel zu setzen. Aus dem Zwiespalt der Gefühle löst den Verzweifelnden eine Ohnmacht. Als er erwacht ist, kommt die Meldung, die ärgste Gefahr sei vorüber; in beiden Brandherden verglimme das Feuer. Auch diesmal ist Militzas Geisterkunde noch nicht Wahrheit geworden; ein Marineputsch wars, nicht die gefürchtete Revolution. Doch das Nachterlebniß hat den Wagemuth gedämpft. Die anmaßenden Wünsche der Oktobristen zu erfüllen, dünkt ihn jetzt unmöglich. Und der Ministerpräsident, dessen Jugend und rascher Aufstieg einzelne

Google

Kollegen aus dem Kabinet gescheucht hat, muß Beamte auf die den Vertretern der Gesellschaft vorbehaltenen Stühle rufen. Fünf Jahre danach wird er, der sich in den Entschluß zur Reichstagsauflösung und Wahlrechtseinschränkung aufgerafft hat und als Bändiger des Aufruhrs gefeiert wurde, in Kiew ermordet.

Seitdem ist, in den Jahren der bosnischen Krisis, des deutschen Pantherspunges nach Agadir, der Balkankriege, des Kampfes um den Oberbefehl im konstantinopler Corps, die Sorgenlast des Kaisers nicht leichter, des Hausvaters schwerer geworden. Die Psychose der Frau läßt sich nicht länger bergen. Wird Alexej, sein einziger Sohn, als Bluter und wunder Zärtling je regirungfähig? Dem nächsten Agnaten, Michael, dem Bruder des Zaren, sperrt die Ehegemeinschaft mit einer unebenbürtigen Frau nicht den Weg auf den Thron; und ein Erbfolgestreit zwischen Alexej Nikolajewitsch und Michael Alexandrowitsch könnte einst die Grundmauer des Hauses Holstein-Gottorp lockern. Großfürst Kyrill kam, als Sohn Wladimirs, nie recht in die Gnadensonne; ist, als Sohn einer Mecklenburgerin, die erst nach seiner Geburt in den orthodoxen Griechenglauben übertrat, des Thronfolgerechtes verlustig und könnte, weil er seine Base geheirathet hat und die Frucht aus einer Ehe von Geschwisterkindern nach Rußlands Fürstensatzung nicht erbberechtigt ist, nie einen Sohn auf Ruriks Stuhl setzen. Den Frauen hat Zar Paul Petrowitsch, Katharinens irrer Sohn, in knirschender Erinnerung an Mamuschkas rauhe Erzieherstrenge, die Thronfolgefähigkeit aberkannt; und die Aufhebung dieses Hausgesetzes (zu Gunsten der Großfürstin Olga) ist zwar leis erörtert, noch aber nicht, durch einen sichtbaren Akt des Selbstherrschers, Ereigniß geworden. Zu anderem Uebel also noch die Ungewißheit, wer nach Nikolai regiren werde. Dessen stämmiger, erbarmunglos thatkräftiger Oheim Nikolai Nikolajewitsch hat sich spät der (vom Leuchtenberger Georg geschiedenen) Herzogin Anastasia, dritten Tochter Nikolas von Montenegro, vermählt. An einem Hof, dem die Herrin fehlt, vornan zwei rührige Frauen vom Schwarzen Berg, denen die Könige von Italien und von Serbien verschwägert, die Spukgeister unterthan sind. (Künden sie stets blanke Wahrheit? Ein Lustrum ging, sei Nikola Goldhochzeit feierte, sich zum König krönte, Victor Emanuel und Helene, Nikolai Nikolajewitsch und Anastasia, den serbischen Kronprinzen, den Zaren und den Thronfolger der Bulgaren bei seinem Doppel-

Google

feſt ſah. Seine Tochter hat damals, während Huſſein Hilmi Paſcha, der Geſandte des Sultans, auf anderer Triſt graſte, dem Mund flinker Geiſter nachgeſprochen, endlich nahe der Tag, der den in Nikolas Drama „Die Balkanzaritza“ himmelan geſtöhnten Wunſch erfüllen, Serben, Bulgaren, Kroaten in Freundſchaft einen und den Griechen verbünden werde. Nah war er; hat aber ſeine Sonne nicht überlebt. Und der Großfürſt-Generaliſſimus ſagt nicht mehr, auf den koburgiſchen Bulgaren ſei wie auf Felsgrund zu bauen.) Hallt wieder Klopfton ins Ohr des gutmüthig ſchwächlichen Goſſudars, ſchmeichelt mit Glückshoffnung oder ſchreckt mit Familienfährniß? Erſtrahlt noch einmal der Stern Gregorijs Raſputin, des bäueriſchen Weisſagers, der in der ſibiriſchen Heimath den Mägden die Brüſte gekitzelt und in Peters Stadt, mit der Stimme des zürnenden Bußpredigers, Fürſtinnen aus Zobel und Seide ins dampfende Sühnbad gerufen hat? Er konnte Kokowzew ſtürzen und als Wittes, des ſpät „liberal“ Gewordenen, Schützer ſich ſpreizen, das Branntweinverbot durchdrücken und den Flatterminen der Dumademokraten ungeritzt trotzen. Der Selbſtherrſcher und der Heilige Synod haben ſich unter ſein Rügewort, ſeinen Heilandsblick gebeugt; er könnte Frieden gebieten. Doch wir wiſſen nicht, ob er die Bruſtwunde, die eines gekränkten Weibes Waffe ihm ſchlug, überſtanden, auf dem Schlüpfweg wieder den innerſten Hof erreicht oder die Gewalt an einen neuen Generalſtabschef der Zarenſeele verloren hat. Wiſſen nur, daß Goremykin aus der Amtsgruft ans Licht kletterte, im Orkan am Steuer hocken mußte und daß in Nikolais Reich das Wahrſcheinliche nie geſchah.

Unter den Fittichen des Palaeologenadlers wittert das älteſte Byzanz; das Oſtrömerreich mit ſeiner Fälſcherkunſt, ſeinen gewiſſenloſen Hofparteien und dem Mord als Politikermittel. In der Tiefe: die Bleibſel tatariſcher Barbaren. Dazwiſchen Urchriſtengekribbel, das Fron und Noth, Leid und Schmach in ſtummer Demuth trägt, ſeinen Gram in Chorlieder verbranden läßt und noch in wild jäher Luſtigkeit den ihm nicht Zugehörigen an Nekraſſows Seufzer erinnert: „Wie traurig iſt, Herr im Himmel, unſer Rußland!“ Das Sichtbarſte, die feine „Geſellſchaft“, iſt im Weſenskern heute, wie der aus Weltmannsallure in fromme Menſchlichkeit gereifte Tolſtoi ſie ſah. Damen und Herren putzen ſich nach anderer Weſtlandsmode, ſtolziren in friſchem Geiſtfirniß und merken nicht, daß ſie, die in Pagencorps und Garde, an Zigeunermädchen und

Google

Kunstdirnen die russische Seele erkunden wollten, in der Heimath Fremde geblieben sind. Ueber den im Stoff ungleichen, auch nicht in Wahlverwandtschaft neigenden Schichten glimmt noch der Schein der Selbstherrschaft; fehlt aber der Herr, dessen wuchtiger Zugriff, wie in der Hochzeit skandinavischer Warjaeger, litauischer Romanows, holsteinischer Gottorper, das Reich zu erhalten, zu mehren vermöchte. Albern ist das Gerücht, der Zar erfahre das Wichtigste nicht, werde in Blindheit und Taubheit getäuscht und wage niemals, den Ohm zu tadeln. Er ist Caesar und Oberpriester, befiehlt dem Leib und dem Geist seines Islam und wird nicht seltener heftig als vor und neben ihm die von Geburtzufall auf Gipfel geschleuderten Knirpse. Nur: der Zorn des Aelteren ist Brand, des Jüngeren ein aufzuckendes und schon verglühendes Flämmchen; der Kaiser brütet in einer Welt der Märchen und Gespenster, der Großfürst steht auf sehnigen Beinen fest in häßlich-schöner Wirklichkeit. Der brüstet sich in Beharrenskraft; will nicht enden wie sein Vater, der Mathematiker und Ingenieur, den, nach umglänztem Kriegsanfang, der Rückzug aus Rumelien und die Plewnaklemme um den Feldherrnruf brachten; und muß sich deshalb gegen den Wunsch nach raschem Friedensschluß stemmen. „Daß Du zu früh verzagtest, hat Dir, in der Mandschurei, eine Niederlage eingetragen. Von geduldiger Ausdauer war sie zu vermeiden; denn die Japaner wurden bei Mukden matt. Darfst Du von viel breiterem, hellerem Feld, aus Mitteleuropa, Dir eine zweite holen? Als von Deutschen, Oesterreichern, Ungarn, Türken Besiegter, vor Polen, Südslawen, Asiaten schimpflich Erniederter hoffen, Dir und Deinem Jungen die Krone zu wahren? Und was zwänge in hündische Winselei? Das Heer ist nicht zersprengt noch der Zucht entsplittert. Hat, im Verhältniß zu den Menschenschöpfquellen der drei Hauptländer, nicht mehr Mannschaft, Tote, Schwerverwundete, Gefangene, verloren als der Feind und nie etwas einem Königgraetz oder Sedan auch nur Aehnliches erlitten. Aus Ostpreußen und den Karpathen, aus Przemysl und Lemberg habe ich die Armeegruppen vor Umfassung gerettet. Spottschlecht war nur die Arbeit der petrograder Verwaltung. Der Esel Suchomlinow hatte das große Maul mit dick eingespeichelter Zusage angefüllt und konnte dann nicht leisten, was wir gegen die Gebirge feindlicher Munition brauchten. Das tapferste Fußvolk kann im Hagel von Haubitzen- und Mörser-Geschossen die Gräben nicht halten. Poliwanow wirds besser machen.

Google

Unsere träge Industrie ist endlich mobil geworden; und England, Frankreich, die Vereinigten Staaten, Kanada, Australien, Japan wissen jetzt, worauf es ankommt. Uebermorgen werden wir Waffen und Munition, Stiefel und Autos, Train und Kriegschemikalien in Fülle haben, für ein Jahr gesicherten Nachschub: und sollten ein Ende machen? Eine Pause, wenns sein muß. Was auch noch nicht gewiß ist. Erlahmt die Türkei oder ermannt sich ein einziger Balkanstaat, vor oder nach dem Einbruch in Konstantinopel, dann ist das Bild von heute nicht wiederzuerkennen. Sonst? Warten. Im Nothfall rückwärts weichen, den Kriegsschauplatz, nach Kutusows Muster, in eine Wüste veröden. Sich sammeln, rüsten, die Erfahrung des ersten Jahres nützen und mit frischer Kraft dann den ermüdeten Feind überschwemmen. Der mag sich inzwischen auf anderen Fronten entkräften. Wir kommen wieder nach Galizien und Preußen; weiter sogar. Zweimal waren wir drin; zweimal die Feinde dicht vor Warschau. In keiner Hauptstadt aber so lange wie wir in Lemberg. Unsere zierlichen pariser Anbeter haben mit ihrer flinken Feder das richtige Wort der Stunde hingekritzelt: Jede Dampfwalze (der Vergleich mit Deinem Heer stammt vom Times-Oberst Repington) geht vor und wieder zurück, vernichtet aber mit beiden Wechselbewegungen, was auf ihrer Bahn gelebt hat. Laß den lieben Vetter George und den zum Speien vergötterten Joffre mal ihre Leute in Offensive, die nicht nur auf dem Befehlsblatt steht, aufpeitschen; ist was draus zu lernen: her damit! Mir ist nicht bang. Wir finden neue Helfer. Bricht Wilson auch nur, ohne Kriegserklärung, den Verkehr mit Berlin ab, findet Venizelos das Scheit, an dem das Griechenfeuer aufloht, dann werden die Bequemsten in den Wirbel gezerrt. Bajazzos Geheimniß ist ja, daß die Schächer da unten nichts Beträchtliches wagen, nur fette Beute erlisten, also nicht lange theuren Krieg führen, sondern mit ihrer Option den Tag der Entscheidung heranharren wollen. Wenn sie uns ohnmächtig glaubten, würden sie, um nicht gewinnlos zu bleiben, wenigstens ihre wohlwollende Neutralität schnell an unsere Feinde verschachern. Daß sie deren Anträge noch immer ablehnen, erweist ihre Schlauheit. Mit hundertsiebenzig Millionen Menschen, unzählbarem Privatkapital, zwanzig Milliarden allein in Kirchen und Klöstern, mit kaum zu ahnendem Reichthum auf und unter der Erdscholle: ohnmächtig! Unser Krieg beginnt erst. Auch Napoleon hat sich eingebildet, Rußland besiegt

Google

zu haben. Wo Ehrgefühl und Interesse in Eintracht sind, folgt der Verständige ihrem Rath. Der warnt hier, nach mißlungenem Vorsprung allein, ohne Sozien, mit zwei harten Feinden zu verhandeln. Ehe Du Dich dazu entschlössest, die Gefolgschaft des Westens verlöreſt, die Hand von Serbien zögest und vom Thron der Slawenwelt stiegest, schenktest auch Du Bessarabien weg und mästetest den Stolz der Japaner (die mit China ja fürs Erste fertig sind), bis sie die Gelegenheit lockt, mit entscheidendem Stoß in den Europäerkrieg einzudringen und durch den einen Schlag die andächtig gefürchteten Herren und Erben Asiens zu werden. Revolution? Der Russe will diesmal Sieg oder Tod. Selbst der ehrenwerthe Anarchist und Fürst Kropotkin mahnt seine Gemeinde, zunächst, für zähen Kampf gegen die Feinde Rußlands, sich hinter Deine Majestät zu schaaren. Ein paar Schreihälse an den Galgen. Ein paar Dumakerle ins Ministerium. Der wackere Goremykin amortisirt und durch einen nicht ganz Verkalkten ersetzt. Dann bist Du das allgeliebte Väterchen, des Heiligen Rußlands Krone und Kreuz. Und kannst, in Livadia oder Taschkent, in Sibirien oder in der Küstenprovinz getrost den Besuch Derer erwarten, die Dich an der Schwelle des zweiten Kriegsjahres in Friedensschluß zwingen möchten."

Wird Rußland nach raschem Sommerfriedensschluß trachten? Die letzte Antwort spricht, wie die erste sprach: Nein. Nach Menschenermessen wird es die aus dem Grab erweckte Hoffnung auf Konstantinopel nicht schnell wieder einsargen. Nicht leicht zweifeln lernen, daß von Frankreich, dem Gläubiger, von England und Amerika, die seine Schätze zu heben gieren, ihm Hilfe kommen, am Balkan oder in Ostasien hoher Preis ein starkes Schwert aus der Scheide zücken werde. Ehe nicht auch seine ältesten Waffen, Raum und Zeit, unwirksam geworden sind und ein Zustand, der nicht mehr Krieg, noch nicht Friede ist, dem Reichskörper den Athem abgeschnürt hat, wird es sich nicht in Ergebung ducken. Nach Menschenermessen. Doch Rußland ist, als Völkerweide und als Seelenzone, unermeßlich. Aus Dreck und Trunkenheit tritt der Pope an den Altar: und der Blick der reinen Magd dankt dem Geweihten für Himmelsspende. Aus versickerndem Schnee duftet schon Blüthe. Nicht an Binsen knote sich unser Vertrauen auf Friedensfreude. Bettet es tief in die Erdkraft der deutschen Heimath: dann biegt oder bricht es kein Wintersturm.

Go gle

Emil Rathenau.*)

Gedächtnißrede, gehalten am Tage der Beisetzung, dreiundzwanzigsten Juni 1915, in Oberschöneweide von seinem Sohne Walther Rathenau.

Hochverehrte Freunde!

Wehren Sie dem einzigen überlebenden Sohne nicht, wenn er es wagt, an der Bahre des Vaters zu sprechen. Diese Stunde gehört nicht dem Herkommen, sie gehört dem tiefsten Menschlichen, das in unserem Herzen lebt, und sie gehört der inneren Freiheit. Die Freiheit aber und den Muth, vor Sie hinzutreten, nehme ich von ihm, von seiner Liebe, von seinem Vertrauen und von seinem Wort.

Ich bitte Sie: lassen Sie uns unsere Herzen fassen und festhalten; nicht weiche Wehmuth und verzagte Klage soll uns erfüllen, sondern Erinnerung und Andacht, Dankbarkeit und Glaube.

---

*) Ergänzung des vor acht Tagen vom Herausgeber hier unternommenen Versuches, das Wesen Rathenaus, des Schöpfers, wägendem Sinn greifbar, dem Blick umfaßbar werden zu lassen. Wie von fern ein froh die Gestalt bewunderndes Auge ihn sah, wurde dort angedeutet. Wie der nicht nur als Blutserbe Nächste ihn sieht, kommt in der Rede zu männlich die schrankenlose Liebe bekennendem Ausdruck. Am letzten Bett des von Sonnengunst mit seinem Werkstoff, mit Wärme und Licht, bis in die Gnade raschen, wehfreien Todes Gesegneten sind, in einer Herzkammer seiner Schöpfung, in der Halle des Kabelwerkes Oberschöneweide, diese Sätze gesprochen worden. Von seinem Sohn, der, als Betrachter und als Gestalter, Physiker und Zeitpsychologe, Leiter großer Industrie- und Finanzunternehmungen, als Verfasser der Bücher „Impressionen“, „Reflexionen“, „Zur Kritik der Zeit“ und als Organisator der unserem Krieg die Rohstoffe sichernden Kräfte, aus dem Recht eigener Persönlichkeit sich ungemeine Schätzung erworben hat. Und an dieser Bahre nun, dennoch, ahnen ließ, wie tief er, im Menschlichsten, sich dem Vater, dem Schöpfer, verschuldet fühlt. So tief, daß der inbrünstige Drang nach dem Bekenntniß die Scheu überwinden mußte, in solcher Stunde selbst von dem geistigen Bilde des geliebten Meisters die Hülle zu heben und weithin zu rufen: „So lebt er in mir!“

Google

Das Denkmal meines Vaters steht in Ihren Herzen und ich kann keinen Stein hinzufügen und es nicht verschönern. Aber ich kann ihm eine Inschrift geben; und diese Inschrift wird in Ihren Herzen dauern, weil sie geschrieben ist mit dem Griffel der Wahrheit und der Liebe.

In jener räthselvollen Nacht, als Einer, der ein Großer genannt wurde in Israel, zu seinem Meister kam, da sprachen sie von den letzten Dingen des Daseins, von Leben und Wiedergeburt, vom Stirb und Werde. Da sagte Jesus: Der Geist wehet, wo er will, und Du hörst sein Sausen. Aber Du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist Jeglicher, der vom Geiste geboren ist. Das verstand Nikodemus nicht und er fragte. Der Meister wies nach oben und deutete auf das göttliche Geheimniß.

Wir aber, die wir nach Jahrtausenden diese Worte hören, wir vernehmen das Rauschen des Flügelschlages und den Athem des Geistes; und leise, in Ehrfurcht, sprechen wir das Wort: Genius.

Dieser Flügelschlag weht um den Sarg in unserer Mitte und dieser Hauch des Geistes berührt uns; der Hauch des Genius, der von unbekannten Höhen hernieder und empor strömt.

Vierfach sind die Gaben, die höchsten, die der ewige Geist den Menschen spendet, die er liebt, die er mit Leiden segnet und denen aufs Haupt er die Verantwortung der Welt bürdet; vierfach herrlich, vierfach widersprechend und vierfach geheimnißvoll: die erste Gabe ist die Gabe der Einfalt, die andere ist die Gabe der Wahrheit, die dritte ist die Gabe des Schauens, die höchste aber ist die Gabe der Liebe.

Einfalt, kindlicher Glaube! In den Kämpfen des Lebens, im Ringen der Geister, im Bauen der Jahrhunderte, wie kann die Einfalt Macht haben?

Und doch, so ist es. Dieser Mann hatte die Einfalt und die Kindlichkeit und die Reinheit des Herzens; mit dieser Einfalt ergriff er alles Irdische, das ihm entgegentrat; und jede Erscheinung war ihm neu und war ihm staunenswerth und Ehrfurcht gebietend und echt. Mit Staunen stand er der Welt gegenüber und mit Staunen den Menschen. Er hat Menschen bekämpft, wenn er glaubte, daß sie das Falsche thaten oder dachten. Aber er hat nie einen Menschen verachtet in seinem Leben, er hat die menschliche Gestalt

Google

geehrt und das menschliche Antlitz für das Abbild des göttlichen gehalten, denn er war einfach und rein.

Einst sprach man im Kreise seiner Freunde von dem vermeintlichen Räthsel seiner Erfolge und Alles wurde herbeigezogen, um Das zu erklären. Der Eine sagte: die Kraft, der Andere: die Zähigkeit, und der Dritte und Vierte manches Verschiedene. Aber Einer sagte: „Das ist es nicht; es ist die Kraft, die er hat, daß er nur das Einfache begreift."

Und nur Das begriff er. Welche Frage an ihn herantrat, er faßte sie nicht leicht, er wälzte sie mit sich, er trug sie auf sein Lager, er lebte und kämpfte mit ihr: und langsam wich das Verworrene, das Vielfältige und Vielspältige und es trat hervor die Einfachheit, die nicht in den Dingen lag, sondern die in dem reinen Geiste lag, der sie betrachtete: und dann stand die Lösung da, unerwartet, wie von der Natur geboren, wie von einem Gott gesprochen, selbstverständlich und doch vorher nicht gefunden. Denn alles Echte ist einfach und kindlichem Geist erschlossen.

Die zweite Gabe aber ist die Gabe der Wahrheit.

Wie verträgt sich Das? Wie kann kindliche, naive Anschauung eindringen bis zum Kern der Dinge? Wie kann sie die Hülle herunterreißen von der Erscheinung? Wie kann sie die letzte nackte Gestalt des Wesens enthüllen? Ist sie nicht allzu vertrauensvoll und allzu leicht zu täuschen?

Sie ist leicht zu täuschen für den Augenblick: und so konnte ihn täuschen, wer wollte; denn er glaubte, was man ihm sagte; jedes gesprochene Wort war für ihn ein echtes Zeugniß, so wie das seine. Aber die Täuschung konnte nicht halten vor diesem reinen Blick, der in die Tiefe und in die Ferne drang.

Es ist eine kühne Frage und sie darf gestellt werden: Wer, Freunde, unter Ihnen hat je aus seinem Munde ein doppelsinniges, ein vieldeutiges Wort gehört? Und doch war Das nicht die ganze Wahrheit, wie er sie verstand.

Auch Das war nicht die ganze Wahrheit, daß er kein Geheimniß haben konnte. Oft haben seine Freunde geklagt, er sei kein guter Verhändler, er könne nicht die Dinge weise abwägen, sie nach und nach zur Geltung bringen, sie vorsichtig und diplomatisch in Verhandlungen verwenden. Nein, Das konnte er nicht. Sah er einen Menschen, so brach die ganze Wahrheit aus ihm hervor

Google

und da gingen tausend Dinge in Brüche und Scherben und tausend Dinge waren nicht mehr zu binden und zu leimen. Dann aber, wenn sie dennoch hielten, wenn sie die Kraft und die Wucht der Wahrheit getragen hatten, dann waren sie unzerbrechlich, dann waren sie die Bausteine seines Werkes geworden; und diese Festigkeit, diese Härte seiner granitenen Mauer: Das ist die Stärke der unzerbrechlichen Wahrheit.

Aber auch Das ist nicht das Letzte. Sein letzter Wahrheitwille drang tiefer, er drang in den Kern des Lebens, in den Kern der Dinge: da fiel der Schleier der Maja und es trat hervor das Wesen. Und so wendete er sich gegen sich selbst, so zerriß er in den Augenblicken des Zweifels, des Ungenügens und der Bedrängniß sein eigenes Werk, wenn er es nicht für würdig und nicht für echt hielt; so blickte er dem Gorgonenhaupte ins Antlitz und übte diese Kraft, die ewig noththut: die Kraft, der strengsten Wahrheit Rede und Antwort zu stehen. Gott gebe, daß diese große Zeit, die Alles in uns erneuert und reinigt, auch uns diese Kraft und Kühnheit des Blickes in die Augen der Wahrheit beschert.

Aber diese ist die dritte Gabe: das Schauen. Und das Schauen ist innere Schöpfung und geistige Vision. Das ist das Unbeschreibliche und Das ist das Unbegreifliche.

Wir wissen, daß es geweihten Menschen gegeben ist, auch Das zu erblicken, was verhüllt ist von Nacht, was verhüllt ist vom Dämmer der Vergangenheit und dem Schleier der Zukunft. Nicht Zauberkraft ist es, nicht dunkle Mystik: es ist das Wesen des Menschen, in dem die Welt als Mikrokosmos zum zweiten Male lebt und von Neuem sich schafft, es ist das Wesen des Menschen, in dem sich die Erscheinung abbildet, wie in einem lebendigen Spiegel, vereinfacht, aber von den gleichen Gesetzen bewegt. Und indem er sein Inneres befragt, erblickt und erkennt er die Geheimnisse des Aeußeren, die Geheimnisse der Welt.

Man sagt, meines Vaters Werk sei mit ihm gewachsen. Nein, Das ist es nicht. Nicht mit ihm ist es gewachsen: aus ihm, aus seinem Geiste, aus der Kraft des Schauens ist es hervorgebrochen wie eine Naturkraft. Wer ihm nahgestanden hat, Der weiß, wie erschütternd es war, wenn er in seiner einfachen Sprache von Dingen erzählte, die ihm selbstverständlich schienen; aber diese Dinge waren nicht selbstverständlich, denn es waren keine Erinnerungen

Google

und es war keine Gegenwart. Was er erzählte und was er schilderte, Das war die Zukunft; und in dieser Zukunft sah er so klar, wie wir sehen in unserer Zeit und in Dem, was wir von der Vergangenheit wissen. So kamen die Menschen von weit her und fragten ihn: Was wird aus dieser Technik, was wird aus jenem Verkehr, was wird aus dieser Wirthschaftform und was wird aus jener Entwickelung? Und dann gab er ihnen stille Antwort; und wunderte sich nur über das Eine, daß der Andere nicht als ein Selbstverständliches schmähte, was er ihm aussprach.

Und so haben wir seine Werke entstehen sehen, das eine nach dem anderen. Als er zum ersten Mal diese kleine Birne leuchten sah, da sah sein Auge die Erde umspannt mit kupfernen Netzen, da sah sein inneres Auge den Strom rinnen von Land zu Land; und es genügte ihm nicht, daß er nur Licht spenden sollte, er wollte ihn zum Träger haben der Kraft, der Lebenskraft der Wirthschaft, er sollte bewegen und er sollte befruchten. So sah er veränderte Gestaltungen der Massenbewegung vor seinem Blick, als der Verkehr die neuen Formen gewinnen sollte, die er noch jetzt nicht gewonnen hat; so sah sein Auge in die Zukunft, als er es für möglich hielt, aus den Flanken der Erde Metalle und seltene Stoffe zu reißen mit der Gewalt dieses Stromes, dem er sein Leben gewidmet hatte; so sah er viele Dinge, die heute unerfüllt sind und die einst der Erfüllung entgegengehen. Das war die Gabe seines Schauens.

Wie ist es nun möglich, daß ein Mensch, kindlich und einfach und dennoch der Wahrheit vermählt und dennoch mit dem Blick begnadet, der ins Dunkle durchdringt, wie kann er noch der höchsten Gabe gewürdigt werden, ohne die es kein ewiges Schaffen, ohne die es keine ewige Menschheit nnd ohne die es kein ewiges Leben giebt: die Gabe der Liebe?

Und Sie wissen, daß er sie besaß. Sie wissen, wie mit Feuerarmen er ergriff, was ihm beschieden war als Aufgabe, als Rohstoff, als zu Gestaltendes. Und dennoch: wie schwer ist es, dieses Wirken der letzten und höchsten Kraft dem Auge zu klären!

Als ich in dem Schmerze dieser Abende ein Buch öffnete, da fand ich einen Satz, der hat mich getröstet; und ich brauchte nicht weiter zu lesen. Es war das sechsundneunzigste Stück im dritten Abschnitt von Goethes „Maximen und Reflexionen“.

Google

Da heißt es: Das Wahre ist gottähnlich. Es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen errathen.

Aus ihren Verkörperungen dürfen wir seine waltende Liebe messen; diese Manifestationen dürfen wir schauen und fassen.

Wo stehen wir? Auf dem rauchenden Boden der Arbeit. Lassen Sie vor den Augen des Geistes diese Wände hinwegsinken; blicken Sie in die Ferne, blicken Sie hinweg über diese nächste Stätte der Werkthätigkeit; lassen Sie Ihr Auge schweifen über die Länder und Zonen: und Sie sehen das rastlose Weben der Werke, Sie hören das Stampfen der Kolben, das Donnern der Schienen und das Rauschen der gebändigten Wasserläufe, die ihre Kraft in den Dienst der Menschheit zwingen.

Diese Manifestationen der Liebe sehen Sie und hören Sie, und wie Homer erzählt vom Bau der Mauern von Troja, die aufstiegen unter den Saitenklängen Apolls, so stieg sein Lebenswerk empor unter den Klängen der Liebe und unter der Leier des Gottes.

Das war seine Liebe zu den Dingen.

Seine Liebe zum Menschen war stark, aber sie war nicht sanft; sie war nicht hingebend und sie war nicht weich, aber sie umfaßte Den, den sie liebte, und sie zog ihn zu sich empor; und der Mensch, der ihm nahstand, fühlte die Läuterung seines Athems. Und das Stärkste, was starke Liebe wirken kann, Das wirkte sie: sie entfachte Liebe. Diese Liebe ist entfacht und glüht in Tausenden von Herzen. Und diese Liebe lebt und überlebt ihn.

So haben die vier großen Gaben des ewigen Geistes sich auf sein Haupt gesenkt; deshalb fühlen wir das Rauschen und das Brausen des Flügelschlages und ahnen den Sonnenhauch des Genius, der von höchsten Welten herabdringt, zu ihnen in heiliger Wechselwirkung emporsteigt.

So war das Werk, so war der Mensch; und deshalb war so sein Leben und so sein Tod. Denn Eines kann niemals täuschen. Täuschen kann der Mund des Menschen und sein Blick, seine Schrift und sein Wort; aber nie kann Eines täuschen und blenden, Eines ist verfallen dem unerbittlichen Richterstuhle der Wahrheit: Das ist die Gesammtheit eines Menschenlebens. Und auch der Tod ist ein starker Zeuge Dessen, was wir sind.

Google

Sein Leben liegt vor uns offen wie ein aufgeschlagenes Buch. Wir blättern darin und finden die Seiten der köstlichen Mühsal, die Seiten der Verzweiflung und der Leidenschaft und die wenigen Zeilen der glücklichen Augenblicke, des vollendeten Schaffens. In diesem Buche ist auch verzeichnet die Summe der Werke seines äußeren Lebens und diese Summe ist einfach und kurz. Kurz und einfach wie alles Echte und wie alles Große.

Auch vor ihm gab es in Deutschland eine stolze, bewundernswerthe Technik, auch vor ihm gab es einen emsigen Kaufmannsstand von Ehrenhaftigkeit, Größe und Weitsichtigkeit; auch vor ihm gab es eine Wirthschaftkunst, welche die goldenen Ströme des Landes zusammenfaßte, um sie dahin zu leiten, wo das Bedürfniß sie forderte. Aber mit drei Griffen, die der dreifachen Natur seines Intellekts entsprangen, diese Kräfte zu sammeln, sie auf ein Ziel zu lenken, eine Einheit zu schaffen von Technik und Finanzkraft, Finanzkraft und Kaufmannsgenie: Das ist sein Werk. Und Das ist nach ihm vorhanden; vorher war es nicht da. Denn nur Der konnte es machen, der gleichzeitig ein Denker und ein Empfinder, ein Rechnender und ein Enthusiast, ein Mann der Wissenschaft und der Technik war.

Mit diesem dreifach wuchtenden Hammer hat er mitgeschmiedet an der dritten Waffe, die heute in den Händen des Reiches unseren Feinden furchtbar ist. Neben der Waffe des Heeres und der Waffe der Flotte ist diese dritte die Waffe der Wirthschaft.

So zeugt sein Leben und so sein Tod. Wie an dem Junisonntag seines Todes das Jahr auf seinem Sonnengipfel harrte, so war der Zenith seines Lebens nicht überschritten und er stand in der Kraft seines Geistes. Er starb ungebrochen, inmitten der Arbeit, die von Neuem heranbrandete von allen Seiten, da es hieß, Vorsorge zu treffen für die Wiedergeburt unserer Wirthschaft nach dem Kriege. Von ferne erblickte er die dämmernden Gipfel der neuen Friedenswelt, die sich uns aufthun wird und die, so Gott will, größer, schöner und reiner sein wird als die vergangene; sie zu betreten, war ihm nicht beschieden.

In diesem Augenblick des Schauens ist er gestorben. Gestorben in den Armen meiner lieben Mutter, an einem hellen, glücklichen Tage, an dem zu ihm herüberrauschten aus der Ferne die wehenden Fahnen und die Fanfarenklänge unserer siegreichen Heere.

Google

Nun bestatten wir ihn an diesem strahlenden Tage, der abermals einen herrlichen Sieg gebracht hat, so wie sein Vater bestattet wurde unter den Trompetenklängen des Einzuges im Jahre 1871.

Vater, lebe wohl! Lebe wohl, denn wir bestatten Deinen Leib zur Erde. Wir bestatten zur Erde diese reine Stirn, hinter der die hohen Gedanken keimten und die nun ruht von Sorgen und Mühen.

Wir bestatten Deine tiefen und wahrhaften Augen, die wir geliebt und die uns geleuchtet haben.

Wir bestatten zur Erde Deine reinen Hände, die Segen gebracht haben Allem, was sie berührten.

Zur Erde bestatten wir Dich, die in diesem Jahr so viel Opfer empfängt der Thränen und des Blutes und der Leiber, die reine Saat, aus der das Reich keimen wird, das Reich des Geistes und der Macht, das Reich des Glaubens und der Seele. So Gott es will! Lebe wohl, Vater, aus tiefem Herzen: lebe wohl!

Wir bestatten Deinen Leib, aber wir bestatten nicht Deinen Geist. Der steigt empor mit der Kraft, die ihm die Sonne verliehen hat, empor zu den Höhen, von denen er gekommen ist und zu denen er heimkehrt. Aber Dein Leben lebst Du jetzt wahrhaftig. Bei Gott, Du lebst es wahrhaftig, Du lebst es lebender als wir, die wir lebendig sind und gegen Dich nur Schatten. Und an Deinem Leben laß uns, Vater, unsere Lebensfackel entzünden, an Deiner Wahrheit unser Irren erleuchten, laß uns aus Deiner Kraft unsere Kraft schöpfen und unseren Glauben aus Deinem Glauben: zur Arbeit an unserem heiligen deutschen Lande und zur Arbeit im Dienst des ewigen Geistes!

Und nun, Vater, grüße ich Dich, in tiefster Ehrfurcht, mit dem Segensgruß Deiner und meiner Väter, mit dem Segen Mosis, der zum Segen geworden ist aller Menschenvölker und aller Geschlechter.

Der Herr segne Dich und behüte Dich,
Der Herr lasse sein Antlitz Dir leuchten und sei Dir gnädig,
Der Herr erhebe sein Antlitz über Dich
Und gebe Dir Frieden.
Amen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Wir müssen deutsch schreiben.

Eines der Machtmittel unseres Hauptfeindes ist die englische Sprache, durch sie wird ein großer Teil der Welt, insonderheit auch Nordamerika beherrscht. Mit Britanniens Sprache wandert englisches Wesen, englisches Denken allerwärts ein. So traut die Welt willig den englisch gefärbten Kriegsberichten. Die deutsche Wahrheit dringt durch das englische Sprachfilter nicht durch. Da sollten wir uns doch wirklich in Deutschland nicht mehr der englischen Schrift bedienen. Wer die lateinische Schrift unserer Schulen benutzt, der schreibt in Wahrheit englische Schrift. Unter dem Namen „Ecriture anglaise" ist diese Schrift auch nach Frankreich gekommen. Da wir ja so sehr fürs Fremde schwärmen, so haben wir mit hochachtungsvoller Verbeugung uns die englische Lateinschrift zu eigen gemacht und sind auf dem besten Wege, die Schrift eines Goethe, Körner, Jahn und anderer echter Deutscher ganz zu verleugnen. Besonders unsere jungen Damen schwärmen für die englische Schrift.

Franz Leberecht schildert uns in seinem Buch „Hundert Jahre deutscher Handschrift" recht anschaulich, wie die wirklich echte deutsche Schrift in dem vor uns liegenden Zeitabschnitt von 100 Jahren ausgeschaut hat. Leberechts Buch ist im Verlage für Schriftkunde und Schriftunterricht Heintze & Blanckertz, Berlin, Georgenkirchstraße 44, erschienen. Dieser Verlag hat auch die bereits sehr beliebte Ly-Mappe von Rudolf Blanckertz für reine deutsche Schrift herausgegeben. Musterbeispiele nebst einem Uebungsheft und den dazu erforderlichen Ly-Federn sind in dieser Mappe vereint. Es ist nicht überflüssig, gerade gegenwärtig auch auf Georg Wagners „Grundlagen der Schrift für Schule und Leben" hinzuweisen. Der Künstler, Lehrer und Schriftkenner Wagner hat hier ein meisterliches Lehrwerk geschaffen, das aus leicht schreibbaren schönen Beispielen nebst Leitfaden besteht. Doch erschrecke nicht, verehrter Leser, wenn du entdeckst, daß Georg Wagner ebenso wie der Herausgeber der schon genannten Ly-Mappe dir deine so geliebte spitzige englische Feder aus der Hand windet und dich zum breitgeschnäbelten deutschen Kiel zurückführt. Nur keine Sorge, der Kiel braucht nicht nach Urgroßväterart zurechtgeschnitten zu werden, nein, nein, er liegt in Tausenden von fabrikmäßig hergestellten Stücken aus feinem, biegsamem Stahl mit sorglich geglättetem Schnabel fertig geschnitten vor und kommt unter den Bezeichnungen Ly- und To-Federn in den Handel.

Deutsche Gründlichkeit, deutsche Wissenschaft und Technik haben den neuen deutschen stählernen Schreibkiel geschaffen, der nunmehr, wie das deutsche Schwert, England bekämpft.

Denke deutsch und schreibe deutsch, dann wirst du alle Feinde überwinden.

Es mag noch erwähnt werden, daß Professor Kuhlmann in Hamburg-Altona sehr nachdrücklich für die Herrschaft der reinen deutschen Schrift eintritt, so auch in seinen neusten Ausführungen im Maiheft 1915 der „Neuen Bahnen", Zeitschrift für Erziehung und Unterricht.

Google

4% Anleihe der Firma Fried. Krupp, Gußstahlfabrik, Essen/Ruhr, vom Jahre 1893.

Die am **1. Juli 1915** fälligen Zinsscheine und Schuldverschreibungen dieser Anleihe werden vom Verfalltage ab eingelöst:

in **Essen** bei der **Hauptkasse** von **Fried. Krupp Aktiengesellschaft,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft, Filiale Essen,**
„ **Berlin** bei der **Königlichen Seehandlung (Preußische Staatsbank),**
„ „ bei der **Berliner Handels-Gesellschaft,**
„ „ bei der **Dresdner Bank,**
„ „ bei der **Deutschen Bank,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
„ „ bei dem Bankhause **S. Bleichröder,**
„ „ bei der **Bank für Handel und Industrie,**
„ „ bei dem Bankhause **Delbrück, Schickler & Co.,**
„ **Dresden** bei der **Dresdner Bank,**
„ **Elberfeld** bei der **Bergisch-Märkischen Bank, Filiale der Deutschen Bank,**
„ **Frankfurt a. M.** bei der **Deutschen Bank, Filiale Frankfurt,**
„ „ bei der **Deutschen Vereinsbank,**
„ „ bei der **Direction der Disconto-Gesellschaft,**
„ „ bei der **Dresdner Bank** in **Frankfurt a. M.,**
„ **Hamburg** bei der **Deutschen Bank, Filiale Hamburg,**
„ „ bei der **Dresdner Bank** in **Hamburg,**
„ **Köln** bei dem **A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.,**
„ „ bei dem Bankhause **Deichmann & Co.,**
„ „ bei dem Bankhause **Sal. Oppenheim jr. & Co.,**
„ **Leipzig** bei der **Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt,**
„ „ bei der **Dresdner Bank** in **Leipzig,**
„ **Magdeburg** bei dem Bankhause **F. A. Neubauer.**

4% Anleihe der Fried. Krupp Aktiengesellschaft, Essen/Ruhr, vom Jahre 1908.

Die am **1. Juli 1915** fälligen Zinsscheine und Schuldverschreibungen dieser Anleihe werden vom Verfalltag ab bei den auf den Zinsscheinen angegebenen Zahlstellen eingelöst.

Berliner Zoologischer Garten

Grossartigste Sehenswürdigkeit der Welt!
Grösste u. schönste Restaurationsanlage der Welt!

Täglich grosses Konzert.

Neu! AQUARIUM mit Terrarium u. Insektarium.

Das Kurhaus Bad Nassau in Nassau a. d. Lahn ist auch während der Kriegszeit geöffnet. Die schöne, gesunde Lage im herrlichen Lahntal übt immer wieder ihre alte Anziehungskraft aus und die wohnlichen Einrichtungen des Kurhauses genügen selbst den verwöhntesten Ansprüchen. Ein grosser, schattiger Park macht den Aufenthalt im Freien besonders angenehm und die grossen Waldungen, die Lahn und die vielen kleinen Gebirgsbäche bringen auch an heissen Sommertagen erfrischende Kühlung. Die medizinischen Einrichtungen des Kurhauses sind auch im letzten Jahre wieder vervollständigt worden und stehen völlig auf der Höhe der Zeit.

Auskunft erteilt bereitwilligst die Verwaltung des Kurhauses.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Juli 1915.

Die sieben Siegel.

Bellerophon.

Vom Schlachtfeld bei Waterloo ist Napoleon am zwanzigsten Juni 1815 nach Paris zurückgeeilt; um zu retten, was noch rettbar scheint. Mit verstaubtem Rock und speckig glänzender Haut keucht er, fast ohne Athem, in den Elysischen Palast. Zur Kammer möchte er reden; mit Stachelworten sie, einmal noch, in Entschlußkraft aufpeitschen. Sie will nichts hören. Erbittet die Abdankung. Fouché, einst das Haupt der Polizeischnüffler, jetzt der Provisorischen Regirung, und Oesterreichs Staatskanzler Metternich bürgen für die Thronfolge des kleinen Napoleon. „Mein politisches Leben hat geendet und ich verkünde die Thronbesteigung meines Sohnes.“ Der Entkrönte scheint ruhig. Spazirt im Garten und antwortet im Ton heiterer Gelassenheit den Bürgern, die, ihren Kaiser vom Rücktritt abzumahnen, über die Mauer geklettert sind. Der Drang der Menge schwillt an. Jerome, Joseph, Lucian fürchten, die Regirung, die schon Zurückhaltung fordern ließ, trachte dem Bruder ans Leben oder wolle ihn dem Feind ausliefern. Bonaparte geht, mit Las Cases, nach Malmaison, wo er, vor dem unglücklichen Feldzug, in wehmüthig ahnungvoller Erinnerung an Josephine einen halben Tag verträumt hat. Durch Kammerbeschluß ist Napoleon der Zweite Kaiser der Franzosen und bis zu seiner Mündigkeit die Staatsgeschäftsleitung einer Regentschaft anvertraut. Der Feind rückt vors Thor der Hauptstadt (wo Davout, als Oberbefehlshaber, noch über siebenzigtausend Mann ver-

Google

fügt); in elf Tagen ist Blüchers Heer von dem belgischen Schlachtfeld bis nach Gonesse, dicht bei Paris, gelangt. Wenn der Kaiser an die Spitze des Heeres zurückkehrte? Allzu laut ist auf allen Landstraßen noch der Ruf: „Vive l'Empereur!" Die Regirung beschließt, den gefährlichen Mann durch den Generallieutenant Becker und eine Abtheilung der Gensdarmes überwachen und so schnell, wie es ohne Gewaltanwendung möglich ist, aus der Gährungzone wegbringen zu lassen. Wohin? „Im Hafen von Rochefort sind zwei Fregaten seeklar zu machen, die Napoleon Bonaparte in die Vereinigten Staaten von Amerika bringen sollen." Am nächsten Tag kommt der Gegenbefehl: „Zuerst nach der Insel Aix." Becker (den Fouché, als einen vom Kaiser Gekränkten, für das Wächteramt erwählt hat) meldet sich; so ehrfürchtig, als stünde er vor dem noch in Allmacht Regirenden. Bonaparte erbietet sich, als einfacher General, ohne Fürstenrang, die Truppen gegen den Feind zu führen. „Ich werde Blücher schlagen." Da die Regirung den Antrag ablehnt, verläßt er, am neunundzwanzigsten Juni, La Malmaison. Oberhofmeister Bertrand soll für Bücher sorgen; aus der pariser Bibliothek Werke über Kriege und Kriegskunst, über Amerika und Egypten, alle Jahrgänge des „Moniteur de l'Empire", die beste Encyklopädie und die brauchbarsten Wörterbücher kommen lassen. In Saintes wird der Zug von jakobinischem Pöbel überfallen, das Gefolge bezichtigt, den Staatsschatz mitgeschleppt zu haben, in ein Wirthshaus gesperrt; durch das Drängen treuer Landleute aber befreit. Bonaparte ist nicht belästigt worden. Am dritten Juli, morgens, kommt er in Rochefort an, wo ihn General Gourgaud erwartet. Er legt die Uniform ab und zeigt sich, vom Söller der Seepräfektur (die nun, wie jedes Haus, in dem der Kaiser weilt, „Schloß" heißt), im Bürgerrock der Menge. Er ist still, kalt; scheint von dem Sturm des Ereignisses kaum gestreift. Ein Marinelieutenant und ein Schiffsfähnrich erbieten sich, auf einer Piroge den Kaiser zu retten. Ein junger Franzose, der eine dänische Brig führt, will ihn nach Amerika bringen. Nein. Am achten Juli, zehn Minuten nach Fünf, scheidet er vom Festland Frankreichs. Ist der Traum der hundert Tage, hundert Nächte ausgeträumt? Von der Küste winkt eine dichte Schaar dem Hafenboot nach, das ihre Hoffnung durch die starke Brandung trägt. An Bord der „Saale" wird Bonaparte mit den seinem Rang ziemenden Ehren

Google

empfangen; Salut hat, in seinem Auftrag, Gourgaud verbeten. Der muß bei ihm bleiben, bis der Schlaf sich des im Tiefsten nun doch Erschütterten erbarmt; und wird um vier Uhr früh schon wieder in die Kabine gerufen. Landung auf der Insel Aix. Massenjubel; wie bei der Abfahrt aus Rochefort. Festungwerke und Geschütze werden besichtigt. Der Seepräfekt bringt den Befehl der Provisorischen Regirung: Weiterfahrt binnen vierundzwanzig Stunden. Trübsal auf allen Stirnen. Der Kaiser riegelt sich ein. Soll er bleiben, sich in Widerstand-waffnen, nach Bordeaux fliehen, in die Vereinigten Staaten entschlüpfen? Das Vernünftigste ist wohl, zunächst die Absicht der Engländer zu ergründen. Las Cases klettert an Deck des englischen Kriegsschiffes „Bellerophon". Verdächtiger Name. So hieß der Sisyphosenkel, der, wie Jakobs Sohn Joseph, sich gegen Verführung sträubte, von der Enttäuschten deshalb des Angriffes auf ihre Frauenehre geziehen und, mit einer Tafel, deren Geheimschrift ihn als des Todes würdig bezeichnete, an ihren Vater gesandt wurde. Der war redlicher als die buhlsüchtige Königin von Tiryns; wollte den Gast nicht meucheln und schickte ihn, um der lieben Tochter doch ein Bischen willfährig zu sein, auf die Reise ins Abenteuer. Bellerophon zähmt den Pegasos, tötet die Feuer speiende Chimaera und besiegt die Amazonen. Solchen Hauptkerl will der Lykerkönig, der geilen Anteia zum Trotz, halten: giebt ihm die jüngere Tochter zur Frau und kürt ihn zum Mitregenten. Der in Macht Gestiegene möchte sich an der bösen Schwägerin rächen; heuchelt ihr Liebe, schmeichelt sie auf seinen Pegasos, schwingt sich hinter sie und stürzt die Jammernde bei Melos ins Meer. Den Alternden, vom Erfolg Trunkenen hat, auf dem steilen Weg auf den Grat des Olympos, die Hybris gepackt und geblendet. Irr streift er, Menschenhasser und von den Göttern gehaßt, bis an seines Lebens Ende durch ödes Land. Denkt Las Cases daran? Ahnt er, daß der Geleitschein, den er holen will, seinem Herrn zum Bellerophonsbrief werden könne? Er birgt, daß er Englisch versteht; kann aber, mit aller List, von den stocksteifen Briten nichts irgendwie Günstiges erlangen. Geleitscheine nach Amerika hat die Admiralität bisher nicht geliefert; die Parlamentärflagge würde das Schiff, das den Kaiser ins Freie tragen wollte, nicht vor der Beschießung schützen; er solle nach England gehen, wo man ihn gut behandeln werde. Die Falle ist aufgestellt. Und zugleich kommt

Google

aus Paris die Meldung, daß der Bourbonkönig seit dem achten Juli wieder in den Tuilerien thront. Der tückische Fouché hat, zum hundertsten Mal, sein Wort gebrochen: sich mit Wellington verständigt, den Kammerbeschluß, der dem Sohn Bonapartes die Krone sicherte, entkräftet, mit König Louis heimlich und flink gezettelt und ihn, nach der Zusage allerhöchster Dankbarkeit und Gunst, unter dem Schutz britischer Bayonnettes in die Hauptstadt eingeschmuggelt. Zweite „Restauration" des angestammten Herrschergeschlechtes. Und wirklich nun das Ende der bonapartischen Herrlichkeit?

„Vive l'Empereur!" Noch tönts vom Strand der Insel und von den Fregaten „Saale" und „Meduſa". Begeisterung Verzweifelnder nennts Gourgaud. Mit vollen Segeln naht der „Bellerophon". Sein Geschütz donnert. Um den Einzug der Verbündeten in Paris zu feiern? Bonaparte haust in der Wohnung des Platzkommandanten. Soll er Flucht versuchen oder sich den Briten ergeben? (Die hat er nicht immer gehaßt. Noch auf Sankt-Helena spricht er zu Montholon: „Die Engländer sind uns überlegen. Mit einem englischen Heer hätte ich die Welt erobert und seine Zucht hätte sich auf dem langen Weg nicht gelockert. Nach zehn Niederlagen von der Art der bei Waterloo erlittenen wäre mir nicht ein Mann, nicht eine Parlamentsstimme entlaufen, wenn ich England's Vertrauensmann, nicht Frankreichs, gewesen wäre; und ich hätte das Spiel schließlich gewonnen.") Gourgaud fürchtet, daß jedes kleinere Schiff angehalten, der Kaiser gefangen und in den londoner Tower gebracht würde. Savary, Herzog von Rovigo, ist für Flucht. Auch General Lallemand. Auf dem dänischen Schiff, das Branntwein geladen hat, sind nur vier Matrosen; der französische Kapitän Besson hat alle Papiere in Ordnung, einen giltigen Paß und kann vier Personen verstecken. Abgemacht. „Ich gehe nach Amerika. Dort werde ich als schlichter Bürger leben. Rückkehr, wie von Elba, ist unmöglich. Bis man drüben eine zuverlässige Nachricht hat, vergehen zwei Monate. Die Engländer würden mich anständig behandeln. Gerade dadurch aber würde ich erniedrigt. Ich bin Mensch, kann den Gedanken, unter Todfeinden zu leben, nicht ertragen und fühle, daß die Geschichte mich, weil ich in den Vereinigten Staaten meine Freiheit suche, nicht verurtheilen wird. Fällt unser Schiff in die Hand der Engländer, dann bleibe ich Herr meines Schicksals und kann mich töten. Gestern

Google

wollte ich, abends, auf den englischen Kreuzer gehen und rufen: ‚Weil ich zur Zerstückung meines Vaterlandes nicht mitwirken mag, suche ich hier Zuflucht, wie Themistokles that.‘ Doch mein Entschluß wurde nicht fest.“ Gourgaud fängt ein Vögelchen, das sich ins Zimmer verirrt hat, und heißt es ein Glückszeichen. „Des Leides ist ringsum genug. Lassen Sie es frei. Aber wir wollen, wie römische Auguren, genau nun auf den Vogelflug achten.“ Das Thierchen fliegt rechtwärts. „Richtung nach dem englischen Kreuzer, Majestät! „Alles vergebens. „In Amerika kann ich, wenn Langeweile sich mürrisch meldet, tausend Meilen weit fahren. Und werde nie an Rückkehr denken.“ Trauriges Nachtmahl. Das Gepäck wird auf die Dänenbrig gebracht; dem Gefolge aber vorgetäuscht, der Kaiser wolle sich den Briten ergeben. In der vierten Stunde nach Mitternacht fahren Las Cases und Lallemand mit der Parlamentärflagge wieder nach dem „Bellerophon“ hinüber. „Um seinen Landsleuten neuen Bürgerkrieg zu ersparen, will der Kaiser sich selbst verbannen. Muß England solchen Edelmuth, der den Friedensschluß erleichtert, nicht mit würdiger Behandlung lohnen?“ Wird es auch, sagt Kapitän Maitland; „Englands Volk läßt sich in edler Gesinnung nicht übertreffen und wird gern dem Kaiser gewähren, was ihm gebührt.“ Rückfahrt. Berathung in der Kommandantur. Fünfzehnhundert Seesoldaten wären zu haben; die Besatzungen von Rochefort und La Rochelle zu gewinnen; aus der Vendée Zuläufer zu hoffen. Was aber vermöchte solches Häuflein gegen die halbe Million des Vierbundes? Der Thron von Frankreich ist besetzt und der König mit Bonapartes Feinden einig. Bürgerkrieg wäre nutzlos blutiger Frevel. Alle Stimmen weisen nach England. An dessen Prinz-Regenten schreibt, noch auf Aix, der Kaiser: „Königliche Hoheit! Als ein von den europäischen Mächten und von der Parteiwuth, die mein Land zerfrißt, Angefeindeter scheide ich aus dem politischen Leben und suche, nach dem Beispiel des Themistokles, Zuflucht am Herd des Britenvolkes. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze und bitte Eure Königliche Hoheit, als den mächtigsten, hartnäckigsten und edelsten meiner Feinde, mir diesen Schutz zu gewähren.“ Gourgaud soll den Brief nach England bringen; dort ein Landhaus miethen und ausbedingen, daß Bonaparte nicht bei Tag in London ankommt und nicht gezwungen wird, in eine englische Kolonie zu gehen. An Bord

Google

der Korvette „Staney“ reist er ab. Kommt nach Plymouth; doch nicht nach London. Darf auch nicht zu Lord Keith, dem Chef der Kanalflotte, sprechen. Gar nicht an Land. Die Korvette segelt nach Torbay. Dort ankert der „Bellerophon“, den Napoleon Bonaparte am vierzehnten Juliabend betreten hat. Als freier Gast des britischen Volkes, glaubt er; und fühlt nun, daß er Gefangener ist.

Noch nicht mit schmerzhafter Deutlichkeit. Er empfängt Gourgaud sofort; hört, daß der Brief nicht abgegeben worden ist; hofft aber, daß der versprochene Eingriff des Admirals Hotham leidlicheren Zustand erwirken werde. Die Offiziere sind artig. Einer nur, Korvettenkapitän Gambier, wird beinahe grob, als Bertrands Frau ihn gebeten hat, ihr seine neue Zeitung zu leihen. Uebles Vorzeichen. Ein Trost: die Fülle der freundlich Neugierigen, die den Kaiser sehen möchten und deren Boote das Schiff umringen. Sogar Früchte werden an Bord geschickt. Das paßt dem Befehlshaber nicht. „Kein Verkehr mit dem Festland!“ Barsche Worte und Flintenschüsse verscheuchen die Boote. Sechsundzwanzigster Juli: Ankunft vor Plymouth. Bonaparte ist seit fünfunddreißig Tagen nicht mehr Kaiser, seit elf Tagen auf See: und weiß noch nicht, wie die nächste Zukunft sich ihm gestalten wird. Bewaffnete Boote sperren den Kreuzer von jedem Verkehr ab. Lord Keith kommt nicht an Bord, sondern befiehlt den Kapitän Maitland zu sich an Land. Der kehrt mit umwölkter Stirn zurück; ist schweigsam und antwortet auf die Frage, weshalb sich, dicht an Back- und Steuerbord des Kreuzers, zwei Fregaten vor Anker gelegt haben, nur: „Befehl der Admiralität.“ Morgens geht er wieder an Land, nimmt, auf Bonapartes Wunsch, den Themistokles-Brief mit und erzählt nach der Rückkehr, der Admiral werde kommen, aber ohne Geschützsalut empfangen werden: damit ihm nicht höhere Ehre zufalle als Seiner Majestät. Das schmeckt dem Ohr des Machtlosen. Gestern hat böses Gerücht sich in die Kabinen geschlichen. „In den Tower gehts!“ „Nein: nach Sankt-Helena. Und die zwei Fregaten befördern die Wachmannschaft.“ Bonaparte ist ruhig geblieben. „Aus freiem Willen bin ich hier. Was ich mir ausbedungen habe, sagt mein Brief an den Prinz-Regenten. Mein Vertrauen mit schnödem Betrug erwidern: thörichter Klatsch!“ Heute ist heiterer Himmel. Das Meer von Vergnügungbooten bedeckt. Tausende. Ganz England, sagt

Google

Las Cases, scheint nach Plymouth zu pilgern. Musik. Die Häupter lüften sich. Viele Männer, Frauen, Kinder winken mit der rothen Nelke, des Kaisers Blume. Von hundert Lippen grüßt Heilswunsch den Mann, der um Fünf an Deck steigt. Nur: aus den Zeitungen schallt anderer Ton; hämischer, der bis in plumpe Verleumdung sinkt. Endlich, am Achtundzwanzigsten, kommt Keith. Ist sehr höflich; bleibt aber nur zwanzig Minuten beim Kaiser. Am letzten Julitag bringt er den Unterstaatssekretär Bunbury mit, der einen Erlaß der britischen Regirung überreicht. „Gegen unser Land und gegen die Verbündeten des Königs würden wir die wichtigste Pflicht verletzen, wenn wir dem General Buonaparte irgendeine Möglichkeit ließen, noch einmal den Frieden Europas zu stören. Da diese Erwägung jeder anderen vorangehen muß, kann die Freiheit des Generals nicht unbeschränkt bleiben. Als Aufenthaltsort haben wir für ihn die Insel Sankt-Helena erwählt, deren Klima gesund ist und deren Lage die Sicherung der Person ohne allzu unbequeme Vorsichtmaßregeln ermöglicht. Drei Offiziere aus dem Gefolge (nicht Savary noch Lallemand) und der Chirurg Maingaud dürfen den General Buonaparte begleiten; dann aber nicht ohne Erlaubniß der englischen Regirung die Insel verlassen. Contreadmiral Sir Georges Cockburn wird den Transport leiten und in ein paar Tagen zur Ausreise fertig sein.“ Das Bergromanenblut schäumt auf. „Lieber den letzten Tropfen hier, auf der Stelle, verspritzen, als in solche Schmach schreiten! Weh England, wenn es mir so die größte Huldigung vergilt, die zu ersinnen war!“ Der Admiral bittet, ihm die Weigerung schriftlich zu geben; und empfängt ein Blatt, auf dem, ungefähr, steht: „Ich bin Gast, nicht Gefangener. Lieber den Tod als Sankt-Helena.“ Savary und Lallemand rufen, auch schriftlich, den Schutz der Britengesetze an (werden aber nach Malta, ins Fort Manuel, gebracht). Nach dem Sturm wird der Korse rasch wieder still. Schon am ersten Augustabend fragt er Las Cases, ob er auf ihn, als Begleiter, rechnen dürfe; und scheint von der Zusage erfreut. Am zweiten sagt er: „Ich muß wohl hin. Manchmal, freilich, packt mich die Lust, ein Ende zu machen. Dann könntet Ihr in Eure Familien heimkehren. Bedenken würden mich nicht hindern. Ich glaube nicht an Bestrafung im Jenseits; meine Vorstellung von Gottes grenzenloser Güte widerspricht ihr. Und warum sollte Gott den Wunsch,

Google

schnell in sein Reich zu gelangen, hart strafen? Dennoch: man darf sich nicht von seinem Schicksal wegstehlen, sondern muß mit ihm ringen." („Im Widerstand gegen Seelenqual zeigt Mannesmuth sich eben so leuchtend wie in feindlichem Feuer; wer sich tötet, um nicht länger seelisch zu leiden, gleicht dem Feigling, der vor dem Sieg vom Schlachtfeld läuft": im Floreal des Republikanerjahres X hats der Erste Konsul, nach dem Selbstmord zweier Grenadiere, in einem Armeebefehl gesagt.) „Ich werde mein Erlebniß darstellen. Arbeiten! Nur mit der Sichel der Arbeit sind die Halme der Zeit zu schneiden. Es wird gehen!" Er ist ruhig, scherzt über die Frau des Großmarschalls Bertrand, die ihrem Mann, dem General Gourgaud und Anderen wüste Vorwürfe macht und sich (ein Hohn auf den Männergedanken an Selbstmord) ins Wasser stürzen will, und ergötzt sich an der Menge rother Nelken, die von der Küste und aus den Booten über die Rhede hin glühen. Wie Hoffnung. Kann Verrath heimisch werden, wo ernste Treue wacht?

Im Grau des vierten Augustmorgens werden die Anker gelichtet. Englische Zeitungen haben angekündet, General Buonaparte werde an Bord des „Northumberland" übersiedeln. Der, heißt's, wird noch in Portsmouth armirt. Wohin also die Fahrt? Der Kaiser läßt sich nicht sehen und will nicht speisen. Gewisper: „Er hat sich vergiftet." Nein. Las Cases schreibt, im Kanal, den an Keith gerichteten Protest des Kaisers nieder. „Vor Gott und Menschheit verwahre ich mich hiermit feierlich gegen die Verletzung meiner heiligsten Rechte und gegen die Gewalt, die mich der Freiheit beraubt. Aus freiem Willensentschluß bin ich an Bord des ‚Bellerophon' gekommen, dessen Kapitän mir sagen ließ, er sei von seiner Regirung angewiesen, mich, wenn ich's wünsche, nach England zu bringen. Gast also bin ich, nicht Gefangener. In gutem Glauben habe ich mich unter das Gesetz Englands gestellt, dessen Boden ich betrat, als ich auf dieses Schiff stieg. Bin ich von der Regirung, die den Kapitän zu Empfang und Versprechen anwies, in eine Falle gelockt worden, dann hat sie selbst ihre Flagge besudelt und ihre Ehre verthan. Nie wieder dürften Briten dann mit ihrem Biedersinn, mit der Geltung von Recht und Freiheit in ihrer Heimath prahlen. Die Gastfreiheit auf dem ‚Bellerophon' würde den Glauben an Britentreue für immer verschütten. Getrost erwarte ich den Spruch der Geschichte. Ein Feind, wird sie sprechen,

Google

der zwei Jahrzehnte lang England bekämpft hatte, kam, freiwillig, im Unglück an Britaniens Herd; dadurch, daß er sich unter den Schutz englischen Gesetzes stellte, gab er den stärksten Beweis von der Achtung und dem Vertrauen, die er dem alten Feind entgegenbrachte. Und wie vergalt England den hochherzigen Entschluß? Es heuchelte dem Feind Gastfreundschaft, streckte ihm die Hand hin und stieß ihn, da er eingeschlagen hatte, ins Verderben!" Er zögert; unterschreibt dann: „Napoleon". Am Sechsten, nach einem Tag rauher Dünung und allgemeiner Seekrankheit, geht das Schiff vor Anker. Bunbury, Cockburn, Keith kommen an Bord. Regirungbefehl: „Den Franzosen sind alle Waffen abzunehmen. Nach der Ueberführung auf S. M. S. ‚Northumberland' hat Sir Georges Cockburn das Gepäck des Generals Buonaparte genau zu untersuchen. Bücher, Weine, Möbel sind durchzulassen; auch Silberzeug, wenn sichs in den Alltagsbedarf einschränkt und nicht als ein Vermögensgegenstand erscheint, dessen Erlös den Eigenthümer bereichern könnte. Gold, Werthpapiere, Diamanten sind auszuliefern; die Regirung Britaniens zieht sie nicht etwa ein, sondern nimmt sie nur in Beschlag und Verwaltung; thäte sies nicht, so würde dem Gefangenen die Flucht erleichtert. Kapital und Zinsen sollen nur für die Person des Generals und für seine Begleiter verwandt, seine Verfügungwünsche nach Möglichkeit erfüllt, die Verwaltungskosten von der Königlichen Schatulle getragen und nach dem Tode des Generals alle Testamentsbestimmungen bis ins Kleinste pünktlich ausgeführt werden. Aus dem Gefolge hat der Admiral drei Offiziere mitzunehmen, die sich aus freiem Willen dazu melden und bereit sind, sich jeder zur Sicherung des Gefangenen nothwendigen Vorschrift zu fügen. Ein Fluchtversuch des Generals würde mit Gefängniß bestraft; dieselbe Strafe träfe den Begünstiger. Briefe, die der General und seine Begleiter schreiben oder die an sie gerichtet sind, hat der Admiral oder der Gouverneur der Insel vor der Auslieferung zu prüfen. Die für wichtige Entscheidung zuständige Stelle ist nur die Regirung Seiner Majestät. Wünsche und Beschwerden des Generals sind in unverschlossenen Schriftstücken einzureichen, damit der Admiral oder Gouverneur die ihn nöthig dünkenden Bemerkungen daneben setzen kann." Langwieriges Hin und Her über Wahl und Zahl der Begleiter. Beschluß: Bertrand, Gourgaud,

Google

Montholon und Las Cases (als Geheimsekretär, also Civilist) gehen mit. Jeder Offizier erhält einen Gurt, der sechzehntausend Francs birgt. Ein Ledersäckchen mit dem Halsband, das Königin Hortense, vor der Abreise von Malmaison, dem Kaiser gab, steckt er heimlich dem treuen Las Cases zu, der das zweihunderttausend Francs werthe Schmuckstück auf seinem Leib verwahrt (bei der Abfahrt von Longwood dann vergißt, es aber, sogar durch einen Engländer, an den Kaiser zurückliefern kann). Er trägt auch den Protest zu Keith. Der („ein schöner alter Mann von den feinsten Umgangsformen") ist ungemein artig, lehnt aber Verhandlung ab und sagt schriftlichen Bescheid zu. Graf Las Cases, der selbst Seeoffizier war, bringt danach noch allerlei Beschwerde vor. Den Kaiser empöre der Gedanke an die Durchstöberung seiner Habe; am Liebsten würfe er sie ins Meer. Seine Beine seien angeschwollen und die Seefahrt könne ihm gefährlich werden. Kapitän Maitland habe arglistig gehandelt. Nun erst wird Keith wild. Maitland sei kein Tropf und kein Wicht. Was die Regirung angeordnet habe, müsse geschehen. Ists nicht besondere Ehrung, daß der General Buonaparte, als der Einzige, seinen Degen behalten darf? Cockburn kommt mit einem Steuerbeamten zur Gepäcksuntersuchung. Achtzigtausend Francs werden in Beschlag genommen. Gourgaud bittet, seinen Diener behalten zu dürfen, und hört aus Cockburns Mund: „So sind die berühmten französischen Offiziere: schon der Verlust eines Dieners dünkt sie unerträglich!" Um Eins: Abschied von Savary (der das Geld im Gurtbeutel behalten soll), Lallemand (dem die Ladung des Dänen, im Werth von dreißigtausend Francs, zufällt), vom „Bellerophon". Maitland lehnt eine kostbare Tabaksdose ab; der Erste und der Zweite Offizier nehmen Pistolen an. Eine Schalupe fährt das Menschenhäuflein an den „Northumberland". Alle Matrosen auf Deck. Auch vier Abgeordnete. Der Kaiser grüßt freundlich, bleibt oben, plaudert mit den Offizieren und Parlamentariern, speist, mit seinen Begleitern, um Sieben; hört, daß ein Kutter ein Boot mit Schaulustigen überfahren hat und zwei Menschen ertrunken sind; und geht um Elf schlafen. Das Schiff segelt, unter Cockburns Admiralsflagge, nach Sankt-Helena. In den Kerker.

Die Bordwohnung ist nicht schlecht. Schlafzimmer (mit dem gewohnten Feldbett), Speisesalon und das Hauptanrecht auf die

Google

Benutzung des Schiffssaales. Aber: „Sie sind Kriegsgefangener, General!“ Nicht Kaiser. Nicht Einer, vor dem man die Mütze zieht und stramm steht. Das Gefolge verdoppelt die Zeichen der Ehrfurcht. Cockburn sagt: „Die demüthige Anhänglichkeit dieser Leute wird ein Engländer nie verstehen, nie anders als mit Verachtung und Ekel betrachten.“ Bonaparte wollte sich in Amerika Oberst Duroc oder Muiron nennen. „Daß ich hier nur als General angeredet werde, kränkt mich nicht. Ich bleibe trotzdem, was ich bin.“ Dennoch verdrießts ihn; und er hat später selbst bekannt, daß er seitdem seinen Kaisertitel erst recht unterstrichen habe. Er hat entsagt? Am Ausgang des Aermelkanals knirscht er, in einer Gewitternacht: „In Egypten mußte ich bleiben! Arabien harrt auf einen Mann. Ich hätte Judaea besetzt und wäre Herr des Erdostens geworden.“ Die Tage sind lang. Er liest viel, spielt Schach oder „Vingt-et-Un“, kleidet sich erst für die Hauptmahlzeit völlig an. Zu der erscheint stets der Admiral mit zwei Offizieren. In den Tuilerien und im Feld hat sie nie länger als eine Viertelstunde gedauert; hier: anderthalb Stunden. Und Tafelmusik. Und englische Küche. Gräßlich. Er spricht wenig (Las Cases ist Dolmetsch) und eilt, wenn der Kaffee getrunken ist, auf Deck, wo er bis ins Dunkel spazirt. Tag vor Tag. Auf der Höhe von Lissabon werden vier französische Schiffe gesichtet. Befreier? Nein. Die einzige, putzige Auguststreude: an seinem Geburtstag gewinnt Bonaparte, der fast immer verliert, im Spiel achtzig Napoleons. Ueber Madeira bläst der Sirokko; rasch wird in Funchal Vieh und Geflügel, Früchte, Wein und Wasser eingeladen. Die Hitze wächst. Der General lernt Englisch; spielt Piquet und Wisth; beschäftigt sich mit Quadrat- und Kubikwurzeln, Gleichungen Zweiten und Dritten Grades; guckt dem Putzer zu, der den Säbel von Abukir, dann den vom Maifeld von Rostflecken säubert. Obwohl er schon über den Aequator hinausgekommen war, spendirt er, am Tag der Linienübersegelung, den als Neptun, Amphitrite und Wasserhofgesinde verkleideten Matrosen hundert Napoleons; kann sie aber weder vom Schatzmeister Bertrand noch von dem Admiral erlangen, der meint, fünf seien genug. Erinnerungen und Gedanken werden diktirt; Delphine und Haifische betrachtet; Fragen des Glaubens, der Geschichte und Naturwissenschaft erörtert. „Der Mensch ist das Kind der Atmosphäre und der Elektrizität.“ „Wa-

Google

terloo? Wäre die Schlacht noch einmal zu schlagen!“ Vierzehnter Oktober: in der siebenten Abendstunde kommt Sankt Helena in Sicht. Wie aus düster verglimmendem Feuer starrt Bonapartes Blick ins Weite. Am nächsten Mittag kommt Oberst Wilks, der Vertreter der Indischen Gesellschaft, an Bord und berichtet, die Insel (die nun unmittelbar der Britenregirung unterstellt wird) habe über zweitausend Einwohner; darunter seien zwei Drittel Sklaven. Der Admiral rühmt die Lage des Städtchens Longwood. „Sie werden sich behaglich fühlen, General.“ Der schaut von Deck auf das jetzt nahe Land. Kahle Felsen. Ein eng eingeklemmtes Dorf. „Da soll ich wohnen? Wäre ich in Egypten geblieben! Heute wäre der ganze Orient mir unterthan. Diese Engländer wissen gar nicht, was Großmuth ist. Paoli war im Recht: sie sind Krämer!“ Nach der Landung: „Mein Häuschen, meine elende Hütte klebt wie ein Nest an durchglühtem Felsstein. Das Gefolge ist fern und wird, wenn es zu mir kommt, von einem englischen Soldaten geleitet. Brot, Butter, Oel, Kaffee: Alles ungenießbar. Diese Schufte! Statt einer Kugel lange Todesqual. Nicht einmal den zu sichtbarem Mord nöthigen Muth bringt die Sippschaft auf. Und die Könige Europas, die mich Bruder nannten, dulden diese Schändung heiligen Herrscherrechtes! Als Sieger bin ich in ihre Hauptstädte eingezogen. Habe ich Einen von ihnen so behandelt wie England mich? Das kennt kein Völkerrecht; ist grausamer als der Wilde, der den Gefangenen tötet. Zehnmal lieber tot als an diesen elenden Fels geschmiedet. Ich werde stärker sein als mein Schicksal; mich hoch darüber hinaufschwingen. Doch der Befehl, mich niederzuschießen, klänge mir wie frohe Botschaft von naher Erlösung. Weh mir, daß blindes, blödes Vertrauen mich auf den ‚Bellerophon‘, in die Fänge des treulosen Britenvolkes trieb!“

Wird der vierzehnte Julitag in Paris und London, in den Schützengräben Frankreichs und Flanderns gefeiert? Damals klappte die Falle zu. Jeanne d'Arc und Bonaparte. Die stärksten Genien Frankreichs hat England gebrochen. Das hätte solche That nie verziehen. Paris verzeiht. Deshalb: Entente Cordiale.

Während Blücher und Bülow von Süd, die Engländer von Nord her gegen die Hauptstadt vorgerückt waren, hatte Davout versucht, sein Paris zu retten. Wozu noch Krieg, da die Kriegsursache, Napoleon, fort ist? Grolmans Preußenantwort lautet:

Google

„Wir nützen unseren Sieg; und Gott hat uns dazu den Willen und die Mittel verliehen. Stürzen Sie, Herr Marschall, nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn er Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen hätte. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris eben so wie die von Hamburg auf sich laden?“ Am dritten Julimorgen ist Davout zur Uebergabe bereit. General Müffling kommt als Unterhändler und erlangt, was Blücher gewollt hat. Davout muß über die Loire zurückgehen. Die Hauptstadt muß zwei Millionen Francs und den Truppensold für zwei Monate zahlen. Auch das erraubte Gut, von dem danziger Memling bis zu den Handschriften der heidelberger Palatina, der Aphrodite und dem Apollino der florentiner Uffizien, herausgeben. Zweiter Preußeneinzug in Paris. Kein feierlicher; einzeln reiten diesmal die Regimenter in die Bürgerquartiere. Dann versammeln sie sich zum Gottesdienst. Den hat Gneisenau, das Generalstabshaupt, vorgeschrieben. „Ich erwarte, daß die Armee sich nicht durch Uebermuth entehren, sondern sich auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen wird.“ Scharnhorsts Wort klingt nach. Der kühne Wäger hat auch andere Töne in seiner Brust. „So hoch hat Preußen noch nie gestanden. Welche Sprache es jetzt führen kann und muß, wissen Sie, Herr Staatskanzler, besser als ich. Weh Denen und Schande ihnen, die diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen, um Belgien, Preußen, Deutschland für ewige Zeiten zu sichern. Napoleon muß ausgeliefert und vom Leben zum Tod gebracht werden. So will es die ewige Gerechtigkeit; so bestimmt es der Beschluß der verbündeten Mächte; so wird das Blut unserer getöteten und verstümmelten Brüder gerächt.“ Die Engländer sind vor der Stadt, beim Boulogner Gehölz, geblieben. Im Tuilerinhof lagern die Preußen. Dort sieht der achtzehnte Louis die braune, struppige Schaar. Keiner achtet des eingeschmuggelten Königs; kein Posten tritt vor ihm ins Gewehr. Blücher verschmäht seine Einladung. Und schreibt, in diesen Julitagen, an Friedrich Wilhelm den Satz: „Die Diplomatiker sind anzuweisen, daß sie nicht wieder verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat.“ Gneisenau fordert fürs Niederland den Festungsgürtel im französischen Flandern, für Deutschland den Elsaß, Lothringen und alles Land, dessen Flüsse sich in die Maas ergießen. „Geringeres darf nicht

Google

geschehen: oder die Verachtung der Völker gegen ihre Regirungen wird gesteigert.“ Stein fährt mit Goethe von Nassau nach Köln (der Dichter nennt, in dieser Zeit, die Verleihung des österreichischen Leopold-Kreuzes „ein höchst bedeutendes Ereigniß“) und wird von dort nach Paris gerufen. Wesentliches kann er nicht erreichen; überredet den Zaren Alexander immerhin aber in den Verzicht auf die Forderung, daß Frankreichs Gebiet unangetastet bleibe. Seine Mahnung, Deutschland allein müsse Deutschland retten, war verhallt. Nun sprachen Russen und, mit viel stärkerem Nachdruck, Briten mit. Die Inselmacht ist Richter und Allverwalter auf dem Erdtheil, von dem keine Fußbreite ihr gehört. Die Engländer exerziren zwar nicht besonders gut und viele Reiter stürzen; doch die Bälle bei Lady Castlereagh sind herrlich und Wellington läßt, wenn er Gäste hat, bunte Lampen in die Baumkronen seines Gartens einhaken. Und die Catalani trillert, die Gosselin tanzt, wie der verwegenste Traum niemals ahnen ließ. Dennoch spürt der junge Kronprinz von Preußen das heftigste Heimweh. „Dieser große Sündenpfuhl! Dieses von Gott verlassene Land! Diese scheusälige Hauptstadt aller Gräuel! Was sagst Du, theuerste Charlotte, zum Ende Napoleons? Gestern gabs weißes, rothes, grünes, gelbes und braunes Eis. Der Einzug der Garden war göttlich. Ich war so glücklich! Die Kaiser vor ihren Regimentern. Die Großfürsten sind mir ein großer Trost hier. Besonders freundschaftlich ist Nikolaus. Wir stehen sehr gut, essen zusammen und Keiner, was das Beste ist, verschluckt eine Wahrheit. Der Krieg ist gewiß vorbei. Die französische Armee läuft nach den vier Winden, um sich in Räuberbanden zu bilden, und steckt alle Tage (so heißt es) andere Kokarden auf. Uns thut man hier die Ehre an, uns nicht ausstehen zu können. Von Theremins (des Dompfarrers) Predigt über den Fall von Paris bin ich seelentzückt gewesen. Welcher apostolisch fromme Eifer! Die scheußlich gottlose Stimmung der Franzosen über religiöse Dinge hat mir ein Bedürfniß gegeben, viel mehr, als ichs immer habe, über fromme Dinge zu hören. Ich lese täglich in der Bibel. Das thut mir wohl. Heute giebt der russische Kaiser ein großes Diner, wobei auch wir sind. An ganz Elsaß und Lothringen habe ich niemals zu denken gewagt, weil ich weiß, wie es bei dergleichen Verhandlungen zugeht; und vielleicht wäre es auch nicht gut gewesen. Aber alle Grenzfestungen mußten durch-

Google

aus genommen oder geschleift werden; und davon spricht kein Mensch als die Preußen, welches wieder unüberlegt und schädlich ist. Genug der vermaledeiten Politik!“ Bruder Wilhelm hat alle Bronzemedaillen aus Napoleons Regirungzeit aufgekauft. Merkt im Louvremuseum an den Lücken, „wie sie gestohlen haben.“ Und schreibt: „Nöppel soll nach Sankt-Helena gebracht werden. Wieder eine felsige Insel. Als wirs hörten, sagten fast Alle: Da kommt er gewiß wieder. Davon bin auch ich überzeugt.“

Er kommt nicht wieder. Sitzt fest in Britaniens Falle. Der Fluch Bellerophons wirkt bis in helle Zeit. Der den Göttern verhaßte Menschenhasser irrt einsam, der von Ehrgeiz geblendete Genius, durch ödes Land. Doch den Ueberwältiger auch packt, da er altert, von Erfolg trunken ist und in Weltbeherrschung strebt, die Hybris und reißt ihn vom Grat. Der Geist der Zeiten. „Wer nicht von zweitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, wohn' im Dunkel unerfahren, mag von Tag zu Tage leben ...“

Des Kriegers Zahn.

Brief an den Herausgeber: „Durch Ihr ernstes Eintreten für die ärztliche Kriegsdienstleistung angeregt, erlaube ich mir die Bitte, auch einige gute Worte für den Zahnärzte-Stand sprechen zu dürfen. Heute, wo unser oft verkannter und noch nicht gebührend geschätzter Stand seine volle Kraft fürs Vaterland einzusetzen bestrebt ist, wo er tausend und abertausend durch Schüsse zerschmetterte Kiefer geheilt hat, verdient er, daß Sie sich seiner annehmen. Hunderttausende unserer Krieger, draußen im Feld und in den Lazareten, befreit er von quälendem Zahnschmerz, der, begünstigt durch mangelnde Pflege im Schützengraben und fehlende Für- und Vorsorge in der Heimath, so grausam oft sich einstellt. In der Friedens-Sanitätordnung kommt das Wort ‚Zahnarzt‘ nicht vor. Erst in der neusten Kriegs-Sanitätordnung aus den letzten Jahren ist ein Zahnarzt für die Lazaretabtheilung jedes Armeecorps vorgesehen. Die Unzulänglichkeit hat die Medizinalabtheilung des Kriegsministeriums bald nach Ausbruch des Krieges erkannt und die Zahl der Zahnärzte allmählich auf vier für jedes Corps erhöht. Die Stellung ist die eines höheren Militärbeamten mit Offiziersrang, aber ohne Abstufung; der junge, soeben approbirte Zahnarzt ist dem Jahrzehnte lang in der Praxis stehenden in Rang und Gehalt gleich. Beförderung giebt es nicht. Die Gerechtigkeit fordert, daß dieser Zustand geändert werde. Die Erkrankungen der Zähne und des Mundes sind so häufig, schädigen Gesundheit, Lebensfreude, Militärtauglichkeit, mindestens Felddienstfähigkeit so sehr und begünstigen so oft die Uebertragung von allerlei Infektionen, daß systematische Bekämpfung und Abhilfe

Google

geboten ist. Ich habe Hunderte deutscher Soldaten während des Krieges behandelt und allzu oft, von Mannschaft und Offizieren, die Klage gehört, daß sie wegen der schlechten Beschaffenheit ihrer Zähne nicht kauen können, Fleisch und Brot wegwerfen mußten und unter Zahnfleischblutung litten. Auch Verwundete werden vielfach von Zahnschmerz gepeinigt und die schlaflosen Nächte, die dessen Folge sind, erschweren den Heilverlauf. Rechtlich ist die Militärverwaltung nicht verpflichtet, Schäden zu heilen, deren Beginn vor der Dienstzeit liegt und die nicht im Krieg entstanden. Treten akute Störungen auf, so sind sie nur so weit zu beseitigen, daß der Mann wieder felddienstfähig wird. Zahnerkrankungen entwickeln sich im Allgemeinen langsam. Selten ist nur ein Zahn die Ursache. Was nützt es, wenn ein Uebelthäter entfernt wird? Nach wenigen Wochen ist ein neuer Peiniger da. Deshalb müßte die Militärverwaltung so viele Zahnärzte einstellen, daß allen Kriegern sachverständige Behandlung gesichert ist; dann werden die Fälle selten werden, wo Zahnschmerz aus dem Frontdienst treibt. Wenn wir wieder Frieden haben, müssen überall Schulzahnkliniken gegründet, Schulzahnärzte angestellt, die Krankenkassen, die durch die neue Reichsversicherungordnung verpflichtet sind, ihren Mitgliedern volle Zahnbehandlung zu gewähren, zu genauer Erfüllung dieser Pflicht gezwungen, auch ins Heer die nöthigen Zahnärzte abgeordnet werden. Unterstützen Sie die Bestrebungen des Centralkomitees für Schulzahnpflege, das (unter der Leitung des Herrn Ministerialdirektors Kirchner) seit Jahren in hartem Kampf für die Zahngesundheit des Volkes eintritt und zwar schon manchen schönen Erfolg errungen, doch leider, wie Sie aus meinen Schilderungen ersehen, in der kurzen Zeit seines Wirkens noch nicht alles Nothwendige erreicht hat. Nur von der Jugend aus, von unten auf ist die dauernde Besserung zu erwirken."

Das Illyrererbe.

Unter der goldenen Kreuzkrone spreitet, im rothen Feld, ein Doppeladler, dessen blauer Brustschild einen gepardelten, auf grünem Grund rechtswärts ausschreitenden Goldlöwen zeigt, stolz die Silberschwingen. Montenegros Wappenbildadler. Seit dem siebenundzwanzigsten Junimorgen schwebt er über den Wällen der Festung Skutari. Hier hat, im alten Skodra, einst der Illyrerkönig Gentius geherrscht; hier, zwischen dem fast dreihundertachtzig Quadratkilometer großen See, dem Drin und der Bojana, wurde im Morgengrau des vierten nachchristlichen Jahrhunderts dem Kaiser Diocletianus Jovius gehuldigt; haben danach die Banner des Basileus von Byzanz, des Zaren von Serbien, der Republik Venedig, des Türkensultans geweht. Ein Pascha von

Google

Skutari hat bewirkt, daß die Hand des Zaren von Rußland heute bis an die Adriaküste blinden Gehorsam erwinken kann. Zweimal waren, 1623 und 1687, die Türken nach Montenegro vorgedrungen; hatten das Kloster von Cetinje zerstört und hunnisch in dem kleinen Ländchen gehaust. Danilo, der erste Wladika (Fürst-Bischof) aus dem Stamm Petrowitsch Njegos, rief die Tschernagorzen zum Aufstand und erreichte die Erlösung aus dem Türkenjoch. Noch einmal aber gelingt, 1714, dem Pascha von Skutari die Uebertumpelung der Bischofsresidenz Cetinje; noch einmal verbrennt seine Horde das allen Südslawen heilige Kloster des Schwarzen Iwan. Danilos Kraft ist erschöpft. Doch thront im fernen Norden nicht ein großmächtiger Kaiser, der verheißen hat, alle im Glauben ans Griechenkreuz Geeinten zu schirmen und die wimmelnde Slawenschaar zum Sieg über die Mondsichel der Osmanen zu führen? Danilo rafft sich in den Entschluß, in Rußlands Hauptstadt selbst um Hilfe zu bitten. Zar Peter („der Große") empfängt ihn huldvoll, schenkt ihm zehntausend Silberrubel und gelobt der darbenden Tschernagora seinen allgewaltig scheinenden Schutz. Das Karstvolk, das mit den Venezianern, dann mit Russen und Oesterreichern gegen die Türken kämpft, wird frei; bleibt fortan aber, an goldener Kette, unter russischer Vormundschaft und jeder Wladika muß in Petersburg erst die Weihe erschmeicheln, ehe er den Bauernvolksgenossen als der Investitur Würdiger gilt. Peter Petrowitsch schlägt 1796 bei Krusa den Pascha Kara Mahmud von Skutari (das der Türke Ischkodar, der Slawe Skadar nennt) und gliedert das östliche Bergland (Brda) seinem winzigen Reich an. Mit den Russen ficht er gegen das Heer Bonapartes, das Ragusa und die Kattaromündung besetzt hat. Napoleons Genie, das die Vernichtung Rußlands besinnt, ahnt von Weitem die Gefahr allslawischer Verbrüderung und möchte die Freundschaft des Bergvölkchens mit hohem Preis bezahlen. Am ersten September 1807 schreibt der Kaiser an Eugen Beauharnais, den Vicekönig von Italien, General Lauriston müsse die Liebe der Montenegriner gewinnen („les gagner et s'en faire aimer"). Das ist nicht so leicht, wie der ferne Imperator träumt. Peters Krieger metzeln die Franzosen und benutzen deren Schädel zum Kegelspiel. Als Marmont in Kattaro diesen Barbarenbrauch vor dem Wladika rügt, den er endlich geschlagen hat, antwortet Peter gelassen: „Ja, unser Volk köpft die

Google

Gefangenen; aber Ihr Franzosen habt ja öffentlich sogar Euren angestammten König geköpft.“ Und sagt ihm, eben so ruhig: „Rußlands Feind ist unser Feind; ist der Feind aller Slawen. Denn die Russen sind unsere Brüder und von ihnen, die demselben Stamm und dem selben Glauben angehören, erwarten alle Slawen das Heil.“ Noch giebt Napoleon die Hoffnung nicht auf. Warum, fragt er, „reden Sie mir nie von den Montenegrinern? Nur sich da nicht steif und hochmüthig zeigen! Man muß Agenten hinschicken und die Volksführer versöhnen.“ Daß es nicht gelang, vergißt er nicht; noch 1811 schreibt er, der doch von der Feindschaft größerer Mächte bedroht ist: „Ich muß, früh oder spät, die Macht des montenegrischen Bischofs brechen.“ 1813 vertreibt Peter, dem freilich die Britenflotte hilft, die Franzosen aus den Bocche di Cattaro; wird von den Oesterreichern aber gezwungen, den lange sehnlich begehrten Zugang ans offene Meer wieder herauszugeben. Trotz dem Widerspruch der serbischen Kattaresen, die, als Bertrand, Bonapartes Statthalter in Illyrien, nach den Niederlagen der Großen Armee zum Rückzug genöthigt war, einstimmig die Einverleibung in die Tschernagora gefordert hatten. Wo Rom, Byzanz, Venedig, Normannen und Serben, Magyaren und Franzosen geboten, herrscht seit 1814 wieder Habsburg-Lothringen. Dicht unter dem fast achtzehnhundert Meter hohen, von Montenegro nun stark befestigten Lowtschengebirg, dessen Batterien die Stadt, den Kriegshafen, das ganze Becken von Kattaro unter Feuersgefahr halten. Wer die Schlangenwindungen der Bergstraße, hinauf, hinab, Kreide und Humusoasen, hinter sich hat, sieht das Dorf Njegos, die Geburtstätte der Dynastie. Zwölf Griechenkirchen: auf je fünfzig Einwohner eine. Hier wurde, in einem Bauernhaus, von einer Bäuerin, die Eier und gehacktes Buchenholz über den felsigen Lowtschen auf den Markt von Kattaro schleppte (und deren Enkelin jetzt die Krone des Königreichs Italien trägt), dem Dorfschulzen Mirko Petrowitsch am siebenten Oktober 1841 der Knabe Nikola geboren, der heute König von Montenegro heißt. Auch Cetinje, die Residenz, die ein hoher Schwarzer Berg von Njegos trennt, ist nur ein großes, sauberes Dorf, das, in einer Felsthalmulde, rings um das 1478 erbaute Iwanskloster entstanden ist. Das Biribi, die Hammelfleischhölle europäischer Diplomaten, die, wenn sie nach des Tages Last und Hitze Erquickung suchen,

Google

vom Belvedere (bei Rjeka) auf den Skutarisee niederblicken. Alle Noth der armen, tapferen Tschernagorzen wird ihrem Auge dort sichtbar. Der gute Boden der Ebene von Skutari: vorgestern türkisch, gestern dem markflosen Königreich Albanien unterthan. Kattaro: österreichisch. Als 1876 Franz Joseph die ihm zur Ehre auf dem Lowtschen geschichteten Holzstöße ihren Flammengruß ins Becken hinabsenden sah, sprach er zu dem Fürsten der Schwarzen Berge: „Mein Herr Bruder wohnt da recht hoch.“ Und hörte aus Nikolas flinkem Munde die Antwort: „Die Türken nahmen mir die Erde, die Oesterreicher das Meer; nur der Himmel ist mir geblieben.“

Damals hatte der Fürst dem Kaiser für diplomatische Unterstützung im Kampf gegen den Türkendrang zu danken; und sein Generalissimus Martinowitsch sagte dem (mit dem Kaiser aus Venedig nach Kattaro gekommenen) Freiherrn von Beck, Montenegro sei bereit, einem in die Herzegowina einrückenden österreichischen Corps die Flanke zu decken, und schloß den Antrag mit der alten Formel: „Wir Tschernagorzen sind klein an Kopfzahl doch groß an Willenskraft.“ Solche Stunden austro-montenegrischer Freundschaft waren aber selten. Fast immer galt in der Steinwüste der Schwarzen Berge neben dem Türken, den er seit Metternichs Zeit begünstigte, der Oesterreicher als der Erbfeind, wider den nur Rußland das Karstvölkchen schützen könne. Als Danilo, der Neffe des zweiten Wladika Peter, aus dem Bisthum ein Fürstenthum machen und den Titel Gospodar annehmen will, erbittet er, 1851, von dem Zaren Nikolai Pawlowitsch die Erlaubniß Dessen Gunst verliert er, weil er im Krimkrieg neutral bleibt; wird in Paris aber, 1857, von Louis Napoleon ungemein gnädig empfangen und, da er, nach seinem Sieg bei Grahowo (den die Gebirgsbarden als die Rache fürs Amselfeld preisen), von der türkischen Ueberzahl bedrängt ist, durch Frankreichs Geschwader an der Adriaküste, durch Frankreichs Intervention in Konstantinopel unterstützt. Im Sommer 1860 mordet ihn in Kattaro ein Albaner. Auch sein Neffe und Nachfolger, der auf dem pariser Lyceum Louis-le-Grand erzogene Nikola, sieht sich zunächst auf Frankreichs Hilfe angewiesen. Rußland hat, als Omer Pascha in die Tschernagora einbricht, mit den Polen zu thun, Palmerstons England stellt sich auf die Türkenseite und der Friede von Skutari erspart dem von Louis Napoleon begünstigten Ländchen zwar die Rückpferchung ins Joch,

Google

giebt aber dem Sultan das Recht, auf montenegrischem Boden Festungen zu bauen. Ehe es zur Ausführung kommt, hat Frankreich den „Tirolern des Balkans“ Weizen und Mais geschickt; hat der Minister Fould eine Lotterie genehmigt, aus deren Ertrag Nikola die Darben den speisen, neue Flinten und Munition kaufen kann. In dem Türkenkrieg, der im Juli 1876 beginnt, führt er wider die Mondsichel den ersten, den letzten Streich. (26000 Montenegriner wehren 117 000 angreifende Türken ab, töten 18000, verwunden 23 000, nehmen 4000 in Gefangenschaft; ihr eigener Verlust ist: 1360 Tote, 3400 Verwundete, ein Gefangener.) Und lehrt Rußland das kleine Kriegervolk richtig schätzen. Dem wird im Friedensvertrag von San Stefano, weil Ignatiew darauf besteht, nicht nur bosnisches und albanisches Land und als Ostgrenze der Limfluß, sondern auch Skutari zugesprochen. Das nimmt ihm der Berliner Kongreß wieder; giebt ihm aber, außer herzegowzischen Bezirken und einem Theil des Skutarisees, den Adriahafen Antivari und, am oberen Lim, Gusinje und Plava. Mehmed Ali, der Zweite türkische Bevollmächtigte, protestirt: „Von muselmanischen oder katholischen Albanern bewohnte Landstriche den Montenegrinern auszuliefern, wäre im höchsten Grade ungerecht.“ Noch im selben Jahr wird er, in Diakowa, von Albanern getötet. Der mit Osmanengold gestiftete und genährte Albanerbund hindert Nikola, bis an den oberen Lim oder ins Gebiet der katholischen Stämme seine Herrschaft zu dehnen. 1879. Europa ist für Montenegro und gegen Albanien. Flottendemonstration vor Dulcigno; Drohung, der Türkei, wenn sie nicht schnell für Montenegro sorge, Smyrna zu nehmen. Am sechsundzwanzigsten November 1880, fast dreißig Monate nach dem Schluß des Berliner Kongresses, wird Nikola endlich, durch Europens Gnade, von dem ihm abgezwackten Limgebiet entschädigt: im Hafenbezirk von Dulcigno darf er, wie am Ufer des Skutarisees, seine Flagge hissen und herrscht nun vom Lowtschen bis an die Bojanamündung. Ueber Krieger. Jeder Tschernagorze ist vom achtzehnten bis ins sechzigste Lebensjahr wehrpflichtig, jeder will Soldat sein; Ackerbestellung, Lastträgerei, Handel ist Weibersache. Der Mann verdingt sich, wenns sein muß, als Steinklopfer; athmet aber auf, sobald der Feldherr ihn zu neuem Kampf ruft. Seit 1879 hatte er nur noch in Scharmützeln gegen Albanerbanden gefochten. Ist Nikolai in Sanftmuth bekehrt? Im

Google

Jahr 1883 besuchter, von dessen junger Hand so viele Türken fielen, den Sultan im Yildiz Kiosk. Fünf Jahre danach scheint seine ganze Sorge der Einführung des (im Westen laut gepriesenen) Bürgerlichen Gesetzbuches zu gelten, das, im Auftrag des zweiten Zaren Alexander, der aus Ragusa stammende russische Staatsrath Bogischitsch den Tschernagorzen geschenkt hat. 1905 gewährt er dem Land eine Verfassung und Volksvertretung. 1907 wird er in Berlin vom Kaiser empfangen, sieht den österreichischen Admiral Montecuccoli als Gast bei sich und schickt, den Erzherzog Franz Ferdinand zu begrüßen, seinen Aeltesten nach Dalmatien. Während des Zweikampfes zwischen Aehrenthal und Iswolskij fürchtet er, in dem Krieg, dessen Ausbruch sicher scheint, im Rücken von den Albanern angegriffen zu werden. Sein Konsul hat aus Skutari gemeldet, Oesterreich werbe die albanischen Malissoren nicht nur mit Gold, sondern auch mit dem Versprechen, ihnen nach dem Sieg Dulcigno zurückzugeben. Von Gewissensskrupeln war Mirkows Sohn nie geplagt. Er läßt einen Malissorenhäuptling nach Cetinje laden und wie einen Fürsten bewirtheu; und schickt, in den letzten Märztagen des Jahres 1909, den Feldmarschall Wukotitsch nach Skutari, wo er also spricht: „Ein aufgezwungener Kampf wird uns den Türken, den größten Helden der Weltgeschichte, verbündet finden. Unter den geeinten Zeichen des Kreuzes und der Mondsichel werden wir den Sandschak und unser Bergland vertheidigen.“ Gegen Oesterreich; im Allslawenbund mit der Türkei. Italien und die Triple-Entente erwirkt die Befreiung Antivaris von österreichischer Vormundschaft. Am Neujahrstag 1910 kann Nikola dort den französischen Contreadmiral Pivet „als ersten Gast in dem freien Hafen“ und als Kommandanten eines stattlichen Geschwaders begrüßen. Im August feiert er seine goldene Hochzeit und krönt sich zum König. Hussein Hilmi Pascha vertritt bei diesen Festen den Sultan. Der wird zwei Jahre danach von Nikola angegriffen. Am dreiundzwanzigsten April 1913 hebt Montenegros Wappenbildadler sich über die Wälle von Skutari. Und der Befehl über die Stadt wird dem selben Marschall Wukotitsch anvertraut, der vier Jahre zuvor dort sich den Türken verbrüdert hat.

Skutari ist eine albanische Stadt, in die ein Slawenhäuflein eingewandert ist. Noch reiner prägt das Albanerthum sich in der von den katholischen Hoti und Grudi besiedelten Stadt Diakowa

Google

aus: die dennoch, auf Rußlands Wunsch und, leider, auf Deutschlands drängenden Rath, den Slawen zugesprochen worden ist. Fordert irgendein Lebensinteresse Oesterreichs, daß Skutari den Tschernagorzen gesperrt werde? Nein. Graf Berchtold konnte sich erinnern, daß sein Kollege San Giuliano die Schulkinder in Skutari die italienische Königshymne singen und der Majestät Victor Emanuels Hochrufe schmettern hörte; daß die uralte Skodra der Illyrer schon 1913 Italiens albanischer Hauptmarkt (auf dem Oesterreichs Absatz schnell sank), der sicherste Ankergrund römischer Hoffnung auf die Umklammerung der Adria war. Als Wiens Wille die Montenegriner aus Skutari getrieben hatte, sagte ich hier, dieser Sieg lohne so straffe Kraftspannung kärglich. „Italien weiß, warum es, so gern sein Volk dem Vater der Königin jede Machterweiterung gönnte, sich für ein selbständiges Albanien einsetzt. Oesterreich, das doch nun einmal kein deutscher Staat ist, könnte eines nicht fernen Tages bereuen, daß es nach Skutari und San Giovanni di Medua den Slawen nicht lieber als den Italienern den Weg geöffnet hat. Ehre steht auf dem Spiel, seit zwischen Petersburg und Wien der Pakt Diakowa-Skutari geschlossen wurde? Mag sein. Jeder redliche Freund Oesterreich-Ungarns muß aber wünschen, daß es nicht, wie von Piemont aus Italien und von Preußen aus dem Deutschen Bund, von einer slawo-italischen Koalition aus der Balkanzukunft gedrängt werde. Die gerühmte, Verständigung' mit Rom, die alte Wünsche Italiens der Erfüllung nähert, verleitet in ein neues Schleswig-Holstein und belastet, um die Serben Peters und Nikolas abzuhalten, das Grundbuch der östlichen Adriaküste mit einer italienischen Hypothek. Oesterreich-Ungarn hat Kraft genug, ehe die letzte Gelegenheit ihm entgleitet, das vom Irrthum Verlorene zurückzuerobern. Aber es müßte zu stolz sein, um für Albanernester, zu klug, um für eine Negation (‚Skutari nicht den Montenegrinern!') zu fechten: statt für seine Position auf dem Weg nach Saloniki. Da es nicht wünschen kann, daß Wuth oder Hunger die Tschernagorzen zum Anschluß an das Königreich Peters treibt, bleibt ihm nur die Wahl, die Serbenmacht zu brechen oder sich zu befreunden. Zum Verhängniß müßte ihm werden, wenn es aus der Türkenmasse nur den Haß aller Rajahvölker heimbrächte und dem Weißen Zaren noch einmal auf den Thron der Slawenhoffnung hülfe. Glaubt

Google

Oesterreich, sich zu Entschluß und Handlung fähig zeigen zu müssen, dann mag es, statt Italiens Büttel und Wegbahner zu werden, im Sandschak den zwei Serbenstaaten die Möglichkeit der Einung vermauern. Skutari? Eines Pyrrhus Sieg." (Vor zwei Jahren.)

Am dreißigsten April 1913 hat der Minister Marchese di San Giuliano an den Botschafter Tittoni telegraphirt: „Wenn der von der londoner Botschafterreunion zu findende Beschluß Oesterreich-Ungarn nicht befriedigt, ein gemeinsames austro-italisches Handeln nicht möglich wird und Wien ohne unsere Billigung gegen Montenegro vorgeht, wird die Wahrung unseres Abkommens mit Oesterreich und die unversehrte Erhaltung des Bündnisses sehr schwierig. Ueber die Wahl des dann zu wählenden Weges erbitte ich Eurer Excellenz sachverständige Meinung. Da Italien nicht unthätig scheinen dürfte, müßte es, während Oesterreich im Norden vorgeht, eine passende Stelle des Südens für eine Weile besetzen. Dieses Handeln müßte ungefähr von dem selben Gesichtspunkt aus beurtheilt werden wie Oesterreich-Ungarns gegen uns. Ist solche Lösung nicht erlangbar, dann sehe ich nur noch eine Möglichkeit: einen Zustand, der unsere Politik in schroffen Gegensatz zu der Wiens bringt." Herr Tittoni (der beide Depeschen neulich, bei der Solferino-Feier, im pariser Trocadero vorlas) hat damals geantwortet: „Besetzt Oesterreich Theile Montenegros, dann müssen wir, auch ohne seine Zustimmung, Durazzo und Valona besetzen. Oesterreich-Ungarn hätte damit zuerst die Grenze des Großmächtebeschlusses überschritten, für eigene Rechnung, ohne zwingende Nothwendigkeit, gehandelt und das Adria-Gleichgewicht aufgehoben (wozu ja eine befristete Besetzung genügt). Die Botschafter Oesterreichs und Deutschlands versuchen jetzt allerlei werthlose Deutelkunststücke an dem klaren Wortlaut des Siebenten Artikels im Dreibundsvertrag. Die winzigste Verschiebung des austro-italischen Gleichgewichtes würde aber nicht nur diesen einen Artikel, sondern den ganzen Vertrag entkräften und den Dreibund auflösen. Wenn Eure Excellenz mit der gewohnten Klarheit und festen Kraft diese Erwägung den Auswärtigen Aemtern in Berlin und Wien empfehlen, dann werden sie, nach meiner Ueberzeugung, das Streben Eurer Excellenz nach einer Versöhnung der beiden Reichsinteressen zu fördern trachten. Thäten sie anders, so würde von ihren Händen der Dreibundsvertrag zerrissen. Meine

Go gle

Antwort ist das Ergebniß langer Ueberlegung. "Wie, fragt der Botschafter, „konnte danach und nach dem zweimal, im November 1912 und im August 1913, von Italien abgewehrten Versuch, Serbiens Macht einzuschränken, Oesterreich-Ungarn zweifeln, daß sein Ultimatum und seine Einbrüche in serbisches Land den Dreibund lösen werden?" Auch in dieser Sache befiehlt Pflicht, den öffentlichen Richterspruch bis in die Friedenszeit zu vertagen. Jetzt herrscht Italien in Valona, Serbien in Durazzo; Hussein Hilmi ist Jungtürkenbotschafter in Wien; in Skutari gebietet wieder Nikolas Marschall Wukotisch (und läßt melden, der Konsul Oesterreich-Ungarns habe seine Fahne eingezogen und sich unter den Schutz Griechenlands gestellt). Muß durchaus neuer Kampf um das Illyrererbe entbrennen? Victor Emanuel und seine nun wieder einige Garde Giolitti-Salandra-Sonnino dürften den Serben beider Königreiche Skutari, San Giovanni di Medua, sogar Durazzo gönnen, wenn Rom, wie sein Tittoni seit manchem Jahr, erkannt hätte, daß ohne redliche Verständigung mit den Slawen die Balkanflanke der Adria nicht in Ruhe zu halten ist. Und: wenn Italien in dem währenden Krieg nicht geschlagen, zerschlagen wird. So lange es in Valona stark ist und die Otranto-Zange zukneifen kann, würde selbst eine Großmacht ihm dort kaum gefährlich. Und auf solche Gipfel schwingt sich keines Serbenstaates Wunsch. Für Alle ist dort Raum. Nur in der Zeitung italo-serbische Todfeindschaft unvermeidbar.

Die deutschen Pole.

Hortense Beauharnais-Bonaparte, Josephinens leichtsinnlich hübsche Tochter, die dem auch nach seiner Scheidung von ihrer Mutter noch fast zärtlich bewunderten Stiefvater und Schwager in La Malmaison das kostbarste Halsband schenkte, hat seiner Macht den einzigen wetterfesten Erben geboren. War ihr Dritter, Charles Louis Napoleon, von ihrem Mann, der eine Weile König von Holland hieß, von dem Niederländer Verhuel oder einem anderen Stundengünstling empfangen? Der große, vor Blutschande nicht scheue Korse gar selbst im Konsortium? Von den Fetzen, dem vertragenen, geflickten Wams des Genius schlotterte Etwas um den krankhaft verträumten Jungen. Der konnte, freilich, nur Erbe sein, niemals Ahn werden. Hat seinen Traum aber gelebt; die von Britenhand zerbrochene Krone Bonapartes so stolz auf seine Schläfe gestülpt, als wäre sie Edelgeschmiede aus einem

Google

Stück; und das über Europa heraufziehende Gewitter, den Sozialismus, früh in den Nerven gefühlt. Aus Sedan schlich er als eines Namens Gespenst. Kein Mächtebund konnte ihn, kein Kraftaufwand je wieder auf eines Thrones Stufe heben. Nur verwitternder Frauenreiz und ein Söhnchen blieben ihm. Auf den Maashöhen, im Ardennengehölz lagert das Heer, das ihn schlug; und schickt Dankchoräle in den Nachthimmel empor. „Les Boches“. Die Hunnenhorde. Damals wie heute. Ist den Schimpfern nie aufgefallen, daß nur der deutsche Krieger so fromme, so langwierige Freude an Massengesang hat? Daß nur aus deutscher Menschheit unter allen Wipfeln, über die staubigsten Landstraßen hin Lieder jubeln oder schluchzen? Daß zwei inbrünstig vermählte Mädchenstimmen, die, einander jetzt derb umschlingend, jetzt, nach der Hochzeit noch, zart umwerbend, vom Feldrain, der Heumahdstätte aus näher zu schreiten scheinen, über ein Volkswesen Wichtigeres aussagen als Entgleisung in Roheit? Nun hört die Welt deutschen Sang.

Sang der Krieger. Horcht Galizien auf? Jeder weiß: Morgen gehts gegen die Drahtverhaue drüben; stehst Du, wenn erst die Kugeln pfeifen, allein für Dich (und das Adjutantenvolk kann, Gott sei Dank, nicht mehr heran). Mancher liegt im nächsten Mondschein dann wohl auf grüner Haide. Blech! Ringsum ist Sand; hinter einer Geländewelle ein mageres Roggenfeld; weithin schimmern röthliche Kiefernstämme. Ein großes Geschoß zischt auf; und verklingt wie plätscherndes Wasser. Der Abendstern blinkt nicht; steht heiter, wie eine Leid weglächelnde Mutter. Einer stimmt Wolframs Lied an. Die Kapelle fällt ein. „Auch den Pilgerchor, Kameraden!“ Die Luft ist geweckt. Geschosse zischen, verplätschern. Und Männerurkraft vereint, bis tief in die Nacht, junge Stimmen zu frohem, mannhaft trauerndem, zu düster drohendem Chor.

Sang der Hauptstädter. „Kommt denn kein Blatt mehr? Die italienische Schweinebande hat Senge erwischt. Im Westen wieder nichts los. Die türkischen Doppelröcke habe ich nun aber satt. Eischocolade! Man platzt ja noch hier, auf der Straße, von Hitze. Na, hören Sie, selbst im Krieg ist solches Gebäck grober Unfug. Pfui: Jodoform! Die müßten eigentlich schon pennen. Ja: vor dem Rindfleischpreis wird Einem schwindlig. Der ganze Kram könnte aufhören. Woran strampeln denn Die drin ihre Kehlen ab? Ach so! ‚Und dann die Dessous voller Pli; und dann kam Sie.‘ Kleines Pilsener! Nicht mal ein erstklassiges neues Couplet!“

Google

Americana.

Weder in der amerikanischen noch in der deutschen Presse der Vereinigten Staaten habe ich bisher über Wilsons Politik ein Urtheil gefunden, das von dem Gedanken ausging, die einzige Pflicht des Präsidenten sei, nach besten Kräften das Wohl des Landes wahrzunehmen. Die „Menschheit" geht ihn nicht an, die kriegführenden Nationen eben so wenig.

Täglich wird er von Pazifisten und guten Seelen bestürmt, zu vermitteln. Die Vorfrage wäre doch wohl: Ist der europäische Krieg amerikanischen Interessen nützlich oder schädlich? Vermuthlich Beides; überwiegt nun der Nutzen oder der Schade? Darauf lautet die Antwort: Bisher war der Krieg nützlich. Die europäischen Großmächte schädigen und schwächen einander: Amerikas politisches und moralisches Ansehen wächst. Es verdient an Nahrungmitteln und Kriegsmaterial ungeheure Summen. Neue Märkte können erschlossen werden; auf den alten ist die Konkurrenz verringert. Früher oder später wird sich der Plan durchsetzen, Amerika eine Handelsmarine zu schaffen. Die Mächte sind nicht im Stande, energisch auf die Pazifizirung Mexikos zu dringen. Wir können die unbequemen Wirkungen unserer Tarifpolitik auf das Konto des Krieges setzen. Die Chancen für die Wiederwahl (Das hat der Präsident als Leiter der Demokratischen Partei pflichtgemäß zu erwägen) sind größer, wenn der Krieg fortdauert.

Sich nach dem Amt des „Ehrlichen Maklers" zu drängen, ist Thorheit. Denn ein Friedensschluß, der beiden Parteien zusagt, ist unmöglich. Immer zürnt die eine dem Vermittler; manchmal zürnen ihm beide. Sehr natürlich; denn es giebt keine uneigennützigen „bons offices", keinen desinteressirten Großstaat.

Freilich: Weltruhe ist dem Geschäft auf die Länge das Zuträglichste. Dauert der Zustand der Blockade um Deutschland und England an, so sind große Geldverluste unvermeidlich und die Gefahr taucht auf, daß wir, durchaus nicht archiprêt, in den Tumult verwickelt werden. Auch ist Japans Vorgehen in China kaum zu dulden; mindestens wäre solche Duldung für unsere Politik eine new departure. (Wiederum: in unseren Weststaaten würde sich die Gelbe Gefahr verringern.)

Diese und andere Betrachtungen wären nun gegen einander abzuwägen. Läge das Plus auf der Seite des Krieges, so würde der Präsident für den nahenden Wahlgang die Parole ausgeben: „Wilson ist der Friede!" Und im Ausland die Flammen schüren.

Go gle

Wenn die Deutsch-Amerikaner, täglich und stürmisch, verlangen, der Präsident möge den Waffenexport verbieten, so fordern sie, daß er seinen höchsten Trumpf vorzeitig ausspiele, dem Lande, dessen Geschäfte er führt, ergiebig sprudelnde Einnahmequellen zuschütte und ihm den Groll der (noch immer) stärksten Seemacht aufbürde. Ohne greifbaren Gegenwerth. Wilson ist schwerlich „Idealist" genug, um eine solche Bill einzubringen.

*

Wird auch drüben, wie hier, bald Wilhelm, bald Grey als Räuber, Heuchler, Mörder gebrandmarkt? Dämmert nicht endlich die Erkenntniß, daß alle bedeutenden Nationen ihr Verhalten mit triftigen Gründen rechtfertigen können? Daß es sehr leicht wäre, für jede dieser Nationen ein überzeugendes Plaidoyer zu schreiben? Daß die Vergangenheit das Handeln der Völker bestimmt? Daß die „Fragen", die Beantwortung heischen, Jahrhunderte alt sind? Daß Jeder der Leitenden fest glaubte, er müsse handeln, wie er handelte? Aber die Menschheit verlangt ihr Melodrama.

*

Der Streit, welche nationale Kultur die höchste oder gar die allein selig machende sei, dauert fort. Zwei Worte Goethes mögen zur Klärung beitragen. Im „Tasso" heißt es: „Und was man ist, Das bleibt man Andern schuldig." In den Versen, die seine Wesensart abgrenzen:

„Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?"

Das gilt von Nationen wie von Individuen. Es giebt eben so wenig eine reine Kultur, wie es eine reine Rasse giebt. Und die besten Deutschen müssen auch fürderhin gute Europäer bleiben. Soll, wer sich an Morley und Dostojewskij, D'Annunzio und Taine genährt und erquickt hat, nun plötzlich den Urteutonen mimen? Selbst Treitschke spricht mit Abneigung vom Barbarenthum des alten Jahn. Friedrich der Große schrieb Alexandriner und siegte bei Roßbach.

Theodore Roosevelt verdammt, auch in Privatbriefen, Deutschlands Verhalten gegen Belgien auf das Schärfste. In dieser Sache fehlt noch das Material zu unbefangenem und sicher begründetem Richterspruch; ein anderes Verdikt aber steht fest. Roosevelts listigem und gewaltthätigem, von Skrupeln nicht be-

Google

irrten Zugreifen danken die Vereinigten Staaten den Panamakanal; und die Nachwelt wird ihn dafür loben.

*

Auf politischem wie auf literarisch-künstlerischem Gebiet fehlt Amerika ein großer, schöpferischer Kritiker. Wir werden überfluthet mit Gesetzen, Romanen, Bildern, aber sie alle tragen den Charakter blinden Experimentirens. Der gute Mensch in seinem dunkeln Drange geht in die Irre. Methodische Erwägung der Grenzen, Ziele und Wege: vacat.

Hier hat jetzt „Mein Leopold“ unter dem Titel „Our Children“ einen großen Erfolg errungen. (Darunter versteht man, daß ein Stück zwei bis drei Jahre lang von Stadt zu Stadt getragen wird.) Die Thatsache liefert einen interessanten Beitrag zur Psychologie des heutigen Amerikaners.

*

Dürfte in Deutschland irgend Jemand so sprechen, wie Shaw in England spricht? (Vor Jahren fragten wir: Dürfte in Deutschland irgend Jemand so sprechen, wie Tolstoi in Rußland spricht?)

*

Unnatur rächt sich, wo es auch sei. Daß ein Staat wie Rußland durch diplomatische Praktiken vom Meer zurückgehalten wurde, war unnatürlich; und es bezeugt nur die Macht der Routine, daß die europäischen Staatsmänner Dies, zwei Jahrhunderte lang, nicht zu begreifen vermochten.

*

Erfüllt dieser Krieg seine Mission? Macht er uns ernster, echter, reiner? Dies scheint mir die wichtigste Frage. Der Gedanke an das Blutopfer wäre unerträglich, wenn wir durch dies Geschick nicht größer werden sollten. Belgien ist wichtig; aber Selbstvollendung ist wichtiger.

*

Die Gründung einer in englischer Sprache geschriebenen deutsch-amerikanischen Zeitung scheint jetzt beschlossene Sache. Wird ein solches Blatt klug geleitet, so ist ihm, in New York wie in Chicago, ein geschäftlicher Erfolg sicher. Darüber, daß es nützlich, ja, kaum entbehrlich ist, herrscht unter denkenden Deutschen kein Zweifel. Auch der Amerikaner wünscht, rasch und zuverlässig über die deutsche Auffassung wichtiger Tagesereignisse unterrichtet zu werden. Und warum sich über die Thatsache verblenden, daß die „Zweite Generation“ nur so zu erreichen ist? Beinahe alle bedeutenden deutsch-amerikanischen Zeitungen bringen jetzt englische Leitartikel: damit ist die Frage nach dem Bedürfniß

Google

beantwortet. Wie schön wäre es, wenn eine saubere, von Sensationmache freie, von Gebildeten für Gebildete und Bildungsfähige geschriebene Zeitung hier entstehen könnte! Wäre sie unterhaltend und gut informirt, so würden ihr die moralischen und intellektuellen Werthe nicht schaden: viele Amerikaner sind des marktschreierischen Typs überdrüssig. Gar zu schöngeistig und „uplifting“ dürfte sie sich freilich nicht geben. Stahl sagte einmal in einer Kreuzzeitung-Sitzung: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, auch die konservativste Zeitung ist immer mehr Zeitung als konservativ.“

Jetzt (oder nie) ist der psychologische Moment für die Organisation der Deutschen.

Bis zum Kriege boten die hier lebenden Deutschen nur auf einem Kampfplatz eine geschlossene Front: in der Abwehr des Prohibitionismus. Das klingt, als ob uns der „Suff“ das höchste Gut wäre. In der Abneigung vom Prohibitionismus ist aber auch ein ideales Motiv wirksam. Die Prohibition gleicht der Inquisition: diese wollte die Seele, jene will den Leib (oder Leib und Seele) retten. Für zahmere Zeiten mildere Mittel; aber Beide wollen uns die Freiheit des Irrens nehmen. Diese aber müssen wir uns bewahren, einerlei, ob es sich um eine religiöse Ueberzeugung, eine politische Einsicht oder um die Pflege unseres körperlichen Wohlbefindens handelt. Gegen den aufgeklärten Despotismus einer rührigen Minorität, die sich Majorität nennt, berufen wir uns auf das Wort des aufgeklärten Despoten von Sanssouci und bestehen darauf, nach eigener Fasson selig zu werden. Die reformerische Gesetzgebung, die stark von den Frauen beeinflußt wird, will „gute Menschen“ machen. Wären aber die Menschen besser geworden, wenn man jede Versuchung aus der Welt geschafft hätte? Dann wäre der eingekerkerte Verbrecher der sittliche Mensch schlechthin. Der tägliche Kampf mit den Versuchungen des Leibes ist ein nützliches Element der Charakterbildung. Frauen, die Prohibitionismus, Verbot jeder Herstellung und jedes Verkaufs alkoholartiger Getränke, fordern, sollten konsequent genug sein, um sich selbst zu töten und allen Geschlechtsgenossinnen den Selbstmord zu empfehlen. Wenn keine Frauen mehr lebten, wäre die allergefährlichste Versuchung „überwunden“.

*

Ein Deutscher, der die internationale Politik Wilsons verfolgt, wird mit melancholischem Lächeln sagen: „Das haben auch wir erlebt.“ Oberstes Ziel ist Erhaltung des Friedens. Dieser

Go gle

Grundsatz wird stabilirt wie ein Erzfels und der Welt, der froh und staunend lauschenden, verkündet. Moralische Eroberung ist die Losung. „Also", sagen sich die anderen Kontrahenten, „riskirt man mit diesen Leutchen, die ja augenscheinlich aufrichtig sind, nicht das Mindeste. Man kann sie nach Gefallen mißhandeln". Eine Weile geht Das auch; dann macht sich, erst pianissimo, später crescendo, in der Nation eine dumpfe Unzufriedenheit geltend. Bald brodelt es im Hexenkessel und der Deckel hebt sich. Die Leitenden fühlen, daß eine Explosion droht; wohl ihnen, wenn es dann nicht schon zu spät ist! Amerika ist jetzt im Stadium der leise einsetzenden Umstimmung. Die Oeffentliche Meinung fordert eine kräftigere Haltung. Sie vergißt, daß Bluffs in der auswärtigen Politik gefährlich sind: Land- und Seemacht müssen bereit sein, wenn der Staatsmann Ehre und Interesse der Nation entschlossen vertreten soll. Deutschland konnte sich Impulse und Schroffheiten leisten, weil unser Schwert nicht gerostet war. . et encore! Wilson ist auf Laviren angewiesen. Wäre er ein großer Mensch, so würde er die Nation zur Erkenntniß der Weltlage, zu starker Rüstung aufrufen und zu Denen, die seine Kreise stören, eine entschiedene Sprache sprechen. Er will aber nicht anführen, sondern ausführen, fühlt sich als Diener des Volkes und Exponent des nationalen Willens, kommt also immer ein Bischen zu spät. Heer und Marine bleiben in überlieferter Vernachlässigung; und der Präsident verzichtet freiwillig auf die unentbehrlichen Werkzeuge einer würdigen und erfolgreichen auswärtigen Politik. Dem Europäer wird es schwer, die Gedankengänge eines solchen Kopfes (der ein kluger Kopf ist) nachzuwandeln. Fanatiker des Friedens sind auch in diesem Erdtheil eine Kriegsgefahr.

Evanston, Illinois. Eduard Goldbeck.

Diese Glossen wurden vor der Note geschrieben, die bewies, daß der Präsident der Vereinigten Staaten den Völkern der Erde sich als einen von Menschheit und Menschlichkeit tief Bekümmerten zeigen will. Vor der Abkehr seines Wahlmachers und Sekretärs Bryan, der über Wilson, als über einen Gefährder des Friedens, die Stirn runzelte und den Oelzweig des dem Uebel nicht widerstrebenden, also nie in Krieg zu verleitenden Frommen für sich heischte. Da sichs um Mexiko handelte, schien diese Frommheit ein Bischen rissig. Und in Deutschland haben wir bisher niemals (noch gar in der Zeit des Europäerkrieges) den Eindruck empfangen, daß die Führer der Vereinigten Staaten in ihrem Handeln, nicht im Reden, anderen Zielen zustreben als dem „Wohl ihres Landes".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Teltower Kanalterrain-Aktien-Gesellschaft.

Bilanz am 31. Dezember 1914.

Aktiva.	M.	pf
1. Noch nicht eingezahltes Aktienkapital	950 000	—
2. Terrain-Konto .	4 790 881	02
3 Teltow. Lösch- u. Ladestellen G. m. b. H.	50 000	—
4. Hypotheken-Guthaben-Konto . .	117 000	—
5. Teltower Industriebahn G. m. b. H. . .	105 000	—
6. Straßenb. Konto .	858 879	04
7. Inventar-Konto .	1	—
8. Kautionen (Eig.)	18 610	—
9. Kassenbestand .	1 093	46
10. Debitoren-Konto .	177 244	95
11. Anschlußgleis-Konto	754	62
12. Effekten	43 385	—
13. Gewinn- u. Verlust-Konto . . .	530 247	42
	7 643 096	51

Passiva.	M.	pf
1. Aktien-Kapital-Konto	6 900 000	—
2. Hypotheken-Schulden-Konto .	450 000	—
3. Aval-Konto (Kaution)	18 610	—
4. Kreditoren-Konto .	274 486	51
	7 643 096	51

Der Vorstand der Teltower Kanalterrain-Aktien-Gesellschaft.

Grabowski. Lucas.

Bilanz per 31. Dezember 1914.

Aktiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto	2 908 810	08
Strassenregulierungs-Konto	868 848	25
Effekten- u. Beteiligung.-Kto.	115 748	60
Aktiv-Hypotheken-Konto .	139 476	20
Inventar-Konto	1	—
Debitoren	55 347	74
Kassa	447	26
Aval-Debitoren M. 18 610,—		
	4 088 479	13

Passiva.	M.	pf
Vorzugs-Aktien M. 2 250 000,—		
Stamm-Aktien M. 654 000,—	3 000 000	—
Hypothekenschulden . . .	648 000	—
Kreditoren	12 477	55
Strassenregulierungs-Res. .	125 437	65
Dispositionsfonds	212 563	93
Zinsen-Ergänzungsfonds: Bestand am 31. Dezbr. 1913 M. 18 449,27		
+ Übertrag vom Gewinn- u. Verlust-Konto . . . 18 449,27	—	—
Effekten- u. Beteiligs.-Reserve	90 000	—
Aval-Kreditoren M. 18 610,—		
	4 088 479	13

Berlin, den 31. Dezember 1914.

Teltower Boden-Aktiengesellschaft.

Müller Schneider.

Actiengesellschaft für Montanindustrie.

Bilanz per 31. März 1915.

Aktiva.	M.	pf
Kassa und Sorten	62 687	66
Wechsel	129 448	—
Effekten-Bestände	1 575 484	74
Konsortial-Beteiligungen . . .	681 704	24
Konto-Korrent-Debitoren a) gedeckte . M. 1 097 152,69		
b) ungedeckte „ 53 903,78	1 151 056	47
ausserdem: Bürgschafts-Debitoren . . . M. 100 000,—		
Grundstück Wilhelmstrasse 70b „ 700 000,—		
Hypotheken „ 500 000,—	200 000	—
Immobilien-Konto m. Zubehör	89 998	15
Mobiliar Konto	1	—
Verlust	956 160	57
	4 846 836	83

Passiva.	M.	pf
Aktien-Kapital Konto	1 250 000	—
Obligationen-Kto. M. 720 000,—		
zurückgek. . . . „ 392 000,—	328 000	—
Obligationen-Rückzahlgs.-Kto.	43 860	—
Obligationen Zinsen-Konto . .	5 800	—
Obligationen-Agio-Konto . . .	6 560	—
Konto-Korrent-Kreditoren . .	212 616	83
ausserdem: Bürgschafts-verpflichtungen . M. 100 000,—		
	4 846 836	83

Männer und Völker

Eine neue Bücherreihe

Soeben erschienen:

Hans Delbrück — **Bismarcks Erbe**

Das — **englische Gesicht**

Friedrich Delitzsch — **Die Welt des Islam**

Eine ausführliche Ankündigung liegt diesem Hefte bei!!

Jeder Band 1 Mark. Verlag Ullstein & Co., Berlin.

Google

KRONEN BÜCHER

bringen nur

ausgewählte Romane | anerkannte Autoren

u. a. Werke von

Felix Hollaender
Fedor v. Zobeltitz
Karl Rosner
Olga Wohlbrück
Max Kretzer
Edouard Rod
Horst Bodemer
A. von Perfall
Mite Kremnitz

Hans Land
Ottomar Enking
Karl Hans Strobl
Hans von Kahlenberg
Gaston Leroux
Alfred Schirokauer
Carl Graf Scapinelli
Alex. Baron v. Roberts
Gertrud Köbner

Berlin SW. 68

Kronen-Verlag
G. m. b. H.

Auskünfte u. Prospekte
über Reisen nach und in

Norwegen

und über Aufenthalt in den dortigen

Kurhotels und Badeorten

sowie über die **norwegische Amerikalinie** kostenlos durch

Amtliches Reisebüro für Norwegen

Berlin W. 8, Unter den Linden 33 **Fahrkarten zu Originalpreisen.**

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 91. Bande der „Zukunft“
(Nr. 27—39. III. Quartal des XXIII. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung ꝛc. zum Preise von Mark 1.60 werden **von jeder Buchhandlung** od. **direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a** entgegengenommen.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Juli 1915.

Wie England den Krieg sieht.*)

Der große Krieg kam mir in London nicht zum Bewußtsein. Er schien mir gar nicht zu sein, bevor ich aufs Land kam. Dort aber, in den englischen Dörfern, schließt sich der Spalt zwischen dem täglichen Leben und der Zeitgeschichte.

Unsere modernen Städte sind auf die Grundlage des Friedens gebaut und London ist (einige altmodische Winkel ausgenommen, die nur von Touristen aufgesucht werden) eine moderne Stadt. Das Telephon, der Autobus, die Menschenmassen, die in jeder Tageszeit die Untergrundbahn benutzen, die lockenden Schaustellungen einer weit verzweigten Industrie in den Ladenfenstern: Alles verleugnet den Krieg, an den nur dann und wann der Schall einer Trompete erinnert. Und immer wieder bringt der Gedanke an den Krieg mir das Bild grellsten Gegensatzes vors Auge: „Der Bulle im Porzellanladen".

---

*) Die Völker der Erde leben heute hinter Mauern, deren Höhe dem Nachbar den Einblick sperren soll. Ein Volk weiß kaum, was das andere will, zu welcher Leistung es rüstet, noch gar, wie nebenan die Hirnvorstellung, die Gefühlsstimmung der Menschen und Gruppen ist. Der Erkenntnißquell, der aus vertraulichen Gesprächen und Briefen rann, ist seit einem Jahr eingetrocknet. Doppelt willkommen ist in solcher Zeit das Zeugniß Ernster, Unbefangener, die aussprechen, was sie gesehen, gehört und hinter dem Bild und dem Wort geahnt haben. Das hat Herr Bullard, ein Amerikaner, in diesem Aufsatz versucht, der für den newyorker „Outlook" geschrieben wurde, aber, in seinem bedächtigen, von männlich anmuthigem Humor durchwärmten Ton, über Empfindung und Wollen dreier in Englands Gesellschaftleben wichtigen Typen auch Deutschen Beträchtliches sagen kann.

Google

In London gelten die Begriffe „Krieg“ und „Civilisation“ als einander ausschließend, als vom Geist nicht zugleich festhaltbar; man muß entweder den Krieg oder die Civilisation beim Denken ausschalten.

Wer nur die Oberfläche sieht, findet das Leben der Stadt unverändert. Die Leute kaufen und verkaufen, trinken Thee, verheirathen sich und leben, ganz wie sonst, nach ihrer Gewohnheit. Aber auf tausenderlei Art, manchmal leise, manchmal schroff, erzwingt der Krieg sich Beachtung. Die Bedienung im Hotel ist erbärmlich, weil, wie ein großes Plakat im Korridor verkündet, keine „alien enemies“ in diesem Haus angestellt werden. Auf eine Kabeldepesche kommt aus der Heimath keine Antwort: und erst nach Tagen erfährt man, daß der Censor sie aufgehalten hat.

Fast alle meine londoner Bekannten sind mit ihren Gedanken auf dem Meer. Die Dinge, die sie während des letzten Sommers in Anspruch nahmen, die Bücher, die sie schrieben, die Laboratoriumsarbeit, die sie beschäftigte, die „gerechte Sache“, die Einer verfocht: nichts davon scheint ihnen noch der Mühe werth.

Und in ihrer „Arbeitlosigkeit“ haben diese geistigen Arbeiter den früheren Reiz ihrer Umgangsart eingebüßt. Sie verstellen sich, mehr oder weniger, tragen eine gekünstelte Lebhaftigkeit oder Düsterkeit zur Schau oder streben nach der „heroischen Pose“, nach einer Haltung, die einem in Krieg gerathenen Volk wohl ansteht, die sie aber in den langen Friedensjahren verlernt haben.

Der Krieg hat allen Sinn für das Wesentliche aus ihren Köpfen verscheucht. Einer, zum Beispiel, regt sich fürchterlich auf, weil nach seiner Meinung die Nahrung der britischen Armee einen viel zu hohen Prozentsatz an Kohlehydraten enthält. Spricht man ihm von den Operationen vor Warschau, so antwortet er mit Kohlehydraten. Welches Thema man anschlägt: er kommt immer wieder auf seine fixe Idee zurück. Seine Ueberzeugung mag ja richtig sein; aber er ist unfähig, einzusehen, daß er an Unbeträchtlichem haftet. Er war tief gekränkt und verdächtigte mich der Sympathie mit Deutschland, als ich sagte, daß Caesar Siege erfochten habe, ohne zu wissen, was ein Kohlehydrat sei.

Oft, wenn ich, entmuthigt von so unfruchtbarem Gespräch, fortgegangen war, kam ich am Kriegsministerium vorüber und sagte mir: In diesem mürrisch dreinblickenden Gebäude arbeiten Männer mit kühlen Köpfen, die gelernt haben, die große Wirklichkeit des Krieges zu begreifen. Aber ich traf selten Leute dieser Art. Die Berufs- und Geschäftsmenschen, mit denen ich sprach, die Zeitungleute, Ladenbesitzer, sogar die Reinmachefrauen: Alle gaben

Google

sich Mühe, den Krieg zu ignoriren, oder schienen durch ihn aus aller Fassung gebracht worden zu sein. Aber der Krieg ist eine aufdringliche und unausweichliche Thatsache. Man kann ihn nicht lange vergessen. Truppen ziehen vorbei. Das Auge fällt auf einen derben Rekrutenwerberruf. Oder auf eine frisch in Trauer gekleidete Frau. Und da steht er wieder vor Augen, der Krieg. Stadt, Menschheit, Civilisation schrumpfen in Bedeutungslosigkeit zusammen. Der Vernunftgedanke entflieht und der Glaube an kynische Unvernunft, höhnischen Zufall setzt sich fest. Aber auf dieser Grundlage kann der Verstand nicht arbeiten, kann sich kein Ziel stecken. Man muß sich mit Willenskraft vortäuschen, daß der Krieg nicht sei. Man muß sich belügen oder man muß entsagen.

Dieser unlösbare Widerspruch schien mir der Grundton alles Treibens in London zu sein. Es war unmöglich, in dieser Stadt richtig zu denken. Ich verließ die Stadt: und auf irgendeine mystische Weise brachte der Anblick des freien Feldes, der sich bot, nachdem der dahineilende Zug die Vorstädte hinter sich gelassen hatte, das Gemüth wieder in Ruhe.

Mein Freund Merrit ist zwar nicht der typische Engländer, doch von einer Art, die man nirgends als in England findet. Er hat ein leidliches Einkommen, gerade so viel, daß er seinen Liebhabereien nachgehen kann. Er hat etliche dickleibige und gelehrte Bücher über die Troubadours und Balladendichter des Mittelalters geschrieben. Ich kam zum ersten Mal mit ihm in Rußland zusammen, wo er auf diesem Gebiet, wie in fast allen Ländern Europas, als Forscher arbeitete. Er ist von zarter Gesundheit und ließ sich von irgendeinem verschrobenen Arzt überreden, daß für seine Lungen das Klima von Oxfordshire das beste sei. Deshalb ließ er sich mit seiner reizenden Frau in dem kleinen Dorf Pesleton Moore nieder, in einem uralten Haus, das einst das Wirthschafthaus der Pfarre gewesen war.

Er holte mich am Bahnhof ab. Während wir nach seinem zwei Meilen entfernten Haus fuhren, fragte ich ihn, ob in dieser Gegend viel gekämpft worden sei.

„Nicht seit den Bürgerkriegen. Diese Gegend war damals dem König treu. Das Königliche Hauptquartier war in Oxford.“

„Und in den Kriegen der Weißen und der Rothen Rose?“

„Da waren die Kämpfe weiter westlich. Der Krieg hat also auch von Ihnen Besitz ergriffen,“ fügte er hinzu, „wie von Allen, die aus der Stadt kommen.“

Google

„Ja. Wie kann man jetzt überhaupt an Anderes denken?“

„Ich kanns.“

„Sie können ruhig weiterarbeiten?“

„Ja. Warum auch nicht? Ich glaubte, als Dolmetsch einige Dienste leisten zu können, und meldete mich, aber der Arzt war nach einem Blick auf mich fertig. Und warum soll ich nicht in gewohnter Weise fortarbeiten?“

Er sah mich herausfordernd an. Ich konnte keine höflich klingende Antwort finden. Seine Liebhaberei war mir immer sehr kleinlich vorgekommen; jetzt, im Angesicht der Tragoedie Europas, schien sie mir erst recht nichtig.

„Sehen Sie,“ sagte er, auf einen Bauer weisend, der sein Feld bestellte, „der Mann bleibt auch bei seiner Arbeit. Wünschen Sie, daß er sich hinsetze und die Hände ringe? Er hatte auch einen Sohn dabei. Der liegt jetzt im Lazareth in Aldershot; das halbe Gesicht ist ihm bei Ypern weggerissen worden.“

Der Bauer, der sich mit seiner Arbeit plagte, seiner so nothwendigen Arbeit, bot meinem Freunde den Text für eine kleine Predigt. Während wir durch die schöne Landschaft fuhren, entwickelte er mir in seiner ruhigen Sprechweise, die nichts von der Nervosität der Stadtmenschen an sich hatte, seine Meinung.

„Jeden Tag, wenn ich mein Pensum abgearbeitet habe, gehe ich über die Felder und unterhalte mich mit den Leuten; und jedesmal bringe ich den selben Eindruck heim: unsere Bauern erregt noch der Ueberfall auf Scarborough. Ihre Väter und Großväter hatten niemals über Aehnliches zu sprechen. Selbst Napoleon war nicht im Stande, unseren Leuten den Krieg so zum Bewußtsein zu bringen, wie dieser Angriff auf die Ostküste that. Viele Geschlechter hindurch sind unsere Bauern hier in Oxfordshire ihrer jährlichen Säe- und Erntearbeit in Frieden nachgegangen; seit den Tagen des Bürgerkrieges. Und vor diesem Krieg war lange (aber nicht eben so lange) Friede bis zurück in die Zeit der Kriege der beiden Rosen. Je weiter rückwärts man geht, desto kürzer und unsicherer werden die Perioden des Friedens.

Einige meiner Freunde schreiben mir aus London im Ton tiefsten Bedauerns darüber, daß dieser Krieg all unsere Hoffnung auf Fortschritt begrabe. Sie verstehen nicht, im Buch der Geschichte zu lesen. In London wird man in den Sturmwirbel der Gegenwart hineingerissen; hier, im Freien, gewinne ich (vielleicht, weil ich das Mittelalter ein Wenig studirt habe) den nöthigen perspektivischen Abstand. Ich denke an die langen Jahrhunderte der vorgeschichtlichen Zeit, als die Menschen mit den

Google

mächtigen Schädeln, die noch manchmal in den Flußbetten gefunden werden, keine Ahnung von Dem hatten, was wir ‚Frieden' nennen. Ich denke an die unzähligen Kriege in den alten Zeiten; wie schließlich Alfred der Große die Dänen vertrieb, einen Gesammtstaat errichtete und, zum ersten Mal in der Geschichte, England den Frieden brachte. Ein kurzlebiger Friede scheint er uns; und doch: wie froh mögen die Landbewohner gewesen sein, da sie fünf Ernten hinter einander einheimsen konnten, ohne daß ein Heer raubend und plündernd durchmarschirte!

Der Bauer, den wir vorhin sahen, wundert sich über den Krieg. Ist Das nicht der beste Beweis für den Fortschritt des Friedens? Ist nicht auch die Thatsache, daß Ihr Menschenfreunde, alle, von dem Krieg überrascht, verblüfft worden und aufgebracht seid, ein Beweis dafür? In alter Zeit war Jedermann Soldat. Betrachten Sie, zum Beispiel, die Literatur, und gehen Sie zwei Jahrhunderte zurück: Jeder, dessen Name uns überliefert ist, nahm irgendwie Theil am Krieg. Selbst Goethe war, erst vor einem Jahrhundert, mit bei Valmy. Und dann blicken Sie auf unsere englischen Literaten von heute. Ich weiß nicht, ob Kipling jemals im Feuer gewesen ist; sicher ist er der Einzige von unseren Schriftstellern, der behauptet, den Krieg aus eigener Erfahrung zu kennen. England war, als Insel, in einer besseren Lage als das Festland. Aber seit 1870 hat ja keins der westlichen Reiche einen Krieg gehabt. Der letzte langwierige Krieg, der gegen Napoleon, war vor einem Jahrhundert. So weit geschichtliche Aufzeichnungen reichen, gab es vorher keinen hundertjährigen Frieden. Krieg ist ein sengender, verwüstender Komet. Aber seine Bahn ist offenbar eine Spirale und er entfernt sich weiter und weiter. Er scheint schrecklicher zu werden; scheint aber nur: weil er seltener wird."

Als wir durch das vom Alter benagte Thor des Pfarrgutes schritten, sagte er: „Dieses Gut stammt aus der Zeit des Bürgerkrieges. Der Bau, der vorher hier stand, war mehr eine Festung als ein Wohnhaus. Dreimal ist er von Cromwells Leuten geplündert und dann dem Erdboden gleich gemacht worden. Sehen Sie die dicken Mauern, die engen Fenster! Der Mann, der dieses Haus erbaute, rechnete damit, es vertheidigen zu müssen. Ich zweifle nicht, daß Viele, die es bauen sahen, die Köpfe schüttelten, weil sie meinten, es sei nicht stark genug. Aber es ist niemals angegriffen worden. Dies ist ein weiterer Beweis für den Friedensfortschritt: das Zeugniß der Architektur. Jahrtausende lang lebten die Menschen in Höhlen, ihrer Sicherheit wegen. Dann kam die Zeit, da sie sich in Häusern mit sechs Fuß starken Wänden sicher

Google

genug fühlten. Als die Kultur erstarkte, wurden die Mauern immer dünner, die Fenster immer größer. Die Stufe der Glashäuser haben wir noch nicht erreicht, werden sie aber erreichen.“

In dem Wohnzimmer des Hauses (mein Freund hatte es in ein Bücherzimmer verwandelt) trafen wir seine Frau mit dem Theegeräth. Es war anheimelnd friedlich und wir sprachen nicht mehr vom Krieg, bis nach der Hauptmahlzeit die Zeitung kam.

„Hören Sie zu, lieber Freund,“ sagte der hinter der Saint-James-Gazette verborgene Merrit, „hier ist wieder ein Brief vom Oberst Batesby:

Geehrte Redaktion! Ich protestire gegen den erschrecklichen Kommerzialismus des Schlagwortes: ‚Business as usual‘ und den breiten Raum, den die Tagespresse dem ‚Wirtschaftkrieg‘ widmet. Die Feinde des britischen Reiches werfen uns vor, wir seien ein Volk von Krämern. Was kann diesen Vorwurf besser begründen als der Beschluß des Handelsamtes, eine Sonderkommission, eine Art kaufmännischen Generalstabes, zu schaffen, um einen Feldzug gegen die deutsche Industrie zu beginnen? Daß unseren Kaufleuten der Krieg nützen wird, wenn wir gewinnen, ist ziemlich sicher. Das in den Vordergrund zu stellen, ist aber unter der Würde eines großen Reiches, das um sein Leben kämpft. Ich empfehle Ihnen, die neusten Verlustlisten anzusehen. Wie viele dieser Helden, Offiziere und Soldaten, gaben ihr Leben hin, um den deutschen Handel zu erraffen? Das annehmen, heißt: unsere Toten beleidigen. Hören wir auf mit dem widerlichen Streben, Geld aus diesem Krieg herauszuschlagen! Wir haben nicht die Kaufleute Deutschlands, sondern dessen Heer zu bekämpfen, das beste, das die Welt je gesehen hat. Nichts ist gefährlicher als die Unterschätzung unseres Gegners. Daß wir die deutsche Handelsflotte von den Meeren verjagen, wird unseren Händlern wenig nützen, wenn wir nicht zugleich das Heer und die Kriegsflotte besiegen. Das ist die Aufgabe des Reiches. Alles handelswirthschaftliche Geschwätz ist nicht nur verächtlich, sondern geradezu gefährlich. In einem großen Kriege müssen große Triebkräfte thätig sein. ‚Business as usual‘ gehört nicht dazu. Es giebt noch andere Elemente in unserem Volk als Ladenbesitzer; um alle zu einen, müssen wir einen mächtigeren Sammelruf haben. Mein Vorschlag ist: Das Reich, seine Erhaltung, sein Ruhm!“

„Ist der Brief nicht der Mann?“ fragte Frau Merrit.

„Wer ist denn Oberst Batesby?“ fragte ich.

„Eine unserer lokalen Berühmtheiten. Ich werde Sie morgen früh zu ihm zu führen,“ sagte Merrit. „Er wird Sie interessiren. Es ist wieder einer der Vortheile des Landlebens, daß man die Typen reiner ausgeprägt findet als in der Stadt. Männer wie Batesby mag es auch in London geben; aber in der

Google

großen Masse verschwinden sie. Er ist ein pensionirter Offizier der indischen Armee und erwarb sein Viktoriakreuz im selben Feldzuge wie Lord Roberts, der, nebenbei gesagt, sein Abgott ist. Ihm fehlt nur Verstand. Mit Verstand wäre er weit gekommen; so aber ist er nur ein guter Soldat, ein Oberst a. D. Wie Sie aus seinem Brief ersehen, ist er Imperialist und Aristokrat. Er stammt vom alten Oxfordshire-Landadel. Seine beiden Söhne brachten glücklich all sein Geld durch, bevor sie in Afrika fielen; er selbst lebt hier sehr bescheiden auf seinem Herrensitz. Vor dem Krieg schrieb er Briefe an die Zeitungen, um für den Wunsch des Lords Roberts nach allgemeiner Wehrpflicht Stimmung zu machen. Ein beschränkter Fanatiker; aber das Material, aus dem Weltreiche gezimmert werden. Ein englischer Bernhardi."

„Wie kannst Du ihn mit Bernhardi vergleichen?" rief Frau Merrit. „Er ist die Güte selbst!"

„Ich zweifle gar nicht," sagte der Mann lachend, „daß auch Herr Bernhardi zärtlich zu den Kindern ist, bei sich daheim nämlich. Und es ist nicht verbrieft, daß die Afghanen, gegen die Batesby seine Auszeichnung verdiente, besonders zart behandelt wurden. Für die Ehre des Königreichs würde er eben so grausam verfahren wie ein Preuße; nur würde er nicht darüber sprechen."

Ich fand Batesby mindestens so interessant, wie ihn mein Freund geschildert hatte. Das Alter schien Alles an ihm unangreifbar gefunden zu haben, außer dem Haar. Das war vollkommen weiß; aber die Schultern waren nicht eingesunken und die Augen noch hell. Er empfing uns in einem Raum, den er sein Studirzimmer nennt. Es war klein und die Wände waren mit Kriegskarten bedeckt. In den Regalen standen kriegsgeschichtliche Werke und solche über Taktik und Strategie. Wir trafen ihn, wie er sagte, am Balkankrieg „arbeitend". Eine Karte der Balkanhalbinsel lag auf dem Tisch ausgebreitet. Als ich ihm sagte, daß ich den letzten Balkankrieg als Berichterstatter mitgemacht habe, wurde er mittheilsam. Er wußte noch nicht genau, was mit der Kavallerie Radkos Dimitrijew zwischen den Schlachten von Kirkkilisse und Lülle-Burgas geschehen sei.

Ich würde nicht behauptet haben, daß es ihm an Verstand fehle; nur, daß sein Verstand ungemein „spezialisirt" sei. Sein Gehirn war vollgestopft mit militärischer Wissenschaft. Ich merkte, als er gesprächiger wurde, daß er den Feldzug eines britischen Corps zur Eroberung der Balkanländer ausarbeite.

Google

„Wenige Menschen begreifen," sagte er, „was der Krieg von heute bedeutet. Wenn er vorbei sein wird, werden wir, zum ersten Mal in der Geschichte, ein starkes Heer haben. Weitblickende Männer wie Roberts haben längst eingesehen, wie sehr es uns nöthig ist. Ein Reich, das sich nicht mehr ausdehnt, ist schon im Niedergang. Beinahe waren wir an diesem Punkt. Gott sei Dank: Deutschland griff uns zu rechter Zeit an! Daß wir unvorbereitet waren, kostet uns bereits ein Jahr. Sechs Monate lang saßen wir hier zitternd, weil nur unsere Flotte und die Heere unserer Verbündeten uns schützten. Noch sechs Monate wird es dauern, bis wir vor uns selbst Achtung haben können. Es ist eine Schande: Großbritaniens Sicherheit abhängig von Frankreich! Aber Kitchener ist ein Mann von Energie. Er wird den Fehler wieder gutmachen. Und wenn Alles erschöpft sein wird, wird unsere Musik anfangen, zu spielen. Haben wir erst zwei Millionen Mann auf dem Festland, dann wird Deutschland nicht mehr lange dauern. Dort wird es für unsere neue Armee sehr wenig zu kämpfen geben. Und liegt Deutschland unten, dann wollen wir nicht den Fehler Wellingtons wiederholen, die Armee zu entlassen. Hätten wir 1815 ein Bischen Energie gehabt, dann wäre das Reich auf eine feste Grundlage gestellt worden. Diesmal wollen wirs thun. Wir wollen den Fehler nicht wiederholen. Ende 1915 wird ganz Europa erschöpft sein und wir werden fast zwei Millionen Mann frischer Truppen im Feld haben. Eine Viertelmillion wird genügen, unsere Stellung auf dem Kontinent zu sichern. Dieser Krieg hat uns gelehrt, wie gefährlich es war, nur die eine Seite unseres Festungsgrabens zu besitzen. Wir müssen, um ihn zu sichern, Außenwerke vorschieben."

„Aber hören Sie doch auf, Oberst," warf Merrit ein; „wir zogen in diesen Krieg, um die Unabhängigkeit der kleinen Staaten zu schützen; wir können doch Belgien nicht annektiren!"

„Gewiß hätten wir ein so kleines Land in Friedenszeit nicht angegriffen. Aber Belgien lebt nicht mehr. Wir werden dieses Land nicht von den Belgiern, sondern von den Deutschen erobern. Die Belgier werden überfroh sein, in unser Reich einzutreten; es ist ihre einzige Hoffnung auf Sicherheit. Vielleicht wird es keine eigentliche Annexion sein. Das Wort bedeutet ja nichts. Wahrscheinlich werden wir den Belgiern eine gewisse Unabhängigkeit lassen, wie Ihr Land" (Das galt mir) „der Republik Panama Unabhängigkeit gewährt hat. Aber es wäre äußerste Narrheit, den Stützpunkt ganz aufzugeben, den wir auf

Google

dem Festland gewonnen haben. Dazu also brauchen wir höchstens eine Viertelmillion Mann. Was sollen wir mit den übrigen anfangen? Die Balkanvölker sehnen sich nach einer geregelten, gerechten Verwaltung. Und wer über diese Halbinsel herrscht, gebietet nicht nur über das Mittelmeer, sondern auch über das Adriatische und das Schwarze Meer. Egypten und der Weg nach Indien werden gesichert sein . . ."

Der uralte Traum von der Weltherrschaft.

„Giebt es viele Leute dieses Schlages in England?" fragte ich Merrit, als wir weggingen.

„Gott sei Dank: Nein!" meinte er lachend. „Es ist ein Typus, der ausstirbt. Vielleicht haben wir eben so viele Imperialisten wie je; aber andere Typen überwuchern die alten. Nachmittags führe ich Sie zu unserem liberalen Bannerträger Sir George Plant. Seine Art ist heutzutage vorherrschend."

„Sir George," sagte Merrit, als wir am Nachmittag aufbrachen, diesen Herrn zu besuchen, „ist durch Dockbauten reich geworden. Es ist der Sohn eines nonkonformistischen Geistlichen; der achte Sohn, wenn ich nicht irre. Er wuchs in Bristol auf, wo er sah, wie die neuen Dampfschiffe in den altmodischen Docks festmachten. Das brachte ihn auf den Gedanken, daß alle unsere Häfen, die sich in der Zeit der Segelschiffahrt entwickelt hatten, umgebaut werden müssen, um den Anforderungen des Dampferdienstes zu entsprechen. Die Durchführung dieses Planes gewann ihm Vermögen und Adel. Seit fünfzehn Jahren ist er Mitglied des Unterhauses; und hat noch nie eine Rede gehalten.

Er und Oberst Batesby verkörpern die wahren politischen Gegensätze in England. Trotz allen Redefluthen über den Gegenstand haben wir noch keine Spur von Demokratie; ich meine; das niedere Volk hat keine Stimme in der Regirung. Bei den Wahlen stimmen wir über die Frage ab, wer uns regiren solle, Oberst Batesby oder Sir George. Sie bewerben sich gegen einander um unsere Stimmen. Die Tories gaben uns die Wahlreform, die Möglichkeit, die Whigs unterzukriegen; und jetzt gebrauchen die Liberalen die Arbeiterpartei gegen die Konservativen. Der Wahlkampf ist hier interessant. Wenn unser Dorf einen Abgeordneten für sich allein zu wählen hätte, wäre es unbedingt Oberst Batesby. Die Ackerbürger mögen Sir George nicht; er ist ihnen der Emporkömmling. Dagegen haben die Batesby seit undenklichen Zeiten auf ihrer Scholle gesessen; und die Landbevölkerung verehrt ihre alten Familien."

Google

Auf unserem Weg hatten wir eine beträchtliche Höhe erklommen. Merrit hielt an und wies auf die Aussicht hinter uns. Am Fuß des Hügels lag das Dorf mit seinen hier und da aus den Bäumen herauslugenden braunen Strohdächern. Ueber sie erhob sich nur der Thurm der alten Kirche. Zwei Meilen weiter jenseits lag der Bahnhof mit einem Klumpen von Fabriken. Ueberall entlang der Eisenbahn waren Schornsteine zerstreut, bald einzeln, bald in Gruppen. Es war ein übler Anblick.

„Beachtenswerth ist," sagte Merrit, „daß man von dem Herrensitz da unter im Dorf diese Schornsteine nicht sehen kann. Sir George hat sein Haus hier oben gebaut, mit weiter Aussicht. Alles, was wir von hier aus sehen können, ist sein Wahlkreis. Oberst Batesby hätte keine Aussicht, gewählt zu werden."

„Lieben denn die Fabrikarbeiter Sir George?" fragte ich.

„Ich wüßte nicht, warum sies sollten; aber sie stimmen für ihn. Vielleicht treibt sie gerade ihre Feindsäligkeit gegen das Dorf. Es ist spaßhaft," fuhr er fort, als wir von der Straße durch ein prächtiges Thor in den Park des „Great House" einbogen, „ich liebe das Dorf und verabscheue die Häßlichkeit der Fabrikstädte. Ich liebe ein Segelschiff und hasse die brutale Ueberlegenheit der Dampfboote. Ich liebe die Ritterlichkeit und Romantik der alten Zeiten und hasse die berechnende Härte des modernen Handels. Und doch gebe ich Sir George meine Stimme. Das Zwei-Parteien-System in der Politik läßt ja nur die Wahl zwischen zwei Uebeln. Aber so lange es keine Partei giebt, die ich rückhaltlos unterstützen könnte, ziehe ich vor, mich von Leuten regiren zu lassen, die wissen, daß die Gesetze der Elektrizität entdeckt worden sind."

Das „Great House" Sir George Plants könnte in der Nähe jeder modernen Großstadt, Paris, Berlin, Chicago, stehen. Es giebt eine Bauweise, die ganz international ist. Das Rauchzimmer, in dem wir Sir George trafen, zeigte den Komfort eines beliebigen Klubs: mächtige Ledersessel. Und bis er sprach, war er so nichtssagend wie seine Umgebung. Seine Kleidung, sein Haarschnitt waren ganz kosmopolitisch.

Merrit stellte mich als amerikanischen Journalisten vor, der herübergekommen sei, um den Krieg zu sehen.

„Wir werden siegen," sagte Sir George freundlich, ohne besondere Betonung. „Es ist eine einfache Geschäftssache. Die Deutschen sind von dem Gedanken des Militarismus besessen, der ganz mittelalterlich und unzeitgemäß ist. Ich habe mich über diesen Krieg niemals aufgeregt, denn ich wußte, daß wir, wenn er kommt,

Go gle

siegen werden. Er ist entsetzlich; vom Standpunkt der Wirthschaft und der Menschlichkeit aus gesehen, ist er eine unentschuldbare Vergeudung. Die aber können wir besser aushalten als die Deutschen. Wenn sie von dieser Verrücktheit genug haben, werden sie vollständig ruinirt sein, wir nur zur Hälfte.

Die meisten Menschen hängen noch an der veralteten Vorstellung, daß im Kriege das Blut gewinnt. Darauf kommts aber nicht an. Aus Petrograd schrieb man mir, daß dort das Witzwort umgehe, England sei entschlossen, Deutschland zu vernichten, und wenns den letzten Tropfen russischen Blutes koste. Um zu siegen, wird allerdings Rußland viel Blut lassen müssen, mehr als wir: weil es eben ökonomisch nicht stark genug ist, den einzig wirksamen Wirthschaftkrieg zu führen. Die Deutschen hassen uns ingrimmig. Sie fürchten weder Frankreich noch Rußland. Wenn es nur ein Kampf der Heere wäre, würden die Deutschen nicht böse sein. Das wäre die Art, wie sie zu kämpfen gewünscht haben. Aber der Wirthschaftkrieg überrascht sie. Sie sind in ein Netz gegangen, das sie nicht zu zerreißen vermögen, und können an Den nicht herankommen, der das Netz hält. Siege in Polen werden ihnen nicht nützen. Was die Deutschen nicht erwarteten und was, wie sie selbst wissen, sie niederzwingen wird, ist, daß wir, das ‚Krämervolk', im Stande waren, Holland, Skandinavien und Italien zu zwingen, den Handel mit Deutschland einzustellen. Das verdanken wir weder dem Heer noch der Flotte, sondern unseren Handelskammern und Bankiers. Ein schwedischer Kaufmann will einen Wechsel bei uns diskontiren. Unser Bankier sagt: ‚Ich mache keine Geschäfte mit Ihnen, so lange Sie mit Deutschland Geschäfte machen.' Ein holländischer Landwirth will uns Käse verkaufen. Unsere Kaufleute sagen: ‚Sie können nicht mit den Deutschen und zugleich mit uns Geschäfte machen.' Beide protestiren; sie seien Neutrale und berechtigt, mit Jedermann Geschäfte zu machen. Aber wir haben das selbe Recht und brauchen nicht mit ihnen zu arbeiten, wenn wir nicht wollen. Sie schäumen und pfauchen; schließlich überlegen sie sich die Sache. Der Schwede findet, daß er unser Geld nicht entbehren könne. Der Holländer verkauft uns fünf Käse auf je zwei nach Deutschland. Er würde gern fortfahren, alle sieben zu verkaufen; aber wenn er sieht, daß es nicht geht, entschließt er sich, die zwei für Deutschland fahren zu lassen. Und so geht es überall und bei jeder Art von Handelsbeziehung. Wir verlieren nicht so viel Blut wie unsere Verbündeten, aber wir schädigen Deutschland mehr.

Man sagt, dieser Krieg sei einer der Maschinen. Das ist

Go gle

wahr; nur sind es nicht die Maschinen an der Front, die sechzehnzölligen Haubitzen und die Maschinengewehre, die den Ausschlag geben. Der Krieg wird von der Partei gewonnen werden, in deren Land die meisten Maschinen arbeiten. Den Deutschen war bekannt, daß die Franzosen nicht genug Munition für ihre Feldartillerie hatten. Jetzt: sehen Sie die Fabrikschornsteine da unten rechts? Vor dem Krieg machten wird dort Pflugschare, jetzt, Tag und Nacht, dreizöllige Granaten. Den Franzosen wird die Munition nicht ausgehen. Alle unsere Maschinen für Heckenscheeren machen jetzt Bayonnettes; in drei Schichten täglich. Man gewinnt damit zwar keinen Kriegsruhm, aber den Krieg."

„Und was soll aus dem Krieg herauskommen?" fragte ich.

„Für uns? Na, wir werden viel ärmer sein als 1914, aber die stärkste Macht in Europa. Stärker als je im Verhältniß zu den anderen Ländern. Es wird viel Zeit und Mühe kosten, unsere Maschinen wieder für Pflugschare und Heckenscheeren einzurichten; aber ein paar Jahre nach dem Krieg erwarte ich einen großen Aufschwung. All die Pumperei wird den Zinsfuß hinauftreiben und Jeder, der flüssiges Kapital hat, wird viel Geld verdienen. In Deutschland?" Er lächelte spöttisch. „Ich kenne eine Industrie, die nach dem Krieg floriren wird: Kupfer. Die haben alle möglichen Metallbestandtheile aus ihren Maschinen und Fabriken gerissen. Die werden furchtbar verschuldet sein. Selbst wenn sie keine Entschädigungsumme zahlen müssen, wird es ihnen schwer fallen, Geld aufzutreiben, um ihre Industrie wieder einzurichten und ihre Schuldzinsen zu bezahlen. Die haben wenigstens zwanzig Jahre verloren."

„Wie wäre es mit Abrüstung?"

„O ... Ich denke, unsere Regirung wird fordern, daß sie den Bau von Unterseebooten einstellen. Aber je mehr Geld sie in Schlachtschiffe und Soldaten stecken, desto besser für uns, ihre Industriekonkurrenten. Das ist ja eine unfruchtbare Kapitalsanlage. Ich hoffe, daß sie wenigstens an der allgemeinen Wehrpflicht festhalten. Die wird zu einer furchtbaren Steuer, nicht nur in Geld, sondern, weil so viele Kräfte der Werthe schaffenden Industrie entzogen werden. Man denkt viel zu selten daran, welchen ungeheuren Vortheil wir dadurch haben, daß wir in Europa das einzige Land ohne Militärzwang sind."

„Und was soll mit Kitcheners Armee geschehen?"

„Sechs Monate nach Friedensschluß werden wir alle Männer wieder bei der Arbeit haben."

Google

„Oberst Batesby", sagte ich, „meint, daß diese Armee eine ständige Einrichtung bleiben müsse."

„Ja," fügte Merrit hinzu, „und um sie zu beschäftigen, will er den Balkan erobern."

„Ach, der alte Feuerfresser," sagte Sir George verächtlich; „Niemand nimmt ihn ernst. Er ist einer von der Sorte, die sich einbildet, der richtige Weg, dem Vaterland zu dienen, sei, dafür zu sterben; er brüstet sich, weil seine zwei Söhne sich in Südafrika totschießen ließen. Nun, ich denke, mein Sohn hat mehr Werth fürs Vaterland, wenn er lebendig, als wenn er tot ist. Er ist drüben in Southampton und leitet den gesammten Transportdienst der Armee. Er wird kein Victoriakreuz bekommen, aber unsere Soldaten werden nicht ohne Proviant sein, wie damals in Südafrika. Den Balkan erobern! Verrücktheit! Alles, was wir aus diesem Kriege herausholen wollen, ist der Sieg, der uns vor Deutschland sichert, und die Oeffnung der Dardanellen: freier Handel. Das und die Bagdadbahn; eine Dampfverbindung vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf. Wenn wir Das erreichen, brauchen wir keine Entschädigung und keine neuen Gebiete."

„Sie sehen," sagte Merrit draußen: „Sir George und Oberst Batesby sind nicht gut auf einander zu sprechen. Das war übrigens klug gesagt: zu glauben, daß die einzige Art, dem Vaterland zu dienen, sei, dafür zu sterben. Das ist nämlich das Credo unserer Adeligen; die einzige Pflicht des Staatsbürgers scheint ihnen: zum Sterben bereit sein. Die Konservativen führten den Burenkrieg, verpfuschten ihn gründlich und erwiesen sich als unfähig; aber sie verstanden, tapfer zu sterben. Auch in diesem Krieg bewähren sie ihren Ruf der Tapferkeit. Unsere alten Adelsfamilien sind schwer betroffen worden. Auf der ganzen Welt ist kein Stand so rücksichtlos tapfer im Krieg wie unser Adel; aber auch keiner so unfähig. Ich danke Gott, daß diesmal die Liberalen, Geschäftsmänner wie Sir George, an der Spitze sind; so haben wir Aussicht, zu gewinnen."

„In diesem Krieg ist noch Etwas," sagte Merrit abends, „das Euch Schwachherzigen Muth einflößen sollte. Die letzte große Koalition, die Heilige Alliance Metternichs, hatte sich, nach eigenem Geständniß, das Ziel gesetzt, die Revolution zu unterdrücken, Demokratie und Konstitutionalismus zu ersticken. ‚Reaktion' war das Schlagwort Englands und seiner Freunde vor hundert Jahren. Heute dagegen ist das Losungwort unseres Bündnisses: Menschen- und Völkerrecht!"

„Und Rußland?"

Google

„Gerade die Thatsache, daß Rußland auf unsere Seite ist, berechtigt zu den größten Hoffnungen. Rußland ist das rückständigste, unthätigste, schwächste Land Europas. Rußland ist potentielle Zukunft. Es gleicht den Vereinigten Staaten vor einem Jahrhundert. Unbegrenzte, unerschlossene Quellen. Gott oder Zufall, wie Sies nennen wollen, haben diesen Krieg kommen lassen, um Rußland unter der Führung der liberalen Völker zu entwickeln. Deutschland wollte Rußland entwickeln. Während ich dort war, war Das meine einzige Besorgniß. Deutsche (richtiger: preußische) militärische Tüchtigkeit hätte Rußland friedlich durchdrungen und erobert. Schließlich hätte das liberale Europa einen neuen Dreikaiserbund, Deutschland-Oesterreich-Rußland, zu bekämpfen gehabt. Das wäre eine Aufgabe gewesen, gegen welche dieser Krieg ein Kinderspiel ist. Einige unserer Liberalen bedauern, daß unser konstitutioneller König neben dem Zaren kämpft. Aber wer immer von unseren Diplomaten erreicht hat, daß nicht der Zar und der Kaiser auf einer Seite sind: er hat sich das Recht auf die unbegrenzte Dankbarkeit aller Liberalen erworben. Krieg und Politik machen seltsame Bundesgenossen. Aber die nackte Thatsache, daß der Zar nicht für die Reaktion kämpft, die jetzt in der preußischen Auffassung von Thatkraft und Gewalt verkörpert ist, macht ihn zu einem Soldaten des Fortschrittes. Natürlich können wir nicht behaupten, den reinsten Auszug des Liberalismus auf unserer Seite zu haben. Die Motive sind etwas gemischt. Das ist sicher. Es ist ein Zug von Schönheit in dem irrköpfigen Idealismus mancher Deutschen und ein Zug der Häßlichkeit, Ländererwerb, Rachsucht, Habgier, in manchem Briten. Und doch: wenn ich all die gemischten Triebkräfte gegen einander abgewogen habe, bin ich stolz, ein Engländer zu sein.

Hier draußen, auf dem Land, bemühe ich mich, durch die Einzelerscheinungen in das Wesentliche vorzudringen; und ich finde einen neuen Meilenstein des Fortschrittes in der Thatsache, daß vor einem Jahrhundert die große europäische Koalition ein Kreuzzug gegen Volksrechte war und daß heute der große Bund gegen die Reaktion kämpft. Niemand haßt den Krieg mehr als ich; aber ich hasse ihn etwas weniger als die Erdbeben. Die sind ganz und gar sinnlos und für unsere Zwecke unfaßbar. Ich bin nicht entmuthigt. Wir hatten einen Frieden von ungewöhnlich großer Länge und haben jetzt einen Krieg für ungewöhnlich hohe Ideale.“

Arthur Bullard.

Google

Erlkönigs Tochter.

Ein regnerischer, kühler Aprilabend. Die vorzeitig angezündeten Glühbirnen der Schaufenster spiegeln sich bei Einbruch der Dämmerung mit gelben und weißen Reflexen auf dem nassen Asphalt der belebten Geschäftsstraße. Ich schiebe mich, in Erledigung meines täglichen Bewegungpensums und den aufgespannten Regenschirm durch die vielköpfige Menge balancirend, an den Häusern hin. Da fällt mein Blick auf den hellerleuchteten palastartigen Eingang eines beliebten Lichtspieltheaters; und aus dem Tagesprogramm leuchtet mir der Name „Grete Wiesenthal“ lockend entgegen. Mein Gott: schließlich ist man ja auch nur ein schwacher Mensch! Ich lasse mich also verführen, zahle meine fünfundvierzig Pfennige und trete, noch halb mit anderen Gedanken beschäftigt, ein. Der kleine dienstfertige „Beu“ (ich erlaube mir diese Eigenbildung nach Analogie der modernen Kriegsverdeutschungen: „Schofför“, „Büro“, „Keks“ oder „Kuhsine“) weist mir mit seiner niedlichen Blendlaterne den Weg durch das dunkle Labyrinth der Schaulustigen.

Es blieben mir einige Minuten Zeit, mich zu sammeln, da mehrere „aktuelle“ Programmnummern noch der Erledigung harrten. So sah ich denn in aller Geschwindigkeit die Bergung Verwundeter durch Schneeschuhtruppen auf dem westlichen Kriegsschauplatz, die Besetzung einer französischen Stadt, Kapitän Weddigens letzte Ausfahrt aus dem heimathlichen Hafen, eine Straßendemonstration in Athen und die Bismarckfeier in Berlin. Dann erschien das Personenverzeichniß zu „Erlkönigs Tochter“, phantastischem Schauspiel in drei Aufzügen, verfaßt und inszenirt von Stellan Rye mit Grete Wiesenthal in der Titelrolle.

Eine weiche, süß-schmelzende Musik setzt ein, leise zitternd wie das Grillengezirpe in Reinhardts Sommernachtstraum, und staunend sehe ich vor mir auf einer weiten Waldwiese in schemenhaften Umrissen, die sich bald auflösen, bald verdichten, den Geist Grete Wiesenthals, umwallt von nebelartigen, im Abendwind flatternden Schleiern. Sie tanzt in seliger Weltvergessenheit wie ein elbisches Wesen, körperlos und ohne Erdenschwere. Aber schon ist der Zauber zu Ende und der Zuschauer sieht sich unsanft in die rauhe Wirklichkeit einer braven Familie aus besseren Kreisen versetzt. Dort lauscht in Gegenwart der hochgräflichen Eltern ein ele-

Go gle

ganter junger Mann dem Klavierspiel seiner Braut. Dann verläßt er den Gartensaal, sie folgt ihm; und in zärtlichem Geflüster verlieren sich beide in den Laubgängen des herrschaftlichen Parkes. Aber der junge Graf scheint mit seinen Gedanken durchaus nicht bei der Sache zu sein. Er entwindet sich der Umarmung seiner Braut und verschwindet durch die Allee des Parkes, um sich auf einer entlegenen Waldlichtung am Fuß einer mächtigen Erle zu lagern. Traumverloren sitzt er dort und sieht plötzlich, wie sich aus dem nahen Schilf Erlkönigs Tochter in lichten Umrissen löst und immer körperlicher, von durchsichtigen Schleiern umwallt, auf ihn zutanzt. Mit schmeichelnden Bewegungen und mit jenem seligen Ausdruck, der nur den Zügen Grete Wiesenthals eignet und der ein merkwürdiges Gemisch von Tod und Verklärung zeigt, nähert sie sich dem einsamen Jüngling, zieht ihre Kreise enger und enger und spinnt, verheißend und gewährend, unlöslichen Zauber um ihn.

Die erläuternden Zwischenworte lassen erkennen, daß man ein Wiedersehen verabredet; und deshalb benimmt sich der junge Graf, als er ins Schloß seiner Väter zurückgekehrt ist, noch nervöser und verstörter gegen Komtesse Ebba als vordem. Die Braut erschrickt, die Eltern ahnen nichts Gutes. Richtig: der offenbar hochgradig neurasthenisch veranlagte Jüngling giebt keine Ruhe, bis er wieder unter der Erle auf der Waldlichtung sitzt und dort sehnsuchtvoll der Tochter des Erlkönigs harrt. Wieder tönt die süße Musik und wieder nähert sich das Elfenmädchen vom Schilf des Sees her. Stürmischer wird ihr Liebeswerben, enger ihre Umschlingung; und beim Abschied (hier unterbricht das Plakat: „Schwöre mir, nie zu heirathen“ unsanft die Stimmung) beißt sie den Geliebten, damit er seines Schwures gedenke, ins Handgelenk.

Von diesem unseligen Augenblick an ist er ihr mit Leib und Seele verfallen. Entsetzt betrachtet er die brennende Wunde, läuft athemlos durch die langen Alleen des Parkes heim und findet keine Ruhe mehr, weder bei seiner Braut noch bei den hochgräflichen Eltern. Er will sich erschießen, läßt aber willenlos den Revolver fallen, als er durchs Fenster die Gestalt seiner holden Verfolgerin sieht. Beim Kartenspiel im Familienkreis, am Schachbrett mit Komtesse Ebba, immer erscheint ihm lockend und winkend die Erlenprinzessin. Er sucht sie stets von Neuem im sonnendurchflutheten Birkenwald, wo sie ihn von Baum zu Baum lockt, um ihm immer wieder zu entfliehen oder in Nebel zu zerfließen, ein Märchenspuk, wie er entzückender und greifbarer von keiner Kunst dargestellt werden kann. Sie schwingt sich, an dem weitausgreifenden Ast eines Baumes hängend, von silbernen Schleiern um

Google

Winde umflattert, neckend auf und ab, mit einer Anmuth und Zartheit der Linien, wie sie nur im Feenland und nur bei Grete Wiesenthal möglich sind.

Der Hochzeitmorgen bricht an. Am Parkthor sammeln sich die Lieferanten, denen galonirte Diener und Mädchen Waaren und Geschenke aller Art abnehmen. Auch der junge Graf erscheint, in kleidsamem Sportanzug mit Schillerkragen, und schlendert ein Stückchen die Straße hinauf. „Und wo er ging und wo er stand“: belehrt uns das Zwischenplakat. Er begegnet einer Bauersfrau mit ihrem Hundekarren, will ihr Etwas abkaufen, aber sie schiebt ihr Kopftuch zur Seite: und entsetzt erkennt er sein Elfenliebchen. Verstört rennt er ins Schloß zurück, läßt sich von Komtesse Ebba zu einem Spazirgang an den See überreden; aber eben da die Beiden einen Kahn vom Ufer lösen, um hinauszurudern, steigt das Trugbild der lachenden Schönen geisterhaft aus der flimmernden Wasserfläche empor. Wieder stürzt er fort und kommt athemlos in ein abgelegenes Wirthshaus gelaufen, in dem allerlei verdächtige Gestalten beim Wein sitzen. Die Wirthin bringt ihm zu trinken und ein Zigeunermädchen tanzt vor ihm in wildem Wirbel, bis er auch in ihr seine Verfolgerin erkennt. Auf der Flucht fragt er einen Jungen, der auf dem Rücken seines Pferdes am Busch hält, nach dem Wege. Der zieht grüßend zum Abschied den Hut und die langen Haare Grete Wiesenthals flattern aufgelöst um das wohlbekannte Gesicht. Am Flußufer holt er den Fährmann aus seiner Hütte, damit er ihn hinüberrudere. Aber auch der gebückte Alte wirft, als sie im Kahn sitzen, seine Kutte ab und giebt sich als Erlkönigs Tochter zu erkennen. In namenloser Angst springt er ins Wasser, erreicht das Ufer, schwingt sich unterwegs auf ein bereitgehaltenes Pferd und jagt nach dem Schloß.

Kurz vor dem Hochzeitmahl, dessen Tafel zahllose Diener und Mädchen decken, erwacht er auf seinem Bett, wo er offenbar Stunden lang tief erschöpft geschlummert. Der Diener, der ihm beim Ankleiden behilflich ist, bemerkt dabei das Wundmal am Handgelenk seines Herrn. Der würgt ihn, von neuen Gewissensbissen gepeinigt, und jagt ihn davon. Inzwischen ziehen die Hochzeitgäste, deren etwas fragwürdige Eleganz durch ein wohlerwogenes Dämmerlicht dem Zuschauer gnädig verborgen bleibt, unter den Klängen des Tannhäusermarsches ein.

Vor dem Schloß (Das ist wohl das reizvollste Intermezzo) tanzt auf blumiger Wiese Erlkönigs Tochter. Sie richtet sich in ihren weißen Schleiern geisterhaft an der hohen Balustrade der Terrasse empor und schwört dem Ungetreuen, wie mittenhinein in

Google

Riesenschrift zu lesen, „Rache“. Noch einmal verläßt der junge Graf, wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, den Hochzeitsaal. Der besorgte Vater folgt ihm auf die ahnungvolle Terrasse. „Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht?“ Damit unterbricht das Plakat die Filmhandlung; und eine offenbar den gebildeten Kreisen angehörige Dame in meiner Nähe, die ihr Lichtlein auch im Dunkeln leuchten lassen muß, flüstert der Nachbarin zu: „Von Goethe!“

Inzwischen ist die Hochzeit in ein vorgeschrittenes Stadium getreten, der Brautkranz wird ausgetanzt und die heirathfähigen jungen Mädchen umringen das Paar. Der Graf wiegt sich mit seiner legitimen Braut auf weichen Walzerklängen. Da schiebt sich plötzlich, den erschrockenen Gästen unsichtbar, Erlkönigs Tochter an die Stelle der Braut: und er tanzt mit ihr zum Entsetzen der Hochzeitgesellschaft weiter, hinaus durch die Thür, die zur Terrasse führt. Draußen stürzt er über die Balustrade hinunter; und an deren Fuß finden ihn die aus dem Tanzsaal nachgeeilten Gäste. Die unglückliche Braut und ihre hochgräflichen Schwiegereltern beugen sich in stummem Schmerz über den (selbstverständlich) Toten.

Das Spiel ist aus. Wieder setzt das Gezirp der Heimchen und Grillen mit seiner süß-schmelzenden Musik ein; und auf der grünen Waldwiese tanzt in verschwimmenden Nebelschleiern der Geist Grete Wiesenthals.

Wie aus einem Traum erwacht, verlasse ich das Lichtspiel-theater und trete, den Schirm aufspannend, hinaus in den plät-schernden Regen der abendlich erleuchteten Straße. Der Kopf ist mir wirr und betäubt von dem kinematographischen Durchein-ander seltsamer Eindrücke. Mehr- oder minderwerthige Schau-spielerei, aufdringliche Theatereffekte, Erklärungen in Plakatform, wie sie als Kapitelüberschriften eines Hintertreppenromans viel-leicht am Platz wären, entzückende Landschaftbilder, Abend-stimmungen von größtem Reiz und das Alles durchsetzt von dem unsagbaren Zauber der sieghaften Anmuth Grete Wiesenthals, deren Kunst auch das schlechthin Banale und Kitschige adelt. Nicht nur, wo sie sich selbst im Tanze zeigt, sondern auch sonst erkennt man in der Inszenirung des Dramas überall ihre ordnende Hand, ihren unfehlbaren Geschmack und jenen künstlerischen Takt, mit dem sie selbst da die Situation beherrscht, wo die ihr zur Ver-fügung stehenden Kräfte der Mitspieler und des Kinos überhaupt versagen. Ich hatte Das schon einmal vor Jahren als stiller Gast einer von der leibhaftigen Grete Wiesenthal geleiteten Probe zu bewundern Gelegenheit gehabt, wo sie, von einem Winkel der

Go gle

Bühne in den anderen hüpfend, den widerstrebenden und ganz unzulänglichen Schauspielern eine Stellung, eine Bewegung vormachte, so ausdrucksvoll und überzeugend, daß Keiner ihrs nachzuthun wußte. So mochte es auch bei diesem Film zugegangen sein.

Aber hier lagen unleugbar künstlerische Möglichkeiten für das bisher von mir immer nur sehr skeptisch betrachtete Kino verborgen. Wer würde je die Tänze der lebendigen Grete Wiesenthal auf einer Wiesenfläche im Winde, zwischen den weißen Stämmen eines Birkenwaldes, auf dem flimmernden Wasserspiegel zu sehen Gelegenheit gefunden haben, ohne die Vermittelung des Kinos? Einmal war mir ein ähnlich starker Eindruck geworden, als Clotilde von Derp vor geladenem Publikum auf einer Rasenfläche mit dunklem Tannenhintergrund tanzte und nach den Nachtschmetterlingen haschte, die sie, vom Licht der Scheinwerfer angelockt, umflatterten. Hier jedoch war die Wirkung noch größer, phantastischer. Nur schade, daß ein so tiefer künstlerischer Eindruck durch so viel unkünstlerische Zuthaten zerhackt und gestört werden mußte, daß man keines dieser unvergeßlichen Bilder ungestraft auskosten, keines ganz genießen durfte, mit einem Wort, daß immer und immer wieder das Unzulängliche Ereigniß wurde!

Widerstrebend ward man stets daran erinnert, wie dieser Film entstanden sein mußte, und je mehr ich darüber nachdachte, desto deutlicher ward mir, daß schließlich die ganze Kinodramatik nach einem Rezept zusammengebraut sei, an dem auch der persönliche Geschmack und die Phantasie einer Künstlerin vom Range Grete Wiesenthals nichts zu ändern vermögen. Ich möchte es etwa so formuliren: Man nehme eine alltägliche Geschichte, womöglich in höheren Kreisen spielend, löse vorsichtig die Charaktere aus den handelnden Personen, thue einige Diener in reicher Livree, einige sauber gekleidete Dienstmädchen mit koketten Schürzen dazu und menge Alles gut durcheinander. Dann gießt man eine oder zwei Tassen kräftiger Aktualitätbouillon darüber, thut einige Löffel vornehmer Gesten hinzu, mehrere gutsitzende Fracks und einen gelaenen Revolver, das Gelbe einer Wagner-Oper (etwa den Brautchor aus Lohengrin) und das Weiße mehrerer bekannter Gedichte von Goethe, Heine oder Eichendorff für die erläuternden Zwischenworte. Nachdem man das Ganze dann einige Zeit auf dem Feuer der Spannung hat dünsten lassen, giebt man eine Sauce von Sentimentalität dazu, garnirt es mit mehreren berühmten Künstlernamen, erotischen Scherzen, verliebten Küssen und einem Rand von Rührung und Ewig-Weiblichem, um es so noch warm dem p. t. Publikum zu serviren.

Google

Aber je älter der Mensch wird, um so mehr ist er geneigt, dankbar das Bischen positiv Schöne entgegenzunehmen, das ihm ein neidisches Schicksal vergönnt. So auch ich. Im Grunde meines Herzens dankbar, hatte ich die sonst von allen Musen und Grazien gemiedene Stätte des Eilgenusses verlassen und immer sah ich im Geiste noch die Waldwiese vor mir, über die mit leichtbeschwingten Füßen Grete Wiesenthal in wehenden Schleiern dahintanzte. Es ist wahr: ich hatte mich an diesem Abend über Vielerlei geärgert; aber nach vierundzwanzig Stunden saß ich doch wieder andächtig zu den Füßen von Erlkönigs Tochter.

Dresden. Max Lehrs.

Hotelakademie.

In Düsseldorf sollen nach dem Krieg junge Leute für die wesentlich gesteigerten Anforderungen des Gastwirthberufes vorbereitet werden. Die „Hotelakademie“ erscheint durchaus zeitgemäß, wenn man bedenkt, daß der Fremde im Hotel den ersten Eindruck eines Landes gewinnt. Das Hotel ist gewissermaßen der erste Kulturbarometer. Deutschland ist durchaus berechtigt, mit der Einrichtung der Hotelakademie den Anfang zu machen, denn die deutschen Hotels gehören zu den besten der Welt. Nur einige Eigenthümlichkeiten bleiben noch abzulegen, die das internationale Publikum sonderbar anmuthen: der Weinzwang, die Vertheuerung der Bäder, Frühstückszwang und Aehnliches.

Jedenfalls muß es für die zu gründende Hotelakademie von Interesse sein, auch die Ansicht der Gäste über die Merkmale eines gut geleiteten Hauses zu erfahren. Ich habe in den letzten zehn Jahren in allen Theilen der Erde in Hotels gewohnt und möchte meine Erfahrungen gern für die deutschen Hotels nutzbar machen.

*

Ich kenne den fensterlosen Bretterrancho im Innern Paraguays, der den stolzen Namen „Gran Hotel del Universo“ trägt, und den zweiunddreißigstöckigen Wolkenkratzer in New York. Ich habe in sonnigen Moskitolöchern Afrikas, wo das Eintreffen von konservirter Butter und Bier im Ort ausgeschellt wird, und in den vom Straßenlärm zurückgebauten Luxushotels von London

Google

gewohnt, wo man ſtatt der Pflaſterſteine Gummiplatten hat, die das Geräuſch der vorfahrenden Wagen unhörbar machen.

Die Bewerthung eines Hotels möchte ich auf den Satz ſtützen: „Ein Hotel iſt um ſo beſſer, je redlicher es mir den Gegenwerth meiner Zahlung durch behagliche oder luxuriöſe Unterbringung und gute Verpflegung erſtattet.“ Der beſte Weg, um in einem Hotel, das man nicht kennt, wunſchgemäß unterzukommen, iſt die ſchriftliche und beſtätigte Abmachung. Dabei hüte man ſich, einen Zeitpunkt zu beſtimmen, den man nicht einhält. Der Wirth iſt berechtigt, von da ab den Zimmerpreis zu berechnen. Wer ohne Anmeldung im Hotel abſteigt, trifft die Abmachung mit dem chef de réception. Gewöhnlich ein übereleganter Herr mit Ordensroſette, der ein hoheitvolles Geſicht macht, wenn man ſofort den Zimmerpreis feſtſtellt. Oft antwortet er Etwas von Hochſaiſon, Vorbeſtellungen, Ueberfülle und wirft einen abſchätzenden Blick auf Gaſt und Gepäck, ehe er den Preis nennt. Nur ſelten iſt in ausländiſchen Hotels der Preis im Zimmer angeſchlagen. Im Vertrauen darauf, daß der Gaſt die Unbequemlichkeit und das Aufſehen ſcheut, ſein Gepäck wieder wegtragen zu laſſen, wird nun ein Preis genannt. Man braucht ihn, beſonders bei längerem Verbleib, nicht ſtets als unabänderlich zu betrachten. Während man ein Zimmer auswählt, läßt ſich noch immer eine Herabminderung für die Woche (oder durch Einſchluß des Frühſtücks) erzielen: das „Arrangement“. Man ſei aber dabei nicht kleinlich und bedenke, wie ſehr Laune und Schaffensfreude jedes Menſchen durch die Wohnung beeinflußt wird. Ehe man abſchließt, laſſe man ſich, beſonders im Ausland, die „Extras“ bezeichnen, als da ſind: Heizung, Bedienung, Licht (wird in Südfrankreich vielfach nach der Kerzenſtärke der Glühbirnen berechnet), heißes Waſſer. Am Schnellſten führt zum Abſchluß, wenn man das Hotel mit der Frage betritt: „Haben Sie im Zweiten oder Dritten Stock ein helles, geräumiges Zimmer mit Bad zum Preis von X Mark zur Verfügung?“ Iſt man einlogirt, ſo verrathen dem an Hotels Gewöhnten bald einige (nicht ganz an der Oberfläche liegende) Anhaltspunkte den Geiſt des Hauſes. Zum Beiſpiel: Sehe ich bei den Gäſten und dem Perſonal zufriedene Geſichter, ſo iſt das Haus gut geleitet. Nichts ſtört ſo die Behaglichkeit wie ſchlecht ernährtes Perſonal mit dürftiger Wäſche und ſchlechtem Schuhzeug unter prunkvoller Livree. Legt mir der Zimmerkellner von ſelbſt geräuſchlos meinen ausgebügelten Dineranzug mit Wäſche zurecht, ſo darf ich auf geſchultes Perſonal ſchließen, beſonders, wenn ich nicht in England bin, wo Das allgemein üblich iſt. Sind

Google

die Zimmerthüren gut geölt, die Zugvorrichtung der Jalousien und die Fensterverschlüsse in Ordnung, die Uhren richtig gestellt, die Tischmesser gut geschärft, der Kehricht nicht unter den Möbeln und Teppichen verborgen, so beweist Das gute Hausordnung und wachsames Auge des Wirthes.

Von gleicher Wichtigkeit für Gast und Wirth ist die Zimmereinrichtung. Moderne Hotels sind oft eine Aneinanderreihung von kleinen Cigarrenkisten mit uniformem brandneuem Meublement in hypermodernem Schnörkelstil. Man muß schon froh sein, wenn nicht billige Oeldrucke, Markartbouquets und Steingutwandteller mit dem Trompeter von Säckingen die Charakterlosigkeit erhöhen. Der erste Augenblick nach der Ankunft, wenn man sich auf eins der schmalen Möbel im Liliensstengelmotiv mit nervenkitzelnd dünnen Beinen niederläßt, ist meist trostlos. Warum vermeidet man so alle Eigenart? Man kann mit etwas Altväterhausrath eine Stube so heimelich machen. Es hängt oft nur an Kleinigkeiten. Ein Kamin, auch ein vorgetäuschter, mit tiefem Klubstuhl davor, ein humorvoller englischer Buntdruck darüber, oder im Biedermaierstübchen eine Silhouette mit einem Buchsbaumzweig dahinter: sofort ist eine persönliche Note da. Von dem Ikon mit dem Palmzweig, der in keinem russischen Hotelzimmer fehlt, weht sofort ein Gedanke durch das Zimmer, der die frostige Fremdheit benimmt. Und der europäische Wirth hat es so leicht im Vergleich zu seinem subtropischen Kollegen. Nur die unentbehrlichsten Rohrmöbel dürfen in dem meist nur getünchten teppichlosen Zimmer eines Tropenhotels stehen, um keinerlei Gethier ein Versteck zu bieten. Die Fensterscheiben sind gegen die Sonne abgeblendet und ein Moskitonetz ist das wichtigste Requisit. Welche Möglichkeiten der Innendekoration stehen dagegen den nicht tropischen Hotels zu Gebot! Ich spreche nicht von dem florentiner Palast, der Kapuzinerabtei oder dem orientalischen Fürstenharem, die man zu Hotels umgewandelt findet. Hier ist der Stil ja durch die frühere Bestimmung nahegelegt. Ich meine, man könnte bei etwas Geschmack und Ueberlegung auch im Durchschnittshotel unendlich viel mehr Originalität und Heimathlichkeit anbringen. Mir fällt da ein Wirth ein, der ein stets leeres Thurmzimmer durch ein paar alte Fernrohre, die er auf der Galerie anbrachte, durch Sextant und Sanduhr, die er auf der Täfelung aufstellte, in ein Astrologenstübchen verwandelte. Im Alkoven stand ein großes Baldachinbett. Das Stübchen war nie leer, es gab im Winter und Sommer Leute, die mit Vorliebe von hier über die Dächer aufs Meer schauten. An einem See in Amerika

Google

wollte ein Wirth einen breiten Korridor an der Seefront in den Betrieb hineinziehen. Er ließ statt der Fenster Bullenaugen einsetzen und richtete die Zimmer genau wie Schiffskabinen ein, die während der Badesaison mit Vorliebe gemiethet wurden. Ich will ganz gewiß nicht behaupten, daß eine Schiffskabine wohnlich sei, aber die originelle Idee durchbricht die Einförmigkeit und ist deshalb anzuerkennen. Dem Interesse von Wirth und Gast wird gleichmäßig gedient, wenn nicht nur in den Prunkzimmern für junges Hochzeitglück und in den abgeschlossenen Fluchten für diabetische Millionäre etwas liebevolles Nachdenken auf die innere Ausstattung verwendet wird. Mancher Hotel-Ahasver, den sein Zigeunertrieb durch die Welt hetzt, ist dem Wirth für ein Stückchen Intimität und Heimathlichkeit unendlich dankbar. Neuerdings hat sich die deutsche Raumkunst, die wohl in der ganzen Welt als führend angesehen wird, dieser Frage angenommen. Besonders, seit die großen Einrichtungfirmen erkannten, daß die beste Reklame und natürlichste Erweiterung ihrer Ausstellungräume ein von ihnen eingerichtetes Hotel biete. Man findet in München, Hamburg und Berlin heute Hoteleinrichtungen von solchem Ideenreichthum und so gediegenem Geschmack, daß nur sehr luxuriöse Privathäuser ihnen gleichkommen.

*

Hauptanziehung eines Hotels ist gute Küche. Nun ist ja in unserem überhasteten Zeitalter des Quick Lunch die Hohe Schule der Gastronomie vorüber, wo man Gewürze mit der Goldwage zugab und Saucen in der Retorte ansetzte. Besonders die Hochburg der Kochkunst, Paris, ist längst nicht mehr auf alter Höhe. Man ißt heute in Brüssel, Petersburg, Hamburg, Buenos Aires, London und Berlin im Durchschnitt besser als in Paris, wo nur noch wenige, verschwiegenen Feinschmeckern bekannte Traiteurs an den alten Ruhm erinnern. Man soll im Hotel zufrieden sein, wenn man schmackhafte bürgerliche Küche findet. Prunkhafte Speisekarten und Flaschenbeklebungen von protziger Ueberfülle machen mißtrauisch. Der Lehrer in Rauenthal sagte einmal: „So eine alte Spinnwebflasche hat ihr Etikett inwendig.“ Findet man auf der Speisekarte unter dem Titel: „Jambon, marchand de vin, croustade à la bonne femme“, Schinken und Sauerkraut in Kartoffelkruste, so ist man enttäuscht.

Bestelle ich im Hotel eine besondere Speisenfolge, so berührt es mich natürlich angenehm, wenn ich einen mit den Feinheiten vertrauten Chef antreffe, der mir für den ihm bekannten Preis

Google

des Gedecks angemessene Vorschläge macht. Einen besonders guten Eindruck macht das Hotel, das mich nicht durch allerlei Kunstgriffe zwingt, die Summe, die ich für den Zweck ausgeworfen habe, erheblich zu überschreiten. Solche sind, zum Beispiel, Blumen. In Kairo muß man während der Saison fünfzig bis hundert Francs für Blumen ausgeben, wenn man an Gesellschaftabenden einen guten Tisch belegen will.

Der Kellner, der zehn Prozent von der Zeche als Trinkgeld erhält, hat natürlich ein Interesse, die Rechnung zu erhöhen. Deshalb sagt er mir am Schluß des Mahles vor meinen Gästen ungefähr: „Wir haben vorzügliche Erstlingfrüchte“ und zeigt mir im Januar Pfirsiche und Kirschen; oder er sagt: „Der Stolz des Hauses ist fünfundsechziger Cognac und Spezialimport von Habana.“ Da ich meinen Gästen natürlich das Beste bieten muß, so zwingt mich der Kellner durch diese lauten Angebote, mit Pfirsich, Cognac, Habana das Gedeck um hundert Prozent theurer zu bezahlen. Bewirthe ich gute Freunde, so suche ich von selbst das Beste aus; handelt es sich aber um eine gleichgiltige Höflichkeiteinladung, so verärgert dieser Kniff, gegen den man ziemlich waffenlos ist. Muß man am Tisch bezahlen und bringt der Kellner die Rechnung zusammengefaltet mit dem überschießenden Wechselgeld auf einem Teller zurück, so versäume man nicht, das Papier einmal hochzuheben. Mehr als einmal fand ich, daß ein Goldstück darunter gerutscht war, um welches sich dann das Trinkgeld des Kellners vermehrt, da man meist in Gegenwart seiner Gäste, ohne langes Nachrechnen, den Restbetrag einsteckt. Auch sucht mancher Kellner sein Prozentualtrinkgeld noch dadurch zu erhöhen, daß er theurere Sorten bringt, als bestellt waren, oder Marken, von denen ihm der Fabrikant den Korken abkauft. Kennzeichen eines schlecht geführten Hotels sind ferner „Schaugerichte“. Darunter versteht man verlockend aussehende Früchte, Pilze, Cornichons, die auf Cabarets umherstehen, aber durch Gewürz und Essig so ungenießbar sind, daß kein Gast zum zweiten Mal davon kostet, wodurch die Verbrauchsdauer natürlich verlängert wird. Der Verdienst eines Hotels durch solche Kunstgriffe oder durch allerlei Extraberechnungen ist nur ein scheinbarer, denn es bringt den Gast sehr bald in eine Abwehrstimmung, in der er jede Bestellung vorher überlegt und berechnet. Ich habe überall beobachtet, daß der Wirth da am Meisten verdient, wo ein Vertrauensverhältniß zwischen Hotel und Gast besteht, der, in der festen Ueberzeugung, nicht übervortheilt zu werden, fröhlich und ohne Ueberlegung drauflosbestellt.

Trotz der Verschiedenheit des Geschmackes giebt es Hotels,

Google

die wegen ihrer schönen Lage oder wegen ihrer behaglichen Einrichtung Jedem gefallen, weil ihre harmonische Atmosphäre sich dem Gedächtniß einprägt. Beispiele dafür sind das Mount Nelson Hotel in Kapstadt, das International oberhalb Rio de Janeiro, Tah-Mahall in Bombay, Mount Lavinia in Ceylon, Crillon an der Place de la Concorde in Paris, Grand am Trafalgar Square in London (wenn man Zimmer erhält, die nach diesen unvergleichlichen historischen Plätzen hinaussehen), National in Luzern und sehr viele Andere. Deutsche Hotels möchte ich nicht nennen, weil ich selbst Deutscher bin und den Schein bezahlter Reklame meiden möchte. Wir haben aber in Baden-Baden, in München und Wiesbaden zwei gleichnamige, in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Dresden Hotels, die den Vergleich mit der ganzen Welt aushalten, in denen man aber auch stets die selben Gäste trifft, weil Jeder, der einmal dort war, wiederkommt. Merkwürdiger Weise sind es durchaus nicht immer die von den großen Aktiengesellschaften geleiteten Hotels, die sich der größten Beliebtheit erfreuen. Viele Deutsche ziehen dem gewandtesten Hoteldirektor das mehr patriarchalische Walten des Besitzers vor; und ich kann verstehen, daß ein Hotel am Pariser Platz in Berlin, wo zu jeder Tages- und Nachtzeit der weiße Charakterkopf des Wirthes auftaucht, um nach dem Rechten zu sehen, eben deshalb vor allen anderen bevorzugt wird.

*

Zu den deutschen Eigenarten, die von den internationalen Hotelgebräuchen abweichen, gehört zunächst die Vertheuerung der Bäder. Doch liegt es aus Gründen der Hygiene und Reinlichkeit im Interesse des Hotels, den Gebrauch der Bäder thunlichst zu erleichtern, statt ihn durch Preise von zwei bis drei Mark zu beschränken. Der Vordruck: „Wenn das Frühstück nicht im Hotel genommen wird“ oder „Wenn zu den Mahlzeiten nicht Wein getrunken wird, vertheuert sich der Preis um eine Mark“, heißt: Um konkurrenzfähig zu bleiben, nehmen wir für Zimmer und Mahlzeit die üblichen Preise, schrauben sie aber hernach durch unverhältnißmäßige Aufschläge auf Frühstück und Alkohol in die Höhe. Diese Praktik einer Animirkneipe ist eines großen Hotels unwürdig. Ueber Frühstück, das bei vielen Menschen nur aus einer Banane oder anderen Frucht besteht, oder über Alkoholgenuß haben die verschiedenen Nationen sehr verschiedene Ansicht. Ein Hotel soll Jeden nach seiner Fasson selig werden lassen. Ein Kellner, der mit Rücksicht auf das Prozentualtrinkgeld, wie unter körperlichem Schmerz zusammenzuckt, wenn der Gast ein Glas

Google

Eiswasser, statt des Schloßabzuges, bestellt, auf den er ihn einschätzte, gehört nicht in ein internationales Hotel.

Musik wirkt durchaus nicht immer erheiternd, besonders nicht, wenn sie laut und abgeklimpert ist. Es gab eine Zeit, wo man in Deutschland keine „Kotelette“ essen konnte, ohne daß einem „Pülppchen“ mitservirt wurde. Das Stimmen der Instrumente im Konzertraum empfinden viele Nationen als Ungehörigkeit. Zahnstocher gehören auf den Waschtisch, nicht auf den Eßtisch. Diebstähle sind in deutschen Hotels selten. Hoteldiebe wählen gewöhnlich die Zeit der Mahlzeiten, um auf solche Jagd zu gehen. Wenn Hotelangestellte stehlen, geschieht es meist unmittelbar nach der Ankunft des Gastes, weil sie dann die gute Ausrede haben, sie hätten geglaubt, der Gast, der vorher das Zimmer innehatte, habe den gestohlenen Gegenstand vergessen. Im Allgemeinen sind aber alte Hoteliers und alte Kapitäne transatlantischer Passagierdampfer die besten Detektives der Welt, die sich selten über die Qualität eines Gastes täuschen. Darin liegt die größte Sicherung des Publikums.

Den Schluß des Hotelaufenthaltes bildet das Trinkgeld. Man sei darin nicht kleinlich, denn die meisten Angestellten sind, unrichtiger Weise, darauf angewiesen. Freigiebige und knickerige Trinkgeldzahler sollen angeblich durch ein an ihrem Gepäck angebrachtes Geheimzeichen kenntlich gemacht werden. So würde sich erklären, weshalb gewisse Menschen in allen Hotels mit dem Personal Schwierigkeiten haben, andere niemals. Man gebe das Bedienungsgeld stets im letzten Augenblick. Giebt man es früher, so kann einen der abgefundene Angestellte an einen anderen abschieben, der nun auch wieder Bedienungsgeld erwartet.

Wenn ein Hotelbetrieb den Gast befriedigt, so muß Das ein Gefühl der Gegenseitigkeit auslösen, das sich dadurch äußert, daß er keine unbilligen Ansprüche stellt. Er darf in einem mit allem neuzeitigen Luxus ausgestatteten Hotel nicht ähnliche Preise erwarten wie im londoner Einheitpreishotel, wo jedes Zimmer mit dem warmen Vollbad und einem Frühstück von drei Gängen sechs Mark fünfzig Pfennige kostet, wobei Trinkgelder verboten sind. Diese Gegenseitigkeit äußert sich ferner darin, daß der Gast das werthvolle Hotelinventar schont und mit elektrischem Licht und Briefpapier keinen Mißbrauch treibt.

An der neu zu gründenden Akademie müßte dem Hotelgast mindestens ein Lehrstuhl vorbehalten sein.

Karl J. Thewalt.

Go gle

Deutsche Gesinnung.

In einer großen berliner Zeitung standen neulich ungefähr folgende Worte: „Nach dem Krieg wird nur der deutsche Geist herrschen. Wer von den anderen Völkern daran theilnehmen will, mag sich bei uns bewerben.“ Ist aber, wie hier verkündet wird, der deutsche Geist Selbstgefühl seiner Einzigartigkeit oder ist er etwas Anderes? Sehr richtig sagt der baseler Philosoph Karl Joel in seiner Schrift „Die neue Weltkultur“ von dieser Art Deutschen: „Sie verkleinern das deutsche Volksthum, sie verengen seinen Lebensprozeß, seine Entfaltungsphäre, indem sie es innerlich von den anderen abschnüren und nur äußerlich anderen aufdrängen wollen; sie machen es nur zu einem Volksthum unter anderen, das heute siegreich ist wie andere morgen; sie rauben ihm seine höhere Mission im Fortschritt der Geschichte.“ Würde Goethe, wenn er heute lebte, zu den Deutschen sagen: Schließt Euch ab, beschränkt Euch auf Eure einseitigen Anlagen, imponirt anderen Völkern durch Grobheit (die genau das Gegentheil von Selbstbewußtsein ist, nämlich innere Hilflosigkeit)? Nein, in seinem und seiner Zeitgenossen Namen muß gegen diese Art Volkserziehung protestirt werden. Auf diesem Weg weiter: dann laufen die deutschen Philister mit geschwollenen Hälsen herum und schänden ihr Volksthum mit billigen Gesinnungen und Phrasen, die sie morgens früh beim Kaffee in ihrer Zeitung lesen. Dann wird der Journalist und nicht der schöpferische Genius unseres Volkes bestimmend für unser Denken und Fühlen. Wer von der zukünftigen Herrschaft des deutschen Geistes sprechen will, muß selbst schöpferisch sein.

Im Felde draußen wird stark empfunden, daß der Krieg viel sachlicher ist als in den Stimmungberichten der Zeitungen. Wie wäre es, wenn unsere Zeitungen, statt billigen Patriotismuskitzel vorzusetzen, ernsthaft dafür sorgten, daß die Berlin-W-Kultur, die falsche Mischling- und Unternehmerkultur im berliner neuen Westen, nach dem Krieg verschwindet, also Protzenthum, Aufdringlichkeit und feile Gesinnung als deutschen Wesens unwürdig der Verachtung anheimfallen? Vielleicht könnte man dabei sogar den vielgeschmähten Karl Spitteler als Muster deutscher Gesinnung vorstellen. Oder ist Das unpatriotisch? Als zu seinem siebenzigsten Geburtstage ein großer illustrirter Artikel über ihn in der Zeitschrift „Die Schweiz“ erschien, fiel mir auf, daß zwar Portraits von Eltern, Großeltern und anderen Verwandten abgebildet waren, aber nicht die Menschen, die um ihn sind, Frau und Kinder. Auf meine Frage erwiderte er: „Man bringt doch seine Familie nicht in die Oeffentlichkeit.“ Das nenne ich deutsche Gesinnung; aber auch eine Mahnung und Anklage für jene berühmten Leute, die sich womöglich im Badeanzug mit ihrer Familie in unseren illustrirten Zeitungen zeigen, manchmal auch mit ihrem Kätzchen im Schoß oder sonst mit einer „gemüthvollen“ Liebhaberei beschäftigt.

Ihr seid gewiß, die Ihr gegen Spitteler wegen einer Entgleisung

Google

hetzt, die ich durchaus nicht vertheidige, sondern tief beklage, im sonstigen Leben nette, zugängliche Menschen und geht vielleicht nicht einmal über eine Wiese, wenn eine Tafel mit „Verbotener Weg“ Eure Schritte hemmt. Aber seid Ihr Euch denn klar, daß Hetzreden unfruchtbar sind und Ihr mit ihnen den Blick Eurer Leser von Dem ablenkt, worauf es ankommt, von dem Erarbeiten deutscher Gesinnung durch strenge Zucht sich selbst gegenüber? Auch ich bin persönlich angegriffen worden, weil ich die Spitteler-Feier in Zürich mitmachte. Natürlich wurde dabei die Feier falsch charakterisirt und ganz verschwiegen, daß sie nichts mit Politik zu thun hatte und nur eine schweizerisch-familiäre Ehrung eines Dichters war, die von dem geistig literarischen Mittelpunkt der deutschen Schweiz, dem „Hottinger Lesezirkel“, ausging. Der steht in engem Verhältniß zur Goethe-Gesellschaft und sein jeweiliger Vorsitzender ist zugleich Vorstandsmitglied dieser Gesellschaft. Eben so ist er eng mit der Schiller-Stiftung in der Schweiz verbunden.

Spitteler hat mir selbst gesagt, er betrachte die Auffassung seiner Rede, als sei sie von einer Deutschland feindlichen Gesinnung beseelt, als ein schreckliches Mißverständniß. Sein großer Fehler war, daß er auf eine falsche Voraussetzung ein Urtheil baute. Den Widerspruch zwischen gutem Bewußtsein und falscher Handlung psychologisch zu erklären, mag der Zeit nach dem Krieg vorbehalten bleiben. Jedenfalls unterschied der Angehörige der Deutschen Gesandtschaft, der die Feier mitmachte, genau zwischen dem Dichter und dem Politiker Spitteler. Und eben so denken bei uns die Krieger; Briefe aus dem Schützengraben zeigen mir, daß man dort, wo man handelt, dem Aufbauschen einer an sich berechtigten Empfindlichkeit verständnißlos gegenübersteht. Man weiß eben unter stündlicher Todesgefahr ganz genau: Das Lebenswerk eines Menschen gilt vor der Zukunft mehr als der Augenblick eines unbedachten, ungerechten Urtheils. Wir wollen deutsch in unserem Fühlen bleiben und eben deshalb Respekt vor der Lebensarbeit jedes großen schöpferischen Menschen haben. Und ich begrüße in Ehrfurcht den Mann, der, o Wunder, im siebenzigsten Lebensjahr noch große, unsterbliche Werke schafft und nicht senil geworden ist. Gewiß ist das gute Recht jedes Deutschen, der sich durch Spitteler verletzt fühlt, jetzt ihm eisig gegenüberzustehen; nicht aber, anonyme Schmähbriefe zu schreiben und verächtlich von „jenem Burschen oder Lumpen“ zu reden. Flegelei bleibt Flegelei, auch wenn sie im Gewande der Moral oder des Patriotismus prunkt. Wir Deutsche der Zukunft wollen nie, unter keinerlei Umständen, die Achtung vor dem Mann verlieren, der aus ihm groß erscheinender Empfindung so handelt, wie er innerlich muß, auch wenn er sich dadurch in Gegensatz zu der Allgemeinheit bringt. Goethe bekannte in seinem Alter: Irrthum verläßt uns nie, doch führt ein höher Bedürfniß leise den strebenden Geist immer zur Wahrheit hinan. Der Geist, der vor hundert Jahren in Weimar und Jena lebte, soll uns bleiben und in die Zukunft führen.

Jena. Eugen Diederichs.

Google

Kriegskonjunktur.

Seit die Banken sich am Werthpapiergeschäft betheiligen, hat der Effektenhandel eine neue Grundlage bekommen. Der Entschluß zur Mitwirkung hatte verschiedene Ursachen. Die Börse erwies sich als zäh, wußte sich, trotz der amtlichen Sperre, durchzusetzen und ließ den Ausnahmezustand allmählich vergessen. Vielleicht hat der Wechselstubenkundschaft die Zurückhaltung der Banken mißfallen. Wie stark dieses Motiv gewesen ist, wird man nicht erfahren. Und die Bedingungen, unter denen die Banken ihre Mitwirkung am Effektengeschäft zusagten, sind nicht gerade bequem. Doch bot sich, wie ich hier schon sagte, die Gelegenheit, durch die Verbindung mit den Bankiers, die den freien Verkehr allein besorgten, die eigenen Effektenbestände zu erleichtern. Die wesentliche Neuerung, die das offizielle Eintreten der Banken gebracht hat, ist der Verzicht auf das Kommissionärverhältniß; die Bank ist dem Kunden gegenüber Eigenhändler. In dem Rundschreiben an die Kundschaft heißt es: „Da die Börsengebräuche außer Kraft sind, so können wir nicht, wie sonst, Aufträge zum kommissionweisen An- oder Verkauf von Werthpapieren entgegennehmen, sondern werden als Eigenhändler, also unmittelbar als Käufer oder Verkäufer auftreten. Hierzu muß der Kunde festverbindliche Kauf- und Verkaufangebote machen. Mittheilungen, in denen wir ‚beauftragt' werden, Käufe oder Verkäufe auszuführen, bleiben ohne Wirkung." Diese Art der Geschäftsverbindung ist etwas vollkommen Neues; sie wurde auch nicht ohne Widerspruch aufgenommen. Die Ueberlegenheit der Bank ist dick unterstrichen. Sie ist nicht verpflichtet, die Angebote anzunehmen (was der Kommissionär muß), und kann die Geschäfte erledigen, wann und wo sie will. Insbesondere braucht sie sich weder an die Börse noch an die für den freien Verkehr festgesetzten Stunden zu halten. Hat der Kunde einen Kurs bestimmt, zu dem er kaufen oder verkaufen will (er kann den Preis auch dem „billigen Ermessen" der Bank überlassen), so ist er gebunden, während der Gegenpart günstige Zufälle, die später eintreten, ausnützen kann. Die neue Form des geschäftlichen Verkehrs ist so, daß sie das Publikum nicht direkt „anregt". Die Banken müssen wünschen, sich zu erleichtern, um die bei ihnen bestehenden Effektenengagements abzubauen und die Summe ihrer Außenstände zu verringern (während des Krieges wurde nur einmal ein Nachschuß von 5 Prozent auf „geschobene" Werthpapiere gefordert,durch die Umsätze an der Börse aber die Verpflichtung der Bankiers bei den Großbanken vermindert); doch sie sind an den Grundsatz gebunden, das zur Anlage bereite Geldkapital der Reichskriegführung, dem Anleihenbedarf dienstbar zu machen.

Daß wir nicht unter Geldmangel leiden, beweist nicht nur die rasche Erledigung der zweiten Kriegsanleihe (der letzte Einzahlungter-

Google

min ist der zwanzigste August; aber schon am fünfzehnten Juni waren 90 Prozent der Gesammtsumme von 9103 Millionen in der Reichskasse; und die Darlehenskassen hatten nur noch 411 Millionen, gegen 536 bei Beginn der Einzahlungen, dazu beigetragen), sondern auch das Verlangen nach anderen festverzinslichen Papieren. So werden, zum Beispiel, österreichische und ungarische Renten, vierprozentige deutsche Staatsanleihen und Hypothekenpfandbriefe gekauft. Das ist begreiflich in einer Zeit, wo die Banken für tägliches Geld nur 2 Prozent geben und das Wechselmaterial so gering ist, daß der Privatdiskontsatz zwischen $3^1/_2$ und 3 Prozent pendelt. Allzu warm darf das Publikum nicht werden. Ein Gegenmittel ist die Vorschrift, daß bar bezahlt werden muß. Kredit giebt es nicht. Bei Käufen muß, wenn kein Guthaben vorhanden ist, sofort der volle Preis hinterlegt werden; bei Verkäufen sind die Stücke innerhalb zweier Tage zu liefern. Während beim freien Verkehr das wesentliche Moment der Rechtssicherheit im gegenseitigen Vertrauen besteht (denn ein nichtoffizieller Börsenhandel hat natürlich auch kein offizielles Börsenrecht), stellen die Banken Bedingungen, die unzweideutig starr bleiben. Wer darauf nicht eingehen will, kann mit einer Kommissionfirma arbeiten. Da ein amtliches Kursblatt nicht erscheint, also die wichtigste Voraussetzung des regulären Börsenhandels fehlt, ist das starre System der Banken berechtigt.

Das Aussehen des Börsengeschäftes hat sich seit dem zweiten Juni etwas geändert. Dem „freien Verkehr“ sind die Umsätze entzogen worden, die sich im Bankbureau sammeln lassen. Und die Banken haben zwar die löbliche Absicht, den Kursmakler (der mit dem Kurs jetzt nichts zu thun hat) an der Börse in Nahrung zu setzen, erledigen aber die meisten Geschäfte zu Haus. Sehr groß sind die Umsätze nicht. Daraus erklären sich auch die zum Theil kräftigen Kurssteigerungen; die Hemmung reichlichen Angebotes fehlt. Auch die Spekulation ist gestört worden. Die Banken haben feste Preise; da bietet sich also nicht die Gelegenheit, den Willen über die abgesteckte Grenze hinausschwingen zu lassen. Anfangs waren die Verkäufer geneigt, billig abzugeben. Dann wurden die Grenzpfähle verrückt; wer verkaufen will, möchte einen anständigen Preis haben; und der Käufer geht nicht so weit mit, wie der Andere will. Das verzögert die Erledigung der Geschäfte; aber es ist ja kein schlechtes Zeichen, wenn die Verkäufer von Werthpapieren auf Preise halten. Diese Taktik hängt mit einem Tendenzwechsel zusammen: der Blick der Börse hat sich von den militärischen Ereignissen der Wirthschaft zugewandt. Eine alte Erfahrung kehrt wieder: die Börse escomptirt voraus. Sie glaubt an vollkommenen Sieg und beschäftigt sich wieder mit den Ergebnissen der industriellen Arbeit. Daß die Eisenindustrie im Brennpunkt der Aufmerksamkeit steht, ist leicht zu erklären. Preiserhöhungen, die vom Eisen in den Bereich aller wichtigen Metalle reichen, deuten die Kurve der Einnahmen an. Die Unkosten (Löhne und Rohmaterial) sind auch gestiegen; aber je weiter sich die fabrikatorische Thätigkeit eines Unterneh-

Google

mens ausbreitet und verzweigt, desto eher findet man die Möglichkeit der Rentabilität. Die Phönix-Aktie hat nicht einen Tag lang geschwankt, sie war im Frieden der Liebling der Börse; und der Krieg hat ihr diese Gunst nicht entzogen. Ihre erste Kriegsdividende war um 8 Prozent hinter der letzten Friedensquote zurückgeblieben. Mit 10 Prozent konnte man zufrieden sein. Und die Börse hofft, der nächste Vertheilungtag werde noch mehr bringen, als der letzte gebracht hat.

In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses erfuhr man, wie es im Bergbau aussieht. Der Handelsminister sagte, daß bei der Steinkohle die Förderung 75, bei der Braunkohle 90 Prozent der Friedensleistung beträgt. Die Löhne sind gestiegen und werden noch höher steigen. Wichtig ist die Thatsache, daß im Eisengewerbe die Syndikatangelegenheiten lebendig geblieben sind. Man erörtert die noch unerledigten Aufgaben, als herrsche tiefster Friede. Die deutschen Stahlwerkbesitzer wollen die Möglichkeit der Errichtung eines Deutschen Stahlbundes prüfen. Zuerst dachten sie sogar an einen allgemeinen Rohstahlverband mit Bindung der Stahlproduktion; später entschlossen sie sich, mit einer Organisation zufrieden zu sein, die das Einfangen der noch ungefesselten B-Produkte (Stabeisen, Bleche, Walzdraht, Röhren) in unzerreißbare Netze vorbereiten kann. Das deutsche Stahlgewerbe soll die Anpassungfähigkeit, die es während des Krieges gezeigt hat, als dauernde Einrichtung behalten. Mehr als je kommt es darauf an, die Produktion zu zügeln und der Freiheit des Wettbewerbes Schranken zu setzen. Was kluge Arbeitstheilung bedeutet, lehrt der Krieg. Die Erfahrung soll für den kommenden Frieden gewahrt bleiben. Auch die Ausfuhr steht im Programm des Stahlbundes. Das ist tröstlich für Alle, die meinen, Deutschland werde für lange Jahre keine Exportsorgen mehr haben, weil der Ueberseehandel schwierig sein werde. Das ist unwahrscheinlich; denn die Engländer, Amerikaner, Argentiner, Brasilier können die deutschen Erzeugnisse, die ihnen so lange nützlich und nothwendig waren, nicht nachmachen. Der Stahlbund wird Arbeitausschüsse einsetzen, die mit den Rhedern, Banken und Exportfirmen die Pläne des Außenhandels besprechen sollen. Auch der Puls dieses Handels fängt also wieder zu schlagen an.

Die Börse vermuthet, daß eine Kriegsgewinnsteuer kommen wird; aus dieser Annahme stammt die Vorsicht, mit der Waffenaktien behandelt werden. Die Düstler sagen sich: „Die Aktiengesellschaften werden bluten müssen. Am Meisten natürlich die ergiebigsten. Deshalb darf man weder Dividendenhoffnungen noch Kurse in den Himmel wachsen lassen.“ Da die schweren Kanonen der Waffenindustrie nicht gerade billig sind, so ist die Anwendung eines gewissen Rechentalentes nicht überflüssig. Nur sollte man nicht vergessen, daß Kapitalproduktion und Millionengewinn aus Armeelieferung nicht in Widerspruch, sondern in Zusammenhang sind. Die Erträge der Kriegsindustrie sind eben der Beweis dafür, daß das Kapital sich rasch erneut und vervielfältigt. Die hohen Waarenpreise vertheuern die Fabrikation und

Go gle

den Lebensunterhalt; schaffen aber zugleich höhere Einnahmen und größere Ersparnisse. Ueberall sieht man, daß die Kapitalreserven sich erhöhen, weil im Prozeß der Umwandlung von Gütern in Geld alle Widerstände ausgeschaltet sind. Ueberall wird bar bezahlt. Der Waarenwechsel ist eine seltene Erscheinung geworden. Das Rembourgeschäft für überseeische Waaren hat ganz aufgehört. Die Regulirung der Ernte, die in Friedensjahren den Geldmarkt in Anspruch nimmt, kommt nicht in Frage, da ein staatliches Getreidemonopol besteht. Das Kreditsystem ist gar nicht mehr verwickelt. In der Großindustrie braucht Kredit nicht sehr in Anspruch genommen zu werden; und das Kleingewerbe sucht vom Krieg zu profitiren, so gut es geht, oder findet Schutz unter den Nothverordnungen, die der Bundesrath erlassen hat.

Die Hausbesitzer klagen laut über die Zeit. Was geschah, um sie ihnen zu erleichtern, wird als ungenügend empfunden. Leicht ists aber nicht, Miether, Hauswirth, Hypothekengläubiger und Pfandbriefbesitzer zugleich glücklich zu machen. In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses zeigte der Minister des Inneren die großen Gefahren, die durch gesetzliche Eingriffe in die Lebensbedingungen des Riesenkapitals von 60 Milliarden in Hypotheken entstehen könnten. Bei einem Durchschnittzinsfuß von nur 4 Prozent ergiebt sich an Zinsen ein Jahresaufwand von 2400 Millionen. Nun bedenke man, was es bedeuten würde, wenn ein allgemeines Moratorium verkündet worden wäre, die 60 Milliarden also ertraglos blieben. Schon am Anfang des Krieges habe ich hier gesagt, daß man nicht daran denken dürfe, die Lebensfähigkeit des Hypothekenkapitals anzutasten. Dieser Meinung scheint auch der Minister des Inneren zu sein. Dem Hypothekenschuldner sind Erleichterungen gewährt worden (Bewilligung von Zahlungfristen), die aber natürlich nicht das Leben des Gläubigers gefährden dürfen. Die Miethunterstützungen, welche die Gemeinden gewähren, sind oft fast werthlos, weil der Hauswirth gezwungen ist, auf einen großen Theil des Miethbetrages zu verzichten, damit die Unterstützung erlangt werden kann. Hier wäre eine Reform nöthig. Wie man die Hypothekennoth nach dem Krieg lindern soll: auch ein noch zu lösendes Räthsel. Doch für unüberwindbar darf man solche Schwierigkeiten nicht halten, nachdem das Kapital sich im Krieg so tüchtig bewährt hat. Auch nüchterne Leute, die nicht in Selbsttäuschung neigen, müssen sich der Thatsache freuen, daß unser Deutsches Reich bisher nicht genöthigt war, den Zins für Kriegsanleihen zu erhöhen, England aber bei seiner zweiten Anleihe um 1 Prozent in die Höhe klettern und ungefähr das Doppelte Dessen zahlen muß, was es in Friedenszeit seinen Reichsgläubigern an Zins gewährte. Das ist ein Beispiel; ein Wetterzeichen, das die Zuversicht des Deutschen auf die Gesundheit der heimischen Finanzwirthschaft stärken kann.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Juli 1915.

Soll und Haben.

Botha-Land.

Unter dunklem Himmel und mählich schon, allzu früh, gilben den Baumwipfeln hörten wir, daß Deutsch-Südwestafrika dem Reich entrissen, die Schutztruppe in Ergebung gezwungen worden sei. Ein Gebiet von achthundertdreißigtausend Quadratkilometern Flächenraum (fast dreihunderttausend mehr, als der des Deutschen Reiches beträgt); seit dreißig Jahren das Sorgenkind und Nesthöckchen, dann ein Trost und Liebling deutscher Siedlerwirthschaft. Im Jahr 1884 wird die von dem bremer Kaufmann Lüderitz im Hafen von Angra Pequena geschaffene Handelsstation unter Reichsschutz gestellt; im Oktober 1885 von dem Häuptling Maherero der Deutschen Gesellschaft für Südwestafrika wichtiges Handels- und Schürfrecht gewährt. Der Kapengländer Lewis schwatzt und ängstet den gierigen Häuptling aus der Vertragspflicht. Kolonialzwist mit Großbritanien? Der, meint der Abgeordnete Bamberger, wäre sinnlos; schon der von den Verbündeten Regirungen geforderte Mehraufwand von einundfünfzigtausend Mark ins Wasser geworfen. Denn die Gesellschaft habe von ihrem Kapital eine Million verläppert und die Kolonie lebe trotzdem nur auf dem Papier. Ihre Lage dünkt ihn „verzweifelt“; Verstand und Gewissen weigern sich, „für jeden beliebigen Einfall eines Kolonialabenteurers das Geld der Steuerzahler und das Blut unserer braven Marineleute zu opfern.“ Bismarck antwortet selbst. „Der Herr Abgeordnete hat uns in den Verhandlungen, die wir

Google

mit England über Südwestafrika führen, auf das Erheblichste geschädigt. Wenn sie mißlingen, mache ich ihn dafür verantwortlich. Gerade diese Kolonie hat sich in den letzten Jahren günstig entwickelt; sonst hätten wir den englischen Einbruch in die deutsche Rivalität gar nicht zu befürchten gehabt. Um nichts, um eine Sandbüchse (wie Angra Pequena hier genannt worden ist) laufen die Engländer nicht Hunderte von Meilen über Land mit Waffen und Pferden, um Verabredungen anzufechten, die wir mit der englischen Regirung früher getroffen hatten. Daß dahinter etwas des Reichsschutzes Werthes steckt, hätte der Herr Abgeordnete schon aus der Expedition von Lewis entnehmen können. Was hat denn das Auswärtige Amt, was haben wir denn davon, ob dort Kolonien sind oder nicht? Fünftausend Nummern alle Jahr mehr, die mir allein auf den Leib geschrieben werden, die ich allein zu erledigen habe! Anderes habe ich nicht von der Sache. Und dann redet man hier, als hätten wir leichtfertig, ich weiß nicht, aus welchen Gründen, gehandelt. Wir haben die Hoffnung, bei dem uns befreundeten England Beistand gegen den räuberischen Einfall von Lewis zu finden. Die Engländer halten das Land nicht für werthlos; aber sie werden das Zeugniß des Herrn Bamberger anführen, daß gar nichts davon zu halten ist und daß dieser deutsche Patriot meine, unser Besitz ruhe auf sehr anfechtbaren Verträgen." Der Kanzler darf auf Englands Bereitschaft zu freundlicher Verständigung rechnen. Nach dem ersten Kolonialstreit hat Lord Granville im Oberhaus gesagt: „Gerade jetzt, da die beiden Völker in fast jedem Erdtheil einander begegnen, fordert Deutschlands und Britaniens Interesse die Wahrung eines guten Verhältnisses. Aufrichtigen Sinnes bin ich entschlossen, mit aller Kraft, über die ich gebiete, die versöhnliche Politik des Fürsten Bismarck zu unterstützen." Und im Unterhause sprach Gladstone fromm: „Wir dürfen nicht scheel blicken, weil Deutschland einen Punkt besetzt, der nach mancher Meinung uns zufallen konnte. Ich begrüße das Deutsche Reich am Eingang in die Laufbahn kolonisirender Macht, wünsche ihm Gottes Segen für dieses neue Streben und werde mich freuen, wenn wir, der Menschheit zum Heil, in freundlicher Genossenschaft Licht und Civilisation verbreiten." Auch mit den Tories gelingt, nach Gladstones Sturz, die Verständigung. Hauptmann von François führt die erste deutsche Schutztruppe in den Swa-

Google

kopbezirk; Lewis muß weichen; mit England wird (wie zuvor mit Portugal) die Grenzlinie vereinbart. Jahre lang währt der Kampf gegen den Namahäuptling Hendrik Witbooi und seine Hottentoten; erst im September 1894 ergiebt er sich und hilft bald danach den Deutschen gegen Khauas und Hereros. Rascher Ertrag war aus Südwest nicht zu hoffen. Ein Hauptzweck der Siedlung war, eine Stelle zu haben, wo Deutschland einer übermüthigen Britenpolitik (die stets, trotz allen Betheuerungen, für Stunden deutscher Schwachheit zu fürchten blieb) unbequem werden konnte. Für die Kampfbereitschaft mußte hier ernster noch als in anderen Kolonien vorgesorgt werden. Das wurde, leider, versäumt. Ein fünfzehntausend Quadratmeilen großes, von wilden Hottentoten, Bantunegern und Bastarden bewohntes Land hatte eine Schutztruppe, die nur stattliche Wachtparaden leisten konnte. Der Vorrath von Waffen, Munition, Pferden deckte ein über Nacht gemehrtes Bedürfniß nicht. Die Mole in Swakopmund, über deren Unzulänglichkeit schon in den neunziger Jahren geklagt worden war, blieb erbärmlich und der Entschluß, die spärlichen Wasserstellen durch eine Etapenstraße zu verbinden, wollte nicht flügge werden. In solchem Zustand schmachtete die Kolonie, als der Hererokrieg begann, in den auch die lange gehätschelten Witboois wiederfeindsälig eingriffen. Sechshundert Millionen, mindestens, wurden verthan. Mit geduldigem, prunklosem Heldenmuth trugen Deutsche, Offiziere und Mannschaft, das Elend aufreibenden Buschkrieges. In den Gefechten gegen Bondels, Hereros, Bantuleute fiel jeder dritte Offizier, jeder zehnte Mann. Mit dem Kochgeschirr wurde den Tapferen von überlebenden Kameraden das Grab geschaufelt; ein paar Klippensteine darüber und ein rohes Hartebestkreuz in die Scholle gepflanzt. Wer nach zwei, drei Wochen die Stätte dann wiedersah, fand das Grab aufgewühlt; ein Stück schwarzweißen Bandes und ein bleichendes Knochengerüst: mehr hatten die Schakale und die Hereroweiber nicht im Sand gelassen. So starben, so faulten deutsche Menschen im deutschen Südwestafrika. Und dieses Land ist uns nun verloren? Nach dreißig Jahren harter deutscher Arbeit, gewaltigen Aufwandes von Blut und Gold soll das Trachten des Schächers Lewis dennoch ans Ziel gelangen und über die Feldgrüfte unserer Krieger hin der Union Jack wehen? Nein. Britania begehrt das Land nicht für sich. General Louis

Google

Botha hat den Krieg gegen Lüderitzens Erben geführt und ist in Windhuk eingezogen. Unser Südwest ward den Buren zugesprochen; ist bestimmt, die letzte Erinnerung an den alten Hader zu tilgen, der Briten und niederländische Afrikander so lange einander verfeindet und Englands Ansehen im Erdtheil der Pyramiden und des Goldes, der Tempelkunst und Diamanten geschmälert hat.

Das Reich des Königs und Kaisers George ist das größte, von dem die uns bekannte Historie je Kunde brachte; es ist dreimal größer als Europa, umfaßt den fünften Theil der Erdoberfläche und zählt ein Viertel der Menschheit zu seinen Bürgern. Naher Verfall ward ihm längst vorausgesagt. Dennoch hatte es, in ein paar Jahren, das Riesengebiet des Sudans erobert, das seine Herrschaft über Egypten für unabsehbare Zeitdauer verbürgen sollte, und die an Bodenschätzen unermeßlich reichen Länder der Südafrikanischen Republik und des Oranje-Freistaates, deren Flächenumfang nicht viel kleiner ist als der des Deutschen Reiches, als Kolonien seinem Besitz einverleibt. Der Wunsch Cecils Rhodes, von Capetown bis Kairo den Union Jack flattern zu sehen, war fast schon erfüllt. Diese Machtstellung schien den Briten, die nie unter der Bescheidenheit der Lumpen litten, nur der Ausdruck eines ihren politischen Tugenden gebührenden Erfolges. Was Augustinus von den Römern sagte, sagt oder denkt jeder echte Sohn Albions von dem Weltreich der Briten: die Vorsehung habe sie zur Herrschaft über der Menschen Geschlechter berufen, um ihre hohe Weisheit, ihre unbeirrte Beharrlichkeit und straffe Selbstzucht zu belohnen. Ein so starkes und stolzes Herrenvolk, dem die Imperial Federation League und die Vorkämpfer des Greater Britain neue Ziele gezeigt hatten, konnte den zähen Widerstand eines kleinen, nach den Begriffen unserer Industriekultur „reaktionären“ Bauernstammes nicht gelassen hinnehmen, nicht um die jungen Burenstaaten einen Bogen machen und sich mit der Thatsache abfinden, daß in dieser bäuerischen Oligarchie der Engländer, der ihren Wohlstand geschaffen hat, ein Bürger Zweiter Klasse war.

Die Kornburen, Weinburen, Viehburen, Trekburen hatten ruhig, nach der Väter Weise, gelebt, bis im Schoß der von ihnen in langem Kampf den Kaffern abgerungenen Erde Goldschätze gefunden wurden und eine Industrie entstand, die den Mutterboden der englischen Gentry umpflügte und die Währungpolitik,

Google

die Besitzverhältnisse und die soziale Schichtung der größten Reiche von Grund auf wandelte. Die Buren nützten den neuen Geschäftsvortheil klug und ohne Uebermuth aus; für die industrielle Leitung und Arbeit waren sie nicht gerüstet, mochten von moderner Entwickelung und solchem Teufelszeug in ihrem frommen Paganenthum auch nichts hören, freuten sich aber der über alles Erwarten großen Geldsummen, die sie oft für ein Stück Land einstreichen konnten. So, dachten sie, könne es weitergehen: sie würden reich werden und dennoch die alte Sitte bewahren. Zäh wehrten sie sich gegen die Zumuthung, die in anderen Ländern gescheiterten Existenzen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen, Spekulanten und Spicklern Bürgerrecht und Bürgerehre zu gönnen. Sie wollten für sich bleiben, aus der neumodischen Wandlung nur den Gewinn ziehen und das dumpfe Bauernmißtrauen nicht opfern, das in dem Fremden, dem Städter den Feind sieht. Nicht den aus fernen Vorstellungwelten kommenden Briten nur haßten sie: auch von dem Holländer, der sie mit der Biedermannszärtlichkeit des nah Verwandten umarmen wollte, rückten sie mit frostigem Lächeln weg. Die Frage, ob ein großer Theil der Oberschicht, ob nur da und dort eine nicht immune Seele von der aus keinem Goldland zu bannenden Korruption ergriffen wurde, mag heute noch unbeantwortet bleiben. Die Briten brauchten einen nach angelsächsischer Mode lackirten Industriestaat, in dem sie sich frei bewegen könnten; die Buren saßen warm in angeborenem Vorrecht und wollten den agrarischen Zuschnitt der Republiken um keinen Preis ändern. Auch eine Arbeiterfrage tauchte auf. Trotz ihrer Christenfrommheit, die sie zwingen sollte, in jedem Menschen das Ebenbild Gottes und die Krone der Schöpfung zu achten, ist den Buren der Farbige, was er doch nur dem naturwissenschaftlich Denkenden, an eine mähliche Evolution des zweizinkigen Gabelthieres Glaubenden sein dürfte: ein Wesen niederer Art, ein als Sklave, zum Sklaven Geborener. Der Bur wollte die Kaffern in Hörigkeit halten, der Brite ihnen das Recht und die Bildungmöglichkeit gewähren, ohne die der Industriearbeiter nicht mit dem wünschenswerthen Nutzen zu verwenden ist. Kein Verständiger konnte je zweifeln, welche Kulturform in Südafrika schließlich siegen würde; wollte die Bauernoligarchie sich unverändert erhalten, dann mußte sie die Minen sperren, der aufblühenden Industrie die Wurzel ab-

Google

ſchneiden. Das thut kein Bauer; ſelbſt in der hitzigſten Wallung bedenkt er den eigenen Vortheil und wägt, was ihm nützen, was ſchaden kann. Während des ganzen Krieges haben die Buren nicht einen Augenblick ernſtlich an die Zerſtörung der Minen gedacht. Sie hätten den Krieg überhaupt nicht begonnen, wenn ſie nicht Grund gehabt hätten, auf einen ſtarken Schützer im Kampfe gegen den Bedränger zu hoffen. Hatte Wilhelm der Zweite nicht das Deutſche Reich eine ihnen befreundete Macht genannt, an deren Hilfe ſie appelliren dürften? Englands Kraft, Engʼlands Reichthum konnten ſie nicht ermeſſen; der Zuruf des Kaiſers aber verleitete ſie in den Glauben, daß ſie, wenn es zum Aeußerſten käme, nicht allein fechten würden. Zweiunddreißig Monate lang trotzten ſie, als eine Guerilla, deren Ruhm in der Kriegsgeſchichte nicht verblaſſen wird, dem an Truppenzahl und Rüſtung überlegenen Feind und immer wieder wurde die verglimmende Hoffnung angefacht: morgen bereitet Europas Eingriff uns den Sieg. Die Armen, von thörichten und gewiſſenloſen Diplomaten Getäuſchten wußten nicht, daß die Zeit des von Andrew Carnegie verkündeten Empire of business längſt gekommen iſt und dem Reichſten die Welt gehört. Als ſie dann endlich von dem Wahn ſcheiden mußten, irgendeine europäiſche Regirung werde für ſie einen Finger rühren, als zuerſt die Botſchaft des holländiſchen Miniſterpräſidenten Kuyper und ſpäter Kitcheners kluge Beredſamkeit das Lügengewebe zerriß, das ihren Blick ſo lange getrogen hatte, da retteten ſie ſchnell, was noch zu retten war, und kapitulirten.

Europa war mit dieſem Ausgang der Sache gar nicht zufrieden. Europa hatte von einem Heldenvolk geträumt, das lieber bis zum letzten Mann in den Tod gehen als auf ſeine Unabhängigkeit verzichten würde. Und nun lebten die Dewet, Botha, Delarey, Schalk Bürger nicht nur, nein: ſie zeigten ſich ſogar Arm in Arm mit britiſchen Generalen, feierten den Viscount Kitchener in feurigen Reden und forderten die Landsleute auf, Eduard dem Siebenten in zuverläſſiger Treue unterthan zu ſein. Dieſelben Männer, die ſich mit Handſchlag verpflichtet hatten, vor jeder Entſcheidung den Rath des greiſen Krüger einzuholen und ohne ſeine Zuſtimmung keinen Friedensvertrag zu unterzeichnen, haben dann, ohne den angeblich vergötterten Ohm Paul auch nur zu fragen, kapitulirt und nannten den Namen des früheren Präſidenten nicht

Google

mehr. Europa stand vor einem Räthsel. War Paul Krüger denn nicht der größte Staatsmann, der neben und nach Bismarck lebte, der Doktor Leyds nicht ein Diplomatengenie, das jeder Großmacht zu wünschen wäre? Gleichen nicht alle Buren den mythischen Helden, die sich von blanken Idealen nähren und deren Felsenherzen Menschenschwachheit nie übermannen kann? Noch im Frühjahr 1902 hieß es, die Lage der Buren sei viel günstiger als am Anfang des Krieges, Kitchener komme nicht vom Fleck und nur ein Wunder könne die völlige Niederlage der Engländer hindern. Als die Burenkommandanten nach Vereeniging reisten und der einfachste politische Instinkt wittern mußte, daß die Stunde des bitteren Endes bald schlagen werde, wurde in Utrecht die Parole ausgegeben: Die Burgers benutzen gern die gute Gelegenheit, um sich über die Fortführung des Feldzuges zu verständigen, und der dumme Sirdar Kitchener, dem nur im Kampf gegen Wilde Lorber reifen konnte, geht blind in die Falle. Die Kapitulation war schon unterschrieben, als noch immer mit unerschütterlicher Gewißheit behauptet wurde, das Gerücht von einem nahen Friedensschluß sei eine freche englische Lüge. Und Alles wurde, selbst die albernste Mär, willig geglaubt und jede zur Vernunft mahnende Stimme überbrüllt. Die Buren hatten zu siegen oder zu sterben. Europa sah mit angenehmem Nervenkitzel dem Kampfspiel zu und war bereit, die Helden ihres Traumes pollice verso, wie satte Römer einst die niedergerungenen Gladiatoren, in den Tod zu schicken.

Zu solchem Ende hatten die Buren keine Lust. Wer sie gerecht beurtheilen will, darf nicht verwehten Klängen alter Heldenlieder nachträumen, sondern muß sich wachen Sinnes erinnern, wie in seiner eigenen Heimath, wie in allen Zonen der Bauer lebt und strebt, fühlt und trachtet. Der Mann, der in harter Arbeit den Acker bestellt, geduldig das Vieh wachsen und fallen, die Frucht reifen, die Hoffnung eines Jahres von Wind und Wetter vernichtet sieht, ist für übersinnliche Ideale nicht zu haben und wird sich mit klarem Bewußtsein selten entschließen, für unirdische, nicht mit Händen greifbare Güter das schwerste Opfer zu bringen. Sein Wunsch langt über die enge Welt der Wirklichkeit nicht hinaus und gesunder Menschenverstand schützt ihn vor der heroischen Schwachheit, die Alles aufs Spiel setzt, Haus und Hof zerstören, Weib und Kind hinmorden läßt, um einem Scheingebild nachzu-

Google

jagen, das den abstrahirenden, assoziirenden Geist des Kulturmenschen werthvoller dünken mag als alle zeitliche Habe. Wenn der schwerfällige Bauer sich waffnet, kämpft er nicht für Begriffe, für Freiheit, Menschenrecht und Verfassung, sondern sucht einen Druck abzuschütteln, der seinen Schaffensdrang lähmt, schlechter Behandlung ledig zu werden, die ihn an Leib und Gut geschädigt hat. Solchen Bauernkrieg haben die Buren geführt. Sie fühlten sich in ihren Besitzrechten bedroht, von windigen Einwanderern mißachtet, sie hofften auf Deutschlands Hilfe, auf die Wirkung des Hasses, der sich an die Eroberererschritte der Briten geheftet hat, und zogen aus, um einem dreisten Räuber einen lehrreichen Denkzettel zu geben. Jeder nahm ein gutes, im Gelände heimisches Pferd und eine erprobte Flinte, aber auch einen Regenschirm mit; denn im durchnäßten Kittel schwindet oft die Widerstandsfähigkeit des stärksten Mannes. Sie mieden unnützliche Grausamkeit, lachten die fremden Offiziere aus, die sie europäischen Drill und Tressengeckerei lehren wollten, und richteten ihre Strategie nach den bewährten Regeln der Bauernschlauheit. Wozu sollten sie englische Soldaten und Heerführer töten, wenn der Schuß Pulver nicht nöthig war? Viel einfacher wars, ihnen die Kakhi-Uniform auszuziehen, die man im trainlosen Burenheer brauchen konnte, Munition und Lebensmittel wegzufangen und Tommy nur da, aus sicherer Stellung, wie ein Stück Wild abzuschießen, wo die Noth zu blutiger Wehr zwang. Mancher Europäer hat ihnen Mangel an Muth nachgesagt und über die Burenhäuflein gespottet, die er hinter hastig gebauten Schanzen hocken sah. Freilich: sie setzten sich, wenn sies irgend vermeiden konnten, nicht den feindlichen Kugeln aus und nie wäre ihnen, wie ganzen Schaaren englischer Offiziere, der Einfall gekommen, blind, im Gefühl einer dem vaterländischen Ruhm schuldigen Pflicht, in den Tod zu stürmen; Pflicht schien ihnen vielmehr, jedes einzelne Leben dem Vaterland so lange wie möglich zu erhalten. Dann kam der Tag der Erkenntniß. Jeder weitere Widerstand konnte die Entscheidung aufschieben, nicht abwenden. Noch einen Winter im Feld? Noch ein Jahr ohne Saat und Ernte? Die Farmen verwüstet, Frauen und Kinder im Elend, die Zukunft des Stammes gefährdet: und Alles umsonst? Gute Behandlung, Ersatz der verlorenen Habe, ein behagliches Leben unter Englands mächtigem Schutz ward ihnen zugesagt; und sie lernten,

Google

als sie nach langer Trennung einander wiedersahen, die Aussichtlosigkeit ihres Kampfes klar erkennen und wußten genau, was ihnen bevorstand, wenn sie diesmal spröd blieben. Sollten sie ihren Präsidenten, dessen Irrthum den Krieg heraufbeschworen hatte, um Rath fragen? Der saß, mit einem großen Vermögen, weit vom Schuß in Europa, kannte ihr Leid nicht und hatte gut reden. Gar so herrlich waren ja früher, unter der Klüngeltyrannei, die Zustände auch nicht gewesen und am Ende ließ sich mit den Engländern ganz gut auskommen. Die Zähne zusammengebissen und unterschrieben!... Das war nicht heroisch zwar, aber bäuerisch gehandelt.

Die geschäftige Bettel Europa hatte für die Bedrohten nur tönende Worte gehabt. Dem Willen der Erdtheilsmehrheit konnte gelingen, England in Südafrika eine Niederlage zu bereiten, von der es sich in Jahrzehnten nicht erholt hätte. In Egypten, in Tonkin und Tunis, auf Madagaskar und vor Faschoda hatte Frankreich britischen Uebermuth und britische Ränke kennen gelernt und einen jede andere Regung niederhaltenden Groll gegen England angesammelt, den der Burenkrieg mit seinen Schrecken zu leidenschaftlichem Ausbruch trieb. Keine Regirung, keine wehe Erinnerung an alte Wunden wäre stark genug gewesen, die Franzosen vom Eintritt in einen antibritischen Trust zurückzuhalten, der sich das Ziel gesetzt hätte, in Südafrika Ruhe zu gebieten. Und gern hätte Rußland die Gelegenheit benutzt, die ihm erlaubte, ohne in finanziell und militärisch unfertiger Rüstung kämpfen zu müssen, das Feuer des britischen Leun ein Bischen zu dämpfen. Kein Tröpflein Menschenblutes brauchte zu fließen; der feste Wille der mitteleuropäischen Großmächte hätte genügt, um das von Truppen entblößte Inselreich unter das Gebot zu beugen: Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter! Von Deutschland, als dem nach früherem Bekenntniß am Meisten in Südafrika interessirten Kolonialstaat, wurde lange das Losungwort erwartet. Vergebens. Der Deutsche Kaiser schickte den zur Fahrt nach dem Kriegsschauplatz eingeschifften englischen Dragonern seinen Glückwunsch und ließ seiner Großmutter und seinem Onkel den Ausdruck freudiger Theilnahme an dem Erfolg der britischen Waffen übermitteln, die den Burengeneral Cronje bezwungen hatten. Wir sind zu schwach, raunten die Eingeweihten, und müssen den Schein der Freundschaft mit England wahren, bis wir die große Flotte haben. Keine

Google

englische Regirung durfte den Krieg, der so ungeheure Opfer gekostet hatte, mit einer Niederlage enden lassen; erst in der Stunde höchster Lebensgefahr, hieß es, werden die Zweifler merken, was das britische Weltreich vermag. Herr Webb, der sozialistische Geschichtschreiber der Gewerkschaften, hat damals offen gesagt, nicht die Kapitalisten nur, sondern auch die Arbeiter seien für den Krieg; und neunundneunzig von hundert Engländern forderten die Annexion der Burenstaaten. Herr Bernhard Shaw sogar war für den Krieg, weil er die im Randgebiete des Vaallandes ruhende Milliarde als einen Kulturfaktor betrachtete, den man nicht einem rückständigen, abergläubigen Bauernstamm überlassen dürfe. Was also nützte ohnmächtiges Keifen? Gewiß wars ein „frecher Eroberkrieg“. Doch das selbe Urtheil kann man mit dem selben Recht über sehr viele Kriege fällen, deren Glorie dennoch durch die Geschichtbücher leuchtet. Alle koloniale und ein großer Theil aller einheimischen Macht beruht auf Raub; wenn mans so unzärtlich nennen will und nicht vorzieht, mit Patriotenstolz von ruhmreichen Waffenthaten zu sprechen. Kein Staat ist „sittlich berechtigt“, Chinesen, Hindus, Nigger oder Südseeinsulaner aus ererbter Herrschaft zu drängen; das sittliche Recht wird aus der Kulturpflicht hergeleitet, höhere Civilisation und reicheren Wohlstand zu verbreiten, und diese Pflicht glaubten auch die Briten zu erfüllen. Wie wenig Politik mit Gerechtigkeit und Moral zu schaffen hat, wußte schon Preußens großer Fritz, der lächelnd dem Wort Pitts zugestimmt hätte, daß bei strenger Wahrung der Gerechtigkeit keines Reiches Macht auch nur die Sonne eines Tages überdauern würde. Fritzens Enkel aber hatten sich in die Vorstellung eingewöhnt, auch der Eroberer, just der Lichtbringer müsse auf allen Wegen in hehrem Sittsamkeitglanz wandeln, Keines Recht schwächen noch gar brechen; und sie wollten lieber die eigene Zukunft gefährden als auf die Wonne verzichten, für den wider Moral und Recht Ueberwundenen mit lärmendem Eifer gegen den bösen Ueberwinder Partei zu ergreifen. Während England die seiner Macht unterwürfigen Buren streichelte, suchte Deutschland sie in neuen Zorn gegen Albions Gewalt zu stacheln. 1902.

Ort der Handlung: Drury-Lane, das älteste Schauspielhaus der britischen Hauptstadt. Ein überfüllter Saal. Auf den Bühnenbrettern eins der Dutzendmelodramen, die Englands Volksseele

Google

stets geliebt hat. Diese derbe Massenpsyche will im Theater lachen, weinen und sehen, was ihr der Alltag nicht zeigt. Mr. Cecil Raleigh, der kleine Mann mit dem großen Namen, kocht ihr die schmackhaftesten Gerichte; und diesmal hat sein schlauer Trieb einen Staatsbraten gegriffen. Die Zuthaten sind aus alten Büchsen der Coulissenspeisekammer. Eine edle Cirkusreiterin, die eigentlich eine Herzogin ist und schließlich eine Lady wird. Junge und greise Helden. Ein traître, der die tugendsame Artistin anbetet und ihr lieber den Hals brechen als das Glück der Lordschaft gönnen will. Ein Komikerpaar; und so weiter. Die Hauptsache aber ist: die Hintertreppengeschichte spielt während des Transvaalkrieges. God save the king! Husaren an der Festtafel; in den Rausch platzt die Unheilskunde von Colenso hinein. Vor dem Generalkommando in Johannesburg sehen wir Depeschenreiter, Gefangene, Kitcheners Stab, Kaffern, die Stierheerden ins Lager treiben, Frauen und Kinder der fast schon erschöpften Buren. In Europa wurde uns Dr. Leyds vorgeführt, der Spione und Schmuggler wirbt. Jetzt, in Afrika, steht ein alter Burenkommandant vor uns, der Jouberts Züge trägt. Ein Unversöhnlicher. Er flucht dem Golde, das ein stilles Bauernvolk vergiftet und ihm den Abschaum der nach Gewinn gierenden Menschheit ins Land gespült hat. Alle Versuche der Briten, ihn sacht umzustimmen, prallen von dem Erzpanzer ab, der dieses Heldenherz schirmt. Mit den letzten Getreuen zieht der Alte in die Bergschluchten. Um ein Wachtfeuer lagern sie; spärliche Mondstrahlen fallen auf die Trümmer einer Burenhütte. Auch die Letzten hat schon der Zweifel beschlichen. Ists nicht am Ende doch besser, sich in das Unvermeidliche zu schicken, der Frau und der darbenden Kinderschaar den Ernährer, den Schützer wiederzugeben? Doch der Alte ist zäh und zwingt die Murrenden in die Pflicht blinden Gehorsams. Das Häuflein ist umzingelt, die Maxims bestreichen die Bergmulde, eine Granate zerstört die Reste der Hütte. Der alte Kommandant läßt die Transvaalfahne hissen: der Feind soll Keinen lebendig haben. Da naht, unter der weißen Flagge, ein englischer Offizier. Ringsum habe Alles längst kapitulirt, jeder weitere Widerstand sei nutzlos und auch der Tapferste brauche sich nicht zu schämen, wenn er nach so heldischer Wehr endlich der Gewalt weiche. Ein Schweigen. Dann wirft Einer nach dem Anderen die Flinte hin; zuletzt

Google

der Alte. Noch einmal drückt er die gute Waffe an die Bruſt; er küßt den Lauf, der ihn ſo oft ſicher bedient hat, und legt das Gewehr mit zärtlicher Hand auf den Haufen. Er ſieht noch, wie die Vierkloer, die ehrwürdige Fahne der Republik, niedergeholt wird: dann fällt er, ſinkt zugleich mit den Farben Grün-Blau-Weiß-Roth auf die geliebte Erde. Den Leib des toten Helden hüllt der Engländer in die Transvaalfahne und reicht über der Leiche dem Sohn des Gefallenen die Bruderhand. Oben flattert der Union Jack im Morgenwind. Das Orcheſter ſpielt die Königshymne. Die Zuſchauer ſtehen auf und huldigen in ſtummer Andacht dem großen Gegner und dem Genius des Britenreiches, der übermuthige Männer nach hartem Kampf ihnen den Sieg verlieh.

Ort der Handlung: Philharmonie; der prächtigſte Saal der deutſchen Hauptſtadt. Trauerflöre ſäumen die von der Decke herabwallenden Banner der Transvaalrepublik und des Oranjeſtaates. Jeder Platz im weiten Raum iſt beſetzt. Mittelſtandspublikum. Nur drei Uniformen. Die Plutokratie fehlt faſt ganz. Sehr viele Frauen und doch kaum eine einzige „Toilette“. Die Mütter meiſt im dunklen Beſuchskleid, die Töchter in hellen Bluſen. Auf der Eſtrade Männer im ſchwarzen Feſtgewande des Europäers. Abgeordnete, Paſtoren, Zeitungſchreiber; allerlei geſchäftige Eitelkeiten, die immer dabei ſein müſſen. In der erſten Reihe die Generale Botha, Dewet, Delarey. Botha iſt von den Dreien der beweglichſte; er neigt ſich und beugt ſich mit hellem Geſicht, plaudert und lacht wie ein Glücklicher. Der Mann hat im Krieg nicht Alles verloren; drüben, man merkts, harrt reicher Beſitz des wiederkehrenden Herrn. Ernſt blickt Delarey, dem, ſeit er ſein Pferd verlor, nichts mehr geblieben iſt; er ſtützt den tiefgefurchten Franzoſenkopf auf die Linke, die keine Bauernhand ſcheint, und ſtreicht und zupft mit der Rechten den langen, ergrauenden Bart. Wie ein Troſtloſer ſtarrt er manchmal ins Leere, über den Prunkſaal hinaus in die lange Herbſtnacht; nicht einmal, in Stunden, ſah man ihn lächeln; er hat das Späherauge eines alten Schiffsführers, dem weder unſichtiges noch nebliges Wetter Etwas anhaben kann, dem die Umſchau jetzt aber keine Hoffnung ließ. Auch Dewet ſitzt ſtill; doch um den Mund zucken ihm tauſend Teufelseinfälle. Dem kleinen Kerl, der ausſieht, als ſei er nur aus Muskeln und Sehnen gefügt, fehlt offenbar der Sinn für Feierlichkeit.

Google

Ein Menschenkenner, den so leicht keine Maske narrt, keine Moralpredigt ins Büßerhemd scheucht. Er sieht sich seine Leute genau an; und der ironische, ein Bischen müde Blick scheint immer zu fragen: Ists Euch auch ernst oder macht Ihr uns dummen afrikanischen Bauern hier nach Eurer Europäersitte nur ein Spektakel vor? Selbst ihn aber reißts jetzt aus der Beobachterruhe. Drei Mädchen nahen in weißen Kleidern. Jedes trägt einen goldenen Kranz. Jedes hat für seinen Helden einen kurzen Sinnspruch auf der Lippe. Der muntere Botha besinnt sich nicht lange: er packt die schüchterne Kranzspenderin und küßt sie herzhaft auf beide Backen. Dem Beispiel folgen natürlich die anderen Generale. Und nun hält sich die Menge nicht länger. Sie klatscht, trampelt, schreit, heult, jubelt, kreischt, drängt nach vorn, streckt den Gefeierten sehnsüchtig die Hände hin und will nicht, will nie wieder das Schweigen lernen. Unter Trunkenen kann man sich glauben; wie hysterisches Schluchzen gehts durch den Saal. Ein Taumel wird: als wären Deutschlands Retter aus höchster Noth und Gefahr, nach schwerem Sieg, endlich in das erlöste Land heimgekehrt.

In London jauchzen jeden Abend Tausende dem Burengreis zu, der den Engländern Todfeinschaft geschworen hat und unversöhnt stirbt. In Paris wurden die drei Männer, die in der letzten Zeit des Feldzuges das Burenheer führten, mit Medaillen, in Berlin mit Kränzen aus Gold und Lorber geschmückt. Ueberall, in Holland, Belgien, Frankreich, Deutschland, Britanien, reißt ihr Anblick die Menge in einen Taumel. Vor ihrer Wohnung stehen Stunden lang die Massen. Alte Männer und zarte Jungfern halten halbe Tage aus und preisen sich selig, wenn ihres Fingers Spitze den Rock der Helden berührt. Nachts lärmt man die Rastenden aus kurzem Schlaf, aus dem Eisenbahnwagen und ruht nicht, bis sie ein paar Worte sprechen; burische Worte, die von tausend Gaffern kaum Einer versteht. Und diese Männer sind besiegt, unfrei, staatlos, sind britische Unterthanen und geloben in allen Reden, daß sie Eduards, ihres neuen Herrn, Majestät den Treueid nicht brechen werden. Tüchtige Männer; und nicht tüchtiger doch als Mancher, der für des Vaterlandes Ehre seine Habe geopfert, sein Blut gewagt hat. Wie kommt es, daß sie, gerade sie überall nun wie Heroen aus der homerischen Epenwelt angestaunt, wie heimkehrende Sieger, wie stolze Bringer ersehnten

Google

Heils umjubelt werden? Als die drei Polengenerale durch Europa zogen, riefen sie zum Kampf wider Tyrannenmacht. Als Garibaldi sich den Völkern zeigte, gab er sich nicht als Besiegten, der dem Walten des Schicksals weiche. Ist die Menschheit so edel geworden, so bewundernswerth edel, daß aufflackerndes Rechtsgefühl ihr ganzes Sinnen in Flammen setzt? Ist, nach dem Wort des grazer Spazirgängers, Freiheit wieder „die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt“? Glücklich, wer Solches zu glauben vermag. Der kleine Christian Dewet aber, den keine Maske täuscht, hat in Brüssel gesagt: „Wenn ich überall diese Begeisterung sehe, muß ich mich fragen: Warum hat man nicht für uns Partei ergriffen? Warum wird uns kein ernstes Opfer?“

Im April 1864 kam Garibaldi nach England. Sybel erzählt: „Der berühmte Held nationaler Freiheit wurde von einem unermeßlichen Ausbruch populärer Begeisterung empfangen, an dem alle Stände sich mit lärmendem Wetteifer betheiligten. Wo er sich zeigte, war er von jauchzenden Volksmassen umgeben; Lords und Commoners drängten heran, um ihre Verehrung zu bezeugen; selbst der Prinz von Wales machte ihm sehr unbedachtsamer Weise einen Besuch. Einen Augenblick war Garibaldi der Abgott des englischen Volkes und der Löwe der englischen Gesellschaft.“ Dieses Jubelgeheul der Massen ärgerte Louis Napoleon, der in Garibaldi nicht ohne Grund einen gefährlichen Feind sah; und als das Aergerniß gar zu groß wurde, mußte Palmerston dem unbequemen Gast die Heimkehr nach Caprera empfehlen. Eduard der Siebente, der damals Prinz von Wales hieß, hat sich als König woh! der geräuschvollen Lenztage erinnert. Aber Garibaldi war ein Rebell, der gegen Pius und Napoleon die Massen aufrief; und Botha, Dewet, Delarey waren schon britische Unterthanen. Sie mußten ihre Wunden vor der Menge entblößen und in Worten malen, was sie vollbracht, geopfert, erlitten haben. Als Bettler zogen sie durch die Städte; und wer betteln geht, darf dem Reichen die Schmeichelrede nicht weigern. Wir spotteten darüber, daß sie unter Holländern Holländer, Vlamen unter Vlamen waren, in Paris sich ihres französischen, in Berlin ihres deutschen Blutes rühmten. Wars ihre Schuld, daß sie so schnell gelernt hatten, wie man den Beifall herauslockt? Dem flüchtig Hinhorchenden klang ihre Rede noch schlicht; doch ein helles Gehör merkte schon, daß die Wirkung

Google

berechnet, der Applaus herbeigewinkt wurde. Die drei Männer wußten, daß der Saal erbebt, wenn sie vom Massengrab wehrloser Frauen sprechen, des kleinen Volkes gedenken, das die Freiheit höher schätzt als das Leben, oder mit schelmischem Blinzeln rufen, der Anblick solcher stattlichen Europäerversammlung schrecke sie mehr als im Felde des Feindes zehnfache, hundertfache Uebermacht. Noch enttäuschen sie nicht, wirken sie ungefähr so, wie der nüchterne Kenner kluger Bauern sie sich vorgestellt hat; auf die Dauer aber konnten auch sie dem Schicksal des Gewohnheitredners nicht entrinnen. Sie sind aus ihrem Wurzelboden gerissen und vor eine Aufgabe gestellt, die sie zu leiser Unwahrhaftigkeit zwingt. Wenn sie durch Europa zogen, mußten sie als Agitatoren auftreten, Englands Schande in grellen Farben malen und die Leidenschaft schüren, bis sie in sengenden Flammen aufschlug; dann war vielleicht Geld zu haben. Was ihnen gespendet wurde, war, in Berlin wie in Paris, ein Almosen, das die Mühen nur spärlich lohnte; in zwei Stunden hätte die londoner City, wenn sie um Hilfe ersucht worden wäre, zehnmal mehr aufgebracht, als die Burenfreunde des Festlandes in zwei Monaten zusammenzuscharren vermochten. Und in die ganze Veranstaltung kam ein widriger Unernst. Die Bettelnden mußten verschweigen, was sie am Liebsten laut ausgeschrien hätten, und, um die Zufallshörer günstig zu stimmen, Wortspitzchen suchen und nach Witzen haschen: dieselben Männer, die Haus und Herd hinter sich ließen, um ihres Volkes siecher Lebenskraft aus der Fremde stärkende Nahrung zu holen. Helden hieß man sie, schien von der Tragik ihres Geschickes im Innersten ergriffen und zwang sie ohne Scham, nach jeder Trauerfeier eine Stunde lang ihren Namen auf Postkarten zu schreiben. Das thaten „tief bewegte Patrioten". Nichts für Dewet.

Damals sagte ich hier: „Im Grunde wars wieder ein Fest; kein höfisches diesmal, sondern ein volksthümliches für den kleinen Mann und den Mittelbürger. Viel gutes Gefühl wurde mitgebracht, Heldenbewunderung, die seit Marxens Tagen verschollen schien; und der Jubelruf klang manchmal lauter als bei Viktor Emanuel, Alfred Waldersee und dem Sühneprinzen. Bauern, die schnöde Goldgier schmutziger Krämer in den Kampf um die Freiheit trieb, Bauern, die gezeigt haben, daß man auch ohne Goldtressen und Titel ein glücklicher Feldherr, ein tapferer Offizier sein

Google

kann, Republikaner, die zäh an der Scholle hängen und mit der Bibel aufs Schlachtfeld ziehen: das ganze Gespensterheer alter Menschheitideale wurde in den Hirnen mobil. Und man konnte nebenbei noch beweisen, daß man sich nicht kirren, nicht durch Kabinetsordre aus der einmal gewählten Richtung bringen ließ. Wir schwenken nicht auf Befehl ein, wie die Rekruten, wir nicht! Die oben sollen ihr blaues Wunder erleben. Hoch Dewet! Wir sind freie deutsche Männer und haben das Recht, Hurra zu schreien, wann es und wo uns beliebt ... Man konnte es billig beweisen. Kein ernstes Opfer wurde verlangt, keine Unbequemlichkeit auch nur; und von Tausenden dachte Keiner daran, für die Gefeierten irgendeins seiner heiligsten Güter zu wagen. Selbst auf den Höhepunkten des Festes, in der Philharmonie, dröhnte der Lärm nur wie im Schauspielhaus nach einem packenden Auftritt; vielleicht noch dünner, denn man war diplomatisch und wollte ‚Taktlosigkeiten' um jeden Preis meiden. Als ein Empörter, halblaut nur, nach einer Schilderung britischer Humanität, ‚Mordbrenner!' rief, steckte Alles scheu die Köpfe zusammen. Pst! Wie unvorsichtig! Politik giebts hier nicht. Das Gescheiteste war, die Engländer ganz aus dem Spiel zu lassen und zu thun, als säßen auf der Estrade Lederstrumpf und seine Gefährten aus Coopers ferner Heldenwelt. Nur: Bauernschlauheit läßt sich nicht leicht blenden. Wenn die Generale wieder den Kittel tragen, werden sie berichten: Da drüben wohnt wunderliches Volk; Jeder stellt sich, als wolle er uns vor heißer Liebe zerdrücken, und hat schließlich nur einen Bettlerpfennig für unsere Noth. Auf diese Zärtlichkeit dürfen wir keine Hütte bauen. Die Engländer lieben uns ja auch, ziehen den Hut vor uns und schreien den Ruhm des Besiegten über die Dächer. Werden wir noch einmal stark, dann wollen wirs wieder wagen, auf Anderer Hilfe aber lieber nicht hoffen ... Die Menschheit ist seit vorgestern nicht so wundervoll edel geworden, daß aufflackernes Rechtsgefühl ihr ganzes Sinnen in Flammen setzt. Aber sie hat ein schlechtes Gewissen, in Drury Lane wie in der Philharmonie. Sie trägt auf der Lippe Lehren, zu denen ihr Handeln sich niemals bekennt, und spreizt sich mit idealen Forderungen, die honorirt werden, wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag fallen."

Heute erst reift aus der Saat des Wahnes die Frucht. Vor dreizehn Jahren hatte das Bewußtsein, nicht, einmal nicht „Ordre

Google

zu pariren", die Freude gewürzt. Den Burenführern war gesagt worden, der Deutsche Kaiser werde sie empfangen, wenn sie sich verpflichteten, schroffe Rede gegen England zu meiden, und der Botschafter des Britenkönigs bereit sei, sie ins Schloß einzuführen. Dessen Schirm wollten die Drei aber erst erbitten, wenn der Audienztag bestimmt, eine Ablehnung, wie der alte Krüger sie in Berlin erlebt hatte, nicht mehr zu fürchten war. Da felsfeste Gewißheit nicht erlangbar wurde, blieben sie stumm; und in den Zeitungen stand: „Die Behörden werden von der Anwesenheit der Burengenerale nicht Notiz nehmen und der Empfangsausschuß ist ersucht worden, dafür zu sorgen, daß die drei Herren vom Bahnhof nicht durchs Brandenburger Thor in die Stadt fahren." Ein Schauerwindchen, das im Glas den Wasserrand kräuselt. „Nun erst recht! Kein Gebot hemmt die Stimme des Herzens. Immer feste druff!" (Nur die herrliche Wortfolge ist noch nicht geprägt.) Ertrag: die zweite, die dritte Enttäuschung der Buren. Aus Deutschland, murren sie, ist für uns Nahrhaftes nicht zu holen; eine Nothwendigkeit sollte, nach dem Wort des Staatssekretärs Marschall, die Unabhängigkeit der Republiken am Vaal und am Oranje sein: in der Kriegskälte aber blieben wir einsam und sind noch jetzt, als Abhängige, da fast geächtet, wo Britaniens Huldbrief uns nicht hoher Gnade empfiehlt. Diese Stimmung schlauer Einfalt hat England gewollt. Eduards behende Mächlerkunst entrunzelt die Bauernstirnen und eint das Kapland, Natal, Transvaal und den Oranjestaat in einen Vierbund, der, unter dem Namen Südafrikanische Union und einem vom King ernannten Statthalter, selbständig, in Verwaltung und Gesetzgebung von der Schutzmacht frei wird. Gladstones Sohn ist der erste Statthalter, Louis Botha der Ministerpräsident der Union. Ihr Hirn und ihr Schwert. Der Mann, der vor Ladysmith, bei Colenso, am Spionskop die Landsmannschaft gegen French, Roberts, Kitchener geführt hat. Lustig blickte er in den Philharmoniesaal; nahm den güldenen Kranz und küßte die Spenderin. Sah er den Weg schon, der sich ihm aufthat? Was der Jüngling ersehnte, hat der Fünfziger in Fülle. Mit dem Staatsgebiet muß die Afrikanderfreiheit wachsen. Die Union wird ein Kanada. Wer denkt noch an Paul Krüger und Lukas Meyer, als dessen Adjutant Botha ins Feld zog? Von ihm ward alte Verheißung erfüllt. Den mit grauem Kopf noch flinken Dewet, der die Stunde bri-

Google

tischer Bedrängniß zu Rebellion nützen wollte, hat er unsanft gezüchtigt; die deutsche Nachbarkolonie umklammert, der Union eingefügt und den Wunsch gekündet, bald, wenn ihn die Heimath für eine Weile entbehren könne, neben dem Marschall French in Flandern gegen die Deutschen zu fechten. Weil er sie haßt? Dem derben Menschen nutzbarer Wirklichkeit färbte Gefühl nie den Willen. Weil er nicht erleben möchte, daß die Deutschen die von ihm eroberte Kolonie, die er, nach englischem Vorschlag, Botha-Land taufen dürfte, mit gewaffneter Hand zurückfordern. Denn in jeder ihr nicht ganz günstigen Friedensverhandlung wird Britania sprechen: „Ueber Südwestafrika habe ich nicht zu verfügen. Darüber müssen Sie, wie über Samoa mit Australien, sich mit der Südafrikanischen Union verständigen.“ Deshalb, jetzt schon, die laute Behauptung, nur burische Truppen seien von Pretoria dem Bundesfeldherrn nach Windhuk gefolgt. Heute erst reift aus der Saat des Wahnes die bittere Frucht. 1900: Frankreichs Britenhaß speit der greisen Königin Victoria Schimpf ins Antlitz und umjubelt Krügers Legaten Leyds; Alldeutschlands Männer und Weiber verschwistern sich den Buren. 1914: „Und blieben Iren, Araber, Inder still: die in Vereeniging listig Ueberrumpelten lösen sich aus dem Joch, sobald wir England bedräuen.“ 1915: Bothas Einzug in Windhuk. Gerechte Freude an deutscher Kraft darf nicht in Selbstvergottung lullen; auf keinem Hügel die Erkenntniß wehren, daß der Pfad deutscher Politik nicht von nüchterner Weisheit erwählt ward.

„Von Erbrechtes wegen gebührt uns Nama-, Damara- und Owambo-Land.“ Längst vor dem Europäerkrieg war an der Windecke solches Burengeknurr zu hören. Nach den Portugiesen, die Indien suchten, waren Holländer an der Südwestküste gelandet. Im achtzehnten Jahrhundert ging Van der Merwe als Menschenjäger tief in den Busch; erkletterte Jakob Cotzee einen Tafelberg, um hinter der Kaplandsgrenze, am Norduser des Großen Flusses, Elephanten zu schießen; drangen Piet Brandt und Willem van Reenen bis an die Walfischbai vor. Daß auch Franzosen und Schweden, Briten und Schotten dort forschten und birschten, Wege bahnten und Hütten bauten, braucht man nicht zu erwähnen. Im Anfang, heißts, war der Bur (in dessen Adern oft Romanenblut pulst). Weil er hart ist, gehorchen die Neger seinem Wink. Vor seiner anschmiegsamen Verschmitztheit beugen sich

Google

grinsend die Hottentoten. Noch dem pfiffig kühnen, auf seine Weise edlen Feldkornet Jakob Morenga war Dewet das leuchtende Vorbild. Was aber hat der Bur für das Land und dessen Menschheit gethan? Der mag er morgen zurufen, nie wieder werde der zuvor schon aus Togo und Kamerun gejagte Deutsche in Macht an die Westküste zurückkehren: die stumpfsten Dunkelhäuter wissen, wer das Sandmeer gedämmt, Eisenstränge gelegt, dem Handel die Straße gepflastert, die Edelsteinindustrie vernünftig geordnet hat. Entrissenes Land? In dem Streit über Angra Pequena sprach Bismarck: „Denken Sie an die Geschichte der holländischen Kolonien! Welche ups and downs haben Die gehabt! Die Holländer hatten Ostindien und Brasilien, verloren Beides, haben aber noch heute eine Kolonialmacht, die an Ausdehnung und Einwohnerzahl das ganze Königreich der Niederlande übertrifft. Da sehen Sie, daß germanische Zähigkeit schließlich doch ans richtige Ziel kommt, auch wenn sie inzwischen Ceylon, Ostindien, Brasilien und die Kapstadt verloren hat; mancher ehrliche Holländer ist dabei von Wilden und von ausländischen Feinden, gegen die er zu kämpfen hatte, erschossen und erschlagen worden. Setzen nun die Gesinnungsgenossen des Herrn Bamberger bei der oberdeutschen Nation weniger Zähigkeit, Tapferkeit, Beharrlichkeit voraus als bei der niederdeutschen?“ Dann hätten sie geirrt. General Botha mag sich im Glanz der Orden und des Pathenruhmes weiden, die De Beers-Company froh sein, daß der deutsche Weltbewerb aufhört und sie in Allmacht nun auf dem Diamantenmarkt herrscht: wir dürfen hoffen, dieses Leides Ende zu schauen. Das Blaugrundeden wäre zu verschmerzen; die Kolonie, die zwei Drittel einer Milliarde in Kriegsbrunst verprasseln ließ und aus der das Zufallsstichwort zu einem Wahlkampf kam, ist nicht unersetzlich, nicht ein um jeden Preis einzulösendes Pfand. Südwest muß wieder deutsch werden, weil ein Strom deutschen Blutes seine Durstfelder gedüngt hat. Denket an Botha-Land! Der Name birgt zwei warnende Erinnerungen an Reichswirrniß, die niemals wieder werden darf.

Kladde.

Neuer Irrthum riecht nicht so schimmelig wie alter; verleitet vielleicht aber in noch ärgeren Schaden. Tag vor Tag werden die Balkanstaaten vor Rußlands Absicht auf Konstantinopel gewarnt;

Google

wird ihnen, allen und jedem, ins Ohr geschrien, daß sie verloren wären, wenn der Weiße Zar am Bosporus eine dritte Hauptstadt hätte. Wer auf diese Botschaft die Hoffnung baute, kann morgen Schutt heimkarren. Hundertmal ist den fünf Königen, ist zwanzig Ministern der Balkanreiche von Nikolais Leuten gesagt worden: „Mein erhabener Herrscher fordert die Oeffnung, die Internationalisirung (ein an der Sängerbrücke gewachsenes Wort), nicht die Beherrschung der Meerengen; die Entürkung, nicht die Verrussung Konstantinopels.“ Auch wenn sie nicht feierlich von dem Vierbund verbürgt wäre, fände die Kunde Glauben: weil sie nur wiederholt, was fünfundachtzig Jahre lang in russischen Staatsschriften ausgesprochen ward. Von dem Wunsch Peters und Katharinens, das Russenreich bis an die Dardanerstraße zu recken, hat sich schon Graf Nesselrode geschieden. An den Großfürsten Konstantin schrieb er (am zwölften Februar 1830): „Der Zweck unseres Verhältnisses zu der Türkei hat sich seit dem Vertrag von Adrianopel und der Wiederherstellung unseres Friedens mit dem Großherrn nicht geändert. Wir konnten unser Heer nach Konstantinopel schicken und den Türkenstaat vernichten. Keine Macht hätte sich uns entgegengestemmt, keine nahe Gefahr uns bedroht, wenn die europäische Osmanenherrschaft unserem Streich, dem letzten, erlegen wäre. Nach der Ueberzeugung des Kaisers wars aber klüger, sie fortwähren zu lassen; wenn die Monarchie, die sich nur noch unter Rußlands Schutz halten kann, also Rußlands Wünsche erfüllen muß, weiterlebt, sind, nach seiner Meinung, unsere politischen und wirthschaftlichen Interessen besser gewahrt, als sie nach irgendeiner Besitzrechtswandlung wären. Die zwänge uns, durch neue Eroberung unsere Grenzen allzu weit vorzurücken oder die Türkei durch Staaten zu ersetzen, die schnell trachten würden, an Macht und Gesittung, Gewerbekraft und Vermögen uns ähnlich zu werden. Diese Grundüberzeugung Seiner Majestät bestimmt heute unser Verhältniß zu der Hohen Pforte.“ Die Ueberzeugung des Ministers, der sie dem Zaren Nikolai mühsam eingetrichtert und später die Dardanellensperre als einen wichtigen Gewinn seiner Staatsweisheit gerühmt hat. Als Nikolai Pawlowitsch fünfundzwanzig Jahre auf dem Thron verwettert hatte, las er in der Festschrift seines Kanzlers die Sätze: „Zweimal schien dem vom Ehrgeiz eines rebellischen Lehnsmannes bedrohten Osmanenreich der Zer-

Google

fall unabwendbar. Seine Rettung hatte es, in beiden Fällen, dem entscheidenden Eingriff Eurer Majestät zu danken. Die erste der beiden Krisen bot der Welt ein in aller Geschichte niemals noch erschautes Bild: als Befreier lagerten russische Krieger an den Ufern des Bosporus, gegenüber der Hauptstadt, die so oft, die erst jüngst wieder vor ihnen gebebt hatte. Der zweite Vorgang glänzte nicht so ins Weite, brachte aber leichter münzbaren Ertrag. Die neue Arabermacht, die Rußlands Feinde auf den Platz des morschen Osmanenreiches setzen und später als Brückenkopf gegen uns benutzen wollten, wurde aus Syrien nach Egypten, in feste Grenzen, gedrängt. Der Vertrag von Hunkiar-Iskelessi wurde, zum Schein, entkräftet; lebt aber, trotz dem Widerspruch Frankreichs und Englands, unter anderer Worthülse fort. Das von allen Mächten gebilligte Abkommen, das fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in die Dardanellen verbietet, schützt uns fortan vor jedem Flottenangriff. Und unsere behutsame Schlichtung der Orientwirren bescherte noch ein bedeutsames Ergebniß: die Lösung des franko-britischen Bündnisses, das uns feindlich und jeder konservativen Regirung gefährlich gewesen war. Unter den Whigs hatte es sich, 1840, gelockert, war von den Tories dann aber fester geknüpft worden und hatte, unter dem Prunknamen Entente Cordiale, sein Scheinleben hingefristet." So spricht, zum zweiten Nikolai, Herr Sasonow nicht. Doch lauter als Nesselrode hat er, hat sogar Iswolskij überall gesagt: „Konstantinopel soll Freie Stadt werden."

Wird dieses Sehnen gestillt und Mohammeds Moschee endlich wieder dem Heiland des Ostens geweiht? Oeffentlicher Meinung, die von den Rückzügen und Verlusten des Heeres getrübt ward, soll die Gewißheit den Himmel heitern. Aus Odessa wird Massenblättern gemeldet, die Leiter der größten Schiffahrtgesellschaft seien nach Japan, Amerika, England gereist, um Dampfer zu bestellen, die Rußland, nach der Meerengenöffnung, für den Verkehr mit Ost und West brauchen werde. Eisen und Stahl sei theuer, jede Werft mit Arbeit für den Krieg überlastet, rasche Lieferung um keinen Preis zu erlangen. Doch England habe so viele deutsche Schiffe in seinen Häfen, daß es dem russischen Freund aus jeder Tonnagenoth helfen könne. Wers ohne Arg liest, muß glauben, das Käfigschloß sei mindestens halb schon durchfeilt und der Herbstfahrplan für die Handelsflotte fertig. Warum aber, wenn das Goldhorn im

Google

Morgenlicht solcher Hoffnung gleißt, die Demüthigung vor den drei in Südost noch Neutralen, die neben dem Gossudar aller Reussen doch nur Knirpse sind? Warum wird Bulgarien umschmeichelt, gescholten, in die Slawenhölle verflucht? Weil es den Meerriegel sprengen könnte, der noch nicht weichen will. Professor Miljukow, Mitglied der Reichsduma und Leiter des „Rjetsch“, warnt die Schreiberzunft vor rauhem Verruf der Bulgaren (die er aus seiner sofioter Dozentenzeit kennt). „Unsere Bundesgenossen rütteln kräftig an dem Dardanellengitter, weil die Oeffnung unsere Valuta bessern und die Rüstung unseres Heeres erleichtern würde. Wir können sie nur durch kluge Diplomatie unterstützen; sollten uns aber hüten, die Bulgaren schon schnöden Verrathes zu zeihen. Nicht um Königsränke handelt sichs jetzt, sondern um den Willen des Volkes. Die uns feindliche Partei weist auf das galizische Mißgeschick des Russenheeres und behauptet, Deutschlands Türkenbürgschaft biete stärkere Sicherheit als Rußlands Serbenassekuranz. Was die Türkei verspreche, werde das Deutsche Reich für Bulgarien erlangen; ob petrograder Druck die Serben zum Verzicht auf Makedonien zwingen könne, sei ungewiß. Diesen Zweifel müssen wir entwurzeln, statt die Zweifler zu schimpfen. Das Wirksamste wäre, im Einverständniß mit Serbien die von ihm den Bulgaren zugesagten Theile Makedoniens von einer kleinen englischen oder russischen Truppe besetzen zu lassen. Dann wüßten die Bulgaren, daß sie das Versprochene erhalten.“ Serbiens Hauptgewinn aus den Balkankriegen, die Grenzlinie Enos-Midia: fehlt nur noch Drama-Kawala, das Saftstück aus Griechenlands Beute. Wenn die beiden Nikolai, der Zar und der Generalissimus (der Schwager des Serbenkönigs), sich entschließen, für Bulgariens Hilfe so hohen Preis zu zahlen, und obendrein die Bittstellermühe nicht scheuen, kann ihr Glaube an die Thatkraft der großmächtigen Sozien nicht ehern sein.

Ehe der alte Wunsch erfüllt ist oder noch einmal bestattet werden muß, wird, nach Menschenermessen, Rußland sich nicht in Friedensschluß bequemen. Trotz der guten Post, die von den Ostfronten kommt, dürfen wir nicht in Trugspiegelung gleiten; dürften noch nicht, wenn Warschau, Brest-Litowsk, Riga gefallen wären. Und Frankreich? „Unsere Krieger, unsere Bürger, unsere Frauen: Alle haben, ohne Ausnahme, klar erkannt, daß an den schwer hinschleichenden Minuten dieses grausamen Krieges nicht nur die Ehre, sondern die Zukunft, die Lebensmöglichkeit unserer

Google

Rasse hängt. Wir haben den Willen zum Sieg und die Gewißheit, ihn zu erstreiten. Wir vertrauen unserer Kraft, der Genossenhilfe und unserem Recht. Der Feind hüte sich vor Selbsttäuschung! Ein erwinselter, undichter Friede, der ruhlos zu durchfiebernde Waffenstillstand zwischen einem abgekürzten und einem noch gräßlicheren Krieg ist nicht unseres Wunsches Ziel. Ganz Frankreich ist, da der Manneston der Marseillaise ihm klang, erschaudernd aufgestanden; soll es morgen von neuem Angriff bedroht, wieder in Lebensfährniß gerissen werden? Nein! Die Männer sonst geschiedener, jetzt eng geschaarter Altersfolgen, die ein Heldenheer bilden und alltäglich Ruhmesglanz schaffen, die Familien, die ohne Klage ihr Liebstes dem Vaterland opferten und ihre Trauer wie Glorie tragen, wollten nicht des Landes Abdankung, seinen Verzicht auf freie Selbstbestimmung vorbereiten. Nicht, um in Schmach zu leben und, bald, in Reue zu sterben, hat Frankreichs Volk dem furchtbaren Ansturm der Deutschen getrotzt, den linken Flügel des gebändigten Feindesheeres von der Marne an den Yser zurückgeworfen und, nun ein Jahr schon, Wunder an Größe und Schönheit gewirkt. Nicht oft genug aber können wir wiederholen: Nur sittliche Kraft und Ausdauer sichert den endgiltigen Sieg. Alle Gewalt unseres Willens und Vermögens müssen wir, Staat und Einzelne, in den einen Gedanken, den einen Entschluß ballen: den Krieg, mag er noch so lang werden, zu führen, bis der Feind völlig geschlagen, der Alb deutscher Weltherrschsucht von Europa gewichen ist. Schon röthet der Ruhmestag, von dem unsere Volkshymne singt, den Himmel. In Andacht stehen wir vor der That der Nation. Ihr heiliges Werk muß sich, wird sich vollenden. Dem Sieg und der Gerechtigkeit bahnt es den Weg." So hat, vor dem Erdenrest des Marseillaisesängers Rouget de Lisle, der nun im Invalidendom ruht, am Nationalfestag der Präsident der Französischen Republik gesprochen. Er weiß, daß der Freund in Ost fürs Erste lahm ist; keinem Franzosen ists gehehlt worden. Alle eint dennoch das Gelübde: „Krieg, und währe er noch so lange, bis in die Sonne endgiltigen Sieges!" Ists würdig, des Redners, der Hörer zu spotten? Sie haben, im zwölften Kriegsmonat noch einmal ihr Ziel enthüllt. Der Versuch, mit schmatzendem Wort es ihnen zu verleiden, wäre schmählich; und nutzlos. Aus vertönender Rede hafte ein Satz: Nur sittliche Kraft und Ausdauer sichert den Sieg.

Google

Vom hohen Berg.

Zu den Dingen, die im Krieg nicht „gestreckt“ werden, gehört das Reisen. Berufene Federn haben erörtert, wie die Verengung des Reisehorizontes eine Vertiefung des Reisezweckes bewirken wird, wie wir zahllose Herrlichkeiten des Vaterlandes entdecken werden, die wir zuvor vernachlässigten, um den Bädekersternen des Auslandes nachzujagen.

Aber jenseits von solchen Betrachtungen liegt eine andere, die vom Reisezweck auf die Reisenothwendigkeit übergreift und über der Behaglichkeit einer Sommerfrische, über der Sehenswürdigkeit von unterwegs ein erhöhtes Ziel wahrnimmt. Auf dem Grunde dieser Betrachtung liegt ein Lebensproblem, das an die tiefsten Geheimnisse der erlebenden und empfindenden Seele rührt. Man kann ihm nur nahkommen, wenn man zwei Gedankengänge einschlägt, deren Ergebnisse, scheinbar unabhängig von einander, dennoch auf einander wirken wie die Pole einer Batterie. Zwischen ihnen wird plötzlich mit großer Leuchtkraft ein Funke der Erkenntniß überschlagen.

Wir stellen uns zuerst eine Gebirgsreise vor. Ein Gefühl der Romantik klingt in uns auf. Die Höhe, als die dritte Dimension, tritt in unsere Erfahrung, die sich sonst im Dunstkreis des Alltages ausschließlich als ein Gebilde der Fläche entwickelt. Die Bergwelt bricht diesen Bann. Indem sie uns die dritte Dimension zum Einfühlen, Höhe und Tiefe zum Durchkosten liefert, löst sie in uns die eigene Körperlichkeit, die danach verlangte, sich aus planimetrischer Gefangenschaft zu befreien. Die Welt des Erlebens, die da unten ein Bild war, empfängt Relief, erscheint uns plötzlich wie ein körperhaftes Kunstwerk, in dessen Abmessungen wir unsere Leiblichkeit wiedererkennen. Was uns an einem großartigen Bauwerk, an einem himmelstrebenden Dom im Innersten ergreift, ist, auf die Grundformel gebracht, die Ueberwindung der Schwerkraft. Wenn wir selbst steigen, selbst den Bruch mit der drückenden Verordnung der Erdenschwere vollziehen, durchstrahlt jene Kunstempfindung unseren ganzen Organismus. Wir blicken auf den Flächenmenschen, wie Dieser auf seinen eigenen Schatten. Es ist das kosmische Gefühl der vollendeten Raumerfassung, was wir sonst mit dichterischen Umschreibungen als Schönheit der Gebirgswelt, als Aussicht, Rundblick und Panorama preisen.

In den zweiten Gedankengang biegen wir mit der Frage ein, ob wir denn ein Organ besitzen, das den Raum unmittelbar zu er-

Google

fassen vermag. Die Antwort scheint sich von selbst zu ergeben: unsere gesammte Leiblichkeit, insbesondere der Tastsinn, und das Auge (so meint man wohl obenhin) stellen hierfür die geeigneten Werkzeuge. Das aber wäre ein Trugschluß, der den Raum als solchen mit Dem verwechselt, was ihn erfüllt. Hier nämlich, wo es sich wirklich nur um die Dimension handelt, versagen jene Sinne völlig; sie besitzen nicht die Fähigkeit, den reinen Raum wahrzunehmen, und wenn sie dem Verstand erzählen, was sie davon wahrgenommen haben, so liefern sie ihm nur dürftige Uebersetzungen, nicht das Original selbst.

Aber ein anderes Organ tritt mit einem neuen Anspruch hervor: das Ohr. Es meldet sich mit der seltsamen Behauptung, daß es im Stande sei, den Raum sinnlich zu erfassen und ihn dem Menschen originalgetreu zu übermitteln. Wenn Du beim Reisen, beim Steigen ein Lustgefühl spürst, so redet das Ohr zur Persönlichkeit; wenn Du Dich in den Raum wirfst und zugleich den Raum als ein Durchfluthendes in Dich aufnimmst, so liegen die Wurzeln dieser Lust ganz anderswo, als Du vermuthest: nicht im Auge, das Dir kinematographische Bilder abrollt, nicht in der Ueberlegung, die Dir Kilometer vorrechnet, sondern im Ohr, als dem einzigen Raum-Organ, das Dir die Natur verliehen hat.

Ist der Raum also hörbar? Nicht zu ersehen, aber zu erhorchen? Wir werden uns wohl entschließen müssen, Dies anzunehmen, seitdem einer der schwierigsten und scharfsinnigsten Thierversuche das Labyrinth im Ohr als den wahren und einzigen Sitz der Raumempfindung über jeden Zweifel hinaus aufgezeigt hat. Kein anderes Organ vermag mit ähnlicher Leistung dem Ohr auf seiner Wanderung zu folgen. Und da das Ohr auf der Wanderung auch hört, die Weltgeräusche in sich aufnimmt, so ergänzen wir: Das Reisen, insonderheit das Reisen zur Höhe ist ein symphonisches Erlebniß. Jenseits von den durch grobe Meßwerkzeuge erkundbaren Klängen giebt es ein kosmisches Rauschen, das sich der Tiefe des Gehörs ankündet und von ihm als eine Raumvorstellung verarbeitet wird. Dem Lichte des Weltalls verwandt, ist dieses Weltgetön eine Grundbedingung unseres Daseins. Und unser Trieb, den Ort zu wechseln, uns in die Höhe zu schwingen, ist im Tiefsten nur die Sehnsucht nach jenem himmlischen Konzert, das auf den drei Dimensionen des Raumes spielt.

Goethe hat Das gewußt und sein Wissen in Hörbildern und Sehklängen niedergelegt: „Die Sonne tönt nach alter Weise“. „Welch Getöse bringt das Licht!“ Was seiner Zeit Geheimwissen war, könnte dereinst Weltkunde werden. Ins Hochgebirge reisen

Google

heißt: dem tönenden Licht zustreben! Unabhängig von [redacted], Mode und Zerstreuungbedürfniß ist es eine Lebensnothwendigkeit, die sich auf einer gewissen Stufe der Organisirung unter allen Umständen durchsetzt.

Sie wird aber einst ihre unbesiegliche Kraft nicht nur an Einzelwesen erproben, sondern an Gemeinschaften. Heute fragt der banggestimmte Rest der Weltbürgerlichkeit, ob es wohl überhaupt noch möglich sei, die zersplitterten Scherben der Internationalität, der Weltwissenschaft, der Weltkunst wieder zur Einheit zu fügen. Der hohe Berg weiß die tröstliche Antwort. Nicht für heute, nicht für die Kriegsdauer, aber für die Friedenszukunft. Die Welt, die Internationalität und der hohe Berg können warten. Er bietet keinen allzu breiten Aufenthalt auf seiner bevorzugten Spitze; desto sicherer weiß er, daß sich auf ihr Alle zusammenfinden werden, auf die es ankommt. Und bei ihnen wird ein moderner Zarathustra stehen, mit einer modernen Bergrede, wenn auch Philosophen umlernen können.

Denn Nietzsches Gesandter durfte sprechen: „Wer auf die höchsten Berge steigt, Der lacht über alle Trauer-Spiele und Trauer-Ernste.“ Der neue Zarathustra wird nicht lachen noch weinen, allenfalls lächeln über die Kurzsichtigen, die sorgenvoll meinen, ein Fluß der Entwickelung lasse sich mit irgendeiner trennenden Scheere entzweischneiden; dem Wanderburschen an Einsicht vergleichbar, der auf dem Riesengebirge die Elbquelle mit der hohlen Hand aufhielt und dabei rief: Was werden sich Die in Hamburg wundern, wenn dort die Elbe ausbleibt!

Der neue Zarathustra wird sagen: Dem Trieb nach Raumerfassung und der Sehnsucht nach dem Klingen des Weltalls gehorchen sie, Alle, die hier heraufkommen. Die nach alter Weise tönende Sonne hat sie emporgezogen; und die Sonne ist international.

Dieser Franzose, Engländer, Russe, Italiener wollte nicht mehr nach Deutschland; sie werden den Weg dahin wiederfinden, nachdem sie den Weg hier herauf gefunden haben. Eine Stimmung beherrscht hier Alle. Gleichgiltig ist, ob der Gipfel Pilatus heißt oder Gornergrat oder sonstwie. Wesentlich, daß er ein Gipfel ist, der über flächenhaftes Getriebe und flächenhaftes Denken hinausragt.

Von den Firnen und Gletschern dort drüben lösen sich Wildbäche, die zu Strömen werden und der großen Fluth zueilen, die wiederum verdampft und dem hohen Berg ihren Wolkengruß sendet. Und in den ewigen Kreislauf, der keinen Anfang kennt und

Google

kein Ende, der alle Grenzen auslöscht, fühlt sich der Hochwanderer unmittelbar eingesponnen.

Allem Weltgesetzlichen fühlt er sich näher. Er braucht nicht den Wortlaut der Gesetze Keplers zu kennen noch die Himmelsmechanik der Kopernikus, Newton, Kant, Laplace zu verstehen; aber er spürt, daß sich hier das Unbegreifliche mit dem Begriffenen mengt und daß Internationales am Werke sein mußte, um das Begriffene zu schaffen. Das spürt er auf dem hohen Berge, wo er dem Weltgeist näher ist als in der Tiefe.

Nietzsches Zarathustra durfte sagen: „Ich bin ein Wanderer und ein Bergsteiger; und was mir nun auch noch als Schicksal und Erlebniß komme, — ein Wandern wird darin sein und ein Bergsteigen: man erlebt endlich nur sich selber.“ Unser Höhenmensch weiß und fühlt es anders. Er steigt auf den hohen Berg, um sich selber, aber auch (und Dies wird zur Hauptsache), um in sich die Menschheit zu erleben.

Charlottenburg. Alexander Moszkowski.

Still-Leben.

Durch Bäume dringt ein leiser Ton,
Die Fluthen hört man rauschen schon,
Da zieht er her die breite Bahn,
Ein altes Städtlein hängt daran.

Mit Thürmen, Linden, Burg und Thor,
Mit Rathhaus, Markt und Kirchenchor;
So schwimmt denn auf dem grünen Rhein
Der goldne Nachmittag herein.

Im Erkerhäuschen den Dechant
Sieht man, den Römer in der Hand,
Und über ihm sehr stille steht
Das Fähnlein, da kein Lüftchen geht.

Wie still! Nur auf der Klosterau
Keift fernhin eine alte Frau;
Im kühlen Schatten nebenan
Dumpf donnerts auf der Kegelbahn.

Gottfried Keller.

Google

Eine Schwester.*)

Bei der Haltestelle am großen Lazaret stieg ein ganzer Schwarm Leichtverwundeter in die Trambahn. Einige humpelten an Stöcken, Andere trugen den Arm in der Binde und Einer hatte außer an Arm und Bein auch noch eine Verletzung an der Nase. Aber Alle, auch der dreifach Verwundete, waren in Erwartung des Stadtbummels in freudiger Stimmung. Ihre Lustigkeit äußerte sich in harmlosen Frozzeleien, über deren Gelingen sie sich jeweils in kindlicher Freude ergötzten. Ihre Bemerkungen machten sie in gedämpften Ton und immer mit respektvollen Seitenblicken nach einem alten Feldwebel, der am Ende der Bank in eine Zeitung sah und ab und zu mit bärbeißiger Miene aufblickte, jedesmal aber, wenn er wieder hinter dem Blatt verschwunden war, mit innigem Behagen auf die Unterhaltung der Leute horchte.

Der Wagen füllte sich, je näher er dem Stadtinnern kam, immer mehr mit Soldaten und Civilpersonen. An einer Haltestelle stiegen unmittelbar hinter einander ein junger Offizier und eine Rothe-Kreuz-Schwester ein. Die Schwester nahm mit freundlichem Dank den sogleich von einem Soldaten freigemachten Platz ein, wogegen der Offizier, nachdem er dankend abgewinkt hatte, im Wagen stehen blieb. Und zwar stand er der Schwester gerade gegenüber. Durch den großen Andrang fügte es sich übrigens, daß auch einige andere Fahrgäste, mit den Gesichtern nach den Verwundeten, im Gang des Wagens standen.

Der Lieutenant, ein blutjunger Mensch mit einem hübschen, offenen Gesicht, sah in dem allgemeinen Durcheinander musternd über die Leute hin, hob unwillkürlich einen kleinen Rosenstrauß, den er in der einen Hand hielt, an sein Gesicht und hörte im Uebrigen zu, wie ein dicker alter Herr neben ihm den vor ihm sitzenden Soldaten über seine Kriegstaten ausholte. Der Offizier hörte noch die in ärgerlichem Ton hervorgestoßene Antwort des Soldaten: „Z'Fümft ham ma vierz'g Franzos'n g'fanga!“ und war eben daran, über den polternden Bescheid herzlich aufzulachen, als sein Blick unwillkürlich auf das Gesicht der Schwester vor ihm fiel.

Sein Lachen erstarb; er sah sie betroffen an. Es war nichts an ihren kräftigen, fast alltäglichen Zügen, das auf etwas Besonderes gedeutet hätte. Und doch lag über diesem Gesicht ein Ausdruck, der ihn mit unbegreiflicher Stärke anzog.

Die Schwester schien, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, der Unterhaltung der Verwundeten zu folgen.

Da es der Lieutenant als unschicklich empfand, ihr Gesicht noch länger zu betrachten, wendete er den Kopf; als er aber nach einer

---

*) Aus dem kräftigen (und billigen) Büchlein „Kampf und Lachen“, das, eine Fracht deutscher Verse und Prosaskizzen, bei Reuß & Itta in Konstanz erscheint.

Google

Weile wieder auf sie niedersah, bemerkte er auf dem Umhang ihres Kleides mit Staunen das Abzeichen des Eisernen Kreuzes.

Der junge Offizier fühlte einen Schauer durch seinen ganzen Körper gehen. Er machte eine so hastige Bewegung, daß die Schwester zu ihm aufsah. Ihre großen, klaren Augen waren mit ruhiger Freundlichkeit auf ihn gerichtet, und weil der Lieutenant noch so jung war, gab er der raschen Regung seines Herzens nach und hielt ihr mit den Worten: „Schwester, was müssen Sie geleistet haben!“ den kleinen Rosenstrauß entgegen.

Das Gesicht der Schwester röthete sich leicht. Sie sah sich mit einem hilflosen, fast verschämten Blick um und öffnete den Mund. Aber dann schwieg sie doch und machte nur, mit einem unsagbar wehmüthigen Lächeln, eine verneinende Geberde. Der Lieutenant kniff in rathloser Verlegenheit die Lippen zusammen und zog die Hand mit dem Strauß zurück. Da schüttelte die Schwester fast unmerklich den Kopf und neigte sich leicht vor. Sie machte eine Bewegung unter ihrem Umhang und ließ den Lieutenant, während sie mit einem entschuldigenden Blick zu ihm aufblickte, ihre Arme sehen. Und da sah er, daß ihr beide Hände fehlten.

Der junge Offizier athmete tief auf und starrte wie abwesend vor sich hin. Wie von weit her hörte er den Schaffner rufen: „Alles besetzt!“ und hörte junge Soldaten herzlich lachen. Um ihn her war ein Kommen und Gehen; Niemand hatte Etwas bemerkt.

Nach einer Weile erhob sich die Schwester. Der Lieutenant riß die Thür vor ihr auf und wollte ihr beim Aussteigen behilflich sein. Aber sie dankte und sagte: „Ich bin immer so froh, wenn es Niemand bemerkt. Die Leute werden ja schon durch so viel Schreckliches geängstigt!“ Sie sagte es mit freundlichem Gesicht und nickte ihm noch im Fortgehen gütig zu.

Und der Lieutenant mit seinem Blumenstrauß in der Hand sah ihr lange nach.

München. Peter Scher.

Brot und Geld.

Die deutsche Wirthschaft hat sich als einen lebensfähigen und mit allen Eigenschaften zur Entwickelung ausgestatteten Organismus erwiesen. Bevor diese Erkenntniß reifte, war manches Vorurtheil zu überwinden. Die Möglichkeiten wurden unterschätzt. Weil es nicht gelang, den Kartoffelvorrath richtig zu ermitteln, entstand die Furcht vor einer Kartoffelnoth. Das Publikum hatte die Folgen (Preissteigerung und ungenügende Versorgung) zu tragen; und die Verkäufer suchten das falsche Urtheil auszunützen. Nie war Kartoffelmangel: also wars auch unnöthig, besonders viele Schweine zu schlachten, um dem Men-

Google

schen die Kartoffel zu erhalten. Solche Schönheitfehler mindern den Werth der Gesammtleistung nicht. Als das Schlagwort „Streckung der Getreidevorräthe“ aufkam, hatte das deutsche Volk noch kaum daran gedacht, daß es an Brot sparen müsse; trotzdem man ja wußte, daß es nur noch geringe Zufuhren fremdländischen Brotgetreides gab und daß der deutsche Magen bis zum Kriegsausbruch auch mit russischem und kanadischem Weizen gespeist worden war. In den ersten Monaten des Krieges lebte Alles aus dem Vollen; deshalb war, als Ende Januar 1915 die Beschlagnahme von Getreide und Mehl kam, der größere Theil des Ernteertrages schon aufgezehrt. Der Rest mußte bis in die Zeit neuer Ernte genügen. Ausreichende Versorgung zu angemessenen Preisen: diese Forderung mußte erfüllt werden. Das Ergebniß hat alle Erwartungen übertroffen. Jeder Deutsche hatte Brot. Und beim Abschluß der Jahresrechnung bleibt ein Ueberschuß von 600 000 Doppelcentnern Getreide, der den Verbrauch bis in den Oktober deckt.

Im neuen Erntejahr bleibts natürlich beim Reichsmonopol. Durch die neuen Verordnungen, die für das Jahr 1915/16 gelten sollen, ist die geradlinige Fortsetzung des ersten Programms hergestellt. Nur haben Erfahrung und die Pflicht zur Verlängerung der Geltungdauer dem Plan einen schärfer gezeichneten Grundriß gegeben. Jetzt erst hat man eine in sich abgeschlossene Verfassung vor sich. Daß das Reich die Verantwortung für die Wohlfahrt der Bevölkerung übernimmt, ist durch die Errichtung einer Reichsinstanz sichtbar gemacht. Die neue Reichsgetreidestelle ist eine Verbindung der Kriegsgetreidegesellschaft m. b. H., die nach der ersten Anordnung als Aufnahme- und Vertheilungressort für das Getreide waltete, mit einem großen Verwaltungapparat. Das Kaufmännische und das Bureaukratische sind neben einander gestellt. Sie bilden zusammen die Reichsbehörde. Die geschäftliche Abtheilung hat Direktoren und einen Aufsichtrath, dessen Vorsitzender zugleich Erstes Mitglied des Direktoriums der Verwaltungabtheilung ist. Die übrigen Träger der Aufsichtmandate sind aus den wichtigsten Kompetenzbereichen zu ernennen: Reich und Bundesstaaten, Städten, Landwirthschaft, Großgewerbe. Im Verwaltungbezirk herrscht ein Direktorium und ein Kuratorium, das aus sechzehn Bevollmächtigten zum Bundesrath, je einem Vertreter des Deutschen Landwirthschaftrathes, des Deutschen Handelstages und des Deutschen Städtetages und je zwei Vertretern von Handel, Industrie, Landwirthschaft und Verbrauchern besteht. Das ist eine vielgestaltige Zusammensetzung: aus dem Bestreben geboren, den technischen Bau mit dem materiellen Zweck zu vereinen. Die Pflicht des neuen Aufsichtamtes ist, der Verschwendung von Getreide und Mehl vorzubeugen. Um die Vertheilung kümmert sich die Reichsbehörde erst, wenn die Kommunalverbände, denen unbegrenzte Selbstverwaltung zugestanden wurde, versagen. Die Erweiterung der Gemeinderechte ist die zweite Neuerung, die der erweiterte Wirthschaftplan des Reiches gebracht hat. Zuerst wurde das Getreide von der Kriegsgetreidegesell-

Google

schaft in Beschlag genommen, die die Vertheilung übernahm. Die Gemeindeverbände hatten nur die Vertheilung und den Verbrauch des Mehls zu überwachen. Nach dem neuen Gesetz sind die Kommunalverbände berechtigt, innerhalb ihres Bezirkes das Getreide und das Mehl anzukaufen und weiter zu vertheilen. Der ganze Getreide- und Mehlverkehr liegt in ihren Händen und sie haben die volle Verantwortung dafür, daß Vertheilung und Verbrauch richtig geordnet werden. Das große Reichsmonopol wird in Hunderte einzelner Monopole zerlegt, die aber sofort von der Centrale aufgesogen werden, wenn sie sich nicht als lebensfähig erweisen. Wie viel verbraucht werden darf, wird von der höchsten Instanz bestimmt. Läßt die Ernte eines Bezirkes einen Ueberschuß, so ist er an die Reichsstelle abzuliefern. Fehlt Etwas, so hilft die Reichsstelle aus. Lücken in der Vertheilung können nicht entstehen. Ein Landestheil darf also nicht schlechter mit Brot versehen werden als ein anderer, weil seine Ernte weniger reichlich ausfiel als die des Nachbars. Daß man die Gemeindeverbände allein wirthschaften läßt, ist nicht nur eine Ehrenbezeugung vor der Selbstverwaltung, sondern die praktische Folgerung aus einer richtigen Erkenntniß. Das erste Getreidemonopol umschloß nur den Rest einer Jahresernte, hatte also mit nicht sehr großen Mengen zu rechnen; die neue Organisation dient einem vollen Jahresertrag. Um eine solche Masse richtig zu bewegen, braucht man mehr als eine Kraftcentrale. Der Verwaltungsapparat der Reichsinstanz würde nicht genügen, um alle Forderungen des Verbrauches und der Versorgung so zu übersehen, daß nirgends Mangel entstehen kann. Es ist nicht ganz einfach, eine Getreidemenge von 15 Millionen Tonnen auf eine Bevölkerung von 60 Millionen Menschen zu vertheilen. Um es zu ermöglichen, mußte man das Werkzeug feiner ausarbeiten, als im ersten Fall geschah.

Die Feinde haben das Wort Organisation aufgeschnappt und möchten den Begriff in ihre Wirthschaft einführen. Der französische Finanzakademiker Ribot predigt seit Wochen die Lehre von der Produktivität der Volksarbeit als einziger Quelle des Wohlstandes. Aber bis das Ziel einer ungehemmten Vermögensproduktion erreicht ist, muß man sich von den Früchten des Kapitals anderer Nationen zu ernähren suchen. John Pierpont Morgan der Jüngere, dessen Leben durch einen deutschen Friedensfanatiker in Gefahr gebracht wurde, und ein Vertreter des pariser Rothschildhauses haben über einen Vorschuß verhandelt. Die französische Regirung kauft im eigenen Lande amerikanische Eisenbahnbonds auf und giebt Nationalvertheidigung-Obligationen in Zahlung. Die Yankeewerthe sollen als Pfand für ein Darlehen dienen. Solche Findigkeit gränzt an Hexenmeisterschaft.

Die Russen wollen eine eigene Industrie aus dem Boden stampfen, um dem deutschen Kaufmann jeden Gedanken an die Rückkehr auf den russischen Markt zu verleiden. Qui vivra, verra. Einstweilen sind Resolutionen angenommen worden, die das Volk zur „Mobilisirung der Industrie“ aufrufen. Ein Kongreß von Vertretern der Industrie und des Handels stellte fest, daß von den landwirthschaftlichen Maschinen,

Google

die Rußland gebraucht, in jedem Jahr beinahe die Hälfte aus Deutschland bezogen wurde. So darfs nicht bleiben; die russischen Fabriken müssen jede feindliche Konkurrenz abwehren. Kokowzew selbst hat aber geschrieben: „Die Entwickelung der russischen Volkswirthschaft und die Zukunft der Industrie hängt davon ab, daß der Prozeß des Wachsthums ungestört bleibt.“ Die Industrieleute und Händler, die schnelle „Hebung der Wirthschaftkraft des Landes“ fordern, sind offenbar viel tüchtiger. Und wer soll das Geld liefern? Ganz einfach: eine große Reichsindustriebank. Ein Privatinstitut unter staatlicher Aufsicht. Das Betriebskapital soll durch Obligationen beschafft werden. Wer die kaufen wird, ist ein Geheimniß. Die 5½ prozentige Milliardenanleihe, die zu Ehren der „Befreiung Galiziens“ aufgelegt wurde, brachte 40 Millionen von dem begeisterten Publikum. Den „Rest“ von 960 Millionen mußten sich Banken und Staatsbank theilen. Wer also wird die Obligationen der Reichsindustriebank kaufen? Die Franzosen werden kaum wünschen, noch mehr Russenpapiere zu erwerben.

England hat das erste Kapitel der allgemeinen Arbeitmobilisirung begonnen. Alle Briten, männlichen und weiblichen Geschlechts, im Alter von fünfzehn bis zu fünfundsechzig Jahren werden in das große Arbeitregister des Staates eingetragen, damit Lloyd George die Zahl der Arbeiter für die Herstellung von Granaten übersehen kann. Die Noth gebietet. Schatzkanzler Mac Kenna konvertirt die alten Anlehen, giebt 4½ Prozent und verspricht, daß die nächste Anleihe 5 oder 6 Prozent Zinsen tragen werde. Die Verluste, die an den 2½ prozentigen Konsols hängen, haben das Herz des Finanzministers nicht gerührt; sonst hätte er schon bei der ersten Kriegsanleihe an die Uebernahme der alten Staatsschuld gedacht. Lloyd Georges Anleihe hat 32 000 Zeichner angelockt. Die erste deutsche Kriegsanleihe ist von 1,17 Millionen, die zweite von 2,96 Millionen einzelnen Zeichnern übernommen worden. Das deutet auf einen nicht unwesentlichen Unterschied in der Mobilisirung des Volksvermögens beider Länder. Und Amerika triumphirt als Weltbankier auf Kosten Englands. Die newyorker Finanz, die voll Schadenfreude das Sinken des Sterlingkurses sieht, ist vor die neue Kriegsanleihe mit einem Posten von 100 Millionen Dollars gespannt worden. Das Bankhaus J. P. Morgan hat seine alte englische Tradition wieder aufgenommen: es besorgt die Ueberleitung des britischen Goldes in die Kanäle des amerikanischen Geldsystems, damit der fürs Erste abgesetzte Weltbankier von der Themse heimlich Gelegenheit finde, dem Kurs seiner Devise ein paar Stützen unterzuschieben. Während England ärmer wird, steigt der Reichthum der Vereinigten Staaten. Die ersten fünf Monate des Jahres 1915 brachten ihnen einen Exportüberschuß von 715 Millionen Dollars, fast den zehnfachen Betrag Dessen, was von Januar bis Mai 1914 erzielt worden war. Und dieser große Aktivsaldo wird weniger denn je durch Zahlungverpflichtungen (Zinsen und Dividenden auf Werthpapiere in europäischem Besitz) in Anspruch genommen. Der größte Theil bleibt als reiner Gewinn übrig. Amerika, Du hast es gut! Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 31. Juli 1915.

An Herrn Poincaré.

I.

Rouget de Lisle, dessen Erdenrest Ihr Wille jetzt in das Pantheon, in die Gruft der größten (oder von einer Zeitstimmung in Größe gereckten) Franzosen, bettet, bot in seinem Erlebniß dem Nachredner brauchbaren Stoff. Ein kleines, mageres Kerlchen aus Hochburgund (Franche-Comté); aus dem Jurabezirk des Sequanerlandes, das den Römern einst Drittes Deutschland hieß. Ein Lieutenant wie andere Lieutenants aus der Zeit der Revolution, denen das Blut in die Schläfe stieg, da sie vernahmen, die neue Freiheit, die von Danton und Robespierre der Gewalt abgerungene, werde von den „Tyrannenheeren" Oesterreichs und Preußens bedroht, die sich dem aus Frankreich entflohenen Adelsklüngel verbündet haben. Seit, am zwanzigsten April 1792, die Nationalversammlung den Abwehrkrieg beschlossen hat, träumt jeder Offizier vom Ruhm des Vaterlandes und von rascher Beförderung in höheren Rang. Dem stillen Rouget, der schüchtern mit den Musen tändelt, hat Fritz Dietrich, der Bürgermeister von Straßburg, gerathen, der Rheinarmee einen Kriegssang zu dichten. Am Zechtisch der Offiziere ists erzählt worden. Ehrgeizige haben sich wohl um das Kränzlein bemüht. Eines Abends singt, noch unter dem Aprilmond, nach gemeinsamem Mahl Jeder, was ihm das Hirn erbrütet oder die Stimme schwüler Nacht eingesummt hat. Na, Rouget? „Allons, enfants de la patrie!" Fast zaghaft klingts. Aber hübsch. Aus dem Grab der Gewaltherrschaft keimt uns neuer

Google

Ruhm. Heilige Liebe zum Vaterland ruft die Bürger in Waffnung. Verräther, Knechte, gekrönte Verschwörer nahen, uns längst bereite Ketten anzulegen. Sehr nett. Zorn, Liebe, Stolz, Siegesgewißheit: alles für solchen Sang Nöthige. Trotz Wein, Jugend, Wärme lodert der Beifall nicht in Flammen auf. Doch die Kameradschaft findet das Lied der Erhaltung würdig. „Drucken lassen, Rouget! Bist ja beinahe ein Dichter, Bengel!“ Nachtischstimmung; morgen ists aus den Köpfen. Das unter dem Titel „Chant de guerre pour l'armée du Rhin“ veröffentlichte Lied wird kaum beachtet. Noch eins. Wie Drieschlinge nach warmem Regen: so schießen sie, seit Krieg ist, ans Licht. Ein Zufall weht Rougets Lied in das Ohr des jungen Mediziners Mireur, der, ehe er sein Gelübde, als Arzt „mit Hingebung aller Kräfte stets der leidenden Menschheit zu dienen“, erfüllt sehen kann, sich dem gefährdeten Vaterland verlobt. Er bringt das in Straßburg geborene Lied nach Marseille und singt es dort, am zweiundzwanzigsten Juniabend, auf dem Fest der Jakobinergesellschaft. Trägt ers wirksamer vor als der dünne Hochburgunder? Lehrt erst die Luft des Südens die Wucht und Gluth dieses Rhythmus fühlen? Wie Rausch packts die Hörer. Hundert Stimmen fallen ein. Aus dem Saal sprüht der Kehrreim auf die Straße. Schon sind auf tausend Lippen Fetzen des Liedes. Das Journal des Méridionaux druckt den Wortlaut. Die marseiller Truppen, die, das Vaterland vor dem Feind und dem Anschlag der Königischen zu schützen, nach Paris marschiren, singen beim Einzug, die achthundert zum Bundesfest aus der Mittelmeerstadt Abgeordneten singen am Tag des Tuileriensturmes das Lied Rougets. In der Heimath haben es zuvor Lyoner gesungen; Freiwillige vom Ersten Bataillon Rhône-et-Loire. Erst in der Hauptstadt aber wachsen ihm Flügel. Wird es die Marseillaise, die, nach dem Wort Michelets, das Erdrund erobert und der Menschheitkehle ein unsterbliches Lied geschenkt hat. Doktor Mireur kämpft bei Valmy, wird in Italien General, geht mit Bonaparte nach Egypten, fällt in Ungnade und stirbt in ärmlichem Dunkel. Der Pionierhauptmann Rouget de Lisle erblickt nicht einmal flüchtigen Glanz. Unter Dumouriez und Hoche dient er schlicht und recht. Weil er einen Adelsnamen trägt, wird er strafbarer Neigung zu den Königischen verdächtigt. Aus dem Mund eines Bauernknaben, der den fast Geächteten durch eine Vogesenschlucht führte, soll er zum

Google

ersten Mal sein Lied gehört haben. „Was singst Du da?“ „Die Marseillaise!“ Ganz verdutzt rufts der Junge. Die kennt doch Jeder! Keiner den Vater. Den umbraust, umjubelt, umheult auf allen Wegen nun sein Lied. Ist es noch sein? Im Text hat Mancher Verse Racines wiedererkannt; die Melodie kann ihre Herkunft aus Grisons Esther-Oratorium nicht verleugnen. Und das Ganze ist, seit es durch die Hitze des Südens stampfte, von tausend Stimmbändern fiebernder Provençalen sich aufschwang, durch Wuth und Feuerqualm dröhnender Schlachten schwirrte, wie ein von Tropensonne gebräunter, zum Gerüst aus Knochen und Sehnen entfleischter Mensch: das selbe Wesen und dennoch so anders, daß der Blick sich erst durch Erinnerung und Vergleich in Gewißheit tasten muß.

Claude Joseph Rouget ist bei Quiberon verwundet worden und bald danach aus dem Heer geschieden. Er schreibt Opernbücher, einen Rachesang, auf Bonapartes, des Ersten Konsuls, Wunsch ein neues Kampflied, eine Hymne auf die Segenskraft der Industrie. Kann sich aber, auch als Notenkopist, nicht ernähren; wird, als säumiger Schuldner, eingesperrt; später von Béranger unterstützt und vom Bürger-König Louis Philippe durch ein Gnadengehalt vor der ärgsten Noth bewahrt. In Choisy-le-Roi, dicht bei Paris, verglimmt sein Leben. Dort ist der kleine, schmächtige Greis eine jedem Auge liebe Gestalt. Hauptmann außer Dienst; hat die Kriege der Großen Revolution mitgemacht. Die Kinder stehen stramm, wenn er, den Cylinder schief auf dem weißen Haar, herantrippelt; und er ist gern, fast immer mit einem Buch, auf dem Feld oder an der Seine. Sein Lied hört er nicht mehr. Napoleon hats verboten (und jeder nach ihm in Frankreich Thronende hat das Verbot erneut). Das Ding schmeckt nach Umsturz; zu viel Empörergeist in dem Teig. Wozu das Gedächtniß an Konvent und Königshinrichtung, an Danton und den schönen Marseiller Barbaroux wecken, der die Landsleute nach Paris rief und dadurch dem Sturmsang das Thor der Hauptstadt aufriegelte? Der sechsundzwanzigste Juni 1836 ist Rougets letzter Tag. Lächelnd stöhnt er: „So gehts! Eine Welt sang meine Weise; und nun muß ich sterben.“ Doktor Carrère (vielleicht ein Ahn des Behenden, der sich mit Ihrem Barrère ins römische Wieglergeschäft theilte) läßt im dumpfen Krankenzimmer ein Fenster öffnen. Da flatterts, weither, über das nächtig finstere Feld: „Allons, enfants de la patrie!“

Go gle

Von jungen Rekrutenstimmen. Horcht der Sterbende? „Auxarmes, citoyens!“ Sein Auge glänzt auf; und erlischt. General Blein, der an seinem Bett steht, glaubt, durch das letzte Röcheln das Wort „Strasbourg“ zu erlauschen. Die Legende beginnt. Zwei Nationalgardisten werden vors Haus gestellt. Die Wirthin bestreut das Lager des Toten mit Feldblumen und steckt auf dem Nachttischchen eine Wachskerze an. Draußen, im Menschenknäuel, schluchzen die Kinder. Dem Oertchen wirds Ereigniß; was rüstig ist, folgt der Bahre. Frankreich aber weiß nichts vom Tod seines Sängers; hat von seinem Leben kaum Etwas gewußt. Keinem „Block“ kann er nützen. Auch unter dem Zweiten Kaiserreich ist das Lied verpönt. Berlioz hat es instrumentirt, Schumann dem Tonbild seiner in Mannheit klirrenden Grenadierballade eingegliedert. In der Heimath ist es geächtet; hat der Zeuger selbst nach Jahren nur einmal noch, am Rand des Grabes, Klänge daraus geschlürft.

Dem Nachredner bot das Leben des Liedes, des Sängers. gerade in Kriegszeit, den brauchbarsten Stoff. Straßburg die Krippe, die zur Massenwehr gewaffnete Hauptstadt die Pathin des Freiheitsanges. Alle Knebelgewalten wider ihn verschworen. Alle überlebt er im Herzen der Volkheit: und ist auf ihrer Lippe nach hundert Jahren so jung wie am ersten Tag. Jedes Haupt, eines Selbstherrschers gar, blößt sich vor seinem Klang. In ihm glüht, aus ihm wirbt noch Frankreichs unauslöschliche Flamme, die in Unfreiheit ersticken müßte. In das Tongewand unserer Volkshymne kleidet Audorf das Marschlied, das deutsche Arbeiter die „Achtung des Rechtes und der Wahrheit“ lehren soll. Auch der vergessene, verschüttete Sänger ist auferstanden. Durch die Reihen unserer Haarigen schreitet er; aus allen Gräben winken die poilus ihm dankbare Huldigung. Im Invalidendom grüßt den kleine Pionierhauptmann der Kleine Korporal. Der Adelsbrief schändet ihn nicht mehr: denn unter unserem Himmel sind nur noch Franzosen; ist ein Blutschlag in Aller Herzen. „Dem Unsterblichen, dessen Sang Menschheitgebet wurde, öffnet das Pantheon sich; und wir ahnen den Tag, der das Lied in seine Geburtstatt, an den Rhein, zurückführt.“ Nicht einmal diese Andeutung hätten Gescheite Ihnen verdacht. Und leicht war Ihrer Rede der würdigste Schluß zu finden. Rougets Gedicht „Mein letzter Wunsch“ mahnt die Heimath, auch mit der Palme, nicht mit dem Lorber nur,

Go gle

sich zu krönen. „Blühe, geliebtes Frankreich, und gedeihe in Ewigkeit! Wahre Deine Freiheit, gieb der Erde den Frieden, sei den Schwachen, Geknechteten ein starker Hort, achte das Unglück, den Glauben, die Pflicht der Freundschaft und rufe Deine Söhne nur auf, wenn der Fremdling Deine Grenze bedroht. Dann darfst Du auf sie zählen. Triomphe, o chère France, et prospère toujours!“ Mit solchem Wortpfund ließ sich wuchern. Die Menge hätte geschluchzt.

Der Festredner wollte, daß sie in Zorn knirsche. Er vergaß, daß er Präsident der Republick ist, hoch, wie jedes Staatshaupt, in Krieg und in Frieden über alle Parteiung, alle Zufallswuth emporragen, in der reinen Luft des nationalen Ewigkeitwillens athmen soll und nicht berufen ward, mit der Theaterheldin Chenal zu wetteifern, die allabendlich auf irgendeinem Brettergerüst, im Dreifarbenrock, mit dem stumpfen Damenschwert, aus der Marseillaise ein aufpeitschendes Melodrama macht. Unter der Domkuppel, die Bonapartes Grab überwölbt, sprach er: „Durch den Beschluß, während des Krieges, der das Schicksal Europas gestalten wird, am Nationalfeiertag die Asche Rougets de Lisle feierlich nach Paris zurückgeleiten zu lassen, wollte die Regirung der Republik nicht nur die Erinnerung an einen französischen Offizier verherrlichen, aus dessen Mund in tragischer Stunde die unsterbliche Seele Frankreichs sprach: sie wollte zwei große Seiten unserer Geschichte vor dem Auge des Landes einander nähern; Allen die starken Lehren der Vergangenheit einprägen und heute, da Frankreich wieder heldisch für die Freiheit ficht, den Ruhm der unvergleichlichen Hymne erneuen, deren Klang im Herzen des Volkes übermenschliche Kräfte wachsen ließ. Im Jahr 1792 war Rougets wundervolle Augenblickseingebung der Zornruf, der Racheschrei des edlen Volkes, das die Menschenrechte verkündet hatte und sich sträubte, vor dem Fremdling das Knie zu beugen. Preußens Heer rückte an den Rhein vor; von Nord und Ost her bedrohte Oesterreich unsere Grenze. Am zwanzigsten April hatte die Nationalversammlung in Paris für den Krieg gestimmt und, nach dem Wort eines Redners, den Wunsch ausgesprochen, daß vor dem Feuer feindlicher Geschütze alle Funken inneren Haders verlöschen. Fünf Tage danach war der Hall des Beschlusses in den treuen Elsaß gelangt, dessen Bürger, im Verein mit den Vertretern aller Provinzen, am vierzehnten Juli 1790 dem untheilbaren

Go gle

Frankreich für immer Treue geschworen hatten. Ein schlichtes Kind des Jura wird in der Schicksalsstunde der Sänger des Volksempfindens. Marseiller Freiwillige, die ihr Leben dem Vaterland weihen, bringen das Lied nach Paris. Seine Lebensgeschichte zeigt uns ein herrliches Denkmal des Volksgenius und ein packendes Zeugniß von der Einheit Frankreichs. Was thuts, daß Rouget de Lisle ein dürftiges Dasein durch Schatten hinschleppen mußte und erst nach der Julirevolution Kreuz und Ruhegehalt empfing? Daß Verleumder ihm die Vaterschaft seines Meisterwerkes bestritten und deutsche, in der Lügenschule erzogene Organisten ihm schamlos den Ruhm zu rauben trachteten? Sein unsterblicher Sang ist das Kind eines ganzen Volkes geworden und überdröhnt mit mächtigem Klang das Murren des Neides und das Gebrüll des Hasses. Wo sie erklingt, weckt die Marseillaise im Gedächtniß den Glauben an eine selbständige Nation, die mit leidenschaftlicher Inbrunst ihre Unabhängigkeit wahrt und deren Söhne lieber sterben als in Knechtschaft gleiten wollen. Und nicht für uns nur hat das Lied diesen großen Sinn; sein strahlender Ton spricht allen Menschen und wird auf dem ganzen Erdrund jetzt verstanden. Nur solche Hymne vermochte in einem Krieg, wie er heute ist, Frankreichs edelmuthigen Gedanken auszudrücken. Wieder bedrängt Herrschsucht die Freiheit der Völker. Seit langen Jahren hatte unsere arbeitsame Demokratie sich freudig der Friedensarbeit gewidmet. Mit allen Mächten wollte sie höflich verkehren; und sie hätte jeden Ersinner oder Nährer kriegerischer Pläne als Verbrecher oder als Narren behandelt. Trotz wiederholter Herausforderung, trotz dem Theaterdonner von Tanger und Agadir war sie, aus freiem Willen, still und geduldig geblieben. Als sich über dem Balkan das erste Gewölk zusammenzog, that sie alles zur Verhütung des Gewitters Mögliche; von ihr ging die Anregung aus, die Europäereintracht zu organisiren und zu erhalten. Da, trotz all ihrer unermüdlichen Anstrengung, im Orient Krieg geworden war, versuchte sie, den Brand zu ersticken oder mindestens örtlich einzugrenzen. In der folgenden Ruhezeit war sie sofort willig, in neuer Verhandlung mit dem Deutschen Reich den letzten Konfliktsstoff wegzuräumen. Und an dem Morgen nach dem Tag, an dem ein franko-deutscher Orientvertrag, ein beide Länder befriedigender, unterzeichnet worden war und Europa, endlich, wieder in Zu-

Google

versicht Athem schöpfen durfte, — in dieser Stunde erbebten die Säulen der Welt von einem unahnbaren Donnerschlag. Was danach kam, wird die Geschichte aussagen. Daß Oesterreich, ohne der Warnungen Italiens zu achten, den Ueberfall Serbiens besann. Daß dieses kleine Heldenvolk, auf den Rath Rußlands und Frankreichs, ein beleidigendes Ultimatum in versöhnlichstem Ton beantwortete, Oesterreich aber, statt sich vom Vorbild solcher Mäßigung entwaffnen zu lassen, auf seinem Mörderplan bestand. Die Geschichte wird aussagen, daß im ganzen Verlauf der furchtbaren Krisis die Regirung der Republik nicht eine Minute lang aufgehört hat, überall, mit zäher Willenskraft, sich für die Wahrung des Friedens einzusetzen. Doch der kriegerische Imperialismus der Germanenländer war entschlossen, über das Urtheil civilisirter Völker hinwegzuschreiten. Plötzlich wurde dem Russenreich, dann, hinter Heuchlervorwänden, auch der Französischen Republik der Krieg erklärt. Staunend wird die Nachwelt hören, daß der Deutsche Botschafter, weil sein Versuch, unser pariser Volk zu Beleidigung hinzureißen, mißlungen war, eines Tages, ohne zu lachen, dem Minister unserer Auswärtigen Angelegenheiten als casus belli, als Kriegsgrund, eine in den Kanzleien der Wilhelmstraße erfundene Fabel auftischte: die Behauptung, ein französischer Flieger (den, versteht sich, kein Mensch gesehen hatte) habe Nürnberg mit Bomben beworfen. Auch alles Uebrige wird die Geschichte, die Rächerin, künden: die schmähliche Feigheit der England gemachten, von der Britenehre mit Verachtung abgewiesenen Vorschläge; die rohe Besudelung der belgischen Neutralität; die freche Zerreißung der heiligsten Verträge, die nur als ‚Papierfetzen' gelten durften; die Anwendung der barbarischsten Schreckmittel gegen friedliche Bürger der Gebiete, die gezwungen waren, den Durchmarsch zu dulden; und die Entehrung der in den Dienst wilder Gewalt erniederten Wissenschaft. In ungestörter Seelenruhe kann Jeder von uns sein Gedächtniß auffrischen und der Stimme seines Gewissens lauschen. Nie haben wir, nicht eine Sekunde lang, vor dem Wort oder der Geberde gesäumt, durch die jede Kriegsgefahr verscheucht werden konnte. Doch längst hatte der Aberwitz unversöhnlicher Feinde die Vernichtung des Europäerfriedens gewollt und vorbereitet. Wir sind die unschuldigen Opfer des rohsten und zugleich mit der schlausten Verschmitzt-

Go gle

heit bis ins Kleinste vorbedachten Angriffes geworden. Da man uns nun einmal genöthigt hat, das Schwert zu ziehen, haben wir nicht das Recht, es in die Scheide zurückzustoßen, ehe unsere Toten gerächt sind und der gemeinsame Sieg der Verbündeten uns den Aufbau aus Trümmern, die Wiederherstellung des ganzen, nicht mehr geschmälerten Vaterlandes erlaubt und die Gewähr schafft, daß nicht, nach einer Weile, die Herausforderung sich wiederholen kann.“ La France intégrale: mit Metz und Straßburg.

Noch über eine ansehnliche Strecke hin trug der kühl erklügelte Schwung Ihre Rede. Bis zu den Hauptsätzen (die ich schon vor acht Tagen anführte): „Der Feind hüte sich vor Selbsttäuschung! Ein erwinselter, undichter Friede, der ruhlos zu durchfiebernde Waffenstillstand zwischen einem abgekürzten und einem noch gräßlicheren Krieg ist nicht unseres Wunsches Ziel. Nicht, um in Schmach zu leben und, bald, in Reue zu sterben, hat Frankreichs Volk dem Ansturm der Deutschen getrotzt, den linken Flügel des gebändigten Feindesheeres von der Marne bis an den Yser zurückgeworfen und, nun ein Jahr schon, Wunder an Größe und Schönheit gewirkt. Nicht oft genug aber können wir wiederholen: Nur sittliche Kraft und Ausdauer sichert den endgiltigen Sieg. Alle Gewalt unseres Willens und Vermögens müssen wir, Staat und Einzelne, in den einen Gedanken, den einen Entschluß ballen: den Krieg, mag er noch so lang werden, zu führen, bis der Feind völlig geschlagen, der Alb deutscher Weltherrschsucht von Europa gewichen ist. Schon röthet der Ruhmestag, von dem unsere Volkshymne singt, den Himmel. In Andacht stehen wir vor der That der Nation. Ihr heiliges Werk muß sich, wird sich vollenden. Dem Sieg und der Gerechtigkeit bahnt es den Weg.“ Die Ehrengäste geleiten Rougets Gebein von Choisy, dessen Veteranen und nächster Rekrutenjahrgang den Sarg mit ihren Fahnen geschmückt haben, durch den Triumphbogen (wo, vor Rudes Marseillaise-Relief, eine Landwehrkapelle und zwei Opernstimmen dem Sänger huldigen), unter dumpf schwirrenden, die Trikolore flaggenden Flugzeugen, über die Alexanderbrücke in den Lichthof des Invalidendomes: Minister, Diplomaten, Senatoren, Abgeordnete, Würdeninhaber aus den Bezirken der Wissenschaft und Verwaltung, des Gewerbes und Handels, Großkreuzträger und Großoffiziere der Ehrenlegion. Fast Aller Ohr fängt nur einzelne Fäden des-

Google

Wortgesträhns auf. Die Straße war stumm; schien, zum ersten Mal an einem Nationalfesttag der Republik, stimmlos; nicht aus einer von hunderttausend Kinderkehlen stieg Lerchenruf, nirgends aus einer Frauenbrust jauchzende Hoffnung. Im Dom befiehlt die Amtspflicht Beifall. „Schlechte Akustik. Und der Präsident scheint entsetzlich nervös. Die anmuthige Rundung der Geste, die seinen Cylindergruß berühmt machte, ist dahin. Er zappelt und sieht vergrämt aus. Vernünftig ist, daß er unser Freiheitbedürfniß so laut betont. Gerade er hats nöthig.“ Getuschel. Wieder Rougets Hymne. Von der Höhe her stimmt der Chor der Komischen Oper ein. Gutes Theater: dürfte Onkel Sarcey sagen, wenn er auch das schlimmere Schreckensjahr erlebt hätte. Lothringermarsch. Sambre-et-Meuse. Schluß des „erhebenden Freiheitfestes“.

Vierundzwanzig Stunden zuvor hat Herr Gustav Hervé in seiner Zeitung „La Guerre Sociale“ einen Artikel über „Die Feinde im Inneren“ veröffentlicht. Ein gescheiter, nüchterner Mensch, dessen männlich ernste Vaterlandliebe die Sturmzeit des Wehrdienstweigerers und Halbanarchisten längst vergessen ließ. Wo sieht er im Inneren den Feind? „Zögernd fange ich zu schreiben an. Seit dem ersten Kriegsgeräusch, seit den letzten Julitagen des Jahres 1914 habe ich in dieser Zeitung redlich die Pflichten ‚heiliger Eintracht‘ erfüllt und alle Nattern gefressen, die man, während die Parteiwaffen ruhen, hinunterschlucken muß. Die röthesten Republikaner, die Sozialisten, Syndikalisten, wildesten Anarchisten haben gegen das Gesetz heiliger Eintracht niemals gesündigt. Wir blieben stumm, trotzdem wir von allen Seiten hörten, wer an der Front als republikanischer Offizier gelte, werde kaum je befördert. Wir nahmen den frommen Uebereifer, den einzelne Pfarrer, Schwestern, Damen des Rothen Kreuzes in Lazareten und auf Verbandplätzen zeigten, nicht tragisch und beruhigten, wo wirs konnten, die Leute, die solcher Uebereifer in Ausbrüche heftiger Pfaffenfeindschaft getrieben hatte. Wir hoben kaum die Achseln, als gute Frömmlerinnen mit ernster Miene erzählten, Jeanne d'Arc, die Schützerin Frankreichs, habe durch ihre Wunderkraft den Sieg an der Marne erstritten. Eben so geduldig hörten wir die niederträchtige Anklage, von den Radikalen sei im Parlament nicht für die Schwere Artillerie gesorgt und dadurch die Landesvertheidigung geschädigt worden. Im August standen

Google

in unseren Zeughäusern genug Schwere Geschütze, an unseren Küsten riesige Belagerungskanonen; daß sie nicht benutzt wurden, war doch wohl nicht die Schuld der Kammer. Seit ein paar Tagen aber wird überall von heimlicher, mit den Giftmischermitteln der Einschüchterung, Lüge, Verleumdung arbeitender Wühlerei gegen die Republik geraunt. Durch die Schützengräben (von vielen Frontstellen aus melden es uns Briefe) schleicht, immer wieder, das Gerücht, daß in Paris die Frauen verhungern, die Arbeiter die Rothe Fahne gehißt haben und Alles der Republik überdrüssig sei. Ehrliche Genossen sind von dieser Rederei erschüttert: als ob die Angabe glaublich wäre, die Arbeiterklasse, die zur Vertheidigung unserer Republik stets vornan war, könne plötzlich mürb oder toll, der Republik feindlich, vielleicht bonapartistisch oder gar (haltet Euch den Bauch, Freunde!) royalistisch geworden sein. Aber in manchem Bezirk dringen die selben Lügengerüchte auch ins Ohr der Bürger. In einem Ardèche-Dorf hat der Pfarrer arme Weiber angestiftet, ihren Männern ins Feld zu schreiben, in der Heimath gehe Alles drunter und drüber und aus Paris und anderen Großstädten drohe deshalb die Revolution. In einer Landgemeinde der Haute-Loire nimmt der Pfarrer den Niedergang Frankreichs zum Predigtstoff; ruft, das Vaterland sei verloren, und besät die Seelen seiner Schäflein mit solcher Verzweiflung, daß viele heulend heimwanken. Am nächsten Morgen geht, in der selben Gemeinde, ein anderer Pfarrer, ein Kind dieses Dorfes, von Thür zu Thür und wimmert, er wisse aus schweizer Zeitungen, daß Frankreichs Niederlage und Untergang nah sei; warnt, die Schatzscheine für Nationale Vertheidigung zu kaufen, und betheuert, Heil sei nur noch (haltet Euch, Freunde, wieder den Bauch!) von der Wiederherstellung des Königthumes zu hoffen. Die treusten Republikaner, schreibt man mir, sind durch diese Reden aus der Wurzel ihres Vertrauens gelockert worden. In einem Unterpräfekturbezirk der Seine-et-Marne erwarteten an einem Markttag viele Bauern aus Paris die Kunde von der Revolution; und Fromme erzählten ihnen: ‚Wenn Herr Poincaré und ein paar Andere gestürzt sind, wird Alles gut werden. Alle Neutralen helfen uns dann gegen Deutschland.‘ Im pariser Sternbezirk selbst schwatzen vornehme Damen Aehnliches ins Ohr ihrer Dienstboten. Durch die Massenbezirke der Hauptstadt wird das

Google

blödsinnige Märchen verbreitet, auf den Antrag des Kriegsministers habe die Regirung beschlossen, den Kriegerfrauen den Unterhaltszuschuß zu entziehen. Ungerecht wärs, alle aufrichtig Frommen oder auch nur alle Geistlichen für diese verbrecherische und zugleich alberne Wühlarbeit verantwortlich zu machen; die meisten thun, an oder hinter der Front, ihre Pflicht als gute Franzosen. Gefährlich aber wäre die Duldung unterirdischer Tücke. Die Leute, die sich solcher edlen Aufgabe widmen, sind die Erben der Chouans, die 1793 dem gefährdeten Frankreich den Dolch der Vendée in den Rücken bohrten, den großen Danton einen Banditen schalten, die Niederlage ersehnten und 1815 in den Packwagen des fremden Siegers zurückkamen. Sie sind die Feinde im Inneren, die Verräther des Vaterlandes, bewußt oder unbewußt die Werkzeuge des Feindes: und mögen ihrem Gott danken, daß wir nicht mehr in der Zeit des Wohlfahrtausschusses leben!“

So (wir müssen es glauben) stehts in Ihrem Frankreich aus. Alle wollen den Sieg; nicht Alle die Republik: weil die Flügel des Glaubens, daß sie den Sieg erstreiten werde, gelähmt sind. Wird sie bersten und fallen? Ich zweifle; nicht nur, weil noch der Mann fehlt, den die Woge auf den Sitz des Diktators, Königs, Kaisers schwemmen könnte. Die Gewißheit, daß bei der Vorstellung neuer Einzelherrschaft die meisten Franzosen „sich den Bauch halten“ würden, verwischt freilich nicht die Erinnerung, wie oft eine Minderheit die Staatsordnung umgestürzt hat. (Mehrheit würde dazu nicht Gewalt brauchen: wurde Revolution, dann kam sie aus Minderheitwillkür.) Immerhin kann Ihre Republik sogar den dunkelsten Kriegsausgang überdauern. Ihr Blaßroth würde sich dahinter wohl in Blutfarbe tiefen; und der Friedensdiktator müßte sich fragen, ob eine im Wesen, nicht nur dem Scheine nach, sozialistische Gesellschaft ihm als Nachbarin bequem wäre. Einstweilen splittern unter dem brokatenen Meßgewand der Union Sacrée die Knochen zerschossener Ueberzeugung. Der Spuk grimmiger Pfaffenfeindschaft geht wieder um. Und daß in hellen Räumen des Vatikans auf die älteste Tochter der Römerkirche neue Hoffnung gegründet wird, beweist der Erfolg des Kardinals Amette, Erzbischofes von Paris, dem, am elften Juli, auch für seine Gemeinde Papst Benedikt den Apostelsegen gesandt und mit eigener Hand geschrieben hat, er müsse die Verletzung der belgischen Neutralität

Google

laut, die Behandlung belgischer Kirchenhäupter leis tadeln, habe niemals aber das Recht Englands zur Blockirung der deutschen Küste angezweifelt. „In Rom erhält man nichts, man bringe denn was hin. Damit er einer Welt gebiete, giebt der Papst seinen Nachbarn gern und freundlich nach“: also spricht Goethe (ein Boche, den Sie nicht kennen). Die große, seit dem Aufgang des Maimondes erwartete Offensive ist nicht geworden. Generalissimus Joffre hat an verschiedenen Stellen die Feindesfront betastet, an manchen, besonders bei Arras, mit stählernem Hammer einzudrücken versucht; doch bald gemerkt, daß sie nirgends zu brechen ist, und sich gehütet, irgendwo alle Habe auf eine Karte zu setzen. Auch er strahlt nicht mehr in so hellem Glanz wie einst im Mai. Durch alte Federbüsche und, sachter, durch die von Ruhestandsgeneralen beschriebenen Blätter rauschts, der müde Zauberer ahne gar nicht, was, noch hundert Jahre nach Bonaparte, den Franzosen im Massenangriff gelingen könne. Weil das für den Hochsommer 1915 vorausgesagte glorreiche Ende in Nebelferne entrückt ist, wieder mit dem sicheren Ertrag des Abnützungskrieges gekrebst, mit dem noch sichereren Elend des zweiten Winterfeldzuges gerechnet wird, ist die Volksstimmung matter, als sie, acht Monate lang, nach dem Marnesieg und vor dem Russenrückzug aus Galizien war. Nicht morsch noch der Verzweiflung nah. Unbefangene Zeugen rühmen die würdige Haltung, die „neue Seele“ der Pariser, die nicht brüllen, schwelgen, Fahnen schwenken oder als Hausputz sehen wollen, sondern sich in den düsteren Willen verankert haben, auch in Bitterniß auszuharren. Hätte Frau Anastasia aber, Ihre Censurbehörde, den Warnungschrei des Genossen Hervé in die Letternmaschine gelassen, wenn ihr der Schreckruf unnöthig schien? Sie ist oft vernünftig; erlaubt, in Bürgerstaat und Heer Mißstand und Mangel zu rügen. Auch die Behauptung, in vielen Provinzen, in der Hauptstadt selbst sei das Volk durch das Gewisper von Pflege- und Betschwestern, Pfarrern und Adelsdamen aus dem Glauben an die Kraft der Republik in die Hoffnung auf Staatsformwandel verleitet worden? Auch, wenn sie grundlos, als falsch zu erweisen war? Unwahrscheinlich. Sie dürfen sich nicht wundern, wenn wir Hervés Stimmungbild für ähnlicher halten als Ihres. Seit dem September kein Hauptschlag, der günstige Entscheidung verheißt. Die Erkenntniß, daß die Heeres-

Google

verwaltung auf wichtigen Gebieten versagt hat und spät erst, als handelte sichs um eine unvorbereitete levée en masse, Mannschaft und Kriegsgeräth aus der Erde stampfen mußte. Der Gabelgedanke: Vielleicht hatte die Republik sich zu schroff von der Gottheit gewandt; vielleicht ist ihr Gebresten der Mangel an Befehlseinheit, die in den feindlichen Monarchien die Stoßgewalt mehrt. Als Folge: Unraft; die der Präsident hehlen und schwichtigen möchte.

Seit am fünfzehnten Januar 1895 der in der Taufe mit drei Apostelnamen begabte Herr Casimir-Perier schon nach halbjährigem Aufenthalt dem Bourbonenelysion entlief und ins Land hinausschrie, dem höchsten Amt der Republik fehle jede Möglichkeit zur Handlung und zur Ueberwachung, herrschte der Glaube, in der Französischen Republik sei der Präsident eine Puppe, die, wenn der Wille des Ministeriums sie in Bewegung setze, die Staatsmacht zu verkörpern, niemals aber aus eigenem Trieb in das Staatsgeschäft einzugreifen habe. Der Glaube trog. Mit besserem Recht als in der Stunde, da es gesprochen wurde, gilt heute das Wort, das Gambetta dem ersten Präsidenten (Thiers) zurief: „Wir geben Ihnen die stärkste Exekutivgewalt, die in einer Demokratie je noch verliehen ward.“ Damals stand der Präsident, nach dem Ersten Artikel der Verfassung vom einunddreißigsten August 1871, „sous l'autorité de l'Assemblée Nationale“; war der Nationalversammlung verantwortlich und konnte fordern, von ihr gehört zu werden. Er hatte die Gesetze zu verkünden, ihre Ausführung zu überwachen, die Minister zu berufen und wegzuschicken. Als Mac Mahon in dem einst von der Pompadour bewohnten Elysierhaus thronte, fand er, dem höchsten Amt fehle die nothwendige Autorität und die Bürgschaft einer gewissen Dauer. Am neunzehnten November 1873, zwanzig Minuten vor Mitternacht, beschloß drum die Nationalversammlung, die Amtsmacht des Präsidenten fortan sieben Jahre währen zu lassen; trotz dem höhnenden Ruf von der linken Seite des versailler Saales: „Dieses Septennat ist die Vorrede zur Monarchie!“ Die endgiltige Verfassung, deren Annahme erst am fünfundzwanzigsten Februar 1875 beschlossen wurde, hat auch den Bereich der Präsidentenrechte geweitet. Der auf sieben Jahre Gewählte kann sich wieder zur Wahl stellen. Er gebietet über die bewaffnete Macht der Republik. Ernennt alle Beamten (civile und militärische). Kann

Google

Gesetze vorschlagen und muß die von den beiden Kammern beschlossenen verkünden und für ihre richtige Ausführung sorgen. Ist er mit einem beschlossenen Gesetz nicht einverstanden, dann darf er, ehe die Verkündungfrist abläuft, in einer sachlich begründeten Botschaft eine neue Berathung fordern, die keine Kammer ihm weigern kann. Auch sonst hat er das Recht, Botschaften an die Kammern zu richten. Beider Berathungen darf er, zweimal in einer Session, auf je einen Monat vertagen. Beide, wann es ihm beliebt, zu außerordentlicher Session einberufen. Beide zur Revision der Verfassung auffordern. Im Einverständniß mit dem Senat die Kammer der Abgeordneten auflösen, bevor ihr Mandat erloschen ist. Mit den Vertretern fremder Mächte verkehrt er unmittelbar und kein Staatsvertrag kann ohne seine Mitwirkung Rechtskraft erlangen. Er hat das Begnadigungrecht, ist in der Personenwahl für alle Aemter, auch die höchsten, frei und darf, so oft er daraus einen Nutzen hofft, in einer Botschaft zu dem Land sprechen. Zahl und Tragweite dieser Rechte sind nicht gering; im Wesentlichen kaum geringer als des Deutschen Kaisers, der, wie Lagarde früh gezeigt hat, ohne Souverainmacht, rechtlich der Präsident einer Republik ist. Souverain ist das Reich, in dessen Namen der Höchste Gerichtshof das Recht spricht. Und wenn die Reichstagsmehrheit ihre Macht ernsthaft gebraucht und nur dem ihr genehmen Kanzler Sold und Gesetze bewilligt, ist der Kaiser in der Wahl des Geschäftsleiters nicht freier als der Präsident der Französischen Republik. Der ist, wie Eugen Melchior de Vogüé vor zwei Jahrzehnten schrieb, nicht von der Verfassung, sondern von einer gefälschten Ueberlieferung in der Möglichkeit seines Wirkens gehemmt. Daß Frankreichs Elysion weder ein vom Blitzstrahl geweihter Ort heiliger Stille noch ein vom Zephyr umfächeltes Gefilde der Seligen ist, hat das Schicksal der Grévy, Casimir-Perier, Faure erkennen gelehrt. Der im Elysée gebietet, ist aber auch keine Festpuppe, kein Staatsornament; brauchts nicht zu sein. Kommt Einer, der nicht nur behaglich leben, sondern sein Recht anwenden will: er kanns.

Der wollten Sie sein. Nicht Perier, Faure, Fallières: mürrischer Schwächling, Machtscheingenießer, Holzbüste am Staatsbug. Sondern: Schicksalsgestalter; Einer, von dessen That die Geschichte widerhallt. Von der That eines Rächers und Rückeroberers? Der Justizrath reicher Leute konnte nur in trunkener

Google

Stunde sich in den Schatten eines feldherrlichen Siegers wünschen. Nach Allem, was Ihnen Ergebene ausplauderten und andeuteten, vermuthete ich, daß Sie dem Deutschen Reich, wenn es, als Pflaster auf die Ruhmeswunde von 1870, das winzigste Grenzstückchen des Französisch sprechenden Lothringens herausgab, Ihr Vaterland endlich versöhnen wollten. Ungefähr der Plan der kühl wägenden, fast englisch rechnenden Brüder Cambon: Entfernung Frankreichs aus der Gefahrzone, wo der stark Gerüstete es als nächste Geisel packen kann; ihm bringt der im deutschen Flottenkurs unvermeidliche Zusammenprall mit Britanien dann, ohne Einsatz, in jedem Fall Gewinn. Aus der ihm versöhnten Republik durfte Deutschland nicht, ohne sich in schmähliches Unrecht zu setzen, seine Kriegskosten pressen; ist es auch nur im Mindesten geschwächt, so läßt sich mit ihm oder, wenns spröd bleibt, mit seinen Feinden weiter reden. Diesen Plan, einer „Annäherung" oder Versöhnung, habe ich immer offen bekämpft; schon als König Eduard ihn hätschelte. Weil sein Gelingen uns in die unbequemste Lage gezwungen und jeden Athemzug erschwert hätte. Weil hinter dem bunt beblümten Wortschleier nichts für die Sicherung deutscher Zukunft Brauchbares hing. Nicht einmal der Orintvertrag, dessen Reize Ihre Lippe preist, war nach meinem Geschmack; weil er in Ost nicht so viele Riegel löste, wie er in West vorschob. Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich: lieber heute als morgen. Die viel gerühmte Annäherung: nicht vor dem deutsch-englischen Marinevertrag. Ob mein Standpunkt klug oder dumm gewählt war, mag Jeder ermessen, der sich, nach der Lehre eines Jahres, vorstellt, wie ein von Deutschland allein, zwischen unfreundlich Neutralen, gegen England zu führender Krieg ausgesehen, wann und wo der Britenlöwe von anderem Raubgethier Hilfe erlangt hätte. Einerlei. Die Wahl des Standpunktes trug mir aus Ihrer Heimath den Verruf als eines Franzosenfressers und Lärmpatrioten ein. Was ich geschrieben hatte, wurde oft, schon vor dem Krieg, munter gefälscht. (Für die Dauer des Krieges müßten die anständigen Menschen aller Länder sich in die Verpflichtung einen, über Geredetes oder Geschriebenes nie zu urtheilen, ehe sie es mit eigenem Ohr gehört oder in ungekürztem, beglaubigtem Wortlaut gelesen haben. Jetzt wird herausgepickt, was ins Krämchen paßt, und von Raffzähnen je nach dem Bedarf zugehobelt. Im Truglicht

Google

scheint Dieser dann empörten Teutonen ein Yankee-Anwalt, Jener hitzigen Oesterreichern ein Lober Italiens; und den in Kritik geneigten Köpfen des Vierbundes wird nach jedem Tadelswort die rauhe Verdammung des Vaterlandes angedichtet.) Noch vor acht Tagen stand in dem „Matin“, dessen Rechtshändel Sie einst führten und aus dessen Gewölk Varilla sich Ihnen stets gnädig erwies, daß ich Freunden und Feinden, insbesondere den Russen, Vertragsbruch als harmlosen Jungbrunnen empfohlen habe. Tiitel: „Kynische Aussage eines Boche; nach Hardens Meinung kann man Verträge brechen.“ In zwei Dutzend Provinzzeitungen wird der Quark breitgetreten. Eine Woche zuvor hat Herr Reinach im „Figaro“ gesagt: „Harden feierte den Krieg als das Mittel zur Eroberung der Weltherrschaft. Dennoch warnt er jetzt: die Macht Rußlands und Frankreichs sei unterschätzt worden; die Versenkung der ‚Lusitania‘ schlimmer als ein Verbrechen; man dürfe nicht glauben, die Vereinigten Staaten, in deren Geschichte Washington, Monroe, Lincoln leben, auf die Länge ungestraft höhnen zu können.“ Von Alledem habe ich nicht eine Silbe gesagt; nie eine, die, noch so leis, ein Urtheil über den Lusitaniazwist andeutete. Die Zuversicht, daß auf unsere Augenweide nicht solche Entstellung tröpfelt oder hagelt, wäre Irrthum. So leben wir, unter dem Marsdeckel, alle Tage. Gelehrte, die an jedes Fachzünftlers Gründlichkeit mäkeln, saugen aus einem ungeprüften, in Fremdsprache geweichten Bröckchen den Schuldspruch gegen Vernunft und Ehre eines in feindlichem Ausland hausenden Menschen. Das geschieht uns draußen; geschieht bei uns den Fernen. Dem Juristen und höchsten Vertreter des „edlen Volkes, das die Menschenrechte verkündet hat“, darf ich zumuthen, erst auf dem festen Grund ermittelten Thatbestandes zu richten. Er brauchte meiner Rede nicht zu horchen, wenn ich, wie am Hahnenhof gekräht wird, der Sünde alldeutschen Franzosenhasses überführt wäre. Doch diese Anklage ist rasch zu entkräften. Daheim gemachte Fehler habe ich härter als fremde gerügt; weil sie gefährlicher sind. Ein Beispiel muß folgen.

„Das nüchterne, arbeitsame, redliche Volk der Deutschen ist in den Ruf gekommen, daß es sein Reichsgeschäft nach dem Muster der Marktschreier und Rummelplatzpächter treiben lasse. Nicht völlig schuldlos. Jähe Ueberraschung, coups de théâtre, allerlei bunten Bühnentand haben wir mehr geliebt als stille Vorbereitung

Google

zu kräftigem Handeln; Wortgedröhn war aus unserem Bezirk oft, kaum je noch der Widerhall einer That zu hören. Schellenbaum, Donnerblech, Kesselpauke wurden gerührt und die aufgeschreckten Nachbarn dann mit Flötentönen beschwichtigt. ‚Wir wollen ja nichts; sind die friedlichsten Leute auf dieser Erde‘: der Betheuerung antwortet, laut oder leis, ringsum die Frage, warum wir dann so viel Lärm machen und Europens alten Leib in drückende Rüstung zwingen. Was sich als Oeffentliche Meinung vermummt, ist nicht tauglich, uns irgendwo Freundschaft zu werben; ist nur bestimmt, den Deutschen in den Wahn einzulullen, daß jedes andere Reich in Lebensnoth ächze und er nur, er ganz allein in heller Sonne sitze. Er glaubts nicht. Und draußen bringt der kalte Emporkömmlingshochmuth, der leidenschaftlos protzige Hohn unserer Meinungmacher von Mond zu Mond uns in schlimmeren Verruf. Das Geschrei über den Splitter in des Nachbars Auge befreit unseres nicht von dem Balken. Frommts, in jeder Woche den Franzosen lehrhaft zu wiederholen, daß sie von Newa und Themse nichts zu hoffen haben, von den Russen ausgebeutelt, von den Briten als Prügeljungen erkiest worden sind? Der wache Blick zeigt, daß alliance und entente der (bis 1890 vereinsamten) Republik schnell in die bequeme Stellung einer umworbenen Großmacht halfen, daß die nach Rußland verliehenen Millionen (die in Frankreich nicht, wie in Deutschland geschähe, industriellem Bedürfniß entzogen werden) fette Rente heimsenden und daß der Britenfreundschaft die Weitung und Sicherung des nordafrikanischen Reiches, der Nouvelle France, zu danken ist. Müssen wir thun, als seien wir mit Rußland intimer als Frankreich und alles von Sasonow, Iswolskijs gehorsamem Statthalter, der Republik Gespendete werthlos wie eine in Goldschaum gewälzte Pfeffernuß? ‚Baltijskij Port! Ja, Kinder, ein Kaiser richtet beim Gossudar doch Anderes aus als irgendein Faure oder Poincaré. Zu Aktionen gegen uns ist Peterhof, trotz schönen Trostworten, niemals zu haben.‘ So prahlen wir. Und die Folge so übler Gewohnheit ist, daß sich die Bänder festigen, die unser stumpfes Federmesser durchschneiden wollte; daß jeder entrevue der Majestäten ein höflich erzwungener Verzicht auf Tischreden (die flüchtigen Gefühlsausdruck annagen könnten) und ein neuer Treuschwur ins Ohr des Verbündeten vorangeht, jeder eine sichtbare Bekräftigung des Bündnißgedan-

Google

kens nachhinkt. Statt in breiten Waschschüsseln den Moskowitern Schlagsahne vorzusetzen, sollten wir bedenken, daß sie jedem möglichen Gegner deutscher Zukunft Hilfe zugesagt haben; und gleich danach, daß wir sie zur Illuminirung dieser Zusage nöthigen, wenn wir zwinkernd andeuten, ihr Haupt und ihr Herz habe sich von papiernen Verträgen zum warmen Odem des Nachbarmundes gekehrt. Rußland und Frankreich sind verbündet, fühlen sich in diesem Verhältniß wohl; und wir werden verächtlich, wenn wir uns stellen, als sei in dunkler Nacht die Lockerung des Bundes geglückt und der Lose von unserem Liebreiz bezaubert. Unsere Allure ist, leider, schlecht. Draußen und drinnen. Wir scheinen uns in Concerns zu drängen, deren Lebenszweck uns feindsälig ist. Wir erreichen nicht, daß die natürlichen Magnete unserer militärischen und wirthschaftlichen Macht Stammessplitter anziehen und gegen Widerstände festhalten; daß Polen, Elsässer, Dänen sich der deutschen Scholle einwurzeln und sich der Zugehörigkeit zu solchem Kraftgebild freuen lernen; daß andere Germanenvölker sich in den warmen Dunstkreis unserer Schirmgewalt sehnen. Während wir flennen, daß auf keinem Fleck der Erdfeste friedfertigere Menschen wohnen, und unser Schmerz über die Verkennung des Frömmsten in salzige Zähren zerfließt, wird öffentlich, mit unanständiger Deutlichkeit, erörtert, wann und wie man uns schlagen könne, wolle, müsse. Gestern in Frankreich, heute in Großbritanien; morgen vielleicht in Rußland. Ward Aehnliches je von einem nicht siechen Reich hingenommen?“ Die von Gänsefüßchen umkrallten Sätze wurden vor drei Jahren gedruckt und hier gelesen. Unzweideutiger Sinn: Wir dürfen fortan keinerlei Ungebühr dulden, öffentlich Meinung Aussprechenden aber auch nicht erlauben, das Deutsche Reich tiefer in den Verdacht der Lärmsucht, der Absicht auf Anbiederung oder Geschäftsstörung zu bringen. Ziel aller Wünsche: der ohne Hochmuth stolze Entschluß zu Haltung und Geberde ruhiger Kraft. Das war nach Agadir. Nun kam die Balkankriegszeit. Die Botschafterreunion in London. Dreibund gegen Bulgarien. Bukarester Friede (der hinter dem Paragraphengitter noch Streitkeime liegen ließ). Neue Rüstung der Festlandsmächte. Wolkenballung, aus der Gewitter blitzen konnte. Kammerwahl: Frankreichs Verhältniß zu Deutschland wurde wieder in den Blickpunkt gerückt.

„Für eine Weile ist die Herrschaft der Radikalen (verschiedener Farbentönung) gesichert. Das ist, erstens, eine persönliche

Google

Schlappe des Herrn Poincaré. Wird er als Präsident der Republik die Hoffnung eben so enttäuschen wie als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten? Damals hat er, während des libyschen Krieges, die Italiener verärgert und, vor dem Balkankrieg, durch Dilettantenformeln die Geduld erfahrener Staatsmänner auf schwer erträgliche Proben gestellt. Als Präsident sollte er (dem die Clemenceau, Combes und Genossen deshalb in Versailles ihre Stimme versagten) die Jakobinermacht brechen, den Froschpfuhl im Bourbonenpalast austrocknen und der Republik eine in die von Piou bis zu Briand und Barthou reichende Schicht eingewurzelte, im Inneren und besonders nach außen starke Regirung schaffen. Eisiger Frühreif hat die Blüthe solchen Hoffens getötet. Der Wahlertrag ist, zweitens, aber auch ein internationales Ereigniß. Der Wirthschaft Frankreichs fehlt in diesem Frühling der Glanz, der sie fast immer dem Auge umgoldete. Die Ungunst der Weltkonjunktur wirkte auch da, wo das Kapital fremde Industrien reichlicher als heimische gespeist hat. Bankbrüche erschreckten den Rentner. Die Börsenumsätze schrumpften von Tag zu Tag; wo aus Maklermund sonst Tobsucht zu brüllen schien, nistet nun schwüles Schweigen und aus den Luxusgewerbestätten, Theatern, Restaurants weht Gestöhn durch die Schleier, die den blühenden Lenz verhängen. Schlechte Zeit. Muß Marianne sich in engeren Haushalt gewöhnen? Frankreich bezahlt nicht nur die eigene Armee und Marine, sondern, fürs Erste, auch Rußlands; hat seit achtzehn Jahren fast achtzehntausend Millionen Francs ins Ausland verliehen; und die neuen Truppen, Schiffe, Kolonien, Wege, Waffen, Kasernen, Eisenbahnen, Grenzforts, Munition und Kriegsgeräth für Erde, Meer, Luft haben viel Geld gekostet. Und nun soll gar die Rente des Reichsgläubigers besteuert werden; der Abertausende, mit deren Geld die Republik wirthschaftet. Millionen (Mancher behauptet: Milliarden) waren in schweizerische und londoner Banken ausgewandert, den Stahlkammern der stärksten pariser Häuser die Depositen entzogen worden, unter der festesten Kreditburg der Protestanten die Stützen gebrochen und die Feinde der herrschenden Jakobiner und ihrer mares stagnantes hatten mit allen erlangbaren Mitteln das Börsengeschäft zu lähmen gestrebt. ‚So kanns nicht weitergehen‘: überall war der Seufzer zu hören. Und die jähe oder sachte Abkehr von dem Sumpf zu erwarten, der so üble Dünste aushauchte. Die Nation wird, wie Herr Poincaré einst,

Google

sprechen: ‚Le progrès n'est que de l'ordre en mouvement.' Die Vertreter strammer Ordnung, fleckloser Autorität, rüstiger Wehrfähigkeit werden siegen. So glaubte man. Weil sie diese Erwartung völlig enttäuscht hat, ist die Schlußrechnung des französischen Wahlgeschäftes mit Gewinn und Verlust ein internationales Ereigniß.

Am vierzehnten März wurde hier gesagt: ‚Die hellsten Köpfe der Republik hatten die Nothwendigkeit muthiger, nicht entehrender Resignation erkannt. Unsere Aufgabe war nur, ihnen und ihren Landsleuten Ruhe zu lassen. Wir mußten wünschen, daß die Briand, Barthou und Poincaré, die zwar nicht den Krieg, doch die Bereitschaft zum Krieg wollen, in der Wahlschlacht von den Radikalen und Sozialisten, den Gegnern dreijähriger Dienstzeit, nicht nur besiegt, sondern für Jahre in Ohnmacht zurückgeworfen werden. Ihr seht ja, hätten nach solchem Sieg die Rothen zu den Röthlichen gesagt, daß die Deutschen Vernunft angenommen haben und in Eintracht mit uns leben wollen; wozu also noch drei Dienstjahre, unter deren Last der Student, Techniker, Kaufmann knirscht und die dem wichtigsten Volkstheil die Republik verleiden? Daß unsere Heeresstärkung den Weg in diese Erkenntniß bahnen werde, war des Politikers Hoffnung. Frankreich, dachte er, wird bald merken, daß es die Kluft zwischen seiner und unserer Bevölkerungziffer nicht überbrücken, die verhaßten trois ans gegen ein höflich mit ihm verkehrendes Deutschland nicht halten kann, und sich eines Tages auch fragen, wie lange es das für zwei Heere, zwei Flotten nöthige Geld aufzubringen und dennoch der Bankier Südosteuropas zu bleiben vermöge.' Wir waren nicht still, zwangen durch nutzlos schrille Geräusche den Nachbar in scheue Wachsamkeit: und lesen jetzt, daß den drei Jahren auch in der neuen Kammer die Mehrheit gewiß sei. Wie lange? Die Antwort wird von Deutschlands Haltung bestimmt werden. Frankreich hat leise, behutsam gesprochen; seinem Ohr aber seinen Wunsch klar angedeutet. Den Radikalen und Sozialisten, von deren Ausdünstung und Leistung es durchaus nicht entzückt ist, hätte es die Mannschaft des Präsidenten Poincaré und des kingmaker Briand vorgezogen, wenn diese Donnerlegion nicht auf die drei Jahre verpflichtet wäre. Die müssen, weil sie (die längste Dienstzeit im Bereich europäischer Wehrpflicht) auf die Dauer unhaltbar sind und ihre Wirksamkeit schwindet, je höher in Deutschland die Zahl der fürs Heer Tauglichen steigt, den Willen zu rascher Erzwingung des Kriegsfalles schüren. Und so

Google

lange, wie Würde und Selbstachtungbedürfniß der Nation es irgend erlaubt, will Frankreich diesen Krieg vermeiden. Der bon sens seines wortkargen, arbeitsamen, nüchternen Landvolkes hat längst erkannt, daß die Republik die verlorenen Provinzen aus eigener Kraft nicht zurückerobern kann und noch im (unwahrscheinlichen) Fall ausreichender fremder Hilfe der ersten Aufbrunst deutschen Zornes allzu nah wäre. Daß ihr Schicksalspfad nicht in die Vogesenschlucht zurückbiegen darf, sondern vorwärts führen muß: in die Weite des ungeheuren Afrikanerreiches, das jetzt, nach der Einnahme von Tazza, durch den Eisenbahnstrang Tunis-Oran-Fez zur Einheit zusammengeschmiedet und dessen Hauptstadt dann von Paris aus in sechzig Stunden erreicht werden kann. Der Republik gehört Tongking und Madagaskar, Senegambien und ein breites Lendenstück der Aequatorialprovinz, wird morgen ein großer und saftiger Fetzen kleinasiatischer Erde gehören. Und ein Gespenst soll sie hindern, ihre Kraft zu lohnendem Werk zu sammeln und ihres Lebens froh zu werden? Frankreich will den Frieden, weil es ihn wollen muß. Das ist der Sinn seiner Wahl. Dadurch ward sie zum internationalen Ereigniß. Frankreich braucht, als Kolonialmacht Ersten Ranges, eine neue Trassirung seiner Willenswege; muß sich in den Entschluß zu völlig gewandelter Politik aufraffen. Wie Britanien nicht ungestraft Jahre lang in die Nordsee starren, jeder anderen Pflicht fehlen, um jeden Preis für den Fall des Kanalkrieges Genossenschaft erkaufen und sein Geld hastig verschleudern könnte, so darf Frankreich sein Schicksal nicht länger in ein Wahngebild mörteln, das es zwingt, die vage Hoffnung auf Hilfe mit dem Aufwand von Summen zu miethen, die ihm am nächsten Tag dann für größere Aufgaben unentbehrlich, aber auch unwiederbringlich sind. Den Krieg gegen Deutschland, den Krieg für zwei Provinzen, denen schon das Wirthschaftinteresse die Sehnsucht nach der Rückkehr in Franzosenherrschaft wehrt, dürfte die Republik nur wagen, wenn in ihr der zuversichtliche Glaube lebte, das Deutsche Reich zerstücken, auf ein Jahrhundert hinaus in kraftlose Staatenbröckchen zerstampfen zu können. Ein einzelner Sieg würde ihr nicht genügen: weil sie die Last der Serienkriege, die ihm folgen müßten, als muslmanische und asiatische Großmacht nicht, ungefährdet, auch nur durch fünf Lustren zu tragen vermöchte. Und die Republik müßte diesen Krieg, der, wie mancher dem Zoologen bekannte, eine wimmelnde Volkheit vernichten soll,

Google

morgen ausfechten oder ihn für immer aus dem Bezirk ihres Willens, sogar ihrer Vorstellung scheiden. Die Politik des rachsüchtigen Millionärs, der Fäuste und Revolver erdingt, oder der Weltmacht, die, mit vernarbter Brust, selbst sich den Werth schuf und zu wahren entschlossen ist: vor diesem Scheideweg steht Frankreich. Heute noch kann es für den ganzen Umfang seines Besitzstandes in drei Erdtheilen die deutsche Bürgschaft erlangen: und brauchte die Gewißheit solcher Assekuranz nur mit dem stummen Verzicht auf einen Gestus zu bezahlen, der nicht mehr schreckt, doch immer noch ärgert. Jede neue Sonne breitet den Lichtpfad solcher Erkenntniß. Jedes unbesonnene Gelärm deutscher Menschheit engt ihn und schleiert den Strahl in die Schatten ehrwürdiger Leidenszeit. Eindringlicher noch als im August des Gedenkjahres 1913 töne drum heute die Mahnung: „Da die Mehrheit des deutschen Volkes einen Krieg gegen Frankreich nicht wünscht und auch die Minderheit ihn (der an sich keinen von dem nöthigen Kraftaufwand entschädigenden Ertrag verheißt) nur als das unvermeidbare Mittel gegen unerträglichen Drang hinnähme, sollte Jeder, der öffentlich spricht, Jeder, der öffentlichem Urtheil Raum gewährt, sich sorgsamer als bisher vor ungerechtem, das Selbstachtungbedürfniß der Franzosen verletzendem Meinensausdruck hüten.‘

Eine Probe. Sechs Monate lang; bis der Reichstag wieder an die Haushaltsarbeit geht. Ein Halbjahr lang knappe, vorurtheillos höfliche Erörterung des in der Republik Geschehenden. In manchem französischen Gymnasium lernen die Schüler ‚neuere‘ Geschichte aus einem Lehrbuch, das ihnen erzählt: ‚Friedrich der Zweite, den die Deutschen den Einzigen heißen, hat durch seine Eroberzüge nach Schlesien und Polen das Schicksal Preußens bestimmt und einen Mittelstaat in den Rang einer Großmacht erhöht. Das Werkzeug, das dazu half, war das Heer, den Hohenzollern Anfang und Ende aller Dinge; und die Leistung wurde durch den Krieg, die preußische Nationalindustrie, ermöglicht.‘ Den Glauben an solche Offenbarung nehmen die Jünglinge ins Leben mit. Deutschland ist ihnen die von preußischen Kommandoschnarrern und Feldwebeln bewachte und rauh beherrschte Riesenkaserne, die dem Geist und den Musen, der Großmuth und der Grazie verriegelt ward und deren Belegschaft lechzend des Tages harrt, der ihr den Vorwand zu Ausraubung und Verstümmelung Frankreichs liefern wird. Dieser Glaube wirkt fort und wird durch

Google

Schmeichelworte nicht entwurzelt. Daß, dennoch, die Republik den Frieden wahren will und den Gefahren der Massentyrannis und Besitzrechtsschmälerung lieber sich als dem muthwilligen Spiel mit den glimmenden Dochten der Rachsucht aussetzt: diese bündiger als je zuvor jetzt erwiesene Thatsache verpflichtet auch uns. Mindestens zu einem letzten, redlichen Versuch, der, noch wenn er mißlänge, nicht schaden könnte. Neue Rüstung Deutschlands zwänge Britanien und Rußland, die Frankreichs Niederwerfung, mit oder ohne Bündnißvertrag, nicht müßig dulden dürften, ins Aufgebot aller erlangbaren Kräfte, militärischer und finanzieller, die auf allen Seiten, selbst um den Preis schwer erschwinglicher Opfer, Genossenschaft erkaufen müßten. Auch davor brauchten wir nicht zu zittern, wenn Nothwendigkeit uns in solchen Engpaß pferchte. Doch wir wünschen ja nicht die Schwächung noch gar die Vernichtung Frankreichs (wo lebt ein nüchtern Wacher, der solchen Wunsch hegt?); wünschen nur, in dem gewordenen Rechtszustand einträchtig mit ihm zu leben. Nicht das winzigste Dörfchen, nicht den Raum eines Schafstalles oder Rebenhügelchens ersehnen wir von ihm; nur den Verzicht auf eine angewöhnte Grimasse. Die Welt wäre ärmer, wenn die Flamme des Gallier-genius nur dünn noch aus ihr loderte und Frankreichs Stimme in zaghaftes Flüstern verblühte. Wem frommt das Mittel, das nur unwillkommenen Zweck fördern könnte? Eine Probe!

Heißet, Germanen, die wilden Männer sechs Monate lang schweigen. Redner und Schreiber. Vergesset, daß ‚gehetzt' worden ist. (Nur ɪ rüben?) Lasset, bis wieder Nebelung ist, nicht täglich drucken, daß jeder Deutsche in Frankreich gehaßt und verfolgt, geschmäht oder geknufft wird und daß wir den Franzosen, wir edle Barbaren, dennoch nicht grollen. Eure Väter haben gesiegt, ihre sind geschlagen worden; und ihr Land hat Hunderttausenden guter Deutschen Obdach und Einkunft, Behagen und Wohlstand gewährt. Entstellet nicht, was ihre Zeitung meldet; ändert den Sinn und die Farbe des in Frankreich Gesprochenen und Gedruckten niemals auch nur im Allerkleinsten. Weder Weihrauch noch Schimpf. Kommt Unglimpf über den Rhein: bleibet gelassen; ist er der Rede werth, so mag und muß die Amtsinstanz für seine Ahndung sorgen. Kein hätschelndes, kein hämisches Wort. Kein Versuch, das Staatsgeschäft der Pariser zu stören. Eine ehrliche Probe. Die letzte.

Die Französische Republik kann dem Deutschen Reich nicht

Google

die schmächtigste Parzelle entreißen und danach sicher sein, daß sie, allen deutschen Gewalten zum Trotz, das Errungene sich zu wahren vermag. Deutschland will Frankreichs Macht nicht mindern, sondern, im ganzen Umfang des Dreifarbenbezirkes, mit seiner Wehrkraft verbürgen. Hier keine Absicht auf Gewinn, dort nationalen Dranges Gebieterruf in höhere, Zukunft verheißende Wirkenspflicht. Zwischen den Völkern Johannens und Bismarcks nur eines Schmerzes Schatten. Der weicht, wenn der Wucht sich die Flamme vermählt. Deshalb: Höhnet den Wahlgang nicht; grunzet nicht, während Italiens Jugend wider Oesterreich tobt, die Triple-Entente gleiche der körperlos schillernden Seifenblase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Zäumet die Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal."

Fünf Bruchstücke aus dem Heft vom sechzehnten Mai 1914. Aus drei Jahrgängen sahen Sie nun Beweise. Spricht so Franzosenhaß? Dem Präsidenten der Republik wird nicht geschmeichelt; der Wille der Republikanermehrheit aber ins Friedlich-Freundliche gedeutet und, weil der Betrachter früh merkt, daß dieser Sommer Krieg gebären oder den verkümmerten Frieden ohne Eisenkur von der Bleichsucht heilen muß, den Landsleuten für sechs Monate die Enthaltung von grellem Wort empfohlen. Millionen denken so; daß sonst Krieg werden könne, dünkt sie freilich eine „Fixe Idee". Krieg der größten Mächte? „Unsinn. Wahnvorstellung. Der alte Bismarck hat sichs, wenn ihn der Alb drückte, eingebildet. Sind wir, Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen, einander nicht gute, unersetzliche Kunden?" Das, Herr Präsident, war öffentlicher und privater Glaube. Noch im Juni hätten Sie in Berlin kaum zehn Menschen gefunden, die mit nahem Krieg rechneten. Ihnen ist anders berichtet worden. Schon im März 1913 vom Botschafter: „Der hier in Mode gekommene Vergleich mit 1813 geht fehl. Wenn man dem Aufstand des deutschen Volkes gegen das in Weltherrschaft strebende Genie eine Vergleichsmöglichkeit sucht, wird man sie in Frankreich finden; denn unser Volk denkt nur an Abwehr drohender Gewalt. In diesem Meinungstand beider Länder sehe ich ernste Gefahr." Vom Militärbevollmächtigten: „Der Aufschwung des vaterländischen Gefühles in Frankreich hat hier vielfach Zorn erregt. Ein Reichstagsmitglied nannte den Entschluß zu dreijährigem Wehrdienst eine Herausforderung, die Deutschland nicht dulden dürfe. Von ruhigeren

Google

Leuten hört man oft, Frankreich habe, mit seinen vierzig Millionen Einwohnern, nicht das Recht auf eine Heereszisser, die Deutschlands erreiche. Alles rast, weil nach höchster Kraftanspannung noch immer sich nicht die Möglichkeit zeigt, Frankreich zu überrennen. Das aber will Deutschland; mit endgiltiger Wirkung uns, die mit ihm nicht gehen wollen noch können, aus der Bahn drängen. Mein Vorgänger war im Recht, da er schrieb: ‚Die Deutschen waren ausgezogen, die Welt zu erobern, und hatten gewähnt, gegen ihre Macht werde Niemand den Kampf wagen. Die Industrie, den Handel, den Dehnungdrang Deutschlands durfte kein Grenzpfahl hemmen. Dieser Ehrgeiz ist nicht geschwunden. Wir, die als Macht Zweiten Ranges gelten, haben in der Krisis von 1911 Widerstand geleistet. Kaiser und Regirung haben nachgegeben. Das hat die Oeffentliche Meinung nicht verziehen. Sie will nicht, daß der Vorgang sich wiederhole.‘ Jetzt soll Deutschlands Schlagkraft so gestärkt werden, daß uns im Nothfall nur die Wahl zwischen Erniedrigung und Vernichtung bliebe. Doch Frankreich will nicht abdanken, sondern, nach Renans Wort, seine unzerstörbare Fähigkeit zu Wiedergeburt und Auferstehung zeigen. Die Wuth der Deutschen ist also leicht zu erklären. Das Problem, vor dem wir heute stehen, konnte uns im Lauf der Zeit nur noch gefährlicher werden: denn die Abnahme unserer Jahrgangsziffer kleinert unaufhaltsam die Friedenspräsenzzahl. Die Deutschen wollen gefürchtet sein und finden, daß wir, mit unseren vierzig Millionen Menschen, einen zu breiten Platz an der Sonne haben. Fühlt ihr Stolz sich eines Tages gekränkt, dann begünstigt die ungeheure Ueberlegenheit ihres Heeres den Ausbruch des Volkszornes. Und Keiner kann hindern, daß die ersten Hauptschläge auf Frankreich fallen.“ Am selben Märztag schreibt der Marinemann: „Weil eine Unfangsschlappe des Kaiserreiches unerrechenbare Folgen haben könnte, steht in allen Plänen des Großen Generalstabes vornan eine Offensive, die Frankreich zerschmettern soll. Er will gegen alle Möglichkeiten gesichert sein und sieht in uns den stärksten Gegner. Am Hof denkt man wohl ungefähr wie der alte Fürst Henckel, der neulich zu einem Herrn unserer Gesandtschaft sagte, er habe vor dem Krieg von 1870 den Franzosen die Niederlage prophezeit, weil sie nicht genau, nicht bis ins Kleinste pünktlich genug bei der Arbeit seien. Im nächsten, von viel größeren Massen auszufechtenden Krieg sei dem Volk, dessen Diener auf jeder Leite

Go gle

sprosse bis ins Winzigste genau ihre Pflicht erfüllen, der Sieg noch sicherer. Dieses Vertrauen auf das Uebergewicht ihrer Heeresorganisation lebt in allen Deutschen. Die geräuschvolle Jahrhundertfeier soll das Volk in den Glauben überreden, Frankreich sei heute noch, wie in der Zeit des Freiheitkrieges, der Erbfeind. Mit siebenhunderttausend Mann in Waffen (ohne die vielen Reservisten, die jetzt ausgebildet werden), mit einer vollkommenen Organisation und einer von der Kriegsucht des Wehr- und Flottenvereins gestimmten Oeffentlichen Meinung ist das deutsche Volk in dieser Stunde ein höchst gefährlicher Nachbar. Die Deutschen wollten das Gleichgewicht der beiden Heerlager, in die Europa sich scheidet, mit einer von ihnen selbst kaum noch überbietbaren Anstrengung aufheben. Frankreich schien ihnen zu ernstem Opfer nicht willig. Unser Entschluß zu dreijähriger Dienstzeit vereitelt ihren Plan.“ Im Juli liest Herr Pichon einen Auszug der besten Agentenberichte. „Die Kräfte, die in Deutschland die Erhaltung des Friedens wollen, sind ohne Organisation und beliebte Führer. Die Kriegspartei hat Köpfe, Truppen, eine von Ueberzeugung oder Bezahlung getriebene Presse; sie macht Meinungen und wendet die verschiedensten Schreckmittel an, um die Regirung einzuschüchtern. Manchem scheint der Krieg unvermeidlich und für Deutschland früh günstiger als spät. Andere dünkt er nothwendig, um das Land von Uebervölkerung, Ueberproduktion, Demokratisirung, Sozialisirung zu erlösen. Eine dritte Gruppe fürchtet, daß die Zeit für Frankreich arbeite und man die Entscheidung deshalb beschleunigen müsse. Aus Gesprächen und Flugschriften klingt nicht selten der Glaube, neben einem gekräftigten Frankreich könne, nach allen Lehren der Geschichte, Deutschland nicht athmen.“ Die Aufzählung der nach Krieg lüsternen Gruppen geht weiter. „Die gefährlichste ist die von Groll und Rachsucht geleitete. Die meisten Rekruten liefert ihr die Diplomatie, deren Leistung von der Presse sehr schlecht beurtheilt wird. Diese Leute stöhnen, sie seien geprellt worden, und brüten Rache. Einer von ihnen hat gesagt, mit uns könne Deutschland erst ernsthaft reden, wenn es alle wehrfähigen Männer in Waffen hat. Das System der Schutzbündnisse warnt vor offener Kriegserklärung. Ists so weit, dann muß man Frankreich zum Angriff zwingen; wenns nicht anders geht, durch Beleidigung. Das ist überlieferter Preußenbrauch. Deutschland wird das Abenteuer

Google

wohl ſcheuen, wenn der Beweis erbracht iſt, daß der Bund mit Rußland und die Freundſchaft mit England mehr ſind als Schemen aus dem Reich der Diplomatie: wirklich und wirkſam. Die Britenflotte flößt heilſamen Schrecken ein. Doch weiß Jeder, daß der Seeſieg nichts entſcheiden, die Hauptrechnung auf dem Feſtland beglichen würde. Rußland wird nicht mehr ſo niedrig eingeſchätzt wie vor drei oder vier Jahren; aber man meint, ſein Aufmarſch werde lange währen und ſein Eingriff nicht kräftig ſein. Der nächſte Krieg wird ein deutſch-franzöſiſcher Zweikampf werden: in dieſe Vermuthung haben ſich die Geiſter gewöhnt." (Das ſteht, Alles, im Gelbbuch von 1914: La guerre européenne.)

Dieſen Berichten haben Sie, wie vielleicht niemals einem Evangelium, geglaubt. Daß ſie einen ſchmalen Wahrheitrand mit viel Dichtung aufpolſterten, könnte Eure Excellenz Dem glauben, der ſeinen Willen zu ernſter Verſtändigung (nicht: zum Schattenſpiel der „Annäherung"), ſeinen harten Tadel unartiger Ruheſtörung durch Abſchriftſätze erwieſen hat. Die Schaar, die in den Berichten Kriegspartei hieß, wollte ſtärkeren, in feſteren Grund vermauerten Frieden als Ihre Pazifiziſten. Wollte die Einwurzelung der Gewißheit von Deutſchlands Kraft, Muth und Willensentſchluß, nothwendigem Kampf, noch dem ſchwierigſten, niemals und nirgends auszubiegen. Dieſe Schaar dachte: Ein weder in Bluff noch in Rückzug zu bewegendes, jenſeits von Protzerei und Bettelei, von Geprahl und Geſchmeichel ſtill alten Werth mehrendes, neuen zeugendes Deutſchland wird von eigenen Weſens Gnade aus würdiger Ruhe dem Neiderblick ſelbſt in Größe aufwachſen, vom Erbfeind ſelbſt nicht angefallen, ſondern in Kameradſchaft gerufen werden. Sie, Herr Präſident, ſchelten es unverſöhnlich, ſchmähen ſeine Seele, beſpeien ſeine Krieger. Sie ſchwatzen, Ihre Republik habe ſtill und harmlos, wie der Tell Schillers, des Ehrenbürgers von Frankreich, gelebt und in jedem Nährer kriegeriſcher Pläne einen Verbrecher oder Narren geſehen. Deutſchlands Jugend die blutdurſtige Horde, wider die Rouget ſang, der von Geſinnungſchnüfflern in finſteres Elend gehetzte Barde? Da nun die wichtigſten Akten entſiegelt ſind, kann (und muß) dem Anwalt des Rechtes ſein Recht werden. Und böte Ihre Mär vom Urſprung des Krieges lautere Wahrheit: Ihren Traum von Triumphbogen und Pantheon hat ſein Sturm zerweht.

Go gle

Börsenwitz.*)

Die Biographen des Witzes, Jean Paul, Friedrich Vischer und Kuno Fischer, haben von dem Börsenwitz nichts gesagt. Der bayreuther Aesthet konnte die Börse nicht vorahnen; der schwäbische Satiriker hatte keinerlei Beziehung zum Reich der Prozente; und der dem Klassizismus entsprossenen heidelberger Excellenz fehlte der Sinn für den Kaufmann und sein Geschäft. So blieb der Börsenwitz am Boden seiner Herkunft haften, weil Keiner versuchte, ihn in die heiligen Hallen der Aesthetik einzuführen. Vielleicht hängt er zu sehr am Materiellen, als daß es den Schöngeist reizen könnte, solchen Spuren nachzugehen. Einer, ders sicher versucht hätte, wäre Schopenhauer gewesen; trotz seinem Widerwillen gegen die „Propheten Merkurs“ hätte er dem Reiz der gesammelten Schlagkraft des Börsenwitzes nicht widerstanden.

Es ist schwer, diese Art des Witzes in eine bestimmte Klasse einzuordnen. Er ist oft nur Witz, hält sich in den Grenzen dieses Ausflusses der Urtheilskraft und begnügt sich, als Klangwitz, Wortspiel, Zweideutigkeit sein Publikum zu suchen. Er bewegt sich aber auch in den oberen Regionen und überrascht als „spielendes Erkenntnißurtheil“. Ja, er erreicht manchmal sogar die Höhe der Sa-

---

*) Ein Bruchstück aus dem Buch „Im Reich des Geldes“, das Herr Leo Jolles im Verlag von Schuster & Loeffler erscheinen läßt und das ein paar Dutzend vor dem Krieg geschriebener, aber noch in und nach der Kriegszeit lesenswerther Kapitel aus der Wirthschaftgeschichte aller wichtigen Völker, zwischen den zwei Pappdeckeln eines Bandes, auch innerlich eint. Von Spekulation und Kursen, von dem Genie und der Ethik des Industriellen und Händlers spricht es; zeigt Gestalt und Persönlichkeit (Harriman und Rathenau, Carnegie und Kirdorf, Stinnes und Ballin, Fürstenberg und Fischel, die Rothschild und die Mendelssohn); und leuchtet bis in die Winkel, wo, nach dem Absturz, Spieler und Gauner hausen. Ein buntes, fröhlich geschriebenes, auch dem Laien leicht zugängliches Buch; aus dem, dennoch, der Kundigste irgendwas lernen wird: und das schon deshalb sogar in buchfeindlichen Tagen Erfolg haben muß. Soll ich den Autor loben? Darf ich? Ihn lobt sein Werk. Wenn ich seine fleckloseRechtlichkeit, das Verantwortungbewußtsein, das in seinem heiteren, zuversichtlich an Deutschlands unbrechbare Kraft glaubenden Herzen lebt, seinen Willen zu kluger Gerechtigkeit, die Sachkenntniß, die sich, ohne eitle Selbstzufriedenheit, an jedem neuen Vorgang, nach neuer Erfahrung gierig, wetzt, nicht hoch schätzte, hätte ich ihn nicht ersucht, hier, unter dem Namen des hundertköpfigen, nie schlummernden Hesperidenwächters Ladon, die Ereignisse des Wirthschaftlebens zu wägen, zu richten. Seit zehn Jahren thut ers. Mancher, der sich einen Herakles wähnte, hat ihn befehdet; doch Keiner ihn, wie der echte Augeiasstallkehrer den Goldäpfelwächter, in entscheidendem Männerkampf überwunden.

Google

tire, der Ironie und des Humors. Jean Paul sagt vom Witz: „Er ist der verkleidete Priester, der jedes Paar traut.“ Und Vischer fügt hinzu: „Er traut die Paare am Liebsten, deren Verbindung die Verwandten nicht dulden wollen.“ Hier ist zum Ausdruck gebracht, daß der Kern des Witzes in der überraschenden Vereinigung von Gegensätzen besteht. Mit dieser Charakterisirung ist aber sein Wesen nicht erschöpft. Kuno Fischer hat die Bedeutung des Witzes in dessen Beziehungen zum Intellekt, zur Urtheilskraft, gelegt und ist damit zu einer gerechten Werthung dieser geistigen Erscheinung gelangt. Er nennt den Witz ein „spielendes Urtheil“. Er spricht vom „Spiel der durchdringenden Urtheilskraft, das eine verborgene Wahrheit leicht und schnell zu Tage fördert“; ruft dann aber Widerspruch hervor, wenn er im Mutterwitz die kostbarste Blüthe des Witzes sieht. Man kann vielleicht sagen, daß hier die Ursprünglichkeit des scharf und sicher gefaßten Urtheils besonders sichtbar hervortritt; wirksamer jedoch und ästhetisch befriedigender ist der Witz, der auf kultivirtem Boden wächst.

Auf das Kennzeichen „intellektuell“ hat auch der Börsenwitz Anspruch; aber seine Väter sind nicht immer mit Mutterwitz gesegnet. Der Witz setzt eine gewisse innere Freiheit voraus. Er darf nicht „an den Engel und den Gott glauben“ und muß ewig Krieg mit dem Schönen führen. Ohne Cynismus kein Witz. Die cynische Ueberlegenheit aber wirkt auf den weniger ausgeglichenen Geist beruhigend. Er fühlt sich geborgen in der durch den Witz gereinigten Atmosphäre.

Man könnte glauben, daß die Börse, auf deren Boden um die materiellsten Güter gerungen wird, die Freiheit des Geistes lähmt und ihre Völker tief in Stoff versinken läßt. Und doch giebts gerade in diesem Kreis Viele, die sich über der Situation halten und die Weite ihres Blickes nicht nach der Kursbewegung regeln. Diese Kraft geht von der Börse selbst aus, in deren Bereich die stärksten Gegensätze, in raschester Folge, aufeinandertreffen. Der Börsenwitz hat sich mit dem häufigen Szenenwechsel abegfunden und ein Wort geprägt, das zu den bekanntesten Zierstücken des Börsenarsenals gehört: „Die Kurse sind wie eine Lawine: immer hinauf und hinunter.“ Hier giebt sich der Geist der Börse in reinster Form des Ausdrucks. Das ist nicht nur Witz, sondern auch Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Daß eine Lawine nicht steigt, nur fällt, weiß Jeder. Man darf die Kenntniß dieser Erscheinung auch bei der Börse voraussetzen. Warum also das schiefe Bild? Um das ganze Kurstreiben, den oft sinnlosen Kampf um Gewinn und Verlust, den Mangel an Menschenwürde, der dabei oft aufgedeckt wird, mit der Hülle überlegener Ironie zu umkleiden. Es giebt Augenblicke, wo die Börse sich selbst ironisirt; und wenn sich ihr Urtheil einmal zu solcher Kraftleistung gesammelt hat, verfehlt sie nie, den Niederschlag der Erkenntniß in einen Witz umzuprägen.

Selbst im Wortspiel, das die Situation hervorbringt, steckt oft mehr als ein bloßes Spiel mit Worten. Bei einer der (nicht gerade seltenen) Erschütterungen der newyorker Börse, die regelmäßig die

Google

großen Effektenmärkte unserer Alten Welt in Mitleidenschaft zogen, tröstete man sich in der berliner Burgstraße mit dem Witz: „Diesmal wars keine Deroute, sondern eine Redoute.“ Der Sturm in Amerika hatte sich schnell gelegt und war vorübergegangen, ohne auf unserem Festland Menschenleben geknickt zu haben. So wirkte der witzige Vergleich wie eine Befreiung. Die Aengstlichen eigneten sich das Urtheil an, das in dem Witz steckte. Ihnen war es die Bestätigung für die Ungefährlichkeit der Vorgänge in New York. Möglich, daß der Urheber des Wortes nur eine Anthithese liefern wollte. Da die Börse aber dem Erzeugniß ihre Fabrikmarke aufdrückte, war es damit zu einem Urtheil erhoben. Der Vergleich der Deroute mit der Redoute wurzelte übrigens nicht nur in der Versetzung eines Buchstabens. Damit allein wäre noch kein Beweis für die kombinatorische Fähigkeit des Börsengehirns erbracht. Die schlimmen Tage in New York fielen in die Karnevalszeit; und so vereinte sich ein Taschenspielertrick mit einer „erkenntnißtheoretischen“ Leistung zur Erzeugung eines „spielenden Urtheils“.

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen; er glaubt nicht an den Engel und den Gott.“ So Schiller an die Adresse Voltaires. Aber der Vers könnte auch über dem Eingang ins Börsenhaus stehen. Nicht einmal vor „Ehrlich-Hata 606“ machte ihr Witz Halt. Die Aktien der Höchster Farbwerke gingen in die Höhe, weil findige Köpfe die Millionen, die die Herstellung des neuen Ehrlichpräparates bringen konnte, früh zu verwerthen suchten. Nun kam der Börsenwitz und griff sich den Uebereifer der Spekulation heraus. Frage: „Was meinen Sie von der Hausse in Höchster Farbwerken?“ Antwort: „Die Aktien werden bis 606 steigen.“ Und darauf erwiderte der Frager: „Wenn sie es ehrlich sagen, wird es wohl so kommen.“ In diesem Beispiel weist der Witz auf das Lächerliche solcher Kursprozedur hin, ohne die natürlichen Schwächen der Börse zu verkennen. Im Wesen des Witzes liegt, daß er oft verletzend wirkt. Und da die Gäste der Börse nicht in einem Meer der Gefühle zu schwimmen pflegen, kann es vorkommen, daß das Destillat ihres Geistes nach Gift und Operment schmeckt. Ein bekannter Finanzmann verheirathete seine Tochter, nachdem sie ihr Judenthum abgestreift hatte, an einen adeligen Herrn. Die Ehe ging in die Brüche; und die Börse witzelte: „Erst hat er seine Tochter konvertirt und dann hat er sie abgestempelt zurückbekommen.“

In der Art, wie der Börsenmann über sich selbst urtheilt, drückt sich oft ein Maß von Selbsterkenntniß aus, das ihn zum Philosophen macht. Zum spekulativen Philosophen natürlich; denn der philosophische Spekulant ist niederen Grades. Wie beruhigend wirkt, zum Beispiel, dieser Dialog, der beinahe amtlich ist: „Was, meinen Sie, habe ich heute verdient?“ „Die Hälfte.“ Darin ist eigentlich die ganze Börsenphilosophie enthalten: stets wird „mit Aufgeld“ gehandelt, das der kundige Thebaner ohne Weiteres abzieht. Nur die Neulinge zahlen Alles bar. Und wer ganz gerissen ist, pumpt sich von seinem Gläubiger Geld und leiht es ihm dann zu zehn Prozent zurück. Ob

Google

solche Geschäfte wirklich vorkommen, ob sie nur der Phantasie der Börse entspringen: sicher ist, daß in Berlin einmal über eine Wandlung dieser Sorte viel gelacht wurde. Da zeigte sich, daß die Börse auch Mutterwitz hat.

Die Börse züchtet den Geist der ihr Angehörenden. Natürich wird der Witz nicht von ihr selbst geliefert. Seine Schöpfer sind einzelne Personen. Die aber wirken als Agenten des Börsengeistes und sind in dem Augenblick verschwunden, wo die Börse sich „offiziell" des neusten Witzes bemächtigt hat. Daß einzelne, besonders witzige Köpfe trotzdem aus dem Meer der schwarzen Hüte hinausragen, hängt meist damit zusammen, daß sie auch sonst auf einem erhöhten Podium stehen. In Berlin gehört zu diesen gut geprägten Persönlichkeiten, deren Witz sich ständig selbst erneuert, der Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Karl Fürstenberg. In Wien herrschten lange durch witzige Schlagfertigkeiten die Finanzbarone Königswarter und Sina. Von Jenem stammt das böse Wort: „Wenn die Spekulation unter die Erde geht, fängt der Schwindel an". Dieser entzückte die „Tempelherren vom Schottenring", als er den Kampf gegen den letzten Mitbegründer der Oestererichischen Kreditanstalt, Laemmel, mit der freundlichen Zusicherung einleitete: „Das Laemmel wollen wir mal scheeren."

Die Börse weiß Reichthum und Glück zu schätzen; im Grunde aber läßt sie sich nicht leicht imponiren. Auch der „größte Mann" wird von ihr kritisch behandelt. Und ihr Urtheil verblüfft oft durch seine Sicherheit mehr noch als durch seine Bosheit. So charakterisirte sie einen der kühnsten Helden der Spekulation durch die Frage: „Welche beiden Dinge kann Der nicht ablegen?" Antwort: „Parvenumanieren und Rechnung." Man wundert sich, daß die Börsenleute, bei so stark wirkender psychologischer Technik, doch oft von Führern, deren bedenkliche Eigenschaften sie erkannt haben, ins Schlepptau genommen werden. In diesem Widerspruch zwischen Witz und Leichtgläubigkeit zeigt sich die schwache Seite der Börsenseele. Sie besteht in der hemmungslosen Hinneigung zu jeder Gewinnchance. Hat der im Wesen erkannte und witzig festgenagelte Anführer einen Erfolg aufzuweisen, so ist die Urtheilsfähigkeit ausgeschaltet und nur die blanke Gewinnsucht arbeitet noch. Der Feldherr der Börse ist dabei von dem kleinen Spekulanten, den der Kitzel des Spiels oder die Gewohnheit in den Börsensaal treibt, zu unterscheiden. Die Feinde der Börse, deren einziges Stichwort der vom Eisenbahnminister Maybach erfundene „Giftbaum" ist, sehen in ihr nur den Spielplatz. Von volks- und privatwirthschaftlichen Funktionen wollen sie nichts wissen, um ihr Hirn nicht mit Dingen zu belasten, die über ihr Verständniß gehen. Wäre die Börse nur eine gefährliche Spielhölle, dann hätte die „wohlwollende" Behandlung von der feindlichen Seite sie getötet. Und ihr Boden hätte nicht einen Vorrath geistiger Ueberlegenheit, wie den spezifischen Börsenwitz, reifen lassen. Nimmt man zum Ausgang der Beweisführung die geistige Leistung der Börse, die sich durch ihren eigenen Witz kennzeichnet, so kann man sagen: „Eine Einrich-

Go gle

tung, die den Scharfsinn in solcher Weise pflegt, läßt sich unmöglich mit der Sphäre des Kasinos von Monte Carlo vergleichen.“ Der Börsenwitz ist ein starker Beweis gegen die catonischen, oft nur platonischen Verächter der Börse und er hat seine Kraft diesen Widersachern gegenüber zu wirksamer Geltung gebracht.

Wo der Witz ironisch wird, trifft er Schwächen, die der Börsenmann kennt, denen er aber niemals die Daseinsberechtigung absprechen wird. Das verleiht ihm eine Charakterpose, die oft nur äußerlich wirken soll, um das hinter ihrem schützenden Schirm hockende graue Elend zu verdecken. Nicht selten dient sie dazu, die geschäftliche Lage eines Wankenden zu stützen, dessen Rettung vielleicht darin besteht, daß er „das Gesicht wahrt“. Die Verluste, die Einer an der Börse erleidet, tragen die Kraft der Selbstheilung in sich. Sie werden nur als Gegensätze zu den gleichen Gewinnmöglichkeiten empfunden und nicht auf eine gewisse „Moral“ hin untersucht. Gewinner und Verlierer werden vom Witz jeder Würde entkleidet. In der schneidend kalten Luft der Witzregion erfriert jedes Gefühl. Als in Berlin wieder einmal die Börse einer schiefen Ebene glich (die Veränderung der Lage war über Nacht gekommen), begrüßten die Auguren einander am nächsten Tag mit der verbindlich mitleidigen Frage: „Haben Sie sich schon an Ihre neuen Vermögensverhältnisse gewöhnt?“ Damit war die unklare Situation ins Reine gebracht. Neue Schreckensnachrichten fanden eine von stiller Heiterkeit durchsetzte Stimmung; und die Abwickelung der Krisis bewirkte kaum noch allzu lautes Gestöhn. Mit dem Begriff und den Folgen der „Pleite“ findet sich der Witz gern und gründlich ab. Das an sich wenig reizvolle Thema wird mit einer Liebe variirt, die den Verdacht erwecken könnte, die „Pleite“ gehöre zu den Lebensbedingungen der Börse. Beliebt ist die folgende Variante. A hat Pleite gemacht. Man erzählts dem B. Der ist zunächst sehr erstaunt, sagt dann aber ruhig und bestimmt: „Dann mache ich auch Pleite.“ Frage: „Haben Sie denn mit A. Geschäfte gemacht?“ Antwort: „Nein; aber bei solcher Gelegenheit macht man mit Pleite.“ Ein Beispiel, das die genaue Kenntniß des Wesens aller geschäftlichen Erscheinungen beleuchtet. Der Börsenmann läßt sich manchmal betrügen; aber er wahrt sich das Bewußtsein dieser Möglichkeit, das im einzelnen Fall einem oft durchbrechenden Optimismus unterliegt. Scharfsinn und Vertrauensseligkeit haben nicht selten ihre Stätte unter dem selben Schädeldach. Und der Spekulant weiß, daß ohne ein Bischen Glauben überhaupt kein Geschäft möglich ist.

Gehört der Witz in eine Geschichte der Aesthetik, so darf auch dem Börsenwitz diese vornehme Unterkunft nicht geweigert werden. Jeder Ausdruck geistiger Freiheit wirkt ästhetisch erfreulich. Und wenn dem Börsenwitz nur gelungen wäre, dem Götzen Mammon die Narrenkappe aufs Haupt zu stülpen, so hätte er schon damit seine Kultursendung deutlich erwiesen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 7. August 1915.

Zweite Epistel.

An Herrn Poincaré.*)

Einer der vielen Dichter, denen, in Ihrem und in unserem Land, der Krieg das Talent gelähmt hat, Herr Edmond Rostand, gab, vor fünf Jahren, in dem etwas langwierigen und künstlich verschnörkelten, doch von Geistreichthum funkelnden und durch die Feinheit des Formenspieles liebenswürdigen Thierstück „Chantecler“ einen guten Grundriß von gallischem Wesensbau. Sieht Ihr Gedächtniß noch den Gipfelpunkt der sanften, in einem durchwärmten Glashaus der douce France, allzu nah dem Hotel Rambouillet, gezüchteten Satire? Zwiesprache zwischen dem Haupthahn und der Fasanin. „Wenn ich nicht krähe, wird nicht Tag. Meine Stimme stürzt die Nacht, wie ein Jericho, in Trümmer. Sie öffnet die Blüthe, das Auge, die Seele, das Fenster. Von ihrem hellen, stolzen Geschmetter zittert der Horizont; rosig überläufts ihn: er muß gehorchen. In mir ist der Muth zu der Furcht, daß ohne meinen Ruf der Osten in trägem Dunkel bliebe. Singen ist mir Schlacht und Glaubensbekenntniß. Et si de tous les chants mon chant est le plus fier, c'est que je chante clair afin qu'il fasse clair. Stieg die Sonne auf, ehe ich sie rief, dann war in der Luft noch ein Nachhall meines Sanges von gestern, der sie weckte. Wenn ich schweige, sind alle Eulen froh. Und ist eine Sonne mir ungehorsam: ich bin der Hahn fernerer Sonnen und des Glaubens voll, daß eines Tages nie wieder Nacht werden wird.“ Ists nicht, unge-

*) S. „Zukunft“ vom einunddreißigsten Juli 1915.

Google

fähr, die Meinung, die Frankreich von sich hat und, seit Jahrhunderten schon, der Menschheit einreden möchte? Gallus: der phrygische Fluß, aus dessen Wasser erregende Kraft in Nerven und Sinne wirkt; der keltische Krieger; der Hahn, den die Häupter der Revolution zum Wappenthier wählten. Nicht nach Neuem nur gierig sind die Gallier; auch überzeugt, daß nur von ihnen wohlthätige Neuerung kommen könne. Einst dünkten sie sich das von Gott auserwählte Werkzeug; dann die Bereiter und Diener einer noch gottlos allerhöchsten Vernunft. „Wenn ich nicht krähe, wird nicht Tag!“ Hinaus zu horchen, ins Weite zu spähen, schien ihnen immer unnöthig; thöricht die Hoffnung, da Etwas zu lernen. Ehe eines Zornes Flamme alle Sicherungen und Hemmungen des Empfindens durchfraß, den Hahnkamm in Gluth erbeben ließ und dem Willensgefäß den Wunsch nach stärkender Genossenschaft einbrannte, fand der Franzos fremde Völker selten ernster Beachtung, oft nur unwirscher Verachtung werth. Unbequeme hieß er Barbaren und Strolche; bequemen, zu Schmeichelei entschlossenen stand seine Schule offen. Er hat, trotz Taine, nichts vom nahen Britanien, trotz Maistre, Turgenjew, Vogüé nichts vom fernen Rußland gewußt. Italiener, Spanier, Portugiesen: Nebenschößlinge am Lateinerstamm, die längst gewelkt wären, wenn aus der Wurzel nicht in jedem Lenz der besondere Saft des Franzosengeistes quölle, der sie mitspeist und über ihnen das Wipfelwunder himmelan reckt. Osteuropa: ein Nebelland mit Bären und Wölfen. Was es an Civilisation hat, lieh es aus Frankreich. In und von dessen Geist lebten Katharina und Friedrich; alle irgendwie Großen. Kein Dämmern einer Vorstellung von der Eigenart deutschen Wesens; von seiner Vielfachheit und Farbenfülle, nordischen Naturfrommheit und unverchristlichten Wucht. Durch jedes Frühgrau kräht („singt“: sagt Ihr) der Hahn, alle starken Gedanken seien der Menschheit aus Frankreichs Erde geboren worden. Viele. Manche aber waren schon greis und schwach, als das Vaterland eitel noch ihre zeugungfähige Jugend pries. War auf deutschem Boden nicht eine Kultur, nicht Heldenleistung, Bildnersinn und Gestalterkraft, ehe Euch die Sonne des vierzehnten Louis aufging, den sogar der Allanzweifler Voltaire als ein Jahrhundertgestirn bestaunte? Davon wollte Frankreich nichts hören; seinem Ohr war, freilich, die Symphonie des Widerhalles auch nicht so leicht erlangbar wie

Google

seine Stimme dem Deutschlands. „Wir führen im Grunde doch, Alle, ein isolirtes armsäliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenig Kultur entgegen; und unsere sämmtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesät. Persönliche Berührung, persönlicher Austausch von Gedanken gehört zu den Seltenheiten. Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reiches auf einem Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer einander belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht! Wir Deutsche sind von gestern. Wir haben zwar seit einem Jahrhundert ganz tüchtig kultivirt; aber es können noch ein paar Jahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringe und allgemein werde, daß sie, gleich den Griechen, der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern und man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen.“ So spricht, noch 1827, nach Herder und Lessing, der vom Besuch des jungen Ampère beglückte Goethe; so bescheiden zwischen zwei Seufzern. Kennen Sie sein Thiergedicht? Wissen Sie auch nur, daß er eins schuf (um sich, nach der Hinrichtung Ihres sechzehnten Louis, von der Betrachtung widriger Welthändel zu erholen)? Unwahrscheinlich. Und doch hat sein Reineke eine behäbige Heiterkeit, majestätische Einfalt, einen Hort erlebter Weisheit, einen aus homerischer Würde, wie aus bedächtig schreitender Heerde ein Böcklein, keck vorspringenden Schalksgeist, die ihm La Fontaine neiden müßte. Keine Kritik des Hahnstückes spricht davon. Der Deutsche kennt Rostand. Der Franzos nicht einmal Goethe.

Weil er reicher ist? Sie hatten Pascal und Diderot, Molière und Rabelais, Corneille und Racine, Montaigne und Bossuet, Voltaire und Rousseau, Lamartine und Musset, La Fontaine und Beranger, Buffon und Balzac, Mérimée und Maupassant, Stendhal und Flaubert, Taine und Renan, Hugo und Zola. Manchen Beträchtlichen noch. Von Poussin bis auf Manet, Renoir, Degas, Denis, von Houdon bis zu Rodin und Mayol eine dichte Schaar malender und meißelnder Visionäre. Zehntausend Deutsche kennen sie. Schon Goethe, schon Eckermann kannte, was damals in Frankreich geworden war. „Ich lese von Molière in jedem Jahr

Google

einige Stücke. Er ist so groß, daß man immer von Neuem erstaunt. An ihm ist nichts verbogen und verbildet. Ich kenne ihn seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Der große Grieche Menander ist der einzige Mensch, der mit Molière zu vergleichen gewesen wäre. In Voltaire und Louis dem Vierzehnten hat sich die ganze französische Nation spezifizirt. Nicht alle Frechheiten Voltaires möchte ich gelten lassen; eigentlich aber ist Alles gut, was ein so großes Talent schreibt. Berangers Lieder sind als das Beste in ihrer Art anzusehen. Er erinnert mich immer an Horaz und Hafis. Seine politischen Gedichte richteten, nach dem Einmarsch der Verbündeten, die Franzosen durch vielfache Erinnerung an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser auf, dessen große Eigenschaften der Dichter liebt, ohne doch eine Fortsetzung seiner despotischen Herrschaft zu wünschen. Jetzt, unter den Bourbons, scheint es ihm nicht zu behagen; es ist freilich ein schwach gewordenes Geschlecht. Die Meisterwerke der französischen Bühne bleiben Meisterwerke für immer. Wünschen wir uns einen neuen Racine, selbst mit den Fehlern des alten! Diderots Erzählungen: wie klar gedacht, wie tief empfunden, wie kernig, kräftig, anmuthig ausgesprochen! Victor Hugo, der von Chateaubriand herkommt, besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten; ohne Zweifel erneut und erfrischt er die französische Poesie. Aber man muß fürchten, daß (wenn nicht er, so doch) seine Schüler und Nachahmer zu weit gehen werden. Die französische Nation ist die Nation der Extreme; sie kennt in nichts Maß. Mit seiner gewaltigen moralischen und physischen Kraft könnte dieses Volk die Welt heben, wenn es den Centralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen, daß, wer schwere Lasten heben will, ihre Mitte auffinden muß. Es ist das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der ‚Vernunft', den Despotismus Ludwigs des Vierzehnten und die Orgien der Sans-culottes, beinahe in dem selben Jahr die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden. Deshalb muß man fürchten, daß auch in der Literatur nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verwerfung aller Gesetze eintrete. Die Philosophie, die Cousin in Frankreich als etwas Neues ausbietet, kenne ich, weil ich, zu seinem Schaden, ein Deutscher bin, seit langen Jahren gründlich. Seit Voltaire, Buffon und Diderot hatten die-

Google

Franzosen doch eigentlich keinen Schriftsteller erster Größe, keinen von genialer Kraft und mit einer Löwentatze. Wenn sie sich mausig machen, so will ich es ihnen noch vor meinem seligen Ende recht derb und deutlich vorsagen. Wenn man so lange gelebt hat wie ich und über ein halbes Jahrhundert mit klarem Bewußtsein zurückschaut, dann wird Einem das Zeug, das jetzt geschrieben wird, ekelhaft." (Nach „Hernani".) Wenn, als auf ein Muster teutonischer Ungerechtigkeit, auf Lessings (gewiß nicht durchaus löbliche, doch aus französelnder Zeit erklärliche, in ihr vielleicht nothwendige) Urtheile über Corneille und Racine gewiesen wird: warum nie auf Goethes, der durch die steife Form in die zarte Seele sah?

Seitdem ist alles Wichtige übersetzt, in Artikeln, Einzelbetrachtungen, Literaturgeschichte erörtert, sind Ihre Gemälde, graphischen und plastischen Werke in Geschwadern dem deutschen Auge vorgeführt worden. Muß ich das Lob ausspreiten, das Schreibern, Malern, Skulptoren hier gespendet wurde? Lassen Sie von Durand-Ruel die Verkaufsquittungen ins Elysion bringen: seit der ersten Impressionistenzeit ist nicht wenig ins Land der Boches gewandert. Manets herrlicher Maximilian ist in Mannheim. In Hamburg und Frankfurt fänden Sie feine Renoirs. In Dresden Daumier und Forain (über den kein Franzos aus anschmiegsamerem Empfinden geschrieben hat als Herr Lehrs) so gut vertreten wie kaum in einem Ihrer öffentlichen Kunstsäle. Das sind nur knappe Beispiele. Was Sie „Kultur" nennen: die allgemeine Durchbildung zu gleichmäßig sicherer Beherrschung äußerer Form: Das ist nicht so weithin verbreitet wie im alten Frankreich, das vor und nach den Jakobinern seine convention nationale hatte. Der Franzose, sagt Bismarck, „hat einen Fonds von Formalismus in sich, an den wir uns schwer gewöhnen. Die Furcht, sich irgendeine Blöße zu geben, das Bedürfniß, stets, außen und innen, sonntäglich angethan zu erscheinen, la manie de poser: Alles macht den Umgang ungemüthlich. Man wird niemals näher bekannt; und wenn mans versucht, so glauben die Leute, man wolle sie anpumpen oder heirathen oder den ehelichen Frieden stören. Unglaublich viel Chinesenthum, viel pariser Provinzialismus steckt in den Leuten." Noch der alte Björnson, der, Nordschleswigs und des „Militarismus" wegen, Deutschland nicht liebte, hat Frankreich das China Europas genannt. In den Parken des Geistes sind

Google

dort die Hecken zierlich verschnitten, die Rasenflächen von der Walzscheere dem Ideal brüderlicher Gleichheit angenähert, alle Wege von der Harke hübsch sauber gekämmt. Nur: die hohen, breiten, knorrigen Stämme mit der tief gerunten, von Persönlichkeit zeugenden Rinde fehlen. Die hat Deutschland. Nicht das „Niveau“, den erschulten Massengeschmack, Massentakt, auf die der Franzose so stolz ist; doch Wipfel, Dünenwüsten, Mondgebirge, die er nicht ahnt. Nicht ahnen will. Die Nibelungen und die Lieder von Dietrich und Hildebrand, Wolfram und Walther, Luther und Eckard, Grimmelshausen und Sachs, Scharnhorst und Blücher, Stein und Gneisenau, Grünewald und Dürer, Holbein und Peter Vischer, Schlüter und Krüger, Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Kleist, Hebbel, Mörike, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Bismarck, Moltke, Helmholtz, Ranke, Treitschke: Das kann sich sehen lassen. Auch Frau Aja neben der Staël. Friedrich neben Bonaparte. Bach, Haendel, Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann, Marschner, Wagner, Brahms, Straußneben Frankreichs Musikanten von Lully bis auf Adam, Auber, Bizet, Boieldieu, Debussy, Thomas. Wo sind in Ihrer Dichtung Kerle vom Schlag der Goetz und Lerse, Oranien und Miller, Faust und Mephisto, Hermann und Kottwitz, Marbod und Friedrich Wilhelm, Hagen und Herodes? Kerle, deren eckiges Gehäus des Traumes und wunderlicher Gottheit so voll ist? Von Alledem weiß Frankreich nichts. Von deutscher Landschaft, Gemüthsdünung, Naturempfindung. Wenn ich nicht krähe, wird nicht Tag. Nur die ersten Romantiker haben, ein Weilchen, danach ausgeguckt; bald aber, weils besser gefiel, sich wieder nach altem Brauch eingerichtet. Ists nicht Schande, daß nicht ein Werk Goethes auf Ihren Schaubühnen heimisch ist, nicht einmal Schillers Jungfrau eingelassen ward, nicht drei Dutzend Pariser die Namen Kleist und Hebbel kennen, im Luxembourg deutschen Malern kaum eine Wand gegönnt wird? Deutschland hat sich um die Eroberung geistiger, seelischer Werthe, der Kunst und der Wissenschaft, mit nicht geringerem Eifer bemüht als um die Breitung seiner Macht auf Festland und Meer. Frankreichs Hochmuth, der, aus Voltaires Mund, den unermessenen Shakespeare einen besoffenen Barbaren schalt, wollte sich niemals bewegen und bücken, um aus ferner Quelle zu schöpfen. Der Haufe, die Hennen: mehr braucht Chantecler nicht.

Google

Dennoch: er kräht. Urtheilt über nie Erlebtes, niemals auch nur nah Gesehenes. „Deutschland hat keine Kultur, keine Kunst, verachtet frech alles aus Herz und Hirn der Lateinerwelt Geborene, war stets, ist und bleibt ihr unversöhnlicher Feind.“ So voll von Verachtung, daß es jeder pariser Winkelposse, Martyrbergskizze, Filmspektakelei gastlich Herberge bot. So feindsälig, daß es, ein Vierteljahrhundert lang, mit bedauerlicher Emsigkeit, immer wieder Versöhnung ertastete. Gestattet Eure Excellenz, daran zu erinnern? Der Schauplatz des ersten Sühnversuches war die Republik der Geister. Die zur Internationalen Arbeiterschutzkonferenz aus Frankreich nach Berlin Abgeordneten werden durch besondere Zeichen kaiserlicher Huld geehrt. Auf dem Aerztekongreß bittet Virchow die französischen Kollegen, den Nachhall alten Haders aus dem Gedächtniß zu tilgen. Des jungen Kaisers Mutter reist nach Paris, um selbst die französischen Maler zur Internationalen Kunstausstellung an den Lehrter Bahnhof zu laden. Dem Botschafter Herbette wird, zum Trost, gesagt, daß sie sich Gräfin von Lingen nennen, als Zweck der Fahrt den Kauf von Kunstwerken für ihr Schloß Cronberg angeben und allen Inhabern staatlicher Aemter und Würden fern bleiben werde. Aber sie wird feierlich, von deutschen und englischen Diplomaten, empfangen, wohnt in der Deutschen Botschaft, ladet den Britenbotschafter in die Rue de Lille, fährt mit Münster nach Saint-Cloud (wo 1815 Blücher und Wellington die Kapitulation von Paris unterzeichneten, 1870 das Schloß Ludwigs des Vierzehnten durch das Feuer der Festungsgeschütze in Brand gerieth), frühstückt in Versailles dicht neben dem Palast, in dessen Spiegelsaal 1871 die Proklamation des Deutschen Reiches verlesen ward. Und offiziöse Stimmen rufen aus Berlin, die Reise der Kaiserin-Witwe sei ein „historisches Ereigniß“, ein unüberbietbares Zeichen unseres versöhnlichen Sinnes und müsse die Franzosen zum Verzicht auf rachsüchtige Wünsche zwingen. „So ists gemeint? Die Atelierbesuche sind nur Vorwände, die den Gimpelfang dem Auge verbergen sollen?“ Schnell umwölkt sich der Himmel. Im Wagramsaal beschließen die Häupter des Patriotenbundes, das Denkmal des im Krieg gefallenen Malers Henri Regnault zu kränzen; und die zur Huldigung Erwählten vereinen sich vor der Statue der Stadt Straßburg zum Weihegruß. Paul Déroulède mahnt, in einem hitzigen

Google

Brief, seinen Freund Detaille an die Pflicht, der berliner Lockung zu widerstehen; und der Maler antwortet: „Ich bin überrumpelt worden, gehe aber nicht hin.“ Die von Herbette gewarnte Regirung läßt den Kranz wegnehmen. Wilhelms Mutter ist gestern in einem mit dem Wappen der Deutschen Botschaft geschmückten Wagen durch den Park von Saint-Cloud gefahren. Unerhört! „In welchen Rinnstein soll die Knechtseligkeit dieser Regirung uns noch schleifen?“ Freycinet und Floquet (Minister- und Kammerpräsident) erwirken von Déroulède die Zurücknahme einer Interpellation, die zu gefährlicher Erörterung Anlaß gäbe; verpflichten sich aber, den Kranz wieder vors Regnault-Denkmal legen zu lassen. Zu spät. Die Presse der alten „boulange“ tobt. Im Helliotsaal fordert Herr Francis Laur die Pariser auf, durch den Ausdruck ihres Unmuthes über die Anwesenheit der Mutter zugleich dem Sohn einen Backenstreich (un soufflet) zu geben; und drückt den Beschluß durch: „Die Patrioten werden nicht dulden, daß Wilhelm der Zweite, Kerkermeister von Elsaß-Lothringen, nach Paris komme.“ Vierundzwanzigster Februar 1891. Nun hagelts aus den Ateliers Absagen. Am siebenundzwanzigsten reist, morgens, die Kaiserin Friedrich still nach London ab. Ein paar Stunden darnach hört Freycinet, der Kaiser sei in höchstem Zorn und habe am Vorabend mit dem Generalstabschef Grafen Waldersee ein langes Gespräch gehabt, nach dessen Schluß für den Fall der Mobilmachung Befehle an die Corpskommandos ergangen seien. Kein französischer Künstler stellt in Berlin aus. Im Mai läßt Freycinet fünfzehn russische Nihilisten in Paris verhaften und aburtheilen. Im Juli hört Alexander der Dritte, als Gast des vor Kronstadt ankernden französischen Geschwaders, entblößten Hauptes die Marseillaise („Que veut cette horde d'esclaves, de traîtres, de rois conjurés?“). Iswolskijs Bemühung bei Rampolla wird von der französischen Diplomatie unterstützt. Am zweiundzwanzigsten August in Paris der erste franko-russische Vertrag unterzeichnet. Am dreiundzwanzigsten Januar 1903 sagt Ribot in der Kammer: „Unmittelbar nach der Abreise der Kaiserin Friedrich hat Kaiser Alexander uns die Anerbietungen gemacht, die wir angenommen haben.“ Unversöhnlich. Zwischen der Republik und dem Deutschen Reich ist die Kluft tiefer als je seit der Stunde, da dieses Reiches Krone im Feuer des großen Krieges geschmiedet ward.

Google

So wars vor Tanger. Danach? Zwei Beispiele genügen.

Im März 1907 hatte Oberst Goepp, ein Elsässer, dem die Führung des Sechsundzwanzigsten Infanterieregimentes anvertraut war, die Altersgrenze erreicht. Beim Abschiedsfest rief er den Kameraden zu: „Ihr seht mich traurig, weil ich nach fünfunddreißigjähriger Dienstzeit scheiden muß, ohne den Rachekrieg erlebt zu haben, den wir täglich erwarten. Vor zwei Jahren schien die große Stunde gekommen. Doch mein alter Traum wurde wieder nicht Wirklichkeit. Der Krieg muß kommen. Jetzt kann ich nur noch auf den Nachwuchs rechnen, auf Frankreichs tapfere Jugend. Die Sechsundzwanziger werden den Deutschen zeigen, daß unser Regiment auf der Höhe seiner Aufgabe ist.“ Ein jüngerer Kamerad hatte mit noch ungestümerer francisque fureur geantwortet. Dann sprach General Bailloud, der Kommandant des Zwanzigsten Corps. „Der Oberst hat daran erinnert, daß wir 1905 dicht vor dem Krieg standen. Das ist richtig. Die selbe Ursache oder ein neuer Vorwand zwingt uns vielleicht bald zur Erfüllung dieser Patriotenpflicht. Der Krieg wird kommen. Und ich habe die Zuversicht, daß Ihr Regiment, Herr Oberst, dann sieghaft mitwirken wird, Frankreich die verlorenen Provinzen und Ihnen die Heimath wiederzugeben.“ Das geschah in Nancy, im Kasino der Sechsundzwanziger. Kein Unglück; unter Kameraden fällt manchmal ein rasches Wort. Aber die Reden werden in die Presse gebracht. General Bailloud (der in Tientsin, gegen Boxer, die internationale Schutztruppe geführt, also auch Deutschen befohlen hat) erklärt, er habe nicht gesagt: La guerre se fera, sondern: La guerre peut se faire. Und veröffentlicht den Hauptinhalt seiner Rede in einem Parolebefehl. Sozialistische Abgeordnete künden eine Interpellation an. Der Kriegsminister Picquart läßt den Kommandirenden General nach Paris kommen und empfiehlt, da die Erklärung Baillouds ihm nicht genügt, dem Kabinet, die Kommandanten des Sechzehnten und des Zwanzigsten Corps ihre Plätze wechseln zu lassen. Am vierundzwanzigsten März erscheint das Dekret, das Bailloud nach Montpellier versetzt. Nun interpellirt außer dem Genossen Constant auch der lothringische Nationalist Maurice Barrès, damals noch der feine Dichter des Jardin de Bérénice und der Déracinés. „Der Kriegsminister konnte den General Bailloud nach Paris rufen und zur Rechenschaft ziehen; als er ihn aber gehör-

Google

hatte, mußte er ihn umarmen und ihm sagen: Sie sind ein tapferer Soldat!“ (Zwischenruf des Ministerpräsidenten Clemenceau: Il l'a peut-être fait!) „Ueber die Ostgrenze dringen oft heftigere Reden in unser Ohr. Die Deutschen haben sich wegen der nancyer Feier nicht aufgeregt. Ihr Oberbefehlshaber hat sie an eine viel schroffere Tonart gewöhnt; er pflegt vom scharfen Schwert und vom trockenen Pulver zu sprechen. Ahnt die Regirung nicht, wie ihre Maßregel auf die Lothringer wirken mußte, deren Patriotismus sehnsüchtig auf den Tag harrt, der den hohen Glockenthurm der Stadt Metz endlich wieder mit der Trikolore schmücken wird?“ Zuerst antwortet der Kriegsminister; der selbe Picquart, dem unsere liberale Presse als dem würdigsten Erben Bayards gehuldigt hat und dessen Bild manche deutsche Maid in ihrem Postkartenalbum bewahrt. „Herr Barrès hat daran erinnert, daß ich Straßburger bin. Ich vergesse es nicht; eben so wenig aber, daß ich französischer Kriegsminister bin. Echter Patriotismus braucht nicht Lärm zu machen. General Bailloud ist durchaus nicht in Ungnade; wir haben ihn nur in eine Garnison versetzt, wo er weniger Anlaß zu Nervosität hat. Sein Nachfolger ist noch allgemeinem Urtheil einer der tüchtigsten Offiziere unseres Heeres. Er wird dafür sorgen, daß sein Corps schlagfertig ist, wenn der Tag anbricht, der ...“ Die radikalen Parteigenossen hindern den Minister, in der Kammer und vor Europa so zu reden, wie Bailloud im Kasino geredet hat. Dann kommt Clemenceau. Seine Hauptsätze müssen wörtlich angeführt werden; die treuste Uebertragung könnte eine Nuance verwischen. „Le gouvernement s'est trouvé dans une situation douloureuse. Si vous aviez pu entendre les paroles par lesquelles j'ai accueilli le général Bailloud dans mon cabinet, vous comprendriez que les sentiments qui battent dans le cœur du général Bailloud battent aussi dans le mien. Mais il est impossible d'admettre qu'un général puisse annoncer une guerre avec un peuple déterminé pour un objet déterminé; c'est l'affaire du Parlement.“ Diese Reden sind am siebenundzwanzigsten März 1907 im pariser Palais Bourbon gehalten worden. Haben sie nicht kriegerische Pläne genährt?

Ein französischer General spricht mit überschwingender Hoffnung von dem Rachekrieg, der den Deutschen das eroberte Reichsland wieder nehmen werde. Die Rede wird in Lokalblättern, in der France Militaire, dann in einem Corpsbefehl (mit unwesentlich

Google

veränderten Wortlaut) veröffentlicht. Die Regirung kann sie überhören; kann, im Journal Officiel oder im offiziösen Temps, erklären, der Inhalt sei nicht richtig wiedergegeben, und ein paar höfliche Worte an die Adresse des Nachbars hinzufügen. Fällt ihr nicht ein. Sie giebt dem General zwar ein anderes Kommando. Doch der Kriegsminister empfängt ihn mit offenen Armen (und muß durch freundschaftlichen Zwang daran gehindert werden, ihm die Chauvinrede nachzusprechen). Und der Ministerpräsident erklärt auf der Tribüne des Abgeordnetenhauses: Ich theile die Empfindung dieses Generals und habe es ihm offen gesagt; nur das Parlament aber ist zu der Ankündung befugt, daß Frankreich gegen ein bestimmtes Volk zu einem bestimmten Zweck Krieg führen werde. Kein Radikaler, kein Sozialdemokrat widerspricht. Zwölf Stunden lang ist das Land ein Bischen unruhig. „Dieser Clemenceau lernt sein Temperament doch niemals zügeln! Was wird Deutschland antworten?“ Nichts. Schweigen in der Wilhelmstraße und in der Presse. Seit am sechsten Juli 1870 der Herzog von Gramont die Drohrede über die Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern hielt, hat kein französischer Minister auf der Tribüne der Kammer je wieder so zu Deutschland gesprochen. Und Gramont hatte immerhin noch der sagesse du peuple allemand ein Kompliment gedrechselt. Trotzdem ließ Bismarck damals aus Varzin sofort an Solms nach Paris und an Bernstorff nach London depeschiren, bis nach öffentlicher Zurücknahme der öffentlichen Insulte sei eine Verhandlung mit Gramont unmöglich. „Es war eine internationale Unverschämtheit, eine amtliche internationale Bedrohung mit der Hand am Degengriff“, hat er später geschrieben. Als er in Berlin dann erfuhr, daß der König dennoch in Ems mit Benedetti verhandle, „ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen“, und daß der Prinz von Hohenzollern der spanischen Kandidatur entsagt habe, empfand er die Verletzung des nationalen Ehrgefühles so tief, daß er schon entschlossen war, dem König einfach seinen Rücktritt aus dem Dienst zu melden. „Ich hielt die Demüthigung vor Frankreich und seinen renommistischen Kundgebungen für schlimmer als die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame Vorgeschichte und unser damaliger Mangel an Kriegsbereitschaft immer dienen werden. Wir hatten die französische Ohrfeige weg und

Go gle

waren durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händelsucher zu erscheinen, wenn wir zum Krieg schritten, durch den allein wir diesen Fleck abwaschen konnten. Meine Stellung war jetzt unhaltbar geworden, eigentlich schon dadurch, daß der König den Französischen Botschafter unter dem Druck von Drohungen während seiner Badekur vier Tage hinter einander in Audienz empfangen und seine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponirt hatte." Die Emser Depesche ermöglichte dem Ministerpräsidenten, im Dienst Wilhelms zu bleiben. Wilhelms Enkel, ward uns seitdem oft erzählt, hat die Franzosen versöhnt; nur senile Narren denken in der Republik noch an den Rachekrieg; und wer gar laut davon spräche, hätte seine politische Rolle ausgespielt. Sechsunddreißig Jahre nach dem Krieg hörten wir, aus dem Munde der radikalen Journalisten, die Frankreich regirten, wieder den hochfahrenden Ton Gramonts. Lange nach den resignirenden Reden Ferrys und des Herzogs von Broglie. In der Stunde, wo Frankreich in Marokko mit Waffengewalt die pénétration pacifique vorbereitet. Der Kriegsminister drückt den Revanchegeneral ans Herz, der Ministerpräsident versichert ihn innigster Sympathie und zaudert nicht vor der Andeutung, daß der Krieg geführt werden wird, sobald die Zeichen günstig scheinen. Acht Wochen vor dem Beginn der Konferenz, die den Weltfrieden sichern und deshalb die Wehrkraftleistung begrenzen soll. Der von den Landsleuten als Sündenbock in die Wüste gestoßene Delcassé hatte uns nie annähernd Aehnliches zugemuthet. Den überliefs kalt, wenn von einer Okkupation marokkanischen Gebietes die Rede war. Gambetta mahnte noch: Stets dran denken, nie davon sprechen! Clemenceau läßt den General Lyautey marschiren und spricht, als handle sichs um die harmloseste Sache, von dem Rachekrieg. Und gilt, Herr Präsident, nicht als Verbrecher, als Narr.

Im selben Sommer hatten Kaiser und Kanzler, in Kiel und Berlin, den Vicepräsidenten der französischen Abgeordnetenkammer empfangen. Herrn Eugen Etienne, den pechschwarzen Algerier, der dabei war, als Gambetta in seiner Stammburg Belleville dem höhnenden, johlenden Volk zubrüllte: „Ich werde Euch, trunkene Sklaven, bis in Eure Höhlen verfolgen!" Der auf der Rückfahrt den entthronten Diktator mit seinem feisten Leib deckte und später

Google

Ferrys getreuster Dienstmann wurde. Und der trotzdem auf der Zinne des Deutschen Reiches als Frankreichs Stimmführer galt. Diesen Handlanger seiner Todfeinde hätte Clemenceau, der die wohlbeleibten Leute nicht so hoch schätzt wie der ältere Caesar, sicher nicht zum Vertrauensmann erwählt. Als der durch Plaudertalent und gefälliges Wesen beliebt gewordene Vertreter des Wahlkreises Oran heimgekehrt war und rundlich strahlend am Präsidialtisch saß, stellte Herr Pichon sich vor ihn hin und sprach, von der Tribüne, also: „Je déclare de la façon la plus nette que M. Étienne n'avait aucune mission, ni officielle ni officieuse, auprès du gouvernement allemand.“ Ein kurzes Sätzchen: und Wolken verhingen die Mittagsgluth. Noch deutlicher wurde die Presse. „Mit einem französischen Politiker, der zu Verhandlungen nicht autorisirt ist, zu sprechen, mag für den Kaiser und den Kanzler interessant sein; Nutzen kann solche Unterhaltung aber nicht bringen.“ (Le Matin.) „Die Regirung hält das Unternehmen des Herrn Etienne für inkorrekt und wirft ihm vor, er habe sich, gewiß in bester Absicht, ein Amt angemaßt, das ihm nicht zusteht. Wichtige und ernsthafte Dinge liegen Herrn Etienne nicht. Der Abgeordnete für Oran ist der vollkommene Typus des netten Kerls. Er ist zu Jedem nett. 1904 war ers zu Henckel-Donnersmarck, der nach Paris geeilt war, um Delcassés Ausschiffung still zu besorgen. Nett auch zu dem Fürsten von Monaco, der zwischen Deutschland und Frankreich als Friedensengel in der Glorie schweben möchte. Und nun wollte er bei dem Deutschen Kaiser den netten Kerl spielen; als ein neuer David mit der Harfe Sauls Zorn schwichtigen. Dieses falsche Manöver kann uns Aerger bereiten; wird hoffentlich aber dazu beitragen, daß man heimliche Nebenwege meidet und die phantastische Diplomatie aufgiebt. Ernsthafte Geschäfte sind nicht durch Dilettanten zu machen, nicht im passage des princes, mögen sie Donnersmarck, Monaco oder Eulenburg heißen.“ (La Dépêche.) „Auch nach Etiennes Reise empfiehlt sichs, weder auf Freundlichkeiten noch auf Unfreundlichkeiten der Teutonen allzu großen Werth zu legen; wir wollen lieber, nach dem Rath, der ja vom Deutschen Kaiser selbst kommt, unser Schwert scharf und unser Pulver trocken halten.“ (L'Éclair.) „Durch die Vermittlung des Fürsten von Monaco, der auch unsere Theaterleute an den berliner Hof gebracht hat, wurde Herr Etienne zum Kaiser geladen und konnte

Go gle

an dessen Tisch speisen und mehrmals lange mit ihm sprechen. Er fand freundliche Aufnahme. Auch Waldeck-Rousseau hat beim Kaiser gespeist, der uns dennoch üble Streiche gespielt hat. Vor der Fahrt, die uns den Gestus von Tanger sehen ließ, war Wilhelm der Tischgast unseres berliner Botschafters. Freundliche Aufnahme und herzliches Einverständniß sind zwei sehr verschiedene Dinge. (La Charente.) „Wenn der Kaiser von Etienne eben so entzückt wäre wie Etienne von dem Kaiser, dann müßte unser Kolonialmann Clemenceaus Nachfolger werden; und dann gäbe es bald gewiß viele telephonische Gespräche zwischen Paris und Berlin. Wenn man plaudert, kommt man vom Hundertsten ins Tausendste, von der Wirklichkeit in den Bereich der Träume, vom Rhein nach Monomotapa; sehr ernst ist das Alles nicht zu nehmen. Aber man bringt Ideen in Bewegung und einzelne davon können sich im Hirn festwurzeln.“ (Lyon Républicain.) „Der Ausflug des Herrn Etienne stachelt die Einbildungskraft der Neuigkeitkrämer nicht mehr. Zu ernsthaften Gesprächen eignen sich nur die in Berlin und Paris beglaubigten Botschafter. Wenn unsere Wehrkraft allen Blicken sichtbar ist, werden unsere Sommerreisenden in Berlin vielleicht nicht mehr so freundliche Worte hören; aber unser Botschafter wird dort bessere Geschäfte machen.“ (L'Avenir de la Loire.) „Räthselhaft ist uns, wie ein französischer Politiker in diesem Augenblick eine Verständigung mit Deutschland suchen konnte. Wir sind im Kielwasser Englands. Unser Interesse und unsere Vertragstreue zwingt uns, den Wünschen Eduards des Siebenten unser Handeln unterzuordnen. Der Freund unserer Feinde kann nicht unser Freund sein. Warum sollte England in der Stunde, wo es sein Ziel, die Isolirung Deutschlands, erreicht hat, uns gestatten, die diplomatische Blockade zu brechen, die das europäische Gleichgewicht zu Britaniens Vortheil wiederhergestellt hat? Diese traurigen Gedanken kamen uns, als wir zuerst von Etiennes Diplomatenversuch hörten, der vielleicht im Interesse einer zur Nachfolge Clemenceaus bereiten Gruppe unternommen wurde“. (Express du Midi.) „Frankreich bleibt der Entente Cordiale treu und wird nichts thun, ohne sich des britischen Einverständnisses versichert zu haben.“ (Gil Blas.) „Wir werden bald sehen, daß Deutschlands marokkanische Politik unverändert ist; auch anderswo ist durch Etiennes Reise nichts geändert worden.“ (L'Écho de Paris.)

Google

„Die Tendenz des vielen Geredes über Etiennes Reise ist, uns zu einer Annäherung (oder Abdankung) zu bringen, wie die Gambettisten, wie später Ferry und Hanotaux sie träumten.“ (Le Nouvelliste.) „Man sagt, Wilhelm der Zweite träume von einer Reise nach Frankreich, die ihm stürmische Huldigungen bringen werde. Ich verspreche ihm überlaut jubelnde Zurufe für den Tag, wo er Heer und Flotte abgeschafft, das dadurch verfügbar werdende Geld den Budgets der Arbeit, des öffentlichen Unterichtes, der Wissenschaft und der Schönen Künste zugewandt und der Menschheit so den Beweis seiner aufrichtigen Friedensliebe gegeben hat. An diesem Tage wird Wilhelm der Zweite ein großer Mann sein.“ (Le Combat.) „So lange Deutschland in Marokko nach der Vorherrschaft strebt, ist es in Nordafrika unser Gegner und seine friedlichen Betheuerungen werden von seinem Handeln widerlegt.“ (Le Journal des Débats.) Das Alles klingt nicht wie Hochzeitmärsche. Nur in seinem Midi Colonial wird Herr Etienne ohne Einschränkung gelobt. Greise Senatoren und minder steife Romanschreiber (Herr Prévost, der sich als Erben Chauvins aufgethan hat, natürlich vornan), Abgeordnete und andere Advokaten stimmen in dem Urtheil überein: Ein rapprochement, das uns die Anerkennung des Frankfurter Friedens zur Pflicht macht, ist wider unsere Würde und deshalb unmöglich. Das war zu erwarten. Auf die Gefahr, als le plus farouche des Germains germanisants fortan noch lauter von den lieben Nachbarn verschrien zu werden, mußte ich sagen: Nur ein Kindergemüth konnte wähnen, Frankreich von Englands Seite zu uns herüberziehen und zwischen der Republik und dem Ewigen Bunde deutscher Fürsten ein Dauer verheißendes Einvernehmen schaffen zu können, so lange Clemenceau die französische Politik bestimmen darf. Der war schon, als Boulangers Geschäftstheilhaber, von Chlodwig Hohenlohe durchschaut worden.

Noch ist er aufrecht; ungefährdet, bis, im Oktober oder November, das Parlament wieder (schrecklich) zu tagen beginnt. Nur bis in die ersten Maiwochen, so hatten die Zeichendeuter verkündet, sollte der Sperberkopf des Horos ihn freundlich anblicken. Dennoch hat er am Nationalfesttag in Longchamp neben dem Präsidenten auf dem Ehrenplatz gesessen; zum ersten Mal von diesem Sitz auf das Paradefeld herabgesehen. Wie mag ihm zu Muth gewesen sein? Dieser vierzehnte Juli hat dem alten Kampfhahn einen un-

Google

bestreitbaren Triumph gebracht. Der plumpe, gleichgiltige Herr Fallières wurde kaum beachtet; nicht einmal, als ein armer Narr, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dicht vor ihm mit einem altmodischen Revolver Lärm gemacht hatte. (Da der Präsident selbst sagte, es sei lächerlich, diesen Straßenunfug für ein Attentat auszugeben, war ein Gratulantenbesuch unseres Unterstaatssekretärs in der Französischen Botschaft recht überflüssig. Die im Auswärtigen Amt Bediensteten sollen, knurrte Fuchs Talleyrand zu Champagny, treu, geschickt, sorgsam, mais nullement zélés sein.) Aller Augen hingen an dem Gallierschädel des Mannes aus der Vendée. Welche Summe des Erlebens! Arzt auf Montmartre. Nach dem Zusammenbruch des Zweiten Kaiserreiches Amtsvorsteher in einem pariser Bezirk. Während der Communeherrschaft Vermittler zwischen Versailles und Paris, Rebellen und Geiseln. Radikaler Abgeordneter. Ankläger Broglies. Todfeind Gambettas und Ferrys. Befreier der Communards. Erst Protektor, dann Gegner Boulangers. Der berühmteste Ministerschlächter. Ein Ehescheidungskandal mindert sein Ansehen. Die Panamaschlammfluth spült den Freund des Promotors Cornelius Herz aus dem Palais Bourbon. Vendu à l'Angleterre! Frankreichs bester Redner findet in Frankreichs Grenzen nirgends mehr Gehör. Ein Vernichteter? .. Ein Unverwüstlicher. Wer nicht hören will, soll lesen; muß. Der Rhetor wird, spät, Journalist; gründet die Justice und den Bloc, leitet die Aurore; wird das erfinderische Haupt des Dreyfusvolkes. Ruft zum Widerstand gegen die Staatsgewalt; verdammt den Militarismus. Und sieht, als Ministerpräsident, vom Ehrensitz dann den Parademarsch, den General Picquart, sein Günstling, befiehlt. Die Beiden, die so lange gevehmt und des Landesverrathes bezichtigt waren, verkörpern auf diesem Felde der festlich erregten Menge den Gedanken der nationalen Wehrhaftigkeit. Sechsundsechzig Jahre; doch in Frack und Cylinder noch beweglich, ungebeugt, frisch und voll bösen Witzes wie an dem Tag, da er mit giftiger Zunge den Tonkinesen vom höchsten Sitz stichelte. Hat er nicht Alles, was seine Jugend begehrte, in firnem Alter erreicht? Bündniß mit England. Trennung des Staates von der Kirche. Vereinsamung Deutschlands. (Der Dreißigjährige hatte gegen den Präliminarfrieden gestimmt). Freilich: ganz so radikal ist er nicht mehr. Möchte sich als homme de gouverne-

Google

ment zeigen. Mit dem blanken Schwert seiner Rede hat er Herrn Jaurès hingestreckt. In Marseille die Bäckergesellen, in Paris die Elektrizitätarbeiter zu Paaren getrieben. Als die Maifeier drohte, die Hauptstadt in ein Heerlager verwandelt. In jedem Strike die Partei der Kapitalisten ergriffen. Die übermüthige, verhaßte C.G.T. (Confédération Générale du Travail) geknebelt. Beamten und Lehrern, wenn sie sich ungeduldig rührten, die Faust unter die Nase gehalten. Uebermorgen muß er fallen, hieß es; seit Ostern schiens sicher. Wen hat er denn noch? Nicht mal mehr die Vereinigten Sozialisten. Der Block ist gesprengt. Und der Einkommensteuerentwurf des Finanzministers Caillaux ist allen Besitzenden ein Gräuel. Als gar noch die Winzerrebellion ausbrach, der fromme Demagoge Marcelin Albert wie ein neuer Heiland angebetet wurde, die Departements Aude, Hérault, Tarn sich frech von der Republik losreißen wollten und das Siebenzehnte Regiment den Gehorsam weigerte, schien Alles verloren. Aber Clemenceau stand auch diesem Sturm. Er ließ den arglosen Albert zu sich kommen; gab ihm Geld und nahm ihm so den Erlösernimbus. Er schickte die Siebenzehner in ein tunesisches Biribi, wo ihnen bei Sonnenbrand und Strafarbeit aller Art das Meutern vergehen werde. Er griff im Aufstandsbezirk so fest zu, daß die Schreier erschraken; und ließ, als sanftere Mittel nicht wirkten, sogar schießen. Un mâle! Keiner hatte es ihm zugetraut. Und er hat Udjda besetzt, nach dem die Franzosen seit Jahren schon langten. Mit Japan und Spanien Verträge geschlossen. Eduards Liebling. Der Exponent der Pläne, die Herrn Delcassé das Ministerleben gekostet haben. Die Nation jauchzte dem Mann zu, der unter Schwächlingen ein Eisenkopf schien. Die Abgeordneten waren froh, statt der neuntausend fortan fünfzehntausend Francs Lohn zu erhalten, und fanden, den Spender solcher Bescherung müsse Dankbarkeit noch ein Weilchen im Amt halten. Die Garde im Paraderock, über der Tribüne das lenkbare Luftschiff Patrie: auch Clemenceau hat eine Bastille gestürmt.

Sechs Monate zuvor, als die Reporter ihn zweifelnd fragten, ob er die Schwierigkeit der Kabinetsbildung überwinden werde, gab er die Antwort: „Je suis comme le pneu Michelin: je bois l'obstacle.“ Bis er Senator und Minister gar wurde, rief er den Sozialistenfressern stets zu: „Le péril est à droite!“ Er thuts nicht mehr. Nach der Heimkehr von der Truppenschau aber sprach er, der, als

Google

der schwachsinnige Matrose Maillé in die Luft knallte, auf der linken Seite des Präsidenten gesessen hatte, zu seinen Beamten: „Seht Ihr nun ein, daß die Gefahr rechts ist?“ Immer guter Laune. Immer ein Witzwort auf der Lippe. In Fährniß noch bereit, sich selbst zu bespötteln. So kennt Frankreich ihn seit bald fünfzig Jahren. Zieht dem witzigen Kopf, dem Spötter und unüberwindlichen Dialektiker aber den Mann mit den starken Nerven vor. Der hat in Longchamp lächelnd triumphirt. Frankreichs Leiden ist allgemeiner und besonderer Art. Das auf seinem reichen Boden verwöhnte Volk kann sich den Forderungen einer gewandelten Zeit nicht mehr anpassen; seit der Revolution hat es für das modernste gegolten: und will nun nicht merken, daß es unmodern geworden ist. Seine Großindustrie (Ausnahmen: Kriegswerkzeug und Automobile) und Großfinanz kommt gegen die der Vereinigten Staaten, Britaniens und Deutschlands nicht auf. Unsere ernsten Geschäftsleute stöhnen, wenn sie nach Frankreich müssen. Da wird geschwatzt, gefrühstückt (noch immer im Restaurant) und wieder geschwatzt; da ists amusant, doch der Weg zu einem Handelsabschluß weiter als sonst irgendwo. Weiter und theurer; denn rechts und links schielen Augenpaare gierig nach einem pot de vin. Wozu sich überarbeiten? Man lebt nur einmal. Wenn die Frühstücksstunde schlägt, wird die wichtigste Verhandlung abgebrochen. Dabei ist der Franzose, der so oft rebellirt hat, fast konservativer als der Chinese. (Seine Große Revolution war im Grund nur Folge und Nachahmung der britischen. Bonaparte war Korse, Louis Napoleon Holländer, Eugenie Spanierin, Gambetta Genueser.) Er erfährt kaum, was draußen geschieht. Ist weder zu neuer Architektur noch zu neumodischen Möbeln zu bekehren. Läßt Alles unverändert: Betriebsformen und Spielschachtelstuben, Theater und Landwirthschaft. (Nur der in Roms Schule gedrillte Dickkopf des Paters Combes konnte die Entkirchlichung durchsetzen, die den echten Franzen bald danach wieder langweilte. Toujours calotte!) Wenn dem Winzer gerathen wird, er solle die Reben, die nichts mehr einbringen, aus der Erde reißen und besser lohnende Frucht ziehen, glotzt er und glaubt sich von der Regirung verrathen und verkauft. Die Rebe hat die Ahnen genährt und muß noch die Enkel nähren. Findet der Traubensaft keinen Absatz, so kanns nur an der Gesetzgebung liegen. Eine neue Kultur versuchen? Lieber sei der Reichs-

Google

leib zerfetzt. Paris selbst, Hugos stolze ville-lumière, kommt mit der eigenen Leuchtkraft längst nicht mehr aus. Kann den Fremdenstrom nicht, wie einst, ins enge Seinebett zwingen. Assimilirt die Zugewanderten nicht so leicht wie in stillerer Zeit. Hält sich nur um den Preis rascher Amerikanisirung auf der alten Höhe. Diese bewußte Rückständigkeit, der vor einem Einkommensteuerplan graut, erklärt manches Krankheitsymptom. Hinzu kommt das allgemeine Leiden der Demokratien: die Schwierigkeit, das souveraine Volk mit dem Gedanken der Staatsmacht zu versöhnen, zur Ehrfurcht vor dem Zweck, der Pflicht und dem Recht des Staates zu erziehen. Wie der Sonnenkönig der Anekdote, so denkt nun der Bürger, Bauer, Arbeiter, Soldat und Seemann: Ich bin der Staat. Der Herr Abgeordnete hat den Herrn Präfekten und den Herrn Minister an der Schnur, kann Aemter geben und nehmen und ist selbst wieder dem Wähler unterthan. Niemand will dienen noch gar sich ausbeuten lassen. Das zeigt sich besonders im Heer. Der Oberst, der Brigadier ist ein Leuteschinder? Weg mit ihm! Seit man Jahre lang erzählt hat, die Generalität stehe unter der Fuchtel des Jesuitenordens, ist der Respekt vor den Federbüschen dahin. Sollen wir uns etwa knechten lassen? Für das Phantom eines Vaterlandes? Vaterländer sind Luxusartikel für reiche Leute. Der Arme muß froh sein, wenn er ein Dach über dem Kopf hat. Auch dieses Leiden ist nicht von gestern. Schon Lamartine hat gesagt: „Daß wir ewig zwischen nothwendiger Unterordnung und unmöglicher Freiheit hin und her schwanken, ist nur Dem ein Räthsel, der nicht erkennt, daß zwischen der Heereszucht und der aufrührerischen Volksseele das Gleichgewicht nie herzustellen war.“ Heftiger als in irgendeinem anderen Land ward in Frankreich die Wehrdienstpflicht bestritten. Und doch hat der große Lyriker, der sich einen konservativen Demokraten nannte und der Schöpfer der Zweiten Republik wurde, warnend gesagt: „Wenn wir die kurze und durch Gesetz geordnete Sklaverei des Waffendienstes verschmähen, werden wir unter das hundertfach härtere und nie wieder abzuschüttelnde Joch des Proletariates gerathen, das Heer der Sekten, der Parteiwuth über uns fühlen, die Unordnung im Haus haben, Aufstände erleben, keine Heilmittel gegen unser Uebel finden und das Ende der Gesellschaft unter Geheul und Gekreisch nahen sehen. Das hat der Menschenverstand des französischen Volkes merkwürdig schnell

Google

ſtets begriffen: 1793, 1830 und namentlich 1848.“ Wird ers noch einmal begreifen? Wird die Verſöhnung der Demokratie mit dem Staatsmachtbedürfniß, des Menſchenrechtes mit der Bürgerpflicht gelingen? Schon hat Rouvier Frankreichs Auflöſung bekennt, haben Sie ſelbſt, Herr Poincaré, ungefähr im Ton Posadowſkys, die Bourgeoiſie zu freiwilligem Beſitzrechtsopfer ermahnt. Schon fürchtet Mancher, die von der Freiheit Enttäuſchten könnten einem neuen Tyrannen die Einzugsſtraße pflaſtern. Clemenceau ſoll helfen. Den Staat retten. Kommuniſten, Vaterlandloſen und Heeresfeinden den Daumen aufs Auge drücken. Vor ſozialreformatoriſchen Plänen braucht ſein Anhang nicht zu beben. Die ſind fürs Schaufenſter. Der galliſche Raufbold metzelt munter, was ihm in die Quere kommt; bringt morgen Rothwild eben ſo gern wie geſtern Schwarzwild zur Strecke. Und am Ende ſchafft der alte Jakobiner mit ſtarker Fauſt im Reich der Lilienkönige Ordnung.

Das Streben nach einer franko-deutſchen Verſtändigung würde ihn in eine noch wunderlichere Rolle drängen. Und was ſollten wir ihm als Spielhonorar bieten? „Weder in Tongking und China noch auf Formoſa und Madagaskar hat Deutſchland unſere militäriſchen Schritte gehemmt, unſere Pläne durchkreuzt, unſer Handeln irgendwie geſtört. Das iſt die reine Wahrheit. Und eben ſo wahr, daß in den zwei Jahren dieſer kolonialpolitiſchen Arbeit Frankreich ſich weniger als ſonſt um die Sicherung ſeiner europäiſchen Lage zu kümmern brauchte.“ Als Jules Ferry ſo ſprach, ſchäumte Clemenceaus Gallierblut auf; weil der Sohn der Vogeſen ſo ſprach, mußte er fallen. Was dem Meiſter mißlang, ſoll ſein aufgefütterter Schüler Etienne erwirken? Was Clemenceau als Abgeordneter hindern konnte, ſoll er als Frankreichs Herr und Hoffnung dulden oder gar fördern? Sein Fähnrich Pichon hat im Heumonat vor dem enthüllten Standbild Garibaldis die Verbrüderung der lateiniſchen Völker geprieſen, die, wie das Beiſpiel der Garibaldis (Giuſeppes, Menottis und Ricciottis Reiſe nach Tours) eindringlich lehre, immer bereit geweſen ſeien, dem Recht gegen die Macht zu helfen. Noch lauter ſchrie der radikale Herr, der dem pariſer Stadtrath vorſitzt. „Als unſer Volk, das mehr als andere für das Wohl der Menſchheit gedacht, gehandelt, gelitten hat, ſich gegen rohe Gewalt wehren mußte, eilte Garibaldi herbei; ihn trieb das empörte Rechtsgefühl.“ (Das, leider, nur nicht zum

Google

Taktiker weiht. Die von dem Sohn der Seealpen geleitete Guerilla blieb ohne den kleinsten Erfolg, erleichterte Bourbakis Lage nicht und wurde in Bordeaux von den zur Nationalversammlung Abgeordneten ein schimpflich lächerliches Abenteuer gescholten. Verleumdung, sagt Pichon, der nun die Apotheose folgt.) So reden Clemenceans Leute. Deren Herz wolltet Ihr im Sturm erobern? „Herr Clemenceau, der Lehnsmann Großbritaniens, wird sich vor jeder Kombination hüten, die sein englischer Kollege nicht vorher gebilligt hat. Englands Freundschaft würde sich schnell abkühlen, wenn wir uns Deutschland näherten. Und was könnte das Deutsche Reich uns als Ersatz bieten? Selbst ein Handelsvertrag wäre nur zu haben, wenn wir uns entschlössen, den Frankfurter Frieden zum zweiten Mal zu ratifiziren; und dazu würde sich schwerlich ein französisches Parlament hergeben. Was unsere Regirung will, ist in London, nicht in Paris, vom Barometer abzulesen.“ Das stand im Journal de Colmar. Und in der France Militaire: „Wilhelm mag lächeln, so viel er will. Er bleibt in seiner Rolle. Doch mit solchen kleinen Mitteln wird er uns nicht gewinnen, unseren standhaften Willen nicht beugen. Er ist der Mann von Tanger. Er hat uns beleidigt. Er wollte uns aus dem Hinterhalt überfallen und vernichten. Warum that ers nicht? Weil er Angst hatte. Angst vor der uns verbündeten englischen Flotte, die Deutschlands erwachsender Seemacht und dem Traum von der Hohenzollern-Weltherrschaft in der Nordsee das Grab bereitet hätte.“ Das ist grob. (Des Kaisers eifernde Artigkeit wird un rien menteur genannt und den französischen Sportsmen und Regattaweibern vorgeworfen, daß sie sich im Barbarenland von einem lächelnden Herzenfischer ködern ließen.) Sackgrob sogar. Doch nicht so gefährlich wie das Gesäusel von Wilhelm dem Friedlichen. Daß Der Yachtingbekanntschaft allzu ernst nehme, brauchten wir nicht zu fürchten. Eine Amerikanerin rühmte ihm einst den Reiz der guten Stadt Paris und bedauerte, daß er die Herrlichkeit dieser alten Kulturstätte nicht mit eigenen Augen bewundern könne. Höfliche Zustimmung Seiner Majestät. Ein Mittel, sagt die dadurch ermuthigte Milliardenlady, giebts freilich, das alle Hindernisse rasch aus dem Weg räumen würde. Der Gesprächspartner markirt höflich gespannte Aufmerksamkeit. „Ein enthusiastischer Empfang in Paris wäre sicher, wenn Eure Majestät sich entschlössen, den Franzosen die Provinzen

Go gle

Elsaß und Lothringen zurückzugeben.“ Rasch folgt die Antwort: „Ach? Darauf war ich noch nicht gekommen!“ Die ahnungloſe Amerikanerin hatte den Preis der Verſöhnung und der Einzugsehren deutlicher genannt und richtiger beziffert als bisher, vor und nach Marokko, alle Staatsmänner und Agenten der Republik.

Nach allem Ereigniß zweier Jahrzehnte, aus denen hier Probebilder gezeigt wurden, ſpricht der Präſident der Franzöſiſchen Republik: „Der Aberwitz unverſöhnlicher Feinde hat die Vernichtung des Europäerfriedens vorbereitet. Wir ſind die unſchuldigen Opfer des rohſten und zugleich mit der ſchlauſten Verſchmitztheit bis ins Kleinſte vorbedachten Angriffes geworden. Unſere arbeitſame Demokratie wollte mit allen Mächten höflich verkehren und hätte jeden Erſinner oder Nährer kriegeriſcher Pläne als Verbrecher oder als Narren behandelt.“ Am vierzehnten Julitag. Eine Stunde zuvor hat Herr Barrès in die Menge, die dem Sarg Rougets folgte, gerufen: „Uebers Jahr vor dem Kleber-Denkmal in Straßburg!“ Weil Krieg iſt? So hat, unter wolkenloſem Himmel, Déroulède hundertmal, haben Krieger, Schreiber, Kammerſchwätzer aller Seelenhautfarben, De Mun und Rochefort, der Blitzkopf Maurras und der plumpe Daudet ſehr oft geſprochen Und wurden nicht als Verbrecher, nicht als Narren behandelt. Das war Ferrys Schickſal; des Beſonnenen, der nicht Fanfare blaſen wollte. In ruhige Höflichkeit zwang Frankreich ſich nur ſo lange, wie es fürchten zu müſſen meinte, der Nachbar werde ſchon das ſchrill kränkende Wort mit dem Schwert rächen. Nur in dieſer Zeit blieb zwiſchen Rhein und Marne der Friede ungefährdet.

Aus den Briefen an Polte Gerlach wiſſen wir, daß Bismarck (der zuerſt „nach Juchten gerochen“ hatte) von der potsdamer Kamarilla des Bonapartismus, alſo der Sünde wider den Heiligen Geiſt der Legitimität, verdächtigt wurde. Frankreich, ſchrieb er 1857, „zählt mir, ohne Rückſicht auf die jeweilige Perſon an ſeiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher, in dem Schachſpiel der Politik, in welchem ich nur meinem König und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter als: anderen Leuten den Glauben benehmen, ſie könnten ſich verbünden, mit wem ſie wollten, aber wir würden eher Riemen aus unſerer Haut ſchneiden laſſen als ſie mit franzöſiſcher Hilfe vertheidigen.“ Im März 1859 wurde im Kladderadatſch das Gerücht

Go gle

erwähnt, Preußens Gesandter beim Bundestag habe nach dem Abschiedsdiner im frankfurter Hause Bethmann in einem Trinkspruch das kommende franko-preußische Bündniß gepriesen. Vorher, meinten Müller und Schultze, müsse wohl tüchtig getrunken worden sein. Bismarck schrieb aus Petersburg an den Redakteur Ernst Dohm, den er als witzigen Kopf und als Patrioten schätzte. Er bat, „Müller darüber aufklären zu wollen, daß er sich von Schultze Etwas hat aufbinden lassen. Die Angaben Beider sind aus der Luft gegriffen oder, nach dem technischen Ausdruck, ‚verfrüht', bis auf ein Abschiedsdiner bei Herrn von Bethmann, aber ohne Franzosen und ohne Toast; wie denn der mir in den Mund gelegte, in einer aus österreichischen, deutschen und englischen Diplomaten, neben dem russischen natürlich, bestehenden Gesellschaft, auch ‚beim irgendwievielten Glase' nicht recht wohl anzubringen gewesen wäre. Diese Benachrichtigung hat nicht den Zweck, Sie zur Rehabilitirung eines in seinem Patriotismus und seiner Nüchternheit verkannten Staatsbeamten zu bewegen, sondern ist lediglich bestimmt, mich vor dem Forum eines Institutes, dem ich so viele angenehme Momente verdanke wie dem Ihrigen, von dem Verdacht einer so groben Geschmacklosigkeit zu reinigen, wie sie in solchem Toast unter solchen Umständen gelegen hätte." Daß er (der inzwischen Gesandter am pariser Hof geworden war) von einem franko-russisch-preußischen Dreibunde träume, wurde in dem von Kalisch, Dohm und Hofmann herausgegebenen Witzblatt aber noch 1862 behauptet; und auch als Preußens Ministerpräsident blieb er dort der von Dämonen trug umgaukelte Schüler des Franzosenkaisers. Den er doch niemals bewundert, sondern eine „verkannte Unfähigkeit" genannt hat. Von ihm hatte Louis Napoleon keine viel bessere Meinung. „C'est un fou," flüsterte er Mérimée zu, als er Bismarck am biarritzer Strand getroffen hatte. In einem Gespräch mit Crispi sagte der deutsche Kanzler: „Der Kaiser war kein schlechter Mensch; er war besser, aber auch dümmer, als man anzunehmen pflegt. Trotz seiner deutschen Erziehung war er unwissend. Von Geographie und Statistik hatte er keine Ahnung. Er kannte nur die Geschichte des Ersten Kaiserreiches; und auch die nur als Legende zur Verherrlichung Napoleons des Ersten." Schien, als Bismarck ihn kennen lernte, aber auf Preußens Karte setzen zu wollen. Schon im November 1855 ließ er durch den (dem

Google

sigmaringer Hofe verschwägerten) Marchese Pepoli in Berlin die Abkehr von Oesterreich empfehlen (das ein Hinderniß seiner italischen Pläne war und deshalb isolirt und gedemüthigt werden sollte). „Wenn Preußen sich nicht von diesem veralteten Gebilde trennt, verdammt es sich selbst zur Unbeweglichkeit.“ Als der Bruch 1866 dann Ereigniß geworden und Oesterreich besiegt war, ärgerte der Zuwachs preußischer Macht den in den Tuilerien erschlafften Träumer. Dessen wohlwollende Neutralität fand Bismarck weder räthselhaft noch heißen Dankes werth. „Louis Napoleon (schrieb er als Greis) sah in einiger Vergrößerung Preußens in Norddeutschland nicht nur keine Gefahr für Frankreich, sondern ein Mittel gegen die Einigung und nationale Entwickelung Deutschlands; er glaubte, daß dessen außerpreußische Glieder sich dann des französischen Schutzes um so bedürftiger fühlen würden. Er hatte Rheinbundreminiszenzen und wollte die Entwickelung in der Richtung eines Gesammt-Deutschlands hindern. Ich war nicht zweifelhaft, daß ein deutsch-französischer Krieg werde geführt werden müssen, bevor die Gesammteinrichtung Deutschlands sich verwirklichte. Mein Bestreben, diesen Krieg hinauszuschieben, bis die Wirkung unserer Wehrgesetzgebung und militärischen Erziehung auf alle nicht altpreußischen Landestheile sich vollständig hätte entwickeln können, war natürlich; und dieses mein Ziel war 1867, bei der luxemburger Frage, nicht annähernd erreicht. Jedes Jahr Aufschub des Krieges stärkte unser Heer um mehr als hunderttausend gelernte Soldaten.“ Er hat den Krieg nicht gewollt; doch stets für unvermeidlich gehalten. Als er Louis Napoleon zum vorletzten Mal sah (zum letzten Mal sah er ihn in dem Weberhäuschen von Donchery), sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu dem Preußen: „Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kann nicht leiden, daß ein anderer Hahn lauter kräht als er; und bei Sadowa habt Ihr gar zu laut gekräht.“ Das wars. Trotz den Infusionen römischen und germanischen Blutes sind die Franzosen Gallier geblieben. Der beste Adel, dessen Häupter das Fallbeil mähte, war fremden Stammes. Mit der Masse kam das gallische Wesen zur Herrschaft, das sich seit den Tagen Julius Caesars im Tiefsten kaum verändert hat. Mit Morny, Drouyn de Lhuys und Thouvenel war noch auszukommen; mit Rouher, Gramont, Olli-

Google

vier nicht mehr. Und nach den Russen und den Oesterreichern sollten endlich auch die Preußen geschlagen werden. Diese Hoffnung trog: und Bismarck, den Eugenie plus causeur qu'un Parisien genannt, das Journal des Débats gerühmt und den, „weil sein Auge nie fror", seit 66 das Herr bewundert hatte, wurde zum Oger, zum Wüstling und Kanibalen. Weil er für einen unvermeidlichen Krieg die seinem Land günstigste Stunde gewählt und nicht versucht hatte, die Wunde des Feindes mit Sentimentalitäten zu pflastern. Wie kam solches Ungeheuer ins Land Schillers und Goethes?

Die hatte ein rechter Franzos, dem der nationale Eigenbau völlig genügt, zwar nicht gelesen; hielt sie aber für die unwandelbare Verkörperung deutschen Geistes und staunte, als er über das hinter dem Wasgenwald wimmelnde Leben reden hörte. Eine Horde harmlos dumpfsinniger Barbaren, der eine Schaar weltfremder Dichter und Denker voranschreitet: darauf war er gefaßt gewesen. „Sie haben mehr Kraft, wir haben mehr Temperament und geistige Feinheit. Ils ont la force, nous avons la flamme." Rieselte aber nicht auch durch Germaniens massigen Leib nun ein feines Feuer? Dieses Land hat nicht nur die Wucht seiner Lanzenreiter; hat auch Strategen, Techniker, Industrielle, Kaufleute, die keinen Vergleich zu scheuen brauchen. Schlimm. Doch einstweilen nicht zu ändern. Von Marktschreierrezepten ist nichts zu hoffen. Weder die Lilie noch ein Spätling vom Stamm des Korsen kann helfen. Frankreichs Leib ist verstümmelt und darf die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz drum nicht ablegen. Aber das Leben geht weiter; in die Trauerchoräle tollt und jauchzt gallische Fröhlichkeit hinein; und übers Meer winkt mit rosigem Finger eine neue Morgenröthe. Deutschland zeigt sich höflich und thut, was es dem Nachbar am Auge absehen kann; der Kaiser, der Kanzler. Ein Kolonialreich? So groß, wie Ihrs wollt und erlangen könnt. Marokko? Wir geben Euch Blankovollmacht; sichern jedem Antrag, den Ihr in Madrid stellt, unsere Unterstützung. Indochina? Unsere besten Wünsche geleiten Euch. Nicht auf die Schwächung Frankreichs wars abgesehen. Jede Expansion war ihm gegönnt. Nur in Europa sollte es sich in den Grenzen des Frankfurter Friedens bescheiden. Zorniger Argwohn witterte in diesem Programm den Mausfallenspeck. „Je weiter wir uns dehnen, desto empfindlicher wird unser Centrum, das von keiner Erschütterung der Peripherie unberührt

Google

bleiben kann. Ein neues Frankreich verheißt Ihr uns? Wichtiger dünkt uns der Wiederaufbau des alten.“ Nicht Ferry nur hat den Widerhall dieser Stimmung gespürt. Und doch war Bismarcks Wunsch klar: auf der Westflanke Deutschlands das europäische Geschwür endlich, ohne gewaltsamen Eingriff, zu enteitern. Vor jedem Handeln und Unterlassen bedachte er, wie es auf Frankreich wirken werde. Das war freilich nicht zu behandeln gewesen wie Oesterreich in Nikolsburg: als ein Gegner, auf dessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen durfte. Ob Frankreich nur den Elsaß, ob, nach der Forderung der Hofgeneralität, auch das französische Lothringen verlor, ob es die Grenzen von 1815 behielt oder sich gar des Besitzes der Landstrecken von Landau und Saarlouis wieder freuen durfte: der Verlust des Primates würde wie die ärgste Schmach schmerzen und kein Mittel unversucht bleiben, das Rache für die in dem gegen Ludwigs und Richelieus Schatten geführten Krieg erlebte Niederlage versprach. Also geschah es. Frankreich konnte in Ruhe zur Weltmacht wachsen und das starke Glied eines Kontinentalbundes gegen britische Anmaßung werden, wenn es die Entscheidung des Kriegsgottes hinnahm. Das vermochte der gallische Geist nicht. Rache wollte er; kannte, wie Perkunos, keine andere Freude als die aus dem Blut der Feinde aufdampfende. Die Naturgeschichte lehrt, daß ein Geschöpf von sehr centralisirter Organisation den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht erträgt; so, sprach Mancher, wirds Frankreich ergehen: ohne den Elsaß und Lothringen ist es kein lebensfähiges Reich mehr. Mit solchem Wahn mußte Deutschland rechnen. Für die Isolirung des Nachbars sorgen. Der verschmerzt nicht, wie ein Lateiner, Slawe, Germane, ein ihm angethanes Leid, tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer einem Tapferen erlegen zu sein. Der ruht nicht, bis auf seinem Schild die Scharte ausgewetzt ist. Sobald Frankreich sich stark genug fühlt, will es Deutschland bekriegen. Und wird, leis oder laut, jeden halbwegs starken Feind Deutschlands unterstützen. Deshalb, meinte Bismarck, muß es um jeden Preis von Rußland, England, Italien getrennt werden.

Zwanzig Jahre lang ists gelungen. Zwanzig Jahre lang fand Frankreich keinen Bundesgenossen. Sah Deutschland stärker und reicher werden: und mußte die Hoffnung auf einen Sieg seiner Rachsucht mählich einsargen. Dreibund, deutsch-russische Asse-

Google

kuranz, das anglo-deutsche Verhältniß oft herzlich und immer korrekt: nur Wunderglaube konnte noch helfen. Im Frieden nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen, vom Krieg nichts zu erwarten. Dabei blühte die Wirthschaft der Republik üppig und ihr mohammedanisches Reich wurde zum Land der Verheißung. Wer für Deutschland sprach, war noch immer an Leib und Leben gefährdet. Doch war man zufrieden, wenn Deutschland sich nicht rührte. Der Glaube, es zerstücken zu können, glich im Grund nur noch dem an ein besseres Jenseits. Bis an die Neige des Jahrhunderts konnte, in der Wärme des Wohlstandes, die Wunde verharschen.

Allein vermochte Frankreich gegen das an Menschenzahl, militärischer, industrieller, technischer und kaufmännischer Kraft ihm überlegene Nachbarreich nichts auszurichten. Doch unser hitziges Werben hatte ja das Eis, das die Republik blockirte, längst geschmolzen. Trotz allem Radikalismus, unter dessen Herrschaft die Autorität in Heer und Verwaltung welkte, hielt das Bündniß mit Rußland noch; und würde wohl fortwähren, bis Nikolai der Zweite einsah, was Nikolai der Erste früh wußte: daß von deutscher Intelligenz geführte russische Menschen dem Erdball Ruhe und Ordnung sichern können. Neue ententes, accords, agréments sind hinzugekommen. Mit England, Italien, Japan. Nach seiner Bevölkerungziffer mußte Frankreich in den zweiten Mächterang sinken; und ist doch reich, geachtet, umworben. Diese Zeit wählten arglos täppische Deutsche zu Versöhnung und Werbung. Als der Britenkönig, der mit seinen gelben Steinen Rußland, Frankreich, Nordamerika auf dem Schachbrett mattsetzen konnte, eine franko-deutsche Verständigung wollte trieb ihn nur der Wunsch, dem deutschen Gegenspieler noch ein Feld zu nehmen: nach einem feierlichen Akkord konnte Deutschland sich im Fall eines Nordseekrieges nicht an Frankreichs Vermögen schadlos halten und war dem Britengroll ohne Faustpfand ausgeliefert. In jeder Noth deutschen Lebens würde die Erinnerung an die alte Wunde, die alte Niederlage Frankreich an die Seite unserer Feinde drängen. Nach dem Abschluß eines Bündnisses oder Kolonialgeschäftsvertrages, wenn all die guten Menschen und schlechten Musikanten, die für die „Annäherung“ schwärmen, ihre Wonne ausgetobt haben, wird Deutschland in Ost oder West in einen Krieg verwickelt. Frankreich wartet: und sitzt uns nach der ersten Schlappe (kein redlicher

Google

Franzmann kanns leugnen) auf dem Nacken. Sollen wir ihm die Wahl der zur Revanche günstigsten Stunde überlassen oder uns, da wir seiner (aus edler Wurzel stammenden) Rachsucht gewiß sind, das Praevenire vorbehalten? Von ihm, das unserem europäischen Besitzstand die Anerkennung weigert, die Garantie unserer Kolonialreichsgrenzen annehmen? Fibelleser mochten sich in der Pause an diesem Gedanken begeistern; solche Kinderpolitik als eine Friedensbürgschaft preisen. In den ersten Jahren nach dem Krieg brannte die Wunde heißer, ließen die Beust und Gortschakow, Skobelew und Boulanger, Gambetta und Clemenceau sie nicht vernarben: dennoch wurde der Friede nicht gestört. Weil Deutschland so stark schien, daß den vereinsamten Franzosen nichts zu hoffen blieb. Später erst hofften sie wieder. Hofften, ohne Schwertstreich den frankfurter Vertrag zerreißen und die Fetzen neben die Algesirasakte in den Reliquienschrein legen zu können. Wir liebten redlich das schöne Land und das streitbare Volk, das scharfen Verstand mit Phantasie, Grazie mit Tüchtigkeit, witzige Flinkheit mit lyrischer Kraft paart. Wir gönnten ihm jeden Ruhm, wünschten ihm jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermag) und wollten seinem Thatendrang, wenn er nicht unser Haus bedrohte, nie uns entgegenstemmen. Wir ehrten auch seinen Schmerz, achteten das Gefühl, das dem deutschen Nachbar die Trübung nationalen Glanzes nicht verzeihen konnte; und sagten, trotz Trafalgar, Waterloo und Faschoda: Dieses Volk, das auch im Hochsommer der Demokratie sich die gallische Wesensart bewahrt hat, vergißt schwerer als irgendein anderes erlittene Demüthigung. Da es uns aufrichtigen Herzens noch nicht lieben kann, müssen wir ihm Zeit lassen. Dürfen es weder mit Drohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es eines Tages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch im verhaßten Preußen das nützliche Glied der Menschheitfamilie erkennen; selbst in dem Preußen, das nicht wie Hefe in die Teigmasse aufgegangen, nicht wie die Urbs der Römer vom Weltreich aufgezehrt ist.

Wer solche Hoffnung gehegt hatte, wurde arg enttäuscht. Daß zu der Vereitelung unsere Politik mitwirkte, habe ich niemals geleugnet. Von allen pariser Anklagen ist nur eine fest begründet: Psychologie sei in Deutschland ein Treibhausgewächs. Zeichen der Schwachheit? Nein: der Kraft. Starke, zu Zeugung taugliche

Google

Menschen (und Völker) haben weder Muße noch Trieb, sich in fremdes Seelengehäus einzufühlen. Kalidasa, der Prediger Salomo, Cervantes, Dostojewskij sind in Germanenreichen nicht denkbar. Da thront nicht Platons Weisheit, nicht Philons Wort-Gott, nicht die Mitleidslust des Buddha oder Heilands. Da ist an jedem Anfang die That; sät der Ahn, daß der Enkel ernte. Von Germanen kam der Drang in, das Gefühl für persönliche Freiheit. Euer Guizot selbst hats bekundet; und würde der Fabel lachen, daß zwischen Maas und Memel nur Knechte fronen. Bis in das Herz römischer Christenheit wirkte, aus Luthers stämmigem Willen, dieser Drang. Seelenerkenntniß reifte nur am Spalier. Fremde Volksart wurde nicht leicht verstanden und fast immer, wie Unreines, vom Blut abgewehrt. Diplomatie? Noch heute ist kaum Einem auch nur der Begriff durchsichtig. In heller Zeit hatte Deutschland nur einen großen Diplomaten; vor und nach Bismarck keinen. (Dem König Fritz schadete der allzu oft auf die Lippe überfließende Spöttergeist. Und die Robert Goltz, Harry Arnim, Paul Hatzfeldt streckt nur blinde Liebe ins Maß der Großen.) Alle Fehler seien zugestanden. Unbestreitbar bleibt Frankreichs schroffe Abkehr von deutscher Werbung. Die Verträge mit Rußland (Ribot-Giers), mit Italien (Delcassé-Prinetti), mit England (Delcassé-Lansdowne) waren, ehe Deutschland plötzlich der Republik einen Weg, den nach Marokko, sperrte. Und daß diese Verträge den Rachekrieg ermöglichen sollten, war Spatzengeheimniß. England mochte sich durch den schnellen Bau der Kriegsschiffe und der Bagdadbahn in der Nordsee und am Persergolf, in Mesopotamien und Indien gefährdet fühlen; Rußland fürchten, die Bahnkonzession sei mit der Verbürgung ungeschmälerter Türkenherrschaft erkauft. Frankreich hatte nicht den winzigsten Grund zu mißtrauischer Sorge. Die Befestigung Vlissingens, der Scheldemündung konnte es nicht schrecken; wenn, nach Kitcheners zu lautem Wort, Englands europäische Grenze nicht der Pas de Calais, sondern die Maaslinie ist, durfte ein friedliches Frankreich ja nur wünschen, den Briten das Hafenthor von Antwerpen zu verriegeln. Ueber das Erzbecken von Briey, im Grenzbezirk Meurthe-et-Moselle, wäre im Lauf stiller Zeit den Häuptern der Industrie und Banken wohl eine dem Bedarf genügende Verständigung gelungen. Wo lag ein nicht wegzuwälzender Stein? Die Republik

Google

wollte Deutschland schlagen; ihm das Reichsland nehmen; der Hahn neuen Sonnenaufgang erzwingen. Trotzdem erwiesen war, daß Frankreich ohne den Elsaß und das deutsche Lothringen gedieh, und nur von Narrenkappen der Wahn klingelte, Straßburg sei eine im Kern französische Stadt. Ich weiß: Herr Clemenceau war als freier Mann, blieb als Homme Enchaîné Ihr Feind; Herrn Delcassé (der uns erst nach 1904 hassen lernte) mochten Sie nicht riechen; verkehrten fast innig mit dem „Annäherer" Caillaux; und gingen als erster Präsident auf deutschen Boden: an den Eßtisch des Freiherrn von Schoen. Wie Opfer sollten wir, in dankbarer Ehrfurcht, bestaunen, daß endlich, nach dreiundvierzig Jahren, ein Elysier ins Botschafterheim des Reiches trat, das in ehrlichem Kampf gesiegt, seine Grenze gesichert, altes Erbgut zurückgerafft hatte. Die Pariserstimmung klang reiner. Nach dem Umsturz der Ordnung in Persien, China, Südosteuropa wünschten Britanien und Rußland sich Ruhe. Doch vom Grundgebälk bis an den Dachfirst Frankreichs war Haß eingespeichert. Heute erst wissen wirs ganz. Sonst könnten Männer vom Rang der Bergson, Boutroux, France nicht wie das wüsteste Hallenweib keifen. Mit dem von solchem Willen erfüllten Volk war nicht in Eintracht zu leben. Das starrte auf ein von Pfuschern ihm zugesteckes Zerrbild. Deutschland: der Erbfeind (weil es den Louis und Bonaparte gierig Franzenland abrang); die finstere Höhle, worin die Horde roher Knechte haust. Was sie sinnt, ist Frevel, was sie spricht, Lüge; ihre Waare ist Schund (camelote), ihr Gewerbe Trug, ihr Krieg feiges Gemetzel; daß sie, der öffentliche Verhöhnung Schwangerer liebe Gewohnheit ward, von deutscher Kultur zu sprechen wagt, ist unübertreffbare Frechheit. Solche Koprolithen sind nicht von gestern; aus Sauriernacht blieb der versteinte Koth. „Als ich in Versailles im Quartier lag, sah ich die Schulhefte der Söhne meiner Wirthin durch und war erstaunt über die ungeheuerliche Geschichtlüge, die in französischen Schulen kultivirt wird. Die Folge ist, daß der junge Franzose früh ein falsches Bild von der Bedeutung seines Volkes, von dessen Berechtigung zu Macht erhält und daß er mit einem Hochmuth in die Welt tritt, von dem das deutsche Sprichwort sagt, daß er vor dem Fall kommt." (Bismarck.) Hochmuth, der schwüre, daß ohne sein Gekräh nicht Tag werden kann. Und der Sie, Herr Präsident, verleitet, jetzt noch die Erlangung

Google

der Rheingrenze, die Vernichtung des Feindes anzukünden. Als handelte sichs um Spielgewinne, nicht um Menschheitschicksal. Sie und Ihre Landsleute haben nie Deutsche gekannt ... Hohe Kultur? Goethe, der den Franzosen Sachlichkeit, Fundament, Ehrfurcht absprach und sie, ihrer Beifallsucht wegen, die Weiber von Europa schalt, hat gesagt: „Den stärksten, heftigsten Nationalhaß findet man auf der untersten Stufe der Kultur. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Weh seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet.“ Das Deutschland, dem dieses Licht strahlte, ist noch nicht in Sündenfluth gesunken; lebt nicht nur, wie die Wikingerstadt der Sage, in verwehtem Glockenton.

Warum pfaucht Ihre Wuth? Wäre der Krieg nicht durch die Schuld Einzelner, Menschen oder Staaten, sondern durch das grauseste Mißverständniß dicht verschleierter Absicht, durch Angstgefuchtel und Unklugheit geworden: Frankreich hat ihn erwünscht. Konnte ihn niemals unter günstigerem Stern führen als im Verein mit vier Großmächten, zwei kleinen Kriegerstaaten und einem kräftigen Nachbar. Die Dritte Republik war das aus der Scheide gelockerte, halb schon gezückte Schwert, nach dem jeder dem Deutschen Reich Grollende greifen konnte; und sollte. Nicht (wie mans jetzt darzustellen trachtet) als Schützer Belgiens rückte Frankreich ins Feld, sondern als Rußlands Gefährte. Einsam konnte es bleiben; den Entschluß zu Neutralität ankünden, sie sich sogar von Europa verbürgen lassen: und in feinste Daseinsform blühen, der Zierpark und Prunksaal des Erdtheiles werden und, mit der verwegen ins Weite strebenden Mannschaft, selbst, endlich, seine Siedlungen in Afrika und Asien nützen, statt sie länger noch Fremden als Schacht und Weide hinzugeben. Niemand hätte ihm eine Scholle, einen Wiesenrain abverlangt. Da es Rache und Rückeroberung besann: dürfte es klagen, wenn der von solchem Plan und von übermächtiger Verbündelung Bedrohte die ihm noch genehme Stunde für den Austrag des Streites wählte? Ist der Deutsche ein verruchter Schelm, weil seine Kraft dem Nachbarsauge nicht einleuchtete? Ein Franzos, der sie erkannte (doch nicht liebte und von wilder Gier nach Frankreichs Geld gelenkt wähnte), Herr Delaisi, hat, in der

Google

Flugschrift „La guerre qui vient“, im Mai 1911 ungefähr vorausgesagt, was kommen werde, wenn Frankreich nicht vom alten Weg abbiege. Auch, daß Deutschland, um in der Klammer der Koalition nicht zu ersticken, durch Antwerpen schnell ans Meer vorstoßen und die französische Presse dann aus Riesenlettern heulen werde: „Belgiens Neutralität besudelt! Das Preußenheer auf dem Marsch nach Lille!“ Dieser Marxist war kein Jesaias; nur ein kleiner Prophet. Schliefen die Kämmerlinge der Republik? Oder hofften sie, der „pedantische Barbar“ nebenan sei wie ein Simson oder Duncan zu beschleichen? Für ihrer Blindheit Sünde blutet Frankreichs tapfere Jugend. Mit ihr wäre haltbarer Friede möglich geworden. Ihr war der Jammer um die verlorenen Provinzen nicht Lebensinhalt. Manchem Jüngling, der die Luft westdeutscher Hochschulen geathmet, in den Wissens- und Gewissensschrein deutscher Menschheit geblickt hatte, entrang sich, wie nach Albendruck, das frohe Geständniß: „Das ist nicht die Kaserne, mit der man uns von Kindheit an schreckte!“ Aber die Jugend hatte in die Staatsgeschäftsleitung nicht dreinzureden. Die blieb den Verärgerten, von Milzsucht Gequälten, die stets an Gestern, nie an Morgen dachten. Deren Macht hat auch der Wahlsieg Rother und Röthlicher, von dem Hoffnung schimmerte, nicht gebrochen. Deren Vormann tröstet im Juli noch die zum Volksfest Versammelten mit dem Septembersieg an der Marne, dem einzigen Hauptschlag, der dem Vierbund in Europa gegen Einen gelang. Schlauer Verschmitztheit zeiht er den Feind, den, wie in Theben einst Antigones trotzigen Bruder, Sieben belagern. Die Krieger achten einander. Schwerverwundete, Deutsche und Franzosen, krochen und ächzten sich in Bern an die Wagonfenster, um den Leidgenossen vom anderen Stamm Gruß und Wunsch ins Krüppelantlitz zu winken. Hinter der Front schimpft und speit der Präsident der Französischen Republik. Wo ist die Leistung Eurer Excellenz? Der Jahresabschluß der Verbündeten ist spottschlecht; Sie aber verheißen nahen Triumph und sehen aus Dämmernebel den Ruhmestag steigen. „Ist eine Sonne mir ungehorsam: ich bin der Hahn fernerer Sonnen und des Glaubens voll, daß eines Tages nie wieder Nacht werden wird.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 14. August 1915.

Notizen.

Warschau.

„Hier ruht Katharina die Zweite, die 1729 in Stettin geboren wurde und 1744 nach Rußland ging, um Peter den Dritten zu heirathen. Als Vierzehnjährige schritt sie, nach festem Entschluß, drei Zielen zu: ihrem Mann, der Kaiserin Elisabeth und dem Russenvolk wollte sie gefallen; und that, was ihre Kraft vermochte, um an diese Ziele zu gelangen. Achtzehn Jahre einsamer Langeweile trieben sie, viele Bücher zu lesen. Als Kaiserin wollte sie das Gute: das Glück, die Freiheit, den Wohlstand aller ihr Unterthanen. Keinen Menschen hat sie gehaßt und jedem gern verziehen. Sie war leichtlebig, zu Milde geneigt, von heiterer Gemüthsart, von Herzen gut und von Gesinnung Republikanerin. Sie hatte Freunde und liebte die Arbeit, die ihr nie mühsam ward, eben so wie Geselligkeit und Schöne Künste.' Diese Sätze sollen auf meinem Grab zu lesen sein. Nur Gardereiter sollen meinen Sarg tragen. In einem weißen Kleid will ich, auf dem Haupt die goldene Krone, auf der nur mein Name steht, bestattet sein. Die Trauerzeit soll längstens ein Halbjahr währen; je kürzer, desto besser. Schon nach sechs Wochen sollen wieder Volksfeste erlaubt sein; Trauungen, Hochzeitfeiern, Musik sogleich nach der Beisetzung. Meine Bücher, Manuskripte, Briefe, Edelsteine hinterlasse ich meinem lieben Enkel Alexander Pawlowitsch, den mein Herz und mein Geist segnet. Den Thron des griechischen Orientreiches soll Großfürst Konstantin besteigen. Im Hinblick auf das Wohl dieses und des russischen Reiches

Google

rathe ich, ihren Geschäften die Prinzen von Württemberg und alle Halbdeutschen fern zu halten. In Scham erröthen, in Schande versinken soll, wer meinem Letzten Willen die Erfüllung wehrt." Sprach aus Katharina in den Stunden, da sie sich die Grabschrift bestimmte und, ohne Paul Petrowitsch, ihren Sohn, zu erwähnen, die stärksten Wünsche des welkenden Herzens aufschrieb, nur eitle Laune? Unbefangenes Urtheil wird ihr nicht nachsagen, daß sie sich für das Paradebett putzte, mehr häßliche als kräftige Wesenszüge wegschminkte und als Englein in die Nachwelt schimmern wollte. Republikanisch darf sie ihre Grundstimmung mit dem selben Recht nennen wie Bismarck seine in dem Gespräch mit Schurz. Ihre Sonne neigt sich gen West; doch das innere Auge des großen Weibes haftet an Morgenlandsglanz. Griechisches Orientreich, wieder ein Konstantin, ein russischer endlich, Kaiser; und jeder Germaneneinfluß durch hohe Dämme abgewehrt. Ihr Genius ahnt, daß der Kampf Entscheidung heischt, der achthundert Jahre zuvor begonnen hat: als Nikephoros Phokas, Basileus von Byzantion, auf dem Weg in die Nachfolge Roms das Heer Ottos des Großen traf. Der Fünfziger, der, als Feldherr des zweiten Byzantinerkaisers Romanos, den Arabern die Insel Kreta genommen, in Syrien den Islam besiegt und den Wunsch, auf dem Berg Athos, in der Lawra des Heiligen Athanasius, sein Leben still zu enden, bestattet hat, ist auf dem Thron und im Bett der Erbe des Basileus geworden. Dessen Witwe, die Schankwirthstochter Theophano, hat ihn gekrönt; und läßt ihn, sechs Jahre danach, vom Schwert des armenischen Generals Zimiskes töten und sein blutiges Haupt, des großen Siegbringers Phokas, zwischen Fackeln von einem Eunuchen der Menge zeigen. Als Kaiser hat Nikephoros gegen die Bulgaren den Russenhäuptling Wladimir von Kiew zu Hilfe gerufen und ihm, der zum ersten Mal russische Krieger vom Dnjepr ins Südthal der Donau führte, Anna, die zweite Tochter Theophanos von Romanos, zur Frau gegeben. Die überredet ihn und seine Russen ins Christenthum: und bereitet dadurch im Norden dem alternden Byzanz einen Erben. Ihre Schwester hat Otto der Große, da er Nikephoros zum Weichen zwang, als Siegespreis für seinen Sohn verlangt und erhalten. Mit ihr, die den Namen der Mutter trägt und sich 972, in Rom, Otto dem Zweiten vermählt, schreitet die Hoffnung auf die Herrschaft über Konstantinopel bis ins Haus der Sachsenkaiser.

Google

Ihrem Schwiegervater hat ein Papst Treue geschworen. Ihrem Sohn gestattet ein anderer Papst (Gerbert, der ihn erzogen hat und nun als Sylvester der Zweite thront), vom Aventin aus das Gesetzbuch Justinians als die alle Christen bindende Rechtssatzung zu verkünden. Und dieser dritte Otto, den Schmeichler als ein Weltwunder ausposaunen, will die Macht und Herrlichkeit der größten Caesaren erneuen und mit dem Kreuzszepter der Welt gebieten. Ist dem Germanenkaiser die Herrschaft über West und Ost vom Schicksal vorbestimmt? Niemals würde Katharina sich in diese Vorstellung gewöhnen. Byzanz ist das Erbgut der Russen. Deren Pflicht, alle Slawen in eine Familie zu schaaren, die Möglichkeit deutschen Einflusses abzudämmen und auf die weit über die Alpen vorgezackten Ränder der Lateinerwelt die Zwingherrnhand zu legen. Die Revolution, die Frankreich von Rom scheidet und der Papstkirche eine wichtige Provinz nimmt, ist der Zaritza willkommen. Neben Luthers Schatten stellt sich der Robespierres: Roms Grenze scheint nach Ost nicht weiter dehnbar. Höfischer Anstand und die Furcht vor fortwuchernder Gefährdung der Monarchie befehlen, die Jakobiner, die pariser Königsmörder laut schelten zu lassen. Doch die Frucht, die aus blutendem Boden reift, freut das Auge der Freundin Diderots. Ihre Kriege haben sie eine Million Menschen gekostet. Die wachsen nach; und sie lacht der Narren, die Rußland menschenarm nennen. Seit dem Frieden von Jassy ist sie der Türkensorge ledig. Was nun? Die römisch-katholischen Slawen bändigen; den Lateinern die östliche Insel, die Hoffnung auf den Polenstaat entreißen und sich selbst, in diesem Staat, einen Korridor nach dem Westen sichern. Wladimirs Sache gegen Ottos führen. Polen russisch, ein Großfürst in Byzanz Griechenkaiser: dann erst hat Anna über die ältere Schwester gesiegt.

Auf diesem Weg muß Katharina den alten Feind finden, der schon um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts mit zwingender Gewalt in das Schicksal Polens eingegriffen hat. Als Bundesgenosse Karl Gustavs von Schweden hat Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der Große Kurfürst, einst die Jagellonenhauptstadt Warschawa belagert und das Heer des Polenkönigs Johann Kasimir geschlagen. Spricht das Weichselvolk noch von Sparre und dessen tapferen Brandenburgerbrigaden, die im Sonner 1656 mit unbrechbarer Stoßkraft Tataren und Polen in die Sümpfe von

Go gle

Bialolenka trieben? Nur von der Preußenhilfe, die, hundert Jahre danach, dem Russengünstling Stanislaus Poniatowski auf den Thron half? Die Polen haben den Vertrag, der sie dem Königreich Fritzens verband, zerrissen und ihre Krone, als vererbbaren Besitz, dem Sachsenhaus Wettin angeboten. Daß der Weiße Adler, in dessen Fängen Danzig und Thorn sind, sein Hoheitzeichen bis nach Königsberg hin recke, darf selbst die bequeme Schwachheit Friedrich Wilhelms des Zweiten nicht dulden. Er fordert neue Theilung; erlangt sie, auf dem Reichstag von Grodno, von bestochenen Landboten; empfängt Danzig, Thorn und schließt, mit dem Land um Posen und Gnesen, die breite Lücke der preußischen Ostgrenze. „War die Theilung eine That gerechter Nothwehr, die das seit Jahrhunderten von dem polnischen Adel den deutschen Kulturträgern angethane Unrecht sühnte, so zeigte doch die Wahl der Mittel den sittlichen Verfall des preußischen Staates. Durch Wortbruch und Lüge, durch Bestechung und Ränke jeder Art erreichte er sein Ziel; nicht befriedigt von der Sicherung seiner Grenzen, griff er schon, weit über das Nothwendige hinaus, bis zur Bzura, tief in reinpolnisches Land hinein. Das also verstümmelte Polen konnte nicht mehr bestehen; die zweite Theilung führte unaufhaltsam zu einem letzten Umsturz, der für Deutschland verderblich werden mußte.“ (Treitschke.) Noch ahnt Niemand diesen Verfall. Dehnung im Osten, Siege bei Kaiserslautern. Daß die Feldzüge gegen Frankreichs Heerhaufen ertraglos geblieben sind, darf nicht gesagt werden. Das Brandenburger Thor wird eingeweiht; Schumacher veröffentlicht in den Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen das „Berliner Volkslied Heil Dir im Siegerkranz“; der Kronprinz führt seine holde Braut Luise in die jubelnde Hauptstadt. „Ein Rausch patriotischen Stolzes und royalistischer Hingebung erfüllt die Gemüther.“ Vier Monate danach kommt die Kunde von der blutigen Osterwoche aus Warschau. Im weißen Bauerskittel hat Vater Thaddaeus Kosziuszko mit seinen Sensenmännern die Russen verjagt und gemetzelt. Soll Preußen warten, bis Rußlands Wuth die grausen Apriltage gerächt und das herrnlose Polen an sich gerissen hat? Nein. Friedrich Wilhelm rückt schnell ins Land; schlägt die polnischen Haufen bei Rawka; erobert Krakau; will Praga stürmen und, wie einst der Große Kurfürst, als Eroberer in Warschau einreiten. Doch er läßt sich um-

Google

stimmen. Plant langwierige Belagerung; giebt auch sie wieder auf; verärgert sein Heer und zaudert, bis Suworow, Katharinas bester Feldherr, die Vorstadt Praga gestürmt und das Heer Kosziuszkos vernichtet hat. Auf der Petersburger Konferenz vereinen Rußland und Oesterreich sich gegen den „natürlichen Feind“; am dritten Januar 1795 schließen sie einen Geheimvertrag wider den Staat, der im Kampf gegen den Aufruhr in West und Ost ihr Bundesgenosse war und, nach dem Wortlaut des Paktes, noch ist. Die von Wien Bevollmächtigten, die Krakau und Sandomierz für ihren Kaiser Franz verlangen, hören aus dem Munde des preußischen Generals Tauentzien die Antwort: „Diese zwei Provinzen in Oesterreichs Hand würden uns mehr Noth bereiten als alle Demokratien der Erde.“ Dennoch fällt den Kaiserreichen die Hauptmasse Polens zu. Rußland soll in den Donaubezirken eine Sekundogenitur gründen, den Habsburgern dafür den Erwerb von Bayern, Bosnien, Serbien, Venedig gönnen und Suworows Armee gegen Berlin vorschicken, wenn Preußens Gier sich nicht mit Warschau und einem schmalen Grenzstrich begnügt. Dreißig Monde gingen, seit das Heilige Römische Reich Deutscher Nation mit Prunkfesten das Auge der Mainzer blendete. Nun ist die Vormacht des Reiches gegen Preußen heimlich der Kaiserin von Rußland verbündet. Und während in Böhmen, auf das Geheiß des Ministers Thugut, für den Einfall in Preußen ein Heer aufgestellt wird, kämpfen die Kerntruppen Franzens und Friedrich Wilhelms gemeinsam gegen Frankreich. Jung und Alt, Krieger und Bürger, Blücher und Vincke, Hardenberg und Held empfinden die Unwahrhaftigkeit dieser Koalition. „Friedrich Wilhelm, ruf' es wieder, ruf' Dein tapfres Heer zurück! Laß uns sein der Franken Brüder: so gebeut es das Geschick.“ Der Wunsch weckt aus allen Schichten Altpreußens Widerhall. Zwar verbrüdert der schwächliche Baseler Friede die Deutschen nicht den Franzosen, sondern nährt nur den gallischen Uebermuth, dessen Schwert später Bonaparte wird; doch er lockert den Bund, der Lüge geworden ist. Friedrichs Staat sinkt in der Schätzung der Nachbarn, die ihn schlaff sahen; hat aber die Arme frei und könnte morgen handeln, wenn ein starkes Hirn seinen Willen lenkte.

Weil dieses Hirn fehlt, kann Katharina bis in den letzten Tag ihres Lebens hoffen, das Ziel zähen Strebens noch zu sehen

Google

Wer wagt die Verleumdung, sie habe sich der Revolution gefreut? Sie hat den adeligen Emigranten ihre Schatulle geöffnet; mahnt eifernd, in Frankreich die alte Staatsordnung wiederherzustellen; und blickt zornig auf Preußen, das sich so heiliger Pflicht entzieht. Thuguts Rath, dem unzuverlässigen Königreich alles Polenland, auch Westpreußen, wieder zu nehmen, ist vielleicht klug. Zur Ausführung bleibt der Slawin aus dem Haus Anhalt-Zerbst nicht mehr Zeit. Doch was zur Sicherung Polens und des Griechenreiches noch zu thun ist, dünkt sie leicht; Alexander und Konstantin, ihren wahren Erben (mit dem irren Paul rechnet sie nicht), fallen die Früchte wohl bald in den Schoß. Daß der Schwarze Adler dem Weißen Warschau genommen hat und das Land zwischen Bug, Narew und Weichsel beherrscht, kann Rußland verschmerzen. Ist kein Glück für Preußen. Das, sagt noch Treitschke, „besaß jetzt unter zehneinhalb Millionen Einwohnern an vier Millionen Slawen und lief Gefahr, seiner großen deutschen Zukunft entfremdet zu werden. Die Erwerbung von Warschau und Pultusk war freilich ein nothwendiger Schritt, unbedingt geboten nach den Anschauungen der Zeit, da Preußen den Schlüssel zu seiner Ostgrenze weder an Oesterreich noch an Rußland überlassen durfte. Doch es blieb unmöglich, diese Tausende feindsäliger Slachtizen, diese verdummten, den Kaplänen blind gehorchenden Bauern mit dem protestantischen deutschen Staat zu versöhnen. Die polnischen Provinzen schwächten die sittliche Kraft des Staates, der ohne die willige Hingebung seiner Bürger nicht bestehen konnte, und brachte seine innere Entwickelung zum Stillstand. Aus dem fest gefügten deutschen Staat, dem ein genialer Wille das Ungeheure zumuthen konnte, war ein schwerfälliges deutsch-slawisches Mischreich geworden.“ Ein Jahrzehnt lang gehört ihm Warschau. Im Winter 1806 empfängt die Masowierhauptstadt den Kaiser der Franzosen wie den Erlöser. Napoleon schlägt die Russen bei Zarnowo, Golymin, Soldau. Die geplante Umfassung mißlingt ihm: Bennigsens Armee verliert einen Theil ihrer Artillerie, zieht sich aber in leidlicher Ordnung zurück. Der Friede von Tilsit giebt das Herzogthum Warschau noch einmal den Wettinern. Fünfter Artikel des franko-russischen Vertrages vom siebenten Juli 1807: „Die Provinzen, die am ersten Januar 1772 dem Königreich Polen zugehörten und seitdem an Preußen gefallen sind, werden (außer

Google

den in den Artikeln 4 und 9 genannten Bezirken) Seiner Majestät dem König von Sachsen zugesprochen. Dieses Herzogthum Warschau soll nach Gesetzen regirt werden, die seinem Volk die Freiheit und altes Recht sichern, aber auch die Nachbarstaaten vor Ruhestörung schirmen." Siebenter Artikel: „Der König von Sachsen hat das Recht auf eine Heerstraße, die von seinem Erbland durch Preußen nach Warschau führt. Die Anlage der Straße, die Wahl der Etapenplätze, den Umfang jedes Truppentransportes wird, unter Frankreichs Schiedspruch, ein Sondervertrag beider Könige bestimmen." Vier Wochen nach Preußens Niederlage bei Jena hat Johann Dombrowski das Zeichen zum Aufruhr gegeben. In Tilsit wird der Ertrag sichtbar. Im vierten Artikel sagt Napoleon, daß er nur aus Freundschaft für den Zaren Alexander auf die völlige Zerstörung Preußens verzichtet habe. Friedrich August von Sachsen, der andächtigste Bewunderer des Korsen, trägt die Jagellonenkrone heim, verfügt über den Königsweg durch Schlesien und wagt nicht, zu murren, als der Polenadel sich wieder in Allmacht aufreckt und die deutschen Beamten aus dem Herzogthum scheucht. Die Freude währt nicht länger als Bonapartes Herrlichkeit. Im Februar 1813 ziehen die Russen in Warschau ein. Nun erst fühlt Friedrich Wilhelm der Dritte, wie gut Vernunft ihn berieth, da er dem Vorschlag des Freiherrn vom Stein widerstrebte, sich zum König der Polen krönen und deren tüchtigsten Edelmann als Stadthalter im Weichselschloß regiren zu lassen.

Der Jakobinerrevolution war der warschauer Osteraufruhr gefolgt. Der pariser Julirevolution folgt im November der Sarmatenaufstand gegen Katharinas Enkel Nikolai Pawlowitsch. Der hat im Frühjahr 1830 selbst in Warschau den Reichstag eröffnet; die Polen gemahnt, mit weiser Mäßigung ihres Rechtes zu walten; und dem Volkshelden Sobieski ein Denkmal gesetzt. Vergebens. In Moskau sind Polen, weil der Pöbel in ihnen die Verbreiter des Choleragiftes sahen, mißhandelt worden. Warschaus Jugend sinnt Rache. Der vorletzte Novembertag gebiert sie. Russische Generale werden gemeuchelt. Alle Moskowiter aus der Stadt, aus dem Land gejagt. Großfürst Konstantin, der Statthalter, kann sich zu offenem Kampf nicht entschließen und schleicht mit den Regimentern des Zaren im Dunkel aus dem Thor. Am fünfundzwanzigsten Januar 1831 beschließt der Reichstag, dem Haus Roma-

Google

now die Krone Polens zu nehmen. Vier Wochen danach wird das Rebellenheer bei Grochow von Diebitsch geschlagen. Doch der Feldmarschall traut seinem Heer die zum Sturm auf Praga nöthige Kraft nicht mehr zu und geht rückwärts. Polen ist frei; will die enge Form sprengen, die der Wiener Kongreß ihm gegeben hat; findet aber weder in West noch in Ost wirksame Hilfe. Das Frankreich des Bürger-Königs schickt schöne Worte. Lord Palmerston nicht einmal so billige Gabe: wie stünde er vor den Iren, wenn er Rußland der Knechtung Polens ziehe? Preußen empfiehlt, den Reichstagsbeschluß aufzuheben und von Nikolai Verzeihung zu erbitten. Gneisenau erhält den Oberbefehl über die vier Grenzcorps, die neuen Zuzug (schon sind aus der Provinz Posen zwölftausend Mann ins Polenheer übergelaufen) hindern sollen. Oesterreichs Staatskanzler nennt den Gedanken Adams Czartoryski, einem Erzherzog die Krone anzubieten, „absurd“ und Polen ein Pulvermagazin, dessen Brand alle Nachbarn gefährde. Nirgends thätige Freundschaft. Und in Verhandlung erniedert Nikolai sich nicht. Dem Haus Romanow das Thronrecht wieder zusprechen? Schrill höhnt die Antwort: „Ich bin sehr dankbar und tief gerührt.“ Daß der Tropf Diebitsch, trotz dem neuen Sieg, bei Ostrolenka, nicht ans Ziel kommt, ist begreiflich: ein Deutscher! Den Untauglichen (der, ehe ers ahnt, an der Cholera stirbt) soll der Urrusse Paskiewitsch im Kommando ablösen. Bei Ossiek geht er über die Weichsel; und erstürmt am siebenten September die Hauptstadt. Er wird Fürst von Warschau. Das Königreich eine (in Verwaltung und Rechtspflege unabhängige) russische Provinz. Aus den Westländern winselt Mitleid, das nicht zu münzen ist. Im pariser Abgeordnetenhaus aber spricht, als Polen sein Heer und seine hauptstädtische Hochschule verloren, die Hinrichtung und Verbannung aller Rebellenführer erlebt hat, Graf Sebastiani, Korse, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und Günstling des Königs Louis Philippe, gelassen das Wort: „In Warschau herrscht Ordnung.“ Nirgends klirrt ein Schwert. Der harte Nikolai kann lächeln

Schluchzt nun sein weicher Enkel? Deutsche Krieger, deren tapfere Ausdauer den kühlsten Betrachter ein Wunder dünken muß, haben Warschau und Iwangorod besetzt. Ob Rußlands Angriffskraft für lange gelähmt, ob das Leben eines seiner Heere gefährdet ist, kann die nächste Stunde erkennen lehren. Schon aber

Go gle

sehen wir, daß Katharinas Hoffen trog. Noch haben die Erben Wladimirs von Kiew und seiner Griechin nicht in Polen, nicht auf dem Weg nach Byzanz die Macht des Erdwestens besiegt.

Unter dem Hundsstern.

Sir William Ramsay, der weltberühmte Chemiker, Entdecker des Argon und des Helium, der Gase Neon und Xenon, will, erstens, nicht, daß deutsche Gelehrte je wieder in den internationalen Forscherverkehr zugelassen werden, und will, zweitens, nicht, daß Deutschland noch länger Baumwolle erhalte. Hauptsätze des von ihm in der pariser Zeitung Le Matin veröffentlichten Artikels: „Das große, von uns innig geliebte und bewunderte Frankreich kämpft in Gemeinschaft mit meinem Vaterland für das Recht. Beiden Völkern, beiden Pionieren der Civilisation ist dieser gemeinsame Kampf der starke Bürge unzerstörbarer Freundschaft, die der großen Sache dieser Civilisation, im tiefsten Sinn des Wortes, dienen wird. Um das Ideal, dem wir zustreben, zu erreichen, müssen wir einander helfen und die auf beiden Seiten gemachten Fehler künftig vermeiden. Trotz allen Warnungen kommt Rohbaumwolle, die zur Herstellung von Geschossen unentbehrlich ist, noch immer in großen Mengen nach Deutschland und Oesterreich. Unsere Minister und das durch mein rastloses Mühen unter Druck gesetzte Parlament waren genöthigt, sich mit der Frage zu beschäftigen. Am zwanzigsten Juli sagte Herr Asquith: ‚Der Zustand von heute befriedigt mich nicht.‘ Wenn wir die Baumwolleinfuhr nach Deutschland weiter gestatten, droht uns eine Gefahr, deren Furchtbarkeit nur Wenige ahnen. Der größte Teil der neuen Baumwollernte wird nach Deutschland gelangen. Am ersten Juli wurden in Liverpool für das Pfund 60 Centimes, in Bremen 3 Francs 40 gezahlt. Danach kann Jeder ermessen, wie wichtig den amerikanischen Pflanzern der Absatz in Deutschland ist. Und weil den Geschoßfabriken Baumwolle unersetzlich ist, muß die Einfuhr sofort, ohne Aufschub, verhindert werden. Mit der größten Entschiedenheit fordere ich deshalb, daß Baumwolle so schnell wie irgend möglich als Sperrware (contrebande de guerre) geächtet werde. Ein anderes Mittel giebt es nicht. Im Sezession-Krieg haben die Amerikaner selbst es angewandt. Herr Bryan hat neulich, offiziell, ausgesprochen, daß

Google

den Vereinigten Staaten alles zur Geschoßherstellung Brauchbare stets als Sperrgut gegolten habe. Die Pflanzer den Südens sind gegen ein Ausfuhrverbot; sie behaupten, Deutschland sei allen internationalen Verträgen treu geblieben, und mahnen uns, ihm nachzuahmen. Fast das ganze Amerika aber spricht uns das unantastbare Recht zur Baumwollsperre zu. In der Zeit vom ersten August 1914 bis zum dreißigsten Juni 1915 haben Dänemark, Holland, Norwegen und Schweden zusammen 333 445 Tonnen Baumwolle eingeführt; in dem selben Zeitraum der Jahre 1911 und 12 nur 20099. Die Regirenden sollten die Augen weit öffnen, endlich die Wirklichkeit sehen und nicht vergessen, daß unsere Feinde täglich tausend Tonnen Baumwolle verbrauchen. Ungemein dankbar wäre ich dem Matin, wenn er den Kriegsminister auf die Nothwendigkeit hinwiese, die Einfuhr von Rohbaumwolle, ohne die Shrapnells und Schwergeschosse nicht herstellbar sind, nach Deutschland und Oesterreich zu verbieten. Meine Freunde und ich fürchten, daß wir eine endgiltige Entscheidung nicht erlangen werden. Das beunruhigt uns tief: denn unsere tapferen Soldaten sind die Zielscheiben, die, Tag vor Tag, von diesem überseeischen Produkt getroffen werden. Man will die Empfindlichkeit der Pflanzer nicht reizen und bedenkt nicht, wie viele unserer Leute nicht gefallen noch verwundet wären, wenn man auf mich gehört hätte." Der Vierbund darf aus Amerika also Waffen und Munition, in ungeheuren Mengen, Deutschland und Oesterreich-Ungarn aber dürfen dorther nicht einmal Rohbaumwolle erhalten: weil sie zur Geschoßherstellung unentbehrlich ist. Auch dieser Begriff von Neutralität ist ein Neon, als dessen Entdecker Sir William Ramsay gerühmt werden muß. Seltsam klingt, obendrein, unserem Ohr der selbstsichere Ton, in dem der Weltberühmte von der „Unentbehrlichkeit" eines bestimmten Stoffes redet. Sind die Grundsätze der Entwickelung, Herakleits und Darwins, für die Kriegszeit entkräftet? Und wird, in der Erinnerung, daß auch Salpeter einst unersetzlich schien, dem gelehrten Herrn nicht bei seiner Gottähnlichkeit bang?

Ein französischer Gelehrter, Herr Richet, hat in Le Petit Journal gesagt: „Da heute, gegen Verschanzungen und gedeckte Laufgräben (sapes), gegen schnell aufgethürmte und doch uneinnehmbare Festungen, auf zerschmetternden Vorstoß und strategischen Erfolg kaum je zu hoffen ist, wird die Erschöpfung auf der einen

Google

oder auf der anderen Seite das Ende des Krieges bringen." Den Artikel Richets hat Senator Clemenceau, unser Erzfeind, in L'Homme Enchaîné ausführlich erörtert. „Ich fürchte, daß wir uns von anfechtbaren Zahlen, die Nationalökonomen unserem Hoffnungbedürfniß anboten, allzu schnell einlullen ließen. Auch war für manche Neutrale, denen das gräßlichste Unheil des Menschengeschlechtes nur die erwünschte Gelegenheit zur Goldhäufung scheint und die der Blutgeruch nicht abschreckt, die Versuchung allzu gewaltig. Seit den ersten Kriegstagen blühte dieser schnöde Handel; und trotz dem angeblich wirksamen Schutz, den eine blinde Diplomatie dagegen versprach, hat er sich so entwickelt, daß wir heute vor unabwendbaren Thatsachen stehen. An ein Abkommen nach dieser Richtung hin war von den Verbündeten nicht gedacht worden. Herr Edmond Théry nannte mir neulich einzelne Stoffe, deren Ausfuhr wir, ohne Verständigung mit England, verboten halten; die einzige Folge war: die Verdoppelung der britischen Ausfuhr. In dem Hinweis darauf, daß dem Maximum das Minimum an Voraussicht entgegengestellt wurde, wird man einst wahrscheinlich die klarste Kennzeichnung dieses Krieges erblicken. Jetzt, am Ende des ersten Jahres, sehen wir die Einfuhr mancher Neutralen verzehnfacht; und die Regirungen der verbündeten Reiche haben, ungemein ernsthaft, beschlossen, zu prüfen, wem dieses Waarenübermaß nütze. Ein guter Einfall. Wir wollen abwarten, was draus wird. Noch kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir auch auf diesem Gebiet Erfolg haben werden; dessen Vorbedingung ist freilich, daß wir Alles thun, was die Pflicht befiehlt. Geschoßmangel dünkt Herrn Richet nicht wahrscheinlich. Reichlich, meint er, haben die Neutralen Deutschland mit Kupfer, Baumwolle, Kautschuk, Petroleum versorgt; und die Findigkeit ihrer Industrie hat den Boches wesentlich geholfen. Ihre Fabriken sind vollauf beschäftigt; und während bei uns ein weitschweifiger Leiter mühsam den Grundbau seines Planens zimmert, bricht Wilhelm der Zweite einfach die haager Verträge und zwingt französische Gefangene, zur Waffenfabrikation mitzuwirken. Den Beweis dafür habe ich meinen Kollegen vom Wehrausschuß geliefert. England hat sein Bedürfniß spät erkannt, aber in Herrn Lloyd George einen Mann gefunden, der nicht nur reden, sondern auch handeln kann und nicht mit langen Verordnungen niederkommen

Google

wird. Den Deutschen wird wohl der durch ihre Industriemethoden erlangte Vorsprung bleiben und wir werden ihn in der, Munitionverschwendung' spüren, die eine Grundthatsache geworden ist: sogar für die Leute, deren Anfangsziffern den Bedarf in lächerlicher Weise unterschätzt hatten. Immerhin wird die Anstrengung unserer Fabriken Beträchtliches leisten; und ich bin gewiß, daß wir in der Entscheidungstunde auf diesem Gebiet, wie auf jedem anderen, eben so gut wie der Feind gerüstet sein werden. Von der Abnützung der Waffen spricht Herr Richet nicht. Ueber diesen Gegenstand könnte ich viel sagen; wenn ich Alles sagen zu dürfen glaubte. Daß unter ungeheurem Druck selbst der beste Stahl leidet, hatten die Berufsmänner nicht erwogen; weil sie glaubten, der Krieg werde drei bis sechs Wochen dauern. Ganz klar scheint die Sache auch den Deutschen nicht geworden zu sein. Unleugbar ist dennoch, daß die Ueberlegenheit des Industriewerkzeuges ihnen auch hierin einen Vortheil sichert; und sie sehen nicht aus, als würden sie ihn ungenützt lassen. Wie man merkt, erwarte ich viel von ihnen. Herrn Richet eint mich die Ueberzeugung, daß wir, um von unserem Volk die höchste Kraftleistung zu erlangen, die Gefahr der Hemmnisse lieber zu hoch als zu niedrig einschätzen müssen. Die Frage nach der Erschöpfung des Menschenstromes beantwortet Herr Richet vielleicht etwas vorschnell zu unseren Gunsten. Im Ganzen haben wir ja die Uebermacht der Zahl; und sie wird uns sicher bleiben. Nur darf man der nackten Statistik nicht allzu eilig vertrauen. Herr Richet sagt: ‚Rußland allein könnte zwölf Millionen Soldaten aufstellen, wenn es Waffen und Munition hätte.' Diese Anschauungart dünkt mich ein Bischen zu einfach; denn die ganze Beweiskraft ruht auf einem ‚wenn'. Waffen, Munition, Heeresrahmen (cadres) sind nicht aus der Erde zu stampfen. Das müssen wir in der Stunde erkennen, wo wir, mit einer der deutschen unendlich überlegenen Mannschaft, in der Defensive bleiben zu müssen glauben, während ein Riesentheil des deutschen Heeres auf der Ostfront eine ungeheure Anstrengung macht (und sich dabei in ihr entsprechendem Grad abnützt). Die Russen sind, wie die Briten, Herren der Zeit, der Dauer; und diese Zeit wird England, Frankreich, auch Amerika und Japan zu ausreichender Zufuhr von Waffen und Munition nützen. Gefahr entstünde für uns nur, wenn der Dreibund sich löste: und daran ist nicht zu denken.

Google

Die Dauer, vor der einzelne Angstmeier uns zittern zu sehen fürchteten, ist, was auch geschehen möge, unser fester Rettunganker. In den Bezirk finanzieller Abnützung brauche ich Herrn Richet nicht zu folgen. Die Gesundheit unseres Kredites, die sich so oft bewährte, und der unerhörte Erfolg der englischen Anleihe, deren Betrag die Grenzen des Möglichen weit zu überschreiten schien, erweisen gemeinsam, daß wir von dieser Seite her nichts zu fürchten haben. Auf diesem Gebiet, das die Ausdauer verbürgt, können Deutschland und Oesterreich gegen uns nicht aufkommen. Von Seelenabnützung merkt Herr Richet in Deutschland noch nichts; erkennt aber, daß die ganze zuversichtliche Hoffnung unserer Feinde auf einem amtlichen Lügengebälk, organisirt' (auch sie) ist. Dieser unbestreitbaren Wahrheit möchte ich den Ausdruck des Glaubens anfügen, daß einem fünfzig Jahre lang vom Irrwahn einer von der Vorsehung ihm zugedachten Weltmission beherrschten Volk der Sturz in die Wirklichkeit besonders schwer werden muß. Noch Eins: Soldatenabnützung ist nicht immer Menschenabnützung. Hinter unserem Heer steht eine athmende Nation, deren Gefühl und Wille die Krieger (wenns ihnen je nöthig werden könnte) mit unüberwindbarer sittlicher Kraft zu stärken vermöchte. Drüben ist nur gestaltlose Masse unter der Hand eines Kneters, der von ihr nichts als den viehischen Beitrag von Fleisch und Blut heischt. Sie haben Muskeln; wir haben das Herz." Nun, Deutscher, weißt Dus.

Herr Hervier in La Nouvelle Revue: „Der Deutsche Kronprinz hat zwei Hefte, in die alles über sein Wesen und Handeln Gedruckte eingeklebt wird. Das eine sammelt, unter dem Titel ‚Wie ich bin', alle lobenden Artikel, das andere, unter dem Titel ‚Wie ich nicht bin', Alles, was nach seiner (jeder Kritik abholden) Meinung von seinem fürstlichen Sinn abgelehnt werden muß." Herr Arthur Meyer in Le Gaulois: „Immer wieder höre ich zwei Sätze, die von einer Partei zur anderen wandern. Die eine sagt: ‚Zwingt uns nicht zu Barthou; dann wollen wir nichts für Caillaux'; die andere antwortet: ‚Lasset Caillaux fallen; dann opfern wir Barthou.' Diese beiden Männer sind jetzt also die Symbole all der Leidenschaften, die in den Tiefen der Abgeordnetenseele grollen." Lustiges aus Le Matin: „Ein beurlaubter Haariger aus Anjou faßt seine Meinung über die Boches in den Satz: ‚Ein schädliches Volk, das zu Haus nichts zu essen und kein sauberes Hemd auf dem Leib

Google

hat.' Schädlich: so ist er gewöhnt, Würmer und Feldmäuse, alles Gezücht, das den Boden beschmutzt, zu nennen. Als Sohn freigiebiger Scholle kann er den hungrigen Plünderern nicht verzeihen, die aus Pommerns Gebüschen und aus den Sandwüsten des Elbelandes mit langen Raffzähnen bei uns eingebrochen sind. Als würdigen Bauer, dem das wahre Wohlstandszeichen ein gut gefüllter Wäscheschrank, der Stolz der Familie, ist, widern ihn diese sinnigen Schweinkerle, die, ohne Scham, an dreckige Wäsche unbeschreibliche Kleidlumpen knöpfeln. Der Leibwäschemangel ist wirklich eins der sichtbarsten Kennzeichen der Rasse. Der Offizier unterscheidet sich darin kaum vom Gemeinen. Die eleganten Offiziere stellen gern viele Bürsten und ganze Stiefelschwadronen zur Schau; Konservenstiefel und Löffelstiefel nennen unsere Haarigen dieses Schuhzeug, dessen Hauptzweck wohl ist, als Versteck gestohlener Kleinodien zu dienen. Ein Hemd, zum Wechseln, werdet Ihr im Gepäck dieser Leute vergebens suchen. ‚Unser Kaiser selbst', sagen sie, ‚hat nur ein Halbdutzend Hemden. Das ist Hohenzollern-Tradition'. Die, scheint mir, konnte sich nur halten, weil die Sippe anfangs nichts hatte und Körperpflege ihr nie ein Bedürfniß war. Deshalb begnügen die protzigsten Junker sich mit zerfetzten Leinwandkitteln und binden, fürs Auge, ein Bruststück aus Gummistoff drüber, das sie ‚Vorhemd' nennen. Ein blinkender Küraß, drunter zerlumpt: ists nicht, im Kleinen, ein Abbild der ganzen Seele Deutschlands?" So siehste aus, Seele Deutschlands. Die Stiefelschafte sind Hehlspeicher, in die Perlen und Diamanten, goldene Ringe und Löffel, auch, wenn nichts Kostbareres zu stehlen ist, Benediktinerflaschen, Schachteln von Pinaud, Büchschen von Felix Potin verschwinden. Die vielen Bürsten? Fuselfutterale; vielleicht auch Gehäuse der Gifte, mit denen Jungfern und Säuglinge still gemordet werden. Unter dem Elephantengrau des gemeinen Mannes ist Schmutz, Krätze und zerlumptes Gespinnst. Der Kaiser hat nur sechs Hemden (trägt jedes wohl mindestens einen Monat lang) und kennt nicht einmal den Begriff der Körperpflege. Die Herren Junkers putzen sich (nur die eitelsten, versteht sich) mit Gummivorhemd und Röllchen, die, wenn sie allzu dreckig sind, der Schwamm abwäscht. Wir dürfen vermuthen, daß die Zeit naht, in der die Pariser diesem Bilde die Wirklichkeit vergleichen können. Schade, daß ihr Salz so dumm geworden ist. Von allen

Google

Versuchen, deutsches Wesen zu schmähen, ist kaum ein anderer so albern wie der in die Voraussetzung deutscher Unsauberkeit eingehakte. Nicht nur, wenn er aus romanischen Ländern kommt, deren Unterschicht niemals durch Reinlichkeit Ruhm erwarb. Auch neben dem sauberen Angelsachsen kann der Deutsche sich sehen lassen. Berlins Ostendmenschheit hält hundertmal mehr auf Körper und Kleidung als Londons. Und die englischen Handwerksmeister und Ladenhalter, die in der Schweiz und in Tirol, im Schwarzwald, in Böhmen und Norwegen die Marquis und Earls mimen, sind zwar abends, in Frack und Lack, nett zu schauen, kommen aber, von Golf oder Ski, Gebirg oder Kahn, oft so verschwitzt, verstaubt, zerknittert an den Mittagstisch, wie ein Deutscher nicht wagen würde. Auch die Handarbeiter, die Mägde, Köchinnen, Fabrik- und Hausmädchen sind bei uns fast immer reinlich. Der Waarenkutscher wäscht sich, ehe er sich zum Essen setzt. Und ein Vergleich würde ergeben, daß unsere Großstädte mehr Kleinleutewohnungen mit Badezimmern haben als die irgendeines anderen Landes. In deutschen Industriewerkstätten ist für jedes Säuberungbedürfniß überreichlich vorgesorgt. Wir sind dem Anblick schmutziger Menschen so entwöhnt, daß er uns, wie vor ekler Hautkrankheit, schaudern läßt. Und werden selten sogar noch an Bismarcks Scherzwort erinnert, durch die Redensart vom „Schwarzen unter dem Nagel" komme deutsche Körperpflege in üblen Geruch. Wer Zweifel hegt, stelle sich auf eine Straße, die Maurer, Zimmerer, Leute aus Maschinenfabriken nach der Arbeit durchwandern; einen Schmutzian würde die Genossenschaft nicht dulden. Auch die Korporalschaft nicht einen Tag lang. Was Andres suche zu ersinnen ...

Hier ists schon. „Herr Harden gehört zu Denen, die in Deutschland die heute herrschende Oeffentliche Meinung geschaffen haben. Sie stachelten die Begierden, hießen Gewissensbedenken schweigen, schmeichelten dem deutschen Stolz, hegten und pflegten das Märchen von Deutschlands Ueberlegenheit, lehrten das Recht verachten, nur die rohe Gewalt noch anerkennen und nicht nach Grundsätzen, sondern nach schlauer Berechnung Staatspolitik treiben. So, wie sie es haben wollten, ist das deutsche Volk nun geworden: es haßt Jeden, der Wahrheit spricht, also der Gier und dem Ehrgeiz der Nation den Dienst weigert. Herr Harden wird jetzt das Opfer seines Werkes: er wird angegriffen und beschimpft, weil

Go gle

er gesagt hat, daß Italien gegen Oesterreich im Recht ist. Dieser Meinung schien zwar auch die deutsche Regirung zu sein, da ihr offizieller Vertreter, Fürst Bülow, sich alle erdenkliche Mühe gab, um Wien zur Erfüllung der römischen Wünsche zu bestimmen. Aber Herr Harden hat vergessen, daß der Deutsche heute weder einer Ueberzeugung Ausdruck geben noch auch nur selbständig denken darf (wo bliebe sonst die deutsche ‚Kultur'?); und weil er des Verbrechens schuldig ist, die Meinung vieler Deutschen kräftig ausgesprochen zu haben, muß er sich ‚auf unbestimmte Zeit' nach Skandinavien flüchten." Das stand im Temps; dessen Gnade ich nie erlangt noch je ersehnt habe. In einer Reuter-Depesche: ich sei verbannt und inkognito, auf der Reise nach Norwegen, in Kopenhagen angekommen. Irgendwo: mit einem großen Vollbart. Auf hundert Blättern Aehnliches. Auch Herr Reinach erwähnte, im Figaro, „die geheimnißvolle Verbannung Hardens" wie eine unbestreitbare Thatsache. Und als Ursache des Exils wurde überall angegeben: Er hat Italiens Handeln gelobt. Darüber werden die Leser der „Zukunft" staunen; denn ihr Auge fand hier nicht ein lobendes Wörtchen über den Genossen von gestern. Auch kein schmähendes. Entrüstung, mahnt Bismarck, ist kein politischer Begriff. Und des Politikers Aufgabe nicht, fremden Regirungen und Völkern Moral zu predigen, sondern, Zusammenhänge und Entwickelunglinien zu zeigen und aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Wie ist der läppische Tratsch entstanden? Seit zehn Jahren habe ich, einsam, immer wieder, in Berlin und in Wien, vor dem Glauben an den Dreibund gewarnt, der die Kriegsprobe nicht bestehen werde und nur deshalb „Friedensbund" heißen dürfe. Schrulle, dachten die Wortgläubigen. Im Jahr 1909 zeigte eine nette Karikatur der „Jugend" den „Hexenmaxl", der den hölzernen Vertreter italischer Wehrmacht von Deutschlands und Oesterreichs Seite an die Englands, Frankreichs und Rußlands gerückt hat. Unterschrift: „Aus Drei mach Vier, aus Drei mach Zwei: Das ist die Dreibund-Rechnerei!" Als ich, 1913, in Wien den italischen Drang nach Osten gezeigt und gesagt hatte, Italiens Uebergriff auf die Balkanflanke der Adria müsse Oesterreich-Ungarn in Lebensgefahr bringen, fragte mich ein kluger Politiker: „Sie wollen also einen Zweibund aus uns machen?" Antwort: „Ja; einen mit stärkerem, weiter blickendem Inhalt,

Google

als ihn das durch Italien heute nur noch geschwächte deutsch-österreichische Bündniß hat.“ Mit solcher Sündenlast schien ich der italienischen Presse ein Feind. Daß ich, dennoch, im Mai von dem Abfall des Königreiches ruhig, als von der längst voraus-gesehenen Folge alter Feindschaft gegen Oesterreich-Ungarn, sprach, trug mir von drüben das Lob einiger Zeitungleiter ein, die gerade von dem „hartnäckigen Bekämpfer des Dreibundes“ nicht so haßloses Urtheil erwartet hatten. Anderen beliebte, für meine Meinung auszugeben, was hier als die Auffassung Italiens dargestellt worden war; trotzdem deutlich darunter stand: „Vertheidigungschrift eines genuesischen Monarchisten aus dem Jahr 1925; übersetzt für die Sammlung ‚Deutsche Hiebe‘“. Selbst in Kriegszeit dürften solche Kniffe nicht gelten. Nun kam aus Winkeln unserer Preßpaläste (von armen Menschen, die weder ahnen, daß Politik eine aus Wissenschaft blühende Kunst ist, noch überlegt hatten, warum dem „Verräther am Tiber“ vom Deutschen Reich nicht schon Krieg angesagt worden sei) etliches Geschimpf; das, wie anderes, nicht der Erwähnung werth wäre, wenn es nicht auf das feindliche Ausland zurückgewirkt hätte. Im Lande der Boches, wisperte es dort, wird sogar das Denken geknebelt; ist solches Wuthgekreisch erlaubt, dann ward es befohlen. Von diesem Wahn war nicht mehr weit bis in den Hintertreppenroman von der Verbannung. Der schmeckt, natürlich, dem alten Herrn Clemenceau. Den braven Boches, schreibt er, fällt das Herz in die Hosen; drum tröstet ihr Kaiser sie mit der Verheißung nahen Kriegsendes. Davon aber kann ernsthaft nur die Rede sein, wenn Deutschland vernichtet ist. „Schicket uns doch den verbannten Harden. Der mag sehen, hören, in Schützengräben, Fabriken, Städten, Dörfern die Stimmung erforschen: und dann seinem Kaiser melden, daß jede Stunde uns neuen Kraftzuwachs beschert.“ Stimmt die Regirung dem Ruf ihres Senators zu: an mir solls nicht fehlen. Hundertfach wäre die Mühe gelöhnt, wenn sie den Franzosen aus dem Kindertraum hülfe, der ihrer Wahrheitscheu ein zag nach Frieden lechzendes Deutschland vorgaukelt. Für uns, pfaucht der greise Kelte, ficht die Zeit. „Italien hat sich uns gesellt. Japans Waffe klirrt. Die Welt bebt von Zorn. Nein: noch ists nicht aus. Erst, wenn unser letzter Streich Euch getroffen hat.“ So singen die Parzen. Es lauscht der Verbannte..

Google

Die Entwurzelten.

Der neusten der biographischen Analysen, mit denen Ernest Seillière seine Imperialismus-Theorie illustrirt (Le Romantisme des Réalistes. Gustav Flaubert. Paris, Librairie Plon, 1914), hat Scipio Sighele als Introduktion einen Abriß der Lehre des französischen Psychologen und Geschichtphilosophen beigegeben. Ich gebe einen Abriß des Abrisses. Jedes Individuum empfindet den Drang, die Sphäre seines Einflusses auf seine Umgebung auszudehnen. Dieser Drang, den Nietzsche Willen zur Macht, Seillière Imperialismus nennt, ist die Triebkraft des Fortschrittes. Von Haus aus individualistisch, verwandelt sich dieser Trieb in einen sozialen, wenn das Individuum die Erfahrung macht, daß es nur im Bunde mit Anderen Einfluß zu erringen vermag. Um vereint mit Anderen zu wirken, muß der Einzelne seinen „Imperialismus" einschränken, sich ein- und unterordnen, sich diszipliniren; der brutale Egoismus der Primitiven wird durch den nationalen, den Rassen- und Klassenegoismus ersetzt. Diese Moral schaffende Disziplinirung der Menschen und Organisirung der Menschheit wird fortschreiten, bis sie den Kämpfen der Menschen unter einander ein Ende macht und die Natur als einziges Feld für menschliche Eroberungen übrig bleibt. Dem nach verständigen Erwägungen handelnden Imperialismus gesellt sich der irrationelle oder mystische zu, dem der Glaube, daß eine jenseitige Macht ihm beistehe, einen Zuwachs an Kraft verleiht. Die neuere Form des Mystizismus ist die Romantik. Der Romantiker, der sich für ein von der Gottheit auserwähltes und privilegirtes Wesen hält, schafft sich eine künstliche Welt von Ideen und Gefühlen, in der er unumschränkt herrscht, erhaben über alle Gesetze und nur von seiner Inspiration, von seinem unfehlbaren Instinkt geleitet. (Einige Dichter und Denker, die der Literaturgeschichtschreiber in die Kategorie „Romantische Schule" einreiht, haben sich im Leben und im Dichten über die konventionelle Moral hinweggesetzt; aber diese literaturgeschichtlichen Kleinigkeiten haben für die große Strömung, die man Romantik zu nennen pflegt, nichts zu bedeuten. Deren Leistung besteht darin, daß sie, in der Schätzung übertreibend und auch sonst noch mehrfach irrend, die Kenntniß und das Verständniß des von der Aufklärung verachteten Mittelalters erschlossen, an dieses in der politischen und Ideenentwickelung wieder angeknüpft hat.) Wirkt nun auch der Romantismus und mancher andere moderne Mystizismus auflösend, so dient er doch als Spannkraft dem Fort-

Google

schritt und die rationelle Reaktion bleibt nicht aus; ein Loyola, ein Napoleon mußte kommen, aber daraus folgt nicht, daß die Reformation und die Revolution nur Unheil angerichtet haben.

In der Besprechung anderer Bücher von Seillière, die alle reich an nützlichen Gedanken und angenehm zu lesen sind, habe ich einige Bedenken erhoben gegen die Namen, die er den geistigen und politischen Strömungen der letzten Jahrhunderte giebt, und gegen die Art, wie er sie ursächlich verknüpft. Ohne darauf noch einmal einzugehen, beschränke ich mich diesmal auf den Nachweis, daß man zur Erklärung der Psyche Flauberts der mancherlei Mystizismen, Romantismen und Imperialismen, die Seillière heranzieht, nicht bedarf. Flaubert litt als Jüngling, gleich seinen Freunden, an Lebensüberdruß. Alles langweilte ihn; An- und Auskleiden und was sonst täglich zu verrichten ist, bereiteten ihm Qual; ein verlegtes Taschenmesser versetzte ihn in heftige Erregung. Die Sonntagdiners seiner Familie waren ihm ein Gräuel; die gesammte Bourgeoisie war ihm Gegenstand tiefster Verachtung, ja, des Ekels. Er ist froh, daß aus einer Familienreise nach Neapel nichts wird, denn il aurait trouvé là une sensation trop exquise pour que la pensée de la voir gâtée de mille façons ne lui soit pas odieuse. Er möchte einsam in einer Höhle leben wie ein Bär und hat Selbstmordgedanken.

Die Gemüthsverfassung eines begabten jungen Mannes, der keine Religion hat und in dem der Egoismus die sympathetischen Gefühle überwiegt. Deus sive natura hat den Menschen so eingerichtet, daß er, um leben zu können, der Hilfe seiner Mitmenschen bedarf. Für den Austausch von Dienst und Gegendienst ist ihm sein Platz angewiesen, auf dem er mit seinen Dienstleistungen, die ihm durch die Befriedigung seiner Bedürfnisse vergolten werden, seine Lebensaufgabe erfüllt. Die Bedürfnißbefriedigung ist mit Genuß verbunden; Genuß gewährt auch das Bewußtsein vollbrachter Pflichterfüllung: und aus diesen beiden Genüssen setzt sich das Erdenglück zusammen, von dem sein bescheidenes Theil Jedem zugemessen ist. Als Glücklichste zu preisen sind Die, denen die Pflichterfüllung selbst, denen die Arbeit Genuß ist. Dem antiken Menschen wies die Vaterstadt den Arbeitplatz an, beim modernen wirken der Staat und das Wirthschaftgetriebe zusammen; die christliche Religion leistet den selben Dienst, auch wenn, wie in Revolutionzeiten, gar kein Staat vorhanden ist. Die Pietät gegen Staat und Vaterland wirkt als Surrogat der Religion. Fehlt alle Religion, dann irrt der Einzelne wurzellos als Atom in einem Chaos, und ist er ein Mensch von starkem Selbstgefüh

Google

so hält er sich für den Mittelpunkt der Welt, für den Endzweck, dem alle Wesen zu dienen haben. Da die Begierde nach Genuß an sich unersättlich ist (einerlei, ob es sich um niedrigsten Sinnen- oder edelsten geistigen Genuß handelt), so will sich ein solcher Solipsist im Genuß „ausleben“. Und da Dieses physiologisch wie psychologisch unmöglich ist, so fühlt er sich unglücklich. Je nach Temperament ergiebt er sich indischem Pessimismus oder lehnt sich gegen die Gesellschaft auf, die seiner Meinung nach Das ist, was seinem Glücksdrange im Weg steht. Solche Stimmungen wandeln ja jeden begabten Jüngling an, aber Religion überwindet sie. Und dem fein organisirten, dem genialen Menschen verursacht die rohe und verständnißlose Umgebung stets Pein; aber Religion und Einsicht lehren, den Philister und den Proletarier nicht zu hassen, weil sie auf ihrem Platz nothwendig sind, besonders für den Genialen, der ohne sie verhungern würde. Beim religionlosen Egoisten dagegen nistet sich der Welt- und Menschenhaß unvermeidlich und dauernd ein und die Jahrhunderte machen darin keinen Unterschied; nur wird in der neueren Zeit, wo Tausende von Schriftstellern das Analysiren von Seelenzuständen und das Erdichten von Phantasiegebilden als Berufsarbeit betreiben, dem Weltschmerz reichliche Nahrung zugeführt (Seillière berichtet über die unhygienische Seelendiät, der Flaubert verfallen war) und dem Weltschmerzler, der seine Gefühle aussprechen will, steht ein unerschöpflicher Schatz byronianischer Phrasen zur Verfügung.

Von den Genossen der Jugendschwärmerei Flauberts endeten einige durch Selbstmord, andere richteten sich durch Ausschweifungen zu Grunde. Den Dichter der „Madame Bovary“ rettete die Willenskraft, die er von seinem Vater, einem tüchtigen Arzt, geerbt hatte und die seine verweichlichte Psyche zwang, in ernsthafter Arbeit seine Werke künstlerisch zu gestalten. Beim Arbeiten offenbarte sich sein Egoismus in der Art, wie er seine Umgebung, auch seine Mutter, tyrannisirte. Vor zehn Uhr durfte sich im ganzen Haus nichts rühren. Wenn Carlyle (ohne sich Dessen bewußt zu sein) seine Frau tyrannisirte, so konnte er als Entschuldigung anführen, daß er in Folge der Entbehrungen, die ihm seine Armuth aufgezwungen hatte, an einem verdorbenen Magen litt, während Flaubert als der verzärtelte Sohn wohlhabender Eltern es immer gut gehabt hat. Und Carlyle hatte mit seiner Arbeit eine große und wichtige Aufgabe zu lösen: die englische Sozialgesetzgebung einzuleiten; dagegen haben Flauberts Romane, so vollendet sie in stilistischer Beziehung sind, seinem Vaterland keinen Dienst geleistet.

Google

Dem Sozialismus, dem Mitleid mit der „Canaille", erklärte er den Krieg; das Jahr 1848 machte ihn zum rasenden Aristokraten, da er von einem Sieg des Proletariates den Untergang aller Kultur fürchtete. Kultur bedeutete ihm natürlich nichts Anderes als Aesthetik. Aesthetischen Mystizismus nennt Seillière die letzte Phase der Entwickelung Flauberts. Ich vermag nichts Mystisches darin zu finden. Als Egoist ließ Flaubert kein anderes Interesse gelten als das, welches er selbst hatte, und das war das künstlerische, das rein künstlerische, abgelöst von allen anderen Lebensgebieten; genauer gesagt (da diese Ablösung unnatürlich, das wahrhaft Schöne die Erscheinung des Guten und des Wahren ist): das Interesse an der künstlerischen Technik. Der Inhalt war ihm gleichgiltig, die Form Alles; der Künstler und sein Schaffen sollten jenseits von Gut und Böse stehen. L'art pour l'art oder Aesthetizismus nennt man heute dieese Ueberschätzung der Kunsttechnik. Der große Krieg hat diesem Aesthetizismus einstweilen ein Ende gemacht; die Aestheten ziehen sich bescheiden in den Hintergrund zurück. Den französischen ging es 1870 ähnlich. Flaubert klagte: Die Künstler sind überflüssig geworden; man haßt und verachtet sie; sie mögen dem Leben gute Nacht sagen. Um durch die Hervorhebung des Egoismus in dieser Charakterskizze keine Ungerechtigkeit zu begehen, erwähne ich zum Schluß, daß Flaubert in seinen letzten Lebensjahren einer in Noth gerathenen Nichte, die er sehr liebte, große Geldopfer gebracht hat; er ist also sympathetischer Gefühle nicht völlig bar, kein vollendeter Egoist gewesen.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Ablösung.

Von der metzer Kathedrale hallte
Viermal aus die Thurmuhr. „Abgelöst!"
Abgelöst die Schuld, die alte;
Mächtig Reichsschwert, deutsches, wieder walte
Achtung, wie Du einst sie eingeflößt.

Abgelöst Franzose: seinen Posten
Nimmt fortan der Deutsche wieder ein.
Westwärts Abendnebel glosten;
Auf der Mosel Höhen tagts im Osten
Und die Zukunft, deutsches Volk, ist Dein!

Hermann Lingg.

Google

Ins zweite Jahr.

Ein Jahr ist hingegangen,
Ein Jahr in Stolz und Muth,
In Sorgen und in Bangen,
In Siegen und in Blut.
Es hat gestürmt, gewittert,
Es traf uns mancher Schlag,
Doch stehn wir unerschüttert
So wie am ersten Tag.

Es war ein Jahr voll Ringen,
Das Noth und Müh geschafft;
Doch jubelndes Gelingen,
Das war der Lohn der Kraft.
Der Kraft, die alle Herzen
Wie Flammenstrom durchfährt
Und Weh und Qual und Schmerzen
Zu Gluth und Glanz verklärt.

Es war ein Jahr der Güte,
Des mitgetragnen Leids;
Mit stiller Macht umblühte
Die Liebe jedes Kreuz;
Ein Gruß auf allen Wegen,
Von Blumen ein Gerank
Und jedes Wort ein Segen
Und jeder Blick ein Dank.

Es war ein Jahr, da Trauer
Aus allen Fenstern hing
Und tiefer Gottesschauer
Von Herz zu Herzen ging.
Es lagen Väter, Brüder
Und Söhne Grab an Grab,
Doch stieg ein Engel nieder
Zu jedem Stein herab.

Das war: wir Alle gingen,
Wir Alle Hand in Hand,
Den Blick aufs Heldenringen
Der Brüder unverwandt.

Go gle

Die Herzen in der Ferne,
Im Osten und im West,
Und über uns die Sterne
Deß, der uns nicht verläßt.

Es führt uns durch die Trümmer —
Nennts Gott, nennts Morgenroth —
Der rosenlichte Schimmer,
Der über Wolken loht.
Es ist der Strahl der Herzen,
Der Seelen Himmelsgluth,
Das Flammen unsrer Schmerzen,
Der Glanz von unserm Blut.

So wollen weiter schreiten
Wir in das neue Jahr;
Es rauscht im Sturm der Zeiten
Voran der Siegesaar.
In Demuth und in Stille
Gehn wir, in Kraft und Macht, —
Bis unser Aller Wille
Das große Werk vollbracht.

Hamburg. Theodor Susc.

Die Soldatenbraut.*)

Susi, selbst wie eine Puppe schön, flachshaarig und brav, besaß ein großes, wundervolles, reich bevölkertes Puppenhaus. Dem präsidirte die Puppenmama, die größte der Puppen, so groß, daß sie nicht einmal in das Haus hineinging, sondern sich gezwungen sah, immer draußen vor der indiskret offenen Fassade zu sitzen. Da reichte sie von der Küche im Erdgeschoß bis zu den Schlafstuben im Zweiten Stockwerk. Es war einfach zum Fürchten, wie sie riesengroß das Puppenreich beschattete. Onkel Richard, der herrlich zu spielen verstand und bei allen Puppen Pathe zu stehen pflegte, hatte sie Mama Korpulent getauft. Sie ging in lila Seide und hatte am Arm einen Perlenpompadour.

*) Aus dem Bande „Der graue Tod; Novellen aus dem Krieg", den Herr Kurt Münzer bei Georg Müller in München erscheinen läßt.

Google

Die Mama Korpulent hatte ein ganzes Volk von Töchtern, das sich, meist um die Weihnachtzeit, rasch vermehrte. Da gab es Säuglinge und Badeengel, kleine und große Damen, Backfische und Alte Jungfern. Die Töchter der Frau Korpulent gehörten den verschiedensten Ständen an: die eine war Bäuerin, die andere Prinzessin, diese, trotz dem untadelhaftesten Lebenswandel, eine spreewälder Amme, jene eine Höhere Tochter mit Musikmappe und Tennisschläger. Aber man war sehr vorurtheillos in dieser Familie. Einträchtig lebte man in dem großen Haus; und da es keinen einzigen Mann darin gab, ward der Friede nie gestört und keinerlei Eifersucht oder Neid trübte das idyllische Familienleben. Man saß still um den großen Eßtisch, schlief zu Zweien und Dreien in den Betten, tauschte die Kleider, daß aus der Amme eine Prinzessin und aus der Bäuerin eine Musikschülerin wurde, und Mama Korpulent wachte, Furcht einflößend, über diese schöne Eintracht.

Aber da kam der Krieg: und er, der furchtbar rücksichtlose, sollte selbst in dieses Puppenheim Unglück, Verzweiflung, Verwirrung und Tod bringen. Denn eines Tages kam Onkel Richard und brachte geheimnißvoll für Susi ein Packet mit. Susi hatte einen älteren Bruder, der Wolfgang hieß, schon in die Schule ging und den Puppen gegenüber viel männliche Verachtung bewies. Aber jetzt jauchzte er auf, als aus dem Packet ein Soldat zum Vorschein kam, feldgrau eingekleidet, mit Helm und Säbel, offenbar ein Lieutenant, mit kühnem Gesicht und furchtlos rothen Backen.

„Das ist der Lieutenant Kugelfest," sagte Onkel Richard. „Er kommt direkt vom Kriegsschauplatz."

„Aber er ist ja gar nicht dreckig," sagte Wolfgang enttäuscht. „Da hat er auch nicht im Schützengraben gelegen."

„Ach, Du!" rief Susi, die eine überaus frühzeitige Kenntniß der einschlägigen Wissenschaft bewies. „Er trägt ja eine Extrauniform. Er hat sich doch umgezogen, wo er zu Besuch kommt." Und im Triumph wurde der Held ins Puppenhaus gebracht und stolz den Damen vorgestellt, der Frau Korpulent, den Töchtern Emerantia und Adelgunde, Thusnelda und Eulalia, Himmeltraut und Augentrost und wie sie alle herrlich hießen. Der Soldat kam aufs Sofa, die Damen gruppirten sich herum; die nicht Platz fanden, standen in allen Ecken. Und in der Küche wurde ein Festessen gerichtet aus drei Gängen Chokolade und zwei Gängen Kuchen.

Da der Lieutenant mit einem Schlage das ganze Milieu geändert und gehoben hatte, erklärte sich auch Wolfgang bereit, mitzuspielen. War es auch unter seiner Würde gewesen, Mädchenpuppen seine Stimme und Kenntnisse zu leihen, so war es nun durchaus ehrenvoll, einen Offizier zu vertreten. Und er riß sofort die Unterhaltung an sich und hieb wie ein ganzes ausgehungertes Schützengrabenbataillon in das Essen ein. Susi mußte sich sehr beeilen, Etwas für die Damen zu retten. Lieutenant Kugelfest wurde gefeiert wie

Go gle

nur ein Held. Er erzählte tolle Geschichten aus den Schlachten und verhieß einen baldigen Frieden, der seiner Tapferkeit allein zu verdanken war. Prinzessin und Spreewälderin lauschten gleich hingegeben und die arme Mama vor der Thür war ganz Anbetung.

Da fiel Susi, die nicht umsonst ein Menschenmädchen war und mit fünf Jahren schon alle Keime des Weibes besaß, auf das Nächstliegende und Nothwendigste: der Lieutenant Kugelfest mußte heirathen. Und sofort stürzten sich die beiden Geschwister ins Heirathstiften. Wolfgang, als praktischer Mann, der den Nutzen vor die Ideale stellte, schlug vor, ihn der Mama Korpulent zu vermählen. So käme die Familie zu einem Vater, dessen sie sich rühmen könnte. Auch war es ja wohl nicht mehr als schicklich, der Mama einen Gatten zu geben, ihr, die, schon allzu lange unvermählt, Tochter auf Tochter bekommen hatte. Aber dagegen empörte sich Susi, die noch romantisch genug war, das Herz sprechen lassen zu wollen. Es sollte eine Heirath aus Liebe werden. Die Mama mußte einsichtvoll genug sein, lieber eine Tochter statt sich unter die Haube zu bringen. Und Susi bestimmte Thusnelda zur Braut des Soldaten. Thusnelda war nicht etwa die schönste der Schwestern, aber Susi am Meisten ans Herz gewachsen, denn sie hatte bei einem bösen Wagenunfall einmal die Nase verloren; dann waren ihr die Haare verfilzt, so daß sie stets, auch schlafend, einen reizenden Kapotthut trug, und die linke Hand fehlte ihr ganz. Besonders dieser Leibesschaden schien sie zur Gefährtin eines Kriegers zu bestimmen. Von allen ihren Schwestern war sie wohl die einzige, die durch ihre Leiden und Unglücksfälle seelisch genug gestählt war, um das Leben eines Soldaten theilen zu können.

So wurde sie als Braut eingekleidet. Wolfgangs Einspruch, der dem Lieutenant eine Schönere gegönnt hätte, war erfolglos, denn bei Heirathen sind die Männer nicht stimmberechtigt; sie verstehen sich nie auf ihr Glück und die Vorzüge des Mädchens.

Die Prinzessin mußte ihr schönes Kleid hergeben; daß es Thusnelda zu lang war, machte nichts: so schleppte es nur pompöser. Sie bekam um ihren Kapotthut einen Kranz. Er war ihr ein Bischen zu weit und hatte das Bestreben, statt des nicht ganz unversehrten Kopfes den Hals zu schmücken. Aus einer alten Gardine wurde ihr ein wallender Schleier geschnitten und die Unbefragte wurde dem auch nicht Gefragten angetraut. Verlobung und Trauung fielen zusammen; es war überhaupt eine Kriegsnothtrauung, denn Wolfgang verkündete mitten in die Vorbereitungen hinein, daß Lieutenant Kugelfest morgen wieder ausrücken mußte, nach Osten, um dort Petersburg einzunehmen und daselbst deutscher Gouverneur zu werden.

Hier nutzten weder Susis Widerspruch noch Thusneldas stummere Verzweiflung, denn Krieg ist Krieg und die Offensive gegen Rußland darf nicht durch Familienereignisse aufgehalten werden. So wurde denn die Hochzeit überstürzt. Man hatte gerade noch Zeit, sich ein paar Blumen anzustecken oder die Toilette durch ein buntes Band

Google

zu heben: und schon trug Susi das große Diner auf, das zweite am Tage. Wieder gab es ein Vorgericht, einen Braten, ein Gemüse aus Chokolade, Wildpret und Nachtisch aus Kuchen, Suppe, Fisch und Pasteten aus Obst. Susi und Wolfgang, die für ein Dutzend Münder zu sorgen hatten, aßen mit heldischer Todesverachtung. Zumal Lieutenant Kugelfest mußte ja Vorrath essen für seine Invasion in Rußland. Er fand kaum Zeit, sich mit seiner Braut zu beschäftigen. Die beiden Hochzeiter saßen stumm vor ihren Tellern und bedachten wohl die ungeheuren Möglichkeiten des Geschickes. Unmittelbar nach Tisch hieß es: Zu Bett. Aber Das war nicht so einfach. Wo sollte der Lieutenant schlafen? Ohnehin war der Platz so beschränkt, daß mindestens zwei Schwestern zusammenliegen mußten. Susi fand es unstatthaft und unhöflich, dem Lieutenant, so sehr auch Wolfgang dafür eintrat, ein ganzes Bett einzuräumen; die Damen gingen doch vor. Ihn zu Thusnelda zu legen, wäre doch eigentlich nicht passend. Er sei ja schließlich ein Mann und Thusnelda, die immer mit Himmeltraut geschlafen hatte, sei nicht daran gewöhnt. So kam der Lieutenant schließlich aufs Sofa in den Salon. Es war zwar zu kurz für ihn, aber dafür hatte er es allein für sich. Leider war er nicht auszuziehen. Er mußte in der Uniform schlafen; doch Wolfgang sagte erhaben: „Das thut ihm nichts. Er ist ohnehin zehn Wochen nicht aus ihr herausgekommen. Es ist ganz gut so, denn wenn er sich auszieht, müßte er auch baden. Und die Wasserleitung ist doch kaputt und die Wanne läuft.“

So bettete man ihn aufs Sofa. Die Braut und die Schwägerinnen lagen entkleidet und gewaschen und gekämmt neben und über ihm. Nur Mama Korpulent saß in Hut und Kleidern wachend vor dem Hause. Niki, das Hündchen, kam heran, schnupperte an den Wänden, an dem Soldaten und Thusnelda, aber sie schliefen alle fest, der Lieutenant in der Uniform und seine Braut mit dem ewigen Kapotthut. Das war die Hochzeitnacht.

Und der nächste Tag war Schlacht. Lieutenant Kugelfest wurde an die Wand gelehnt und die Geschwister fuhren Geschütze auf und beschossen ihn. Aber er machte seinem Namen Ehre. Er wankte nicht und blutete nicht. Regimenter von Zinnsoldaten rückten gegen ihn an: er stampfte sie nieder. Wolfgang und Susi errichteten aus Bauklötzen und Büchern Forts, Schützengräben, Gebirge: er schritt über sie hinweg.

Am Abend des Siegestages öffnete sich die Frage nach Uebernachten. Da hatte Susi den glorreichen Einfall, dem Soldaten Urlaub zu gewähren und ihn für die Nacht heimkehren zu lassen. Wolfgang, als Oberster Kriegsherr, bestätigte ihn; und Lieutenant Kugelfest kehrte aus Rußland heim. Das Puppenhaus empfing ihn begeistert. Die Reste des Hochzeitmahls erwarteten den Ausgehungerten. Die Braut ohne Hand und Nase saß schon da und aß. Sie war furchtbar gleichgiltig; keine Heldenthat riß sie aus ihrer Indolenz. Aber vielleicht

Go gle

hatte sie selbst schon zu viel gelitten und war abgestumpft gegen die Ereignisse des Lebens. Sie suchte sich jedoch nicht zu entschuldigen und bewies nur eine gewisse Genugthuung, daß die Würde der Braut ihr den Platz auf dem Sopha und das Kostüm der Prinzessin eingetragen hatte.

Nun wiederholte sich täglich das selbe Schauspiel: Lieutenant Kugelfest, nun schon zum General befördert, zog in die Schlacht und kehrte am Abend müde und hungrig und siegreich zurück. Alle aufregenden Momente des Krieges wurden Gewohnheit, die Siege Programme, die Heimkehr wurde lästig und die Langeweile zur Feindin des Feldzuges. Man beschloß, ihn zu beenden. Susi und Wolfgang waren des Spiels müde. Sie erboften sich über den Soldaten, der diese Umwälzungen im Puppenhaus heraufbeschworen hatte. Und Susi hatte einen Einfall: „Wir ziehen ihm Mädelkleider an und er heißt Elisabeth!“

Aber darüber entrüstete sich Wolfgang. Wie, einen Mann, einen Soldaten, einen General, der Petersburg genommen hatte, zum Mädchen degradiren! Leben retten ist nicht Ehre retten. Nein, Mann bleiben, und müßte es mit dem Tode bezahlt werden! Und er erwog alle nur möglichen Auswege, um diesen Krieg zu beenden und dem Führer Würde und Leben zu wahren. Aber nur Eins fiel ihm ein: der Soldat mußte geopfert werden. Und ohne die unglückliche Braut auch nur im Entferntesten in Betracht zu ziehen, wartete Wolfgang einen ruhigen Augenblick ab, holte sich heimlich ein Messer und schnitt, tückisch wie ein Franctireur, dem wehrlosen Soldaten den Kopf ab. Er durchsäbelte den Hals: und ein bleicher Strom von Häcksel strömte auf den Boden.

Sein Triumphgeschrei rief Susi herbei. Sie schrie laut auf und wollte weinen, aber Wolfgang mahnte rasch: „Soldatenfrauen weinen nicht. Die sind tapfer und beißen die Zähne zusammen.“

Susi stürzte ans Puppenhaus und rief schonunglos die Trauerbotschaft hinein. Mama Korpulent fiel glatt um. Es war wie ein Schlaganfall. In aller Stille und Heimlichkeit mußte sie ihren Schwiegersohn, der beinahe ihr Mann geworden wäre, sehr geliebt haben. Mehr als Thusnelda, die geputzt auf dem Sofa saß und auf das Abendessen wartete. Empört über so viel Gefühllosigkeit, nahm Susi die Gleichgiltige und schleuderte sie über die Leiche ihres Gatten hin. Da lag sie, wie zerschmettert von Verzweiflung. Die Kapotte war ihr vom Kopf geglitten und das verfilzte Haar erweckte die erschütternde Vorstellung, sie habe es im Schmerz zerwühlt. Aber Alles war nur Schein. Die aufgerichtete Thusnelda zeigte eine gleichmüthige Miene und unerschütterte Lebenszähigkeit.

„Was wird aus ihr?“ fragte Susi bekümmert, die die Herzlose weiterliebte, über alle Charakterfehler hinweg.

„Wir begraben sie mit ihm,“ schlug Wolfgang vor.

„Nein,“ rief Susi und drückte den Liebling ans Herz. „Sie b..

Google

kommt ihr altes Kleid und heirathet mal einen Anderen. Aber auf dem Sofa bleibt sie sitzen, weil ihr Mann General war.“

Dieses freundliche Geschick gönnte ihr Wolfgang nicht. Er sah nicht ein, warum die Männer den Schützengraben, die Frauen das Sofa innehaben sollen. Die Weltordnung schien ihm ungerecht. Onkel Richard wurde befragt. Er sagte: „Also hört! Thusnelda ist Witwe. Sie bekommt ein schwarzes Kleid und trauert gewiß um ihren Gatten. Man muß gut zu ihr sein. Sie hat schon so viel durchgemacht. Das verbittert den Charakter. Man muß auch nicht so streng sein. In ihrer Art hat sie ihren Mann wohl geliebt; nur hat er sich immer ein Wenig fern von ihr gehalten. Eigentlich war sie ja nur seine Braut. Aber ich bin überzeugt, sie trauert um ihn.“

Das Fräulein nähte in aller Eile ein schwarzes Kleid für die Witwe. Das stand Thusnelda gut. Trotz ihrer Nasenlosigkeit war sie eitel. Sie schien Das für eine Bevorzugung der Natur zu halten, denn vom Sofa aus starrte sie unverwandt in den Spiegel gegenüber.

Vor ihr auf dem Tisch lag, auf einem geblümten Teller, der Kopf des Soldaten. Es sah aus wie eine Johannes-Tragoedie; nur trug diese Salome einen Kapotthut und hatte sich das blutige Haupt nicht ertanzt.

Am nächsten Tag wurden Leib und Kopf des Toten zusammengefügt. Er kam in eine Schachtel, wurde hinabgetragen und im Hofgärtchen unter dem kahlen Fliederbusch beigesetzt. Eine Puppenbank wurde neben den Heldenhügel gestellt und darauf kam Thusnelda, die Witwe. Dort sollte sie sitzen und trauern und nachdenken über die Wechselfälle des Lebens. Vielleicht nahm sie bei dieser Gelegenheit eine Musterung des eigenen Herzens vor und fragte sich, ob sie nicht Manches an Liebe und Wohlwollen versäumt habe.

Die Kinder vergaßen sie. Sie saß neben dem Grabe; es wurde Nacht, Frost kam und Schnee. Es stäubte vom Himmel herab, weiße Wolken sanken; sie bedeckten das Grab, die Bank, die trauernde Dame. Niemand erfuhr, was in Thusnelda vorging. Bereute sie? Büßte sie ihre Lieblosigkeit oder fand sie das Alles ungerecht und suchte in Bitterkeit und Trotz den Tod? Denn sie glitt von der Bank, legte sich über den Hügel und wurde vom Schnee gütig zugedeckt.

Erst am nächsten Mittag gedachte man ihrer und suchte sie. Der Schnee hatte sich über ihr gethürmt, und als man sie ausgrub, sah sie so zerstört und untauglich zum Weiterleben aus, daß man beschloß, ihrem geprüften Dasein diesen freundlichen Abschluß zu gönnen.

Man öffnete das Grab, die Schachtel, und legte Thusnelda zu dem Gatten in den Sarg. Klanglos schloß man die Gruft wieder. Ein Schicksal hatte sich erfüllt. Und der Tod vereinte die Gatten, die einander im Leben nicht gefunden hatten.

Kurt Münzer.

Digitized by Google

Zwangsſyndikate.

Die Mitte Juli veröffentlichte Bundesrathsverordnung über Zwangsſyndikate wurde als ein Zeichen wirthſchaftlicher Erkenntniß angeſehen. Oft iſt ja ſchon verlangt worden, daß die Kohle privater Politik entzogen werde. Bis zu dem Verlangen eines Ausfuhrzolles hatte ſich der Wunſch geſteigert. Aber im Reich der Kohle gab es keine einfache Scheidung von Staats- und Privatintereſſen. Auch der Fiskus treibt Kohlenbergbau und Preispolitik und ihm iſt nachgeſagt worden, daß er in der Behandlung der Preiſe ein gelehriger Schüler des Kaufmannes geweſen ſei. Doch der Staatsgedanke iſt immer lebendig geblieben, beſonders dann, wenn das Rheiniſch-Weſtfäliſche Kohlenſyndikat auf gute Preiſe hielt. Als im Jahre 1904 der berühmte Hibernia-Handel ſpielte, wurde die Niederlage des preußiſchen Bergfiskus gegen Großkapital und Großinduſtrie als eine entſcheidende Löſung des Problems der Herrſchaft im Kohlenreich angeſehen. Daß dieſe Auffaſſung nicht unbedingt zutraf, zeigte ſich, als der preußiſche Fiskus, neun Jahre ſpäter, ein Abkommen mit dem Syndikat löſte, weil die Regirung mit einer beſchloſſenen Preiserhöhung nicht einverſtanden war. Noch deutlicher zeigt die neue Verordnung des Bundesraths, daß ſich die Staatsgewalt ihren Einfluß auf das Schickſal des Kohlenbergbaues und damit auf die Verſorgung der Induſtrie mit Brennſtoff nicht nehmen laſſen will.

Dieſe Verordnung iſt ein ehrendes Zeugniß für die Wirkſamkeit des Rheiniſch-Weſtfäliſchen Kohlenſyndikates im Beſonderen und für den Nutzen des Syndikatsgedankens im Allgemeinen. Die Regirung will die Dauer der Bergwerkſyndikate ſichern, wenns ſein muß, unter eigener Verantwortung. Wo der Staat eine wirthſchaftliche Einrichtung zu ſchützen ſucht, muß ſie ſich bewährt haben. Sonſt würde er für ihre Abſchaffung wirken. Eine andere Frage iſt, ob der Zwang eine eben ſo feſte Bürgſchaft des Erfolges bietet wie die private Entſchlußkraft. In der Kaliinduſtrie hat er ſich nicht bewährt; was aber wäre aus dem deutſchen Kalibergbau, dem werthvollſten Naturmonopol des Deutſchen Reiches, geworden, wenn das Syndikat im Jahr 1910 aufgehört hätte und über ſeine Trümmer die Amerikaner ins Land gekommen wären? Damals war der Staat der Retter aus der Noth. Die Abſchlüſſe mit dem amerikaniſchen Düngertruſt konnten den deutſchen Markt desorganiſiren. Die wenigen Stunden, die zwiſchen Ende und Anfang der beiden Syndikatsperioden lagen, hatten zum Abſchluß großer Kontrakte mit den geſchickten Dollarmännern genügt; und ſo blieb nur das sic volo, sic jubeo der Regirung, um das geplante deutſch-amerikaniſche Kalibündniß zu vereiteln. Das Geſetz aber, das den Verkauf der Kaliſalze regelt, iſt, wie manches andere, nicht vollkommen und an der entſtandenen Ueberproduktion hat Keiner eine Freude.

Die Kohle braucht ſich mit dem Kali nicht zu vergleichen. Das

Go gle

zeigt schon die Geschichte des Kohlensyndikates, des größten industriellen Gebildes, das in dieser Form existirt. Seit 1893 besteht es; und wurde 1905 auf zehn Jahre verlängert. Der deutsche Steinkohlenbergbau fördert im Jahr eine Menge von 176 Millionen Tonnen (1913), die zur Hälfte vom Syndikat kontrolirt wird. Das ist ein Werthgegenstand von 1800 bis 2000 Millionen Mark; die Bergherren in Essen vereinen in ihrer Bundesrepublik ein Kapital von einer Milliarde. Kein unbedeutendes Reich; und gewiß eins, dessen Schicksal nicht der Willkür preisgegeben werden darf. Die Macht der Bundesgenossen blieb nicht gleich vertheilt. Die einzelnen Werke reckten ihre Glieder und die Erkenntniß des Nutzens eigener Herrschaft über den Rohstoff wuchs so geschwind, daß sie für die Entwickelung der Montanindustrie bestimmend wurde. Die Eisenwerke kauften Kohlenzechen. Sie wurden durch diesen Besitz vom Syndikat unabhängig; denn die Brennstoffmengen, die sie selbst verbrauchten, waren dem Einfluß des Kartells entzogen. So entstand der Streit zwischen Hüttenzechen und Reinen Zechen, der bis zuletzt die Erhaltung des Syndikates in Frage stellte. Die Fusionen gehörten ins Größenmaß von Persönlichkeiten wie Thyssen, Stinnes, Kirdorf, die schließlich über den Syndikatsgedanken hinausgekommen waren. Nicht als bewußte Widersacher; bei den Schöpfern des westfälischen Zechenbundes war natürlich an eine grundsätzliche Abneigung von dem eigenen Werk nicht zu denken, wenn auch manches Wort Thyssens und Kirdorfs so ausgelegt wurde. Ihr Schöpferdrang forderte neue Formen. Die großen Universalbetriebe hatten die Syndikatfessel gesprengt. Sie konnten ohne Aufsicht arbeiten, da sie sich, vom Rohstoff bis zur letzten Verfeinerung, ein eigenes Arbeitsystem geschaffen hatten. Aber wenn man sich auch leichten Herzens mit den verschiedenen Syndikaten der Eisen- und Stahlindustrie abzufinden wußte: beim Kohlensyndikat wars doch etwas Anderes. Kein Ring war so fest geschmiedet worden; keiner umschloß ein so großes und wichtiges Reich. Ihn sprengen? Ob es je ernsthaft geplant wurde, wird man kaum noch erfahren. Die Zukunft des Syndikates ist aus der Atmosphäre der Zänkerei nun entfernt worden.

Der Staat zwingt den Zechenkönigen seinen Willen auf; und sie sind zusammengeblieben, um nicht eine Zwangsanstalt mit Staatskommissar und strenger Aufsicht zu werden. Im Februar 1915 wurde ein neuer Syndikatsvertrag von den meisten Mitgliedern unterzeichnet, nachdem Emil Kirdorf die Nothwendigkeit des Syndikates, als einer Stütze der deutschen Gesammtwirthschaft in schwerer Zeit, mit aller Eindringlichkeit unterstrichen hatte. Aber die endgiltige Entscheidung war damit nicht gefallen. Weder hatten die Außenseiter sich gefügt noch versagten sich einzelne Werke besondere Wünsche und Vorabschlüsse, die hinter der Grenze des Ablaufs (Dezember 1915) lagen. Wichtig war, daß die Rheinischen Stahlwerke darauf verzichteten, das Schicksal des Kohlensyndikates mit dem des Stahlwerkverbandes zu verkoppeln. Sie hatten erklärt, daß sie für das Kohlenkartell erst stimmen

Go gle

könnten, wenn die Zukunft des Stahlwerkverbandes und der noch unfertigen Syndikate für B-Produkte (Stabeisen, Bleche, Walzdraht, Röhren) gesichert sei. Diesen Standpunkt gaben die Rheinischen Stahlwerke zu Gunsten der Kohle auf. Um die letzten Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, war ein von den Zechenleuten eingesetzter Ausschuß thätig. Bevor er mit seiner Arbeit fertig war, erschien die Verordnung des Bundesrathes, die einen Gedankenstrich hinter ein fünfjähriges Vorspiel setzte und zur Sammlung für die Hauptaktion mahnte.

Die Herren des Kohlensyndikates klagten darüber, daß man ihnen von dem Gesetzentwurf nichts gesagt, sie nicht gefragt habe. Vielleicht dachten die Regirungmänner, längeres Zögern könne Gefahr bringen. Wurde bis zum ersten Oktober 1915 der Syndikatsvertrag nicht sanktionirt, so blieben Abschlüsse für die Zeit nach dem ersten Januar 1916 möglich; sie rückgängig zu machen, wäre eine Herkulesarbeit gewesen. Ist es nicht ein Segen, daß durch eine Geste jeder Zweifel verscheucht wurde? Die Mitglieder des alten Verbandes beschlossen, ein Uebergangsyndikat zu bilden, das am letzten Märztag 1917 enden soll. Damit ist der offene Zwang vermieden und die Möglichkeit gegeben, einen alle Betheiligten glücklich machenden Vertrag zu finden. Die Verordnung des Bundesrathes verlangt nicht die „Zwangsvereinigung“ an sich. Sie läßt den Unternehmern die Freiheit, sich privatim zu einigen; doch nur, wenn mehr als 97 Prozent der Förderung eines Bezirkes zum Zusammenschluß bereit sind. Die Landescentralbehörde (in Preußen das Handelsministerium) hat eine Frist für die Entscheidung zu setzen; dem Kohlensyndikat wurde bis zum fünfzehnten September Zeit gegeben. Ist die Frist abgelaufen, so kommt das Zwangsyndikat. Die Organisation untersteht der Regirungaufsicht. Aber auch die in Freiheit vorgeführten Verbände sind anders als zuvor, wenn sie unter dem Druck der Bundesrathsverordnung neu hergestellt wurden. Dem Kohlensyndikat wird der preußische Fiskus als Mitglied angehören. Er kann seine Zugehörigkeit immer mit vierwöchiger Frist zu Beginn eines Kalendervierteljahres kündigen. Das wird natürlich nicht geschehen. Viel eher wird der preußische Handelsminister seinen Einfluß zu erweitern suchen, um die Preispolitik des Syndikates mit dem „öffentlichen Wohl“ in Einklang zu bringen. Denn die Regirung wird kaum dulden, daß die Preise auf schlechte Wege gerathen. Daß die Verstaatlichung der Hibernia eine Folge der Einigung des Fiskus mit dem Syndikat sein wird, ist wahrscheinlich; schon lange wird ja an der endgiltigen Erledigung des Zwistes gearbeitet. Von dem 60 Millionen Mark betragenden Aktienkapital der Hibernia hat der preußische Staat rund 28 Millionen; 23½ sind im Besitz der Herne G. m. b. H. und 8 bis 9 Millionen in anderen Händen. Die Herne-Gesellschaft verfügt auch noch über 10 Millionen 4½prozentiger Vorzugsaktien. Der Fiskus muß also die Herne-Antheile von den sechs Besitzern erwerben. Die heißen: Kohlensyndikat, S. Bleichröder, Berliner Handelsgesellschaft, Darmstädter Bank, Deutsche Bank, Diskonto-

Google

gesellschaft. Auf das Herne-Kapital von 42 Millionen sind 10½ eingezahlt. Außerdem giebt es 55 Millionen Mark Obligationen, deren Sicherheit die Hibernia-Aktien verbürgen. Der Fiskus hätte eine Summe von etwa 69 Millionen aufzubringen, um die zweite Hälfte des Stammkapitals von Hibernia zu erwerben. Die Herne-Obligationen könnten in preußische Konsols umgewandelt werden.

Die preußische Regirung ist an das Ziel ihres Wunsches gelangt. Das Syndikat wird keine neuen Reibungen suchen; und so lange die Verordnung des Bundesrathes in Kraft bleibt, wird es im Kohlenbergbau keine Syndikatfrage geben. Die Zechenherren sind wohl überzeugt, daß Ende März 1917 mit allen Kriegsverordnungen längst aufgeräumt sein werde. Ehe aber die Wirthschaft in ihre neue Friedenshaut geschlüpft ist und sich darin wieder ganz wohl fühlt, können nach Kriegsschluß noch viele Monate vergehen. Die Zeit der Häutung fordert schonende Behandlung des betroffenen Körpers. Da wird man nicht gerade die Kohle zum Gegenstand neuer Experimente machen. Viel eher ist möglich, daß das Mittel, zögernde Syndikate in Trab zu bringen, erweiterte Anwendung findet. In der Eisenindustrie ist noch manche Syndikatsfrage ungelöst; und der Stahlwerkverband, dessen Schicksal ja mit dem des Kohlensyndikates verknüpft werden sollte, läuft am dreißigsten Juni 1917 ab. Der Staat wünscht eine stetige, nicht sprunghafte Preispolitik, die den Konsumenten, besonders den Arbeitern nützlich ist. Er will verhindern, daß die Preise erst künstlich in die Höhe getrieben werden und dann, wenn sich die Nachfrage nicht mehr gefügig zeigt, in die Tiefe stürzen. Deshalb soll der Kohlenbergbau keinen syndikatlosen Zustand erleben. Höchstpreise festzusetzen, ist aber schwer, wenn nicht zugleich die Waare in Beschlag genommen wird. Das ist bei unserer Kohlenproduktion undenkbar. Nur die Regelung der Produktion und des Verkaufes ist möglich; und da ist eben die Aufgabe des Syndikates. Wie weit sich in der Eisenindustrie, insbesondere auf den freien Marktgebieten, Einfluß auf die Preise gewinnen ließe, ist nicht leicht zu sagen. Immerhin wird die neue Stellung, die der Staat zu den Syndikaten nimmt, für erweiterungfähig gehalten. Vielleicht genügt schon diese Möglichkeit, um zu rascher Beantwortung aller noch „schwebenden“ Verbandfragen zu drängen. Unter den gescheiten Männern, deren Stimme in diesen Wirthschaftbezirken Gewicht hat, werden nur wenige, wird vielleicht, wenn die Entscheidung drängt, nicht ein einziger wünschen, die private Entschlußfähigkeit durch staatlichen Zwang lähmen, mindestens das Tempo der Ausführung verlangsamen zu lassen. Allzu weit ist die Ueberzeugung verbreitet, allzu fest durch die Erfolge deutscher Wirthschaft gehärtet, daß der Staat die gesammelten Geisteskräfte vieler unabhängig Sinnenden und Schaffenden im Gewerbeleben nicht zu ersetzen vermag. Die Uebergangszeit wird die Einigung bringen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 21. August 1915.

Finland und der Weltkrieg.*)

Als der Ausbruch des Weltkrieges Massen russischer und deutscher Flüchtlinge durch Schweden führte, haben die Gefühle unseres Volkes in eben so spontaner wie echter Weise in der den heimathlosen Reisenden gewidmeten Fürsorge Ausdruck erhalten. Für Haß gegen irgendein anderes Volk hat der schwedische Patriotismus keinen Raum; wohl aber hassen wir den offiziellen russischen Barbarismus. Wenn es sich um die Gefahr im Osten handelt, so stehen einander nicht die Völker als Gegner gegenüber, sondern zwei grundverschiedene Staatssysteme und Rechtsordnungen. Schwedens Sympathie ist auf Finlands Seite, weil dort alte schwedische Rechtsordnung durch die russische Regirungpolitik vernichtet wird. Der Angriff auf die von fünf Zaren be-

*) Ein schwedischer Offizier, der sich ernstlich gemüht hat, der deutschen Sache seine Landsleute freundlich zu stimmen, spricht hier über Finlands Verhältniß zum Europäerkrieg. Spricht als Nordgermane und als Feind des russischen Regirungsystems (das nun, wie allerlei Lockflöten künden, einem besseren, dem Westmenschenbedürfniß näherem weichen soll). Im Großfürstenthum Finland sind seit 1906 alle Männer und Frauen, die das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet haben, zur Stimmabgabe berechtigt und wählbar. Das Gesetz vom dreißigsten Juni 1910 hat die Erörterung aller Angelegenheiten, die ein Reichsinteresse berühren, dem Senat und Landtag Finlands entzogen und den Reichsinstanzen übertragen. In die Gossudarstwennaja Duma entsendet Finland vier, in den Reichsrath zwei Volksvertreter. Seine Söhne sind von der Wehrdienstpflicht befreit; doch hat das Großfürstenthum dem Reich einen Wehrbeitrag zu leisten. Finland, das im dreizehnten Jahrhundert von den Schweden erobert wurde (heute aber nur

Google

schworene Verfassung Finlands ist vielleicht nicht als eine Folge des russischen Eroberungtraumes aufzufassen. Den Durchschnittsrussen interessiren soziale Fragen mehr als internationale Politik. In seinem Denken, in seinem Herzen steht die große Bodenfrage vornan. Nährt man denn wirklich im russischen Volke keine Welterobererträume? Ohne Zweifel werden sie genährt, wie ja Franz Quadflieg in seinem 1914 veröffentlichten guten Buch „Russische Ausdehnungpolitik 1774 bis 1914“ nachgewiesen hat. Doch scheint es einer leider noch mächtigen reaktionären Partei in Rußland vorbehalten zu bleiben, die große soziale Abrechnung durch das Vorschieben der außenpolitischen „Dampfwalze“ nach den vier Meeren zu hindern: nach dem Stillen, dem Indischen, dem Mittelländischen und dem Atlantischen. Die Mehrheit des russischen Volkes darbt und blutet sich allmählich zu der Ueberzeugung hin, daß Rußland nachgerade wirklich genug Land haben könnte und daß eine beispiellos große Aufgabe einer Regirung wartet, die mit dem russischen Boden nicht nur eine kleine Minderzahl, sondern alle Russen beglücken will. Wird Das aber geschehen, ehe die vier Wege ans Meer endgiltig versperrt sind?

Wir Schweden freuen uns der Freisinnsregungen, die in der russischen Duma manchmal fühlbar werden. Alle in der Duma fallenden Worte der Sympathie mit dem Rechtsgedanken, der Finlands schwedische Kultur trägt und das finische Volk in seiner schweren Prüfung stählt, schreiben wir uns ins Gedächtniß. Als auf Anregung Stolypins im Jahr 1910 die Vorlage „über die Ordnung des Erlassens der das Großfürstenthum Finland betreffenden Gesetze und Verordnungen von allgemeiner Reichsbedeutung“ in der Duma erörtert wurde, sprach die Linke dagegen, weil das

---

noch zehn Prozent Schwedisch sprechender Einwohner hat), seit dem achtzehnten Jahrhundert in Rußlands Machtsphäre kam, war in heller Zeit nie ein selbständiger, im Souverainrecht lebender Staat. Die Verfassung, die Frauen das Stimmrecht und die Wählbarkeit zuspricht und eine sozialistische Landtagsmehrheit ermöglicht hat, ist durchaus „liberal“; nur eben durch die üblen Sitten des russischen Tschin den Bürgern verleidet worden. Jetzt hat Herr Sasonow fast zärtliche Grüße nach Stockholm hinübergerufen, dem Herrn Swinhufud, der einst dem finischen Landtag präsidirte, die Befreiung aus dem Gefängniß erwirkt und die Stellung der Frage gestattet, ob Rußland die Alandinseln den Schweden abtreten wolle. Herr Hjalmar Branting, der Führer der schwedischen Sozialisten (und Franzosenfreund), spricht laut die Ueberzeugung aus, daß den Finen fortan würdige Behandlung und schrankenlose Selbstverwaltung im Reich des Zaren gesichert sei.

Google

Gesetz die Verfassung Finlands gefährde. Ein berühmter Abgeordneter betonte, daß in dieser Vernichtung der finischen Selbständigkeit eine furchtbare Drohung gegen die junge russische Konstitution liege. Ein Führer der Sozialdemokraten sagte: „Der russische Bauer verlangt Boden und Freiheit; und wir geben ihm eine Vorlage, die Finlands Verfassung aufhebt.“ Als die Opposition lästig zu werden begann, sollte die Berathung beschleunigt und die Rednerzahl beschränkt werden. „Die Regirung hat zum Warten keine Zeit; denn Warten heißt Verlieren“, sagte Stolypin in seinem Appell an die Rechte und das Centrum. Nur 199 Stimmen aber (gegen 116) waren für die Erdrosselung der Debatte; und es machte tiefen Eindruck, daß einige der bedeutendsten Männer des Centrums zu den 116 gehörten. Nach der Abstimmung verließ die sozialdemokratische Gruppe den Sitzungssaal, nachdem sie erklärt hatte, nicht anwesend sein zu wollen, wenn die russische Volksvertretung sich an Finlands gesetzlichen Rechten vergreife. Die übrigen Gruppen der Linken erklärten, sich einstweilen noch an den Verhandlungen betheiligen zu wollen, um an den Einzelheiten nachweisen zu können, wie mißlungen der Gesetzentwurf Stolypins sei. Nun aber that die Mehrheit der Duma einen Gegenzug, um die Kritik der Liberalen auszuschalten. Man setzte durch (was in keiner anderen Volksvertretung möglich gewesen wäre), daß die Hauptforderung der Vorlage, die das Verzeichniß der dem finischen Landtag zu entziehenden Reichsangelegenheiten enthielt, nicht in ihren Einzelheiten erörtert wurde. Als die Rechte die Vorlage, nach summarischer Behandlung der Frage im Ausschuß, angenommen hatte, jubelte eine Stimme in der Duma: „Finis Finlandiae!“ Der Abgeordnete wußte nicht, daß die Finen mit wacholderzähem Glauben an dem prophetischen Wort eines ihrer größten Dichter hängen: „Noch einmal wird uns Tag, noch ist nicht Alles aus.“

Man hat die seit 1898 gegen Finland eingeleitete Aktion auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Während seines Verbandes mit Rußland durfte das Großfürstenthum beinahe hundert Jahre lang seine Freiheit behalten und sich der Autonomie freuen, die es in seiner Lage, bei der nationalen und kulturellen Eigenart des Volkes braucht. Rechnet man die dorthin kommandirte Militärmacht ab, so wohnen unter drei Millionen Finländern finischen und schwedischen Stammes nur zehntausend Russen. Nicht einmal diese Russen wünschten eine Veränderung. Weshalb also trat der schwere Eisenfuß der Gewalt in das relativ glückliche Land, das der am Besten kultivirte Landestheil des Zarenreiches gewesen

Google

war? Mancher vermuthet, daß der unersättliche russische Beamte der Urheber der Gewaltpolitik sei; daß die mächtige russische Bureaukratie nach einem neuen Schöpfgebiet für ihre Macht- und Geldgier ausspähe. Sie konnte fürchten, daß die freie Verfassung Finlands das russische Freiheitstreben stärken werde, dessen Sieg den Untergang der Bureaukratie oder wenigstens strengere Aufsicht herbeiführen mußte. Doch dieser Grund kann nicht das Hauptmotiv gewesen sein; denn in den neunzig Jahren, die dem Einmarsch der Gewaltpolitik in das Großfürstenthum vorangegangen sind, waren keine Anzeichen politischer Ansteckungsgefahr von Finland her zu spüren gewesen: und trotzdem hatten russische Nihilisten 1884 einen Kaiser gemordet. Finland aber galt als der sicherste Schutz des neuen Zaren. Oft ging Alexander der Dritte dorthin, um vor den Revolutionären in Sicherheit zu sein.

Bei seiner Thronbesteigung im Jahr 1894 versprach Zar Nikolaus der Zweite in seinem Regentengelübde, wie seine vier Vorgänger, die unbeeinträchtigte Aufrechterhaltung der finischen Staatsverfassung; und einige Jahre hindurch wurde dieses Versprechen auch gehalten. Im Sommer 1898 kam dann plötzlich der Wechsel; und am Anfang des Jahres 1899 wurde der finische Landtag einberufen, um eine russische Vorlage über die Wehrpflichtfrage zu berathen. Ungefähr um die selbe Zeit wurde der durch seine energische Russifizirung der Ostseeprovinzen bekannte General Bobrikow zum Generalgouverneur in Finland ernannt. Die neue Vorlage hatte den Zweck, finische Bürger im russischen Heer dienstpflichtig zu machen, also den Verband der finischen Truppen aufzulösen. Die Stände wiesen die Vorlage zurück. Die Folge war eine Diktatorvollmacht für Bobrikow, der nun zu Verbannungen, Haussuchungen, zu ungesetzlichen Entlassungen finischer Richter und anderer Beamten, zu Verhaftungen und Aehnlichem schritt.

Durch das im Jahr 1899 erlassene Februarmanifest bestimmte die Reichsregirung, daß Finlands Gesetzgebung in der Hauptsache russischen Behörden übertragen werde. Vergebens bemühten sich finische Patrioten, bemühte sich die aus fünfhundert Vertretern der Gemeinden Finlands bestehende „Große Deputation“, Audienz beim Zaren zu erhalten, um ihn über die Lage aufzuklären und ihn zu bitten, das erlassene Manifest mit Finlands Grundgesetzen in Uebereinstimmung zu bringen. Bobrikow erhielt eine Stütze an dem Minister des Inneren, Plehwe, der zum Ministerialsekretär für Finland und zum Kanzler der helsingforser Universität ernannt wurde. Man erließ strenge Censurbestimmungen für die Presse, unterdrückte mehrere Zeitungen, führte

Google

die russische Sprache in die Schulen und Staatsverwaltung ein, beseitigte die Stände Finlands auf vier Jahre, wodurch Bobrikow Alleinherrscher wurde, verletzte das Briefgeheimniß, setzte einen politischen Censurausschuß ein und vermehrte die Spionage im Lande, der man ein schmähliches Denunziantensystem angliederte. Die von vielen Gelehrten und Schriftstellern Europas an den Zaren gerichtete Adresse, die ihm 1901 von einer internationalen Deputation überreicht werden sollte, wurde nicht angenommen. Am zwölften Juni 1901 kam ein neues Wehrpflichtgesetz, das die finische Armee auflöste und die Einführung des russischen Wehrpflichtsystems in Finland verfügte. Trotz Bobrikows strengen Strafmaßregeln stellte sich die Mehrheit der wehrpflichtigen Jugend bei der ungesetzlichen Einberufung nicht. Um der russischen Politik wenigstens den Schein der Gesetzlichkeit zu geben, schob man in den finischen Senat gefügige Leute, die sich als gehorsame Werkzeuge des Generalgouverneurs erwiesen.

Nun aber brach Anfang Februar 1904 der Krieg gegen Japan aus. Sein für Rußland unglücklicher Ausgang bewirkte für kurze Zeit einen Wechsel der finischen Politik. Im Juni 1904 fiel Bobrikow durch Schaumanns Kugel und einen Monat später wurde Plehwe ermordet. Der neue Generalgouverneur Obolenskij gestattete der Presse einige Redefreiheit. Gegen Ende des Jahres 1904 wurden, noch während des Krieges, die Stände zur Tagung berufen. Bei den Landtagswahlen vereinigten sich die schwedische Partei und die jung-finische zu einer „konstitutionellen“ Partei, die nun die (einst von Bobrikow begünstigte) Partei der Alt-Fennomanen in der Abstimmung besiegte.

Die russischen Revolutionäre verbündeten sich der Arbeiterpartei in Finland und im Oktober 1905 schlossen sich dem russischen Generalstrike die Arbeiter in Finland an. Alle Konstitutionellen unterstützten ihn. Eine Woche lang hatten sie in Helsingfors, Tammerfors und anderswo die Macht und fast überall waren die Behörden gelähmt. Generalgouverneur und Senat baten um Entlassung aus ihren Aemtern. Eine Delegation konstitutioneller Landtagsabgeordneten tagte in Helsingfors und setzte eine Beschwerdeschrift an den Zaren auf, der am vierten November 1905 die finischen Hauptforderungen zugestand. Die Reichsregirung gab, unter dem Druck der äußeren und inneren Wirren, nach, hob einige ungesetzliche Bestimmungen in Finland auf und gab Rußland die erste Duma mit freisinniger Mehrheit.

Als die Revolution in Rußland in Blut erstickt und der Friede mit Japan geschlossen war, konnte man wieder gegen Fin-

Google

land vorgehen. Bobrikows Russifizirungversuche wurden erneut. Durch die „Reichsgesetzgebung“, die 1910 vom Zaren bestätigt und von der nach einer neuen Wahlordnung in konservativem Geist zusammengesetzten Duma angenommen wurde, werden viele Angelegenheiten, die bisher der finischen Gesetzgebung unterstanden, jetzt von der russischen erledigt. Da das Volk sich nicht überall blind fügte, schritten die Gewalthaber zu neuen Verhaftungen und Verbannungen. Weder alle Mißhandlung Einzelner noch die ganze Verrussungarbeit kann hier geschildert werden. Ein paar Andeutungen müssen genügen. Im Jahr 1912 wurde das finische Lotsenwesen und das Leuchtthurminstitut dem russischen Marineministerium unterstellt. Die Folge war ein Massenabgang des Lotsen- und Leuchtthurmpersonals. Die freigewordenen Stellen besetzte man mit Russen, denen, wie sich bald herausstellte, die dazu nöthige Fähigkeit fehlte. In den Untiefen der finischen Schären gab es nun noch mehr Unfälle als sonst. Während von 1902 bis 1911 im Jahresdurchschnitt zweiundfünfzig Schiffe gescheitert waren, stieg die Zahl im Jahr 1912 über Hundert und fast jeder Tag brachte eine Seeamtsverhandlung.

Die Thatsache, daß die russische Politik in Finland nicht nur die Verfassung brechen, sondern auch die skandinavische Kultur vernichten will, ist leicht nachzuweisen. Unter Stolypins Leitung hat der Ministerrath das vom finischen Landtag beschlossene Kulturbudget umgestülpt. Von den üblichen Ausgaben wurden 1910 770 000 Mark gestrichen: 415 000 für das Volksschulwesen und 355 000 für soziale Aufklärungarbeit. Von dem außerordentlichen Aufwand strich man sogar 6½ Millionen Mark, darunter 50 000 zur Einrichtung einer landwirthschaftlichen Kolonie für Gefangene, 300 000 zur Fortsetzung des Krankenhausbaues in Tammerfors, eine halbe Million zur Errichtung von Lungenheilstätten, 850 000 für ein Landesirrenhaus, eine halbe Million zur Erbauung eines Krankenhauses in Helsingfors und 320 000 für die Arbeiten am Nationalmuseum in dieser Stadt. Diese Summen bedeuten für ein so kleines Land viel. Auch der Voranschlag für Schul- und Chausseebauten im Norden und für wichtige Kanalarbeiten im „Lande der tausend Seen“ wurde gestrichen. Eben so gings im Jahr 1912. Diese Abstriche, die eine groteske Unkenntniß des einem Kulturland Unentbehrlichen verrathen, sollten wohl Finland, „im Reichsinteresse“, auf das Niveau Rußlands hinabdrücken und, nebenbei, Mittel für die militärischen Ausgaben des Zarenreiches sichern. Als Ersatz für die persönliche Kriegsdienstpflicht soll Finland einen jährlichen Wehrbeitrag leisten, der von

Google

12 Millionen Mark im Jahr 1911 alljährlich um eine Million wächst, bis er 1920 zwanzig Millionen erreicht hat. Die Regirung schwächt also die Kultur und Wirthschaftkraft dieses armen Landes und preßt ihm in der selben Zeit immer höhere Summen für das russische Heer aus. Wo die Liebe zu skandinavischer Kultur Schlösser und Hütten erbaut hat, muß in ihnen ein Geschlecht auswachsen, das dem uns Skandinaven vorbereiteten Schicksal aus offenem Auge und mit trotzigem Muth entgegenblickt.

Wie ist die russische Gewaltpolitik in Finland zu erklären?

Der Wille, an die Meeresküste zu gelangen, um freier athmen zu können, liegt einer Großmacht im Blut. Der Welthandel geht über die Ozeane. Rußland hat nach dem Stillen, dem Atlantischen, dem Indischen Ozean und nach dem Mittelmeer hingestrebt. Japans Sieg nahm ihm die ostasiatische Flotte und Port Arthur und ließ ihm nur Wladiwostok, das im Winter unzugänglich ist. Seitdem war jeder ostwärts weisende Gedanke an einen zur Schiffahrt geeigneten eisfreien Hafen begraben. Das sich schnell vermehrende Volk der Japaner hat auf seinen Inseln keinen Platz, sondern muß den wachsenden Strom seines Bevölkerungüberschusses nach dem Festland Asiens hinlenken. Daher ging Japan mit der vulkanischen Kraft, die das Land der Erdbeben erzeugt, 1904 auf sein neues Ziel los: „Asien den Asiaten!“ Zunächst lag in dieser Losung der Wunsch: das Japan gegenüberliegende Festland Asiens den Japanern.

Rußlands Weg nach dem Meer hin, das England durch sein indisches Reich beherrscht, hat durch Wüsten und über Gebirge geführt. Die dadurch entstandenen Schwierigkeiten sind oft dargestellt worden. Im Jahr 1878 entwarf Skobelew einen Feldzugsplan gegen Indien. Seitdem hat ja Rußland seine Interessen an den Grenzen Persiens und Afghanistans zur Geltung gebracht. Als jedoch England mit Gegenmaßregeln antwortete, trat hier ein Stillstand in der russischen Politik ein. Und jetzt sind die Konkurrenten verbündet und befreundet. Für wie lange?

Rußlands Weg ins Mittelmeer geht über den Balkan. Die Politik des Zarenreiches bewirkte 1855 den Krimkrieg und 1877 den vorletzten Krieg gegen die Türkei. Der Weitermarsch in dieser Richtung wurde von den Großmächten gehindert. Der Krieg von heute muß hier Entscheidung bringen. Durch einen Sieg über Oesterreich-Ungarn wäre Rußlands Ansehen auf der Balkanhalbinsel wiederhergestellt und ihm, wenigstens seiner Wirthschaft, erschlösse sich ein sicherer Weg ans Mittelmeer. Der Sieg der Centralmächte könnte diesen Zugang für immer schließen.

Google

Zugleich mit seiner alten Mittelmeerpolitik hat Rußland eine atlantische Politik, auf Schwedens Kosten, getrieben. Die Ostsee mit ihren in die Landmasse Rußlands einschneidenden Theilen, der Rigaer Bucht und dem Finischen Meerbusen, war das erste Ziel, das Zar Peter erreichte. Der Friede zu Nystad öffnete den Zugang in die Ostsee; und bald danach verlegte die russische Regirung ihren Sitz von Moskau nach Petersburg. Der neuen, so nah der Grenze liegenden Reichshauptstadt mußte ein geographischer Flankenschutz verschafft werden. Den brachte der 1743 in Abo geschlossene Friede: Schweden mußte das Landgebiet bis an den Kymmenefluß und den Saimasee abtreten. Der nächste Griff, durch den Frieden von Fredrikshamn im Jahr 1809, raubte Schweden den dritten Theil seines Reiches. Rußland erweiterte seinen geographischen Flankenschutz um das noch übrige Finland, nahm sich aber auch noch ein Stück des schwedischen Finmarkens. Das bedeutete mehr als nur militärgeographischen Schutz für Petersburg. Das eroberte Gebiet im Nordwesten der Hauptstadt wurde 1809 so vergrößert, daß von einer defensiven Deckung Petersburgs nicht mehr die Rede sein kann, sondern man darin ein offensives Fortsetzen der russischen Dehnungpolitik in der Richtung auf einen eisfreien Hafen sehen muß. Der Keil in der Ecke zwischen Schweden, Norwegen und Rußland zeigt gerade auf den Atlantischen Ozean und wurde 1809 als Zukunfthoffnung eingetrieben. Von dort hat das Zarenreich bis an den offenen Ozean (den Lyngenfjord) nur noch dreißig Kilometer zu durchmessen. Nun aber hat die Eisenbahnfrage, die 1809 noch nicht bestand, die Alternative eines Vordringens nach Narwik eröffnet, also die Möglichkeit eines Vorstoßes über Nordschweden. Rußlands ungeheure Landmasse und die Lage seiner Hauptstadt an einem Meerbusen des Atlantischen Ozeans genügt allein schon, um die Sehnsucht wach zu halten; wahrscheinlich würde sie auch noch dann nach der Küste Norwegens ausspähen, wenn ihr der Weg an den Bosporus offen wäre. Wir Schweden kennen ja unsere eigene Geschichte gut genug, um zu wissen, daß die Erfolge, die Rußland im Lauf der Zeiten auf dem Balkan hatte, es nicht von der Ostsee abgekehrt haben. Das Bündniß mit England hat unserer nördlichsten Eisenbahn für die Großpolitik eine Bedeutung gegeben, die sie noch nie hatte. Der Erztransport machte sie, mit ihren 12 Prozent jährlicher Dividende, zu Schwedens einträglichster Bahn. Trotz einem vorzüglichen Eisbrecher ist Archangelsk durchaus nicht ein idealer Hafen; um von dort an die lange, wegen der Nähe des Golfstromes eisfreie Murmanenküste zu gelangen, hat ein Schiff

Google

sich durch einen fast eben so langen Eisgürtel im Weißen Meer zu winden. Jetzt hat die finische, am Kemifluß entlangführende Eisenbahn bei Rowaniemi Halt gemacht. Dort erwarten wir nun (von Dem, was nicht geschieht) die Lösung des finischen Räthsels, wenigstens in Beziehung auf die nächste Zukunft. Wenn zwei Ereignisse einträten, könnten wir uns einstweilen, vielleicht auf ziemlich lange Zeit hinaus, Nordschwedens wegen beruhigt fühlen. Das Eine wäre eine Eisenbahn von Rowaniemi nach der Murmanenküste, das Andere das Aufhören der eilfertigen Gewaltpolitik in Finland. Dann könnte man sagen, daß sich der nach dem Atlantischen Ozean ausgestreckte russische Zeigefinger zurückgekrümmt habe. Noch ist davon nichts zu merken. Die schwedisch-norwegische Eisenbahn über Karungi und Boden nach Narwik ist fertig und wird bald in Haparanda Anschluß an das russische Bahnnetz erhalten. Rußland hat in Finland viele Eisenbahnen, fertige und unfertige, die, ohne Rücksicht auf finische Lokalinteressen, eine strategische Richtung nach Nordwesten erhalten haben.

Bedenkt man die Vertheidigungzwecke, so ist den in Finland für die Dauer verfügten militärischen Einrichtungen eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen. Vielleicht hat Rußland für möglich gehalten, daß während eines Krieges gegen Deutschland Schweden in Finland einfallen werde; trotzdem unser Auswärtiges Amt immer wieder gesagt hat, daß wir im Fall eines europäischen Krieges neutral bleiben. Die strategischen Eisenbahnen hätten erlaubt, russische Vertheidigungtruppen auf breiter Front an die Nordgrenze und den Bottnischen Busen zu werfen und dem Eindringen Schwedens zu begegnen. Doch Schweden hat keine feindlichen Pläne gegen Rußland. In dem russisch-schwedischen Militärwörterbuch aber, das die russische Armee empfing, liest man die schwedischen Worte Pfarrhaus, Dorf, Bauernhufe und ähnliche; und findet viele Fragen, die einen Krieg gegen Schweden voraussetzen. Die Lösung des finischen Räthsels scheint über Nordschweden und Norwegen nach dem Atlantischen Ozean hinzuweisen.

Ein russischer Hafen an der Küste Norwegens würde wahrscheinlich Handels- und Kriegshafen werden. Er wäre zwar isolirt, ohne einen „Nordostseekanal“ nach der Ostsee, wodurch er mit der Flotte in Kronstadt in Verbindung stände; aber dadurch braucht Rußland sich nicht von dem Plan abschrecken zu lassen, denn bei dem ungeheuren Landgebiet hat sich die russische Seestrategie ja längst mit der Thatsache abgefunden, daß ihr die Verbindung durch Wasserstraßen zwischen den Flottenstationen Kronstadt, Sebastopol und Wladiwostok fehlt.

Rußlands Rüstung in Finland war nicht die Folge der natio-

Google

nalen Mahnschriften von Sven Hedin oder Pontus Fahlbeck, der schwedischen Geldsammlung zu einem Panzerschiffe und des Bauernzuges nach Stockholm, auch nicht des Dringens der Minister Staaff und Hammarskjöld auf Verstärkung der Wehrmacht; all Das kam ja erst später. Gerade die neuen militärischen Beschlüsse für Finland zwingen allen politischen Parteien Schwedens die Beantwortung der Wehrfrage auf. Unser langer, erbitterter Kampf um eine starke Landesvertheidigung ist durch die Wehrdebatte vom zwölften September 1914 endlich vom Sieg gekrönt worden. Die Erkenntniß der von Osten her drohenden Gefahr hat während des letzten Jahrzehntes alle Parteien und Klassen mit Besorgniß erfüllt. Dunkel oder deutlich fühlte Jeder, daß aus Finland die Basis zum Vorstoß über Nordschweden und Norwegen nach dem Atlantischen Ozean gemacht werden soll. Die Versuche zur Russifizirung Finlands zeigen, daß ein nach eigenen Gesetzen regirtes, den nationalen Formen treues Finland als Basis kriegerischer Operationen nicht geeignet schien.

Für die Werthung der militärischen Zustände, die in Finland von der Zarenregirung geschaffen wurden, sind sechs Erwägungen wichtig:

1. Die finischen Eisenbahnen sind durch Erweiterung der Bahnhöfe und der Weichen, durch Verstärkung der Brücken und der Gleise so geändert worden, daß sie russische Militärzüge befördern können. Auch hat der russische Generalstab, gegen den Wunsch der Finen, den Bau strategischer Eisenbahnen nach der schwedischen Grenze und Küste hin durchgesetzt, namentlich nach dem Kwarken hin, wo der Bottnische Busen leicht zu überschreiten ist.

2. An wichtigen Eisenbahnpunkten, wie Fredrikshamn, Konwola, Lathis und anderen, sind neue Kasernen erbaut und immer mehr russische Truppen sind nach Finland verlegt worden.

3. Die russische Flotte ist wiederhergestellt und im äußeren Theil des Finischen Meerbusens ist, den stockholmer Schären gegenüber, eine Ausfallsfestung angelegt worden. Auch hat man Flottenübungen im Kwarken angeordnet und einen Truppentheil auf den Alandsschären stationirt.

4. Viele russische Spione sind an strategisch wichtigen Punkten Schwedens, wie bei der Grenzfestung Boden und auf den stockholmer Schären, angehalten worden. Der vorige russische Militärattaché Assanowitsch, der jetzt im Krieg gefallen ist, mußte Stockholm verlassen, weil er mit russischen Spionen in unserem Land verkehrt hatte. Ein Hochverrathsprozeß ergab, daß ein Angriffsplan gegen Schweden ausgearbeitet ist, nach dem vier russische Armeen gegen Nordschweden angesetzt werden sollen.

Google

5. Russischen Offizieren ist ein Handbuch mit einer Karte der Gegenden im Norden Stockholms gegeben worden.

6. Rußland hat Aland befestigt, von wo aus sich ein überraschender Stoß gegen das Herz Schwedens führen läßt.

Ein geachtetes Mitglied des finischen Landtages sagte zu mir: „Alle Abgeordneten sind überzeugt, daß die russischen Gewaltmaßregeln in Finland ein Vordringen über Skandinavien nach dem Atlantischen Ozean vorbereiten.“ In der Nowoje Wremja stand freilich, daß ein atlantischer Hafen Rußland gar nicht nütze und an einen Vormarsch über Skandinavien nicht gedacht werde. Wir möchten den Worten gern glauben; aber vor dem letzten Angriff Rußlands auf Schweden verbürgte sich der Zar in einer Audienz, die er unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges unserem Gesandten gewährte, dafür, daß er Schweden „nicht so viel wie ein einziges Dorf nehmen“ wolle. Drei Tage danach rückte das russische Heer ohne Kriegserklärung in Finland ein und nahm den dritten Theil des schwedischen Reiches.

Nur die Befreiung Finlands, Polens und der Ukraina vom russischen Joch kann den Druck Rußlands auf Westeuropa mildern. Strategisch besiegt ist Rußland, sobald den Gegnern gelungen ist, seine Heere aufzulösen. Politisch wird Rußland mit der Eroberung Warschaus, Kiews und Petersburgs besiegt. Warschaus: weil dann Polen abfallen könnte, Kiews: weil sich dann die Ukraine gegen ihren Unterdrücker erheben kann, Petersburgs: weil danach die finische Freiheitbewegung des Jahres 1905 neue Kraft zum Kampf gegen die Zarenherrschaft erhält.

Die Großmacht, der dieses gigantische Befreiungwerk zugetraut wird, ist Deutschland. Einst hat Schweden, unter Gustav Adolf, seine ganze Kraft eingesetzt, um sich selbst und das Deutschland des Lutherthumes zu retten. Das gelang ihm nach ungeheurer Anstrengung. Dabei wirkten die lutherischen deutschen Staaten kräftig mit, aber auch Finlands tapfere Söhne. Jetzt ist die Stunde Deutschlands gekommen. Zunächst wird ihm der gewaltige Kampf den Weg in seine eigene große Zukunft bahnen. Aber im deutschen Wesen liegt ein universaler Zug von tief ethischer Bedeutung. Ich möchte im Hinblick auf Finland hier das schöne Wort wiederholen, das Goethe zu Eckermann sprach: „Es giebt eine Stufe, wo man ein Glück oder ein Weh seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß.“

Stockholm. Ernst Liljedahl,
Hauptmann und Mitglied des Reichstages.

Google

Das Land ohne Musik.*)

Vor ein paar Jahren traf ich vor dem Britischen Museum einen jungen Kunstgelehrten aus Deutschland und fragte ihn, was ihn nach London geführt habe. „Ich habe längst gewußt“, sagte er, „daß die sogenannten großen englischen Portraitisten des achtzehnten Jahrhunderts ein Schwindel sind; jetzt bin ich hergekommen, um mir die Bestätigung zu holen.“ Zu solchem Zweck, um sich die Bestätigung zu holen, reisen viele Menschen: nach Paris, nach Japan, nach Skandinavien, nach Spanien; aber es giebt nur ein Land, in das der Fremde mit freudiger Entschlossenheit reist, um den Schwindel aufzudecken; und dieses Land ist England.

In den Koffern, die nach Charing Croß aufgegeben sind, liegen unverzollte Lesefrüchte und vorgefaßte Meinungen; und kaum ist der Reisende in Dover angelangt, so beginnt er, mit der Hilfe der Schmuggelwaare zu revidiren, zu kol!ationiren, Bestätigungen zu sammeln und den einen Zipfel des roth-weiß-blauen Union Jack zu lüften: um ... nun, um den Schwindel aufzudecken. Manchmal stößt er auf Ueberraschungen, die in keine Schablone passen („Das habe ich mir aber anders vorgestellt!“). Da giebt es dann verwirrende, unliebsame Enttäuschungen mit denen er nichts Rechtes anzufangen weiß. Die nennt er dann „unenglisch“.

Kenner waren immer selten. Aus dem einfachen Grund, weil England, wie schon das Sprichwort besagt, sein Herz nicht auf dem Aermel trägt. Das Panorama jedoch, das hinter den Kreidefelsen sich ausbreitet, ist differenzirter, als der unscheinbare Rahmen vermuthen läßt. Einige berühmte Namen haben wohl nach kürzerem oder längerem Aufenthalt ihre Ansichten niedergeschrieben und ihr Wort galt Jahrzehnte lang (eben so wie, zum Beispiel, der Typ des spleenigen, großkarrirten, bewhiskerten Mylords auf den kontinentalen Bühnen) als unumstößliche Wahrheit. Aber die Literatur nach Taine (der mir noch immer unübertroffen scheint) wies, durch politische und kulturelle Eifersüchteleien beeinflußt, wiederum vielfach verzerrte Züge auf. England ist der Welt so lange in großen und kleinen Dingen des Lebens als Vorbild gepriesen worden, bis die erwachenden und erwachten Mitvölker anfingen, sich gegen diese Höherwerthung zu empören. Man begann, zu überprüfen, zu vergleichen, zu nörgeln, schließlich zu höhnen.

---

*) Dieser Aufsatz wurde vor dem Krieg geschrieben. Weil er die vom Krieg zerstörte Stimmung ausdrückt, ist er noch lesenswerth.

Go gle

Nach dieser Zeit ist über England ein Buch erschienen, das sich in erfreulicher Weise von allen üblichen Schmähungen, von Uebertreibungen, auch von Ueberschätzung fernhält, das in Sachlichkeit dem Land Gerechtigkeit widerfahren lassen will, das Gutes und Schlechtes, Vollkommenes und Unvollkommenes auf die Wagschale legt, das beachtenswerthe Quellen zu Rath gezogen hat und das mindestens das ehrliche Streben zeigt, England zu schildern, „wie es wirklich ist“. Der Verfasser ist Oskar A. H. Schmitz, ein Literat, der sich in vielen Landen umgesehen hat. Er hat Frankreich, „Das Land der Wirklichkeit“ durchforscht, „Fahrten ins Blaue“ nach Spanien und dem Orient unternommen und ist auch sonst kreuz und quer durchs Leben gesegelt, worüber ein „Brevier für Weltleute“ Auskunft giebt. Auf seinen Reisen kam er auch nach England. „Das Land ohne Musik“ (bei Georg Müller) ist die Folge. Der Titel ist sehr geistreich, sogar originell und scheint mir in seiner Beziehung zum Ganzen das glücklichste Resultat dieser neuen Englandforschung.

Nirgends wird darin ausgesprochen, daß England auf musikalischem Gebiet zwischen Purcell und Elgar nichts Epochales, Charakteristisches, national Bleibendes hervorgebracht hat; Schmitz meint nur, verallgemeinernd, daß der Engländer überhaupt keine Musik in sich habe. Das heißt, ihm mangle die Fähigkeit, sich zu verlieren, die Welt als Strom zu fühlen und das Geschehen als ein Fließen. Das heißt, ihm fehlen die Flügel, die ihn in eine Klangwelt emporheben können, wo alle Widersprüche sich versöhnen, wo alle Dissonanzen in Harmonien sich auflösen. Nur durch Musik können Natur und Seelen verstanden werden und sein Leben sei ärmer als das jedes anderen Menschen der Welt, weil in England Keiner erstanden ist, der Lieder sang wie Schubert und Brahms.

„Je öfter man nach England kommt und je länger man verweilt, desto mehr findet man zu bewundern“, schreibt Schmitz. „Von keinem Volke ist mehr zu lernen, denn die meisten englischen Vollkommenheiten sind mehr Resultate des Willens und der Vernunft als der besonderen Anlage. Und dennoch: irgendetwas ist in diesem Lande, das man um keinen Preis daheim haben möchte; es muß irgendetwas Unbewußtes geben, was in anderen Ländern die Unvollkommenheit erträglicher macht als in England manche Vollkommenheit.“ Dieses Unbewußte ist die Musik im Leben, das musikalische Empfinden im Genießen des Lebens. Und in der Kirche und im Theater, bei den Frauen und in der Erotik, in der Politik, bei den Parteien, in der Sprache, in den Manieren, bei den Dienstboten, der Erziehung, den sozialen Einrichtungen, überall will

Go gle

er uns durch seinen Titel anregen, selbständig (denn er hilft uns nicht weiter) diesem Unbewußten nachzuspüren und seinem Mangel die Schuld an dem Starren, Nüchternen, Kalten, Ungemüthlichen, uns Fremden zuzuschreiben. Die zweite Entdeckung, die er auf seinen Wanderungen durch die englische Gesellschaft und ihre Probleme macht, ist weniger neu. Sie heißt Puritanismus. Er findet den Puritanismus als Basis alles Denkens und Handelns, läßt jedoch ganz außer Acht, daß, nebenbei und die puritanische Ader durchkreuzend, ein zweiter Blutstrom bemerkbar wird, dessen seltsame Färbung allein für die vielen seltsamen Widersprüche im Charakter des Engländers verantwortlich scheint. Es ist bemerkenswerth, daß Schmitz diese sehr frappirenden Widersprüche sieht, aber er konstatirt sie nur und hat nicht den Einfall, sie irgendwie zu erklären.

*

England, das die Einfachheit, das Unkomplizirte, Nichtschillernde liebt, achtet und bevorzugt, ist selbst sehr komplizirt und schwer zu erklären und zweifelhaft ist, ob ein Ausländer, der ein Ausländer bleibt, überhaupt eine erschöpfende Analyse leisten kann. Noch das vorletzte Buch über England, das ich vor einigen Jahren las, hatte den vorsichtigen Titel „L'île inconnue". Sein Autor, die kluge französische Dame, die unter dem Pseudonym Pierre de Coulevain schrieb, wollte wahrscheinlich andeuten, daß sie eigentlich terra incognita betrete, das China Europas, ein Land, das erst zu entdecken ist. Für den deutschen Schriftsteller allerdings hat England keine Geheimnisse, nichts Unbekanntes. Denn er hält, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, beim zweiten Meilenstein. Es giebt nämlich vier Meilensteine auf dem Wege des Ausländers in England. Ich habe Schreibeifrige gekannt, die schon nach einer Woche Aufenthalt politische und gesellschaftliche Essays an die Heimath sandten. Das sind die Ahnungslosen, die Alles wissen, die Glücklichen, die keine Zweifel kennen. Die zweite Station wird nach einigen Monaten erreicht. Die Oberfläche des Interessekreises ist persönlich abgeschöpft; gestützt auf eine umfangreiche Literaturkenntniß, ist nun ein geschulter Geist, eine intuitive Natur, sehr wohl im Stande, ein glückliches und an mancher Stelle gelungenes Bild des Gesehenen, Erfahrenen zu geben. Nach wenigen Jahren gelangt man an den dritten Punkt. Man glaubt, das Land gründlich zu kennen, und mißversteht es gründlich. Den vierten Meilenstein haben Jene erreicht, die zehn Jahre und darüber im fremden Land leben. Die schweigen meist. Stillzufrieden. Oder wissen, daß sie nicht viel wissen können.

Google

Denn zwischen englischem und deutschem Denken giebt es nur schwankende Brücken. Man mag von Vetterthum reden, von Blutsbanden, von Stammverwandtschaft; wer ehrlich ist und Zeichen richtig deuten kann, weiß, daß die Zwei einander kaum jemals tief und ganz verstehen werden. Engländer greifen in der Beurtheilung der Deutschen meist noch hoffnungloser fehl als die Deutschen in der Beurtheilung der Engländer; und das Beste, was erzielt werden kann (bevor, utopistisch gesprochen, eine vollkommen einheitliche Erziehung und Bildung kommender Generationen der ganzen Welt die Gegensätze aufhebt), ist, durch unermüdliches Näherbringen und Vermengen, durch unermüdlichen Austausch und guten Willen Verständnisse anzubahnen und dadurch vorerst gegenseitige Achtung zu sichern. Was der zuverlässigste Beobachter bieten kann, ist individuelle Impression. Wer ein Land von außen beobachtet, ohne in seine Atmosphäre gänzlich hineinzuwachsen, und dann behauptet, es sei so und so, geht meistens irr. Das ist auch Schmitz vielfach passirt. Sein starker Band enthält erstaunlich viel Richtiges, um dessen willen er in Deutschland gelesen werden sollte; viel scharf Erfaßtes, gut Gewähltes, insbesondere in Verallgemeinerungen, Rückblicken, Ueberblicken, theoretischen Betrachtungen; er enthält aber auch erstaunlich viel Unrichtiges, insbesondere dort, wo durch persönliche Anschauung und Erfahrung eigentlich ganz korrekte Resultate erreichbar wären. Aber auch von diesem Standpunkt unsicherer Zeugenaussage besehen, ist seine Arbeit interessant und lehrreich. Hier ist ein Mensch, dem wahrlich der Patriotismus nicht die Augen verklebt hat; er ist gebildet, weitgereist, erfahren; er hat den festen Willen, unparteiisch abzuschätzen, und das Gefühl für „fairness“, das er am Engländer so sehr schätzt, steckt so fest in ihm, als wäre er selbst ein Engländer. Und dennoch (und Das ist das Merkwürdige und kann vielleicht zu vielen Mißverständnissen, Reibungen und Spannungen zwischen benachbarten Völkern die Erklärung geben) sind ihm auf Schritt und Tritt Irrthümer unterlaufen.

Ohne die Absicht, Beckmesserei zu treiben, muß doch an ein oder zwei Beispielen gezeigt werden, welch gewagtes Unternehmen es ist, den gesammten Inhalt eines ganzen, großen, fremden Landes in ein paar Besuchen ausschöpfen zu wollen. Schmitz widmet ein Kapitel der englischen Sprache. Er findet sie leicht, weil sie keine Syntax hat, der deutschen Sprache weit unterlegen, in der Alltagsfassung ohne Prägnanz und außerordentlich geeignet für nichtssagendes, geistloses Geplauder. Und er merkt nicht, daß fast Alles, was er darüber sagt, durch einige seiner Citate gründlich

Google

widerlegt wird. So äußert sich der scharfe Individualismus Englands nicht, wie Schmitz anführt, in der grundfalschen, ganz unenglischen Fassung: One man so good as another, sondern eventuell in dem Satz: One man is as good as another. Weiter: blackmail ist ein Wort und nicht zwei Worte. Und schließlich: „help yourself", ein Begriff, der Schmitz (und vielleicht noch veralteten Lehrbüchern) als kategorischer Imperativ einer britischen Weltanschauung gilt, ist in der Praxis heute nichts Anderes als eine sehr höfliche Aufforderung des Briten, sich doch, bitte, selbst mit Whisky zu bedienen. An anderer Stelle nennt Schmitz den Minister für Auswärtige Angelegenheiten „Lord" Grey, statt Sir Edward Grey. Kleine Entgleisungen, die stutzig machen; die ich aber keinem Ausländer ankreiden würde, es sei denn, er schriebe ein dickleibiges Buch über das heutige England.

Ein ganzes weiteres Kapitel ist dem englischen Theater gewidmet. „Man ist auf dem Festland noch immer nicht hinreichend mit der Thatsache vertraut, daß England heute das tiefststehende Theater besitzt." Die Belege, die Schmitz zur Bekräftigung anführt, sind auch nicht immer stichhaltig. Und nur ganz kurz sei festgestellt: Das Festland ist noch immer nicht hinreichend mit der Thatsache vertraut, daß sehr viele Berichte über das englische Theater eine völlige Ahnungloſigkeit, eine völlige Unkenntniß verrathen. Um den Kommerzialismus der englischen Bühnen so recht hell zu beleuchten, schreibt Schmitz: „So kommt es, daß auch in den besten Theatern die Vorhänge voll von Geschäftsankündigungen sind." Ich meine, für den Werth oder Unwerth der englischen Bühne kann es eigentlich ganz gleichgiltig sein, ob die Vorhänge voll von Ankündigungen sind; auf Das, was hinter dem Vorhang gezeigt wird, kommt es einzig an. Aber ich konstatire der Wahrheit gemäß, daß es in London nicht ein einziges Theater giebt, in welchem ein Vorhang Geschäftsanzeigen trägt. „Shakespeare", heißt es hier weiter, in Fortspinnung einer konventionellen Legende, „erscheint nur selten und unter besonderen Umständen im Spielplan." Darauf kann erwidert werden: Da in England kein Repertoiresystem herrscht, kann naturgemäß ein Stück oder ein Autor nur von Zeit zu Zeit auf dem Spielplan erscheinen. Aber wenn die Direktoren Forbes Robertson, Oscar Asche, Martin Harvey, Otho Stuart in London sind, spielen sie immer Shakespeare; William Poel veranstaltet seine vorbildlichen Shakespeare-Inszenirungen, eben so Granville Barker. Auch Lewis Waller und Arthur Bourchier spielen Shakespeare. Benson spielt jahraus, jahrein beinahe nichts Anderes und Sir Herbert Tree

Google

hat in jedem Frühjahr ein Shakespeare-Festspiel, das sich auf einige Monate erstreckt. Sir Herbert hat übrigens erst vor Kurzem in einer Rede erklärt, daß Shakespeare ihn schon zweimal vor finanziellem Ruin gerettet habe. „Man merkt sehr bald", schreibt Schmitz, „daß das englische Theater überhaupt nichts mit Kunst zu thun hat. Es dürfte wohl kaum irgendeine englische Schauspielerin von einigem Ruf geben, die nicht hübsch, ja, fast schön ist. Das Theaterspielen ist nichts weiter als eine Ausspreitung äußerer weiblicher Reize." Ich will die heute weißhaarige Ellen Terry, die sehr schön war, ausschalten und einige der bedeutenderen englischen Schauspielerinnen aufs Gerathewohl aufzählen: Irene Vanbrugh, Violet Vanbrugh, Mary Tempest, Patrick Campbell, Lillah McCarthy, Nina Boucicault, Hilda Trevellian, Wish Wynne, Lena Aswell, Lady Tree, Madge Titheradge: und wer sie kennt, muß zugeben, daß nicht eine einzige darunter wirklich „schön" ist. „Der Unterschied zwischen Deutschland und England", sagt Schmitz, „zeigt sich heute in der Thatsache, daß Bernard Shaw in England kaum aufgeführt werden kann, während er in Deutschland ..." Darauf muß erwidert werden: Nachdem der Kritiker der Sunday Times, J. T. Grein, Bernard Shaw für die Bühne entdeckt hatte, führte Granville Barker im Court Theatre acht Jahre lang die Werke Shaws auf. Dann nahm er im Savoy Theatre die Mission auf sich, Shaw weiter zu propagiren; hierauf wurden die Provinzen bereist. In den folgenden Jahren wurde Shaw im londoner Haymarket Theatre, im Duke of York's, im Little Theatre, im Kingsway, im St. James's und jetzt im Vaudeville Theatre aufgeführt. Außer „Frau Warrens Gewerbe" ist jedes seiner Stücke gespielt worden und vor zwei Jahren erreichte „Fannys erstes Stück" die nur an Operettenerfolge erinnernde Serie von 623 Aufführungen. Daß also Shaw in England kaum aufgeführt werden könne, ist wohl nur eine übereilte Behauptung.

In der Literatur, im Theater haben solche Verkennungen vielleicht nicht gar viel zu bedeuten; aber auf anderen Gebieten, besonders in der Politik, können sie in kritischen Momenten „Spannungen" erzeugen. Das wird der Verfasser, der in seinem Buche so Vernünftiges über die deutsch-englischen Beziehungen zu sagen weiß, nicht leugnen. Darf man sich darüber wundern, daß durch weniger zuverlässige und weniger gewissenhafte Zeugen viel ärgere Schnitzer den Weg ins Ausland finden?

*

Aber Herr Schmitz tröste sich. Größeren als ihm ist in diesem europäischen China das Malheur passirt, sich nicht überall zu-

Google

rechtgefunden zu haben. Als erstes Motto hat Schmitz seinem Buch ein Wort Heines vorgesetzt: „Schickt einen Philosophen nach London, beileibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside; er wird hier mehr lernen als aus allen Büchern der leipziger Messe. Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz.“ Wenn ich Heinrich Heine bei der Hand nehmen könnte, würde ich ihn nochmals an eine Ecke von Cheapside führen und würde ihm Etwas zeigen, das ihm entgangen ist. Ein Seitengäßchen von Cheapside heißt Woodstreet. Hier ungefähr ging die römische Straße ins Land, und wie schon der Name besagt, stand hier vor vielen Jahren ein Wald. Von diesem Wald giebt bis auf den heutigen Tag noch ein einziger Baum Zeugniß. Dieser Baum steht in Woodstreet an der Ecke von Cheapside. Das Gäßchen ist so eng, daß kaum zwei Wagen an einander vorbei können, der Raum in der City ist so beschränkt, daß die Straßen, die Häuser einander erdrücken; die Miethen sind sehr hoch, der Mangel an Platz ein Problem, eine Sorge der Gemeinde. Dennoch ist der einsame Baum nicht gefällt worden. Zuerst steht das Eckhaus gegen Cheapside zu, dann steht der Baum. Man hat ihm nur knapp Raum gelassen, um seine Aeste ausbreiten zu können; dann baute man das zweite Haus. Man zeige mir eine zweite City der Welt, in der Solches möglich wäre. Wirkt dieser „bare Ernst aller Dinge“ erdrückend auf die Phantasie? Zerreißt der Anblick dieses einsamen Baumes einem Poeten das Herz? Oder deckt er urplötzlich eine romantische Seite auf, eine nie vermuthete Pietät, eine Naturanbetung, die fast wie ein heidnischer Klang durch die puritanisch grauen Gassen dringt? Nein, Heinrich Heine, auch das Land ohne Musik hat seine Melodie. Nur ist es eine ganz eigene, fremdartig unbunte, doppelstimmige. Wer sie hören will, muß in dieser „feuchten Nebelatmosphäre“ leben. Nicht umhüllt vom Mantel der Gerechtigkeit, der „fairness“, sondern von einem Fetzen Liebe.

Pan, mit einem Cylinder auf dem Kopf, bläst auf einem Regenschirm ein Lied. Wer es verstehen will, soll beileibe kein Philosoph sein, eher ein Poet. Und er muß lange, lange an einer Ecke von Cheapside gestanden sein: sonst wird er nie und nimmer verstehen, was soll es bedeuten.

Sil-Vara.

Google

Jan Kasprowicz.

Mannichfache Schwierigkeiten stellen sich Dem entgegen, der versuchen will, Kasprowicz, den Sänger allmenschlicher Seelenregungen, der Weltliteratur durch die Vermittelung der deutschen Sprache näher zu bringen. Kasprowicz zu übersetzen,*) ist schwer; dieses Experiment darf nicht einer Stümperhand anvertraut werden. Während in den letzten Jahren Vielerlei aus der Gesammtproduktion des Slawenthums in die allverschlingenden Schlünde des deutschen Büchermarktes hineinsickerte, das unübersetzt bleiben konnte, entwickelten sich in ihrer nationalen Isolirung mächtige Geister und erstürmten in konsequenter Entwickelung schwindelnde Höhen, von denen es keinen Rückzug mehr giebt in die Thäler des Alltagslebens. . . .

Solche Reckengestalt ist Jan Kasprowicz. Przybyszewski nannte ihn den Erdensohn. Die polnische Bauernhütte ist der Nährboden, aus dem seine Individualität emporschoß. Wie Keiner bisher, wußte der Dichter den Bauer künstlerisch zu verwerthen. Während die bisherigen Bauerndarsteller entweder Paradegestalten zeichneten, die zu der Wirklichkeit einen grellen Kontrast bildeten, oder am Herabzerren der Dorfbewohner in einen moralischen und kulturellen Pfuhl ihre Freude hatten, zeigte uns Kasprowicz den Bauer, wie er in der Wirklichkeit dastand, mit allen seinen Fehlern und Vorzügen, seiner kulturellen Naivetät und ethischen Reinheit, aber auch mit seiner durch Jahrhunderte langes Sklaventhum bewirkten Ausartung, mit allen seinen Rassenfehlern, seinem Dünkel und Stumpfsinn. Eine Reihe von Erzählungen und Gedichten widmete Kasprowicz der Beschreibung der im Bauern schlummernden Instinkte, malte Zanksucht, Trunkenheit, Prozeßwuth, Geldgier in grellen Farben und scheute vor keinem noch so widerlichen Bild. Das war in der Zeit, da der Wirklichkeitsinn in Polen wahre Orgien feierte. Nirgends hatte der Verismus so feste Wurzeln zu fassen vermocht wie bei uns. Nach den gräßlichen Enttäuschungen, die die Nation seit der Dreitheilung des Reiches erlebte, kam eine Periode positivistischer Reaktion gegen alles Ideelle, Erhabene, Unfaßbare. Kasprowicz schloß sich dieser allgemeinen Strömung an und beschäftigte sich eine Weile nur mit dem Bauernleben.

Doch bald trat ein heftiger Rückschlag ein. Die Nation erkannte, daß der Untergang ihrer Ideale im Gewühl der verfeinerten Lebensäußerlichkeiten einen Verlust an nationaler Besonderheit herbeiführe. Positive Arbeit, kritisches Durchleuchten der Mängel und des kulturellen Rückstandes trage zwar viel zur Europäisirung und Modernisirung bei, bilde jedoch nicht das Haupterforderniß der nationalen Wei-

---

*) Von seinen Dichtungen sind bisher in deutscher Sprache erschienen: „Mein Abendlied". Hymnen. Uebersetzt von Przybyszewski. Berlin. F. Fontane & Co. „Der sterbenden Welt". Uebersetzt von J. Tenner. München, bei Marchlewski & Co.

Go gle

terexistenz. Wieder kam eine Reaktion. Der Naturalismus wurde überwunden. Nicht in der Gelehrtenstube und nicht im Dichtertempel vollziehen sich solche Wandlungen. Die jeweilige Stimmung, deren künstlerischen Ausdruck die Literatur bildet, wird durch den Gesammtwillen bewirkt, ist eine Emanation des nationalen Selbsterhaltungginstinktes. Die Strömungen in der polnischen Literatur sind künstlerischer Abglanz der herrschenden Meinung und sozialen Stellung. Das plötzliche Erwachen der Lyrik ist sozial vollkommen begründet, wie die Ausbreitung des historischen Romans nach dem Krieg von 1870.

Von dieser Reaktion schloß sich Kasprowiczens Individualität nicht aus. Seine Schöpfung spiegelt die Evolution, die der nationale Geist in den letzten Jahrzehnten durchlebte. Von dem Niedrigsten und Kleinsten, nicht selten Kleinlichen, erhob sich der Dichter: „. . . über die Gipfel der schlafmüden Bäume und über die Rücken und Sättel der weißen Berge hin zu jenen vergessenen Tagen, da die Liebe und Ruhe noch nicht zu der vernichtenden Flammenlohe wurden, noch nicht der steinerne, blinde, schreckerfüllte Graus."

Der Weg, den seine Seele wanderte, ist nicht dem gleich, den Zarathustra antrat, als er bewußt und aufgeklärt seine Verkündung neuer Wahrheit mit einem positiven „Ich sage Euch" einleitete. Kasprowiczens Seele erklimmt erst den steilen Berg der Erkenntniß, ringt um ihn, freut sich der allmählichen Ausbreitung des Horizontes, gewinnt neue Erfahrungen und Enttäuschungen, wälzt langsam von sich die Bürde des Hergebrachten, kleidet sich in neue Gewänder, gestaltet die Begriffe nach den neuen Formen. Kasprowicz ist ein Kämpfender, ein um seine eigene Individualität Ringender, nicht der bewußte Wahrheitverkünder. Eine via dolorosa ist seine Schöpfung; seine Hymnen sang er in der Ekstase der Erkenntnißwonne; sie sind der Widerhall einer ringenden, aber stets siegenden Seele. Dabei ist Kasprowicz eine durchaus lyrische Natur. Die Fähigkeit zur Objektivation der Außenwelt und der darin gewonnenen Wahrnehmungen fehlt ihm. Alles ist von einem subjektiven Empfinden durchtränkt. Selbst wenn die äußere Form seiner Dichtungen eine gewisse Ausschaltung des mitempfindenden Ichs erhascht, wie im Drama, bietet Kasprowicz eine Projektion persönlichster Wahrnehmungen, zeigt die Dichtung nur Spuren der eigenen Seele. Viktor Hugos Satz: „Génie lyrique, être soi, génie dramatique, être les autres" hat sich an Kasprowicz als treffend erwiesen.

Nachdem der Dichter sich vom Naturalismus losgemacht hatte, stand er dem Erkenntnißproblem der Seelenvorgänge wehrlos gegenüber. Ahnungen und bange Sorgen um die Erreichbarkeit des Zieles beschwerten seine Brust. „Die Seele, die aus dem Paradies verbannt ist" und nicht den rechten Weg in die Hölle zu finden weiß, die zwischen Gott und Luzifer, dem Guten und dem Bösen, die schwere Wahl hat, ist das Symbol seines Seelenzustandes:

„Die ganze Welt dämmert,
Die ganze Welt schläft . . .

Go gle

Endlos große Schatten kauern auf der Erde
und über ihr, wie erstarrt, ruht der Glanz des Mondes
wie erstorben . . .
Die Unendlichkeit des ganzen Himmelreiches
ruht schwer
auf dem träumenden, schimmernden Erdenall.
Oh, wie mir das Herz bangt!
Bangt und sich sehnt — oh, wie ist es so einsam und traurig!"

In diesen bangen Stunden der Vereinsamung hielt die Dichterseele Einkehr in sich selbst und schuf sich eine eigene Kultur. Nietzsche versteht die Kultur „als die Sehnsucht des Menschen, als Heiliger und als Genius wiedergeboren zu werden" (Unzeitgemäße Betrachtungen). Diese Wiedergeburt erfocht sich Kasprowicz. Aus dem Dichter des Alltags wurde ein Dithyrambiker, aus dem Darsteller äußerer Vorkommnisse ein Seher, der das allerheiligste Gut der Menschheit, die Seele, in ihren geheimnißvollen Regungen und Wandlungen nachzuempfinden weiß:

„Gesegnet sei die Stunde,
die uns der Seele Abendlied gebiert,
der keuschen, stillen, demuthvollen Seele . . ."

Aber nicht immer ist es seelische Harmonie, die den Hymnus gebiert. Die Erkenntnißgier dieser Dichterseele wird zur Leidenschaft und sie steigert die Gefühle ins Ungeheure.

„Und in geheimem Zauber der Nacht,
da vor meinem Palast,
erbaut aus dem Nebelgespinnst meiner Träume,
unerhörte Blumen mit toten Augen
einer tückisch grinsenden Meduſa
in dem mondlichtdurchsättigten Thau
ins Ungeheure aufwuchsen,
als der Mond sich in meine Kemenate hineinstahl
und sich auf das Bett meiner Erschöpfung legte,
da weckte mich aus dem Schlaf die lüsterne,
ungeheuerliche Lust,
die meine Lippen in irrem Stammeln erbeben
und meine Augen in heißem Fieberfeuer strahlen ließ
nach Deinem Gethier!
Meine Schuld, meine große Schuld!"

Das Schuldbewußtsein, eins der Hauptmotive in der Schöpfung des Dichters, bewirkt das Auftauchen der Schmerzesgefühle. Und dabei handelt es sich gar nicht um den Schmerz, den das aristotelische „zoon politikon" im Menschen empfindet, sondern um die Stürme, die der Anprall widersprechender Leidenschaften und Begierden entfesselte.

Google

„Allerheiligſter und Allmächtiger Du!
Erbarm' Dich unſer!
Und mögen die Thränen,
die in lichtem Dämmerungſchein
hängen auf Grannen vom Schlaf geweckter Garben
oder mit glaſigen Perlen ruhen auf weiten, graſigen Borden,
in tiefen Schlaf eingehüllten Grasbörten,
o, dieſe Thränen, mögen ſie jetzt zu heißen Klagen werden
und ohn' Ende, ohn' Ende
zu Deiner Sonnenewigkeit strömen.
Zerreißen und zerzauſen
in purpurne Fetzen ſollen ſie die Dämmerungbrunſt,
hochgewölbt über dem Erdenthal der Thränen,
wo der Schmerz und die Verzweiflung brütet
über den ungeheuren, durch den Satan
geſchwängerten Welten
und vielleicht durch Dich,
Du heiliger, allewiger und allmächtiger Gott!“

Der Ewigkeitston, der in dieſen Gedichten vorherrſcht, die gegen die vielen, allzu vielen Möglichkeiten empiriſchen Seins losſtürmen, iſt für den Dichter charakteriſtiſch. Das buddhiſtiſche „Tat Twam Aſi“ iſt das fördernde Moment ſeiner Denkkraft. In der Allnatur erkennt er Mächte, die ſeinen eigenen entſprechen; er identifizirt ſich daher mit der Weltſchöpfung, ſpricht im Namen des Alls, leidet für das All. Von dieſem Ton iſt die Poeſie Kasprowiczens beſeelt. Selbſt die Liebe nimmt da keine faßbaren Formen an. In ſeinem ganzen Werk giebt es keine einzige Frauengeſtalt, die mit individuellen Eigenſchaften ausgeſtattet iſt. Die Liebe ſymboliſirt er in Formen, die das empiriſche Sein ſprengen. Salome, „gepflückt von der Hand der Sünde, von dem Baum der Erkenntniß“, Maria, die Egyptерin, von Wolluſt, Sehnſucht, Marter gepeitſcht und den Weg zum Heiland ſuchend, „die aus dem Paradies verbannte Seele“, die mit Luzifer den ewigen Bund geſchloſſen, die Liebe als Schmerz, als vernichtende Kraft und Höllenwerkzeug: Das ſind ſeine Viſionen. Und über allen Verkörperungen der Liebe, die Kasprowicz geſchaffen, thront das Bild, das uns armen Menſchenkindern die Urmutter der Sünde plaſtiſch verkörpert, ſie, die

mit den Fingern kämmt das Gold ihrer Haarflechten
und mit der Fluth des goldigen Haars bedeckt ihre Nacktheit
und koſt und koſt mit rothen Lippen den blauen Mund des Satans,
der die ſterbende Welt mit ſeinem Schatten umhüllt hat.
In Schlangenwindungen umkreiſt er die Lenden
des luſtſchreienden Schmerzes
und ihr unzüchtiger Leib windet ſich in Wolluſtkrampf
und athmet mit unerſättlichem Verlangen . . .“

Google

Als ein farbenprächtiges Gesammtbild, als eine Symphonie mächtig ineinanderfließender Töne wirken diese Dichtungen berauschend. Schlummernde Gewalten erwachen in unserem Inneren, in inniger Andacht lauschen wir den Worten, die von höchstem Anstreben und tiefster Erniedrigung sprechen, vernehmen die ganze Tonleiter der Gefühle, deren eine Menschenbrust fähig ist, verzaubert sehen wir neue Welten auftauchen, schöpfen Höhenluft, wandern über Bergesspitzen: und empfinden dann mit desto intensiverem Schmerz den Zwiespalt zwischen dichterischer Phantasie und Daseinsnüchternheit.

Lemberg. Professor Dr. Berthold Merwin.

Kolorit.

Wie eine Stadt entsteht, sah ich in Amerika. Im Frühlingfings an. Bäume wurden gefällt, Felsen und Steine gesprengt. Starke Arme, helle Köpfe waren fleißig bei der Arbeit. Ein Jahr: und die Stadt war fertig. Die Häuser standen, die Schornsteine rauchten, das Kirchlein ließ seine Glocke ertönen, die Wagen fuhren durch die Straßen.

Am Untersburg bei Salzburg geht es ähnlich zu, sogar noch schneller.

Zwischen Grödig und Sankt Leonhard liegt ein weites Feld, von der Salzach und dem Almbach umflossen. Dort ist in kürzester Zeit die neue Stadt entstanden

Im Winter gleicht sie einer sibirischen. Aus tiefem Schnee schauen die vielen, vielen Holzhäuser, die langgezogenen Schuppen, Baracken, aus ihrer Mitte blickt der kleine Thurm zum winterlichen Himmel empor. Breite Gestalten in Pelzmütze und Schafpelz machen sich dort zu schaffen. Das Ganze ist von einem hohen Stacheldrahtzaun umzogen. In gewissen Abständen stehen Wachhäuser. Die Posten haben scharf geladen. Ruhig, in gemäßigtem Tempo schreiten sie ihre Strecke ab.

Hier sollen dreißigtausend gefangene Russen untergebracht werden. Dreißigtausend! Einige Tausend sind schon im Lager; und fast täglich kommt Zuwachs.

Im Abgezäunten wird gearbeitet. Fleißig sind die Breitschulterigen nicht; sie lassen sich Zeit, ihre Augen streifen umher, schauen zum hohen Göll, zum Untersberg und zum fernen Tannengebirge, das sie umgiebt. Kaltes Weiß hüllt Alles ein.

Auf Karren und Schlitten sind Hölzer und Bretter geschichtet; die Russen ziehen und stoßen sie.

Google

Langsam, Schritt vor Schritt, geht es durch den hohen Schnee zum Neubau, wo Tischler, Schlosser, Dachdecker schon beschäftigt sind. In der Schmiede hämmert es. Das rothe Feuer leuchtet im dunklen Raum. Aus dem Schlot stäuben Funken. Abseits steht eine Gruppe, träumerisch, verloren. Flüchtig streifen graue Augen den Himmel. Suchen sie Etwas? Tönt ein altes Lied an ihr Ohr? Befreiung! Der Gedanke macht Einen so trübsinnig wie der gleichmäßige Schritt des Wachpostens mit dem aufgepflanzten Seitengewehr.

Auf leichtem Braunen sprengt der Oberlieutnant daher. Er mustert die Arbeit, runzelt die Stirn: zu langsam gehts vorwärts. Der Vierschrötigen Trägheit wird gerügt; dann giebt er dem beaufsichtigenden Unteroffizier strengere Befehle, dem feurigen Braunen die Sporen und in lustigen Sätzen galopirt er davon. Graue Augen verfolgen ihn.

Gegen Abend bringen zwei Eisenbahnzüge neue Gefangene. Die Maschinen keuchen. Lange hält sich ihr Dampf in der kalten Abendluft. Vorsichtig biegt der Zug über die Weichen auf dem neugelegten Schienenstrang bis an das Eingangsthor des großen Lagers. Hier steht eine Compagnie; Gewehr bei Fuß. Der Hauptmann, in Uniform mit Pelzkragen zu Pferde, die Offiziere daneben in Erwartung der Russen. Ein Wagen Dritter Klasse. Ich sehe intelligente, hübsche Gesichter. Abzeichen sind nicht zu erkennen, aber Mäntel, Mützen und Handschuhe zeigen bessere Qualität. An den offenen Schiebethüren der Gepäckwagen stehen hinter dem Wachhabenden grobe, feste Kerle. Neugierig, etwas verschüchtert, schauen sie hinaus in die fremde Gegend. Ein Junger grüßt, macht mit der hohlen Hand ein Zeichen, als wolle er Etwas in den Mund schieben, die Linke streichelt die Magengegend, zwei Augen bitten ... Hunger! Dabei sehen sie gar nicht verhungert aus; auch ihre Mäntel, Stiefel, Handschuhe sind gut. Alle tragen die kleidsame, spitz zugehende Schafpelzmütze. Jetzt hält der Zug. Kommandos erschallen; die Russen werden „auswagonirt“. Zu Vieren treten sie an: In langer Reihe bewegt sich die Schaar Gefangener, seitlich von den wachhabenden Mannschaften gedeckt, über das weite Schneefeld. Immer kleiner werden die Gestalten, bis sie sich im Dunkel der schwarzen Schuppen und Baracken verlieren.

Nur spärliches Lampenlicht beleuchtet die düstere Dorfgasse. In dicken Flocken rieselt der Schnee nieder. Da sitzt sichs behaglich im Wirthshaus drinnen. Die ausgeblaßten rothen Vorhänge sind vor die kleinen Fenster gezogen, ihr mattgelber Schein fällt in schrägen Streifen auf den Schnee. Durch den breiten Thorweg zieht ein Geruch von Wein, Tabak und Garküche. Im großen Gastzimmer herrscht Leben. Nach gethaner Arbeit geht man gern noch zum „Plausch“ ins Wirthshaus, besonders, wenn morgen Festtag ist.

„Warst schon bei die Russen?“

„Na!“

„Da wirst schauen!“

„Malefiz-Zeug, ölendiges ... Wanzen, Läus' ... Mistviehcher!“

Google

„Aber! Ka Spur!“

„Geh!“

„Gewaschen saens! Gut schauens aus! Die, wo i gsehn, gut! Die Weibsleut werden nit schlecht d'Augen aufreißa, i sag' Dirs!“

„D' Weibsleut! Freili! Dös a noch!“

„Da kann man nix machen!“

„Weil Dei Alte gstorben!“

„Und Dei Junge lebt!“

„Freili! Da kann man nix machen a!“

„Ueber a Müllion kosten schon die Baracken, a Müllion! Der Wiesinger macht a Geschäft! Sei ganz Holz hat er schon verkauft, schafft noch mehr an. Der verstehts, der Wiesinger!“

„Warum san mir ka Holzhändler?“

„Weil Du a Fleischhauer bist und i a Glaserer bin!“

„Wanns d' Russen, Mistviehcher, vüll Fleisch fressetен, mir kriegeten d' Lieferung do net!“

„Alles in festen Händen! Was glaubst, wie der Plumberger katzbuckelt hat!“

„So a Gsölchter!“

„Uebrigens! Wer zahlt dös Alles?“

„Du mei! Wer Dös zahlt? Ha! Die Markl stehen hoch, die Kronen nieder. Für 100 Markl kriegst 132 Kronen. Der Bayerische, fahrt er eini, wechselt alleweil. Mir kriegen nix! Die gefangenen Malefizer, dena gehts gut; was meinst, wies d' Unsrigen geht? Lang net so! Mir kriegen nix. Vielleicht, nehmen thuns a noch was!“

„Dös giebts ja net! Aber warum schreien denn d' Italiener so? Solln mirs hören?“

„Wohl! Trent!... Dös nehmens!“

„Sakrament! Da sein mir a noch da und die Tausende in Tyroll! Glasscherben!“

„Deretwegen! Und Dreißigtausend sein hier einkastelt! Dreißigtausend: Dös wär so viel als wie ganz Salzburg... Die, wenn!“

„Hast net den Stacheldraht gsehn? Elektrisch sein soll er a noch!“

„Aber a Regiment, a ganzes brauchen mir zur Bewachung!“

„Anderthalber Tausend!“

„Allezsammen auf den Flecken: Dös kann was geben! Da legst Di nieder!“

„Bei derer Költen gingets noch, aber bei derer Hitzen!“

„Und wann die Salzach ka Wasser hat!“

„Versteh! Ka Spülung! Freili!“

„Da werden die Salzburger die Nasen halt hoch tragen!“

So halten sie drinnen ihren „Plausch“. Draußen, unter Eiskrusten, an seichten Stellen druckst der Fluß. Sieht er jetzt schon in die bange Zukunft? Ahnt er, was ihm zu leisten bevorsteht?

München. Paul Kalisch.

Google

Kriegsgewinn und Börse.

Gegen die Kriegsgewinne wird mobil gemacht. Der Kampf gegen den Wucher mit Nahrungmitteln ist nothwendig. Daß die Spekulation in Weizen, Kaffee, Zucker bekämpft werden müsse, habe ich hier schon vor Jahren gezeigt. Nun können die Erlasse gegen die Preiswillkür über die Kriegsgrenze hinaus wirken und die Meinung vom „Nutzen“ der Getreidespekulation wandeln. „In einem Krieg, in dem das einmüthige Zusammenwirken aller in der Nation lebenden Kräfte die Voraussetzung des Erfolges ist, muß auch im wirthschaftlichen Leben die Rücksicht auf den eigenen Vortheil, die unter gewöhnlichen Verhältnissen eine der wirksamsten Triebfedern der Entwickelung bildet, zurücktreten. Der Krieg darf unter keinen Umständen als Konjunktur angesehen werden, aus der größtmögliche Gewinne herauszuholen sind.“ So spricht der preußische Handelsminister zu den Handelsvertretungen, die der Ausbeutung der Kriegskonjunktur vorbeugen sollen. Die Wurzel des Uebels liegt nicht in der Güterproduktion, sondern in der Gütervertheilung. Deutschland produzirt genug, um das Volk vor kaum erträglichen Preisopfern bewahren zu können; aber die Ueberleitung der Güter in den allgemeinen Verkehr wird zu oft dem privaten Wunsch nach hohem Gewinn angepaßt. Beweis: das Verstecken und Verheimlichen von Waaren, in der Absicht, einen künstlichen Mangel (mindestens im engen Bereich eines bestimmten Kundenkreises) zu schaffen und dann erst, zu hohem Preis, zu verkaufen. Solches Verfahren wird mit strenger Strafe bedroht. Außerdem verliert der Besitzer das Verfügungrecht über die Waare. Sie wird ihm genommen und zum Einkaufspreis mit fünf Prozent Aufschlag verkauft. Aber nicht jeder hohe Preis, der in Kriegstagen gefordert wird, ist wucherisch; die allgemeine Vertheuerung der Gegenstände täglichen Bedarfes ist eine Folge der Störung des internationalen Handels. Der Rohstoffbezug ist schwierig geworden. Auch Englands Handelsbilanz hat sich im ersten Kriegsjahr um fast 4000 Millionen Mark verschlechtert; nicht nur durch den Rückgang des Exports, sondern mehr noch durch die Preissteigerung für alle eingeführten Waaren. Keine Blockade: und doch Theuerung. Genau so gehts Frankreich und Rußland. Und die Drei blicken mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit auf die deutsche Abwehr allzu mobiler Preise.

Was „Kriegsgewinn“ ist, wird sich erst zeigen, wenn die Steuer, die ihn packen soll, in Kraft tritt. Die Ergebnisse der Börsenspekulation werden leicht zu fassen sein; da hilft ja auch die Vermögenssteuer. Diese Gewinne behagen dem Staat nicht. Sie verleiten die Börse zu hastigem Geldverbrauch; und bares Geld hat heute wichtigere Aufgaben als die, Schmieröl der Börsenachse zu sein. Das ist den Börsenleuten deutlich gesagt worden und Banken und Bankiers haben sich der Mahnung angeschlossen. Vor gieriger Effektenspekulation müßte schon die Erwägung warnen, daß Industriegesellschaften,

Go gle

die aus Lieferungen fürs Heer viel Geld verdienen, im Frieden vielleicht knappe Zeit haben werden. Die Herren Spekulanten in Waffenaktien sind von Friedensgerüchten durchaus nicht erfreut; sobald von nahem Kriegsende die Rede ist, sinkt der Kurs. Die Kriegskonjunktur ist also die Grundlage aller Berechnungen. Von der Rente des Dividendenpapiers wird weniger gesprochen als in ruhigen Tagen. Scheut man den Vergleich mit der fünfprozentigen Reichsanleihe, deren Dasein von der soliden Aktie einen Ertrag bis zu 7 Prozent fordert? Ein gutes Industriepapier, das 14 Prozent Dividende trägt, dürfte also nicht mehr als 200 Prozent kosten. Die Probe aufs Börsenexempel stimmt nicht ganz. Die Spekulanten haben den Kurs über die Dividendenmöglichkeit hinauf getrieben; nach der Ernüchterung wird Mancher merken, daß er in der Kapitalsanlage nicht vorsichtig war.

Der „freie Verkehr“ an der Börse, ohne amtliche Kontrole und ohne Kurszettel, ist lebhaft geworden; Kriegserfolge und Gewinnschätzungen stachelten die Phantasie. Die Banken haben den Effektenhandel nicht gefördert. Bis zum zweiten Juni wurden an den Schaltern nur Aufträge für Kriegsanleihe angenommen. Auf andere Vermittelungen ließen sich die Banken nicht ein; ihr Handeln entsprach dem Willen, der die Unterbrechung des offiziellen Börsenverkehres befahl. Auch später ist die Großfinanz ihrer Kundschaft nicht entgegengekommen. Nicht als Kommissionärin, sondern als Partei schließt sie Kauf und Verkauf mit den Kunden ab; nur gegen bare Zahlung oder Lieferung. Kredit wird nicht gegeben. Wäre die Ausschaltung des Kredits ehernes, an keiner Stelle durchbrechbares Gesetz, dann gäbe es keine Kursgipfelung. Mancher Bankier aber hat sich in den Dienst des Publikums gestellt und dem Trieb zur Börse nachgeholfen. So ist ein stilles Spiel entstanden. Die Zahl der begünstigten Papiere war nicht groß; die Steigerung einzelner Papiere, die nach besonderen Gesellschaftprofiten rochen, erleichtert aber eine allgemeine Hausse, die den Geldschatz zerplittern würde und deshalb verhindert werden muß. War dazu denn Zwang nöthig? Fast alle beliebten Aktien sind schon so theuer, daß wenig Raum für künftige Gewinne bleibt. Das Publikum ist von falscher Taktik nicht abzubringen; es läßt sich zum Ankauf von Papieren reizen, die im Kurs schon so hoch sind, daß an Aufstieg kaum noch zu denken, viel eher ein Sturz zu fürchten ist.

Daß der Bochumer Gußstahlverein seine Dividende um 4 Prozent erhöhte, beweist nur, wie gut er geleitet und wie fest sein Kapital gefügt ist. Da er, statt er im vorigen Jahr die 14 Prozent zu vertheilen, die er diesmal giebt, Reserven einstellte, war für die Kriegskonjunktur der Weg frei. „Baare ist bares Geld.“ Das Kriegsjahr hat den alten Glauben erneut. Kein Wunder, daß die Börse aus der bochumer Dividende Honig sog. Als aber irgendein Baissier (Die giebts auch noch) verbreiten ließ, im Rheinland werde die Phoenix-Dividende auf nur 5 Prozent (gegen 10) geschätzt, fiel die ganze Haussekumpanei darauf hinein, obwohl sie wußte, daß Generaldirektor Beukenberg für

Go gle

sehr starke Rücklagen gesorgt hat. Und schließlich wird der Phoenix doch auch einen Brocken vom Kriegsgewinn erhascht haben. So ist immer wieder zu sehen, daß der „freie Effektenverkehr", dem die Stütze des Kursblattes fehlt (trotz allen Mängeln gewährt es die einzige Kontrolmöglichkeit), den schwankenden Gestalten gefährlich werden kann. Per Saldo bleibt dem Käufer zu theurem Preis nichts übrig. Hat er bei dem Bankier Kredit, so ist der Einschuß, den er leisten muß, rasch aufgezehrt, wenn, nach einer Steigerung der Kurse, Verkaufslust eintritt und die Börsentendenz wechselt. Und hätten auch nur die Börsenbankiers so gute Geschäfte gemacht, wie man ihnen nachsagt, dann brauchten sie sich nicht über den neuen Eingriff in das seit dem ersten August 1914 geltende Börsenmoratorium zu ärgern. Im Oktober 1914 hatten, nach einem Beschluß des Börsenvorstandes, die Schuldner von Börsengeld 5 Prozent des ausstehenden Betrages abzuzahlen. Damals klagten die Bankiers, die ganze Last der Schuldentilgung sei auf ihnen liegen geblieben: sie mußten den Geldgebern, den Banken, die Abzahlung leisten, wurden von der eigenen Kundschaft aber oft im Stich gelassen. Weil die kleineren Börsenfirmen damals in unbequemer Lage waren, wurde der Versuch mit dem Abbau nicht wiederholt. Ende Dezember betrug die Gesammtsumme der noch unerledigten Reportgelder ungefähr 300 Millionen Mark. Später half die Kurssteigerung den noch unerlösten Börsenengagements; Papiere, deren Preis sich erhöht hatte, wurden abgenommen und gebundenes Kapital wurde frei. Die letzte Folgerung, die man aus der Hausse zog, war, Ende Juli, eine Prämie für den Käufer, der den Wunsch der Geldgebers erfüllte. That ers nicht, so wurde ihm für die Prolongation ein hoher Ausnahmezinsfuß berechnet. Damit wurde die Erledigung schwebender Geschäfte noch nicht erzwungen. Das soll nun geschehen. Die Regirung will eine neue Rückzahlung von 10 Prozent des an Ultimogeld geschuldeten Betrages. Auch dieses Verlangen ist eine Folge des Kurstreibens. Fühlt die Börse sich gesund, dann muß sie sich auch normalen Lebensbedingungen anpassen und ihre Ultimogeschäfte abwickeln. Der neue Riß in das Moratorium kann dem Ansehen der Börse nur nützen. Das Ausland sieht, wie das deutsche Kapital gesundet und eine Bandage nach der anderen abstreift. Rasche Tilgung der Börsenschulden ist schmerzlos möglich. Die Börse hat sich beim Handel in Kriegsanleihen, als Vermittlerin für den Verkauf ausländischer Papiere, im Devisen- und Valutengeschäft bewährt; durch Ausschweifungen der Spekulation darf sie sich den Ruf nicht verderben lassen. Auch Denen, die sich durch die Hemmung der Spekulation in ihrem heiligsten Gefühl verletzt finden oder die glauben, die Stunde zur Tilgung der Börsenschulden sei nicht gut gewählt, bleibt der Trost, daß die Beseitigung des Moratoriums den Willen zeigt, den alltäglichen Börsenverkehr bald wiederherzustellen. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Bilanz per 31. März 1915.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Kassa-Konto	54 555	51	Aktien-Kapital-Konto . .	7 000 000	—
Dividenden-Coupons-Konto .	35 015	—	Obligationen-Konto	3 325 000	—
Wechsel-Konto	741 29	0	Konto verjährter Dividenden und Coupons	1 587	—
Konto verkaufte noch nicht gelieferte Effekten . . .	6 2 606	15	Talonsteuer-Reserve	58 800	—
Effekten- u. Konsortial-Kto. .	4 080 274	98	Dividende-Konto	1 120	—
Mobilien- u. Einrichtungs-Kt.	1	—	Obligationen-Zinsen-Konto .	33 511	50
Hypotheken-Konto	112 500		Konto-Korrent-Konto . . .	406 592	80
Konto-Korrent-Konto . . .	1 404 638	39	Aval-Akzepte-Kt. M. 313 760.	-	
Aval-Debitoren-Konto M. 313 760,—			Gewinn- und Verlust-Konto.	14 599	13
Konto Feldschlösschen. . .	3 750 325	60			
	10 841 216	43		10 841 216	43

Berlin, Dresden, 15. Juli 1915.

Bank für Brau-Industrie.

Frank. Stein. Dr. Fruth.

Bilanz per 31. März 1915

Aktiva.	M.	Pf	Passiva.	M.	Pf
Grundstücks-Kto. Hôtel Bristol	8500625	—	Aktien-Kapital-Konto .	9500000	—
Gebäude-Konto Hôtel Bristol	3010000	—	Vorzugs-Akt.-Kapit.-Kto.	2800000	—
Gebäude-Einrichtungs-Konto Centralhôtel .	—	—	Reservefonds-Konto . .	6790000	—
Umbau-Konto Kranzler .	—	—	Hypotheken-Schulden-Konto Behrenstr. 67	700000	—
Hôtel Bellevue-Konto .	4250000	—	Hypotheken-Schulden-Kto. Hôtel Bellevue .	3650000	—
Inventar-Konto . . .	1631872	55	Kto. f. vorausbez. Mieten	13895	—
Maschinen-Anl.-Konto .	100000	—	Vorzugs-Aktien-Dividenden-Konto 1913/14 .	300	—
Beteiligungs-Konto . .	1095000	—	Divid.-Konto 1913/14 .	2520	—
Kto.f. vorausbez.Prämien	19993	13	Steuern-Reserve-Konto .	130000	—
Kassa-Konto	39311	02	Kreditoren-Konto . .	1061413	75
Effekten-Konto . . .	388861	65	Restkaufgeld-Kto. Bauer	218400	—
Debitoren-Konto . . .	1869614	49			
Waren-Vorrats-Konto .	850930	72			
Gewinn- u. Verlust-Kto. .	3110320	19			
	24866528	75		24866528	75

Gewinn- und Verlust-Konto.

Debet.	M.	Pf	Kredit.	M.	Pf
Steuern- u. Hausabg.-Kto.	172526	47	Saldo-Vortrag	2043	35
Gebäude-Instandhaltgs.-Konto Centralhôtel .	40040	62	Zinsen-Konto	128287	68
Salär-Konto	445855	34	Generalbetriebs-Konto .	1101949	24
Lohn-Konto	442006	94	Bilanz-Konto	3110320	19
Hypotheken-Zinsen-Kto. Behrenstr. 67 . . .	33250	—		4342600	46
General-Unkosten-Konto	114998	99			
Wehrbeitrags-Konto . .	53088	—			
Talonsteuer-Konto . .	5000	—			
Hypoth.-Regulier.-Kto. .	29604	15			
Kriegs-Unterstütz.-Kto. .	42558	40			
Abschreibungen . . .	2963671	55			
	4342600	46			

Hôtelbetriebs-Aktiengesellschaft
Conrad Uhl's
Hôtel Bristol - Centralhôtel.

Der Vorstand:

Nathan. Lüpschütz.

Mitscher Französische Strasse 18
im Garten
Krebse
Pfirsichbowle

Google

Stahlwerk Becker Aktiengesellschaft
in Willich bei Crefeld.

Wir laden hiermit die Herren Aktionäre unserer Gesellschaft zu der am 28. August d. J., nachmittags 4 Uhr, im Verwaltungsgebäude zu Willich stattfindenden **achten ordentlichen Hauptversammlung** ein.

TAGESORDNUNG:

1. Vorlage des Geschäftsberichts, der Bilanz und der Gewinn- u. Verlustrechnung für das Geschäftsjahr 1914/15.
2. Beschlußfassung über Genehmigung der Bilanz und der Gewinn- und Verlustrechnung und über Verwendung des Reingewinns.
3. Entlastung des Aufsichtsrats.
4. Entlastung des Vorstandes.
5. Wahl zum Aufsichtsrat.
6. Wahl des Bilanz-Prüfungausschusses.

Aktionäre, die an dieser Hauptversammlung teilzunehmen beabsichtigen, wollen ihre Aktien nebst zwei gleichlautenden Verzeichnissen derselben **spätestens bis zum 23. August d. J.** an einer der nachbezeichneten Stellen hinterlegen oder die anderweitige Hinterlegung durch eine amtliche Bescheinigung, aus welcher die Nummern der hinterlegten Aktien ersichtlich sind, dem Vorstand nachweisen.

Hinterlegungsstellen sind:
unsere **Gesellschaftskasse in Willich;**
der **Barmer Bankverein, Barmen,** und seine Zweigstellen;
die **Deutsche Nationalbank, Bremen,** und ihre Zweigstellen;
das Bankhaus **J. Frank & Co., Crefeld.**

Willich, den 4. August 1915.

Der Vorsitzende des Aufsichtsrats
Wilh. Becker.

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Erste Lieferung. München, F. Bruckmann A.-G. Folioformat. Preis M. 2.—.

Unter diesem Titel beginnt soeben ein Kriegsbilderwerk zu erscheinen, das sich in Anlage und Aufbau wesentlich unterscheidet von allen bisher veröffentlichten illustrierten Kriegsgeschichten. Wie die Werkzeuge des Krieges, so haben sich auch die Mittel, ihn im Bilde darzustellen, zu großer Vollkommenheit entwickelt. Das zeigt sich an diesem Bilderbericht, der, nach den einzelnen Kriegsschauplätzen und innerhalb derselben chronologisch geordnet, in vollendeter Form die gewaltigen Vorgänge so deutlich und so erschöpfend wie möglich vor Augen führt. In der ersten Lieferung sieht man auf großen und schönen Bildern die ungeheure Begeisterung der Mobilmachungstage vorüberziehen, die jetzt gerade ein Jahr hinter uns liegen; man sieht die unerreichte Fürsorge für die Opfer des Krieges und die Mitarbeit des ganzen Volkes hinter der Front. Es werden später folgen die Kriegsereignisse in Belgien, Frankreich, Ostpreußen, Polen, Galizien, Serbien, in der Türkei und an den Dardanellen, im Kaukasus und in Aegypten; die Kämpfe zur See und in den Kolonien — alles wird an unseren Augen vorüberziehen, langsam, zu ruhigem, wiederholtem Betrachten einladend und ungleich den flüchtig auf dem Lichtschirm vorüberhuschenden Bildern, die dauernd nicht haften. Der Atlas bringt nur Wirklichkeitsbilder; Phantasiedarstellungen sind ausgeschlossen.

Das von Hermann Konsbrück bearbeitete Werk verzichtet — abgesehen von bald kürzeren, bald längeren erklärenden Unterschriften zu den einzelnen Bildern — mit voller Absicht auf umfangreiche Textbeigaben, die dem Wesen des Bilderwerkes widersprechen würden. Heute ist jedem überreiche Gelegenheit geboten, „Kriegsgeschichte" zu lesen, die zunächst nur Tagesgeschichte sein kann; der Bilderatlas in seiner planvollen Anordnung ist die notwendige Ergänzung des gedruckten Wortes.

Außer den Bildern werden wichtige Urkunden im Faksimile gegeben, die zusammen mit den Seitenüberschriften die zeitliche Folge der Ereignisse ausreichend erläutern. Dem unerhörten Lügenfeldzug unserer Gegner wird die gebührende Beachtung geschenkt; Stimmungsbilder aus dem Lager der Feinde ergänzen in willkommener Weise das Gesamtbild. Der erste Band des Werkes wird bis Weihnachten fertig vorliegen, der zweite erscheint im nächsten Jahr. Für den Fall die noch kommenden Ereignisse es nötig erscheinen lassen sollten, ist ein Ergänzungsband vorgesehen, der auch alle die Bilder enthalten würde, die heute aus Gründen der Landessicherheit nicht veröffentlicht werden dürfen.

Wir verweisen auf den diesem Hefte beiliegenden illustrierten Prospekt.

Google

Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft.

Die Herren Aktionäre werden auf Grund der §§ 24 ff. des Statuts zu der am

Freitag, den 3. September 1915, vorm. 11 Uhr,

im Sitzungssaal der Gesellschaft, Berlin, Friedrich-Karl-Ufer 2-4

stattfindenden

ausserordentlichen Generalversammlung

eingeladen. Der Besitz von je M. 500.— Aktien nominal gibt das Recht auf eine Stimme

Aktionäre, die an der Generalversammlung teilnehmen wollen, haben ihre Aktien mit doppeltem Nummernverzeichnis oder Hinterlegungsscheine der Reichsbank, der Bank des Berliner Kassenvereins oder eines deutschen Notars **bis zum 28. August d. J. einschl.** bei

	unserer Gesellschaftskasse,	
der	**Bank für Handel und Industrie,** **Berliner Handels-Gesellschaft,** **Deutschen Bank,** **Direction der Disconto-Gesellschaft,** **Dresdner Bank,** **Nationalbank für Deutschland,**	in **Berlin,**
dem	**A. Schaaffhausen'schen Bankverein,**	
den	Bankhäusern **S. Bleichröder,** **Delbrück Schickler & Co.,**	
	Hardy & Co. G. m. b. H.	
der	**Bank für Handel und Industrie Filiale Breslau vorm. Breslauer Disconto-Bank,** **Dresdner Bank Filiale Breslau**	in **Breslau,**
dem	Bankhause **E. Heimann**	
der	**Filiale der Bank für Handel und Industrie,** **Deutschen Bank Filiale Frankfurt,** **Direction der Disconto-Gesellschaft,** **Dresdner Bank,**	in **Frankfurt a. M.**
dem	Bankhause **Gebrüder Sulzbach**	
der	**Bank für Handel und Industrie Filiale Hamburg,** **Deutschen Bank Filiale Hamburg,** **Dresdner Bank,** **Norddeutschen Bank,**	in **Hamburg,**
dem	Bankhause **M. M. Warburg & Co.**	
	A. Schaaffhausen'schen Bankverein,	
den	Bankhäusern **A. Levy,** **Sal. Oppenheim jr. & Cie.**	in **Köln,**
der	**Rheinisch-Westfälischen Disconto-Gesellschaft A.-G. und Köln,**	in **Aachen.**
	Allgemeinen Deutschen Credit-Anstalt, **Bank für Handel und Industrie Filiale Leipzig** **Dresdner Bank**	in **Leipzig,**
	Bank für Handel und Industrie Filiale München, **Deutschen Bank Filiale München,** **Dresdner Bank Filiale München**	in **München,**
dem	**Schweizerischen Bankverein** in **Basel, Zürich** und **Genf,**	
der	**Schweizerischen Kreditanstalt** in **Zürich, Basel** und **Genf**	

gegen Empfangnahme einer Legitimation in den üblichen Geschäftstunden zu hinterlegen.

Tagesordnung:

1. Antrag der Verwaltung auf Erhöhung des Aktienkapitals um höchstens M. 36000000.— mit halber Dividendenberechtigung für das Jahr 1915/16 und zwar bis höchstens M. 33075000.— im Umtausch gegen Stammaktien der BEW im Verhältnis von M. 3000.— nominal AEG. gegen M. 4000.— nominal BEW-Stammaktien, wobei der Gewinnanteilschein der BEW für das Jahr 1914/15 den Umtauschenden verbleibt, und weitere M. 2925000.— zum Kurse von nicht unter 170 % zur Barzahlung. Ermächtigung zur endgültigen Feststellung des Betrages der Kapitalserhöhung und zur entsprechenden Aenderung des § 6 des Statuts.
2. Aenderung der §§ 21 Abs. 1 und 34 Abs. 6 (Berechnung des Gewinnanteils des Aufsichtsrats nach 5% statt wie bisher nach 4%).
3. Zuwahl zum Aufsichtsrat.

Berlin, 11. August 1915.

Der Aufsichtsrat
der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft.
Rathenau,
Vorsitzender.

Google

Denkt an uns
sendet
Salem Aleikum
Salem Gold
Zigaretten
Willkommenste Liebesgabe!

Preis: № 3½ 4 5 6 8 10 / 3½ 4 5 6 8 10 Pfg. d. Stck.

Trustfrei! 20 Stck. feldpostmässig verpackt portofrei!
50 Stck. feldpostmässig verpackt 10 Pf. Porto!

Orient. Tabak- u. Cigaretten-Fabr. „Yenidze" Dresden
Inh. Hugo Zietz, Hoflieferant S. M. d. Königs v. Sachsen

BADEN-BADEN

Angenehmer Herbstaufenthalt.

Mildes Klima. Geschützte Lage. Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus und Gicht. — Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln. — Inhalatorium. — Bäder und Kurhaus während des ganzen Jahres geöffnet. — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel an Kriegsverwundete und -kranke. — Konzerte, Theater, Vorträge, prachtvolle Spaziergänge. Bergbahn auf den Merkur (ausgezeichnet durch intensive Sonnenbestrahlung).
Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kurtaxefrei.

Auskunft u. Prospekte durch das städtische Verkehrsamt.

Bad Dürrheim

Im Badischen Schwarzwald — Höchstgelegenes Solbad Europas

jährlich 10 000 Bäder. — Auskunft u. Prosp. durch das Grossh. Salinenamt und den Kur- u. Verkehrsverein.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 28. August 1915.

Die Internationalität der Wissenschaft.

In den ersten Wochen des Krieges haben manche Gelehrte ihren Austritt aus fremdländischen, besonders englischen, Gesellschaften angezeigt, in denen sie als korrespondirende oder als Ehrenmitglieder geführt wurden. Andere Gelehrte widersprachen und erklärten, daß sie einen solchen Austritt für unnöthig oder sogar unerwünscht ansehen. In den Tages- und Fachzeitungen fand diese Angelegenheit ihren Widerhall nach dieser oder jener Richtung. Einig war man wohl in dem lebhaften Bedauern über die Störung des internationalen Betriebes der Wissenschaft. Nur wenige Stimmen erhoben sich, die gerade von einer national abgeschlossenen Entwickelung der Wissenschaft Besonderes erwarteten. Fast allgemein hoffte man, daß wenigstens möglichst bald nach dem Kriege die „Internationalität" der Wissenschaft wieder aufgenommen und gepflegt werde. Was die vielerwähnte Internationalität der Wissenschaft aber eigentlich ist, darüber hat man sich ausgeschwiegen. Wer dürfte denn zweifeln, daß die Wissenschaft grundsätzlich international und daß einer der unveräußerlichen Bestandtheile dieser Internationalität die Zugehörigkeit deutscher Gelehrten zu fremdländischen und fremdländischer Gelehrten zu deutschen Gesellschaften sei?

Vielleicht kann es zur Hebung des allgemeinen Bedauerns über die Störung der wissenschaftlichen Internationalität ein Wenig beitragen, wenn Jemand, der immerhin schon zwanzig Jahre in wissenschaftlicher Arbeit steht, freilich nur Einblick in die Medizin und ihre naturwissenschaftlichen Nachbarwissenschaften hat, einmal kühl und sachlich die Frage zu beantworten sucht, was und was nicht die „Internationalität der Wissenschaft" ist,

Google

was sie leisten könnte und was demnach an ihr fördernswerth, was an ihrer Störung bedauerlich ist.

Beginnen wir mit dem wissenschaftlichen Unterricht an den Hochschulen; Universitäten, Polytechniken und ähnlichen. Ist der Hochschulunterricht auch nur eine Vorbereitung auf wissenschaftliche Arbeit, so ist er doch eine nothwendige Vorbereitung. Nicht nur die Ausbildung für die „gelehrten Berufe", sondern zugleich die Grundlage der wissenschaftlichen Produktion eines Landes. Dieser Hochschulunterricht nun ist überall mündlich; und dadurch eben sind der Internationalität hier von vorn herein ganz enge Schranken gesetzt, die bleiben werden, auch wenn sie theoretisch zu bedauern wären. Der Hochschulunterricht erfordert eben die Beherrschung der Landessprache durch Lehrer und Hörer. Wenn ein Staat zwei Landessprachen hat, wie etwa die Schweiz, so muß er entweder zweisprachige Universitäten oder getrennte Universitäten für die beiden Sprachen einrichten. Nichts hindert Deutsch-Schweizer oder Deutsch-Oesterreicher, sich an dem Hochschulunterricht Deutschlands zu bilden; eben so kann es der Belgier an französischen Hochschulen machen. Das ist ja um so leichter möglich, als die gemeinsame Sprache eine weitgehende Kulturgemeinschaft erzeugt hat, die sich in der Art und Richtung des Hochschulunterrichtes widerspiegelt. Ob eine Vorlesung an einer deutschen, deutsch-österreichischen oder deutsch-schweizerischen Universität gehalten wird: sie wird immer ungefähr die selben Voraussetzungen, die selbe Form und den selben Inhalt haben und sich wesentlich nur in individuellen, aber nicht aus der Nationalität des Dozenten begründeten Zügen unterscheiden. Daher auch die häufigen Berufungen akademischer Lehrer an Universitäten anderer Staaten des selben Sprachgebiets. Eben deshalb aber hat auch der Student kaum einen sachlichen Grund, sein Vaterland zu verlassen, um an einer gleichsprachigen Hochschule eines anderen Landes zu studiren. Wenn ein deutscher Student nach der Schweiz geht, thut ers im Allgemeinen der Berge, nicht der Universität wegen. Auch erlauben die einzelnen Staaten solche studentische Abwanderung in gleichsprachige Gebiete nur in sehr beschränktem Maß, nur für kurze Zeit. Das ist auch kaum anders möglich, weil die Lehrpläne, die Examina, in manchen Wissenschaften, zum Beispiel: der Jurisprudenz, auch Stoff und Richtung des Unterrichtes in verschiedenen Staaten verschieden sein müssen. Selbst wenn aber ein regerer Austausch von Studenten gleichsprachiger Länder ermöglicht werden sollte, so würde damit aus den angeführten Gründen für die Ausbreitung wissenschaftlicher Bildung nichts zu ge-

Google

winnen sein und auch nichts für die Annäherung der Völker. Hat doch der Krieg von heute wieder gezeigt, daß gemeinsame Sprache eine feste Grundlage gemeinsamer Sympathien ist. Die deutsche Schweiz sympathisirt mit uns, die französische mit Frankreich; und wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht nur mit ihrer Munition, sondern auch mit ihrem Herzen auf der Seite Englands stehen, so liegt Das vielleicht im Grunde weniger an der vorherrschenden Gemeinsamkeit der nationalen Abstammung als an der Gemeinsamkeit der Sprache. Trotz allen schönen Gedanken über Staatenbünde hat sich bisher die gemeinsame Sprache als das festeste Bindemittel erwiesen; und die Zeiten, wo Völker derselben Sprache gegen einander Krieg führten, dürften endgiltig vorüber sein.

Wer als Student eine fremdsprachige Universität besuchen will, muß die fremde Sprache beherrschen. Schon daran liegt es, daß solcher Studentenaustausch zwischen Deutschland, England, Frankreich und Italien niemals die geringste Bedeutung hatte noch haben wird. Nicht der tausendste Student eines dieser Länder versteht eine fremde Sprache so gründlich, daß er dem Unterricht mit Nutzen oder gar mit Genuß folgen könnte. Ein kleines Häuflein deutscher Studenten zog wohl an die Universitäten der französischen Schweiz, aber mehr, um die fremde Sprache, als um in der fremden Sprache zu lernen. Selbst die „kleinen“ Sprachen Zugehörigen bevorzugen ihre eigenen Universitäten, wenn auch die ihnen nothwendige größere Sprachkenntniß sie öfter zu Ausflügen nach fremden Ländern bestimmte. Von der Bodenständigkeit der Studenten giebt es nur eine größere Ausnahme: das Studium der russischen Juden im Ausland, das unter dem Zwang der grausamen russischen Gesetzgebung nöthig war. Die Gastfreundschaft, welche die deutschen Universitäten (neben ihnen kamen wesentlich nur noch die schweizerischen in Frage) den armen russischen Studenten gewährten, scheint sich, nach Berichten aus dem Kriege, schon belohnt zu haben. Wenn, was ich für zweifellos halte, die große Masse der polnischen Juden zu Deutschland neigt und die deutschen Truppen nach Möglichkeit unterstützt, so geschieht Das natürlich aus Haß gegen die russischen Bedrücker; aber im Unterbewußtsein wirkt doch auch Dankbarkeit für die deutsche Bildung mit, die der beste Theil dieses armen Volkes in Deutschland gefunden hat. Dieser Einzelfall der deutschen Hochschulbildung russischer Juden mit seinen politischen Folgen kann übrigens als ein Hinweis darauf gelten, welchen Nutzen ein internationaler Studentenaustausch in größerem Maß für die Be-

Google

ziehungen der Völker zu einander haben könnte. Aus diesem politischen Grund ist es schade, daß er nicht in größerem Umfang zwischen anderen Völkern möglich war und für lange Zeit auch nicht möglich sein wird.

Man hat in den letzten Jahren statt des Studentenaustausches einen Dozentenaustausch mit fremdsprachigen Ländern versucht und mit Amerika angefangen. Ein amerikanischer Professor wurde nach Deutschland geschickt, ein deutscher nach Amerika. Der Sinn dieses Austausches könnte nur ein politischer sein; denn eine fruchtbare Ausbreitung wissenschaftlicher Gedanken durch einen akademischen Lehrer, der für einige Monate oder ein Jahr an eine fremde Universität geholt wird, ist nahezu ausgeschlossen. Daß die Erweckung wirksamer Sympathien durch einen solchen Dozentenaustausch möglich wäre, kann nicht ohne Weiteres bestritten werden. Voraussetzung dafür wäre jedenfalls ein angemessener Umfang dieses Austausches. Bisher war er, wie so viel politisch Gemeintes bei uns, in der Bekundung persönlicher Liebenswürdigkeiten stecken geblieben; und für die nähere Zukunft ist ohnehin wohl kaum eine Möglichkeit, daß wir unsere amerikanischen Freunde auf unseren Lehrstühlen sehen könnten. So würde denn die Vermittelung internationaler Freundschaften auf dem Weg der Hochschulbildung ein vages Zukunftbild bleiben, selbst wenn sie möglich wäre. Im Grund freilich glauben wir, daß für die Politik die Wissenschaft immer ein unbedeutendes Mittel bleiben wird, verglichen mit der Gewalt der nationalen Affekte und den wirthschaftlichen Kräften. Für die Entwickelung der Wissenschaft selbst aber kann der internationale Austausch des Hochschulunterrichtes gar keine Bedeutung haben.

Wenn die Wirkung des akademischen Unterrichtes und zugleich ihre Einschränkung auf seiner Mündlichkeit beruht, so geschieht die Verbreitung der neuen wissenschaftlichen Erkenntniß durch den Druck. Das gesprochene Wort ist hier unnöthig; wenn auch ein geringer Theil der neugewonnenen Erkenntnisse in wissenschaftlichen Versammlungen gelegentlich vorgetragen wird, so haben solche wissenschaftlichen Vorträge immer nur eine lokal anregende Bedeutung. Der Allgemeinheit werden sie erst durch den Druck zugänglich. Nur durch den Druck werden sie beweisbar oder widerlegbar. Was nicht gedruckt ist, lebt nicht in der Wissenschaft. Dieser Satz ist richtiger als der alte Spruch, daß nicht existire, was nicht in den Akten ist. Wissenschaftliche Erkenntnisse werden heute auch durch den Druck überall verbreitet, durch Bücher und Fachzeitungen, die wenige Tage nach dem Erscheinen schon

Google

in alle Länder und an alle Stätten gelangen, wo Wissenschaft gepflegt wird. Diese internationale Freizügigkeit wissenschaftlicher Druckwerke aber wird nach dem Kriege gewiß nicht geändert werden; jedes Volk wird die Bücher, Schriften und Zeitschriften des anderen nach wie vor kaufen, kaufen müssen, als Grundlagen wissenschaftlicher Weiterarbeit. Solche Arbeit ist heute nur noch Dem möglich, der das über eine Frage vorliegende Material kennt. Damit ist die wissenschaftliche Intuition noch nicht ausgeschaltet. Aber wer sich heute nur auf sie verlassen will, kommt leicht in die Lage des Mannes, der den Telegraphen erfunden hat und auf den Einwurf, er sei doch schon erfunden, stolz antwortet: „Aber nicht von mir.“ Wer nicht seine Arbeitkraft sinnlos vergeuden will, muß sich über die Leistungen nicht nur des eigenen, sondern auch aller anderen Völker innerhalb seines Arbeitgebiets auf dem Laufenden halten. Je mehr ein Volk wissenschaftlich arbeitet und veröffentlicht, um so mehr wird seine wissenschaftliche Literatur von den anderen gebraucht. Da aber kein anderes Land auch nur annähernd so viel produzirt wie Deutschland, ist keine andere Literatur fremden Völkern so unentbehrlich wie die deutsche. Die Bedeutung der in deutscher Sprache erscheinenden wissenschaftlichen Literatur, die ja auch aus der deutschen Schweiz und aus Oesterreich gespeist wird, ist so groß, daß, besonders auf dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaft, in keiner anderen Sprache auch nur annähernd so viel fremdländische Arbeit veröffentlicht wird wie in den deutschen Zeitschriften. Jeder Redakteur medizinischer Zeitschriften weiß, daß man sich manchmal der Angebote aus fremden Sprachen übersetzter Arbeiten kaum erwehren kann; und dabei sind es keineswegs die „kleinen“ Sprachen, besonders Hollands, der nordischen Staaten, auch Polens und der Balkanstaaten, die in deutscher Uebersetzung eine Zuflucht in deutschen Zeitschriften suchen: sehr viel liefert auch Rußland und sogar Italien. Der Gründe, warum gerade die deutschen Zeitschriften von den Ausländern gewählt werden, sind zwei. Der eine: daß bei uns die größte Verbreitung und Wirkung gesichert ist; der zweite: daß nur der deutsche Verlagsbuchhandel bisher so viel Opferwilligkeit und Voraussicht (nämlich internationaler Verbreitung) aufgebracht hat, Zeitschriften solchen Umfanges zu gründen, daß in ihnen nicht nur die deutsche, sondern auch noch ein Theil ausländischer Publikationen Platz hat. Dazu hat deutsche Wissenschaft und deutscher Unternehmergeist noch eine besondere Art wissenschaftlicher Literatur geschaffen, die, wenigstens auf den mir bekannten Gebieten, in anderen Ländern sich nur in ganz unge-

Google

nügenden Andeutungen findet: die großen Berichtssammlungen in ihren verschiedenen Arten. Die wissenschaftliche Literatur hat heute einen so großen Umfang erreicht, daß auch innerhalb eines Sondergebietes Niemand alle Arbeiten im Urdruck lesen kann. Außerdem beherrscht nicht Jeder auch nur die drei oder vier Hauptsprachen und ein großer Theil der wissenschaftlich Arbeitenden lebt an Orten, die keine Bibliothek haben, wo also die Beschaffung der umfangreichen Originalveröffentlichungen beinahe unmöglich ist. Zwar kann noch heute kein wissenschaftlicher Arbeiter auf das Lesen der Originalarbeiten verzichten; aber gute Berichte können ihm viel ersetzen, das Wesentliche vermitteln und er entnimmt ihnen, welche Originalarbeiten er sich unbedingt verschaffen muß. Die aus diesem Bedürfniß und dieser Nothlage hervorgewachsene vermittelnde wissenschaftliche Literatur wird in Deutschland in allen möglichen Formen gepflegt. Fast auf allen Wissensgebieten, wenigstens im Bereich der reinen und angewandten Naturwissenschaften, erscheinen periodische Zeitschriften, meist wöchentlich oder monatlich, die über die Originalarbeiten bald nach ihrem Erscheinen berichten; auch werden Jahresberichte herausgegeben, die also die Publikationen eines ganzen Jahres auf einem Gebiet zusammenfassen und von denen einige, wie die der Chemie, schon auf eine lange Geschichte zurückblicken; ferner erscheinen, meist unter dem Titel „Ergebnisse“ oder „Fortschritte“, Publikationen, die innerhalb eines Wissensgebietes mehr oder weniger umgrenzte Themata mit genauer Ausführung der etwa im Laufe von fünf bis zehn Jahren gelieferten Arbeiten kritisch beleuchten; endlich große Handbücher, die ganze, mehr oder weniger umfangreiche wissenschaftliche Gebiete bis zum Zeitpunkt ihres Erscheinens gewissermaßen in bequemer Form magaziniren. Alle diese verschiedenen Arten vermittelnder Literatur sind Sammelarbeiten, die einer redaktionellen Planung und Ordnung bedürfen. Daß sie fast nur in Deutschland gedeihen, ist erstens einer der Beweise für das deutsche Organisirtalent, zweitens einer für die Selbstlosigkeit der deutschen Wissenschaftler im Interesse des Ganzen. Diese vermittelnde Literatur kostet ihre Verfasser ja nur Zeit, die der eigenen produktiven Arbeit verloren geht. Die Gesammtheit, der die Arbeit zu Gut kommt, ist und wird bleiben die Gesammtheit aller Nationen. Alle Nationen brauchen und benutzen diese Literatur und werden sich in ihrem eigenen Interesse hüten, sie etwa in Zukunft auszusperren.

Man darf sagen, daß durch den Umfang und die Art ihrer wissenschaftlichen Literatur die deutsche Sprache die wichtigste Ge-

Google

lehrtensprache geworden ist. Eine neutrale Gelehrtensprache, wie im Mittelalter die lateinische war, wird es eben so wenig jemals wieder geben, wie eine Weltsprache entstehen wird. Wer heutzutage Deutsch nicht lesen kann, Der mag manchmal sehr originell sein, aber er wird sich viel unnütze Mühe machen müssen, wird viel entdecken, was schon entdeckt ist, und seine Arbeiten werden unvollkommen sein. Auf dem mir am Nächsten liegenden Wissensgebiete der Medizin lassen sich diese Folgen mangelnder Deutschkenntniß besonders bei ziemlich vielen französischen Autoren feststellen. Der Franzose spricht und liest ja wohl auch am Wenigsten fremde Sprachen.

Diese Darstellung sollte die Thatsache beleuchten, daß die internationale Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse nicht aufhören kann. Wer sich absperren wollte, würde der leidende Theil sein. Wer am Meisten giebt, gewinnt am Meisten. Daß in dieser Lage Deutschland ist, war für meine Betrachtung von nebensächlicher Bedeutung. Hauptsache ist, daß durch die Verbreitung wissenschaftlicher Druckschriften jetzt beinahe der ganze internationale Austausch des neu erarbeiteten Wissensstoffes geleistet wird, also, außer vielleicht während der Kriegsdauer, während der aber auch der Betrieb der Wissenschaft im Wesentlichen ruht, nicht unterbunden werden kann.

* * *

Wenn man aber so allgemein von der Internationalität der Wissenschaft spricht, meint man, glaube ich, gar nicht die internationale Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Forschungergebnisse, sondern der Laie hat die unbestimmte Vorstellung, daß die wissenschaftliche Arbeit und die Entwickelung wissenschaftlicher Erkenntniß selbst unter der Störung der internationalen Beziehungen leiden müsse. Ist die Wissenschaft wirklich ein internationales Erzeugniß, bedarf sie zu ihrem Fortschritt der internationalen Beziehungen, außer denen, die durch die Verbreitung wissenschaftlicher Druckschriften ohnehin gesichert sind?

Vielleicht ist diese Meinung unter den Laien durch die in den Zeitungen immer wiederkehrenden Berichte über die internationalen wissenschaftlichen Kongresse entstanden. Jeder Fachmann weiß, daß diese Kongresse (je größer, um so mehr) leere Demonstrationen und Schaustellungen sind. Man hört sich wohl den Vortrag irgendeiner „Berühmtheit“ an; der bringt aber kaum jemals Etwas, das der Fachmann aus ihren Schriften nicht schon

Google

wüßte, und bei den meisten Vorträgen herrscht gähnende Leere, schon deshalb, weil fast Niemand eine fremde Sprache, auch, wenn er sie lesen kann, so beherrscht, daß er dem fremdsprachigen Vortrag folgen kann. Obendrein ist zu einer Diskussion von einiger Gründlichkeit niemals Zeit. (Nichts ist schon in einsprachigen Gesellschaften seltener als eine auf sachlicher Höhe stehende Diskussion.) Die Vorträge selbst werden abgeschnitten, damit ja Jeder herankommt und sich am nächsten Morgen gedruckt in der Tageszeitung sieht. Unsinnig ist es, von den „Arbeiten" solcher Kongresse zu sprechen. Gearbeitet wird da überhaupt nicht. Von einem gewissen Werth mögen persönliche Bekanntschaften unter Fachgenossen sein, die, abseits von der Versammlung, zu einem anregenden Gespräch führen; aber zum größten Theil sind die internationalen Kongresse Vergnügungen und sie würden nicht weniger, eher mehr, besucht sein, wenn man den wissenschaftlichen Theil zu Gunsten der gesellschaftlichen Veranstaltungen ganz aufgäbe, als da sind: Eröffnungen durch Fürsten oder Minister, Festessen mit gegenseitigen, oft bis zum Ekel lobhudelnden Tischreden, Bierabende, Besichtigungen, Theateraufführungen. Daß Deutschland die Internationalität solcher Kongresse von nun an wohl den anderen Staaten überlassen wird, werden im Interesse des Ernstes deutscher Wissenschaft unendlich viele Deutsche freudig begrüßen.

Giebt es denn aber nun nicht große Aufgaben der Wissenschaft, die nur durch internationale Arbeit, durch persönliche Berührung also der Vertreter mehrerer Länder gelöst werden können? Diese Voraussetzung ist doch wohl der Sinn der Klage um die durch den Krieg verloren gegangene Internationalität. Diese Voraussetzung gründet sich auch gewiß nicht allein auf Zeitungphrasen, sondern auf die unbestreitbare Thatsache der immer weiter fortschreitenden Organisation der wissenschaftlichen Forschung. Die Zeiten, wo aus dunklem Grunde durch das ganz persönliche Genie des einzelnen Forschers eine plötzlich weithinstrahlende Wahrheit gehoben wurde, sind vorbei. Zwar war die Wissenschaft, mit der Kunst verglichen, immer etwas Unpersönliches: Hätte der eine Beethoven, der eine Lionardo nicht gelebt, ihre Werke wären nie entstanden. Hätte Harvey nicht gelebt, der Blutkreislauf wäre doch entdeckt worden, vielleicht fünfzig, vielleicht hundert Jahre später, aber entdeckt worden wäre er. Der Einzelne wirkt in der Wissenschaft, um einen Ausdruck anzuwenden, der in der Chemie für die Beschleunigung chemischer Reaktionen im Gebrauch ist, katalytisch; er beschleunigt die Entwickelung nur, die

Google

auch sonst eingetreten wäre. Der Künstler ist ganz und allein der Schöpfer seines Werkes. Mit der immer weiter fortschreitenden Vertiefung und Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntniß ist die ohnehin beschränkte Bedeutung, die dem Einzelnen bei der Erarbeitung wissenschaftlicher Erkenntniß zufallen kann, immer mehr nivellirt worden. Immer geringer wird die beschleunigende Wirkung, die der Einzelne auf die Entwickelung des Ganzen hat; dasselbe Ergebniß wird ja oft zu gleicher Zeit von zwei oder mehr Forschern gefunden. Ich bin weit davon, die Bedeutung der großen Persönlichkeit in der Wissenschaft zu unterschätzen; aber sie muß sich, will sie sich entfalten, heute viel mehr als früher auf die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, auf die Arbeiten Anderer, stützen. Und auch der Einzelne, der eine umfassende wissenschaftliche Idee zur Geltung bringen will, kommt heute sehr oft mit seiner eigenen Arbeitkraft nicht aus; er bedarf der Organisation, um seine Gedanken wissenschaftlicher Prüfung und Durcharbeitung zuzuführen. Ein Beispiel, das auch dem Laien einleuchten wird, ist Ehrlichs Salvarsan. Es trug bekanntlich früher als Bezeichnung nur die Zahl 606: es war das sechshundertsechste der Mittel, mit denen Dutzende von Thierversuchen, jeder mit bakteriologischen und mikroskopischen Prüfungen, angestellt werden mußten; und die einzelnen 606 Substanzen waren nicht etwa fertig, sondern mußten in mühsamer Arbeit mit verwickelten Methoden erst hergestellt werden. Und dieses Beispiel ist noch ein kleines und enges. Die Nothwendigkeit solcher wissenschaftlichen Organisation hat die großen Institute geschaffen, die, bei uns zuerst durchweg im Anschluß an die Universitäten gegründet, jetzt zum Theil von dem Unterricht getrennt sind und als Forschunginstitute (Kaiser-Wilhelm-Institute) vom Staat und von wissenschaftlichen Gesellschaften unterhalten werden. Die Anerkennung der Nothwendigkeit umfassender wissenschaftlicher Organisation bedeutet aber durchaus noch nicht die Nothwendigkeit internationaler Organisationen. Die ganze organisatorisch geleistete Arbeit der Universitäten und Institute verfolgt zwar zum geringsten Theil nationale Zwecke; ihre Ergebnisse dienen allen Nationen. Aber ist die Arbeit damit eine internationale? Etwa, weil wir in großer Gastfreundschaft und Gutmüthigkeit vielen fremden Forschern erlaubt haben, sich daran zu betheiligen? Diese Fremden kamen, um unsere Organisation der Wissenschaften zu lernen; wir haben ihrer nicht bedurft. Manchmal haben sie unseren Landsleuten die Arbeitplätze weggenommen. Wenn in Frankreich und in Amerika einige Institute wirklich von Mitgliedern verschiedener Völker

Google

geleitet werden (im Rockefeller-Institut haben ein Deutscher, ein Franzose und ein Japaner leitende Stellungen), so hat diese Internationalität als solche für die Arbeit der Institute gar keine Bedeutung. Die wissenschaftliche Arbeit ist nicht national und nicht international, sie ist anational: sie hat mit der Nationalität überhaupt nichts zu thun. Ob der Einzelne innerhalb oder an der Spitze einer wissenschaftlichen Organisation Amerikaner oder Japaner ist, ist für die Arbeit völlig gleichgiltig, wenn er nur die Fähigkeiten für seinen Posten hat. Jede Nation sollte freilich die Pflicht fühlen, ihre eigenen Forscher so zu versorgen, daß sie nicht gezwungen sind, ins Ausland zu gehen, wie gerade deutsche Gelehrte bisher viel zu oft thun mußten.

Die Nothwendigkeit internationaler Organisation mag für einige Sonderprobleme zugegeben werden; als größtes von ihnen wäre das Völkerrecht zu nennen. Von ihm schweigt man heute wohl lieber. Gewiß bedarf man auch internationaler Vereinbarungen über wissenschaftliche Maßeinheiten und ähnliche Dinge, die von wenigen arbeitsamen Leuten in der Stille geregelt werden müssen und weiter geregelt werden. Ein schmerzlicher, aber schließlich doch zu verschmerzender Verlust wäre es freilich, wenn das Studium fremder Erde, fremder Natur und fremder Kunst im Ausland selbst aufhören müßte, wenn etwa unsere Gelehrten nicht mehr, wie bisher, in Italien italienische Kunst erforschen dürften. Aber eifrige Leute haben eine äußere und scheinbare Internationalität in viele Dinge hineinzutragen versucht, bei denen sie sachlich ganz überflüssig ist. Wir haben, zum Beispiel, eine internationale Hirnforschung. Das heißt: wir haben eine Reihe von Hirnforschunginstituten, von denen jedes auf eigene Faust arbeitet, auch gar nicht anders arbeiten kann; und wenn sie nicht der internationalen Vereinigung angeschlossen wären, wäre es noch eben so. Man konnte in den letzten Jahren auf allen möglichen Gebieten nicht international genug sein. Um noch ein Beispiel anzuführen: Ich glaube nicht, daß wir in der Tuberkulosebekämpfung weniger weit wären, wenn wir keine internationale Vereinigung dafür hätten. Das Material ist ja ohnehin durch den Druck Jedem zugänglich. Ich sehe also, einzelne Ausnahmen zugegeben, nirgends Probleme, für die eine persönliche internationale engere Fühlungnahme unentbehrlich oder auch nur im Wesentlichen förderlich wäre.

Wozu dann aber die Aufregung über die Bewahrung oder die Aufgabe von Ehrenmitgliedschaften an ausländischen Gesellschaften und Akademien? Die Wahrheit ist, daß diese Dinge für die Wissenschaft, ihre Entwickelung und Verbreitung, völlig gleich-

Google

giltig sind. Ich will nicht behaupten, daß sie nur der Eitelkeit dienen (obgleich für Viele solche Auszeichnungen ganz ohne Werth wären, wenn sie nicht in der Zeitung erwähnt würden). Zweifellos haben viele (auch sehr bedeutende) Leute ein gewisses, objektiv freilich immer minderwerthiges Bedürfniß nach äußerer Anerkennung, das man ihnen aufrichtig gönnen kann. Unter solchen Auszeichnungen giebt es auch einzelne (sehr wenige), die ein gewisses Gewicht haben, weil sie immer nur nach genauer Auswahl verliehen worden sind. Eine sachliche Bedeutung haben aber auch sie nicht. Es ist und bleibt nur eine Art wissenschaftlicher Orden. Oder wird in der Wissenschaft Etwas anders, weil Sven Hedin aus der londoner Geographischen Gesellschaft gestoßen worden ist? Ein äußeres Gewicht kann solchen Auszeichnungen auch noch durch einen mit ihnen verknüpften Geldpreis ertheilt werden, deren größter ja der Nobelpreis ist. Vielleicht ist unsere Zeit der Ueberlegung fähig, ob die Verleihung solcher Geldpreise in der Form, in der, zum Beispiel, der Nobelpreis verliehen wird, ganz würdig ist; man kann sich gut vorstellen, daß bei allen schönen Absichten der gute Nobel doch mit einem ironischen Lächeln den jährlichen Tanz der Wissenschaft um das von der schwedischen Akademie behütete Goldene Kalb vorbereitete. Wer der Wissenschaft nützen will, giebt das Geld nicht persönlich einigen meist sehr wohlhabenden Leuten, die eine Möglichkeit der Wirkung schon gefunden haben. Er giebt es den Einrichtungen. Mit dem Preis, den die Nobelstiftung jährlich für jede Wissenschaft aussetzt, könnte ein Institut fünfzig jüngere Forscher, die Begabung erkennen ließen, der Sorge um das tägliche Brot entheben und sie wissenschaftlicher Forschung erhalten. Eine solche Verwendung wäre würdig, vernünftig und trüge die reichsten Zinsen; wäre freilich aber keine internationale Sensation. Für unser Thema ist es nur ein Nebengedanke, daß auch innerhalb der Nation aller Firlefanz aus dem wissenschaftlichen Betrieb durch die strenge Zeit des Krieges getilgt werden möge. Aber Niemand soll uns glauben machen, daß der internationale Firlefanz irgendeine Bedeutung für die Entwickelung der Wissenschaft habe. Was die Wissenschaft sachlich von Internationalität braucht, wird und kann ihr durch keinen Krieg verloren gehen; am Wenigsten braucht man in Deutschland darum zu bangen.

Professor Dr. Max Lewandowsky.

Go gle

Ein Vorbild.

Als die heute bei uns herrschende Literaturmode sich entwickelte (man sollte vielleicht Naturalismus, Symbolismus, Neuromantik und die anderen verschiedenen Bezeichnungen für eine im Grunde gleiche Sache lieber mit einem gemeinsamen Namen belegen), kamen auch die Werke der großen russischen Dichter, die man damals Realisten nannte, zu einigem Einfluß. Nicht zu großem; und besonders nicht zu Einfluß auf die eigentlichen Träger und Förderer der Bewegung; auf sie wirkte viel stärker die französische Literatur. Heute erhalten wir für die damals allein vorhandenen gekürzten und oft elenden Uebersetzungen treue, gute und vollständige Ausgaben; von Tolstoi, Dostojewskij und Gogol.

Scheinbar zufällig sind Erlebnisse und Anregungen der jungen Leute und scheinbar rein persönlich ihre ersten Leistungen und spätere Entwickelung. Aber hinter dem Zufälligen und Persönlichen steht eine führende Macht. Trotz der Gleichgiltigkeit der großen Menge nicht nur, sondern auch der meisten Führenden gegen die Dichtung, die unter Umständen zur völligen Isolirung des einzelnen Dichters führen kann und zu dem Anschein, als stehe er seiner Zeit feindlich gegenüber, wirkt doch in der literarischen Entwickelung (Das heißt: in dem Schaffen der paar Dichter, die Selbständiges und Lebendiges leisten im Gegensatz zu den von der Mode oder dem bloßen Massenerfolg Gehobenen) das Leben des gesammten Volkes; und die alte Meinung hat Recht, die in der Dichtung den letzten Ausdruck des nationalen Lebens findet, trotz dem scheinbaren Widerspruch, daß die Dichtungen, auf die es hier ankommt, lange Zeit fast oder ganz unbekannt bleiben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die heute anerkannte und herrschende Literatur zusammengebrochen ist. Man möchte sagen, daß die Dichter, die heute in der Blüthe des Mannesalters stehen und ihre reifsten Werke schaffen mußten, nicht älter geworden sind, als sie zur Zeit ihrer Anfänge waren; nur nahm man damals das Versprechen gläubig und dankbar hin, in der Erwartung, daß es eingelöst werde. Bei der Jugend konnte man sich mit dem Talent oder mit der Hoffnung des künftigen Talentes begnügen. Nun, da die Reife und ihre Früchte ausgeblieben sind, darf man mit gutem Recht sich fragen: Liegen nicht die Ursachen des Zusammenbruches schon in den ersten Werken erkennbar vor? Hat man sie nicht überschätzt? War nicht schon ein Mangel in den Grundlagen?

Es ist ja nicht die Dichtung allein, die uns enttäuscht hat; unser gesammtes Kulturleben ist es. Noch mögen Manche sich an

Google

dem ungeheuren wirthschaftlichen Aufschwung berauschen und gewollt gläubig annehmen, er sei Folge und Zeichen von Kraft: wer das Geschehen untersucht und seine Folgen betrachtet, Der sieht den unsicheren Grund des Gebäudes und die Zerstörung im Besten unseres nationalen Wesens. Kommt einst der Zusammenbruch, so werden wir ärmer sein, als wir zuvor waren.

Die Lecture der neuen Uebersetzung von Gogols „Toten Seelen" hat diese trüben Betrachtungen hervorgerufen.

Ich sagte, die großen Russen galten damals als Realisten und wurden mit den Franzosen gleichgesetzt, von denen auf die weiteren Kreise Zola, auf die Schaffenden Flaubert wirkten und in der Folge dann Baudelaire und die symbolistischen und romantischen Artisten. Man machte einen ähnlichen Fehler wie in der vorigen Generation, wo man den Stoff mit dem Empfindungsgehalt verwechselte: man verwechselte jetzt den Empfindungsgehalt mit der Darstellung. Es war natürlich in Tagen des Kampfes, wo man ein neues dichterisches Können suchte gegenüber einer leeren Routine, daß man nur an das Können dachte, und zwar, da sich ja die künstlerischen Produktionen immer nur auf gewisse Theile des künstlerischen Könnens erstrecken, nur an die Kraft des charakteristischen Darstellens, die man im Erfassen des Momentanen fand; daß man den Empfindungsgehalt ganz vergaß; wie auch heute in den Kämpfen der Bildenden Künstler gegen das „Literarische" das rein Malerische einseitig hervorgehoben wird. Aber es war ein Unglück, daß in der Literatur keine bedeutende Persönlichkeit auftrat, die mit dem Können einen werthvollen Empfindungsgehalt auszudrücken vermochte. So kam statt der Weiterentwickelung nur ein Modenwechsel; hatte der Naturalismus das Momentane in der Außenwelt dargestellt, so stellte die Neuromantik nun das Momentane im Seelischen dar; da die Natur nicht im Momentanen liegt, sondern im Stetigen, so war der Naturalismus schon in seinen Anfängen Unnatur; und noch mehr die Neuromantik. Nur das Banale kann man im Momentanen fassen. Und so kamen wir denn endlich dahin, daß unsere Literaturwerke haltlos zwischen der Banalität und der Gespreiztheit hin und her schwanken: eine herrliche Gelegenheit für die Harlekinnaturen, als gestaltungsgewaltige Skeptiker zu erscheinen.

Der Realismus der großen russischen Dichter dient dem Ausdruck von ethischen Empfindungen. Rein technisch betrachtet, tritt daher die Darstellung des Momentanen in den Hintergrund; er wird nur benutzt, um die Erzählung zu beleben. In den „Toten Seelen" ist ganz bewußt, ja, vom Dichter offen ausgesprochen, die

Google

Absicht, Typen darzustellen, also das Stetige, das hinter dem Momentanen ruht. Das kann der Dichter mit seinen Mitteln nicht anders als dadurch, daß er die herrschende Leidenschaft des Menschen erfaßt, also gleich, bevor er noch Umrisse seiner Gestalt festlegt, schon eine Abstraktion vornimmt: womit er denn das Gegentheil von Dem thut, was nach der bei uns heute herrschenden Auffassung der Realist thun soll. Und hier, im Anfang des dichterischen Gestaltungprozesses, wirkt die ethische Kraft. Ich will einen Absatz aus den „Toten Seelen" hier hersetzen, der zeigt, wie bewußt Gogol vorging.

„Dreimal weise ist, wer überhaupt keinen Charakter verabscheut, sondern prüfend seinen Blick auf ihn heftet und ihn begreifen lernt in seinen innersten Triebfedern; wie schnell wandelt sich Alles im Menschen: ehe man sichs versieht, hat sich im Innern ein furchtbarer Wurm eingenistet, der wächst und wächst und alle Lebenskräfte herrisch in sich aussaugt. Und mehr als einmal schon geschah es, daß in einem Menschen, der zu Höherem geboren war, nicht nur eine übermächtige Leidenschaft gewaltig emporwuchs und erstarkte, nein, oft schon ließ ein armsäliger minderwerthiger Trieb ihn all seine hohen und heiligen Pflichten vergessen und in elenden Nichtigkeiten etwas Großes und Verehrungwürdiges sehen. Unendlich wie der Sand am Meer sind des Menschen Leidenschaften; und keine gleicht der anderen. Alle sind dem Menschen im Anfang gefügig und gehorsam, die hohen wie die niedrigen, und erst später werden sie zu furchtbaren Despoten. Selig ist Der zu preisen, der sich unter allen die herrlichste Leidenschaft erwählte: er wächst und mehrt sich täglich und stündlich sein grenzenloses Glück, tiefer und immer tiefer dringt er ein in das unendliche Paradies seiner Seele. Aber es giebt Leidenschaften, deren Wahl nicht vom Menschen abhängt. Sie werden mit ihm geboren in der Stunde, da er zur Welt kommt, und keine Kraft ward ihm gegeben, sie weit von sich zu stoßen. Ein höherer Plan ist es, der sie lenkt, und in ihnen liegt Etwas, das uns ruft und lockt und keinen Augenblick im Leben verstummt. Ihre große irdische Laufbahn zu beenden, ist ihre Bestimmung, ob sie nun als finstere Gestalten vorüberwandeln oder als herrlich leuchtende Erscheinungen, die den lauten Jubel der Welt entfachen, indem sie an uns vorüberziehen; einerlei: sie kamen, um das den Menschen unbekannte Gute zu erfüllen. Und vielleicht stammt auch die Leidenschaft, die unseren Helden Tschitschikow lenkt und vorwärts treibt, nicht aus ihm selber und auch in seinem kalten, frostigen Dasein liegt Etwas beschlossen, das einstmals den Menschen auf die Knie und in den Staub niederzwingen wird vor der Weisheit des Himmels. Und es ist noch ein Geheimniß, warum diese Gestalt gerade in dieser Dichtung erscheinen mußte, die hiermit den Schauplatz der Welt betritt."

Jedes Können, auch jedes künstlerische Können, kann nur bis zu einem gewissen Punkt gebracht werden: von da an entwickelt

Google

sich ein Mensch nicht weiter, wenn nicht von anderer Seite her, von seiner Aufgabe, ihm neue Kraft, neue Ziele kommen. Eine Kunst, die nur auf Können gestellt ist (mag man selbst den Begriff des Könnens noch so richtig gefaßt haben), wird deshalb bald an ihre Grenzen kommen; und da ist der Grund, warum sich unsere Dichter nicht weiter entwickelten; ja, da Alles seine Zeit hat, Empfindung, Einsicht, Aufgabe und Willen des Jünglings und des Mannes, so mag es kommen, daß ein Dichter, der so stehen bleibt, am Ende wirkt wie die geckenhaften Greise, die auf Liebesabenteuer ausgehen; was kindlich war, wird kindisch, und was jugendlich war, wird jungenhaft. Aber unser auf das Gute gerichtete Wollen entwickelt sich mit unseren Jahren, mit Erfahrung, zunehmendem Verstand, Kenntnissen, Einsichten und Umsicht. Oft mag eine solche Entwickelung in ihren letzten Enden der Menge unverständlich sein, wie es die Gogols war, als er auch in den äußeren Formen seiner Religion immer strenger wurde; da soll sich der Gewöhnliche bescheiden und sich sagen, daß das Kleine nicht das Große fassen kann. Uns aber, denen nun fast schon das Wissen verloren gegangen ist um Das, was Dichtung ist, mögen die Werke Gogols ein Trost sein und eine Hoffnung, daß auch unserem Volk einmal wieder bessere Zeiten kommen werden.

(Vor dem Kriege geschrieben.)

Weimar. Paul Ernst.

Ludolf Camphausen.

In seinen „Charakterbildern“ hat Gustav Schmoller auch dem Andenken des rheinischen Finanzmannes und Sozialpolitikers Gustav von Mevissen einige Seiten gewidmet; unter Anlehnung an die Biographie Mevissens, die wir Hansen verdanken. Aber während Hansen die Größe Mevissens möglichst aus sich selbst heraus erwachsen läßt und fast ängstlich vermieden wird, sie auf Kosten Anderer hinaufzutreiben, geht Schmoller einen anderen Weg: er drückt Andere nieder, um Mevissens Persönlichkeit in um so hellerem Licht erscheinen zu lassen. Da auch Ludolf Camphausen zu Denen gehört, an denen ein solcher Niederdruckversuch gemacht wird, sei hier darauf mit einigen Worten erwidert.

„In den Tagen“ (so heißt es bei Schmoller) „als die ängstlicheren kölner Bankherren, wie sogar Ludolf Camphausen, davor warnten, in den sozialen Massen die Begehrlichkeit zu wecken, war Mevissen für öffentliche Diskussion der sozialen Frage.“ Das sieht

Google

aus, als ob Camphausen auch zu den Aengstlichen gehört habe, als ob er gegen eine öffentliche Diskussion der sozialen Frage gewesen sei. Aus Hansens Darstellung war eine solche Meinung nicht zu entnehmen, denn bei Hansen folgt der Erzählung, daß Camphausen im Ausschuß des zu bildenden Vereines dagegen protestirt habe, „daß die Versammlung vom zehnten November in den arbeitenden Klassen Ansprüche und Bedürfnisse erweckt habe, die vorläufig doch nicht zu befriedigen wären", der mit Thatsachen belegte Hinweis, daß es Camphausen an theilnehmendem Verständniß für die schwierige Frage nicht gefehlt habe. Dies geht übrigens auch aus mehren Stellen der Biographie Camphausens von Anna Caspary hervor. Schmoller faßt sein Endurtheil dahin zusammen, daß Mevissen „Hansemann und Von der Heydt an Charakter und allgemeiner geistiger Bedeutung wesentlich überlegen" gewesen sei und Dies „vollends gegenüber den beiden Camphausen, Beckerath und den übrigen rheinisch-liberalen Koryphäen" gelte.

Meine Absicht ist nicht, nun wiederum Camphausen auf Kosten Mevissens emporzuheben, denn das rheinische Leben war damals stark genug, eine ganze Reihe hervorragender Männer hervorzubringen, und es ist heute noch stark genug, sich das Andenken dieser Männer in ungeschmälertem Ansehen zu erhalten; wohl aber ist meine Absicht, so weit es in Kurzem geschehen kann, die Natur des stolzesten dieser Männer dem allgemeinen Verständniß etwas näher zu bringen.

In den Camphausen lebte ein starker Familiensinn; und dieser innige Zug blieb erhalten trotz allen Charakter- und Meinungverschiedenheiten der einzelnen Familienmitglieder. Unter ihnen sind der ältere Ludolf, der ehemalige Ministerpräsident von 1848, und der viel jüngere Otto, der spätere preußische Finanzminister, Jahre lang durch einen regelmäßigen, hochinteressanten Briefwechsel mit einander in Verbindung geblieben. Wer darein einen Einblick gewann, Dem ist ein Zusammenwerfen beider Persönlichkeiten, wie es da Schmoller vornimmt, ganz unmöglich. Der jüngere Bruder wuchs sich in langer Beamtenlaufbahn ganz zum preußischen Bureaukraten und Fachmann aus, zu einem routinirten Fachmann, der dann, als er endlich nach dem Ablauf einer langen Wartezeit von Bismarck zum Schaffen berufen wurde, von schaffender Kraft nicht mehr viel zur Verfügung hatte. Kein Wunder, daß er sich aus den seit länger als dreißig Jahren eingefahrenen Gleisen einer noch aus der Zeit Rothers und Kühnes stammenden Finanz- und Steuerpraxis nicht mehr herauszuwinden vermochte. So lange Bismarck zuverlässiger Fachleute bedurfte,

Google

war ein Otto Camphausen unter den Ersten damals am Platz, zumal er neben einer nicht gewöhnlichen, Aktenhaufen bewältigenden Arbeitkraft eine sehr scharfe Kritik und ein unbestechliches Urtheil besaß. Als aber Bismarck seine große Finanz- und Steuerpolitik im Dienst des Reichsgedankens in Angriff nahm, mußte Camphausen weichen, denn zur Durchführung solcher Riesenpläne reichte fachmännische Routine allein nicht aus.

Ein ganz anderer Mensch und Charakter steht in Ludolf Camphausen vor uns. Er ist ein Schaffender, ein Eigener von Anfang an. Keine Frage, kein wirthschaftliches und politisches Problem tritt an ihn heran, das er nicht auf seine Art anpackt, auf seine Art zu lösen versucht. Er weiß, was er will. Als Kaufmann hat er handeln gelernt und weiß, daß nicht immer gleich auf den ersten Anwurf die höchsten Preise zu erzielen sind. So sieht er und kalkulirt und wägt die Möglichkeiten ab, seinen Willen durchzusetzen. Ein hoher Idealismus läßt ihn daran glauben, daß er mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft den Gegner doch zu einem Entgegenkommen werde zwingen können. Darum geht er entgegen, so weit er es vor seinem Gewissen noch irgendwie verantworten kann. Dann aber, erkennend, daß sich auf der anderen Seite nichts regt, daß man vielmehr glaubt, ihn ganz zu sich hinüber ziehen zu können, daß man ihm scheinbare Avancen macht, um alsbald wieder auf den alten Standpunkt zurückzutreten, entzieht er sich diesem nichtsnutzigen Spiel und verzichtet. Er ist nicht Ideologe genug, um die vorhandenen, geschichtlich gewordenen Machtelemente und Machtverhältnisse zu übersehen und sich einem unreellen Utopismus hinzugeben, hat aber die große innere Kraft eines idealen Glaubens an den Sieg des Wahren und Rechten. Der hält ihn aufrecht in der schweren Zeit, die er 1848 in Berlin, dann 1849 als Vertreter Preußens in Frankfurt durchzumachen hatte, kämpfend gegen den Radikalismus von links und rechts. Als sich die klugen Leute aus Besorgniß, sich zu kompromittiren, für bessere Zeiten aufsparten und der König keine Minister finden konnte, war er auf den ersten Anruf des Königs bereit, sich ihm und der gefährdeten Dynastie zur Verfügung zu stellen. Und nicht minder war er augenblicklich bereit, zu gehen, als er erkannte, daß seine Arbeit nicht mehr nützen konnte. In solcher Lage, die durch die Thatsachen unwiderleglich bewiesen wird, ist es nicht erlaubt, Das an ihm zu bemäkeln, worin er in damaliger Zeit wirklich ein Einziger war: in der aufrechten Geradheit und Festigkeit seines Charakters. Weil er mit keiner Partei durch Dick und Dünn ging, weil er, wie er selber an Beckerath schrieb, „schwerlich jemals dazu

Google

gelangen werde, die Persönlichkeit der Partei auszuliefern", traten Alle von ihm zurück; und weil er zu stolz war, hinterher mit Selbstrechtfertigungen und Rancunen die Oeffentliche Meinung für sich umzustimmen und mit X und Y herumzustreiten, blieb die Verstimmung über ihn an seinem Andenken haften, — fast bis heute. Aber wie noch lange nicht Alles Gold ist, was glänzt, so ist auch noch lange nicht alles echteste Gold so glänzend, daß es von jedem Auge sofort als solches erkannt wird.

Was nun seine Haltung in der Frage des kölner Lokalvereins betrifft, so liegt auch darüber ein eigenes Schreiben Camphausens an seinen Bruder Otto vor. Am fünfundzwanzigsten November 1844 schrieb er: „Die Unterredung unter vier Augen eröffnete der Minister*) mit der Nachfrage über den hier geplanten ‚Gegenseitigen Hilfs- und Bildungverein', dessen Tendenz ihn sehr aufgeregt und zu dem Verbot einer weiteren öffentlichen Versammlung vor Prüfung des Statuts vermocht hatte. Ich sprach mich offen über die beiden Seiten der Sache und der hiesigen Richtung aus und er schien in allen Punkten mit mir einverstanden. Ueber mein Verhältniß zu der Sache will ich Dir noch einige Worte sagen. Die Anregung zu der Versammlung war von Compes ausgegangen, der sich das Junge Deutschland zu Gefährten gewählt und auch mit ihm die zu treffenden Wahlen arrangirt hatte. Damit korrespondirend fand die Diskussion, unter großem Beifall der zahlreich anwesenden Besitzlosen, besonders nöthig, den arbeitenden Klassen das Gefühl ihrer Rechte und der Gleichheit ihrer Stellung mit uns anderen Menschenkindern beizubringen, zu welchem Ende denn auch der Verein auf den Gebrauch des Wortes ‚arbeitende Klasse' von vorn herein verzichten möge. Ich war der Einzige, der wagte, dem hohen Schwung deprimirend entgegenzutreten. Dennoch in das Komitee zur Entwerfung der Statuten, wenn auch mit der geringsten Stimmenzahl, gewählt, habe ich nicht unterlassen, die Wahl anzunehmen und in der ersten Sitzung die Motive vorzutragen, aus welchen ich nach der durch die Versammlung erzeugten Stimmung zur Bildung und Ausbreitng des Vereins für nöthig erachte, daß auf die Benennung ‚Gegenseitiger Hilf- und Bildungverein' verzichtet und der Name ‚Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen' angenommen werde. Nachdem dieser Antrag mit sechs gegen drei Stimmen abgelehnt war, habe ich erklärt, mich von dem Komitee zurückzuziehen, und die Einlage zu Protokol gegeben. Die albernen Knaben haben wahrscheinlich

*) Flottwell war damals am Rhein.

Go gle

die Gelegenheit zu einem politischen Fortschritt, wie er seit Langem nicht geboten war, zerstört. Ich hoffe, daß für die bedrängten Klassen sich hier dennoch thätige Theilnahme zeigen werde."

Diese Darlegung spricht für sich selbst. Betont sei nur: Camphausen versagte sich nicht der Bewegung, er versagte sich nicht dem Verein und nicht dem Komitee. Nur dagegen ging er an, daß man unpraktische und unreelle Dinge that, wie es geschah, wenn man Erwartungen wachrief, deren Erfüllung auf lange Zeit hinausgeschoben werden mußte. Liest man dagegen gar die Deklamationen der Raveaux und Genossen, wie sie auch Heß im „Gesellschaftspiegel" aus jener Versammlung mittheilt, so kann man wirklich nur urtheilen, daß diese Bewegung am Meisten an ihrer eigenen, erfahrungslosen Jugendlichkeit litt.

Eine andere, uns hier näher berührende Frage aber taucht auf: Wer gab die drei Stimmen ab, die sich für den Vorschlag Camphausens aussprachen? Zieht man den Vermittelungvorschlag Mevissens in Betracht, der gerade an dem „beleidigenden" Ausdruck „Wohl der arbeitenden Klassen" festgehalten sehen wollte, so darf man wohl der Vermuthung Ausdruck geben, daß Mevissen auch hier sachlich nicht allzu fern von Camphausen stand. Auch Mevissens Antrag wurde abgelehnt und die Radikalen hatten die Mehrheit. Weiter aber giebt das Auftreten Camphausens uns eine Illustration zu der von Schmoller bei ihm vermutheten Aengstlichkeit. Vor einer angeregten Versammlung mit rechten Radikalismen deren Beifall zu erzielen, ist meiner Ansicht nach nicht so schwer, erfordert auch mehr Uebermuth als Muth, den Uebermuth des Unverantwortlichen, der nicht bang zu sein braucht, daß man ihn beim Wort nimmt. Den größeren Muth und den reiferen Charakter muß man doch da erkennen, wo Einer wagt, als Einziger „deprimirend dem hohen Schwung entgegenzutreten" und neben dem ideell Erwünschten auch das reell Erreichbare im Auge zu behalten. Doch mag hier Jeder seinem Geschmack folgen. Dem reiferen Urtheil prägt sich der Werth des Charakters eben in Anderem aus als dem fröhlichen Draufgängerthum der Jugend, zumal, wenn Aengstlichkeit so wenig zu den Grundzügen solchen Charakters gehört, wie es bei Camphausen der Fall war.

Schmoller reihte die Erinnerung an Mevissen seinem Buch ein, weil sie, wie er in einer Anmerkung mittheilt, „besonders für die Sonderlinge lehrreich sei, die den ‚Moralismus' aus der deutschen Volkswirthschaftlehre vertreiben wollten". Nun, Mevissens große Kunst war, wie mir Eduard von Oppenheim nach dem Zeugniß seines Vaters Abraham in der Sprache der Börsianer mit-

Google

theilte, „eine Sache richtig zu fingern“. Hierfür bringt Hansen in den Nachrichten über das Gedeihen der Unternehmungen, denen Mevissen seine Fürsorge widmete, die prächtigsten Zeugnisse bei. Ein Zeichen wohl, daß Mevissen selbst als oberste Forderung für den Wirthschaftler die richtige Kalkulation und vollendete technische Herausbildung eines Unternehmens betrachtete. Und Dies ist ja auch die oberste moralische Forderung, die an den Praktiker und Theoretiker gestellt werden kann; denn geht er hier in principiis fehl, so wird sich sein Irrthum auch, wie auf manchem anderen, auf sozialem Gebiet bemerkbar machen. Daher stammen dann auch die moralischen Anklagen, die gegen ihn erhoben werden. Aber nicht mit Moralismus wird man diese Fehler wieder gut machen können, sondern immer nur durch wirthschaftlich richtiges Handeln. Und darum will auch ich den Moralismus möglichst aus der Volkswirthschaftlehre vertrieben sehen, weil jede Erneuerung und Erweiterung volkswirthschaftlicher Erkenntniß und Praxis nicht durch Moralvorschriften, sondern durch richtige wirthschaftliche Einsichten zu erreichen ist. Wendet sich Schmoller nun gegen diesen Wunsch, so beweist er eben damit, daß er Rechtschaffenheit und Moralismus mit einander verwechselt. Rechtschaffenheit aber wird nicht durch Moralvorschriften erzeugt, sondern sie wird, wie unser braves deutsches Wort schon sagt, mit dem Menschen geschaffen. Keine Beachtung von Moralvorschriften kann rechtschaffen machen, sondern sie macht höchstens einen Menschen, der „so aussieht“, dessen Handeln äußerlich dem Handeln des Rechtschaffenen gleicht, wie der rosig Geschminkte dem wirklich Gesunden.

Während nun richtiges wirthschaftliches Handeln erlernbar ist, aber nur erlernbar durch Vermittelung richtig wirthschaftlicher Einsicht und nicht durch Moralismen, ist rechtschaffenes Handeln die natürliche Bethätigung eines rechtschaffenen Charakters: es wird auf wirthschaftlichem Gebiet stets von dem Streben nach richtiger wirthschaftlicher Einsicht getragen sein. Und in diesem Punkte hält Ludolf Camphausen den Vergleich mit jeder anderen Persönlichkeit seiner Zeit aus. Man braucht nur näher hinzusehen, um Das mit Freude zu erkennen.*)

Dr. Mathieu Schwann.

---

*) Die dritte Veröffentlichung des rheinisch-westfälischen Wirthschaftarchivs ist Ludolf Camphausen gewidmet (Baedeker in Essen).

Google

Zwei Franzosen.

Wir kennen Künstlernamen, deren Nennung die Vorstellung einer einzelnen großen Gestalt weckt und um die für uns eine gewaltige, von jenen heroischen Menschen überragte Leere liegt. Und wir kennen andere, deren Namen wir nur zu nennen, an die wir uns nur zu erinnern brauchen, um sofort eine ganze Zeit nach Tracht und Art, Gedanken und Gehaben heraufsteigen zu sehen. In die erste Reihe gehörten Schiller und Beethoven, gehört Dante, obwohl sein größtes Gedicht überall von Spuren der Zeitgeschichte durchsetzt ist, auch Nietzsche; um sie ist kein Raum und um sie keine Zeit: so erscheinen uns diese Männer, wenn uns auch die Geschichte meldet, wie stark ihre Epoche sie und sie ihre Epoche beeinflußt haben. Anders ist uns, wenn wir Shakespeares, Goethes, Mozarts, Wagners gedenken; dann zieht die leuchtende Gestalt einen ganzen Nebelstreif lebendigster Umwelt mit sich empor. Und vollends der Dichter, der als Satiriker und Komoedienschöpfer die Menschen und die Einrichtungen seiner Tage dargestellt hat, kann immer nur, umbraust, umtollt, umlacht, umspielt von Lachfratzen und Thränenmasken der Welt, durch die er einst als Zuschauer, Mitspieler, Schöpfer geschritten ist, vor uns aufleben. Wir empfinden mit vollem Recht, daß gerade der Komoediendichter nur denkbar ist in dem Rahmen und unter den Eindrücken eines großen, wirren, wechselnden nationalen Lebens. Der größte deutsche Tragiker konnte von einem Kleinstaat in den anderen, innerhalb eines unpolitischen und politisch ohnmächtigen Volkes, wandern und dabei Unvergängliches schaffen; aber schon Hebbel fühlte den Drang, über Dithmarschen und Hamburg hinaus nach Paris, Rom, Wien zu gehen, die Weltbühne zu studiren, bevor er die Bühnen der Welt erobern konnte. Die Nachfolge der Aischylos und Sophokles ist noch möglich in engen und kleinen Verhältnissen; auf den Spuren des Aristophanes wandert nur der Dichter, der Schriftsteller, der innerhalb eines starken nationalen Lebens selbst von der Woge hin und her getrieben wird.

Max J. Wolff, der vor einigen Jahren eine Darstellung Shakespeares veröffentlicht hatte, gab uns danach ein Werk über Molière; und Anton Bettelheim hat seinen „Beaumarchais“ in einer zweiten, durchaus neu bearbeiteten Auflage herausgegeben. Wer ohne die eben angedeuteten Voraussetzungen an die beiden Bücher herantritt, gewinnt diese Anschauungen als ihr Ergebniß: Molière und Beaumarchais sind nur im Rahmen ihrer ganzen Zeit zu verstehen. Und so zeigt sich denn bei Wolff Frankreich im siebenzehnten, bei Bettelheim im achtzehnten Jahrhundert ganz und gar. Das Reich und das Volk geben nicht nur die Folie für die Gestalten der beiden Schriftsteller, sondern wir leben mit ihnen mitten darin. Sicher und klug führt uns insbesondere Wolff in den ersten, breiten Kapiteln seines Werkes in die gesellschaftlichen, politischen, literarischen, theatra-

Go gle

lischen Verhältnisse der Zeit Ludwigs des Vierzehnten ein. Wir sehen das Straßenleben, den Schmutz und die Enge und dann wieder den Glanz und die Pracht der Zeit, erleben die Spielerei der Provinzialstände und die Geziertheit der neuen Salons; wir sehen, wie sich aus den guten Keimen des Hotels Rambouillet langsam die Verziertheit entwickelt, die Molière dann in seinen „Précieuses ridicules“ gegeißelt hat. Gerade weil das Material für Molières persönliche Schicksale knapp und vielfach brüchig ist, arbeitet Wolff mit Recht zum großen Theil durch Reflexe vom allgemeinen Leben her, immer aber so, daß wir niemals etwas Gezwungenes, Konstruirtes empfinden. Dabei verliert er auch in der Analyse der molierischen Dramen nie den Ausblick in die Zeit; denn ihm ist das Bemühen fern, diese Stücke auf eine Höhe emporzusteigern, in die sie nicht gehören und in der sie solcher Untermalung füglich entrathen könnten. So ist es außerordentlich fein, wie im „Tartuffe“ die Schlußhuldigung vor Ludwig dem Vierzehnten herausgebracht wird; wie da der allgemeine Gedanke, daß die Heuchelei nicht anders als durch einen Machtspruch abgeführt werden könne, sich dem Bedürfniß des Dichters nach einer Verneigung vor seinem gnädigsten Herrn verbündet hat. Eine gewisse Hast ist in dem Gang von Wolffs Erzählung (so breit sie ist); aber diese Hast ist durchaus beabsichtigt, weil sie uns immer wieder empfinden läßt, daß Molière, kränklich, mit der Verantwortung für seine Truppe beladen, von allen Seiten gehaßt und angefeindet, doch von Sieg zu Sieg schreitet, bis er, fast auf der Szene, sterben muß. Nicht das Bild eines absoluten Dichters sehen wir, sollen es auch nicht sehen, doch das eines genialen Theaterdichters und Satirikers, der nicht in seinen Schöpfungen, aber in seinem Innenleben nicht nur ein Kämpfer, sondern auch ein Dichter ganz und gar gewesen ist. Nach dem Temperament, nach seiner Empfindung für das menschliche Wesen stellen wir Molière (wenn nicht zu den alle Zeit überragenden Meistern, so doch) zu den Dichtern hohen Ranges.

Daß Beaumarchais nicht in die Dichterreihe gehört, kann nicht zweifelhaft sein. Sein Ruhm knüpft sich an zwei Werke, die heute nur noch durch die Musik, eines Italieners und eines deutschen Genies, lebendig sind. War Molière nur ganz verständlich zu machen als ein Sohn seiner Zeit, zu deren Herrschern, ob auch nur von den Brettern her, er gehörte, so fällt Beaumarchais überhaupt flach zu Boden, wenn man ihn nicht mitten in seiner Zeit betrachtet, die beherrschen zu wollen die erste und letzte Regung seines zähen Lebenswillens war. Bettelheim ist im Recht, wenn er sagt, daß nur Einer noch diesen parvenu übertreffe (freilich dann aber auch ganz in den Schatten stelle): Der, dessen Stern beim Tode Beaumarchais in den Zenith trat: Napoleon. Molières Leben ist voll trauriger, verwirrter, glänzender und düsterer Schickungen; aber der Sohn des königlichen Hoftapezirers, der Schauspieler wird und als der erste vaterländische Dichter seiner Zeit endet, hat nichts Märchenhaftes.

Google

Anders blickt Pierre Augustin Caron uns an, der als Sohn eines Uhrmachers auf die Welt kommt, als Uhrmachergehilfe zum ersten Mal einen Prozeß führt und dann, von Prozeß zu Prozeß, in immer schwindelhaftere Höhen (das Wort in seiner ganzen Zweideutigkeit genommen) steigt, dem königlichen Haus Frankreichs und der Kaiserin Maria Theresia persönlich als eine manchmal belächelte, schließlich doch gefürchtete Macht gegenübertritt, die amerikanischen Freiheitkämpfer als Chef eines Riesenhandelshauses mit Contrebande versieht, gegen die alle Bosheit des Englischen Botschafters nichts ausrichten kann; dieser Beaumarchais, der Weltintriguen anzettelt, mit seinen Mémoires ganz Frankreich amusirt und dann, in einem seiner nebenbei geschriebenen Stücke, eins der Stichworte der Revolution giebt, der in seinen Wirkungen ganz nah an Rousseau heranrückt und den eleganten Abenteurer ohne Skrupel neben die großen Vorkämpfer einer weltgeschichtlichen Umwälzung hinstellt. Der Schmutz, den er um sich häuft, riecht uns nicht angenehm; doch die Grazie, mit der er Alles überwindet, macht Beaumarchais nicht nur genießbar, sondern wir folgen, ob auch unter Kopfschütteln, ihm mit der Spannung, die wir dem Helden eines satirischen Epos schenken würden. Wir glauben seinen moralischen und politischen Weisheiten nicht, denn sie kommen ja von ihm; aber schließlich ist es Figaro, der sie ausspricht, Figaro, der Barbier, der Kammerdiener, der sich mit Recht auch zum Diplomaten geboren glaubt, Figaro, der kein lichter Held ist, aber dem wir am Ende nicht zürnen können, wenn er in einer entgötterten Welt auf dem dünnen Boden den Anderen vortanzt, auf einem Boden, der schon knistert, der Alles hinabschlingen wird und dem, nicht als letztes Opfer, auch Figaro selbst verfallen ist; denn eine reinere Zukunft kann den lockeren Vogel zwar als zwitschernden Verkünder, nicht aber als ernsten Tagrufer brauchen.

Wie Wolff, so vermeidet auch Bettelheim, seinen Helden über Gebühr zu preisen; sein Interesse an dem bunten Stoff verführt ihn nicht zu einer Verherrlichung Dessen, was nicht zu verherrlichen ist. Aber gerecht mißt er ab, was Zeitgenossen und spätere Beurtheiler dem allzu Beweglichen, auf dessen Gewand so viel Platz hatte, anhingen, ohne daß es ihm zukam. Weder in seiner Biographie Saars noch in der Mariens von Ebner-Eschenbach erreicht Bettelheim die Geschlossenheit dieses Lebensbildes. Nur erzählt Wolff voraussetzungslos, dramatisch; Bettelheim nimmt sich oft dadurch die Möglichkeit der Steigerung, daß er den Punkt, zu dem er führen will, im Voraus schon deutlich bezeichnet. Bei beiden Schriftstellern tritt der unverwischbare nationale Charakter ihrer Helden klar hervor; und Wolff findet in der Schlußwürdigung das nothwendige Wort: „Molière ist der nationalste und doch zugleich der universalste Dichter seines Volkes. Darin liegt kein Widerspruch. Nicht der Künstler, der einem gehaltlosen und verschwommenen Weltbürgerthum nachtrachtet, sondern der, der die Eigenart seines Landes und seiner Stammesgenossen

Google

am Tiefsten ergreift, vermag der Menschheit Etwas zu bieten; nur ihm kann gelingen, unter der Form des Zeitlichen dauernde Werthe zu schaffen.“ In diesen Worten ist zugleich der einzige Standpunkt bezeichnet, von dem aus der deutsche Schriftsteller vor solchem Gegenstand an seine Arbeit geht, Beiden, Bettelheim und Wolff, ist sie durchaus gelungen. Und wenn man zwei andere Werke verwandter Art, Joseph Ettlingers „Benjamin Constant“ und Paul Mahns „Guy de Maupassant“, danebenhält, so muß man sagen, daß sich Frankreich über Deutschland wahrlich nicht zu beklagen hat.

Hamburg. Heinrich Spiero.

Jugend.

Als sie Sonntag beim Frühstück gefragt hatte, ob sie mit Agda auf die Promenade dürfe, hatte ihre Mutter Nein gesagt. Es schicke sich nicht, daß ein junges Mädchen, das in die Konfirmandenstunde gehe, zu viel gesehen werde. Sie müsse bedenken, daß sie nun in einem Alter sei, wo man anfing, Bemerkungen über sie zu machen; wenn sie sich nicht in Acht nehme, könne man sie leicht für ein nicht ganz korrektes junges Mädchen halten und die bekannten Familien würden es dann nicht gern sehen, wenn sie mit deren Töchtern verkehrte. Bei Agda sei es anders. Sie habe erwachsene Brüder. Das ändere die Sache wesentlich.

Die Predigt war lang und ziemlich unnöthig gewesen. Sie kam selten auf die Straße, denn sie hatte keine Zeit dazu. Sie studirte, ging in den Konfirmandenunterricht, nahm Musikstunden, und war sie einmal, ehe es dunkel wurde, ein Bischen frei, so lief sie auf der Schlittschuhbahn. Vielleicht wäre ein anderer Grund zu solcher Erbauungpredigt zu finden gewesen; der heutige war sicher nicht haltbar.

Aber die Mutter hatte ihre Rede mit großer Bravour gehalten und der Vater hatte dazu genickt und sie durch kleine, überflüssige Bemerkungen ergänzt. Beide waren augenscheinlich sehr zufrieden mit einander und fühlten sich als vortreffliche Eltern und Erzieher. Noch dazu waren sie froh, den langen schläfrigen Sonntag mit Etwas auszufüllen. Und gab es Schöneres und Nützlicheres als die Erziehung ihres einzigen Kindes, ihrer jungen Tochter?

Sie hatte es ihnen auch nicht übel genommen, nur ein klein Wenig geschmollt, dann aber sich an ihr Tagebuch gesetzt, dem sie ihre tiefsten Geheimnisse mit Anfangsbuchstaben, Punkten und Ausrufzeichen anvertraute, just so, daß sie selbst sie verstehen konnte, das Geschriebene aber vor jedem fremden Blick geschützt wußte. Und so war der Tag im Grunde doch ganz nett vergangen.

Jetzt aber, bei Tisch, fragte sie mit leiser, artiger Stimme, ob es „Etwas machte“, wenn sie mit Agda aufs Eisfest gehe; Agdas großer Bruder wäre mit dabei. Die Mutter ging in die Oper, der

Go gle

Vater hatte seine Kartenpartie; also hatte Niemand was dagegen einzuwenden. Der Vater fragte mit wohlwollender Ironie, wie alt Agdas erwachsener Bruder sei, und hörte, daß er einundzwanzig Jahre zähle. Wäre sie nicht so unruhig gewesen, so hätte sie den Beifall bemerkt, den diese einundzwanzig Jahre bewirkten.

„Na, dann paßt er ja ganz gut zu Euch," sagte der Vater.

Und als die Besorgniß der Mutter, ob das Eis auch ganz sicher sei, durch des Vaters Hinweis auf die letzten Frostnächte verscheucht worden war, und sie dem Töchterchen noch befohlen hatte, die Pelzweste unter dem Mantel anzuziehen, wünschten alle Drei einander gesegnete Mahlzeit und Jedes ging seiner Wege.

Die Kleine stand in ihrem Zimmer; und sah recht unsicher aus. Natürlich: wenn Vater und Mutter es ihr erlaubten, ging es sie nicht weiter an. Das fehlte noch! Und schließlich: was konnte sie riskiren? Nicht die Spur. Dennoch, wie oft schon, ärgerte sie sich über ihre Eltern. Die hatten ihr wieder die Erlaubniß zu etwas ganz Verkehrtem ertheilt.

Wenn sie ihr nun, zum Beispiel (was ihnen natürlich nie eingefallen wäre), gesagt hätten: Machs, wie Du willst! Bei Gott im Himmel: sie wäre daheim geblieben! Denn es war ja unsinnig, auf dieses Eisfest zu gehen; namentlich in Gesellschaft von Agdas Bruder mit den beruhigenden einundzwanzig Jahren.

Ganz langsam nestelte sie die vielen Knöpfe ihrer Pelzweste zu. Sollte sie zu Haus bleiben? Sollte sie das Opfer bringen? Wem zu Liebe? Sich selbst doch nicht? Wovor sollte ihr bang sein? Etwa Vater und Mutter ein Opfer bringen? Gott: Denen wars doch ganz egal; sonst würden sie vielleicht genauer untersuchen, wozu sie ihre Erlaubniß gaben und verweigerten. Und wenn sie heute nicht ging, würde sie sich gottserbärmlich ärgern, sobald sie nächstens um etwas ganz Natürliches, Unschuldiges bat und sie ihr Nein sagten, einfach, weil Sonntag war, oder aus schlechter Laune oder aus sonst einer unergründlichen Eingebung von oben. Wenn ihr die Eltern die eine Hälfte ihrer Freuden nahmen, wollte sie sich selbst noch um die andere bringen? Nein! Entschlossen knöpfte sie den letzten Knopf ihrer Weste zu und setzte ihre Mütze auf. Wenn die Eltern alle Verantwortung auf sich nehmen, dann sollen sie auch besser aufpassen. Als der Vormund seiner Familie auftreten: Das fehlte wirklich gerade noch!

Als es aber in diesem Augenblick klingelte, riß sie die Mütze ab und warf sie auf einen Stuhl. Nein; sie ging nicht mit!

Agda stieß die Thür auf und fragte hastig und athemlos, noch ehe sie im Zimmer stand: „Darfst Du?"

Eine Sekunde überlegte sie; dann langte sie nach der Mütze und sah sie mit frohem, scheuem Blick an: „Ja; ich darf!"

Auf der Eisbahn waren kleine Parks von Fichten errichtet, in denen Lampions hingen. Den Platz umsäumten qualmende Fackeln, deren rothe Flammen wohl zuckten, aber nicht leuchteten.

Go gle

Dort liefen sie und er, der Mann in dem beruhigenden Alter von einundzwanzig Jahren, und spielten Haschen, fern von der Musik und dem Lärm, allein in dem schweigenden, flimmernden Dunkel. Sie sprachen nicht; sie liefen nur. Noch hatte er sie nicht eingefangen, aber sie wußte, daß er es thun werde, und er wußte, daß sie es wollte. Ihr war, als durchführen sie glühende Eisnadeln, während sie ihm entlief, während sie sich ihm näherte. Und als er sie einfing und in seine Arme schloß, küßte er das starre, trotzige Lächeln eines Kindes, das zu dem eines Weibes wurde. Nicht nur Freude, auch Weh lag darin. Sie hätte weinen mögen; aber weinen mit dem Gesicht an dem seinen. Doch ihr blieb keine Zeit zum Weinen. Sein Mund nahm ihren Mund, seine Wangen nahmen ihre Wangen, seine Hände nahmen ihre Hände. Die Zeit versank in einem Gewirr von Augenblicken, von denen jeder für sich allein Etwas bedeutete, jeder ein Neues war, das wie ein Regen glühender Eisnadeln auf ihr Herz herab sank. Als sie die Augen öffnete, sah sie die rauchenden Fackeln, die glitzernden Sterne. Das Alles aber existirte doch nicht; sie war doch gar nicht hier? Trug sie Schlittschuhe an den Füßen oder Schwingen aus Feuer? Ihr Gesicht lag an einem Gesicht, das dem ihren so nothwendig war wie ihrem Athem die Luft... Sie wußte nicht, wie Alles endete, wußte nichts und fühlte nur noch ein letztes Mal seinen Mund auf ihrem.

Sie stand in ihrem Zimmer, entkleidete sich und drückte ihr glühendes Ohr auf die Schulter. Ach, dieses Prickeln im Ohr, im Mund, in den Händen, dieses selige, schauernde Prickeln, das ihren ganzen Körper durchrieselte, sie toll, heiß, beschämt und doch immer toller machte!

Mit einer heftigen Geberde warf sie die nackten Arme in die Höhe. Hier hatte er sie berührt; sie umfaßte ihre Taille mit den Händen. Ein Knopf sprang von dem Unterleibchen über ihrer Brust: hier hatte er sie berührt. Ihr Gesicht wurde weich und sehnsuchtvoll; es gab keine Stelle, wo er sie nicht berührt, wo er sie nicht umfaßt hatte...

Mit einem leise jammernden Laut schlüpfte sie in ihr Nachthemd, merkte, daß es viel zu kurz war, und zog die Füße unter sich.

Aus dem Schlafzimmer der Mutter klang es vertraulich und gedämpft wie unter einer Decke hervor: „Dir war doch nicht kalt, mein Kind?“

Da warf sie sich verzweifelt über ihr Kopfkissen, preßte es an sich und wühlte ihren Mund in seine linnene Kühle. Wie im Sturm liefen ihr all die neuen Schmerzen durch den brennenden Kopf.

„Ach nein, Mutter, kalt war mir nicht! Mutter! Mutter! Mein Leibchen ist mir viel zur eng; meine Nachthemden sind mir viel zu kurz; meine Eltern sind viel zu kindisch; und ich selbst bin viel, viel zu erwachsen geworden...“

Kopenhagen.

Edith Nebelong.
(Uebersetzt von Helene Klepetar.)

Google

Kriegererlebniß.

Verse.

Wir verbrannten Schreibtisch und Thür
An der fremde Kaminen.
Dunkle Gestalten, hocken wir,
Wachtfeuerbeschienen.

Kohle sind wir und Gluth,
Feuer und Reisig.
So verschlingt uns das Grab.
Die Nacht ist eisig.

Auf stehn wir und halten
Aufs Neue die Wache,
Schatten, in Mondhelle huschend,
Für Deutschlands gerechte Sache.

Deutschlands Flamme durchglüht
Hochheilig und heiß.
An der erblüht in der Winternacht neu
Manch knospendes Reis.

Walther Heymann
(beim Sturm vor Soissons gefallen).

Aus: „Kriegsgedichte und Feldpostbriefe“; Verlag von Georg Müller.

Prosa.

Der Wille ist nicht nur an den Leistungen, sondern schon an der Gesundheit des Körpers betheiligt. Wie der Körper auf die Stimmung, so wirkt der Wille auf den Körper ein. Der Wille spielt ja in diesem wie in jedem Urzustand überhaupt eine große Rolle, wogegen das sonstige Seelen- und Geistesleben in seinen Ansprüchen und seiner Entfaltung nothwendig beeinträchtigt wird. So stellt sich nun anscheinend das ganze psychophysische System im Feld sofort auf die Nothwendigkeit ein, Zumuthungen zu ertragen, die sonst auch für Kulturmenschen nicht erträglich sind; und dann werden sie erträglich. Unbe-

Google

wußt jetzt man seine Erwartungen und Anforderungen gleich so herunter, daß eine Enttäuschung kaum möglich ist: und Das scheint auch die Anpassung des Körpers zu erleichtern. Man haust, wenn der Angriff vorgetragen wird, kalte Nächte lang in frischen Erdlöchern, mangelhafter als die Troglodyten, kein Stroh oder Holz unter sich, dafür aber strömenden Regen von oben; man glaubt vielleicht um vier oder fünf Uhr morgens, ehe die Feldküchen mit dem Kaffee kommen, nicht eine halbe Stunde mehr auszuhalten, bis man das heiße Getränk im Leibe habe; dann kommen die Kaffeeholer etwa zurück mit der Nachricht, die Küchen könnten nicht heran: und nach wenigen Minuten hat man die Sache vergessen und es geht auch so. Natürlich läßt bei diesem Dasein in Wind und Wetter, mit vielen Anstrengungen und starker Bewegung, manchen Entbehrungen, namentlich an Schlaf, der Appetit selten zu wünschen, eher gelegentlich seine Befriedigung, zum Beispiel eben, wenn die Küchen wegen der Gefahr nicht nach vorn kommen können. Man muß schon in den Krieg gehen, um wieder einmal, wie in Manövertagen, nach anstrengendem Marsch einen Trinkbecher voll angebrannter Eiernudeln (aber warm!) mit einem die ganze Seele ausfüllenden Genuß zu schlürfen, so daß sämmtliche gastronomischen Eindrücke des bisherigen Lebensganges dagegen als bloße Oberflächenkultur erscheinen; oder es kann nach einem Trunk Kaffee, auf dem allerlei Fettaugen anonymer Herkunft schwimmen, dem Marschirenden zu Muth werden, als wären die Wurzeln seines Lebensbaumes frisch begossen, als sei ihm nun ein langes Leben verbürgt, als könne ihm überhaupt nichts mehr passiren. Essen kann man immer, wenn man was hat. Zu Zeiten, wie um Weihnachten, als von Haus her allerlei verschollene Leckerbissen auftauchten, war man mühelos im Stande, den ganzen Tag zu kauen, auch aus Langeweile oder ob des Seltenheitwerthes der guten Dinge, die ja wirklich „weither“ und dazu aus der Heimath waren. Diesem Appetit kann keine Gefahr Etwas anhaben; und auch der Ekel beeinträchtigt ihn wenig. In einem Feldpostbrief des Professors von Drygalski war zu lesen: „Menschen sterben zu sehen, stört Einem kaum noch den Genuß eines Kaffees, den man sich frohlockend in starrendem Schmutz unter Geschützfeuer bereitet“; gewiß ein grasses, aber, wie die Dinge liegen, wohl ein wahres Wort. Daß die Heeresleitung Alkohol den Truppen nur sparsam und je nach Umständen zugänglich macht, ist bekannt. Alkohol, namentlich in konzentrirten Formen, vor oder auf dem Marsch zu genießen, wird unter allen Umständen vom Uebel sein; und wenn nicht Kälte herrscht, ist er auch im Lager meist unnöthig. Dagegen konnte er im winterlichen Stellungskampf des Ostens kaum konzentrirt und reichlich genug vorhanden sein. Man muß die dauernde Einwirkung der Kälte und oft auch der Nässe bei Tag und bei Nacht bedenken; und dazu das Stillsitzen auch während des größeren Theiles des Tages. Ich kenne einen Mann, der im Frieden nie einen Schnaps zu sich nimmt, aber im polnischen Graben im Dezember Rum in Mengen trank, die, zu Haus ge-

Google

nossen, jeden Versuch einer geistigen Thätigkeit als Größenwahn hätten erscheinen lassen. Draußen vertrug man es eben so gut wie bei steifer Brise auf der See.

* * *

Bescheiden ist man nicht, wenn man zurückkommt. Wahr ist, daß die Verwundeten nicht gern von ihren Erlebnissen erzählen, aber es ist eine süßliche Schönfärberei, Das als Bescheidenheit auszudeuten; eher liegt das Gegentheil vor, denn unter sich sind sie schon mittheilsamer. Vor wem sollten sie auch hier bescheiden sein? Dem Heer gegenüber sind sie es; da hat der Einzelne kein besonderes Selbstgefühl als Individuum; er kennt zu gut die Riesenausdehnung der Fronten, in denen der Einzelne verschwindet. Aber man unterscheidet schon draußen genau, wer wirklich vorn war und wer über Etapen und Aehnliches nicht hinauskam; und den zu Haus Gebliebenen gegenüber wundert der Verwundete sich eher, wenigstens in der Großstadt, daß sie nicht ihm gegenüber bescheidener sind. Wohl wird man in seinem Gefühl dem Leben gegenüber bescheiden, wenn man täglich vor dem Nichts steht, und man wäre, so meint man dann, hinfort zufrieden selbst mit weniger, als man früher vom Leben gehabt. Aber Das macht doch nicht bescheiden gegenüber Denen, die nicht ihr Leben gewagt haben. Es ist ja der größte Stolz jedes Mannes, der draußen war, daß er diese Probe bestanden hat.

* * *

Man muß die militärischen Friedensbilder nicht nur auf dem Gebiet der Taktik und Strategie korrigiren, sondern das ganze soldatische Friedensleben bis in die kleinsten Einzelheiten umdenken. Sonst macht man sich falsche Bilder. So ist es beliebt, aber ein Irrthum, daß man unseren Feldtruppen Ehre zu erweisen sucht, indem man allerlei friedliche Tugenden an ihnen lobt, weil man den Krieg nicht kennt. Es scheint, als sollte selbst darin das grimmig höhnende Nietzsche-Wort ernst genommen werden: ‚Gut ist, was hübsch zugleich und rührend ist.‘ Einem, der von draußen kommt, wird übel, wenn er immer wieder von ‚unseren braven Jungen‘ und Dergleichen hört. Zunächst sind es meist keine Jungen, oft sind sie nicht einmal jung, sondern alte Landwehrleute, die Frau und Kinder haben; und es gehört sich nicht, unsere Vertheidiger auch nur summarisch als Jungen zu bezeichnen. Dann aber sind sie gar nicht immer ‚brav‘ im Sinn von Musterknaben, tausendmal jedoch sind sie unendlich viel mehr: großartig, heroisch. In den meisten Auslassungen darüber, die man zu Haus in Wort und Schrift findet, vermißt man den Ernst und den Schauer. Da herrscht ein Ton von Biederkeit, Alles erscheint so nett und neckisch; das Schützengrabenidyll ist seit Langem die Hauptunterhaltung des Philisters, dessen Bedürfniß nach Romantik auch in diesem Krieg noch auf seine Kosten kommen will. Die Bilder illustrirter

Google

Zeitschriften haben sich mit ihrem ‚Humor' oft jämmerlich vergriffen. Sie geben im Ganzen ein Bild von eitel Heiterkeit und Komfort in den Gräben. Das hat, zumal im Winter, viel böses Blut draußen gemacht; denn man mindert ja dadurch herab, was dort geleistet und ausgehalten wird. Selbst sentimentale Schönfärbereien, etwa zu Weihnachten, da, so zu sagen, in allen Gräben die Lichter am Weihnachtbaum gebrannt haben sollten, haben Ingrimm in diesen Gräben verursacht. Ich war Weihnachten in der Front und habe wenig so Ergreifendes gesehen, wie wenn die Leute beim Stellungwechsel, bei der Ablösung ein nacktes Bäumchen mit sich schleppten in das nächste Erdloch, wo sie kampiren sollten: Das war, als wenn ein Mann ein Stück der Heimath auf dem Rücken mit sich trug oder ein Stück seiner Seele sichtbar in der Hand hielt; aber süßlich wurde Einem dabei wahrlich nicht zu Muth.

* * *

Ein reichlich mißbrauchtes Wort der Oeffentlichkeit ist die ‚Begeisterung' unserer Soldaten. Die Leute, die so daherreden, als könne ein Heer, das elf Monate lang unter großen Entbehrungen und Anstrengungen im Felde ist, anhaltend begeistert sein, verstehen das Wort nicht. Man meint vielleicht den guten Geist der Truppen; und dann hat man freilich Recht. Aber ‚Begeisterung' haben Viele draußen nicht kennen gelernt. Beide Extreme, die Begeisterungbarden wie die Flauen, überläßt die Front gern dem Hinterland. In einem Feldpostbrief war zu lesen: „Als wir einst schwuren, unsere Geschütze nicht schmählich zu verlassen, da verspürte ich einen Schauer durch meine Adern rieseln, aber als der Moment gekommen war, die Pflicht bis zum letzten Augenblick zu thun, da thaten wir in nüchterner Ueberlegenheit unsere Pflicht; für den Schauer von einst war keine Zeit geblieben. So einfach, so frei von sentimentalem Gefühl erscheint uns Soldaten der Kampf; aber er ist deshalb nicht geringer, nicht leichter geworden. Was soll der Soldat mit großen Gefühlen anfangen? Er braucht kaltes Blut. Mit je schlichterem Sinn der Soldat seiner sicherlich nicht leichten Pflicht nachkommt, um so schöner, um so deutscher ist sein Handeln."

* * *

Man wird schnell abgestumpft durch die starken und immer wiederholten Eindrücke und Vorstellungen, in denen man lebt. Nur an wenigen Kampfstellen wird, zum Beispiel, die Winterlandschaft reich gewesen sein; und wenn man Wochen lang still liegt, wird Einem jede Stelle zum Ueberdruß. Schließlich kennt man jeden einzelnen Baum und Zaun; und so bringt jeder Ortswechsel ein Aufleben. Das befreiende Gefühl: „Hier kommst Du wenigstens niemals wieder her", lernt Mancher erst draußen kennen. Jeder Kilometer Entfernung mehr von solchen Plätzen stellt ein Kapital an Wohlgefühl dar; und der Marsch, mag man ihn sonst bei dem beschwerten Körper-

Google

gewicht nicht sehr schätzen, hilft dann wenigstens zu der Wohlthat einiger Abwechselung. Eintönig wird auch die soldatische Umwelt; das Neue des Feldlebens verliert bald seinen Reiz. Zunächst geben gewiß allerlei starke Schauspiele, etwa von Artilleriekämpfen, Anregung und ästhetischen Genuß, so daß man wie gebannt ist und selbst die eigene Sicherheit außer Acht verliert; aber auch Das läßt nach und man sieht sich die ewigen Uniformen, nichts als Uniformen, so über, daß man es als Erholung begrüßt, einmal wieder weibliche Wesen, einerlei, ob Marktweiber oder andere, alte oder junge, aber Wesen mit anderem Körperbau, anderen Gesichtern und Kleidern in Muße betrachten zu können. Das hat mit erotischen Empfindungen gar nichts zu thun; und man versteht nach solchen Erfahrungen, was für Zumuthungen die ausschließlich männliche Atmosphäre des Mönchklosters selbst an recht unerotische Menschen unter den Vätern und Brüdern gestellt haben muß. Ein mit mir zurückkehrender Hauptmann weigerte sich, den Kopf noch ein einziges Mal aus dem Zug zu stecken, als er erst drin saß, nur, um keine Soldaten mehr zu sehen; und er lebte auf und sprach es auch aus, als er in der ersten Station auf deutschem Boden Kellner und andere höchst gleichgiltige Civilisten sah und den Anblick förmlich einschlürfte. Zu all dieser Verarmung tritt dann der Mangel an Lecture und daher der Heißhunger, mit dem man über jeden Fetzen bedruckten Papiers herfällt. Das Erste, was mir draußen bei der Compagnie nahegelegt wurde, als man hörte, ich stünde mit Zeitschriften und Zeitungen in Verbindung, war: Lesefutter heranzuschaffen! Das geistige Leben ist eben reduzirt; man hat ja auch soldatisch wenig zu denken. Doch gewöhnt man sich leicht an einige Versimpelung, zumal das primitivste Körperleben so stark in den Vordergrund tritt; die Ansprüche sind demnach nicht einmal hoch. So muß man sich denn, zurückgekehrt und wieder bei seiner ersehnten geistigen Beschäftigung, sei es auch noch nicht einmal bei der beruflichen Arbeit, erst von Neuem anpassen und erlebt in den ersten Wochen leicht eine rapide Nervosität, weil das Schwergewicht der Existenz wieder nach dem Kopf verlegt wird und Dies zunächst eine starke Umlagerung der psychophysischen Energien voraussetzt. Man spürt den Vorgang förmlich körperlich. Herabgesetzt ist draußen auch das Gefühlsleben, nicht nur gegenüber den schlimmen Eindrücken, sondern allgemein; vermindert weniger in der Stärke als in der Mannichfaltigkeit. Von höheren Führern, denen ihre Verantwortung gewiß schwer auf der Seele liegt, sehe ich ab. Im Allgemeinen aber schalten die emotionalen Funktionen etwas aus, schon durch den Mangel an gemüthlicher Anregung. Einzelne Anreize bleiben bestehen, die man von Haus mitgebracht hat und die die Angelpunkte der ganzen reinmenschlichen Existenz darstellen: Frau und Kind, bei Jüngeren Eltern und Geschwister; um diese kreist nun das Gefühlsleben. Aber auch Das ermüdet und erschöpft durch die ewige Wiederkehr der starken Vorstellungen.

* * *

Go gle

Jeder einfache Mann im Heer weiß, daß allerlei Wichtiges geht, wovon nicht gesprochen werden darf. Die moderne Spionage hat diese Vorsicht peinlich verschärft. Ueberall predigen Maueranschläge der Linienkommandanturen: „Der deutsche Soldat muß für sein Vaterland nicht nur kämpfen, sondern auch schweigen können“; und Befehle der Obersten Heeresleitung fordern die Leute auf, im Falle ihrer Gefangennahme lieber zu sterben als Verräther zu werden. Oft hören sie aber auch wenig von dem letzten Sinn Dessen, das da vorgeht. Oft erfahren nicht einmal die Führer, was der höhere Befehlshaber mit seinen Weisungen bezweckt, die sie auszuführen haben. Die täglichen militärischen Befehle geben keine Begründung und keinen Kommentar; sie sind so kurz wie möglich, um so bestimmt wie möglich zu sein und doch Freiheit in der Wahl der Mittel zu lassen. Jedes überflüssige Wort steht bereits im Frieden beim Soldaten niedrig im Kurs, und wer sich nicht knapp ausdrücken lernt, kann es schon in der Reserve nicht weit bringen. Im Krieg aber sind die Befehle fast unheimlich lakonisch, weil ihre Kürze in einem paradoxen Verhältniß zur Bedeutung des Inhalts steht. ‚Die Division greift an‘: mehr vernimmt man oft von der Division nicht. Das reicht auch wie man aus Erfahrung weiß; für die Arbeit langer Stunden des Tages und der Nacht, wirft Vermuthungen, Hoffnungen auf Ruhe und Dergleichen mit wenigen Silben über den Haufen. ‚Das Regiment löst ein anderes in vorderster Linie ab‘: die paar Worte stellen die Truppe, die vielleicht soeben glaubte, für die Nacht einmal rückwärts zur Erholung zu kommen, plötzlich vor die verschärfte Aufbietung aller schon müden Kräfte, vor den sicheren Tod einer Anzahl Kameraden, und Jeder mag sehen, wie er sich in der Eile mit den kargen Worten abfindet; denn die Ausführung folgt ihnen meist auf dem Fuß. Und wenn man dann an einem der nächsten Abende in dem vordersten Graben sitzt und wartet, ob der Melder noch nicht kommt, der heute abend doch dem Bataillon die Ablösung nach hinten bringen wird, dann kommt der Melder, etwa um fünf Uhr nachmittags, steht plötzlich in der Dunkelheit auf dem Grabenrand und meldet: „Um fünf Uhr fünfzehn wird angegriffen.“ Das bedeutet: heraus aus dem nothdürftig hergerichteten Nachtlager in der Erde in eine Nacht ohne Lager, im frischen Erdloch, — wenn man so weit kommt. Da nehmen Freunde schnell im Voraus Abschied, aber mehr Worte als so ein Befehl machen sie auch nicht, haben ja gar keine Zeit dazu; manchmal ist es nur eine Straße und Hausnummer, die einem Kameraden noch mal ins Gedächtniß gerufen werden: Der weiß schon, was es besagen will. (Und Das nennt dann der gefühlvolle Feuilletonist ‚einen Abschied fürs Leben‘.) Da lernt man die Bedeutung des Wortes kennen und jede unnöthige Silbe als Geschwätz empfinden. (Bruchstücke aus dem Buch „Von der Seele des Soldaten im Felde“, das Herr Erich Everth bei Eugen Diederichs in Jena veröffentlicht.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Go gle

Die Zukunft.

Berlin, den 4. September 1915.

Feldzug in Rußland.

Karl Robert Nesselrode, der in Berlin, im Haag, in Paris das Diplomatenhandwerk erlernt, seit dem Aufstieg Bonapartes also ein wichtiges Stück europäischer Erde gesehen hat, fühlt, als der noch nüchterne Sohn eines niederrheinischen Geschlechtes, die Schwachheit Rußlands, das seines Vaters Heimath geworden ist, und möchte drum den Zusammenstoß mit Frankreich bis in die Zeit besserer Bereitschaft verzögern. In der Denkschrift, die er im Oktober 1811 dem ersten Zaren Alexander vorlegt, warnt er vor raschem Krieg, dessen Ergebniß nicht beträchtlicher sein werde als das aller seit 1792 hastig gegen die revolutionäre Westmacht begonnenen Feldzüge, „Wenn wir uns auf Verhandlung einlassen, gewinnen wir eine Frist, deren weise Anwendung haltbareren Nutzen verheißt als jeder morgen über Frankreich zu erstreitende Sieg. Schade, daß wirs nicht schon im Frühling thaten; mit dem Kaiser Napoleon wäre damals, weils seinem Heer in Spanien schlecht ging, leichter zu reden gewesen. Immerhin glänzen die Erfolge unseres Generals Kutusow so weit hin, daß wir, nach ehrenvollem Friedensschluß mit der Türkei, die Verhandlung in vielleicht noch günstigerer Stunde beginnen können. Frankreich scheint zu fürchten, daß wir sofort nach diesem Friedensschluß losschlagen werden; jedes Zeichen freundlichen Sinnes wird gerade deshalb doppelt tiefen Eindruck machen. Wir könnten einen Theil unserer Truppen von der Grenze wegziehen, wenn Napoleon die Garnison von

Google

Danzig schmälert und sich verpflichtet, nicht in das Herzogthum Warschau einzubrechen. Ein Vertrag oder eine Erklärung, worin Napoleon dem Plan entsagt, Polen ‚wiederherzustellen', schien mir stets werthlos; im Frieden wird er den Plan nicht ausführen, im Krieg sich nicht an die Betheuerung binden. Dennoch könnte man sie, wenn der Preis nicht unerschwinglich ist, fordern; auf den Geist der Polen würde sie wohl nützlich wirken. Viel wichtiger wäre ein Vertragsartikel, der für die nächste Zeit das politische Leben Preußens verbürgt; darin würde ich den Hauptgegenstand des Abkommens sehen. Eurer Majestät kann das Schicksal einer Macht nicht gleichgiltig sein, die zwar geschwächt ist, doch entweder Napoleons Vorhut gegen uns oder unsere gegen ihn sein wird. Wir müssen laut sagen, daß der allgemeine Friede, das Ziel unseres Strebens, erst nach völliger Räumung des preußischen Gebietes erreicht werden kann. Jeder russische Einfall ins Herzogthum Warschau bringt, nach Frankreichs Ankündung, den Krieg; warum sollen wir nicht antworten, daß jeder französische Einbruch in Preußen und jede Mehrung der Odergarnisonen über die vereinbarten Ziffern hinaus uns zum Krieg zwingen werde? Frankreich müßte sich verpflichten, die Oderplätze nach dem selben Zeitmaß zu räumen, nach dem Preußen es von den Kriegskosten entschädigt; und da von der Entschädigungsumme schon mehr als die Hälfte bezahlt ist, müßte Glogau geräumt werden. Die Vorwände, hinter denen Napoleons Heer sich noch an der Oder hält, müssen fallen. Erst, wenn sein Boden von fremden Truppen frei ist, kann Preußen, unter allen Umständen, den Entschluß fassen, den ihm der Vortheil befiehlt; helfen wir ihm in diese Freiheit, dann wird es uns dankbar sein und, wie wir hoffen dürfen, sich in die Richtung wenden, in die schon jetzt der Wunsch des Volkes und besonders des Heeres auszublicken scheint. Rußland und Oesterreich sind nirgends durch eine Interessenkluft geschieden. Nicht einmal in ihrem Verhältniß zur Türkei: auch da würden ernste Staatsmänner zwischen kleinen Vortheilen und der Verstimmung des Nachbarreiches nicht zaudern. Die Eintracht dieser beiden Mächte ist meinem Auge die einzige Rettungplanke, die nach so vielen Schiffbrüchen geblieben ist; kann Oesterreich nicht schnell Finanzen und Heer in Ordnung bringen, dann schwindet unsere letzte Hoffnung. Die gefährlichste Folge verfrühten Zusammenstoßes mit Frankreich wäre

Google

die Vereitelung austro-russischer Eintracht; sie zu festigen, ist eine Hauptaufgabe der Friedensfrist, die wir erstreben müssen. Der Tag, an dem Frankreich aus Rußland und aus Oesterreich die selbe Sprache, das Bekenntniß zu den selben Grundsätzen hört, wird der Morgen sein, an dem die Freiheit Europas aus der Asche ersteht und endlich wieder ein Gleichgewicht werden kann; wird es nicht, dann lebt die Würde der Herrscher, die Unabhängigkeit der Staaten, das Glück der Völker nur noch in trauerndem Gedächtniß. Ist meine Hoffnung nichtig, ein schöner Traum, stellt Napoleon sich nur, als wolle er verhandeln (um Zeit zu gewinnen oder uns in eine Falle zu locken): Aufschub wäre für uns Vortheil, nicht Schade. Nicht immer gilt die alte Regel, nach der mir nützen müsse, was mein Gegner zu meiden sucht; er kann gute Gründe haben, heute noch nicht zu wollen, was ihm schließlich dennoch den größten Nutzen einbringt. Wollen Eure Majestät sich von der Hafensperre befreien, in einer Zeit, wo Napoleon uns nicht, nur dieses Schrittes wegen, den Krieg erklären kann, die russischen Häfen wieder öffnen: das Wesen dieses Kaisers wird stets neuen Grund zu Klage und Einspruch liefern. Muß er erst einsehen, daß sein Handeln (die Kontinentalsperre) nicht so auf England wirkt, wie eitler Wahn ihn hoffen ließ, dann ist unser Recht, in Frankreich offen auszusprechen, daß wir nicht noch länger das Reichsinteresse einem Plan opfern können, den sechsjährige Erfahrung als unwirksam erwiesen hat. Durch solche Erklärung würde kein Vertrag gebrochen; und ich glaube nicht einmal, daß sie uns den Krieg bringen würde, wenn wir inzwischen unsere Vertheidigungmittel gemehrt und unsere Wehrkraft in die Vollkommenheit gehoben hätten, die sie so lange haben muß, wie der Franzosenkaiser Napoleon lebt."

Der Rath kleiner Klugheit hält das Verhängniß nicht auf. Bonaparte ist zum Krieg gegen Rußland entschlossen; braucht nur noch, zu gründlicher Vorbereitung, Zeit und glaubt, mit dem Gegner von morgen noch ein Weilchen tändeln und schmollen zu können. Im Herbst anfangen? Unsinn. Nur im Frühjahr ists zu machen. „Im Juni reift in Rußland den Pferden das Futter unter den Füßen." Mensch und Thier werden, schon in Ostpreußen und Polen, Nahrung finden und die Proviantsorge belästigt den Feldherrn dann nicht. Als Nesselrodes Feder vor verfrühtem Krieg warnt und dem Zaren mit der Vorstellung unbeschränkter Wil-

Google

lensfreiheit schmeichelt, ist in den Tuilerien längst die Entscheidung gefallen: Juni 1812. Hatte der Russe aus deutschem Haus, trotzdem er in der pariser Gesandtschaft arbeitete, von dem Plan Napoleons nichts erwittert? Er überredet seinen Herrn; wird zum Kabinetssekretär, mit dem Rang und der Vollmacht des Gesandten, ernannt und soll selbst mit dem Franzosenkaiser verhandeln. „Er kennt all mein Denken und ist bis ins Kleinste instruirt. Ich will ans Ende kommen und mich nicht schwierig zeigen.“ So spricht Alexander. Mir, antwortet (nicht dem Zaren) Bonaparte, wird der neue Bote willkommen sein; „nur wärs ein Fehler, ihn feierlich einzuführen.“ Er möchte horchen, plaudern, die Verhandlung hinschleppen, bis im ganzen Deutschland die Unterthanschaft der Fürsten gesichert, jeder Vasall aufgerufen, der Weg vom Rhein an den Njemen frei ist. Warum inzwischen nicht ein paar Gespräche, in rosigem Wortnebel, mit dem wackeren Nesselrode? Dessen Herr ist ihm längst kein Geheimniß mehr. Zu Karl Philipp Schwarzenberg, Oesterreichs Gesandtem, spricht der Imperator, noch 1811: „Die Russen sind verrückt. Sie denken an Krieg gegen mich; im Frühjahr falle ich mit fünfhunderttausend Mann über sie her.“ Dann erst wird der schlaffe Weichling, der den Namen des großen Makedonen schändet, erkennen, welcher Naturgewalt er Widerstand zu sinnen gewagt hat. Graf Nesselrode? Sehr gern.

Einen rechtgläubigen Selbstherrscher aller Reussen, der zum Kampf für die Freiheit ruft, für Rousseaus Naturrecht, für Laharpes Liberalismus erglüht und sich, nach dem Muster Robespierres, einen Tugendfreund nennt, wird in Aeonen der Erdkreis nicht wiedersehen. Den Eitlen, der sich mit Komoedianteneifer in solche Rolle aufreckt, soll Bonaparte fürchten? Dieser Alexander Pawlowitsch ermannt sich niemals zu kräftigem Entschluß. Als Bundesgenosse war er das Bild eines Gewaltigen. Als Feind ist er ein schwatzender Schwärmer, den der kluge Krieger leicht überrumpeln wird. Beide Herrscher wollen den Krieg; müssen ihn wollen. Beide ersehnen die Möglichkeit, ihn auf russischer Erde zu führen. Und weil Alexander sich nicht rührt und den Bedroher herankommen läßt, hält ihn Bonaparte für furchtsam und taumelt, wie zu neuer Hochzeit mit Fortunen, hastig und jauchzend in umlodertes Eis. Ist der Weg, der ihn und Marie Luise über Metz und Mainz nach Norddeutschland führt, nicht geschmückt

Google

und bestrahlt wie einer Hochzeitreise? Ihn zu ebnen, mit Kies zu bestreuen, mit Holzhaufen, deren Flamme die Nacht erhellt, zu säumen, sind ganze Dörfer mobil gemacht worden. Durch ein Spalier jubelnder Menschen rollt der Prunkwagen des Imperators; rollt der Fourgon, der die Kaiserkleinodien, den Hermelinpurpur und die zwei Kronen trägt, die aus Goldlorber gewundene und die dem Legendenschmuck Caroli Magni nachgeahmte. Die braucht er; denn vom dresdener Fürstentag wirbelt die Windsbraut den gekrönten Soldaten bald ins Russenreich, südwärts an den Bosporus, durch Persien, an die Weiheſtätten des Ganges. Alexander und Karl der Große: Beider Stirnschmuck schlingt er morgen sich um die Schläfe. Deutsche Könige, Herzoge, Kurfürsten warten ihm in der Haltung demüthiger Diener unterwegs auf; senden aus Anbeterinbrunst scheue Blicke zu seinem Gebieterauge empor. Lächelt es oder dräut hinter Wolken der Blitz? Friedrich August, den König von Sachsen, treibt die Ungeduld aus der Hauptstadt. In Freyberg harrt er, mit seiner Königin, des hohen Kömmlings und der Minister Senft-Pilsach muß auf einem Stuhl übernachten, um das Paar für die Empfangsfeierlichkeit wecken zu können. Beim Einzug läuten von allen Thürmen Dresdens die Glocken, aus hundert Feuerschlünden donnert der Ehrensalut und durch den Troß der Prinzen, durch die Hellebarden der in gelbe und veilchenfarbige Seide gekleideten Schweizergarde (deren bunter Pomp die Männer der Großen Armee an den Scaramuccia der Italerbühne erinnert) schreiten Napoleon und Marie Luise in die Prachtgemächer Augusts des Zweiten. Te deum laudamus: aus der Schloßkirche steigt am nächsten Morgen dem Herrgott, der den Unermeßlichen ins Wettinerland geführt hat, heißer Dank himmelan. Der ganze Hofstaat ist aus Paris mitgeschleppt worden; mit den Großwürdenträgern des Reiches, den Kammerherren, Stallmeistern, Pagen der Kaiserin auch der Silberschatz. Laetitiens Sohn will sich zu Haus fühlen, nicht von fremdem Geschirr speisen noch von fremden Lakaien bedient sein; will sich den Rheinbundesfürsten in nie erschauter Glorie zeigen. Sie nahen. Auch Kaiser Franz kommt mit seiner Frau, den (heimlich gehaßten) Schwiegersohn zu begrüßen. Und Hatzfeld erbittet, als Gesandter des Königs von Preußen, für Friedrich Wilhelm die Erlaubniß, sich dem Imperator vorzustellen. Dresden ist im Festrausch. Was

Google

Mitteleuropa an Glanz und Ruhm besitzt, scheint in der sonst so stillen, fast schläfrigen Stadt versammelt. Galawagen und Glockengeläut, Böllerschüsse und Illumination: Das endet nicht. Da fährt Metternich. Saht Ihr die Kaiserin von Oesterreich mit ihrer Stieftochter Marie Luise? Der drüben ist ein Turenne. Nein: der Andere; Du hast ihn mit dem Herzog von Bassano verwechselt. Nur Einen sieht das Auge der Gaffer kaum je: ihn, den es überall sucht. Der geizt mit seinem Anblick; mag nicht Alltagserlebniß werden. Nur er ist der Kaiser. „L'Empereur“: so wird er von seinen Dienern auch dem Schwiegervater gemeldet, dem guten Franz, der sich in Dresden gräßlich langweilt, wo er weder kochen noch über wienerischen Vorstadtwitz lachen, nicht einmal mit Siegelwachs spielen kann. Er selbst muß, Viertelstunden lang, warten, bis Josephinens kleiner Artillerielieutenant zur Mahlzeit zu kommen geruht. „L'Empereur!“ Der geht vornan; allein, den Hut auf dem Kopf. Dann folgt Franz, barhäuptig, mit seiner Tochter; und das Gewimmel der Fürsten drängt sich, mit dem Hut oder Helm in der Hand, hinterdrein. Nur Napoleon wird bei Tisch von Pagen bedient. Nur er spricht, wann es ihm beliebt. Spricht gern, in dieser Tafelrunde, von der Revolution; deren Sohn er sich nun nicht mehr, wie als Erster Konsul, noch neben Josephine so oft, mit Parvenustolz nennt. Als dem Erzhaus Habsburg Angehöriger ist er den Bourbons verwandt. Und die Lippe zittert nicht, von der das Wort fällt: „Wer weiß, wie Alles gekommen wäre, wenn mein armer Onkel mehr Festigkeit gezeigt hätte?“ Der arme Onkel hatte als König Ludwig der Sechzehnte von Frankreich geheißen.

Wie das schmucklos vom Herd geholte Aschenbrödel neben einer Märchenkönigin, erzählten die eleganten wiener Hofdamen später den Basen, sahen wir neben den Französinnen aus. Die mußten sich in Gold- und Silberbrokat wickeln, von Geschmeide strotzen und funkelnde Diademe aufs Haar stülpen; mußten dem Neid zeigen, welche Schätze ihr Kaiser zu verschenken habe, und in ihrem Betragen dabei die abgemessene Würde eines alten Hofes wahren. Ringsum knickste und dienerte es; sie blieben steif. Senfts hatten ihre achtjährige Tochter zu aufdringlichem Napoleonkult gedrillt und brachten sich selbst durch Adoranteneifer Tag vor Tag in die Gefahr der Lächerlichkeit. Kein Ton verräth, kein lächelnder Blick, was gallische Spottlust vor solchem Schauspiel

Go gle

empfindet. Alles hat größeren Stil und würdigere Form als einst in Erfurt. Vor den Nächsten höhnt Bonaparte die „Albernheit dieser Deutschen“; doch nur einmal wird sein Ekel laut. Als die Galavorstellung, die mit einer Kantate zum Ruhm des Korsen enden soll, mit dem Bild einer strahlenden Balletsonne beginnt, unter der in Flammenlettern zu lesen ist: „Moins grand et moins beau qui lui!“ Kaiser Franz („le chétif François“ hat ihn der Korse genannt) nickt Beifall und bestätigt damit, daß er Absicht und Urtheil billige. Andächtig haften, wie in Verzücktheit, tausend Augen am Haupt Bonapartes. Der aber hebt die Achseln, die Brauen und brummt über die Orchestra hin: „Die Leute müssen mich für bodenlos dumm halten.“ Am folgenden Tag empfängt er den König von Preußen (dem schon an der sächsischen Grenze gesagt worden ist, daß er ohne das den Kaisern vorbehaltene Gepräng einziehen müsse, den die Dresdener aber, nach dem Bericht des Französischen Gesandten Serre, wie eine Hoffnung begrüßen). Napoleon hat ihn oft einen Rekrutendriller, beschränkten Unteroffizier und Dummkopf („une bête“) gescholten; macht ihm aber, nur ihm, jetzt den ersten Besuch. „Sie sind Witwer?“ Die Frage trifft ins Herz, dessen Herrin Luise so lange war. Dann sänftigt sich der Ton; die Klugheit und Weltsensanmuth des Kronprinzen (Franz hat, dem Imperator zum Aerger, keinen Erzherzog mitgebracht) wird huldvoll gelobt und Friedrich Wilhelm darf, mit Friedrich August, in jeder Woche dreimal am Tisch des Kaisers speisen (während die Herzoge und anderen deutschen Fürsten im Vorzimmer stehend warten, bis der Allmächtige, der an der Elbe den Hausherrn spielt, die Tafel aufhebt). Preußen braucht Geld? Gut; ich will, wenn es Spandau und Pillau meinen Truppen geöffnet hat, seinem Handel das Halfterband ein Bischen lockern. Der Sold für das österreichische Kontingent ist knapp? Meinem Schwiegervater leihe ich, was er begehrt. Auch den Sachsen, da sie in enger Klemme sind, noch eine Million. Nur nicht knausern; diese ausgepreßten, geduckten Kronenträger müssen reichliches Almosen einsäckeln. Und ihre Minister, Marschälle, Kammerherren, Adjutanten sollen sich an goldenen Dosen und Diamanten freuen, die sie, wenn Schmalhans vor dem erkaltenden Kochherd steht, beim Trödler verschachern können. Das Beispiel weckt Nacheiferung. Muß der Mann, der sich von den Enkeln der ehrwürdigsten deutschen Geschlechter, von Fürsten, die

Google

er entmachtet, mit Skorpionen gepeitscht und bespien hat, wie von hungrigen Hunden umwedelt sieht, nicht Alles, auf Höhen, in Tiefen, für käuflich halten? Als er, mit einem Gefolge von Sachsenkürassieren im schwarzen Harnisch, auf seinem Schimmel mit der von Goldstickerei blitzenden Scharlachschabracke die in Lenzblüthe prangende Thalsohle der von Herder als deutsches Florenz gepriesenen Hauptstadt umreitet, braust ihm aus allen Straßen, vom winzigsten Rebenhügel der Volksjubel entgegen, der nur die Befreier sonst, die Beglücker geleitet. Und als er im Osten der Altstadt vom Roß steigt und, wie zu stillem Gebet, vor dem Altar der Frauenkirche steht, schwingt sich aus den Sachsenherzen ein Lobgesang auf, den kein Hofceremoniale vorschrieb. Muß er sich nicht der Gottheit nah, nicht ihr ähnlich dünken, da Die sogar, die er schlug, wie einen Heiland ihn mit dem Leuchtfeuer ihrer Seele grüßen? Alexander Pawlowitsch hört, um die selbe Zeit, in einer litauischen Dorfkirche einsam die Messe. Kein Jauchzen umbrandet ihn. Kein Pole dankt dem rechtgläubigen Selbstherrscher aller Reussen, daß er vor einem Römeraltar das Andachtbedürfniß stillte. Einsam ist er; und von West her wälzt der Schrecken der Großen Armee sich in bunten Farbenbündeln heran. Doch freundlich blinkt in das Matutinum von Ost des Tages Gestirn.

„Ich werde nicht als Erster das Schwert ziehen: denn ich will nicht vor Europa für das Blut verantwortlich sein, das in solchem Krieg fließen wird. Ich könnte längst zehn englische Unterhändler hier haben; doch ich verstopfe mein Ohr.“ (Eine von der Staatsraison entschuldigte Lüge: schon im April war ein russisches Bündnißangebot nach London gelangt.) „Dreihunderttausend Franzosen bedrohen meine Grenze. Der Kaiser hat Preußen, Oesterreich, alle Völker des Festlandes gegen Rußland ins Feld gerufen: und noch immer bin ich sein Bundesgenosse. Mit zähem Eigensinn bleibe ich diesem Bündniß treu, weil meine Vernunft den Glauben weigert, der Kaiser könne solches ihm nützliche Verhältniß dem Wahn eines Kriegserfolges opfern. Aber Rußland weicht vor keiner Gefahr furchtsam zurück. Ich habe Rußlands Ehre zu wahren und alle Bayonnettes Europas werden mich nicht in die Redeweise feiger Schwachheit zwingen. Ist der Kaiser zum Krieg entschlossen und das launische Glück meiner gerechten Sache nicht hold, dann muß das Franzosenheer bis in die Be-

Google

ringstraße, bis in die Küstenprovinz Ostasiens vordringen, um die Urkunde eines Friedensschlusses heimzuholen.“ So hatte, am achtzehnten Mai 1812, Alexander zu dem Grafen Narbonne gesprochen. Ihn zur Abendtafel geladen, am nächsten Morgen ihm aber, mit dem Bilde des Kaisers, den für die Rückreise nöthigen Mundvorrath geschickt und angezeigt, daß um sechs Uhr nachmittags Alles zur Abfahrt bereit sein werde. Nichts zu machen. Das vom Fürsten Kurakin in Saint-Cloud überreichte Ultimatum sagt deutlich, was Rußland will; und Napoleon hat seinen Gesandten vergebens von Berlin nach Wilna gehetzt. Sind die Russen, die bei Austerlitz und bei Friedland doch das Fürchten gelernt haben konnten, wirklich zum Kampf entschlossen? Lockt den Zaren, der nicht einmal zweihunderttausend Mann gegen fast dreifache Uebermacht des Feindes ins Feld stellt, keine List mehr in neues Zaudern? Noch regt er sich nicht. Doch die Meldung, die General Narbonne nach Dresden bringt, lehrt, daß sich sein Wille gehärtet hat. Unnützes Plaudern! Schon wirds, unter gekrönten Schranzen und Speichelleckern, dem Schlachtenträumer im Philisterpferch allzu schwül. Nach Lagerluft lechzt er; will in Rußland sein, wenn der Roggen reift und seine Reiter die Pferde im Haferfeld füttern können. Schüret im russischen Polen den Geist des Aufruhrs; haltet bei Elbing den Pontontrain bereit, der mir über den Njemen helfen soll („Auf diese Möglichkeit,“ schreibt er an Davout, „stützt sich mein ganzer Feldzugsplan“); und gliedert die ins Weichselland vorgeschickten Truppen so straff, daß ich am Tag der Ankunft vierhunderttausend Mann in der Hand habe. Reibet den Schlaf, die letzte Spur des Festtaumels aus dem Auge und tummelt Euch! Die Majestäten, Fürsten und Fürstinnen bitten um die Gnade, einmal noch, in Abschiedsaudienz, empfangen zu werden. Meinetwegen. Um vier Uhr früh. Nur kein langwieriges Geflenn. Im Jagdrock, der erst anderthalb Jahre alt ist, also noch sechs Monate zu dienen hat, schreitet Bonaparte im Morgengrau durch die Monarchenhecke. „Rasch! Ich bin eilig. Adieu!“ Um Fünf rasselt und dröhnt es hinter ihm drein. Noch auf der Treppe, haucht, unter feuchtem Auge, eines Oesterreichers Mund, hat er mich auf die Schulter geklopft. Ostwärts entschwindet der Komet; und mählich verbleicht nun auch der purpurne Glitzerschweif. Schade, seufzt Friedrich August, daß dieser schöne

Google

Traum so kurz war. Und Friedrich Wilhelm läßt in einer Cirkularnote die „köstlichen Tage“ rühmen, die er in Dresden erleben durfte.

Zwölf Stunden vor Napoleons Aufbruch hat Kutusow in Bukarest den Vertrag unterzeichnet, der zwischen Türken und Russen den Frieden herstellt. Dem Zaren wird das Patronat über Rumänien und die im Sinn der Griechenkirche rechtgläubigen Christen der Levante zugesprochen und seinem Reich Bessarabien einverleibt. Der Sultan wird wieder Souverain der Donaufürstenthümer und bleibt der Schutzherr aller Serben. Blinde Hast hat den Vertrag zurechtgestümpert; einerlei, was drin steht: wenn Rußland nur nicht mehr genöthigt ist, in Südost seine Truppenmacht zu verzetteln. Im petersburger Hochadel gährt es, seit das austro-französische Bündniß bekannt ward. Rastoptschins Freunde trauen dem verträumten Sohn Pauls nicht den Muth und die Kraft zu, mit der Wucht eines unbeugsam Starken sich wider solche Koalition zu stemmen. Sie wissen nicht, was er weiß: daß aus Wien geheime Botschaft nach Wilna gekommen ist, die den Zaren versichert, das Bündniß sei nur Blendwerk und von Oesterreich nichts Ernstes zu fürchten; daß Metternich und Hardenberg sich in Dresden verständigt haben und, Jeder für sich, heimlich mit England verhandeln; daß Friedrich Wilhelm dem Freund Luisens geschrieben hat, er ersehne den Tag, der ihm gestatte, wieder an Rußlands Seite zu treten; daß die meisten Häupter der Fürstenbrut, die den Korsen wie einen Gott anbetet, den Gruß zärtlicher Ehrerbietung über die Weichsel schickten. Leise webt sich im Dunkel um den Imperator ein Netz, das ihn drosseln soll. Ward sein Ohr getäubt, daß er aus Wettern nicht des Herrn Stimme hört, die zu seiner Willensfluth, wie zu dem gebäumten Meer einst, im Gebieterton spricht: Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter? Mancher Scharfblick ahnt im Wolkenzug schon das Unheil. Aus Danzig, der seiner Hut anvertrauten Festung, schreibt der Elsässer Rapp: „Ich bin kein Alarmschreier, möchte auch nicht als Schwarzseher gelten; läßt uns aber jemals das Kriegsglück im Stich, dann steht, vom Rhein bis nach Sibirien, der ganze Erdtheil gegen uns in Waffen.“ Senator Sémonville ruft, das Heer werde in den Schlachthof geschleppt; und weissagt der Bourbonenlilie einen neuen Lenz. Höchste Zeit, daß die Armee ihren Feldherrn wiedersieht. Nur sein Blick, der Athem seines Genius nur bringt ihr die Sieges-

Google

gewißheit zurück. Die Nebel sinken schnell und aus blauer Ferne winkt Ruhm und Reichthum, wenn er wieder im Lager thront. Wer denkt dann winterlicher Entbehrung, klagt noch über den freudlosen Nordlandsfrühling oder bebt gar vor dem plumpen Feind? „Den kleinen Zaren", schreibt ein Gardefüsilier an seinen Vater, „werden wir bald in weißer Sauce zubereitet haben. Wohin es dann geht, weiß Keiner genau; oft hört man, nach Indien. Mir ists einerlei; gehts bis ans Ende der Welt, so bin ich zufrieden." Rußland? Eine Etape zu kurzer Rast. Und die Sonne, die aus dem Indischen Ozean steigt, glüht heißer als die von Austerlitz.

Fühlt Napoleon sich Fortur en noch unlöslich vermählt? Als er in Posen wie der Slawenerlöser begrüßt wird, wittert er im wilden Gejauchz des Polenvolkes stärkere Kraft als in allen Heucheldelirien entmannter Germanen; als über der Jesuitenkirche die Flammenblätter einer Lorberkrone auflodern, blickt er aus finsterem Auge dem Qualm nach, der gen Ost zieht. In Thorn sieht er seine Kerntruppe wieder. Da gilts kein Feiern. Ein Lager, das zweihundert Meilen umfaßt; ein Heer von vierhunderttausend Köpfen. Was an Munition zu erraffen ist, muß heran; noch wichtiger ist für den Feldzug in unwirthliche Bezirke der Proviant. Der muß vom Tag des ersten Treffens an mindestens drei Wochen lang reichen. Leget auf alles Getreide Beschlag und lasset es flink, bei Tag und bei Nacht, von klappernden Rädern zermahlen. Wenn wir abmarschirt sind, können die Müller ausschlafen. Ostpreußen grünt und der rasche russische Lenz hat schon alle Wiesen bestickt. Ein ungeheurer Heerhaufe ist zum Angriff gerüstet und der Bedrohte scheint die nahe Gefahr noch nicht zu ahnen. Jedes Corps muß dem Blick des Feldherrn sein Innerstes aufthun; jedes wird, noch einmal, bis ins Kleinste geprüft. Alles fertig. Alles brennt von Begierde, dem Kaiser zu zeigen, was seine junge, seine alte Mannschaft vermag. Mit solchem Heer, wagt ein Batteriechef zu sagen, können Eure Majestät Indien erobern. Ein Lächeln dankt ihm. Nie sah man den Herrn so heiter. Sind seine Kräfte verzehnfacht oder neue Dämonen ihm unterthan? Von früh bis tief in die Nacht an der Arbeit. Dann wandelt er, fast nackt, durch die Gewölbe und Kreuzgänge des Klosters, das ihm Quartier ist, und besinnt seine Schlachtpläne. In einer Nacht hört der Adjutant ihn eine Strophe aus dem Abmarschlied singen. „Zittert, Ihr Feinde

Go gle

Frankreichs!“ Solche Töne hat das Gemäuer nie vernommen. Noch ist der Krieg nicht erklärt, das Ultimatum nicht beantwortet. Aber die Schicksalsstunde hat geschlagen. Juni! Worauf noch warten? Bis der Reisewagen geflickt und gefirnißt ward? Unsinn. Zu Pferd! Er will in Danzig geschwind noch Rapp, Davout, Murat sehen. Der läßt, weil er nicht zum Fürstentag eingeladen war, die Lippe hängen. Ein Schürzenheld. Hilft mir von meinen Verwandten wohl einer ernstlich? Ich habe die Leute reich gemacht, ihnen Throne gezimmert: und sie denken nur an ihr Vergnügen, ihren Glanz und vergeuden das Geld an Krimskrams. „Wenn ich Geld ausgebe, geschiehts, um die Künste zu ermuthigen und der Nation nützliche und ruhmvolle Erinnerung zu hinterlassen. Ich bin des Volkes König und Keiner kann mir nachsagen, daß ich Günstlinge und Lustweiber mäste. Nur der dem Vaterland geleistete Dienst wird von mir belohnt.“ Jetzt aber ist zu solcher Betrachtung nicht Muße. Von Danzig nach Königsberg. Der Soldat fängt schon wieder zu murren an. Kalte Nächte nach heißen Tagen. Seine Lagerstatt ist hart und morgens vom Nebel durchnäßt. Sein Gepäck wächst, weil er so viel Nahrung aufbuckeln muß, ins doppelte Gewicht. Und in der Runde ist nichts Freundliches, Lustiges, Hübsches zu schauen. Das Heer braucht einen Schnaps, eine Aufmunterung; weils im Kern aus Franzosen besteht, werden Worte genügen. Am sechzehnten Juni diktirt Napoleon die Kriegserklärung (der Herzog von Bassano muß sie um vier Tage zurückdatiren und Thorn als Ursprungsort nennen) und läßt dem Vertreter des Zaren melden, daß seiner Abreise aus Paris nichts im Weg stehe. Mir zumuthen, hinter die Elbe zu weichen, und diese dreiste Forderung von allen Thürmen Europas herunterbrüllen? Meinem Gesandten Lauriston die erbetene Audienz weigern? Unerträglich. Lasset die fröhlichsten Märsche blasen, alle Trommeln rühren und auf der letzten Grenzwacht den Ruf an die Große Armee verlesen. In der dreiundzwanzigsten Juninacht erreicht er, dem Heer voran, bei dem Dorf Alexota den Njemen. Ein paar polnische Lanzenreiter taumeln schlaftrunken auf, als der von sechs schwitzenden, dampfenden Pferden gezogene Wagen heranrasselt. Ein kleiner, müd blinzelnder Mann in bestaubten Kleidern öffnet den Schlag. Der Kaiser (neben ihm Berthier). Vive l'Empereur! Das gellt, als solle es die Scham der auf dem wichtigsten Vorposten schlafend Ertappten übertönen. Hört

Google

es der Feldherr? Aufrecht steht er; stumm; mit dem hellen Blick, in der straffen Haltung eines aus quickendem Schlummer Erwachten. Ganz Auge. Da liegt Kowno; das Ziel erster Rekognoszirung. Er will selbst hin. Darf sich aber den Russen, die auf polnischer Erde nur Polen vermuthen, nicht als Franzosen zeigen. Zwar ist er nicht, wie Mephisto, gewohnt, incognito zu gehen. Doch hier wills die Sache. In der Dämmerung zieht er, der sich noch nicht gewaschen, noch keinen Imbiß genommen hat, den Gardejägerrock aus und zwängt sich in die Uniform des polnischen Obersten. Kopfbedeckung? Das Hütchen mit der dreifarbigen Kokarde verriethe ihn. Die viereckige Ulanenczapka ist ihm zu schwer. Eine Schutzmannskappe genügt. Auch Berthier muß sich vermummen. Vorwärts! Die Bewohner eines Bauernhauses werden herausgepocht. Von ihren Fenstern sieht man den Fluß. Dahinter liegt Rußland. Still; ohne die leiseste Ahnung naher Gefahr. Lange steht der Kaiser und durchforscht das Gelände, das er bis heute nur von der Karte her kannte. Munter kehrt er zurück. „Kleidet der Rock mich nicht ganz gut? Doch man muß zurückgeben, was Anderen gehört.“ Zweiter Umzug. Kurzes und karges Morgenmahl. Das Gefolge kommt mit dem Leibpferd. Die Generale Caulaincourt, Davout, Duroc, Haxo sprengen herbei. Erster Rekognoszirungritt. An dieser Stelle muß, nur an dieser darf der Fluß überschritten werden. Zweiter Ritt. Diese Schlucht verbirgt die Truppen, bis der Pontontrain mit seiner Arbeit fertig ist; ehe es hell wird, müssen sie ... Sein galopirendes Pferd scheut, bäumt sich steil auf und wirft den Reiter ab, der, in Gedanken versenkt, die Zügel lose hielt und nicht merkte, daß seinem Gaul ein Häschen zwischen die Beine lief. Das war ihm manchmal geschehen; und immer hatte er dann heftig das Stallpersonal gescholten oder gegen das Thier, die elende Schandmähre, getobt. Nun schweigt er; blickt schweigend ins Grau und steigt dann wieder in den Sattel. Ein schlimmes Vorzeichen, raunt Berthier ins Ohr des Marschalls Caulaincourt; ich wünschte, wir gingen nicht über den Njemen. Denkt der Mann, der stumm vornan reitet, eben so wie sein Generalstabschef aus dem italischen Krieg? Fühlt der Bleiche noch an diesem Tag sich Fortunen unlöslich vermählt?

Pflicht ruft aus thatloser Selbstschau. Soll ein aufgeschreckter Hase, eines überanstrengten Pferdes Nervenschreck ihm die Laune

Google

vergällen? Das darf ein geckiger Tagdieb sich gönnen; nicht der Meister über Menschheitgeschick. Von allen Seiten stampfen die Heersäulen heran. Bevor die Sonne sinkt, muß der Flußübergang bis ins Winzigste geordnet sein. Zwischen den blauweißen Zwillichwänden seines Zeltes sitzt er vor Rapporten und Landkarten. Die zuverlässigste hat er unter der Hirnschale. Écrivez: „Ordre pour le passage du Niémen“. Punktum. Für jede Möglichkeit ist jetzt vorgesorgt. Wenns nur nicht so heiß wäre! Und der Kopf nicht so schmerzte. Vielleicht eine Folge des Sturzes? Muß übrigens drollig ausgesehen haben, wie der Gaul mich abschüttelte; zum Brüllen komisch. Aber das betreßte Volk macht so unheimliche Gesichter; verkneifts sichs das Lachen oder hats Aberglaube mit eisklammer Hand am Schopf? Kindische Zeichendeuterei. Guten Tag, Grenadiere! Anstrengender Marsch? Drüben wirds besser. Drüben, Artilleristen! Auch schon da? Wenn von drüben nur irgendein Echo käme! Nichts. Höchstens mal eine Kosakenpatrouille, die durchs Gebüsch schlüpft und dem nächsten Augenblick spurlos verschwunden scheint. Ein von Schemen bewachtes Totenland? Spukgeschichten, die ans Kaminfeuer von Ajaccio taugen. Die Kerls haben Witterung; wissen, endlich, daß ich ihnen dicht an der Kehle bin, und verkriechen sich, so lange es geht. Sind wir erst drüben, dann schlage ich sie, daß die Fetzen bis nach Moskau, in Mütterchens Waschküche, fliegen. Wärs nur erst so weit! Dieser Tag will nicht enden. Caulaincourt soll kommen. „Sie kennen Rußland ja aus der Zeit Ihrer Gesandtschaft. Schwatzt man hier im Hauptquartier etwa noch von meinem Hasenabenteuer? Hat ja auch nicht die geringste Bedeutung. Ich möchte Sicheres über den russischen Bauer hören; ob er tollkühn ist und sich zu einem Kleinkrieg aufraffen kann, wie ihn die Spanier geführt haben. Meinen Sie, daß man mir Wilna freiwillig räumen wird? Das würde mir nicht passen. Ich brauche eine Schlacht, einen schnellen Sieg.“ Die Russen haben so viel Land, daß sie uns große Strecken hinwerfen werden, um uns zur Zersplitterung unserer Kräfte, zur Entfernung von unseren Nährquellen zu zwingen und ins Innere zu locken. Schlachten im Stil europäischer Kriege sind hier unwahrscheinlich. „Auch gut! Dann bin ich morgen Herr von Polen und kein Regen wäscht dem kläglichen Alexander die Schande ab, daß ers ohne Schwertstreich hingab. Nie wird ein Pole ihm

Google

so feige Schwachheit verzeihen. Solches Land opfern? Nur ein Hasenherz kann sich dazu entschließen; das Herz eines Vetters des Hasen, der meinem Gaul ... Unsinn. Und wenn Sie, Zar aller Reussen, glauben, der Rückzug könne Sie retten, dann irren Sie. Dann sind Sie so dumm wie feig. Kennen mich nicht. Ich bin rasch wie der Blitz; und treffe wie er. Bei Wilna schon zerreiße ich Ihre Linie; und ehe Ihre Trägheit aufgerüttelt ist, haben Sie Artillerie und Train verloren und können noch froh sein, wenn mein Schlitzmesser Ihnen nicht ganze Armeecorps aus dem Schutzgewand trennt. Trauen Sie, Caulaincourt, dem Enkel der großen Katharina, die ihm den Namen des makedonischen Eroberers zugedacht hat, wirklich zu, daß er mir um jeden Preis ausweichen werde? Er wird lieber nach Kamtschatka laufen als eine Hauptschlacht liefern, eine Provinz abtreten, einen ihm ungünstigen Friedensvertrag unterzeichnen? Ist heute denn der Tag des Spukglaubens? Warten Sie nur ein Weilchen, Herzog von Vicenza! Bevor der Mond zweimal gewechselt hat, bettelt Alexander um Frieden. Hat der Grundadel ihn dazu gezwungen. Aber die Sonne neigt sich. Wenn sie wiederkehrt, müssen wir auf russischem Boden sein."

Um Mitternacht sind die Pontonkolonnen mit ihrer Arbeit fertig. Kein Licht hat ihnen geleuchtet, kein widerhallender Lärm sie verschrien; aus dem dicht an den Njemen gerückten Zelt hat der Caesar ihnen zugeschaut und manchmal leise Befehle gezischelt. Endlich. Drei Brücken führen ins Land alter Sehnsucht. Morands Division deckt die Vorhut. Das Corps Davout nimmt die Führung. Derber Soldatenfrohsinn ist wiedergekehrt. Uebermüthiger Scherz flattert von den schwanken, unter der Last der Geschütze und Rosse stöhnenden Brücken hinüber, herüber. In fünf, spätestens in sechs Wochen sind wir an der Newa und feiern unseres Kaisers Geburtstag in Peters Stadt. Alles lacht. Habt Ihrs gehört? In Petersburg! Vive l'Empereur! Da ist er. Wo war er noch nicht? Seit Drei zu Pferd. Ueberall, wo sein Kriegsvolk sich staut und Nachdrängenden die schmale Straße sperrt. Kein Gespenst schreckt ihn noch. Ein flüchtiges Häslein könnte ihn heute nur heiterer stimmen. Hinüber! Aus trunkenem Auge sieht er nun, vom russischen Ufer, seine Macht ins Reich Alexanders fluthen. Aus Dämmerschleiern winkt neuer Sieg; größerer, als je erstritten ward. Seine Sonne ist mit ihm; heiß brennt sie am Himmel. Den Fran-

Google

zosen, Bayern, Holländern, Sachsen, Florentinern, Hessen, Polen und Schwaben, die in buntem Zug über die Brücken marschiren, sengt sie die Stirn. Gegen Mittag wirds finster und bald danach speit das Gewölk ungeheure Wassermengen ins Litauerland. Alles triest. Alles jauchzt. Zweihunderttausend Mann in Rußland hinein! Am sechsundzwanzigsten Juni sind auch Grouchy's Dragoner drüben. Bis aufs Tüpfelchen ist das Programm durchgeführt. Bonaparte steht dicht vor dem Ziel seines kühnsten Wunsches.

„Führet einen Partherkrieg!“ Scharnhorst hats den russischen Kameraden gerathen. Jetzt, am ersten Tag des Marsches über den Njemen, schreibt Rastoptschin an Alexander: „Ihr Reich hat zwei gewaltige Vertheidiger: den Raum und das Klima. Der Kaiser von Rußland ist furchtbar in Moskau, schrecklich in Kasan, unüberwindlich in Tobolsk.“ Biegt er der Kraftprobe aus? Seit dem zwölften Juniabend hat er den Freiherrn vom Stein als Berather bei sich. Wie kann, fragt am ersten Juli Napoleon den Polizeiminister und Generaladjutanten Balaschow, Ihr Herr solchen Kerl an seinem Tisch dulden? „Dieser Wicht und Hochverräther ist nicht um Haaresbreite besser als irgendeiner der Buben, die Alexanders Vater gemordet haben. Ich schätze Ihren Kaiser noch immer sehr hoch. Aber Engel dürfen mit Teufeln nicht gemeinsame Sache machen.“ Vergebens. Der allzu sinnliche Engel, der noch aus dem Feldlager in die schönen Arme der Frau Sulistrowskaja eilt, ist zum Bündniß mit dem preußischen Teufel entschlossen. Ein Glück, daß von Preußen nichts zu fürchten ist. Diesem Glauben kann kein Jerome, Rapp, Davout den Imperator entankern. Schon schreibt Major von der Goltz den Bericht, der die zum Kampf wider Bonaparte bereiten Offiziere Friedrich Wilhelms aufzählt; schreibt über Hans David Ludwig von Yorck: „Von mittlerem Alter, unterrichtet, ehrgeizig, unzufrieden, Frankreich hassend; allgemein anerkannter, braver und schnell überblickender, mehr praktischer als theoretischer Soldat, eines kühnen Entschlusses leicht fähig; völlig unbemittelt.“ Doch der Condottiere aus Korsika spricht: „Von Preußen ist nichts zu fürchten.“ Und zu Caulaincourt: „In Moskau unterzeichne ich, wanns mir paßt, den Friedensvertrag.“

Dann läßt er, damit seines Sieges Glanz über das Erdrund hinleuchte, im Kreml sich krönen. „Kaiser des Abendlandes, Haupt der Europäergemeinschaft, Schützer des Christenglaubens.“ Der

Google

Titel, auch der Ort des Weihfestes, steht über jedem Zweifel. Altgläubige Russen zupfen den Bart, wenn das Gerücht ihnen von solchem Planen Kunde zuträgt. Der freche Ketzer soll nur kommen. Vor zweihundert Jahren hat Mütterchen Moskau den unechten Dmitrij sammt seinem Polentroß gewürgt. Vor hundert Jahren wurde der zwölfte Schwedenkönig Karl, auf dem Marsch nach Moskau, bei Pultawa geschlagen und gezwungen, über den Bug ins Türkenland zu entweichen. In jedem Jahrhundert wagt Einer den Sturmlauf: und stürzt weit vor dem Ziel. Dem neuen Waghals gehts gewiß nicht besser; den Rand des Reiches mag er anknabbern, wie eine Milbe sich in die Haut einkapseln: die Herzkammer duldet ihn nicht. So brummen die Alten, Erzfrommen. Alexander fühlt anders; spricht (fast schon wie ein Franzos von heute): „Barbarei will uns knechten. Wider sie müssen alle Freunde der Menschheit, des freien Gedankens sich einen. Um die Knechtung Europas zu vollenden, will Napoleon Rußland niederringen. Dieser Krieg, nach Menschenermessen der letzte, wird entscheiden, ob Europa sterben oder in Freiheit aufleben soll.“ Das steht in dem Brief, den Prinz Ernst von Hessen-Philippsthal, im Auftrag des Zaren, dem von Napoleon geächteten Freiherrn vom Stein bringt. Der deutsche Edelmann sieht alle Mängel im Wesen des Gossudars. „Der Hauptzug in seinem Charakter ist Gutmüthigkeit, Freundlichkeit und der Wunsch, die Menschen zu beglücken und zu veredeln. Ihm fehlt aber die Geisteskraft, um beharrlich die Wahrheit zu erforschen, die Festigkeit, um, trotz allen Hindernissen, das Beschlossene durchzuführen und den Willen der anders Wollenden zu beugen. Seine Gutmüthigkeit artet in Weichheit aus und er muß sich oft der Waffen der List und der Schlauheit bedienen, um seine Absicht durchzuführen.“ Darf Stein deshalb vor der Werbung des Mächtigen zögern? Bonaparte, der „vollkommen Böse“, rückt mit einer aus neun Zehnteln aller Festlandsstaaten zusammengepeitschten Heerschaar gen Norden; schlimmer als einst bei Austerlitz und Friedland wird sein Schwert die Russen schlagen; sie bis an den Dnjepr zurückschleudern und in schimpflichen Frieden einjochen. Dann ist er, was er werden will: Herr der Erde. „Die Sache, die es galt, war zu heilig uud ich war durch mein Leben und meine Gesinnung zu fest daran gekettet, um einen Augenblick zu wanken. Wo Ehre und Freiheit ist, da ist das Vaterland.“

Google

Aus Prag eilt Stein, durch Galizien, nach Wilna. Er begehrt kein Amt; der Moskowiterargwohn, der den Schwarm westländischer Stellenjäger empfängt, soll nicht nach dem Mann züngeln, der von Rußland aus zur Gestaltung des Weltschicksals mitwirken will. Er kommt in Wirrniß. Wärs klug, bei Wilna eine Schlacht anzunehmen? Nein; wir würden geschlagen. General Barclay de Tolly soll das Heer ins befestigte Lager von Drissa zurückführen. Ob sein Plan gut oder schlecht ist: Alexander hat sich in den Entschluß verschanzt, auch in Ungewittern auszuharren. Er baut seine Hoffnung auf Rußlands unbrechbare Widerstandskraft und zagt nicht, als ihm der Einbruch des Feindes gemeldet wird. Gartenfest auf dem Gut der Gräfin Bennigsen. Seiner Majestät zu Ehre ists von den Offizieren der Garnison und des Generalstabes bereitet worden. Tag und Nacht soll es währen. Auf dem Smaragd des durchsonnten Rasens wird getanzt; zwischen Springbrunnen und Buschgruppen, aus denen Orchestermusik und Chorgesang tönt. Durch den dämmernden Park schreitet dann die Polonaise ins Haus und schlängelt sich über Wendeltreppen in den Saal. Der schöne Zar ist vornan; plaudert so fröhlich, als hänge an seinem Himmel nirgends ein Wölkchen. Da schiebt sich der Polizeiminister und Generaladjutant Balaschow durchs Gedräng. Flüsterbotschaft aus Kowno: Vormarsch des Franzosenheeres über den Njemen; schon stehen dichte Haufen auf russischer Erde. In dieser Stunde ist Alexander stark. Sähe jetzt Bonaparte den verachteten Sohn Pauls! Der gebietet den Nerven. Birgt das Zucken der Muskeln. Hört lächelnd die leise Meldung. Scheint sie wie duftenden Labetrunk zu schlürfen. „Danke. Behalten Sies noch für sich. Die Leute sind so lustig; wozu ihre Freude verhärmen?“ Munter plaudert er fort. „Ein allerliebstes Fest. Wie zierlich das Kunstinselchen im Teich! Daß vorgestern das Dach der Tanzhalle eingestürzt ist, war kein Unglück; viel schöner, unter Gottes Himmel zu tanzen. Und die Parkbeleuchtung konnte nicht feiner gelingen. Das Prachtstück der Illumination ist, freilich, der Mond; sein Spiel mit dem Silberschimmer des Wasserfalles zum Entzücken. Schade, daß Unsereinen die Staatsgeschäfte stets aus leidlosem Genuß wegrufen.“ Nach der Abfahrt des Zaren schwirrt das Gerücht auf: Der Feind ist im Land! Dicht bei Wilna; ein gewaltiges Heer. Klatsch? Wahrheit. Balaschow hat sichere Ziffern.

Go gle

Dreihunderttausend Mann Infanterie, siebenzigtausend Reiter, ein Dutzend Artillerieregimenter, tausend Kanonen. Rasch, wie Raketengefunkel, zerstiebt die Festgesellschaft. Hastig jagen die Offiziere in die Garnisonstadt zurück. Die Nachtluft glüht noch; in Zobel, Hermelin, Silberfuchs aber fröstelt Polens, Litauens holdester Frauenadel. Gräulich; der bunteste Theil des Festes sollte nun aufblühen. Bestürzte Diener, auch vergnügt schlaftrunkene, die sich ins Bett sehnen, löschen die Lichter. Still liegt der weite Park. Nur der Mond, der über all dem röthlichen Feuergeglitzer totblaß schien, überlebt den Leuchtkörperreigen und hat im Haschspiel mit den zerrinnenden Spitzenschleiern des für einen Feiertag erkünstelten Wasserfalles keinen Rivalen mehr. Im wilnaer Schloß besinnt Alexander das Erlebniß. War der Dacheinsturz doch ein übles Vorzeichen? Kinderspuk. Der Falsche Dmitrij kam, Karl von Schweden; Rußland blieb aufrecht und bestickte die Gräber feindlichen Trachtens mit den Prunkfarben neuen Lenzes. So wirds auch diesmal. Aus der Korsenposaune klang der Ruf: „Verhängniß reißt Rußland fort; sein Schicksal muß sich schnell jetzt erfüllen.“ Im Morgengrau schließt Alexander den Armeebefehl mit dem Satz: „Wider den Angreifer streitet Gott.“

Als den Angreifer soll die Welt den Franzosenkaiser erkennen. Deshalb schickt der Zar, ehe er Wilna verläßt, Balaschow ins Lager des Feindes. Der Generaladjutant soll dem Eindringling einen Brief bringen, in dem Alexander sagt, er sei noch immer zu friedlicher Verhandlung bereit, fordere aber, daß zuvor Napoleon mit seinem Heer über den Njemen zurückgehe. Balaschow kommt in Murats, dann in Davouts Quartier. Der König von Neapel (gelbe Reiterstiefel, Karmesinhose mit Goldbesatz, Husarenattila aus grünem Sammet mit Goldtressen, Pelzdolman, Diamantohrringe, breiter Federhut mit Riesenreiher und Edelsteinschmuck, der ganze Leib ein Gefunkel von Gold und Juwelen) ist sehr artig, sehr friedlich; der schlichte Fürst von Eckmühl ist barsch und zeigt dem Russen die Igelstacheln. Bonaparte selbst grinst, da ihm der Bote gemeldet wird. „Bruder Alexander ist also schon zahm und sucht Verständigung. In zwei Monaten, spätestens, liegt Rußland im Staub vor mir.“ Erst in Wilna will er Balaschow sehen. Am achtundzwanzigsten Juni, einen Tag nach dem Abzug des russischen Hauptquartiers, ist er dort. Mit müden, ausgehungerten Leuten,

Google

die jede Hütte, jeden Laden nach Nährstoff, Brennholz, Geld durchstöbern. Das sind die ersehnten Retter, die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit verhießen? Das arme Volk flieht in Erdhöhlen; Wohlhabende verrammeln die Thüren und kriechen in die Keller. Bonaparte reitet in eine leere, schweigende Stadt. Kein Triumphbogen. Kein Blumenregen. Kein feierlicher Empfang. Um graue Mauern huschen nur ein paar furchtsame, schmutzige Juden mit Krampäckchen. Die Wilyabrücke, das Magazin mit ungeheurem Vorrath: Alles verbrannt. Einerlei. Er thront in Litauens Hauptstadt. Räkelt sich in den Zimmern, aus denen der Selbstherrscher aller Reussen gestern geflohen ist. Plünderer werden erschossen; allen Zuchtlosen die härtesten Strafen angedroht. Der Kaiser läßt sich Stunden lang auf den Straßen angaffen; heischt am Schankfenster Bier; streut polnische Sprachbröfel in die schwellende Menge. Die Heersäulen wachsen. Nach Davout kommt Murat; Ney und Oudinot rücken ein. Allmählich wagen die Wilnaer sich ans Licht; manche raffen sich sogar in den Entschluß zu sichtbarer Freudengrimasse: um den Herrn solcher Heerschaar nicht in Zorn zu reizen. Doch bleibts dürftiger Quark. Der von schmetternden Begeisterungparaden Verwöhnte blickt finster von seinem Schimmel. „Hier sind die Polen ganz anders als in Posen.“ Auch draußen gehts nicht, wie er gehofft hat. „Fuß oder Flügel“ von Barclays Heer wollte er packen. Das räumt sacht nun Phulls befestigte Drissa-Stellung und nimmt keine Schlacht an? Gewitterstrom weicht den Boden auf. Tag und Nacht Regen. Zu Tausenden fallen die Pferde. Geschütz und Munition stecken in Morast. Fluchend stolpert das Fußvolk durch Tümpel. Bagration, dessen Zweite Russenarmee bei Wilna erwartet wird, bleibt vorsichtig fern. Die Vorhutreiter fangen nur Nachzügler, Fußkranke, Ueberläufer; eine Umfassung, die ganze Brigaden mit ihrer Artillerie zur Uebergabe zwingt, ist nirgends erlangbar. Und von polnischem Willen zu Massenaufstand nichts zu spüren. Ein Halbschock Adeliger bietet sich an. Die Menge bleibt stumpf und scheint die Niederlage der Russen noch nicht für gewiß zu halten. „Ich muß schnell schlagen; den Koluſſus des Nordens zurückschleudern und durch ein selbständiges Polen von civilisirten Ländern trennen. Die Zeit, da Louis der Fünfzehnte vor Katharinen zitterte und sie doch in Paris verhimmeln ließ, ist für immer entschwunden. Alexander ist seit Erfurt hochmüthig geworden. Die

Google

Eingliederung Finlands hat ihm den Kopf verdreht. Will er englischen Schiffen die Landung erlauben: meinetwegen in Archangelsk; nicht an der Ostseeküste. Will er Siege: in Persien mag er sie suchen. In Europa haben diese Nordmenschen nicht mitzureden."

Am ersten Julimorgen läßt er Balaschow rufen. In das Zimmer, wo, noch eine Woche zuvor, der Adjutant vor dem Zaren stand. Bonaparte ist Talmas Schüler; und aller Regiekünste Meister. Er läßt den Ruch seines Frühstücks durch die offene Thür dem Wartenden in die Nüstern steigen; zeigt sich dann als satten, sorglos behaglichen Hausherrn und giebt der Rede sofort den Ton intimen Geplauders, das listigen Hinterhalt verschmäht. „Dieser Bruch war unnöthig. Ich habe Ihren Kaiser stets hoch geschätzt. Meinen Kaffee! Sein Sinnen ist edel. Er will der Ritter auf dem Thron sein. Warum aber hat er diese Emigrantenbande um sich? Wie kann er Gauner, Verschwörer, elende Halunken vom Schlag der Stein, Armfeldt, Bennigsen, Wintzingerode in seiner Nähe dulden? Der tückische Rath dieser Kerle, die Europas Krätze sind, hat uns auseinandergebracht. Und nun? Ein klarer Kopf kann sich doch nicht darüber täuschen, daß ich alle Trümpfe in der Hand habe. Mehr Geld, bessere Truppen, unerschöpfliche Kraftquellen. Schon der Anfang ist für Euch sehr übel. Ich kenne Euer Heer bis ins Kleinste; jeder Kasernenunrath, alle Bureauschande liegt ohne Schleier vor meinem Blick. Ich weiß auch, daß Ihrem Kaiser die Revolution droht; daß die erste Unheilspost von einem Schlachtfeld den Hofadel in Mordpläne aufjagen wird. Die Lumpen, an die der Kaiser seine Huld vergeudet, werden dann die Schlinge zuziehen. Und daß solche Kunde nahen muß, ist mathematisch erweisbar. Melden Sie nur, daß ich fünfhundertfünfzigtausend Mann diesseits von der Weichsel habe; auf Ehrenwort! (Glaubt ers? Mit den waffenlosen Handlangern finds vierhundertzwanzigtausend.) Was vermag der Zar dagegen? Ueber den jämmerlichen, eines Fürsten unwürdigen Versuch, die Preußen zum Abfall von mir zu treiben, lache ich. Rußland ist nicht zu retten, wenn der Zar sich nicht in Vernunft bequemt. Wer aber hat sein Ohr? Der alte Kanzler Rumanzow ist krank und verbraucht; Schlaganfall, sagt man. Der jüngere Herr, der damals mit Ihrem Kaiser in Erfurt war, soll weggeschoben sein; wie hieß er doch? Sper... (Er denkt an Nikolai Speranskij, den Popensohn, der 1808, als Kabinets-

Google

sekretär, Alexanders Liebling, die Hoffnung kaiserlichen Reformplanens gewesen war und dem Bonaparte auffällige Gunst gespendet und sein Bild in Diamantfassung geschenkt hatte.) Der in Ungnade und ein Kerl vom Schlag Steins am Tisch des Kaisers von Rußland! Unglaublich. Meint er wirklich, solcher Mensch könne ihm treu sein?" Diese Worte fallen schon an der Abendtafel, im letzten Gespräch mit Balaschow. Morgens hat die Selbstzucht, der Schein sorgloser Behaglichkeit nicht lange gewährt. Die Erinnerung an all den enttäuschenden Aerger, den ihm der Verkehr mit dem Zaren gebracht hat, löst die Maske vom Antlitz. Das wollte freundlich blicken; furcht sich aber bald und Ungeduld ersehnt Entladung. War denn Kowno ein Spaß? Steht der Erbe Caesars und Karls nicht mit einem unbezwinglichen Heer auf Rußlands Erde? Zornig stürmt er durchs Zimmer. Reißt den Guckspiegel, das Spionirfensterchen, dessen Verschluß nicht halten will, von den Angeln und schmettert es wüthend aufs Pflaster. Abends kann Balaschow die Kränkung mit glatt geschliffener Höflingswaffe rächen. „In Moskau habt Ihr, für dreihunderttausend Einwohner, dreihundertvierzig Kirchen? Wozu? Die Völker sind heutzutage doch nicht mehr so fromm!" „Nicht alle, Sire; aber Spanier und Russen." (Mit Denen, stichelts, werden Sie drum auch nicht fertig.) Der Rückstoß ist grob. „Welcher Weg führt nach Moskau?" Pause. Berthier, Bessières, Caulaincourt, Duroc horchen auf. Sacht spitzt der Russe den Pfeil. „Die Frage Eurer Majestät ist nicht ganz leicht zu beantworten. Auch wir Russen sagen, daß alle Wege nach Rom führen. Auf mancher Straße kann man nach Moskau kommen. Karl der Zwölfte hat die über Pultawa gewählt." Ist nach so blutigem Gepränkel noch Friede möglich? Beide Kaiser wollen ihn nicht mehr. Napoleons Brief, den Balaschow, sammt dem Armeebefehl von Kowno, mitnimmt, festigt in Alexanders Seele den Entschluß, auch um den Preis ganzer Provinzen den Kampf für Rußlands Leben zu wagen. Festigt ihn für die nächsten Wochen. Wird dieser Wille auch Ungemach, das den Lebenssitz annagt, überdauern? Bonaparte bereitet den Vorstoß ins Land der Düna und des Dnjepr. „Ehe zwei Monde gegangen sind, zwingt der Adel den Zaren, Frieden zu erbetteln." Täglich hört das Gefolge den Satz. Der arme Alexander hat die letzte Gelegenheit verzaudert. „Erst in Moskau unterzeichne ich den Friedensvertrag."

Sechzig Tage danach schreitet er in den Kreml. Am vierzehnten

Google

Juli haben die Russen das Lager bei Drissa geräumt, hinter dessen Schanzen General Phull sie eben so sicher gewähnt hat wie Wellington 1811 sein Heer bei Torres Vedras, das nun aber im Rücken und in der Flanke gefährdet war. Der Zar geht nach Moskau. Dort sieht Stein ihn von der Inbrunst des frommen Volkes umjauchzt; hört ihn im Slobodskij-Palast den Adel zum Kampf gegen den (der Armee an Kopfzahl und Waffen überlegenen) Feind aufrufen; hört das Gelübde der Edelmannschaft, aus eigenen Mitteln eine starke Landwehr zu rüsten. Am letzten Junitag scheidet Alexander von der alten Großfürstenstadt, der Allmutter Moskwa, von dem Rothen Platz, dem Glockenthurm Iwans des Großen, dem Wunder wirkenden Heiligenbild am Erlöserthor. Wird er sie je wiedersehen? Der Eroberer rückt heran. Schon, freilich, mit geschwächtem Heer. Seit den Gewittertagen bei Wilna lockern sich die Verbände. Kein fester Weg; kein zuverlässiger Proviantnachschub; alle Speicher, Vorräthe, Mühlen, Backöfen verbrannt. Wüste und Schlamm. Der Wagenzug staut sich; zerbrochene Räder, gefallene Pferde, Fußkranke, die ächzend hinsanken: ein gräßliches Geknäuel. Auf solcher Straße von der Armee, in solchem Zustand, Eilmärsche zu fordern, dünkt selbst manchen Führer Aberwitz. Tausende bleiben zurück; entlaufen, entschleichen der Reihe. Deutsche und Schweizer, Niederländer und Spanier, Kroaten und Illyrer sollen hungern und dursten, mit der Geißel des Willens den siechen Leib vorwärts peitschen, damit eines Fremdlings Herrscherseh nen ans Ziel gelange? Bei Witebsk folgen kaum noch zweihunderttausend Mann der Fahne. Barclay ist gewiß, daß der Feind die Spätsommerhitze, die kalten Nächte nach schwülen Tagen, die Nahrungnoth und den Wassermangel, der ekten, verseuchenden Trank aufzwingt, nicht lange ertragen kann; er räumt befestigte und offene Plätze, schleppt Menschen und Vieh, Lastpferde und Hausgeräth mit, biegt jedem Umfassungversuch aus und weicht immer tiefer in den Schacht des Nordostens. Bonaparte muß vorwärts. Nur zwei Monate noch: dann ist russischer Winter; dann wird das Massenaufgebot, der moskauer Ruf zu Heiligem Krieg, der tückische Freischaarenkampf (den er von Spanien her kennt) dem Europäerheer gefährlich. Am Dnjepr will er die Asiatenbrut packen; ihr, wenn sie sich auch hier nicht zur Schlacht stellt, mindestens die Rückwege nach Petersburg und Moskau abschneiden. Vor Smolensk, das Ney überrumpeln sollte, hält

Go gle

Newerowskij ihn, mit nur siebentausend Mann, vierundzwanzig Stunden lang auf und sichert dadurch den Rückzug der von Barclay und Bagration geführten Armeen. Smolensk wird genommen; als ein Trümmerhaufe, eine Brandstatt, worin Leichen und Verwundete braten. Die Russen sind nicht umfaßt; ihre Heereskerne gerettet. Einerlei: sie haben wieder elftausend Mann verloren und die Straße nach Moskau ist, nach dem Höllengemetzel von Borodino, endlich frei. Wird nun Friede? In einem Brief an den Zaren deutet Bonaparte die Möglichkeit an; erhält aber keine Antwort. Alexander hat zuerst der Mär geglaubt, Borodino sei ein gewaltiger Russensieg gewesen. (Auch Stein, der ihn den Sieg der ehrlichen Leute über Räuber und Sittenverderber nennt und an seine Frau schreibt: „Ich halte den Sturz des Menschen für mehr als wahrscheinlich; diese tollen Kriege an beiden Enden Europas, geführt in der überspannten Voraussetzung, daß er im Innern Rußlands einen Aufstand erregen könne, werden die Ursache seines Falles sein.“) Als die Wahrheit durchgesickert, der Franzoseneinmarsch in Moskau (an dem selben Tag, an dem Stein dem Zaren die Denkschrift über Deutschlands künftige Verfassung vorlegt) bestätigt ist, schwankt die Entschlußkraft. Ein vom Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, von Rumanzow und dem Kriegsminister Araktschejew gelenkter Hofklüngel möchte, um jeden Preis, schnellen Frieden. Den scheint auch Petersburg zu wollen. Die Stadt ist stumm und grämlich. Alexander wagt nicht, am Krönungtag, nach altem Brauch, durch die Straßen, bis ans Thor der Kathedrale, zu reiten. Im Prunkwagen der Zaritza fährt er hin. Kein Gruß; auf dem ganzen Weg nirgends ein Zuruf. Finster glotzt die Menge, die der glänzende Aufzug der Großfürstinnen in Goldkarrossen, der Prinzen und Würdenträger, der Rittergarde und des funkelnden Trosses sonst in unterthänigen Jubel stimmte. So still ists noch in den Menschenhecken, durch die der Hof in die Kirche schreitet, daß auf den Stufen das Sporengeklirr und Schleppengeräusch hörbar ist. Soll Rußland sich ergeben oder, nach Scharnhorsts Rath, auf Raum und Zeit, seine unüberwindlichen Helfer, neue Hoffnung bauen? Das Geplärr der Friedenspartei über die Unzulänglichkeit des Kriegsgeräthes überzeugt den Freiherrn vom Stein nicht; er ist des Sieges sicher, sähe in einem Rückzug nach Orel, Orenburg, noch weiter nördlich kein Reichsunglück und bangt nur vor der Frage, ob der Zar, ohne einen kräftig weisen Berather, in düsterer Kälte aus-

Google

harren werde. Weh ihm, wenn er weich würde! Um seine Krone, vielleicht auch um seines Hauses Zukunft wärs geschehen. Das ahnt Alexander. Petersburg ist nicht Rußland. Dessen Riesenleib will den fremden Eroberer wie Pestgift ausscheiden; und fühlt sich dazu stark genug. Fällt auch Petersburg: mag es fallen. Der Zar ist schrecklich in Kasan, ist in Tobolsk unbesieglich. Noch winkt auch von West Hoffnung mit schlankem Finger. Oesterreich wird sich zum Rachekrieg rüsten, Friedrich Wilhelm von Preußen den General Yorck zum Abfall von Napoleon ermächtigen; und Gneisenau meldet aus London, daß England bereit sei, nicht nur den Schweden, sondern auch den Deutschen gegen den Unhold Waffen und Geld in zureichender Fülle zu liefern. Zwischen solchen Leuchtfeuern scheitern? Aus Kleinmuth würde jetzt Selbstmord. Zu Bernadotte spricht Katharinas Erbe: „Ehe ich mich vor dem Dünkel des neuen Attila beuge, mag Rußland ein Trümmerfeld, meines Leibes Grab, meines ganzen Volkes Gruft werden. Er oder ich!“

Von dem schroffen Stolz dieses Septemberschwures ist in der Rede des Siegers nichts zu spüren. Noch im brennenden Moskau schreibt er wie ein wohlwollender Freund an Alexander. Um dem Zaren gefällig zu sein und Unmenschlichkeit zu hindern, hat er die vom Russenheer verlassene Krönungstadt besetzt. Daß Rastoptschin drei Viertel aller Häuser anzünden hieß, war dummer Frevel; daß der fremde Soldat alles ihm Brauchbare den Flammenzungen entraffte, verdient keinen Tadel. „Meine Leute fanden nicht eine Löschspritze, aber sechzigtausend Gewehre, hundertfünfzig Feldgeschütze, Pulver und Patronen, Salpeter und Schwefel in ungeheuren Mengen.“ Ahnt er hinter so sinnloser Wirrniß das Erwachen russischer Urkraft und tastet drum nach der Möglichkeit rascher Verständigung? Die Armeen Bagrations und Barclays de Tolly, mit deren endgiltiger Trennung er gerechnet hat, sind vereint und dem Befehl Kutusows unterstellt, der Rußlands Islam noch besser kennt als den der Musulmanen. Seine Schlachtpläne zu schmieden, ist nicht seine Sache; damit mögen die Bennigsen, Wolzogen und andere deutsche Pedanten sich die Langeweile vertreiben. Michael Ilarionowitsch Kutusow weiß, daß nur der älteste, tiefste Wesenstrieb des russischen Menschen das Vaterland retten kann. Ging es nach ihm, dann kam Napoleon ohne Schlacht vom Njemen an die Moskwa. Von den Wällen erstürmter Städte ist Ruhm zu pflücken; doch wichtiger, nicht nur Gepräng, ist die ge-

Google

räuschlose Zermorschung des Feindes. Zwischen Tatarinowo und Borodino hat der fette, greise Riese vor dem (aus Smolensk geborgenenen) Bilde der schwarzhäutigen Gottesmutter gekniet, auf nackter Erde, neben Landwehrmännern, der Generalissimus, und mit schlürfender Lippe den Goldbeschlag, den Firniß berührt. „Du allein, Gottesgebärerin, bist uns Hort und Schirm!“ Bonaparte will das Schicksal barsch meistern, Kutusow duckt sich in jedes Verhängniß: der Kampf dieser Feldherren ist des Westens wider den Osten. Er neigt in Entscheidung, als die Kanonen der Peter-Paul-Festung den Rückzug Napoleons aus Moskau ankünden. Einen Trümmerhaufen und Seuchenherd, eine Kloake nennt, in den „Berichten von der Großen Armee“, nun der Kaiser die Stadt, die sein Sehnen so lange umfing und aus der seine Mannschaft auf fünfzehntausend Wagen Beute wegschleppt. Wieder wird, diesmal unter dem Auge der Heiligen Mutter, bei Smolensk gefochten; Davout geschlagen, Ney versprengt. Die Große Armee hungert und friert; muß ihr Geschütz und Geräth verbrennen. „Fremden kann ich sie so nicht zeigen; sorgen Sie dafür, daß ich keinen Auslandsvertreter in Wilna finde.“ Der Strom, der im Juni undämmbar schien, ist bis auf schmutziges Rinnsal versickert. In Kowno fehlen dreihundertdreißigtausend Mann. Von den Corps sind nur die blinkenden Adler geblieben. Ney, der Marschall von Frankreich, kämpft als Gemeiner im Handgemeng, wirft sein Gewehr, dem die Ladung fehlt, in den Njemen und stiehlt sich in einem zerlumpten Mantel durch Polen nach Königsberg. Tschitschagows Tagesbefehl vom zwölften Oktober hat alle Truppentheile gemahnt, den Franzosenkaiser lebend in Gewahrsam zu liefern. „Dick und klein; das Haar kurz, glatt, schwarz; Wuth oder Gallsucht im Blick; Römernase mit Schnupftabaksspuren; weit vorspringendes Kinn; trägt meist einen schlicht grauen Ueberrock und hat stets einen Mameluken bei sich.“ Der im Steckbrief so Gezeichnete hat einmal noch, an der Beresina, die Haufen Tschitschagows und Wittgensteins das Grausen gelehrt. Bald danach scheidet er von dem bröckelnden Heer. Auf dem Schlitten aus Tannenholz spukt er, im grünen Pelzrock, schneebleich unter der Fuchsfellmütze, durch Warschau. Aus Dresden, wo er fünf Stunden lang rastet, schreibt er an Friedrich Wilhelm, er habe den Oberbefehl im Osten an Murat abgegeben, eile nach Paris und bitte, das Preußencorps, mit dem er zufrieden gewesen sei, rasch wie-

Google

der aufzufüllen. Nur zwei Monde gingen, seit Alexander sprach: „Er oder ich.“ Jetzt darf Arndt jauchzen: „Gekommen ist die Zeit; es fällt der bunte Drache!“ Darf Stein sprechen: „Der große Verbrecher liegt im Staub. Möge sich Alles vereinen, um über das unreine Thier herzufallen, das die Ruhe Europas stört! Ein altes Wort kommt zu neuer Ehre: Schrecklich ist Rußlands Gott!“

...Am Lagerfeuer singen Krieger, raunen Gefangene heute wieder das Trostlied. „Lodz und Warschau, Libau und Kowno, Nowo-Georgiewsk und Brest-Litowsk: Das ist nicht Rußland; und deshalb, Alles, ohne Lebensgefahr zu verschmerzen. Hörtet Ihr, rechtgläubige Brüder, nie von dem Falschen Dmitrij, dem Schwedenkönig Karl, niemals von dem großen Napoleon, dessen Rückzug aus dem höchsten Norden sogar alle Wölfe auf die Fährte des in Blutlachen erfrierenden Heeres lockte? In jedem Jahrhundert wagt Einer den Sturmlauf: und stürzt weit vor dem Ziel. Der Franzos nistete hinter dem Erlöserthor, trat, wider den Willen des Gossudars, auf die Schwelle zum Kreml, vernichtete zwei Drittel unserer Kriegsmacht, drei Viertel der tauglichen Waffen und Geschosse. Wie schlecht geleimtes Spielzeug zerbrach, dennoch, sein Schwert. Ohne Wank dürft Ihr gewiß sein, daß morgen wieder wird, was dreimal schon war. Aus unseren ehrwürdigen Bylinen kennt Jeder die Sage von dem muromer Riesen Ilja, den das Wort und der Wein zweier Pilger von dreißigjähriger Lahmheit befreit, der sich selbst dann die Waffen schmiedet, im Thaubad sein plumpes Bauernfüllen in ein Ritterroß veredelt, ringsum das Land von Räubern säubert, ein Tatarenheer schlägt, vier Jahrhunderte, als Schützer wehrloser Tugend, durchwacht, von Himmelsboten nach Kiew gebracht und ins Heilige Höhlenkloster bestattet wird. Ilja ist Rußland: das lange stumm leidet, in Ohnmacht gelähmt scheint und das ein frommer Ruf in unüberwindliche Riesenkraft aufreckt. Seines Gottes Odem ist das Entsetzen der Feinde. Hat Euer Ohr nicht den Muth, ihm zu horchen? Dürftet Ihr zagen, weil die ungeheure Heimath ein Stück altrussischen Bodens, für eine Weile, verlöre, eine noch größere Schaar ihrer Kinder hinsinken sähe? Raum und Zeit, Hitze und Frost streiten für uns. Uebet Euch, träge Christen, in Geduld und jätet das Unkraut des Mißtrauens mit dem Wurzelstumpf aus. Denket Dessen, der früh erkannt hat, daß der Kaiser von Rußland noch in Tobolsk unbesiegbar ist.“ „Früh?“ Ein kränklich Blasser bricht in das bange Schweigen. „Früh? Als die

Google

Noth schon den Reichsrumpf überwachsen hatte, taumelte ein Gewissenloser ins Brandmittel uralter Barbarei; weil des Eisens Heilkraft versagte. Sind wir noch nicht weiter? Peter Tschaadajew, der 1812 in unserer Garde diente, hat geseufzt, der Russe gehöre weder zu Ost noch zu West, sei nicht dem Entwickelungsgesetz der Menschheit unterthan, habe in seinem Blut einen unfindbaren Stoff, der vernünftigen Fortschritt, stetiges Reifen hindere. Nur ein heute noch diesem Glauben Ergebener kann uns andächtigen Aufblick zu Ilja und Rastoptschin empfehlen. Deren Rußland modert. Warum erstritt unser tapferes Heer in vier Monaten nie mehr einen nachwirkenden Sieg? Weil ihm das Werkzeug zur Aufklärung fehlte und seine Führer den Werth schwerer Geschütze und Geschosse nicht einmal geahnt hatten. Warum warfen Hunderttausende, abermals Hunderttausende die Waffe hin und ließen sich, wie in ein Heilbad, in Gefangenschaft gleiten? Weil ihr kindisch frommer Wahn Mörser und Panzerzüge, Stickgas und Flatterminen für Satanswerk, die neue Kriegstechnik des Westens für Höllenkunst hielt, wider die der Sterbliche nichts vermöge. Im Kampf gegen die stärkste Großindustrie Europas hülfe dem Bauer aus kaltem Orient nicht das Schwert und die Lanze des Mannes von Murom. Raum und Zeit unsere Zuversicht? Dem flinkeren Geist des Feindes werden sie zinsen. Klemmt seine Zange nicht, in den Gubernatorien Grodno oder Minsk, in den sumpfigen Wäldern von Bjelowesch oder Sluzk, wichtige Glieder vom Rumpf unsereres Heeres: dann sogar müssen Raum und Zeit ihm noch fronen. Er baut sich selbst seine stählerne Fahrstraße; sichert jeglichen Nachschub; geht nicht um eines Weideschrittes Breite über die Linie hinaus, auf der ihn die für Menschen, Pferde, Gewehre, Kanonen nöthige Nahrung erreichen kann. Vergleiche mit Dmitrijs, Karls, Napoleons Tagen? Lutschbeutel, an denen der Säugling sich in Schlaf zullen soll. Blicktest Du, Tröster, nie hinter die Front dieser Deutschen? Ins triefende Gefechtsfeld hämmern sie Schienen. Ihre Kraftfahrertruppe ist ein Heer. Sie haben Pelze und Küchen; könnten mit ihren Aerzten und Pflegern, mit Arzenei und Verbandzeug noch unseren Bedarf decken; für den winzigsten Zubehör ward überall vorgesorgt. Weichen wir aus verwüstetem Land: sie werden säen und ernten, mörteln und schürfen, bis aus der Massengruft Leben keimt, die Schuttstätte wohnlich prangt.“ Chor überdröhnt den Mahner. „Schrecklich ist Rußlands Gott...“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

5% Deutsche Reichsanleihe.
(Dritte Kriegsanleihe.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben **werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs** hiermit zur **öffentlichen Zeichnung** aufgelegt.

Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch darüber wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) **verfügen.**

Bedingungen.

1. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank**. Zeichnungen werden

von Sonnabend, den 4. September, an
bis **Mittwoch, den 22. September, mittags 1 Uhr**

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin** (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei **allen Zweiganstalten der Reichsbank** mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung

der **Königlichen Seehandlung** (Preußischen Staatsbank) und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sowie
sämtlicher **deutschen Banken, Bankiers** und ihrer **Filialen,**
sämtlicher **deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer **Verbände,**
jeder **deutschen Lebensversicherungsgesellschaft** und
jeder **deutschen Kreditgenossenschaft** erfolgen.

Auch die **Post** nimmt Zeichnungen an allen Orten am **Schalter** entgegen. Auf **diese** Zeichnungen ist zum 18. Oktober die Vollzahlung **zu leisten.**

2. Die Anleihe ist in Stücken zu 20000, 10000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. April 1916, der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1916 fällig.

3. Der Zeichnungspreis beträgt, wenn **Stücke** verlangt werden, **99** Mark, wenn Eintragung in das **Reichsschuldbuch** mit Sperre bis 15. Oktober 1916 beantragt wird, **98,80** Mark für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen (vergl. Z. 8).

4. Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem **Kontor** der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1916 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

5. **Zeichnungsscheine** sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.

Google

6. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle. Besondere Wünsche wegen der **Stückelung** sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.
7. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 30. September d. J. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Oktober 1915
20% „ „ „ „ „ 24. November 1915
25% „ „ „ „ „ 22. Dezember 1915
25% „ „ „ „ „ 22. Januar 1916

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. **Auch die Zeichnungen bis zu 1000 Mark brauchen diesmal nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt zu werden.** Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mk. ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen:
die Zeichner von ℳ 300
ℳ 100 am 24. November, ℳ 100 am 22. Dezember, ℳ 100 am 22. Januar,
die Zeichner von ℳ 200
ℳ 100 am 24. November, ℳ 100 am 22. Januar,
die Zeichner von ℳ 100
ℳ 100 am 22. Januar.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen** Schatzanweisungen des Reichs werden unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zu dem Tage ihrer Fälligkeit in Zahlung genommen.
8. Da der Zinsenlauf der Anleihe erst am 1. April 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen 5% Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zum 31. März 1916 zugunsten des Zeichners verrechnet.

Beispiel: Von dem in Z. 3 genannten Kaufpreis gehen demnach ab	für Stücke	für Schuldbucheintragungen
bei Zahlung bis zum 30. September Stückzinsen für ein halbes Jahr = $2^1/_2$%, tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	ℳ **96,50**	ℳ **96,30**
bei Zahlung am 18. Oktober Stück-Zinsen für 162 Tage = 2,25%, tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	ℳ **96,75**	ℳ **96,55**
bei Zahlung am 24. November Stückzinsen für 126 Tage = 1,75%, tatsächlich zu zahlender Betrag also nur	ℳ **97,25**	ℳ **97,05**

für je 100 ℳ Nennwert. Für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, ermäßigt sich der Stückzinsbetrag um 25 Pfennig.
9. Zu den Stücken **von** 1000 Mark und mehr **werden auf Antrag vom** Reichsbank-Direktorium ausgestellte **Zwischenscheine** ausgegeben, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche **später** öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 **Mark, zu denen** Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden **mit** größtmöglicher Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Januar 1916 **ausgegeben** werden.

Berlin, im August 1915.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Actien-Gesellschaft Körting's Electricitäts-Werke.

Bilanz-Konto am 31. März 1915.

Aktiva.	M.	pf	M.	pf
An Konto der Elektrizitätswerke				
Saldo am 31. März 1914	7 369 689	97		
Abgang 1914/15	1 941	29		
	7 367 748	68		
Erweiterungen 1914/15	915 820	79	8 283 569	47
„ Kautions-Konto			38 967	60
„ Vorräte-Konto			240 722	57
„ Inventar-Konto				
Saldo am 31. März 1914	1	—		
Zugang pro 1914/15	1 214	66		
	1 215	66		
Abschreibung 31. März 1915	1 214	66	1	—
„ Konto vorausbez. Versich.-Prämien			8 501	34
„ Kassa-Konto			21 086	56
„ Konto-Korrent-Konto				
Bankguthaben	24 473	40		
Strom- und Installations-Schuldner	234 269	09		
Beamten- u. Konsument.-Kautionen in Bank-Dep.	19 450	01		
Sonstige Guthaben	63 806	13	341 998	63
„ Effekten-Konto			3 832	50
„ Wechsel-Konto			655	44
			8 939 338	11

Passiva.	M.	pf	M.	pf
Per Aktien-Konto			3 000 000	—
„ Obligationen-Konto			2 000 000	—
„ Kapitalbeteiligungs-Konto				
Vertragsmäßige Beteiligung einer städt. Behörde			35 000	—
„ Reservefonds-Konto			300 000	—
„ Amortisationsfonds-Konto				
Saldo am 31. März 1914	1 796 187	48		
Abgang pro 1914/15	1 873	20		
	1 794 314	28		
Ueberweisung 31. März 1915	312 365	08	2 106 679	36
„ Erneuerungsfonds-Konto				
Saldo am 31. März 1914	926 3	58		
Abgang pro 1914/15	77 276	67		
	849 086	91		
Ueberweisung 31. März 1915	87 1	5	930 171	41
„ Delcredere-Konto				
Saldo am 31. März 1914	2			
Abgang pro 1914/15	1			
	1			
Ueberweisung 31. März 1915	1		200 000	—
„ Hypotheken-Konto				
Saldo am 31. März 1914	2			
Abgang pro 1914/15	26			
	201			
Vertragsmäßige Tilgung	1		200	—
„ Dividenden-Konto			16	—
„ Obligat.-Zinsen-Konto				
Zinsen pro 1914/15	9			
davon bis 31. März	10			
	4			
Rückstände	1		43	75
„ Kautionswechsel-Konto			1	—
„ Beamten-Kaut				
„ Konto-Korrent-				
Bankschulden				
Magistrats				
Maschinis				
Berufsge				
Lieferanten				
„ Talonsteuer-Konto				
Saldo am				
Ueberwe				
„ Gewinn- u. Verlust-Konto				
Reingewi				
Verteilung				
4% Di				
Statut				
Für Be				
Vortrag				

Google

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.	M.	pf	M.	pf
An Betriebs- u. Allg.-Unk.-Konto	490 112	83		
„ Gewinnbeteiligungs-Konto	1 892	66		
„ Obligat.-Zinsen-Konto	90 000	—		
„ Zinsen-Konto	13 296	25	595 301	14
„ Amortisationsfonds-Konto				
Uebertragung auf Immobilien-Abschreibung	313 579	74		
„ Erneuerungsfonds-Konto				
Uebertragung	87 105	50		
„ Reingewinn-Konto				
Ueberschuß	1 408	16	402 093	40
„ [illegible]				
[illegible]			235 500	65
			1 232 994	19

Haben.	M.	pf	M.	pf
Per Vortrag aus 1913/14			72 894	46
„ Betriebsüberschuß [illegible] Gewinn-Konto			1 160 099	73
			1 232 994	19

Actien-Gesellschaft Körting's Electricitäts-Werke.
Goll.

Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Abermals ergeht an das gesamte deutsche Volk die Aufforderung:

Schafft die Mittel herbei, deren das Vaterland zur weiteren Kriegführung notwendig bedarf!

Seit mehr als Jahresfrist steht Deutschland einer Welt von Feinden gegenüber, die ihm an Zahl weit überlegen sind und sich seine Vernichtung zum Ziel gesetzt haben. Gewaltige Waffentaten unseres Heeres und unserer Flotte, großartige wirtschaftliche Leistungen kennzeichnen das abgelaufene Kriegsjahr und geben Gewähr für einen günstigen Ausgang des Weltkrieges, den in Deutschland niemand gewünscht hat, auf dessen Entfesselung aber die Politik unserer heutigen Gegner seit Jahren zielbewußt hingearbeitet hat. Aber noch liegt Schweres vor uns, noch gilt es, alles einzusetzen, weil alles auf dem Spiele steht. Täglich und stündlich wagen unsere Brüder und Söhne draußen im Felde ihr Leben im Kampfe für das Vaterland. Jetzt sollen die Daheimgebliebenen neue Geldmittel herbeischaffen, damit unsere Helden draußen mit den zum Leben und Kämpfen notwendigen Dingen ausgestattet werden können. Ehrensache ist es für jeden, dem Vaterlande in dieser großen, über die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Zeit mit allen Kräften zu dienen und zu helfen. Und wer dem Rufe Folge leistet und die Kriegsanleihe zeichnet, bringt nicht einmal ein Opfer, sondern wahrt zugleich sein eigenes Interesse, indem er Wertpapiere von hervorragender Sicherheit und glänzender Verzinsung erwirbt.

Darum zeichnet die Kriegsanleihe! Zeichnet selbst und helft die Gleichgültigen aufrütteln! Auf jede, auch die kleinste Zeichnung kommt es an. Jeder muß nach seinem besten Können und Vermögen dazu beitragen, daß das große Werk gelingt. Von den beiden ersten Kriegsanleihen hat man mit Recht gesagt, daß sie gewonnene Schlachten bedeuten. Auch das Ergebnis der [illegible] Bekanntmachung des Reichsbank-Direktoriums zur Zeichnung aufgelegten dritten Kriegsanleihe [illegible] einem großen entscheidenden Siege gestalten!

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 11. September 1915.

Notizbuch.

Industria.

Pflicht befiehlt, im vierzehnten Kriegsmonat, nach langer Pause, wieder die Macht zu rühmen, der ein Haupttheil deutschen Sieges zu danken ist; nicht der Schimmer, doch die Dauerbarkeit. Jeder empfindet heute, in Marseille und Tobolsk, Pittsburg und Smyrna, Negotin und Tokio, die Wahrheit des Wortes, das, da ichs vor einem Jahr hier sprach, von Mißverstand entstellt wurde: Zum ersten Mal sieht die Erde einen Krieg mit dem Werkzeug der Großindustrie führen. Wäre er anders geführt worden: der weiseste Feldherr, die tapferste Mannschaft hätte nicht solche Ernte auf des Vaterlandes Tenne geliefert. Industrius hieß dem Römer der thätige Ordner, der geduldige Schichter, der emsige Baumeister; industria der muthig-beharrliche Fleiß, der nicht rastet, bis er Werthe geschaffen, Werthe gemehrt hat. Mit dem Willen zu unermüdlicher Arbeit verflecht auch der Muth; der Träge (ignavus) duckt sich schnell in Feigheit. Uns ist Industrie Wecker, Nährer, Erzieher, Kulturform. Oft hatten wir gehört, daß sie den Leib verkrüppele und die Seele veröde. Sind die Männer, die vom Niederrhein und aus Oberschlesien, von Westfalens Erzhammern und Schwabens Werkzeugmaschinen, aus Berlin und Mannheim ins Schlachtfeld schritten, morsch, schlaff, ohne Drang in Uebersinnlichkeit? In Schlamm und Eis, Gluth und Seuchengefahr sind sie aufrecht geblieben; und haben gesiegt. Ihr Auge ist wach, ihr Hirn hell, ihr Körper in Schicklichkeit gebändigt. Weil sie

Google

Maschinen gebaut, aufgestellt, bedient haben, schreckt Maschinentechnik sie nicht. Mörser und Aeroplane, Torpedo und Trommelfeuer, Handgranaten und Grabenminen: sie wissen, wies gemacht wird. Auch, wie Kraft zu sparen und wo zu speichern ist. Zu jeder Arbeit sind sie, vorn und hinter der Front, tauglich; nie rathlos vor Noth, die Menschenwitz lindern könnte. Tüchtig: ihr Kennwort. Kein anderes Land macht sie dem deutschen nach. Das, knirschen die Feinde, war bis ins Kleinste auf den Krieg vorbereitet. Einst, wenn dieses Irrwahnes Gewölk zerflattert ist, werden sie staunen. Weder die Verwaltung noch das Gewerbe war in zulänglicher Bereitschaft. Monate lang (heute ists nicht mehr Geheimniß) war auch bei uns Mangel an Munition; der Bedarf stieg aufs Fünffache der Schätzung: und wurde leis allmählich gedeckt. Treibmittel, Metalle, Webstoff, Chemikalien, Leder, Gummi: wer hatte solchen Verbrauch geahnt? Wichtige Rohstoffe kamen nicht mehr ins Land; und von dieser Sperre hoffte der Feind die Lähmung des deutschen Kriegergeistes. „Wenn ihnen Salpeter, Baumwolle, Ferromangan, Kupfer, Nickel fehlt, können sie nicht mehr schießen." Sie können; konnten im zweiten Hochsommer, wo es rathsam schien, Geschosse verschwenden; und noch hat ihres Vermögens Wachsthum nicht den Gipfel erreicht. Sie haben Treib- und Düngmittel, Spreng- und Gerbstoffe; erzeugen Stahl und ersetzen Rohkautschuk. Sie kämpfen, siegen; darben weder daheim noch gar draußen; und pfeifen im abgesperrten Land ihren Feinden ein Spottlied. Neue Unterseeboote, Flugzeuge, Automobile? Könnt sie rasch haben. Noch ein Dutzend Fabriken für Kriegsgeräth? Morgen beginnt die Ausschachtung des Bodens. Mehrung der Sprengrohstoffmenge? Doppelung, wenns gewünscht wird. Der vierzehnte Monat im verriegelten Staat: und kein Frontfleckchen ohne Granatenfülle, kein Kolonnenfahrer ohne feste, bequeme Stiefel. Riesenprovinzen der Wirthschaft haben sich in neuen Betriebszweck, neue Betriebsform gewöhnt; beamtete von privaten Verwaltern gelernt; Industriebedürfniß erzog den Eisenbahnkörper in die Fähigkeit zu ungeheurer, unüberschätzbarer Leistung. Nirgends wird geknickert; in Europas fernste Winkel folgt dem Heer flink, was es braucht. Der Krieg als Großindustrie. Die Herren Lloyd George, Thomas, Gutschkow möchten dem deutschen Muster nachstreben. Wären die Menschen aus der Erde zu stampfen: ihr Wesen fände sich

Google

nicht in den Rhythmus, der Lebensfrucht reift. In Deutschland ist er heimisch; sogar in den Bauern schon, deren Väter sich beim Anblick der ersten Zuckerfabrik schüttelten. Von der That einzelner Industriellen wird am Friedenstag zu reden sein. Leuchtet er uns, ist aus germanischer industria seine Flamme entbrannt.

„Bis ans Ende."

Die französische Abgeordnetenkammer hatte eine Geheimsitzung (ohne Zuhörer und Berichterstatter) verlangt; weil die radikal-sozialistische Mehrheit mit dem Kriegsminister Millerand unzufrieden war, der die Bürgergewalt dem Oberbefehlshaber des Heeres, ihrem bewaffneten Arm, unterordne; weil die längst verheißene große Offensive nicht Ereigniß wurde; weil das Gerücht, den der Radikalenpartei nahen Generalen werde die Sonnenseite der Kriegsfront gesperrt, die Häupter der rothen Fraktion geärgert hatte. Ministerpräsident Viviani, der die Gefahr heimlicher Tagung spürt, klettert auf die Tribüne und spricht: „Ich hoffe nicht nur, sondern bin gewiß, daß unsere Würde und das Schicksal des Vaterlandes, das uns vor dem Auge des Feindes richtet, uns bestimmen wird, Kammer und Regirung in dem einigen Willen zu erhalten und zu festigen, der unentbehrlich ist, doch ein seelenloser Bund wäre, wenn ihm die zu wirksamer Arbeitgemeinschaft nothwendige innere Eintracht, Freundschaft und Begeisterung fehlte. Als unbefangener Zeuge muß ich aussagen, daß die stille, emsige Arbeit des Parlamentes, besonders in den Kommissionen, dem Lande beträchtlich genützt hat. Wo es, auf einzelnen Gebieten der Heeresverwaltung, zu langsam vorwärts ging, sorgten wir gemeinsam für Beschleunigung; wir tilgten Fehler, verwarfen falsche Methoden und durften uns guter Ergebnisse freuen. Noch schönere Frucht wird uns in naher Zukunft reifen. Nirgends ist ein Grund zu Unruhe und Pessimismus. Frankreich ist auf der Höhe seines Schicksals. Das dankt es der Leistung all seiner Kinder, dankt es der Parlamentsarbeit und der Kritik, die jeder Regirung Nothwendigkeit ist. Seit Monaten hatten wir uns still darüber verständigt, daß die Zahl öffentlicher Sitzungen sinken, die Hauptarbeit in die Kommissionen verlegt werden solle. Die wollten durch den Augenschein überzeugt werden: und haben auch über diese Aufsichtmöglichkeit sich mit dem Kriegsminister verständigt. Die Be-

Google

dingung war: unbeschränkte Freiheit im Inneren, beschränkte in der Nähe der Front; nie hat übrigens ein Abgeordneter oder Senator in das Handeln des Heeres unmittelbar einzugreifen getrachtet. Nun ist der Wunsch entstanden, die Kammer als Geheimausschuß tagen zu lassen. Sie ist Herrin ihres Willens; und die Regirung wird sich nicht weigern, ihr zu wiederholen, was sie den Kommissionen gesagt hat. Irgendetwas Neues hat sie nicht vorzubringen; nicht das winzigste Aktenstückchen. Daß in der Hast aufgezwungener Vorbereitung Fehler gemacht worden sind, darf ich nicht leugnen. Aber ich möchte endlich eine Legende aus unserem Weg räumen. Die Französische Republik wollte den Frieden und hat diesem Wunsch große Opfer gebracht. Fünfundvierzig Jahre lang fühlte sie in ihrer Flanke das Weh einer gräßlichen Wunde. Galt ihre Hauptarbeit auch Friedenswerken, so hat sie doch immer auch für ihre Vertheidigung gesorgt. Als Beweis dafür genügt mir das Wort unseres Feldherrn: ‚Die Republik darf auf ihre Armeen stolz sein.' Aus dem Geist unserer Tage hat sie ihr Heer gebildet; sie gab ihm die Wucht der Zahl, die sittliche Macht der Gleichheit; sie erzog es im Glauben an Gerechtigkeit und im Haß der Knechtung. Am Tag der Gefahr haben alle Kinder Frankreichs sich unter dem Banner dieser edlen Gedanken versöhnt, ohne die das Schlachtfeld nur Söldner, nicht freie Männer sähe. Ich weiß, daß in den deutschen Zeitungen von unserem Hader geredet wird. Da bei uns Freiheit herrscht, da wir das Erbe der Revolution wahren, giebt es im Denken und im Reden Unterschiede. Von gefährlichem Zwist dürfte man aber nur sprechen, wenn in irgendeinem Winkel Frankreichs ein Häuflein eiligen Friedensschluß wünschte. Alle mir bekannten Franzosen sind einer Meinung über das Ziel unseres Kampfes; sind zur Erneuung des Schwures bereit: daß wir den Krieg führen werden, bis der Triumph des Rechtes gesichert, die Wiederkehr ähnlichen Frevels verhindert, den Helden Belgiens ihr Land, ungeschmälert, aufgebaut und zurückgegeben ist und unser Elsaß, unser Lothringen wieder zu Frankreich gehört. Der Feind hatte gewähnt, unversöhnliche Feindschaft habe unser Land zermorscht: er mußte erleben, daß alle Männer, jeden Glaubensbekenntnisses, jeder Partei, als Menschen und Krieger, als Kämpfer für Recht und Freiheit und als Schützer der Grenze, ihre Pflicht erfüllten. Er wird erleben, daß unser Parlament dem

Google

Heldenheer Hochachtung und Fürsorge gewährt, der Mannschaft und den Oberführern, die der Politik fern bleiben wollen und sollen. Aus der Volkssouveränetät stammt das Aufsichtrecht der Kammer und das Ansehen der Regirung. Wir brauchen Ihr Vertrauen; brauchen, in dieser Stunde, nicht nur einen schnell verhallenden Vertrauensausspruch, sondern die haltbare Anhänglichkeit Ihrer Herzen und Geister. Aus dem Parlament kommt uns die unersetzliche Kraft; es muß uns stürzen oder erhalten. Ich warne vor jeder Halbheit im Entschluß. Ich rufe Sie zu der Versöhnung, die des Sieges Bürgschaft ist, und schließe mit dem Satz: Wenn wir auch fortan nur an das Vaterland denken, wird Alles uns leicht werden." Ungeheurer Beifall. Die Rede soll an alle Mauern geklebt und ins Bulletin des armées de la République aufgenommen werden. Das Gehalt der zwei neuen Unterstaatssekretäre fürs Kriegsministerium wird von 539 Stimmen (gegen eine) bewilligt. Geheimsitzung? Die Kammer vertagt sich bis zum sechzehnten September.

Urtheile. Herr Hervé in La Guerre Sociale: „Deutschland soll nicht glauben, daß wir französische Sozialisten das Band heiliger Eintracht lösen, uns von den anderen Gliedern der großen Franzosenfamilie trennen wollen." Le Journal des Débats: „Die Kammer hat sich Ferien bewilligt, um zu zeigen, daß kein Mißtrauensrest in ihr haftet. Heute war der Tag unseres Ballspielhausschwures. Morgen wird, in einem Aufschrei, das ganze Vaterland den Worten des Ministerpräsidenten zujubeln." Herr Renaudel in L'Humanité: „Ohne den Vertagungbeschluß könnten wir Sozialisten mit der Sitzung zufrieden sein. Nicht alle Fragen sind, freilich, beantwortet worden. Herr Denys Cochin hat angedeutet, daß die ‚Spaltungen', von denen die Herren Millerand und Viviani sprachen, im Schoß des Ministeriums entstanden sein könnten. Diese Andeutung, die ins Innerste der Frage weist, schien nicht allen Kabinetsmitgliedern zu gefallen. Noch ist das Unbehagen nicht gewichen; unser Wunsch ist, daß es sich bis an den Tag der nächsten Kammersitzung nicht verschlimmere." La Libre Parole: „Ein schöner Tag! Wolffs Telegraphen-Bureau kann nicht in alle vier Winde melden, unser Zwiespalt habe einen deutschen Sieg bereitet." Herr Arthur Meyer in Le Gaulois: „Wir haben die Sitzung vom vierten August 1914 noch einmal erlebt. Dreimal sind die Abgeordneten aufgesprungen, um Herrn Viviani jubelnd für seine Worte zu

Google

danken. Bis in die Tiefe des Herzens hat uns, die aus dem Schreckensjahr 1870 Ueberlebenden, die Minute erschüttert, in der das Haupt der Regirung die heiligen Namen Elsaß und Lothringen aussprach.“ Le Petit Journal: „Die Kammer hat den Entschluß bekräftigt, bis zum endgiltigen Triumph auszuharren.“ Herr Clemenceau in L'Homme Enchaîné: „Ich urtheile über die Regirerfähigkeit des Herrn Viviani anders als er selbst.“

Petition an beide Kammern des Parlamentes: „Die Censur hat die ernste, mit hoher Verantwortlichkeit gepaarte Pflicht, nicht drucken zu lassen, was der Landesvertheidigung irgendwie schaden könnte. Allmählich aber hat sie ihren Machtbereich bis über alle Gebiete der Politik ausgedehnt. Die Presse darf heute nicht mehr berichten, erwägen, kritisiren; sie hat kaum noch das Recht, Zustimmung auszusprechen. Und doch war sie, wenn sie sich mit den Reden und den Rednern beider Häuser beschäftigte, stets der besonderen Pflicht eingedenk, die ihr diese Zeit auferlegt; sie hat immer der fürs Vaterland Kämpfenden gedacht und sich gehütet, dem Feind Waffen zu liefern. Der Zustand von heute ist weder des Parlamentes noch der Presse würdig. Der Parlamentarismus ruht auf zwei Grundsätzen: auf dem Recht der Volksvertreter, die Regirung, auf dem Recht der Nation, ihre Vertreter zu kontroliren. Der parlamentarischen Aufsicht ward volle Freiheit zugesichert. Wir fordern für die Oeffentliche Meinung das Recht, die Handlungen der Volksvertreter zu erfahren und in Freiheit zu beurtheilen; wir fordern für uns das Recht, die Oeffentliche Meinung in Freiheit zu unterrichten. Seit dem Kriegsausbruch hat die Presse so starke Beweise ihres Patriotismus, ihrer Hingabe und Bedachtsamkeit gegeben, daß sie im Bezirk der Politik die Freiheit fordern darf, ohne die unser Regirungsystem nicht nützlich walten kann. Regirung und Parlament ohne Aufsicht: Das ist Despotismus. Wir ersuchen die Herren Senatoren und Abgeordneten, von der Regirung die Gewißheit zu erlangen, daß sie die Censurbehörde in feste Schranken weisen und verpflichten wird, nur die Interessen der Landesvertheidigung zu wahren, die nicht ein Einziger unter uns schädigen will.“ Alle gewichtigen Männer der Literatur und der Presse haben diese Petition unterzeichnet. Alle eint die Ueberzeugung, daß ein Zustand, der in gefährdeter Stunde zwar das Gewedel stummer Hunde, nicht aber

Google

freimuthige Kritik, nicht das vorwärts weisende Wort eines gewissenhaften und, ohne Titel und Staatspfründe, gescheiten Mannes erlaubt, nicht unwürdig nur, sondern dem Vaterland durchaus schädlich ist. Daß ein Volk, dem in Schicksalsjahren der Maulkorb angelegt werden müßte, durch das Streben in den Vorrang freier Menschheit lächerlich würde. Daß die Jahrhunderte harten Kampfes um die Freiheit des Glaubens und Wollens, der Rede und der Schrift an Pfefferlingssuche verschwendet wurden, wenn ihr Ertrag ist, daß gerade in den Geschehensstunden, wo jede selbständige Hirnkraft dem Vaterland nutzbar gemacht werden müßte, Unkundigen gestattet werden kann, nur ihre (werthlose) Meinung auszuprägen, und Zufallsschößlingen, der Nation, die sie nährt, den Willenskanal zu verstopfen. Noch ward dem Ruf nicht Antwort.

Schirmt das erzwungene Schweigen wenigstens nun das Geheimniß der Wehrmacht? Ein am letzten Augusttag aus Paris an das Journal de Genève gerichteter Brief giebt die Antwort: „Die Krieger dürfen weder sagen noch schreiben, wo sie sind und was sie thun; und dem Bürger ist verboten, sie danach zu fragen. Die Presse muß auf Erdkunde und Rechenkunst verzichten; in ihren Spalten werden die Namen der Dörfer und die Nummern der Truppentheile durch Anfangsbuchstaben und kabbalistische Zeichen ersetzt. Ringsum Schweigen: und dennoch weiß man Alles. Nie war die Zahl der Gerüchte so groß, nie trugen sie so genaue Angaben durchs Land; die Herrschaft des Schwatzes ist frecher und gefährlicher als je zuvor. Die zeitunglosen Tage scheinen zurückgekehrt, in denen jede Nachricht von Mund zu Mund ging, alles Neue mit Blitzesschnelle durch Hof und Stadt, durch Versailles und Paris flog. Um das Geheimniß als ein Regirungsystem zu begreifen, muß man in Deutschland gelebt haben. Weil dort Niemand was weiß, kann Niemand was ausschwatzen. Nur vor dem Auge der Regirunghäupter liegt das Gesammtbild der Vorgänge; die Beamten sehen nur ihren engen Bezirk; Abgeordnete und Zeitungschreiber erfahren gar nichts. So wars möglich, inmitten von Ahnunglosen die Riesenmaschine zu bauen. In Frankreich ists anders. Jeder will wissen; in jedem Bürger steckt ein Polizist, der die Thatbestandsmerkmale eifernd sammelt und einander gegenüberstellt. Auch neigt die Volksart in Vertraulichkeit; man erzählt gern und laut. In Kaffeehäusern und Eisenbahnwagen schwirren

Google

die Geheimnisse auf und ab. Soldaten und Offiziere werden gewarnt, in den Zügen unbedachtsam zu plaudern; vergebens: Gewohnheit ist stärker als die Mahnung zu Vorsicht. Im Schankraum eines Grenzbahnhofs fand ein mir befreundeter Herr neulich eine Speisekarte, auf deren Rückseite ein Schwergeschoß gezeichnet worden war. Ein Artillerieoffizier, dem er die Karte vorlegte, erkannte das deutliche Abbild des neusten, verbesserten Geschosses. Wahrscheinlich hatte ein Offizier, während der Wartezeit, im Eifer des Gespräches seine Darstellung durch die Skizze erläutert und sie dann auf dem Gasttisch gelassen. Die Censur wüthet, damit keine Seele erfahre, welche Nummer das Depot in Carcassonne trage; wer Ohren hat, kann aber von Offizieren hören, welche Truppen an irgendeine Frontstelle gehäuft sind. Möglich ist das Schweigen auch hier. Das, als ein Beispiel, auf dem Gebiet der Diplomatie erwiesen zu haben, ist ein Verdienst des Herrn Delcassé. Wer erkunden möchte, wie es mit Bulgarien stehe, stößt auf einander widersprechende Angaben und auf Hindernisse jeglicher Art. Wo und mit welchen Streitkräften der nächste Angriff versucht werden soll, die Zahl und das Kaliber bestellter Kanonen: überall ists zu erhorchen; und Frankreich kann nur noch hoffen, daß aller Tratsch mit falschen Angaben wirthschaftet. Geheimsitzungen der Kammer? Die Gefahr würde kaum kleiner, wenn die kargen Bleibsel der Wehrmachtgeheimnisse sechshundert Abgeordneten ausgeliefert würden, die Freunde und Kunden haben, in Kaffeehäusern und Eisenbahnen verkehren." Fürs Erste scheint das Sehnen nach Geheimsitzungen geschwunden zu sein. Der Wähler will sie noch nicht: und ist der einzige Tyrann, dem Monsieur le Député gehorcht. Die Ferienzeit führt sie zusammen; daraus wird „Stimmung".

Die Behauptung des Herrn Viviani, der Abgeordnete könne alles zu Wissenschaft Nothwendige stets erfahren, wird durch einen Bericht gestützt, den Herr Bedouce, Abgeordneter von Toulouse, über das letzte Mühen seines Freundes Jean Jaurès im Midi Socialiste veröffentlicht hat. „Vom siebenundzwanzigsten Juli 1914 an war Jaurès, mit dem Ausschuß der Sozialistenpartei, dem ich angehörte, täglich mindestens einmal im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten, um für die Friedenswahrung zu wirken. Ihm und unserem Genossen Vaillant hatte Herr Bienvenu-Martin, der Vertreter des Ministers, fest versprochen, zu dem

Google

ſtarken Druck mitzuhelfen, den England im Sinn des Friedens verſuchte. Nach ſeiner Rückkehr an den Quai d'Orſay ſagte uns Herr Viviani: Wir handeln nur in Eintracht mit England und bemühen uns, Rußland zur Annahme der von Sir Edward Grey gemachten Vermittlungvorſchläge zu ſtimmen; trotz dem furchtbaren Ungewitter, das ſich an unſerer Oſtgrenze zuſammenzieht, halten wir ihr die Schutztruppen um acht Kilometer fern, damit Zuſammenſtoß und Entladung vermieden werde. Als wir, in dieſer beruhigenden Gewißheit, weggingen, ſagte Jaurès zu mir: ‚Wir könnten an ihrer Stelle auch nicht mehr für die Erhaltung des Friedens thun.' Im Tiefſten ergriff ihn die Mittheilung des Abgeordneten Haaſe, daß der Kaiſer, nach des Kanzlers Angabe, den Krieg nicht wolle. Leider wars nur eine der Lügen, deren Gewebe die Augen der Sozialdemokratie blenden ſollte. Nach kleinen Beruhigungzeichen ſchüttelte am Donnerstag das Schaudern einer Unheilsahnung die vors Parlament geſchaarten Politiker, Abgeordneten und Journaliſten. Aus Brüſſel, wo er vor hunderttauſend Menſchen für den Frieden geſprochen hatte, brachte Jaurès einen Hoffnungſchimmer heim. Der Freitagmorgen war ziemlich ruhig. Alles hoffte, das ſchwarze Gewölk werde weichen, das blaue Himmelsfleckchen ſich breiten. Gegen Zwei ſchlug der Blitz ein. Herr Augagneur brachte die Nachricht, in Deutſchland ſei der Zuſtand der Kriegsgefahr verkündet worden; man habe Schienenſtränge und Telephonlinien zerſtört, Straßen geſperrt, Maſchinen der Oſtbahn jenſeits von der Grenze zurückgehalten. Jaurès, der ein paar Minuten ſpäter kam, war ſtarr, als ers hörte. Dann flammte ſein Zorn auf. Aber er wollte noch hoffen. Forderte haſtig ein franko-deutſches Wörterbuch; ein beſſeres, als in der Kammer zu finden ſei. Der Abgeordnete Dr. Poltevin holte eins aus ſeiner Wohnung und gab es mir. Jaurès riß mirs aus den Händen, ſtürzte ans Fenſter, prüfte jeden Buchſtaben, ſuchte jeder Silbe einen milderen Sinn abzulocken. ‚Sein Optimismus iſt bewundernswerth', flüſterte Sembat. Nein: Jaurès wollte ſich nicht ſelbſt täuſchen; wollte nur die Anderen für eine Weile noch ſchwichtigen, damit ſie Ruhe zur Erwägung des jetzt nothwendigen Entſchluſſes fanden. Wer weiß? Vielleicht war noch nicht Alles verloren. In aller Eile mußten wir mit ihm ins Miniſterium, wo uns Herr Abel Ferry empfing. Was Jaurès dort ſprach, hat Renaudel in

Google

L'Humanité berichtet. ‚Je fester Eure Verträge Euch binden, desto fester muß auch Euer Wille sein, Alles zu thun, was uns den Krieg ersparen kann. Ich fürchte, daß Ihr unserem Bundesgenossen nicht gesagt habt, wenn er den englischen Vermittlungvorschlag nicht annehme, dürfe er gegen Oesterreich nicht auf uns rechnen. Diese Forderung schreien wir, in der Stunde höchster Gefahr, in Euer Ohr; wir müßten es thun, selbst wenn uns Erschießung drohte: denn wir entheben dadurch den Sozialismus der Verantwortlichkeit und weisen zugleich den einzigen Weg, auf dem der Friede zu retten ist.' Immer wieder sagt ers. Immer wieder antwortet Herr Abel Ferry: ‚Ich versichere Sie, daß wir nie aufgehört haben, in der von Ihnen gewünschten Weise auf Rußland zu drücken.' Zu Cachin aber, der mit mir, hinter Jaurès, das Zimmer verlassen wollte, sagte er leise: ‚Alles ist aus!' Wir rennen zu Jaurès, rufens ihm zu; und hören die Antwort: ‚Ich habs gemerkt!' Er scheint gebrochen; richtet sich rasch aber wieder auf, klettert stumm die Treppe hinunter und steigt, mit Renaudel, in den ersten Taxameter, den er erwinken kann. Wir sollten einander nicht wiedersehen. Das größte Hinderniß wurde weggeräumt: und die grause Lawine wälzte sich über Frankreich hin, über die Welt ..." Am Abend des Vendredi tragique wurde Jaurès am Eßtisch einer Gastwirthschaft gemordet. Ob den Sozialisten am Quai d'Orsay ganze oder halbe Wahrheit gespendet ward? Am Tag des Gespräches Jaurès-Ferry ließ, nach der Angabe im Gelbbuch, Herr Viviani den russischen Minister Sasonow ersuchen, „im Interesse des Friedens Alles zu meiden, was die Krisis herbeiführen müsse oder beschleunigen könne"; ließ aber zugleich auch schon dem belgischen Minister Davignon melden, daß Frankreich, wie England, die Neutralität Belgiens achten werde. Er kann also kaum noch auf Friedenserhaltung gehofft haben. Deshalb: „Alles ist aus!"

Ein Jahr danach. Dem russischen Kriegsministerium soll eine Sonderabtheilung eingefügt werden, die für stete Bereitschaft der Munition zu sorgen hat. In der Gossudarstwennaja Duma wird der Plan erörtert. Herr Durow, Abgeordneter von Tomsk, spricht: „Die Regirung ist an der Niederlage unseres Heeres und an dem Nothstand unserer Heimath schuldig. Pferde und Futter, Uniform und Wäsche: überall hat das Lieferungwesen versagt. Die Redlichkeit der Remonteausschüsse ist mindestens zweifelhaft. Von

Google

einem dieser Ausschüsse, dem ein Hauptschreier aus der Patriotenschaar angehört, ist allzu viel getuschelt worden. Drei, vier Großzüchter säckelten Profite; an den Bauer wurde nicht gedacht. Dessen Pferde kauft der Ausschuß erst, wenn irgendein Züchter sie billig erstanden hat und tüchtig dran verdienen kann. Die sibirischen Genossenschaften liefern dem Landwirthschaftministerium spottbilligen Hafer; eine Menge, die dort für vierzig Kopeken zu haben ist, kostet in Rußland dann zwei Rubel. Wir erleben das selbe Geschiebe wie im Krieg gegen Japan. Ich kenne Fälle, in denen die Intendantur dem Heer verfaultes Heu geliefert hat. Ganze Vorrathslager wurden oft zwei, drei Tage vor dem Rückzugbefehl verbrannt. Dann hatte das Heer keinen Proviant und durch die Reihen schlich das Gemurmel, die Intendantur habe durch das Feuer die Spur ihrer Schmutzerei vernichtet. Kleid und Wäsche liefert der Regimentskommandeur. Wir müssen froh darüber sein, daß unsere meisten Offiziere sich ihrer Leute annehmen. Aber nicht alle sind so; und gerade die höchsten haben weder Zeit noch Lust, dem Bedürfniß der Mannschaft nachzufragen. Ich traf an der Front manchen Major, der von der Bureaumaschine so eingeschüchtert war, daß er sich weigerte, für sein Bataillon Unterzeug anzunehmen oder waschen zu lassen." Abgeordneter Adjemow: „Am ersten August wurde der Krieg erklärt. Zehn Tage danach gab es in Deutschland eine Abtheilung für Kriegsrohstoffe; und lange zuvor war die Mobilisirung der Industrie vorbereitet worden. Daran hatte auch Frankreich gedacht; in jeder Fabrik waren Bezirke, die alljährlich von Beamten besichtigt wurden; so konnte ermittelt werden, welche Waaren, welche Mengen jede Fabrik zu liefern vermöge. Was geschah bei uns? Heute erst stehen wir vor der Prüfung dieser wichtigen Angelegenheit. Im August 1914 sagte der Abgeordnete Shingariew zum Dumapräsidenten, ohne Mobilisirung der Industrie sei in diesem ungeheuren Krieg nicht auszukommen. Was der Kriegsminister, mit den von ihm begünstigten Lieferanten, die alle Aufträge schluckten, leistete, genügte knapp für den Geschoßbedarf der Friedenszeit. Erkannte General Suchomlinow nun die Nothwendigkeit, unsere Industrie aufzurufen? Ich hoffe, daß seine Antwort dem neuen Staatsgerichtshof vorgelegt wird. Die ganze Gesellschaft Rußlands drängte sich zu williger Mitarbeit; doch in der Regirung stieß sie auf verächtliche Ableh-

Go gle

nung und auf Befangenheit, die an Verbrechen grenzt. Diese Regirung hat das Land desorganisirt und dadurch dem Feind genützt. Nicht nur um Munition handelt sichs; auch um Lebensmittel, um das Eisenbahnnetz und den Brennstoff. Neben dem Kriegsminister dieses Unheilsjahres steht als Schuldiger der Minister des Inneren, neben Herrn Suchomlinow der Staatsschelm Maklakow. Auch er ist nicht mehr Minister; darf er aber, nach solcher Missethat, im Reichsrath sitzen und über die Organisation des Landes mitreden? Stellen Sie sich nur eine Minute lang vor, daß im vorigen August, als der Dumapräsident dem Kriegsminister dazu rieth, die Industrie mobilisirt worden wäre. Jede brauchbare Fabrik hätte mitgearbeitet; den Günstlingen wären Aufträge, die sie nicht gut ausführen konnten, genommen worden; die Regirung wüßte genau, wo jeder Bedarf zu decken ist. Glauben Sie, daß wir dann diese Schreckensstunde erlebt hätten? Aber Ministerium und Lieferanten verstanden einander nur allzu gut; sie machten ihre Geschäftchen und wollten so süße Gewohnheit nicht aufgeben. Nur wurde nichts Rechtes draus. All diese Zufallslieferanten, Kommissionäre und Makler erwiesen sich als ganz unfähig zu neuer Unternehmung. Ein paar Dutzend Leute konnten auch gar nicht leisten, was dieser Riesenkrieg verlangt. Dazu ist die Arbeit des ganzen Reiches nöthig. Das muß eine Fabrik, eine Maschine für Kriegsbedarf werden. Und dann: An die Spitze der Munition-Abtheilung taugt nur ein Vertrauensmann der Nation, nicht ein gerade amtloser Bureaukrat. Unsere Aufgabe ist nicht, in dieser Abtheilung mitzuarbeiten. Wir haben Gesetze zu beschließen, haben deren Ausführung und die gesammte Reichsverwaltung zu überwachen. Das wichtigste Ereigniß ist jetzt, daß die Regirung endlich eingesehen hat, nur in Gemeinschaft mit dem Volke sei der Sieg zu erstreiten. Was sie versucht hat, muß, von Grund aus, umgewandelt werden; von uns. Da ist unser Sieg, der Sieg der Oeffentlichen Meinung; ist die Lehre dieser traurigen Stunde. Herr Lloyd George sagte neulich im Unterhaus, der Regen deutscher Geschosse sprenge die Ketten des russischen Volkes. Wir fühlen heute die tiefe Wahrheit dieses Wortes. Rußlands Volk ist frei geworden und auf dem Weg zur Organisation für den Sieg." Ein Sozialdemokrat tobt auf der Tribüne seinen Zorn aus. „Nach dem Willen der Regirung sollen hundertfünfzig Millionen Russen ihr Blut hingeben und den Mund halten. Wenn Arbeiter bessere

Go gle

Bedingungen fordern, werden sie des Landesverrathes geziehen; von den selben Leuten, die hier als Verräther am Pranger stehen. Nach unzähligen Niederlagen will die Regirung ihre Verantwortlichkeit nun auf die Reichsduma abwälzen. Arbeiter sollen in den Munition-Ausschuß eintreten. Wer bürgt dafür, daß sie nicht nach Sibirien geschickt werden? Man schwatzt von der Pflicht, dem Heer Geschosse zu schaffen, denkt aber nur an die Gelegenheit, sich die Tasche zu füllen. Wozu auch nur ein Wort über diese Regirung und ihr Haupt sagen? Haben Sie denn noch immer nicht gemerkt, welche Null da vor Ihnen steht? Wer diese Regirung vertheidigt, verräth das Reich." Der Konservative Markow: „Jetzt ist nicht Zeit, einander anzuklagen und zu schimpfen. In der Rede des Herrn Adjemow war die Angabe richtig, daß Deutschland für den Krieg gerüstet war. Das, sagte er, gelte auch von Frankreich. Nein. Die Franzosen waren noch schlechter gerüstet als wir; und der Krieg hat bewiesen, daß Rußland der stärkere Genosse im Bund ist. Links heißt es immer, wir seien nicht in Bereitschaft gewesen, weil bei uns Knechtschaft sei; in Frankreich, England, Belgien aber liegt die Freiheit nicht, wie Sie von Rußland behaupten, in Ketten: und doch war die Vorbereitung dort noch schlechter als bei uns." Herr Maklakow, der Bruder des weggejagten Ministers: „Der Erfolg der Ausschußarbeit wird von der Persönlichkeit des Mannes abhängig sein, der an die Spitze gestellt wird. Dieser Mann muß sich seiner Aufgabe völlig und bis ans Ende hingeben. Das kann der Minister nicht. Leider ist Rußland das klassische Muster des Staates, wo viele Menschen auf Posten sind, für die sie nicht taugen; wo man stets über Menschenmangel klagt und brauchbare Menschen nicht so verwendet, wie man müßte. Biegsame, gefällige Leute, nette Plauderer, liebenswürdige Nullen, glatte Kerle, die den Mantel nach dem Wind hängen: die Sorte kommt vorwärts; Männer von festem Willen und gründlichem Wissen bleiben zurück. Wir sind so weit, daß wir Jedem, der rasch auf die Höhe gelangt ist, mißtrauen müssen; denn wahrscheinlich half ihm Gunst, Durchstecherei, Bereitschaft, beide Augen zuzudrücken, nicht Talent und Leistung, aufwärts. Viele Ernennungen sind ein öffentlicher Skandal; und wenn der Mißgriff gemerkt wird, ists zu spät: die Abschüttelung solcher Gunstgeschöpfe könnte ja dem Ansehen der Regirung schaden! Die neue Regirung soll die Deutschen besiegen; sie wird bald

Google

merken, daß der Sieg über die ihr Untergebenen noch schwerer zu erringen ist. Das Beamtenpersonal muß gesäubert werden; es ist (und war seit Jahrzehnten) das große Hinderniß, das der Besserungswille nicht zu überwinden vermochte. In dieser ernsten Stunde darfs nicht so bleiben. Das Land bringt jedes ihm mögliche Opfer; wir, seine Vertreter, schieben manche Forderung hinaus, gebieten dem zornigen Haß, der in uns wachsen mußte, Schweigen und sind zur Arbeitgemeinschaft mit Denen willig, die wir gestern bekämpften und morgen gewiß wieder bekämpfen müssen. Die selbe Bereitschaft dürfen wir nun aber auch von der Regirung fordern; auch sie darf sich nicht von Neigung und Abneigung leiten lassen, nicht Einflüssen zugänglich sein. Nur eine Losung darf heute gelten: Der richtige Mann an den richtigen Platz! Der Mann, dem die neue Macht anvertraut werden soll, muß reine Hände haben und darf weder einzuschüchtern noch zu kaufen sein; nicht durch Geld, nicht durch Gnade, nicht durch Ministerrang oder eins der anderen Mittel, die unsere Regirung so gern anwendet. Taugt er für das Amt? Nur danach ist zu fragen. Nicht, welche Meinungen er bekennt, welche ‚Beziehungen' er hat, ob er den ‚höheren Sphären' willkommen sein wird. Keiner täusche sich darüber: Rußlands Gesellschaft ist erwacht. Wachsam blickt sie, nicht ohne Mißtrauen leider, auf das Werk, das hier werden soll. Rußland und sein Heer (ich möchte jedem dieser Worte sein volles Gewicht geben) wird Ihre Wahl lehren, was sie von Ihnen zu erwarten haben."
Beifallssturm. Der Antrag Maklakow, der dem Kriegsminister die Uebermacht abspricht und ihn verpflichtet, zwischen seiner Meinung und der des Ausschusses das Ministerkollegium entscheiden zu lassen, wird angenommen. Reichsrath und Reichsduma entsenden in den Munition-Ausschuß ihre Präsidenten und je neun Mitglieder; dazu kommen zehn Ministerialbeamte, je ein Vertreter der Stadtgemeinden und der Semstwos, vier vom Centralausschuß der Kriegsindustrie abzuordnende Männer, von denen zwei Handarbeiter sein können (nicht: müssen). Punktum.

So rauhe Rede hat das heilige Rußland noch niemals gehört. Iwan Longinowitsch Goremykin läßt sie ins müde Greisenohr rinnen und sich nicht tiefer davon erregen als von Muschelgesumm. Ein Altadeliger aus dem Gubernium Nowgorod; einst als Urliberaler verschrien und als Erzketzer von den Vertretern russischer Patriarchie gehaßt. Das Werkzeug Alexanders des Zweiten, des Bau-

Google

ernbefreiers, und den Arenjew, Nekludow und anderen Freiheitschwärmern befreundet. Er hat die landschaftliche Selbstverwaltung gefördert, eine vorsichtig kluge Agrarreform ersonnen und 1906 den Grafen Witte im Ministerpräsidium abgelöst. Von dieser Bürde befreite ihn Peter Arkadiewitsch Stolypin. Nach dessen Ermordung stieg der Finanzminister Kokowzew auf den Präsidentenstuhl. Ihn stürzte der Zweibund Rasputin-Witte; als Einen, der aus dem (von Witte geschaffenen) Branntweinmonopol größere Summen zu keltern trachte, als der Volksgesundheit nützlich sei. Der ganze Bezirk direkter Steuern brachte nicht viel mehr als ein Viertel des Trunkertrages; trotzdem das Monopol für Transkaukasien, Turkestan, die Amur- und die Küstenprovinz, das Transkaspische und das Semiretje-Gebiet nicht galt. Als schmählichen Zins zeigte mans dem sanften Zaren. Ein Allerhöchster Erlaß mahnte den Ministerpräsidenten, über die fiskalische Pflicht die des Menschen und Volkshirten nicht zu vergessen und der Trunksucht zu wehren, obwohl ihre Stillung den Staatsschatz fülle. „Der russische Mensch braucht Schutz vor der Uebermacht seiner noch ungesittigten Triebe.“ Solcher Satz, mag Herr Kokowzew gedacht haben, klingt schön und kleidet den Kaiser prächtig; schafft mir aber nicht die Milliarde Rubel, die ich in jedem Jahr für Heer und Flotte aufbringen soll. Er ging; und wieder kam Goremykin. Immer der Mann für die Athempausen. Den Siebenundsiebzigjährigen, der sich seit 1860 redlich um die Besserung bäuerlicher Lebensbedingungen gemüht hat, schelten sie nun eine Null und einen Wackelkopf. Muschelgesumm für Einen, der zwei Alexander, zwei Nikolai thronen sah und 1870 als „Radikaler“, 1890 als „Reaktionär“ bespien wurde. Er kann ja, will ja nicht dauern. Ob ihn der neue Kriegsminister Poliwanow, der Landwirthschaftminister Kriwoschein (der Stolypins Mitarbeiter an dem Werk über die Besiedlung Sibiriens war), Fürst Wolkonskij oder der Abgeordnete Gutschkow beerbt: einerlei. Ihm war befohlen worden, jeder Kriegsgefahr auszubiegen, bis die Reorganisation des Heeres durchgeführt sei. Er hats nicht vermocht; läßt die Dinge jetzt laufen und hofft, Rußland, das er den Krimkrieg, dann Plewna und San Stefano, Mukden und Portsmouth überleben und nach jeder Niederlage erstarken sah, werde auch von dem schlimmsten Kriegsschrecken bald wieder gesunden. Ein Wohlfahrtausschuß für Landesvertheidigung? Meinetwegen. Lange, intime Gespräche

Google

des Kaisers mit dem Dumapräsidenten Rodzianko? In Ordnung. Vor den Abgeordneten das Zarengelübde, in traulichem Bund mit der Volkheit bis in den Siegestag auszuharren? Kann nicht schaden. Dem Großfürsten-Generalissimus (der, denket dran, nicht „reaktionär“, sondern der Erwirker des Oktobermanifestes, der russischen Morgenröthe, und ein Liebling mächtiger Polen ist) wirds nicht mißfallen. Der gerade will die laute Betonung der Thatsache, daß Rußland im Verein mit fünf Demokratien, gegen drei Hüter vergilbten Herrschaftrechtes, für die freie Selbstbestimmung allen Völkerschicksals ficht; und würde sich zunächst wohl gar in Parlamentsregirung nach englischem Muster bequemen. Der alte Goremykin hebt mühsam die Lider. „Daß nun auch die moskauer Stadtduma sich das Recht nimmt, für Munition und Kriegsgeräth mitzusorgen, soll mich verdrießen? Kinderei. Je mehr, desto besser. Auch der kränkliche Kriwoschein hat nicht den Ehrgeiz, morgen Hans in allen Gassen zu heißen. Der Diktator, den petersburger Patrioten ersehnen, müßte aus anderem Stoff sein. Reichsnoth kann ihn gebären. Schimpfet den Greis nur, Kinder! Ich höre und rieche noch gut. Rieche schon Winter. In drei Wochen schlurft Nekrassows Eisriese mit der rothen Frostnase von Nord her ins Land und macht sich wieder an die gewohnte Arbeit, Alles, Wuth und Leid, Herren und Knechte, sacht in weiße Laken zu betten. Lauschet, Grünschnäbel, dem Blätterfall! Mir singt sein Geriesel: Aus Rußlands Sturz wird Rußlands Auferstehung.“

Kurbel. „Vor hundert Jahren.“ Auf dem pariser Marsfeld exerciren russische und preußische Regimenter neben einander. Zar und König, Großfürsten und Zollernprinzen in trauter Gemeinschaft. Die Leinwand zeigt die Schrift des Prinzen Wilhelm von Preußen. „Die russische Revue war gewiß das schönste militärische Schauspiel, das bis jetzt gesehen worden ist. Diese enorme Egalität in der Equipirung! Jeder muß gestehen, daß es eine Armee ist, wie man sie sich nur denken kann.“ Des Kronprinzen Hand kritzelt: „Großfürst Nikolai und ich streiten jetzt oft, unter tausend Küssen, versteht sich. Man hat ihm über uns so unglückliche Grundsätze beigebracht; er verachtet und haßt alles Deutsche und liebt uns nur als Preußen.“ September 1815. Im März 1888 sagt ein Kronprinz von Preußen, der dritte Zar Alexander sei ein guter, ehrlicher Mann, werde aber enden wie Ludwig der Sechzehnte. Im August 1894 lobt Kaiser Wilhelm den Großfürsten-Thronfolger Nikolai Alexandro-

Google

witsch. „Der ist gescheit und wird ein ganz anderes Regirungsystem wählen.“ Im September 1895 ist dieser Nikolai Kaiser; und spricht: „Ich habe zu Wilhelm gesagt, daß ich nichts dagegen hätte, wenn Deutschland in Ostasien eine Kohlenstation erwürbe. Dann, freilich, werden die Engländer für sich noch mehr fordern. So machen sies immer. Am Liebsten nähmen sie Alles. Ich habe die Engländer gern, traue aber ihrer Politik nicht. Sie müßten uns für jeden Fall das Recht zur Fahrt durch den Suezkanal sichern. Wir sollen Indien bedrohen? So dumm sind wir nicht. Mit dem Deutschen Reich werde ich immer in Freundschaft leben.“ Sein Minister Lobanow rühmt den Dienst, den Rußland durch die Verbündung mit Frankreich dem Erdtheil geleistet habe. „Gott weiß, was diese Franzosen unternommen hätten, wenn wir sie nicht am Zügel hielten.“ September 1915: Polen und Kurland vom deutschen Heer besetzt. Für ein Greisenauge wirds, mit nur zwei Farben, zu bunt. Nicht weiter ... Unten wüthet der Lette Goldmann: „Das Baltikum ist untrennbar vom großen Russenreich. Letten und Esthen wollen Russen sein und bleiben; sie werden dazu mitwirken, daß der berliner Tyrann, der seinen Nachbarn stets die schlimmsten Rathschläge gab und dessen Weltherrschsucht die ganze Menschheit bedroht, in dem Blutmeer ertrinke, in dem er baden wollte. Wir führen den Krieg für Recht und Freiheit bis ans herrliche Ende. Und nicht von der Heeresfront nur: aus jeder Hütte unserer Heimath droht dem Feind Lebensgefahr.“ Abgeordneter Friedmann: „Viel Schlimmes hat, noch in diesen Tagen, das Judenvolk in Rußland erduldet. Dennoch schließt es sich fest an das Vaterland, schaart sich nicht auf Befehl nur unter die Fahne des Reiches und wird fechten, bis die vereinten Völker am Ziel sind.“ Wackelkopf Goremykin ist eingenickt. Poincarés Posaune weckt ihn. „Daß Eure Majestät selbst als Oberbefehlshaber Rußlands Heldenheer führen, erweist den Entschluß, für den uns aufgezwungenen Krieg alle Reichskräfte einzusetzen, bis der Sieg erstritten ist.“ Nitshewo...

Neuer Trompetenstoß ruft zur Besichtigung des Britenheeres. „Die Männer, die zuerst über den Kanal gekommen waren, sind tot oder verwundet. Unter dem Feuer des Feindes wurde die Mannschaft ergänzt, wuchs eine kleine Schaar zum Massenheer auf. Freiwillige! Mit ihrem Blut geizen sie nicht; ihre Tollkühnheit, die sich in das Wesen modernen Krieges nicht fügt, ist täglich zu rügen. Stramm schreiten sie, mit stolz aufgerecktem Haupt,

Google

ins Feuer. Hinten aber, in den Ruheſtunden, wollen ſies behaglich haben. Ihre Pflicht iſt, ſich töten zu laſſen; die des Werbers, ſie gut zu herbergen, reichlich zu nähren und, wenn ſie verwundet wurden, wie im beſten londoner Krankenhaus zu pflegen. Ihr Lager iſt weitab von der Heimath, auf dem Feſtland; ſieht aber aus, als wärs für ewige Dauer geſchaffen. Der Betrachter merkt, daß nirgends geſpart worden iſt. Automobile aller Sorten; einfache, gepanzerte, höchſt elegante. Ueberall blitzblanke Sauberkeit. Jedes Regiment hat ſein Sondergelände mit Wappen, Namenszug, Nummer. Jedes Zelt ſteht auf einem Holzrund und iſt gegen Wind und Regen geſchützt. Für Speiſeräume, Bäder, Brauſen, Waſchkammern mit heißem und kaltem Waſſer iſt geſorgt. Auf jedem Tiſch ein Blumenſtrauß; an den Wänden bunte Augenweide. Teppiche, Lehnſtühle, Seidenkiſſen; Schreibzeug, Bücher, illuſtrirte Blätter; ein Grammophon. Aus hellen, luſtigen Küchen kommt leckere Mahlzeit. Auserleſene Leute, deren Selbſtbewußtſein für die Raſtzeit allen erlangbaren Komfort heiſcht.“ So las mans im Journal de Genève. Im Figaro jauchzte Herr Reinach: „Nirgends fände man beſſer bewaffnete und organiſirte Truppen, nirgends ſtraffere Zucht. Immer wieder fiel mir das Wort Bugeauds ein: ‚Die ſchönſten Soldaten der Welt; ein Glück, daß ihre Zahl klein iſt.‘ Ein Glück, daß ihre Zahl jetzt groß iſt! Aus den vier Diviſionen iſt eine Million geworden. Und dieſe Engländer, die in Belgien und Frankreich ſtehen, ſind tapfer, zäh, abgehärtet, aller Kriegskünſte kundig. Drei Millionen meldeten ſich auf Kitcheners Ruf; an Geiſt und Körper die edelſte Mannheit. Enthuſiaſt iſt der Brite nicht; in ihm lebt nicht, wie in den Griechen von Salamis, in den Franzoſen von Valmy, Jemmappes und der Marne, ein Gott. Doch er iſt, wie der Römer, ein Mann. Ein Herzſchlag im ganzen Heer. Mit ſtolzer, ſchlichter Liebe hängt es am Vaterland. Aus zornigem Haß blickt es auf Deutſchland. Sein Ehrgeiz ſehnt ſich nach kräftigerem Eingriff in den Kampf. Das aus allgemeiner Wehrpflicht erwachſene Heer giebt ein getreues Bild vom Volksweſen; ein Freiwilligenheer engliſchen Schlages bringt die feinſte Kraft der Nation an die Front.“ Zwiſchen Calais und Belfort ſind Frenchs Männer den Göttern Joffres geſellt; Römer den Griechen. In Gemeinſchaft verſuchten ſie, die Menſchenmauer, die im Frühling und Sommer des Ruſſenkrieges dünn ward, zu ſtürzen. Sie ſteht. Ein Jahr lang ſchon. Bis ans Ende.

Google

Reichswirthschaftamt.

Der Volkswirthschafter steht in einem gut eingerichteten Forschunginstitut, in dem alle Schubladen verschlossen, alle Bücher versiegelt sind. Die vorbereitende Sammelthätigkeit dieser Wissenschaft ist, im Gegensatz zu allen übrigen Wissenschaften, schon geleistet. Alles ist gebucht. Das ganze Material liegt in Kassenschränken und Regalen in den Schreibstuben der Produzenten und Händler aufgestapelt. Aber wie die Schlüssel erhalten zu diesen Schränken? Nur Bruchstücke sind zugänglich: summarische Rechenschaftberichte einzelner Gesellschaften; Steuer- und Zollerhebungen, vereinzelte statistische Zählungen, welche nur die allergröbsten Linien des Wirthschaftlebens erfassen können.

Aus diesen Bruchstücken läßt sich Manches vermuthen. Kombinationen und Berechnungen sind möglich. Allein sie gewinnen nie praktischen Werth; sie sind hypothetisch. Hundert Lehrer, welche sich über die Arbeit machen, kommen zu hundert einander widersprechenden Ergebnissen.

Dem Stoff nach wäre die Volkswirthschaft die Wissenschaft der Wissenschaften. Wir studiren Physik, Chemie, Physiologie, Metereologie um der Wirthschaft willen; und diese Wirthschaft, das Ende und der Schlußstein des ganzen Betriebes, ist ein Chaos. Die Wissenschaft führt diesem Chaos stets neue Elemente zu: dem Chaos selbst steht sie hilflos gegenüber. Fortschritte der Wissenschaft und Technik in überstürzender Fülle; und nach jedem Fortschritt Wirthschaftkatastrophen, Verlegenheiten. Auf der Höhe der materiellen Kultur stehen wir vor der Auflösung. Triumphe der Vernunft und Denkkraft in einem Hexenkessel von Meinungen, Parteien, Programmen aufgelöst.

Ist die Volkswirthschaft endgiltig verurtheilt, aus platonischen Betrachtungen zum Gespött der Praktiker eine Wissenschaft zusammenzuflicken, die niemals das Ding zu fassen mag, wie es ist? So lange die Haushaltung- und Geschäftsbücher verschlossen bleiben, kann sich an dieser Situation nichts ändern. Und wer besäße die Macht, diese Bücher zu öffnen? Nur die äußerste Noth der Verhältnisse wird diese Siegel lösen.

Diese Noth rückt jedoch den eifersüchtig ihre Geheimnisse bewachenden Wirthschaftsubjekten ziemlich hartnäckig auf den Leib. Staatshilfe hier und Staatshilfe dort. Der Staat soll helfen; darüber ist man einig. Wenn aber der Staat helfen soll, so muß er auch wissen, worum es sich handelt. Zuerst versucht mans mit Vertrauensmännern, mit Erhebungen, Konferenzen. Die Gut-

Google

achten und Petitionen schichten sich auf den Regirungtischen. Sie widersprechen einander. Eine vorsichtige und kluge Regirung (und welche Regirung wäre nicht vorsichtig und klug?) wird genauerere Unterlagen einfordern: die Bücher. Sie wird, so lange die Petenten mit diesen Unterlagen nicht herausrücken, sich begnügen, jeden Bittsteller nach Rang und Bedeutung mit kleinen Pflästerchen zu beschwichtigen. Die Verantwortung für durchgreifende Wirthschaftreformen kann sie nicht auf sich nehmen, so lange ihr die festen Grundlagen fehlen.

Diese Thatsache ist hart, aber sie ist unwiderlegbar. Die Petenten werden sich Mühe geben, sie nicht zu sehen. Den Staatsmännern selbst erscheint die Sache abenteuerlich. Es wäre ja auch ungeheuerlich: die ganze Wirthschaftführung in Abschrift auf dem Regirungtisch. Aber die Thatsache bleibt: entweder dieses Ungeheuerliche oder Verzicht auf tiefergreifende Staatshilfe.

Die Bedrängtesten werden zuerst die Scheu vor dem Unmöglichen überwinden: die Kleinhändler und Kleinproduzenten. Für sie geht es um Sein oder Nichtsein. Die Regirung ist an der Erhaltung dieser „Selbständigen", die ihre Steuer zahlen und im Uebrigen ihre Differenzen im Wettkampf selbst unter sich austragen, stark interessirt. Ein Parlament von Nur-Angestellten würde eine ganz neue politische Situation schaffen. Beispiel: die Sozialdemokratie. Vielleicht handelt es sich auch für die Regirung bei der Erhaltung des Mittelstandes um Sein oder Nichtsein. Jedenfalls ist es klug, Etwas zu wagen, um dieser neuen Situation auszuweichen, die so viel Ungewisses in sich birgt.

Worin nun bestände dieses Wagniß? Die Geschäftsbücher der Petenten einfordern? Diese existiren ja gar nicht in einer für diese Zwecke brauchbaren Form. Der Handwerker braucht seine Hand zum Arbeiten. Er macht Notizen, schreibt seine Rechnungen. Die Hälfte seiner Sonntagsfreude geht über dieser saueren Arbeit auf. Wenn der Staat neben der Poststelle einen Schalter aufmachte, der diese Notizen sammelt, kaufmännisch verarbeitet, die Rechnungen ausschreibt, die Gelder einkassirt, sie gegen die Lieferantenrechnungen bankmäßig ausgleicht, so ist diesem Manne ein großer Dienst geleistet. Er kann sich ganz auf die Arbeit werfen. Der Schalterbeamte händigt ihm von Zeit zu Zeit den Geschäftsertrag aus; zugleich mit der Rentabilitätberechnung. Der Handwerker genießt alle Vortheile eines kaufmännisch geleiteten Geschäftes und braucht keinen Finger zu rühren. In die Geschäftsbücher, welche der Schalterbeamte für ihn führt, liest er sich allmählich hinein; der Beamte ist sein Lehrer, sein Buchhalter, Kassirer, Bankier.

Google

Völlig geräuschlos ist der Zweck erreicht: die Regirung hat die Bücher in der Hand. Die Arbeit des Akademikers kann beginnen. Er soll feststellen, welche Betriebsformen noch rentabel und welche rentabler sind. Diese Feststellung ist jetzt möglich. Sie ist unanfechtbar und diktirt das unanfechtbare Programm, die unrentable Betriebsform in die rentable überzuführen. Die Reformbestrebung läuft im Gleis sicherer, bestimmter Zahlen. Nun kann man etwas Entscheidendes wagen. Die Regirung kann die Richtigkeit ihres Handelns mit Ziffern beweisen. Sie braucht nicht mehr unthätig und besorgt zuzusehen, wie die neuen Berufskreise der Nur-Angestellten neue Staatengebilde nach ihrem Angestellten-Prinzip in den alten Staat einbauen: sie kann selbst an ihrem alten Staatsgebäude flicken, umbauen und die alten Betriebsformen der neuen Zeit anpassen.

Die Richtung dieser Anpassung ist durch den Schalter, der aufgemacht wurde, um die Kleinproduzenten nach der kaufmännischen Seite zu entlasten, schon bezeichnet. An diesem Schalter wird der Kleinbetrieb centralisirt. Die Gedanken, Ueberlegungen, Pläne, Entscheidungen, Arbeiten, Erfolge des Einzelnen laufen im Gehirn des Schalterbeamten zusammen, werden dort geordnet, verglichen, in ihrer Wechselwirkung erkannt. Der Schalterbeamte leistet mit seinen Gehilfen zunächst gedanklich die selbe Arbeit, die dem Großunternehmer seine gewaltige Bedeutung verleiht. Er setzt die vorhandenen Wirthschaftkräfte in das wirthschaftlich günstigste Verhältniß. Zu Großvaters Zeiten, als man noch mit der Postkutsche fuhr, hatte der Unternehmer nur mit einem kleinen, örtlich beschränkten Kreis von Wirthschaftfaktoren zu rechnen; Alles war noch einfach und durchsichtig gelagert; die feinen technischen Mittel gab es noch nicht. Der älteste Sohn führte das Geschäft seines Vaters weiter; er ließ von Zeit zu Zeit das Haus neu anstreichen; sonst passirte nichts. Alles blieb in alter Ordnung und Jeder konnte sich leicht zurechtfinden. Der Geschäftsverkehr war eng mit dem geselligen Verkehr verknüpft. Die Kunden waren die Freunde und Bekannten des Geschäftsmannes. Man saß abends beim Bier zusammen, gründete Liedertafeln, Schützenvereine, Bildungvereine; man tauschte im Laden die Neuigkeiten aus. In dem ganzen Geschäft steckte noch eine große Summe von persönlichem Vertrauen. Man kannte sich noch. Heute muß der Schuhmacher damit rechnen, daß irgendein Produzent in Amerika oder Australien mit der Hilfe von Verkehrsverbesserungen, von neuen Maschinen, von Schwindelfabrikaten ihm die Kundschaft nimmt; ein Großhändler schickt seine Reisenden direkt in die Privathäuser. Der Kanzleibeamte kauft seinen Kaffee direkt beim Plantagen-

Google

besitzer (durch den Konsumverein). Neue Waaren erscheinen auf dem Märkt. Niemand kennt ihre Herstellung, ihre Kosten. Die wirthschaftlich entwurzelte, geistig beunruhigte Arbeitermasse wächst heran. Tausend Konkurrenten, Konkurrenz- und Erwerbsmöglichkeiten, neue Maschinen, neue Verkehrswege, neue Menschen; und mitten drin der früher große, jetzt kleine Geschäftsmann, der sich nicht mehr auskennt, der gegen alle Neuerungen wettert und griesgrämig zu Grunde geht. Er verarmt, sein Geschäft schrumpft ein und nun verdient er wirklich kein Vertrauen mehr.

Der Wirthschaftbetrieb von heute, in dem die Bewohner sämmtlicher Erdtheile in eine unmittelbare Wechselwirkung getreten sind und Einer den Anderen nicht mehr persönlich kennt, fordert von Jedem, der selbständig in ihn eingreift, ein gewaltiges Orientirungvermögen. Das Wagniß selbständiger Entscheidung ist ins Ungemessene gewachsen. Der einzelne Arbeiter kann für den kleinen Kreis seiner Arbeitleistung diese Orientirung nicht gewinnen, das Risiko nicht abwenden. An seine Stelle tritt die kaufmännische Großorganisation. Die besitzt in dem Apparat von Direktoren, Beamten und Agenten ein eigenes Hirn, das für Tausende von Arbeitern und Angestellten denkt und Jedem seinen Platz anweist. Selbst die ganz Großen fühlen sich nicht mehr sicher genug. Sie schließen sich zu immer größeren Organisationen zusammen. Dieser Zusammenschluß erfolgt aus Noth. Niemand giebt seine Selbständigkeit hin, wenn es irgendwie anders geht. Es ist und bleibt bitter, erst fragen zu müssen, was geschehen solle. Lieber Herr im Kleinen als Diener im Großen.

Dieses psychologische Moment übersehen die eifrigen Vertheidiger der Angestelltenwirthschaft. Sie übersehen auch, daß der auf eigene Rechnung arbeitende Selbständige ein an Erfolg reicherer Arbeiter ist als der Lohndiener. Er spornt seine äußersten Kräfte an, bringt die letzten Opfer, um den Erfolg zu erzwingen. Der Erfolg ist sein Leben, der Mißerfolg ist seine Vernichtung. Der Lohnarbeiter wechselt einfach seine Stelle. Eine nennenswerthe Einkommensteigerung winkt nur den Direktoren, in deren Gehirn sich die entscheidende Wirthschaftthätigkeit konzentrirt. Und sie selbst sind durch Günstlingwirthschaft gefährdet.

Eine Regirung, die aus politischen Gründen das Herrenbewußtsein der Selbständigen schützt und organisirt, bewegt sich auf dem sicheren Boden starker menschlicher Triebe. Der Schalter, von dem ich sprach, kann sehr wohl die Großorganisation des Privatkapitals ersetzen, ohne die Selbständigkeit der Arbeiter wesentlich zu schmälern. Der staatliche Beamtenapparat kann das ganze Wirthschaftleben vollkommener verarbeiten als der private Re-

Google

girungapparat der Großunternehmung. Er besitzt alle Unterlagen und arbeitet für Millionen, nicht für Tausende. Der gewandteste Fabrikdirektor und Makler wäre dem Regirungapparat gegenüber ein Stümper. Wenn der Staatsbeamte am Schalter dem Selbständigen die Ergebnisse dieser Arbeit mundgerecht zuführt, giebt er ihm das Bewußtsein, dem Großunternehmer und dessen Bediensteten mindestens gleichgestellt zu sein. Nun weiß der Mann, was er zu produziren hat, mit welchen Mitteln und für welche Abnehmer, um den Konkurrenten zu schlagen, um zu verdienen. Er kennt seine Stelle im Wirthschaftbetrieb und arbeitet eben so sicher, wie wenn er als Angestellter in einem Großbetrieb stünde. Er arbeitet aber erfolgreicher. Seine persönliche Erfahrung verbindet sich mit den weitausblickenden Berechnungen des hochaufgebauten staatlichen Ausguckes. Neigungen, besondere Fertigkeiten, Charaktereigenschaften werden in Rechnung gestellt. Die Gewißheit, daß der Erfolg genau den Anstrengungen entspricht, giebt Hoffnungen, Schaffensfreude, Zufriedenheit. Das Herrenbewußtsein versüßt alle Mühen, weckt Stolz und Ehrgefühl. Der Meister, der in seiner eigenen Werkstatt steht, ist ein ganzer Mann, ein Mittelpunkt; und wird der Regirung nie Schwierigkeiten machen. Er schimpft wie jeder Andere, wählt und agitirt; aber es ist ihm nicht ernst damit. In seiner Werkstatt ist er Herr. Er regirt im eigenen Haus und ihm fällt nicht ein, im Ernst sich um fremde Angelegenheiten zu kümmern. Mögen Andere die Welt regiren: an der Stelle, die für ihn von Bedeutung ist, entscheidet sein Wille.

Wie armsälig ist der Arbeiter, der Angestellte,dem stets ein Anderer über die Achsel sieht, der sich selbst verkauft, statt seiner Waare, zum Durchschnittspreis, ohne die Möglichkeit, seine Individualität zur Geltung zu bringen, der eine Lohnerhöhung nicht durch persönliche Leistung zu erzielen vermag und seine Hoffnung auf eine Preisdiktatur setzt, die in nebelgrauer Ferne heranreift, von der er nicht weiß, ob sie ihn beglücken oder vernichten, die den Trägen und den Fleißigen mit dem selben Lohn bedenken wird! In diesem Bild ist Alles grau und reizlos. Die Organisation ist freilich die vollkommene. Ein Wille regirt: alle Widerstände sind ausgeschaltet. Ein einziger Tarif ordnet alle Gütervertheilung: die Philosophen können ihn den Normen höchster Gerechtigkeit und Menschenliebe anpassen. Ein Sonnenstrahl göttlichen Lichtes fällt in die Fabrikräume und Schreibstuben (wenn es nicht einer Majorität gelingt, sich an die Stelle der Gottheit und ihrer Priester zu setzen). Doch dieses Licht bescheint nur entwurzelte, in ihrer Willenskraft beschnittene, ihres schönsten Rechtes beraubte Menschen: ein Geschlecht von Lohndienern, die ver-

Google

standen haben, die Welt so einzurichten, daß Jeder der Knecht des Anderen ist.

Organisation: ja, aber nicht bis zur Vernichtung! Ein großes, feinmaschiges Netz, in das der Einzelne seine Persönlichkeit, so weit sie nicht selbstmächtig ist, einfügt; aber keine Wurstmaschine, welche die Menschen ganz und gar verarbeitet. Dieses Netz zu weben, ist die Aufgabe der Volkswirthschaft. Die Aufgabe der Regirung ist, die Schalter zu öffnen, durch welche die Fäden zwanglos ein- und auslaufen.

Die Zeit der Noth ist die Geburtstunde für solche Thaten. Ist diese Zeit gekommen? Oder müssen wir warten, bis die Noth noch größer geworden ist? Das ist eine Frage der Politik. Ich glaube, die Dinge stehen so, daß man eine Million für die ersten Versuche aufwenden könnte; sofort: unter dem Druck der durch die Kriegslage gegebenen Wirthschaftstörungen. Wenn das große Werk nicht gelingt, kann der Schalterbeamte doch Manchem über die augenblickliche Verlegenheit hinüberhelfen: sein Geschäft in Ordnung bringen, Geld zuführen, Arbeit und Aufträge vermitteln, die Heimkehrenden berathen, bis Alles wieder im alten Gang ist, die unzähligen Hilfeleistungen einheitlich zusammenfassen und dem Einzelnen seinen Theil davon sichern. Die Heimkehrenden werden fragen, wo das Vaterland ist, für das sie ihre Stellung und Arbeitkraft geopfert, ihr Leben eingesetzt haben. Wer anders als der Schalterbeamte eines staatlichen Wirthschaftamtes kann ihnen auf diese Frage eine vernünftige Antwort geben?

München. Dr. Hermann Dimmler.

Das wilde Mädel.

...Und kann ich die Welt nicht im Sturme durchfliegen,
Das Meer nicht durchjagen, nicht rasen und siegen —
Ich will einmal sieben Jungens kriegen!
Die können das Alles
Und mehr noch, juchje!
Vielleicht aber kriechen aus Wiege und Windel
Mir Schelme und Strolche und Lumpengesindel,
Hat nie einer Arbeit, hat nie einer Geld...
Dann werd' ich die uralte Räubermutter
(Im Wald, in der Höhle die Räubermutter)
Und hocke am Feuer und koch' ihnen Futter —
Sind doch sieben Kerle!
Weils mir so gefällt!

Ina Seidel.

(Aus dem Band „Gedichte", der bei Egon Fleischel & Co. erschien.)

Google

Jung Carol.

Im kriegerischen Schmuck, den Blumenstrauß vor der Brust: so zog er aus; und lenkte von der geraden, hellen Straße, die nach der Heimath führte, seitab, gegen den hohen, schattenden Wald. Je näher er kam, desto schneller wurde sein Schritt; er konnte nicht erwarten, in die schweigenden, gewölbten Laubhallen einzutreten. Rasch gewöhnte er das suchende Auge an das Zwielicht. Die schräg durch die Stämme fallenden Sonnenstrahlen, die mit willkürlichem Lichterspiel bald lange Rindenblößen in vielfarbigem Moosschmuck, bald niedriges Geblätter am Boden mit der Klarheit gezeichneter Muster enthüllten, leuchteten genug, um das ahnungvolle Düster für das Abenteuer zu erhellen, das ihn hierher führte.

Denn Jung Carol glaubte sich an diesem Tag und zu dieser Stunde bestimmt, ein Wunder, das in dem Bergwald hauste und davon Sage ging, aufzufinden, zu erhaschen und in seine Sammelschränke daheim zu bringen. Ein grotesker, tropisch schöner, gigantischer Schmetterling war hier zu kurzen Monden in der Abendzeit sichtbar. Jung Carol konnte ihn beschreiben; gesehen hatte er ihn nie; er galt als seltenste, höchste Kostbarkeit. Heute vereinten Zeit und Stunde sich günstig; es lud ihn förmlich ein, nach dem seltenen Wild die Jagd zu wagen.

Aber die weiten Hallen waren leer, bedrückend still, als brüte Zauber in den dämmernden Tiefen, hinter den Hängen und Gründen, die fern sich ins grenzenlose Blau dehnten. Nur ab und zu glitt ein gleichgiltiges Insekt unsicher schwirrend durch die Sonnenstrahlbündel und verlor sich im Schatten. Manchmal tönte der Lockruf eines einsamen, unsichtbaren Vogels, seltsam herausfordernd, fast aufregend; als riefe er: Hab Acht! Hab Acht! Er erscholl in unregelmäßigen Pausen, immer, wenn Jung Carol versucht war, von seinem Vorsatz abzustehen und die Hoffnung aufzugeben. Denn er schien vergeblich zu suchen; Stunden waren schon verronnen und der Ersehnte zeigte sich nicht.

Bekümmert, müde, fast bereuend, hatte er sich auf einen gefällten Baum niedergelassen, dessen Rinde abblätternd gegen den Boden fiel. Brütend zeichnete er Figuren in das Erdreich. Da schrak er empor. Hart neben ihm ertönte plötzlich, grell flötend, der Warnungruf des Vogels. Er sprang auf; am Stumpf des Baumes saß er: ein großes, schwarzes, rabenähnliches Thier, das er nie gesehen, blickte ihn mit harten, glänzenden Augen an und hockte unbeweglich; nur manchmal regte der Vogel schluckend die Kehle, als wolle er seinen unheimlichen, kurzen Gesang, der wie ein Signal klang, wieder anstimmen. Mit einem Mal wandte er seinen großen Kopf mit dem langen, spitzen Schnabel spähend nach der Seite aufwärts, spreitete die kurzen, breiten Schwingen aus, erhob sich schweigend mit hartem Flügelklappen in die Lüfte und verschwand, hastig rudernd, in den nächsten Baumkronen.

Google

Jung Carol stand auf. Der menschenleere, schier leblose Wald glich einem ungeheuren Zauberkreis, in dessen Mitte er stand. Leid war ihm schon, daß der schwarze, räthselhafte Geselle von seiner Seite gewichen war.

Begann die Sonne nicht, in wagerechten Strahlen düsterer zu scheinen? Wurde die regungslose Luft, die schwül lastende, nicht um einen Schatten kühler? Es fiel ihm jäh ein: gerade um diese Zeit, vor Beginn der Abenddämmerung, flog der kostbare Falter seinen einsiedlerischen Flug. Er faßte sich ein Herz und spähte umher; noch war Helle genug; er durchforschte Lichtung auf Lichtung. Nichts regte sich. An diesem Ort war er sicher nicht. Jung Carol mußte tiefer nach den Waldblößen zu hindringen, ehe die kostbare Zeit verrann.

Schon wollte er gehen, als der erhobene Fuß ein großes Stück der Baumrinde streifte. Er hob es auf, um zu forschen, ob es Etwas berge; zu seinem Erstaunen klebten zwei dunkle Nachtschmetterlinge an der inneren Wölbung, mit übereinandergeschlagenen Flügeln zusammengeschmiegt. Ihre Farbe hatte einen seltsam tiefen, bläulichen Ton, wie schweres Tuch. Er drehte den Fund mehr gegen das Licht, als am Rand plötzlich Etwas durchdringend glänzte. Ein Blick; ein leiser Schrei; ein Erbeben des Herzens! Gerade auf der Kante des Rindenstückes, mit den langen, feinen Füßen vorsichtig kletternd, saß der große Falter mit aufrecht stehenden, zusammengelegten Flügeln, deren wundersames Goldmosaik den stechenden Glanz in sein Auge entsendet. Kein Zweifel: der Gesuchte!

Und nun breitete er die langen, wundersam gezackten Flügel aus und offenbarte dem Wald und dem Beschauer seine volle Pracht. Ein herrlich flammendes Braunroth, an den Rändern mit himmelblauen eingestreuten Halbmonden, mitten innen aber zwei mächtige, runde, schillernde Augen, die, feenhaften Glanzes, wie Edelsteine in dem Sammet der Flügel funkelten.

Jung Carol wagte nicht, zu athmen. Leise, leise setzte er sich nieder; und der kostbare Fremdling ließ es sich gefallen. Noch bewegte er nicht die Flügel.

Ganz versunken in den nie geschauten Anblick, bemerkte Jung Carol nicht, daß er diesen Schatz nicht allein betrachte. Ein zweites Mal ließ ihn metallisches Blitzen aufschauen. Und siehe: eine dünne, goldene Schlange lag auf dem Baumstumpf geringelt, den der Vogel verlassen, erhob ihren langen Hals und blickte aus beweglich sich drehendem Kopf sternhellen Auges nach dem Schmetterling. Der entrollte jetzt seinen feinen, zur Spirale sich verjüngenden Rüssel, in dessen innerster Windung ein großer, hell smaragdgrüner Tropfen hing. Sogleich gerieth die Schlange in heftig zuckende Bewegung, hielt einen Augenblick lang gerade über dem Falter inne und senkte aus ihrem leuchtenden Köpfchen eine lange, goldene, gespaltene Zunge hinab, die den Tropfen aus dem Rüsselgewinde einsog, emporhob und in dem zähnigen Rachen verschwinden ließ. Da durchlief ein frohes

Google

Zittern den Falter; wie befreit, erhob er sich, lautlos, von seinem Ort und entschwebte raschen, geraden Fluges, die ausgebreiteten Schwingen nur ein Wenig bewegend.

Starr saß Jung Carol da. Der Schreck hatte ihn fast gelähmt; er erhob sich mühsam, dem Fliehenden zu folgen. Gebannt aber blieb er stehen. Die Schlange hatte sich gleich ihm aufgerichtet; er blickte wie gezwungen auf sie. Und zu seinem sprachlosen Erstaunen sah er in ein feines, ovales Mädchenantlitz von wundersamem Reiz, das aus goldfarbigen Schleiern dunkle, schmachtende Augen mit wehmüthigem Lächeln nach ihm wandte. Das süße Grauen, das ihn ergriff, wurde gemehrt, als er fühlte, daß der Wald sich bewege und daß er gehend dahinschwebe; getragen, wohin er nicht wolle. Wie eine Wolke hatten sich die Schleier der Gestalt zu Düften verbreitet, rings hergelagert und schienen, durchströmt von kühler, streichender Luft, zu segeln. Vor ihm her flatterte es hier und dort flüchtig auf; er glaubte, den Entflohenen zu sehen, der gleißend mit seinen bunt schimmernden Flügeln durch dünne Nebelschwaden glitt. Noch fühlte Jung Carol unstillbares Verlangen nach ihm. Nur begann er, müde zu werden, und fröstelte; er versuchte, zu sich zu kommen und umzuschauen, wohin die Fahrt gehe. Aber sein Blick blieb in dem Faltengewirr um ihn hängen, magisch gebannt auf die seltsam mitleidigen Züge des Mädchens. Mit Anstrengung richtete er den widerstrebend müden Nacken auf und forschte mit schweren Lidern nach dem entflohenen Schatz. Der Berg schien unter ihm zu wachsen; er erhob mit Mühe die Füße und fühlte, daß er steige. Nun wich der Boden wieder und ihm war, als ginge es tiefer in Niederungen.

Dunkel sank herein. Schwer und schwerer wurde sein Athem, er hörte, daß er keuche; immer schneller trieb er dahin. Zweifel, Furcht, Heimweh befiel ihn; und er wandte zum ersten Mal bittend den Kopf nach seiner schönen Gefährtin. Aber deren Züge zeigten nur eine steinern milde Ruhe. Sie schien zu altern; das Haar floß silberweiß in ihre Falten, der Goldglanz war zu greisenhaftem Grau verblichen.

Und nichts mehr zu sehen sonst! Gleich einem uferlosen Meer umschwamm ihn Nebel und grüftekalt hauchte es aus den verschleierten Tannen. Das Faltengewebe um ihn legte sich feucht an seine Wangen und ein endloses Regnen von Eisnadeln entquoll den letzten, schwindenden Zipfeln der Gewänder. Tief ins Herz kroch ihm Frost mit schneidend qualvoller Schärfe, zog sich zusammen und drängte die Glieder aneinander; bis Carols Sinne schmerzlos schwanden. Mit schon geschlossenen Lidern blickte er in eine tiefe purpurne Bläue. Durch sie hin schwebte riesengroß der Zauberfalter, schräg ausgebreiteten Fluges, das grelle Augenpaar in der Mitte schauerlich drohend. Das war das Letzte.

Und Carol entschlief; einsam, ohne das erträumte Glück, ein selig bitteres Lächeln auf den Lippen.

Alfred Knobloch.

Google

Herbstkurs.

England bereitet sich auf die dritte Kriegsanleihe vor. Mac Kennas Anleihe, die Ende Juni 600 Millionen Pfund gebracht haben soll, scheint verbraucht und seitdem hilft sich die Regirung mit Schatzscheinen. Im August hieß es, eine englische Anleihe in Amerika (500 Millionen Dollars), die J. P. Morgan Junior einführen wolle, werde 5 Prozent Zinsen gewähren. Dann würde Großbritaniens Normalzinsfuß von 2½ Prozent also verdoppelt. Mc Kenna sagte, als er den Aufstieg zu 4½ Prozent vertheidigte: „Wenn im Verlauf des Krieges eine neue Anleihe zu noch höherem Zinsfuß nothwendig wird, dürfen die Besitzer der zweiten Kriegsanleihe ihre Stücke wieder, zum Parikurs, in neue Schuldverschreibungen umtauschen.“ England läßt, nach lautem Spott über unsere Darlehnskassen, eine Anleihe fortzeugend die andere gebären. Die ersten 4½ prozentigen Mc Kennas können, ohne Abzug, zum Preis von 100 Prozent in neue Stücke ausgewechselt werden. Dabei kostet die zweite Kriegsanleihe an der Börse 96½. Das bedeutet ein Disagio von 3½ Prozent.

Hat Deutschland den Vergleich mit Britanien zu scheuen? Die dritte Kriegsanleihe wird den Zeichnern zu 99 Prozent angeboten. Die erste kostete 97½, die zweite 98½ Prozent. Die Preiserhöhung wäre nicht möglich, wenn die Gestaltung des Kurses, bei den Umsätzen an der Börse, nicht die Voraussetzung dazu geschaffen hätte. Das Publikum hat, durch sein Verhalten zu den Kriegsanleihen, den Emissionspreis selbst bestimmt. Die Franzosen erfinden das tollste Zeug, um den sicheren Milliardensieg, den die dritte fünfprozentige Reichsanleihe haben wird, schon jetzt zu verdunkeln. Und doch beneidet Herr Ribot gewiß unseren Schatzsekretär. Die Banque de France kann von der kunstvollen Anleihetaktik ihres Beschützers ein Lied singen. 6500 Millionen Francs Vorschüsse an den Staat und 1470 Millionen zum Besten der Verbündeten und des beleidigten Frankenkurses. Die Bank wollte, verschämt, die Methode des deutschen Centralinstitutes nachmachen und das Volk zur Auslieferung der versteckten Goldschätze ermuntern. Dadurch wuchs auch der Goldvorrath um ein paar Hundert Millionen; aber die Bank mußte Gold nach London geben, weil sie sich verpflichtet hatte, der englischen Genossin zu helfen. Die Bundesgenossen sind unersättlich und die Devisenkurse werden immer feindlicher gegen den Frankenwechsel. Die Schweiz, zum Beispiel, bewerthet französisches Geld mit einem Disagio von 10½ Prozent, obwohl beide Länder der selben Münzunion angehören und Frankreich, in den ersten Monaten des Krieges, noch große Guthaben bei den Eidgenossen hatte. Für 100 Dollars wurden in Paris, nach der üblichen Rechnung, 516 Francs bezahlt; heute kosten sie beinahe 600 Francs: ein Disagio von etwa 17 Prozent. Nur der Rubel und die italienische Lira werden in Paris schlechter behandelt als in Friedenstagen. Für 100 Rubel werden nur 207 Francs gezahlt (gegen 264¾ normal); für 100 Lire 92,50 (gegen 100).

Go gle

Man braucht die schlechte Haltung der englischen und französischen Valuta nicht als ein Merkmal schwerer Finanzerkrankung anzusehen. Ihre Hauptursache ist die Hemmung des Außenhandels und des internationalen Zahlungausgleiches. Die wirkt auf alle Länder, nirgends aber so stark wie in Frankreich und England. Das Deutsche Reich hat die Absperrung vom Weltverkehr ertragen. Die Anderen hatten geglaubt, unverwundet zu bleiben, und stöhnen nun wie Gemarterte. Großbritannien hat alles erlangbare Gold nach New York gelegt, um den Wechselkurs wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Die Goldeinfuhr, zur Bezahlung der von Amerika gelieferten Waaren, war das einzige Mittel, dem englischen Geld ins alte Ansehen zu verhelfen. Aber die Goldbehälter haben einen Boden und die Amerikaner sind ehrgeizig. Ihnen liegt nicht daran, daß der Sterlingwechsel seinen Ruf im Weltverkehr wiedergewinnt. Sie wünschen, den Dollar an seiner Stelle zu sehen. Deshalb sind sie mit dem Wandel der Dinge zufrieden. Ob England zahlungfähig bleibt, ist für seine Zukunft weniger wichtig als die andere Frage: ob es sich als Abrechnungstelle für den Welthandel behaupten kann. Das muß man bedenken, um zu verstehen, was es heißt, daß in Amerika das Pfund Sterling mehr als 6 Prozent verloren hatte (Parität: 4,86 Dollars; niedrigster Kurs: 4,56). Ein Land, das so viel importirt wie Britanien, könnte die durch die Entwerthung des Sterlingkurses bewirkte Vertheuerung auf die Dauer nicht ertragen. Die britische Handelsbilanz ist im ersten Kriegsjahr um 3½ Milliarden Mark passiver geworden. Dieses Ergebniß ist, mehr noch als auf die Waarenmenge, auf den Waarenpreis zurückzuführen. Könnte Großbritanien den Bedarf an Lebensmitteln, industriellen Rohstoffen und Halbfabrikaten im eigenen Land decken, dann wäre seine Devise nicht im Werth gesunken.

Auch die inländische Theuerung aller wichtigen Gegenstände drückt schmerzhaft. Die City fürchtet, daß die neue Einkommensteuer den Kapitalgewinn um 30, den Arbeitertrag um 15 bis 17 Prozent kürzen werde. Die Unabhängigkeit im Handel und im Handeln, deren sich der Brite stets rühmte, setzt voraus, daß man ihm nicht Verpflichtung zumuthe, gegen die seine Natur sich wehrt. Seit diese Voraussetzung nicht mehr gilt, wird ein Gewirr feindlicher Interessen sichtbar. Die Aushebung der Männer zum Heeresdienst schadet der Industrie; die Ausfuhrbeschränkungen schädigen den Außenhandel, die gesteigerten Löhne den Konsumenten. Der englische Boden ist so reich an Kohlenlagern, daß in guten Jahren für 500 Millionen Mark Kohle ausgeführt wurde. Der Riesenbesitz brachte dem Volk niedrige Preise und dem Staat eine große Einnahme. Jetzt ist die Kohle knapp und theuer. Der Handelsminister schätzt die Mehrbelastung des Volkes durch die Erhöhung der Kohlenpreise auf 20 Millionen Pfund. Die walliser Bergleute drohten zweimal mit dem Generalstrike und setzten zweimal ihr Verlangen nach Lohnaufbesserung durch. Der Bergwerkbetrieb ist theuer geworden; und die Tonne Kohle, die in Newcastle

Go gle

vor einem Jahr mit 15 Schilling bezahlt wurde, kostet heute 22. Bei geringeren Sorten ist die Preissteigerung noch höher. Das Ausfuhrverbot nützt nicht; denn die Preise für englische Kohle sind im Ausland so hoch, daß man sich so lange wie möglich mit einheimischem Brennstoff behalf. Die Exportbeschränkung ist natürlich ein Opfer, das dem Außenhandel aufgebürdet wird, und drückt auf die Handelsbilanz. Auch Englands Wohlstand ist also in ernster Gefahr.

Die Amerikaner glauben nicht, daß Britanien in Vermögensverfall gerathen könne. Für den Frühling der Friedenszeit brauchen sie einen Abnehmer, der die gesteigerte industrielle Arbeit rentabel macht. Die newyorker Börse ist wieder einmal überheizt. Die berühmten Namen, die von den Kriegsereignissen verschlungen schienen, sind wieder an die Oberfläche getrieben worden; und es lohnt sich, newyorker Kursberichte zu veröffentlichen: weil in dieser Zeit sonst nirgends Gelegenheit zu praktischen Uebungen ist. Freilich: die Kurse sitzen auf dünnen Glasstäben. Die Vereinigten Staaten spüren einen spekulativen Bethätigungdrang, der an die berüchtigten Gründerjahre mahnt. In Deutschland entzündeten die französischen Milliarden die Phantasie; in Amerika sind es die englisch-französischen Milliarden, die für Waffen und Munition ins Land kommen. Die Vereinigten Staaten machen ihr Geschäft während des Krieges und rechnen darauf, daß ihnen der Wiederaufbau Europas, das ja Stoffe und Waaren aller Art in ungeheurer Menge brauchen wird, noch mehr einbringen müsse.

Die Aktionäre der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft brauchen auch nach dem Tode des Generaldirektors Emil Rathenau nicht um ihren Besitz zu bangen. Im Juli war ihnen gesagt worden, daß die bis Ende April errechneten Umsätze und Aufträge nicht kleiner gewesen seien als im Vorjahr, obwohl das feindliche Ausland mit seinen in Friedenstagen beträchtlichen Ziffern fehlte. Auch die Finanzen der Gesellschaft sind in der alten guten Form geblieben; ihr Bankguthaben betrug Ende Juni 1915 83 Millionen Mark. So groß war es nie zuvor. Ergänzt wurde die Summe der Bargelder durch ein Guthaben von 36 Millionen, das der AEG-Schnellbahn gehört. Nennenswerthe Verluste gabs in der Kundschaft nicht; keinen im Kontokorrent. Die Dividende wird von 14 auf 10 Prozent sinken. Doch die Verwaltung läßt sich durch den Krieg nicht einschüchtern; um eine neue Gemeinschaft mit den Berliner Elektrizität-Werken zu knüpfen, erhöht sie das Stammkapital von 155 auf 191 Millionen. Nur Krupp, Diskontogesellschaft, Deutsche und Dresdener Bank verzinsen noch größeres Kapital. Und in der Generalversammlung, am dritten September, konnte der Vorsitzende, Herr Dr. Rathenau, mit Recht die Erwartung andeuten, daß auch die Dividende bald wieder steigen werde.

Die BEW sind nicht viel jünger als die AEG. Ein Grundsatz Rathenaus lautete: „Für sichere Abnehmer muß man selbst sorgen.“ Die BEW schlossen einen Stromlieferungvertrag mit der Stadt Ber-

Google

lin; und die AEG, die bei den Kapitalserhöhungen der BEW den halben Aktienbetrag zum Parikurs fordern durfte, wurde zugleich die Lieferantin ihres Kindes. Das war ein kleines Monopol, das der Stadt aber nicht schlecht bekam; denn sie war am Gewinn betheiligt. Trotzdem kündigte sie den Vertrag. Am ersten Oktober 1915 geht das städtische Kraftwerk der Gesellschaft in den Besitz der Gemeinde Berlin über, die am selben Tag dafür der BEW 128 Millionen zu zahlen hat. Privater oder städtischer Betrieb: so große Fragen wagt Deutschland im Sturm des Weltkrieges zu beantworten. Wo ist der Mann, der die englische Elektrotechnik aus der Zwangsjacke der Grafschaftvorurtheile befreit? Als der Krieg begonnen hatte, wurde in englischen Fachblättern gemahnt, aus den Erfolgen der deutschen Elektrotechnik zu lernen. Ob die Mahnung genützt hat? Noch war davon nichts zu merken. Die AEG will nun die BEW, die als Aktiengesellschaft weiterleben, fest an sich ziehen. Den Aktionären der BEW wurde ein Aktienumtausch vorgeschlagen, für den natürlich die Grundlage, der Vergleich amtlicher Kurse, fehlt. Am fünfundzwanzigsten Juli 1914 wurde die Aktie der AEG zu 218, die der BEW zu 154 notirt; obwohl die Dividenden beider Gesellschaften sich nur um 2 Prozent unterschieden. Die AEG will die 44 Millionen Mark Stamm- und 20 Millionen Vorzugaktien der BEW erwerben und hat den Aktionären vorgeschlagen, 4000 Mark BEW gegen 3000 Mark AEG einzutauschen. Wichtig ist die Begründung: „Die allgemeine Lage stellt die AEG vor die Aufgabe, durch Vermehrung und Ausbau ihrer Fabrikationzweige für die Möglichkeit einer vorübergehenden Einschränkung der Auslandthätigkeit einen Ausgleich zu schaffen.“ Sie ist, wie sich gezeigt hat, auf das Ausland nicht angewiesen. Das braucht die Fabrikate und Einrichtungen der deutschen Elektroconcerns; denn selbst die größte amerikanische Gesellschaft, die General Electric Co., blieb mit ihrem Umsatz im vorigen Jahr um fast 100 Millionen hinter der AEG und hatte neben deren 240 000 Einzelkonten nur 15000 aufzuweisen. Solche Ziffern können sich sehen lassen.

Die BEW waren längst auf die Abtrennung ihrer berliner Centralen vorbereitet. Rathenau wollte nicht, daß die Gesellschaft liquidirt werde, wenn die Stadt den Vertrag kündigte. So wurde dem Unternehmen ein neuer Inhalt zugedacht: das große Kraftwerk bei Bitterfeld, das über weite Braunkohlenfelder verfügt. Der erste Plan war: Groß-Berlin aus diesem Fernkraftwerk mit wohlfeiler Elektrizität zu versorgen. Dieser Plan fiel; der Werth des Besitzes blieb ungeschmälert bestehen. Das Kraftwerk wird jährlich 1 Milliarde Kilowattstunden abgeben. Um Kalkstickstoff aus der Luft zu gewinnen, sicherte eine weitab liegende Fabrik sich die Lieferung von 500 Millionen Kilowattstunden; der Braunkohlenbesitz und der bequeme Abbau verbilligt den Preis so, daß der Bezug aus Bitterfeld dem Bau einer eigenen Kraftcentrale vorzuziehen ist. Die BEW werden auch als finanzielle Trustgesellschaft der AEG wichtig sein; sie besitzen

Go gle

Aktien und Schuldverschreibungen mancher Elektrizitätwerke, besonders der Elektrizität-Lieferung-Gesellschaft, die mit der züricher Elektrobank in Verbindung steht. Von den 128 Millionen, die Berlin für die Elektrizitätwerke zahlt, fließen mindestens 80 der AEG zu. Deren Aktionäre werden das neue Kapital eben so gut arbeiten sehen, wie das alte bis heute gearbeitet hat. Und die Kapitalkraft dieser Gesellschaft wird, mit einem Bankguthaben von 200 Millionen, jeder Aufgabe gewachsen sein, an die sie herantritt.

Viele Aktionäre der BEW haben zu hohem Kurs gekauft. Sollen sie den Tausch mitmachen, der ihnen Verlust droht? Bei dem von der AEG vorgeschlagenen Umtauschverhältniß 4:3 käme die BEW-Aktie auf ungefähr 155 Prozent; in den Jahren 1911 und 1912 war sie über 200 gestiegen und erst kurz vor dem Krieg in die Tiefe geglitten. Wer die Hoffnung hat, daß bald wieder hohe Dividenden blühen werden, braucht seine Aktien nicht umzutauschen. Die Leiter der AEG sind solcher Hoffnung fern; sie sagen: „Die BEW, die ein reines Betriebsunternehmen waren, gewinnen den Charakter eines ausgeprägten Industrieunternehmens, dessen Entwickelung nicht, wie früher, lediglich auf dem Wachsthum einer Großstadt beruht, sondern von den Handelskonjunkturen einzelner Erzeugnisse abhängig wird. Den Aktionären der BEW soll ermöglicht werden, sich von den unvermeidlichen Risiken einer zum Theil auf neue Grundlagen zu stellenden industriellen Entwickelung zu befreien, die zeitweise auch mit Einsenkung der Erträge verbunden sein kann.“ Das klingt wohl düsterer, als durch die Umstände bedingt war. Die AEG will die Aktien haben, um den BEW einen neuen Inhalt zu geben. Ob sie höheren Preis bieten konnte? Hält Bitterfeld, was es verspricht, so ist den BEW reicher Ertrag sicher. Greifbar aber sind nur die Zinsen des Kapitals, das von der Kaufsumme für die städtischen Werke übrig bleibt, und die Zinsen und Dividenden der den BEW gehörenden Werthpapiere. Davon sind zunächst die 20 Millionen Mark Vorzugaktien mit 4½ Prozent Dividende und 56 Millionen Mark 4- und 4½prozentiger Schuldverschreibungen zu versorgen. Der Dividendenschein für 1914/15 bleibt den BEW-Aktionären; 12 Prozent wird er diesmal nicht bringen. An der AEG-Dividende für 1915/16 werden die umgetauschten Aktien zur Hälfte betheiligt sein; die übrigen Stücke behalten natürlich ihren vollen Anspruch. Der wird aber kaum mehr ergeben, als die halbe Dividende der AEG beträgt. Für die nächsten Jahre müssen die BEW-Aktionäre bescheiden sein; sie dürfen auch nicht vergessen, daß ihre Dividende von dem Willen der AEG bestimmt wird. Die zwingt Keinen zum Umtausch. Jedem Aktionär bleibt volle Willensfreiheit. Ist er zu klarem Urtheil fähig, dann wird er sich sagen, daß gerade der Krieg die Gesundheit unserer Elektroindustrie erwiesen hat und daß die AEG auch auf neuen Märschen, unter neuen Führern, nach Menschenvoraussicht vornan bleiben wird.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 18. September 1915.

Großfürst Nikolai.

„Der Minister beharrt noch immer in dem Glauben, daß der Friede zu retten ist. Die Zweifel Eurer Kaiserlichen Hoheit habe ich ihm, so deutlich, wie mir befohlen war, ausgedrückt; in so derben, knochigen Worten, wie sie an der Sängerbrücke vielleicht noch nie gehört worden sind. Er steifte sich auf das Gebot der Amtspflicht, kein friedliches Mittel unversucht zu lassen. Bleiben alle unwirksam, dann können wir der russischen Gesellschaft den Beweis vorlegen, daß uns der Krieg aufgenöthigt ward und daß..."

„Wir erst ein Stärkeklystier nehmen mußten, um die ärgste Diarrhöe loszuwerden. Dafür auch noch Beweise? Sasonow ist ein schwindsüchtiges Täubchen. In diesem Ministerium beerbt ein Hosenmatz den anderen. Seit Jahrzehnten. Gortschakow war ein parfumirtes altes Schwein. Bis über die Grenze der Leistungfähigkeit hinaus in jedem Jahr mindestens viermal läufig und noch in den Pausen immer sous le charme irgendeines Unterrockes oder weibischen Schwätzers. Er kannte aber das politische Personal und die Coulissengeschichte von Europa; wußte ein Ding zu drehen, hatte eine leichte Hand und schließlich Etwas wie Nimbus. Den Ueberwinder hat er selbst aufgezüchtet; und, sous le charme de Bismarck, zu spät gemerkt, daß dieser Kerl aus einer ganz anderen Schachtel kam. Von Dem war, nach Sedan, sogar noch 1875, die Dardanellenöffnung sammt Konstantinopel billig zu haben. Statt es zu erlangen, fütterte der Zwerg seine runzelige Eitelkeit mit dem Knabenspaß, einem Großen Steine zwischen die langen Beine

Google

zu werfen. Uebrigens: Weh Dem, der sich früh so in Furcht bringt, daß der Gegner sein stärkstes Geschütz wider ihn auffährt! Immerhin war der Alte die letzte Figur da drüben. Giers mochte die Lider nie von den Thränensäcken aufziehen: und sah drum nicht mal, was nebenan geschah. Lobanow hatte was in sich; ist aber als Knospe gewelkt. Das artige Lebemännchen Murawiew konnte nur unserer guten Dänin, mit Monocle und blanken Worten, ein Genie scheinen. Iswolskij: gut als Techniker, doch, mit kindischer Empfindlichkeit, Geldklemme und Irrwischeifer, für europäisches Klima ungeeignet; von seiner Witterung zeugt das Abkommen mit Japan (wie die Anbändelung mit Italien von der Blickschärfe, die Giers in wachen Minuten hatte); daß er gegen Aehrenthal den unbedachten Contre Gortschakows gegen Bismarck wiederholen wollte und uns den Mann verfeindete, der hier der russischste aller Diplomaten seit Caulaincourt gewesen war, zeigt ihn als Taps. Welche Galerie, Heilige Mutter von Kasan! Daß auf der anderen Seite des Schachbrettes nichts Besseres war, ist ein Trost für Knirpse. Der Einzige, aus dem, trotz der Kruste des deutschen Herrn Professors, Brauchbares zu holen gewesen wäre, Hartwig, ist uns krepirt, ehe er seine Durchschlagskraft zeigen konnte. Sasonow ist nicht so dumm wie, nach dem Urtheil unserer Großen Katharina, sein Ahn; eher ein feines Köpfchen. Auf diese Sorte ist Europa heute heruntergekommen. Siehst Du ihn noch aus Potsdam zurücktrippeln? Kaum hat er das Lied von seinen ‚Erfolgen' und der rührenden Eintracht mit Deutschland der Laute entzupft: da knattert die Meldung herein, daß die Deutschen das ganze Erste Türkencorps, also Konstantinopel, in der Hand haben. Die Freude wurde versalzen, die Militärmission für eine Weile noch aus der Allmacht gesperrt; aber unser Köpfchen lernte aus dem Erlebniß nichts und wurde nach dem Gallenfieber bald wieder zutraulich. Jetzt bewinselt es die Frage, ob uns erlaubt sein werde, zu behaupten, daß der Krieg uns ‚aufgenöthigt' worden ist, oder ob die liebenswürdige ‚Gesellschaft' uns vorwerfen dürfe: Ihr Racker habt ihn gewollt. Wenn ich solche Unterscheidung im Pagencorps gehört hätte, wäre der feinste Bengel nicht ohne Ohrläppchenkniff weggekommen. Aus dem Mund eines Ministers riecht es wie Sterlet, dessen Leiche acht Tage in der Krimsonne lag. Sind wir Bettfärber, die sich Leinsamen oder Rizinus aufnöthigen lassen?

Google

Schade, daß Wittes Hausjude Rothstein nicht mehr lebt. Von diesem schlauen Aas müßte die Hohe Excellenz hören, wie es einem Geschäftsmenschen ginge, der seinen Sozien oder Aktionären zu erzählen wagte, die Gerissenheit der Konkurrenz habe ihm den Rebbach verdorben oder Konflikte aufgenöthigt. ‚Bezahlen wir Sie, damit Sie uns von der Geriebenheit Anderer vorplärren? Sind Die dreimal gesiebt: seien Sies siebenmal! Sonst ... liegen wir bei Ihrer Mutter!‘ Offensiv oder defensiv: darüber verlieren Erwachsene kein Wort. Wer, in Staatsgeschäften, lieber ein frommes Rindvieh als ein verschmitzter Schlagetot scheinen will, mag bei Ekopzen Stimmen sammeln. Wer Angriff nicht in Vertheidigung umzuschminken versteht, soll mit den Beamtenfrauen unseres Opernchores, während Jewgenij Onjegin seine Lunge überheizt, Konfiture schmatzen. Ich bin nur Kavallerist und Generaladjutant Seiner Majestät. So viel Wind hat mir aber um die Nase geweht, daß ich über die Unterscheidung gewollten Krieges von aufgenöthigtem nicht einmal mehr lachen kann. Kümmerliches Gefasel; taugt in die Kinderstube Alexejs. Weiter. Was steckt noch in der Kiste des Köpfchens? Oder ist sie schon leer?“

„Der Minister hat mich ersucht, Eurer Kaiserlichen Hoheit das Gerippe der wichtigsten Vorgänge zu zeigen, und mir die dazu nöthigen Notizen geliefert. Mit gnädiger Erlaubniß ...“

„Gerippe sagt mir nichts Rechtes. Fleisch, Sehnen, Eingeweide, Adern und Saftinhalt: da sitzt das Leben. Damit können meine Sinne arbeiten. Der Rest: Vergleichende Osteologie; nichts mehr für den Operateur. Doch fürs Erste immerhin: los!“

„Am dreiundzwanzigsten Juli (ich gebe die Data nach westeuropäischer Zeitrechnung), um sechs Uhr nachmittags, hat der Gesandte Oesterreich-Ungarns in Belgrad dem Finanzminister Patschu, der den Ministerpräsidenten Paschitsch während dessen Wahlreise vertrat, das Ultimatum überreicht und die Frist zur Antwort auf achtundvierzig Stunden begrenzt. Patschu hat unserem Strandtman den Inhalt mitgetheilt und hinzugefügt, keine serbische Regirung könne alles Geforderte leisten. Trotz der kurzen Frist erhielt unser Auswärtiges Amt vom Botschafter Grafen Szapary die Note erst am vierundzwanzigsten Julimorgen; sechzehn Stunden nach der Uebergabe in Belgrad. Herr Sasonow ließ sofort den Minister Grafen Berchtold um Fristverlängerung bitten; ‚da-

Google

mit unerrechenbare Folgen verhütet werden'. Er schrieb: ‚Ueberzeugen die Großmächte sich von der Berechtigung der österreichischen Forderungen, dann könnte ihr Rath sie in Serbien unterstützen. Eine Weigerung, die Frist zu verlängern, nähme dem von Oesterreich-Ungarn bei den Großmächten gethanen Schritt jede Bedeutung und stünde in Widerspruch zu den Grundbegriffen internationalen Verkehres.' Berlin, London, Paris, Rom wurden ersucht, in dem selben Sinn auf Wien einzuwirken. Am selben Vormittag kam die Depesche des serbischen Prinz-Regenten an unseren Allergnädigsten Herrn. Prinz Alexander berief sich darauf, daß seine Regirung von der ersten Minute an ‚das abscheuliche Verbrechen von Sarajewo verurtheilt und die Eröffnung eines Strafverfahrens gegen jeden auf serbischem Boden der Beihilfe Verdächtigen angeboten' habe. ‚Jeder der Beihilfe zu dem Attentat überführte Serbe wird von uns streng bestraft werden.' Die Frist sei zu kurz, manche Forderung Oesterreichs erst nach einem von der Skupschtina zu billigenden Verfassungwandel erfüllbar. Von dem Slawenherzen des Zaren erbitte er Vermittlung. Auf den unterthänigsten Rath des Ministers haben Seine Majestät die Antwort aufgeschoben. Paschitsch beschloß nach seiner Rückkehr, innerhalb der Frist zu antworten und Annehmbares anzunehmen; zu Strandtman sagte er: ‚Ist der Krieg nicht zu vermeiden, dann werden wir ihn führen.' Sasonow ließ drucken: ‚Die Kaiserliche Regirung beobachtet aufmerksam die Entwickelung des serbo-österreichischen Zwistes, dem Rußland nicht gleichgiltig zuschauen kann.' Wien lehnte die Fristverlängerung ab. Kudaschew konnte den Grafen Berchtold, der in Ischl beim Kaiser Franz Joseph war, nicht sehen und mußte mit dem Sektionchef Baron Macchio verhandeln. Die Abwesenheit Berchtolds führte auch der berliner Staatssekretär als einen der Gründe an, die ihn zweifeln ließen, ob unser Wunsch nach Aufschub der Entscheidung irgendeinen Erfolg haben könne. Stärker sei das Bedenken, ob Oesterreich durch Nachgiebigkeit in der letzten Stunde nicht das Selbstbewußtsein Serbiens steigern werde. Dieser Gefahr sei eine Großmacht im Verkehr mit einem Kleinstaat nicht ausgesetzt, sagte Bronewskij; konnte aber, trotzdem er auf die Möglichkeit ernster Folgen hindeutete, eine bestimmte Beistandszusage von dem Staatssekretär nicht erlangen."

„Strandtman, Kudaschew, Bronewskij sind doch Sekretäre. Wo waren die Missionchefs, Hartwig, Schebeko, Swerbejew?"

Google

„Auf Urlaub.“

„Und Iswolskij, mit Poincaré und Viviani, auf der Rückreise aus Petersburg; und Paris Herrn Sebastopulo anvertraut. Alles, was noch ein Bischen Ansehen und Erfahrung aufbringen konnte, nicht zu Haus. Saubere Wirthschaft. Und doch war seit der Geschichte in Sarajewo auf Meilen zu riechen, daß irgendwas gebraut werde. Wozu mästet man, mit übertriebenem Kostenaufwand, Botschafter, die so stumpfe Nasen haben, daß sie sich nicht zu rechter Zeit heimtrollen? Der ‚Herr Oberst‘ ... Schön. Also!“

„Daß Serbien unserem Rath gefolgt und in seiner Antwort fast über die Grenze des einem souverainen Staat Möglichen hinaus gegangen ist, wissen Eure Kaiserliche Hoheit. Die Antwort schloß mit der Erklärung, das Königreich sei, wenn die angebotene Genugthuung in Wien noch nicht genüge, bereit, sich entweder dem Urtheil des haager Internationalen Gerichtshofes oder dem Spruch der interessirten Großmächte zu fügen und, in jedem Fall, ‚wie immer, eine friedliche Verständigung zu erstreben‘. Graf Benckendorff (der, wie ich betonen möchte, auf seinem londoner Posten war) meldete, der Oesterreichische Botschafter, Graf Mensdorff, habe zu Grey gesagt, die wiener Note sei nicht als Ultimatum zu betrachten und werde, nach ungenügender Antwort, zwar zum Abbruch des diplomatischen Verkehres, aber nicht sofort in Krieg führen. Nach dieser Angabe blieb noch ein Hoffnungschimmer; wir mußten in ihr ja den Ausdruck des austro-ungarischen Regirungwillens sehen. An dem selben Tag ließ Berlin offiziös melden, es habe auf den Wortlaut der Note keinerlei Einfluß geübt, ihn vor der Aushändigung in Belgrad gar nicht gekannt, finde Oesterreichs Anspruch aber berechtigt, werde ihn unterstützen und hoffe noch, daß der Streit lokalisirt bleibe. Ungefähr eben so sprach der Deutsche Botschafter in Paris; da ‚der Pfeil nun einmal abgeschossen sei‘ (wörtlich), könne Deutschland sich nur von seiner Bundespflicht leiten lassen. Abends erhielt Paschitsch die Mittheilung, seine Antwort genüge nicht und der Gesandte Giesl verlasse deshalb, mit dem ganzen Personal, die serbische Hauptstadt; sofort wurde die Einberufung der Skupschtina und die Abreise der Regirung und des Diplomatencorps nach Nisch beschlossen. Sasonow gab noch nachts unserem römischen Botschafter den Auftrag, dem Marchese di San Giuliano zu sagen, Rußland dürfe

Google

den Serben seinen Schutz nicht entziehen und Italien könne zur Erhaltung des Friedens wesentlich mitwirken, wenn es in Wien deutlich zeige, daß es den Streit, der nicht lokalisirt werden kann, unter keinen Umständen begünstigen werde. Am nächsten Morgen meldete der prager Generalkonsul Kasanskij, der Kaiser habe die Mobilisirung des Heeres beschlossen. Aus Berlin telegraphirte Bronewskij, eine große Menge habe, als die österreichische Mobilmachung bekannt geworden war, lärmende Straßenkundgebungen für Oesterreich-Ungarn, später, vor unserem Botschafthaus, feindliche gegen Rußland veranstaltet; ‚Polizei war kaum zu sehen und schritt nicht ein.' Aus Christiania wird die schleunige Heimfahrt des deutschen Geschwaders, aus Diedenhofen der Anfang der Mobilisirung, aus Baden die Registrirung aller der Militärbehörde erreichbaren Automobile berichtet. Trotz Alledem verhandelt Sasonow ruhig weiter. Jedes Mittel, das den Frieden sichern könne, sei ihm genehm: Einzelverhandlung mit Szapary; Konferenz der unbetheiligten Großmächte Deutschland, England, Frankreich, Italien (Vorschlag Greys); auch jeden anderen Weg, der ans Ziel führen könne, werde er gehen. Am siebenundzwanzigsten Juli ist Herr Iswolskij wieder in Paris. Er kann feststellen, daß Dringende Depeschen nach und aus Serbien durch den österreichischen Telegraphendienst viele Stunden, halbe Tage lang verzögert werden; und daß in Paris der Deutsche Botschafter sich bemüht, Frankreich von uns zu trennen und für den Fall des Mißlingens die ganze Schuld am Kriegsausbruch uns und unseren Verbündeten zuzuschieben. Dieser Tag bringt zwei wichtige Thatsachen. Grey sagt zu dem Fürsten Lichnowsky: ‚Wenn Oesterreich, trotz der serbischen Antwort, deren über alles Erwarten versöhnlicher Ton der russischen Einwirkung zu danken ist, den Krieg erklärt, enthüllt es damit die Absicht, Serbien zu vernichten. Daraus kann ein Krieg werden, in den alle Großmächte eingreifen müssen. Gern werden wir in Gemeinschaft mit Deutschland alles für den Frieden Mögliche thun; ist er aber nicht zu erhalten, dann handeln wir in völliger Willensfreiheit.' Und, zweitens, die Antwort unseres Allergnädigsten Herrn an den Prinz-Regenten von Serbien schließt mit dem Satz: ‚So lange auch nur die schmalste Hoffnung bleibt, Blutverluste meiden zu können, muß all unser Streben diesem Ziel zugewandt sein. Erreichen wirs, wider meinen auf-

Google

richtigen Wunsch, nicht, dann darf Eure Königliche Hoheit gewiß sein, daß Serbiens Schicksal dem Russischen Reich niemals gleichgiltig werden wird.' Der Achtundzwanzigste liefert Schebekos wiener Depesche, der Kaiser habe den Mobilisirungbefehl unterzeichnet; und Bronewskijs Meldurg, noch sei die serbische Antwort von keiner berliner Zeitung im Wortlaut veröffentlicht worden; ‚offenbar werde die Veröffentlichung nicht gewünscht, weil sie die deutschen Leser beruhigen könnte'. Paschitsch ruft, als Strandtmann ihm die Depesche unseres Herrn vorgelesen hat..."

„Himbeerkwas mit Streuzucker! Also? Er hat sich gewiß bekreuzigt, anderthalb Dutzend heißer Thränen vergossen; und?"

„Unseren Geschäftsträger umarmt, geküßt und ausgerufen: ‚Groß, Herr Gott, und gütig ist der Zar!' Danach kann er mittheilen, daß Bulgariens Gesandter offiziell angezeigt hat, seine Regirung werde für die Dauer des Krieges neutral bleiben. Diese Anzeige ist wichtig, weil sie die Gefahr doppelten Angriffes auf Serbien ausschließt, dem, nach dem Bukarester Vertrag, der Eingriff Rumäniens und Griechenlands folgen müßte, und weil sie die Hoffnung auf rasche Erneuung des Balkanbundes nährt. Noch hat übrigens der Krieg, für den die bulgarische Neutralität zugesagt wird, nicht begonnen. Der Deutsche Reichskanzler läßt, am neunundzwanzigsten Juli, durch Pourtalès Herrn Sasonow sagen, er werde den Versuch mildernder Einwirkung auf Oesterreich fortsetzen, dessen Heer, nach seiner Kenntniß, Serbiens Grenze noch nicht überschritten habe. Sasonow dankt für den freundschaftlichen Ton dieser Mittheilung und erläutert dem Botschafter unser militärisches Handeln; gegen Deutschland sei nicht, auch gegen Oesterreich-Ungarn nur das durch dessen Mobilmachung Gebotene verfügt worden und Niemand plane bei uns einen Angriff. Wenn Wien guten Willen zeige, werde, nach den serbischen Konzessionen, die Verständigung leicht sein; am Schnellsten wäre sie durch unmittelbare austro-russische Aussprache und zugleich durch eine Konferenz der vier unbetheiligten Großmächte zu erlangen. Die Aussprache wird von Oesterreich abgelehnt; und Herr von Jagow, der das Wort ‚Krieg' für die ‚Straferpedition nach Serbien' unpassend findet, will offene Einwirkung auf Oesterreich nicht zusagen, das sich sonst beeilen würde, ‚Deutschland vor eine Thatsache zu stellen.' Darf ich die Geduld Eurer Kaiserlichen Hoheit

Google

noch, für Minuten nur, in Anspruch nehmen? Mein Vortrag ist dem Ende nah. Grey läßt in Berlin sagen, die Vermittlung, für die Frankreich, Italien, England gewonnen seien, hänge am Willen Deutschlands, dem die Bestimmung der Form überlassen werde. Unser Herr telegraphirt, nachdem er in Peterhof seinen Minister empfangen hat, an den Deutschen Kaiser: ‚Ich bin glücklich, daß Du nach Deutschland heimgekehrt bist, und beschwöre Dich, in dieser ernsten Stunde mir zu helfen. Einem schwachen Volk ist ein schmählicher Krieg erklärt worden; dadurch ist in Rußland ungeheure Erbitterung entstanden, die ich durchaus theile. Ich sehe voraus, daß ich dem Druck, der auf mich geübt wird . . .‘“

„Auf den Selbstherrscher? Druck? Von wem?“

„Doch wohl von der Volksstimmung . . . ‚nicht mehr lange widerstehen kann und zu Schritten genöthigt sein werde, die in Krieg führen können. Damit das Unglück europäischen Krieges uns fern bleibe, bitte ich Dich, im Gedächtniß unserer alten Freundschaft, mit allen Dir erlangbaren Mitteln Deinen Bundesgenossen zu hindern, allzu weit zu gehen.‘ Trotz der (später widerrufenen) Meldung, Deutschland habe Heer und Flotte mobilisirt, schlägt Sasonow zwei Verständigungformeln vor. Erste: ‚Wenn Oesterreich von der Erkenntniß, daß aus der austro-serbischen eine europäische Frage geworden ist, sich bestimmen läßt, in seinem Ultimatum auf die mit Serbiens souverainen Rechten unvereinbaren Forderungen zu verzichten, stellt Rußland seine Wehrvorbereitungen ein.‘ Er bittet, alles zur Friedenswahrung von Berlin aus irgend Mögliche zu thun; aber auch zu bedenken, daß Rußland nicht Verhandlungen führen könne, deren Zeitraum von Deutschland und Oesterreich nur zu stiller Vollendung ihrer militärischen Bereitschaft ausgenützt wird. Herr von Jagow antwortet, die Formel scheine ihm für Oesterreich unannehmbar. Auf Greys Wunsch wird sie geändert; und lautet nun: ‚Wenn Oesterreich sein Heer auf serbischem Boden Halt machen läßt, wenn es anerkennt, daß aus dem austro-serbischen Zwist eine Frage von europäischem Interesse geworden ist, und zugiebt, daß die Großmächte erwägen, welche Genugthuung Serbien, ohne seine Unabhängigkeit und souverainen Staatsrechte zu gefährden, der austro-ungarischen Regirung gewähren könne, verpflichtet Rußland sich, in abwartender Haltung zu beharren.‘ In Greys Auftrag tritt Goschen in Ver-

Google

lin für diese Formel ein. Auf zwei Depeschen des Deutschen Kaisers antwortet unser Herr: ‚Die militärischen Beschlüsse sind schon fünf Tage alt und nur zur Abwehr der österreichischen Vorbereitungen bestimmt. Von ganzem Herzen hoffe ich, daß sie Deine Vermittlerarbeit, die ich sehr hoch schätze, nicht hemmen werden. Wir brauchen Deine kräftige Einwirkung auf Oesterreich, damit es sich zu Verständigung mit uns entschließt. Aus Deinem Willen zu Mitarbeit schimmert mir noch eine Hoffnung auf freundlichen Ausgang der Sache. Unsere Wehrvorbereitungen wurden durch die österreichische Mobilmachung bedingt; sie einzustellen, ist technisch unmöglich. Der Wunsch, Krieg zu führen, liegt uns ganz fern; so lange unser Gespräch mit Oesterreich über die serbische Angelegenheit währt, wird mein Heer jede herausfordernde Handlung meiden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort. Wie auf Fels baue ich auf Gottes Gnade. Zum Heil unserer Länder und des Europäerfriedens wünsche ich Deiner Vermittlung in Wien volles Gelingen. Herzlichst Dein Nikolai.‘ Dies ist vom einunddreißigsten Juli.“

„Wie schloß die Depesche, deren Beantwortung ich jetzt hörte?“

„... Hier! ‚Das ganze Gewicht des zu fassenden Entschlusses wird nun auf Deinen Schultern ruhen; sie werden die Verantwortlichkeit für Krieg oder Frieden zu tragen haben. Wilhelm.‘“

„Nicht ‚herzlichst‘; nicht ‚Dein‘; nur der Name. Und darauf die Antwort vom Einunddreißigsten. Gut. Noch was?“

„Das berliner Telegramm war aus der Nacht vor dem letzten Julitag. Vierundzwanzig Stunden danach forderte Pourtalès: Demobilisation, auch auf unserer österreichischen Grenze, binnen zwölf Stunden; sonst deutscher Mobilmachungbefehl. Sasonows Frage, ob diese Forderung Krieg ankünde, verneinte der Botschafter; meinte aber, die Gefahr sei ganz nah. Frankreich ist zur Erfüllung seiner Bündnißpflicht bereit; nicht, mit leichtem Herzen‘. England hat bis heute irgendwelche Verpflichtung für den Kriegsfall nicht auf sich genommen; auch der Republik nichts zugesagt.“

„Und Ihr schaukelt Euch noch, wie in Livadia der fette Papagei in seinem Messingreif, zwischen Furcht und Hoffnung?“

„Die Situation ist unklar und mindestens seltsam zu nennen. Deutsche Ultimata in Petersburg und in Paris; gestern aber sind, trotzdem eigentlich doch nur von einem austro-russischen Konflikt die Rede sein kann, von Szapary die Verhandlungen mit Saso-

Google

now wieder aufgenommen worden und Graf Berchtold hat in freundschaftlichem Ton mit Schebeko geredet. Und heute hörten wir von Szapary, Oesterreich-Ungarn sei bereit, den Einfall in Serbien aufzuschieben und die Stellen seiner Note, die Serbiens Souverainetät gefährden, von den Großmächten, zum Zweck der Vermittlung, nachprüfen zu lassen. Dabei ist unser Ministerium nicht etwa das Opfer einer Selbsttäuschung. Grey hat seiner aufrichtigen Freude über die Wiederaufnahme der Verhandlungen Ausdruck gegeben und vorgeschlagen, die durch das Mißtrauen Rußlands und Oesterreichs gegen einander erschwerte Lösung dadurch zu fördern, daß an der Sängerbrücke von England, am Ballhausplatz von Deutschland, unter der Bürgschaft aller vier unbetheiligten Mächte, der Vergleich empfohlen werde: Keine Kleinerung des serbischen Gebietes und Hoheitrechtes, aber volle Genugthuung für Oesterreich. Bis dieser Vorschlag erledigt ist, dürfe natürlich keine Macht die Waffenaktion fortsetzen. Wiens Einverständniß sei durch die Worte Berchtolds und Szaparys gesichert. Goschen solle die Zustimmung des Herrn von Jagow zu erlangen suchen und ihm oder dem Kanzler sagen: Grey werde jeden Vorschlag, der Deutschlands Willen zur Friedenswahrung erweise, nicht nur gern in Paris und Petersburg unterstützen, sondern auch beiden Regirungen deutlich aussprechen, daß England, wenn sie so unvernünftig wären, solchen Vorschlag abzulehnen, sich um die Folgen dieser Ablehnung nicht im Geringsten kümmern werde. Diesen Entschluß hat Grey dem Deutschen Botschafter angezeigt; ihm aber nicht gehehlt, daß in einen Krieg, in den Frankreich hineingezogen werde, wohl auch England eingreifen müsse. Seine Absicht ist offenbar: beide Parteien durch die Andeutung, daß sie im Fall muthwillig begonnenen Krieges England gegen sich haben würden, einzuschüchtern und zu friedlicher Schlichtung des Streites zu stimmen. Dieser Unbetheiligte, dem man Erfahrung und Instinkt des Politikers doch nicht absprechen kann, hält den Stand der Dinge also nicht für hoffnunglos. Kaiserliche Hoheit werden danach begreifen, daß auch Herr Sasonow bis in diese Stunde auf dem Glauben steht, der Friede Rußlands und, mindestens, Europas sei durch besonnenes Handeln noch zu retten."

„Was ich begreifen will, lasse ich nicht von Barsois einspeicheln. In Eurer Küche ist jeder Winkel jetzt hell. Und ich verstehe, warum ich später als der dreckigste Wolgaflößer mobil gemacht

Google

wurde. Hauptkerle! Mit Oesterreich haben sie Streit. Beide Mächte bereiten sich zum Waffengang. Deutschland drängt sich dazwischen und fordert, trotz herzlicher Ergebenheit, Hilfeflehen und anderem zuckersüßen Gerede, schleunigste Demobilisirung, auch an Oesterreichs Grenze. Das verlangt selbst diese Demüthigung gar nicht, sondern nimmt das abgebrochene Gespräch wieder auf und ist, zum ersten Mal in dieser Krisis, mit diplomatischer Erörterung der in seinem Ultimatum strittigen Punkte einverstanden. Ueber dieses Ultimatum wäre also hinwegzukommen; die Regirung meines Schwagers Peter in dem Umfang haftbar zu machen, in dem ihre Mitschuld an der Ermordung des Erzherzogs nachgewiesen werden kann (wovon ja, weils die Hauptsache ist, noch nicht die Rede war). Bleibt das zweite, das berliner Ultimatum. Wenn der Kaiser von Rußland, dem mans an den Kopf zu werfen gewagt hat, sich ihm beugt und die Mobilisirung gegen Deutschland rückgängig macht, sitzt ihm noch immer die Kriegsgefahr an der Kehle: weil er die militärische Vorbereitung gegen das mobile Oesterreich nicht einstellt, das die Einstellung gar nicht verlangt und mit ihm beinahe schon einig ist. Blödsinn, der die höchsten Uralgipfel übersteigt! Blinde Kinder tappen in den Sumpf. Und das hustende Täubchen an der Sängerbrücke träumt noch von Friedensrettung?“

„Seine Hohe Excellenz, deren Auffassung ich, ohne Andeutung eigener Bedenken, hier wiederzugeben berufen bin, stimmt mit den Ministern der Westmächte in dem Glauben überein, daß der letzte berliner Entschluß von der Frage abhängig sein wird, ob das Deutsche Reich fürchten muß, Großbritanien neben Rußland und Frankreich zu finden. Nun hat, wie ich mir darzustellen gestattete, Sir Edward Grey beide Parteien dadurch unsicher und zum Vergleich willig zu machen versucht, daß er die Macht oder Gruppe, die einen ‚vernünftigen Ausgleichvorschlag‘ abgelehnt hätte, mit Englands Gegnerschaft oder, mindestens, eiskalter Neutralität bedrohte. Diese Drohung konnte unsere Haut nicht ritzen; wir haben uns ja täglich zur Annahme jedes vernünftigen Vorschlages bereit erklärt und sogar, vielleicht schon zu laut, um neue Formeln gebeten. Aber Grey hat noch mehr gethan. Er ließ gestern durch Goschen dem Reichskanzler sagen: ‚Ueberstehen wir die Krisis und wird der Friede erhalten, dann werde ich all meine Kraft für ein (von Deutschland mitzubeschließendes) Abkommen einsetzen, das dem Deutschen Reich völlige Sicherung gegen eine feindsälige

Google

Politik Frankreichs, Rußlands, Britaniens, der einzelnen Mächte oder ihrer Gesammtheit, bietet und die selbe Sicherung auch den Bundesgenossen Deutschlands verbürgt. Solche Uebereinkunft zu schaffen, war längst mein Wunsch; der Erfüllung galt meine Arbeit während der letzten Balkankrisis. Und da ihn auch Deutschland hegte, war die Besserung im Verhältniß der beiden Länder sichtbar. Noch schien mein Gedanke zu utopisch, als daß er der Ausgangspunkt bestimmter Vorschläge werden konnte. Gelangen wir aber durch die neue Friedenserschütterung, die gefährlichste, von der Europa seit vielen Menschenaltern heimgesucht ward, wieder in Ruhe, dann, hoffe ich, wird die Nachwirkung ein erleichtertes Aufathmen und eine innigere Verständigung der Mächte bringen, als bisher zu erlangen war.' Dabei handelte sichs, wie Eurer Kaiserlichen Hoheit nicht entgehen kann, um das weitaus werthvollste Angebot, das aus Britanien jemals nach Deutschland kam; recht eigentlich um den Antrag, das System der zwei, seit zehn Jahren einander unfreundlichen Gruppen aufzugeben und aus der Triple-Entente einen einträchtigen Großmächtebund, also den Keim zu Vereinigten Staaten von Europa werden zu lassen. Herr von Bethmann gab dem Botschafter Goschen keine Antwort; er sei im Augenblick (der Empfang war am letzten Julimorgen) so überbürdet, daß er fürchten müsse, den Inhalt der Verbalnote nicht genau im Gedächtniß zu bewahren, und bitte deshalb um eine Abschrift. Die hat er empfangen; aber bis in diese Stunde nicht beantwortet. Da weder anzunehmen ist, daß er die ungeheure Bedeutung des Antrages nicht erfaßt habe, noch, daß er ihn mit grundlos kränkendem Schweigen abthun wolle, erwartet Sasonow in jeder Minute den Besuch Sir George Buchanans, der die in London eingetroffene Antwort vorlegen werde. Sie könnte einen neuen Weg in Verhandlungen öffnen, deren Gegenstand über den Zufallsstreit von gestern und heute in Höhe und Tiefe beträchtlich hinausginge. Daß solche Möglichkeit abgewartet wird, läßt sich um so leichter rechtfertigen, als unsere Vorbereitung ja nicht etwa deshalb stockt. Auch die diplomatische nicht. Das Rundschreiben des Ministers ist im Rohbau fertig. Es erwähnt, daß wir schon am achtundzwanzigsten Juli die erste Meldung von Oesterreichs Mobilisation hatten und dort sogleich die Hälfte des Heeres, bei uns nur die Mannschaft der vier Militärbezirke Kiew, Odessa, Moskau, Kazan unter die Fahnen gerufen wurde; daß wir Serbien, dessen Volk

Google

und Regirung ohne irgendwelchen Beweis der Mitwirkung zu einem gemeinen Verbrechen beschuldigt worden waren, nach allem in vergangener Zeit Geschehenen und im Bewußtsein slawischer Verwandtschaftpflicht nicht schutzlos lassen durften, aber, trotzdem die offene Stadt Belgrad zweimal beschossen wurde, stets in freundschaftlichem Ton mit Oesterreich-Ungarn gesprochen, von ihm und von Deutschland friedliche Schlichtung des Streites erstrebt und alle unbetheiligten Mächte als Helfer zu diesem Werk aufgerufen haben; daß gerade der Tag, der die Einigung mit Oesterreich in nahe Sicht brachte, uns mit dem deutschen Ultimatum überrumpelte. Dessen Frist läuft in drei Stunden ab. Und der Minister legt natürlich den allergrößten Werth auf den Rath Eurer Kaiserlichen Hoheit, deren Führung im Kriegsfall unser Heer ..."

„... vielleicht allergnädigst anvertraut werden wird; wenn Seine Majestät nicht geruhen, einen tauglicheren und bequemeren Feldherrn aus der Westentasche zu ziehen. Du könntest, Andrej Wassilijewitsch, wissen, daß ich kein Tressengeck oder Ehrgeizhals bin, auf ererbte Hoheit pfeife und in Rede und Schrift nur als ‚Generaladjutant Nikolai' bezeichnet sein will. Ich bin des Kaisers Diener. Und Deinem Minister Zipushka Ohnefalsch in Demuth für huldvolle Werthschätzung dankbar. Rath? Rührend, daß er noch zu Versteckspiel Muße hat. Seit acht Tagen sitzt er, bis über die Waden, in Schlammwasser und hat nun, vor der entscheidenden Audienz, kalte Füße. Die soll ich ihm rasch warm reiben. Köpfchen möchte mal wieder schlau sein; ja nicht der Flamme zu nah kommen, die dem Allerwerthesten Blasen einbrennen könnte. Rath! Geht nachher irgendwas schief, dann holt man aus dem Lumpenkeller die Vogelscheuche: Großfürstenpartei. Die hat gehetzt, in dem Schwarzkunstofen, in dem sie Gold machen wollte, das Feuerchen zu hastig geschürt und die Staatssuppe verpfuscht. Die ist reaktionär, frömmelnd, unter dem Hemd schmutziger als ein nordsibirischer Pilger. Giebts noch eine? Weiß nicht. Seit die nervige Faust fehlt und sogar die Erbfolge ungewiß ist, kribbelt Alles durcheinander. Geht mich nicht an. Daß Mancher, nicht nur das Taubenhirn, wünscht, Volk und ‚Gesellschaft' solle vor dem Popanz zittern, glaube ich; Mancher ... Erleichtert ja das Geschäft. Mich mögen sie aus dem Spiel lassen. Weil ich Arbeiter bin und mein Bischen Ruf weder durch Schachermachei noch auf der pariser Hurenmesse erworben habe. Weil Beifall, von Hof,

Google

Duma, Presse, Gesellschaft, mich anekelt. Ein einziges Mal bin ich an die Rampe getreten: als ich den Erlaß des Oktobermanifestes empfahl; eine vorsichtige Absplitterung der Gewalt. Weil ohne einen für die Rolle des Selbstherrschers Geborenen Selbstherrschaft nicht haltbar ist und weil wir bei der Umkehr nach Europa auch wieder einen Löffel voll Europäersitte schlucken mußten. Auf Dank habe ich nicht gerechnet. Nicht gezweifelt, daß durch Dummheit das neue Gefäß bald undicht werden, noch, daß man mir den Rath nie verzeihen und die Schuld am Mißlingen aufpacken würde. Ich ging ins Dunkel zurück; und machte aus der von Kuropatkin, Alexejew und ihrer Sippe versauten Armee und Flotte, was in so kurzer Zeit möglich war. Noch einmal vor? Je viens d'en manger. Ich bin des Kaisers Diener; will Der von mir Meinung: er hat zu befehlen. Aus so schmalem, gekittetem Teller wie im Japanerjahr braucht er nicht mehr zu essen. Das Gestöhn nach Frieden, das Theater im Haag hatte den Geist unserer Truppe vergiftet. ‚Väterchen sagt ja, daß Krieg Sünde ist.' Solcher Aberglaube setzt sich nicht nur in die Kleider. Nach Mukden hatten wir aufgehört; statt den Feind mit der Menge unserer Mützen zuzudecken. Daß nachher irgendein Mongolenhäuptling sich dem Gossudar zu Füßen warf und ihm den Schemen der Oberhoheit anbot, war kein nutzbarer Ersatz verlorenen Ansehens. Wir mußten fechten. In Asien die ganze Mongolei, vorn zunächst mindestens Armenien, in Europa Galizien nehmen. Nicht nur, weil unser Polen unmögliche Grenzen hat, von Deutschland und Oesterreich umringt wird und überrannt werden kann; auch, um zu zeigen, daß wir noch mitzählen. Sollte ich diese Forderung als Plakat auf meinen Säbel hissen und so, wie ein Kinoanpreiser, über den Newskij, nach Zarskoje, in die Krim rennen? Marschall Moltke, fast der einzige Deutsche, der mir angenehm riecht, hat gesagt, die schwerste Aufgabe des Feldherrn sei, ein Heer, das einmal geschlagen wurde, zum Sieg zu führen. Eben so schwer ists, den Reiter, dem beim Sturz eine Rippe brach, wieder auf den Gaul und in die Bahn zu bringen. Nach beiden Aemtern mich drängen? Danke. Beifall will, Ruhm brauche ich nicht. Zum Leben reichts und Kinder hat Gott mir nicht beschert ... Ich warte im Dunkel, bis Tag wird."

„Nur ... Die Ausfeilung der Antwort würde Zeit fordern; und ich nehme an, daß der Minister meine Rückkehr abwartet. Er muß ins Schloß. Daß Buchanan noch vor Mittag ins Amt kommt ..."

Google

„Wird Jeder glauben, der am ersten August auf Schneefall rechnet. Nicht dran zu denken. Die Aufbauschung des Krames ist zwecklos. Oesterreich hat nachgegeben, England wird mit dem Mosesstab Wasser aus Fels schlagen, Fedja ist uns treu, Wanja bleibt neutral: nimmt denn Einer, dem Haar ums Kinn wuchs, solche Klitterung ernst? Helfen kann Keiner uns. Es geht um eine russische Sache. Schleppen wir die nicht, ohne englischen Waterproof, ohne pariser Schirm und Oljenins Mantel, allein aufs Trockene, dann sind wir auf dieser Erde morgen der Herr Kinkerlitz, nach dessen Kopf Petruschka in der Schießbude zielt. Ich habe Deinem Minister nichts zu sagen. Was er mir melden ließ, findet er wohl ‚interessant'. Mir ists ein Wortzopf, der nach Pinaud duftet. Wer ihn nie beschnüffelt hätte, könnte dennoch ahnen, was die Glocke schlagen will. Wir haben 1870, trotz der Warnung meines Ahnherrn Nikolai Pawlowitsch, stumm zugeschaut, ohne Garantien herauszupressen, und dadurch ermöglicht, daß acht Jahre später Bismarck, in der Wuth über Gortschakow, uns im Stich ließ. Geblutet, gesiegt hatten wir; dafür bekam Oesterreich Bosnien und die Herzegowina und wir konnten uns den Mund wischen. Durften nicht mal von San Stefano nach Konstantinopel. Das nächste Vierteljahrhundert wurde vertrödelt. Deutschland wollte uns nach Asien drängen: und wir stolperten nach Port Arthur. Da ließ England uns von seinem gelben Gefährten schlagen. Rechtsum! Richtung wieder nach Europa. Statt alle Kraft dran zu setzen, daß in der Zeit unserer Entkräftung im nahen Orient nichts Wesentliches geändert werde, zappelten wir, mit zerschundenem Heer und Krüppelflotte, wie eine Jungfer, die gegen die Bleichsucht was Strammeres als Stahlpillen braucht. Weder Korea und Port Arthur noch Bosporus und Dardanellen: Das schmeckte bitter. Solches Erlebniß mußte Männer in den Entschluß einriegeln, mit Bienenemsigkeit zu arbeiten, bis sie sagen konnten: Das Schwarze Meer darf hundertundsiebenzig Millionen Menschen nicht länger ein verschlossener Käfig sein. Nordpersien und Aeußere Mongolei mochten auf Eis liegen, bis unser Magen so fette Speise verdauen konnte. Die Gegner waren nicht so dumm; sie verstanden, daß sie sich sputen mußten, aus unserer Schwachheit Rente zu ziehen. Nach dem Türkenaufstand sackt Oesterreich die besetzten Balkanprovinzen ein; und Berserker Iswolskij muß, als er sich ausgekreischt hat, zugeben, daß damit erst der volle, in Reich-

Google

stadt bewilligte Preis für die Neutralität von 1877 gezahlt ist. Seine Schuld ist, daß es wie feiger Rückzug und Niederlage aussieht. Jetzt scheint die Wiederholung des Spielchens, das so reichen Gewinn trug, kaum noch ein Wagniß. Welcher Esel zweifelt denn heute, daß wir Aehrenthals Bluff in zweiter Auflage vor uns haben? Oesterreich ist ärgerlich, seit die Obrenowitsch, die es in der Tasche hatte, aus Serbien weg sind; es möchte das Haus Karageorgewitsch stürzen und meinem Schwiegervater Montenegro sammt seiner Njegos-Familie den Bauplatz sperren. Auch braucht es irgendeinen Erfolg, den es vor dem Hochmuth der Magyaren schwenken und zur Bändigung seiner Slawen benutzen kann. Und verwöhnt ists seit 1908. Die Aufputschung Bulgariens gegen Serbien hat zwar nicht den Sieg, aber Zins verheißende Feindschaft gebracht; und in Sachen Albanien und Skutari sind vier Mächte vor zweien zurückgewichen. Sakuska macht Hunger. Deshalb vor einem Jahr der Versuch (den nur Italiens Alarmruf vereitelte), zugleich mit den Bulgaren in Serbien einzufallen. Nun ist Franz Ferdinand tot; der Einzige, der die Nothwendigkeiten slawischer Zukunft ungefähr erkannte. Mit ihm wäre ich einig geworden; er hätte verstanden, daß zwischen zwei Reichen mit einheitloser, zum größten Theil slawischer Bevölkerung nur freundschaftliche Machtabgrenzungen oder Serienkriege möglich sind. Der arme Peter und sein tüchtiger Paschitsch hatten nicht den kleinsten Grund, gerade diesen Erzherzog, dessen Kriegsziel hinter der italienischen Grenze lag, in den Himmel zu wünschen. Da weilt er jetzt aber; und daß mit seiner Leiche gekrebst wird, ist nur Einfältigen Ueberraschung. In der ersten Stunde hätte kräftiger Einspruch gewirkt. ‚Ob ein ganzes, durch Rußlands Schwert erlöstes Volk uns verwandter Glaubensgenossen des Doppelmordes schuldig ist, haben wir mitzuprüfen.‘ Klar, ernst; und dann nicht um Daumensbreite rückwärts. Nicht erst das Ultimatum abwarten. Sofort ansagen: Diese Partie wird nicht ohne uns gespielt. Deutschland, das nur an Kraftprobe und Lockerung der Entente dachte, hätte Zeit zu Ueberlegung, zur Erinnerung an Bismarck, zum Bedenken der Folgen gehabt, die der erste Krieg gegen Rußland (Friedrichs gegen Elisabeth ist nicht einzurechnen) auch nach glücklichem Austrag heraufbeschwören müßte. Wir aber hielten den Athem an; ließen keinen Laut durch die Gurgel. Zuvor das alberne Geschrei des lüderlichen Tropfes Suchomlinow und seiner pariser Preßkawassen:

Google

‚Ein dichtes Netz strategisch wichtiger Bahnen wird in Eile bereitet. Wir stellen ein Heer von nie gesehener Kopfzahl auf und sind jedem anderen in der Bewaffnung voraus.‘ Trara! Schnauze halten: rief ich. Nein. Schon der Herr Botschafter Delcassé habe gebeten, den vom deutschen Wehraufwand erschreckten Franzosen den effort russe ins rechte Licht zu rücken. Weil ein Kerlchen, das den Jugendlorber als Kammerreporter für Provinzzeitungen gepflückt hat, sich ein neues Sprungbrett zimmern will, duldet das Heilige Rußland die Reklame eines Bandwurmabtreibers. Sachverständige glauben ihr nicht; sie wissen, daß wir noch lange nicht fertig sind, kein zuverlässiges Unteroffiziercorps und für die Kriegsstärke nicht genug brauchbare Lieutenants haben. Noch schädlicher als dieses Geschrei war nachher das Gewinsel. Weils, mitten in der Verhandlung, uns schwächer erscheinen ließ, als wir sind. Wir haben 1808 Preußen, 1848 Oesterreich das Leben gerettet und gegen unseren Willen konnte kein Norddeutscher Bund und kein Deutsches Reich entstehen? Als ob danach heute gefragt würde! In Berlin und Wien fühlen die Leute, daß wir übermorgen lästig stark sein werden; und wären Hammel, wenn sie diesen Tag in frommer Geduld abwarteten. Was Bluff war, wurde Wille zur That, seit wir zaghaft schienen. Rien ne va plus. Wenn Sasonow auf allen Vieren nach Potsdam kröche: der Dwornik würfe ihn wieder heraus. Rath von mir? Pashol! Die Flasche ist entkorkt. Trink oder stirb! Wenn Rußland auf dieses rauhe Ultimatum auch nur mit einem Hauch antwortete, wärs sein letzter; ein Bündeljud dreht ihm am Christtag eine lange Nase. Das weiß der Kaiser. Seine Entschlußfähigkeit ... Das aber macht er doch nicht. Liegt seine Würde auf einer Wagschale, dann ... Was denn? Ich bin sein Generaladjutant. Fort, Hühnchen! Die Bouillon wird kalt.“

Für die Presse: „Die Kaiserliche Regirung hat das deutsche Ansinnen, ihre Truppenmobilisation binnen zwölf Stunden einzustellen, unbeantwortet gelassen. Am ersten Augustabend, zehn Minuten nach Sieben, hat der Deutsche Botschafter die Kriegserklärung ins Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten gebracht. Seine Majestät der Kaiser hat den Oberbefehl über alle Streitkräfte des Reiches, zu Land und zu See, Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Nikolai zu übertragen geruht.“

Google

„Beliebt? Ungeheuer in den breiten Schichten des Reichsunterbaues. Wer den russischen Menschen und dessen Bedürfniß, die feste Hand eines Herrn zu fühlen, ein Bischen kennt, weiß, was ich meine: die Tiefe und Mitte der Volksmasse. Der Taglöhner und Knecht, Kleinbesitzer und Krämer, Pope und Schreiber hat für den Schwärmer, der die Macht aus der Hand giebt, keinen Sinn; hat sogar den alten Tolstoi im Mushikhemd, mit dem Spaten oder Schusterpfriem, immer mitleidig, als einen frommen Christen, dessen Oberstübchen nicht in rechter Ordnung ist, belächelt und sich nie in ein Gemüthsverhältniß zu dem Zaren geschickt. Der ist als Haupt der Kirche und vom Herrn Gesalbter fast heilig; sonst aber ‚unser unglückliches Väterchen', dem die Sonne nie hell in den Palast schien. Von dem Starken aber erwartet dieses Gekribbel breitstirniger Menschen, daß er das Glück zwinge, bei ihm einzukehren; und nach dem Starken sehnt es sich heute noch so wie vor Ruriks Zeit. Dem ähnelt der zweite Nikolai weniger als Iwans weichem Sohn, der, während der Tatarenkhan mit seiner Horde gegen Moskau vorrückte, unter bitteren Thränen den Himmel fragte, warum gerade er für so harte Tage zum Zaren erkürt worden sei. Der Knabe, der Nikolai, nach langem Harren, beschert wurde, ist krank, ein Bluter, und wird, selbst wenn er heranwächst, kaum je regierungfähig werden. Wem dann die Krone? Bruder Michael, dems prophezeit worden ist, könnte, trotz seiner nicht ebenbürtigen Frau, Kaiser werden; doch er hat innerlich wohl längst verzichtet und sich in bequemes Leben eingewöhnt. Nach ihm käme Kyrill Wladimirowitsch in Anwartschaft. Der hat aber nichts zu hoffen. Die Mecklenburgerin Maria war noch nicht zum orthodoxen Kirchenglauben übergetreten, als sie Kyrill gebar: und der Zarewitsch muß das Kind rechtgläubiger Eltern sein. Da dieser Großfürst obendrein seine Base geheirathet hat, wären seine Söhne, weil sie aus einer Ehe von Geschwisterkindern stammen, nach ehrwürdigem Russenbrauch nicht erbberechtigt. Frauen spricht das Hausgesetz die Thronfolgefähigkeit ab. Dessen Aenderung hat der Zar geplant, aber noch nicht gewagt. Stürbe er morgen, dann könnte der verstörte Geist seiner Witwe den Streit um die Krone nicht hindern. Daran denkt die Menge nicht; dumpf empfindet sie aber, daß nicht Alles ist, wie es sein müßte. Ihr Mann war Nikolai Nikolajewitsch. Ein Herr; endlich wieder ein Nikolai mit dem Stock. Leibeslänge und Willenskraft ragt er hoch über den Neffen

Google

hinaus (der sich deshalb nie gern neben ihm sehen ließ). Er schützt, so wurde geflüstert, die Soldaten vor schlechter Behandlung und Führung; sorgt, daß sie zu essen haben und nicht frieren; nur träge, unwissende, launische, bestechliche Offiziere und Intendantur schmaroßer finden ihn ohne Erbarmen. Sein Ansehen glänzte so weit hin, daß den Dorfweibern der Glaube nicht auszureden war, nur ihm sei der Segen des Branntweinverbotes zu danken. Und nun hat er die Oesterreicher, die noch von der Krimkriegszeit her verhaßt sind, aus Galizien gejagt, Lwow und Przemysl genommen, steht auf ungarischem Boden und wird das Heer im Mai über Prag nach Wien, über Krakau nach Schlesien führen. Bis in die fernsten Gubernatorien schickt er Gefangene; rechts und links sieht man ihre Ameisenstraßen. Ein Herr. Gott erhalte ihn uns!

Das Urtheil der ‚Gesellschaft' spaltete sich früh. Der Großfürst gilt als ehrlich. Mit Geld ist von ihm nichts zu erlangen. Wer wills von allen Gottorpern behaupten? Er weiß, wie gräßlich sein Vater unter dem Verdacht der Bestechlichkeit litt, und hat Jeden angespien, der nicht ganz reine Hände hatte. Seine Energie ist, im Lande der Oblomows und der mit Nicht-Wollen, mit thatlosem Urchristenthum Paradirenden, ein Gottesgeschenk. Auch sein Fleiß. Riese oder Quacksalber als Stratege: seit Peter dem Großen hat im Kaiserhaus nicht Einer so gearbeitet, daß er die Armee in der Faust hatte, ihr nicht nur als Fahnenbild vorschwebte. Der erste Nikolai war Paradetaktiker, der erste Alexander Uniformschneider (mit dem pflichtlosen Titel des Oberfeldherrn für die Kriege gegen Napoleon). Dieser Großfürst durfte sprechen: ‚Ich bin das Heer.' Er hats von schimpflichem Mißbrauch gesäubert, in Zucht gewöhnt und wenigstens versucht, Offensivgeist herauszulocken; um den Fortschritt zu merken, müßt Ihr an den Yalu und an Stoessels Leistung in Port Arthur denken. Daß Millionen gut ausgestatteter Soldaten über unsere Erde stampfen würden, schien Keinem möglich. Das ist Nikolais Werk. Nie hat er einem ertappten Sünder die Halsschlinge erspart; wars einer vom hohen Adel: auch die höchste Galgensprosse ist Auszeichnung. Besoffene oder spielsüchtige Offiziere schleuderte er ohne Verhör und Gerichtsspruch in schändenden Tod. War in solcher Abschreckung nicht allzu viel Willkür? Der unnahbar Hochmüthige, der sich Allmacht ausbedungen hatte, einem Hordenkhan nicht ähnlicher als einem europäischen Feldherrn von 1915? Rückständigkeit konnte man ihm sonst nicht

Google

nachsagen. Er hatte den schwankenden Neffen nicht losgelassen, bis aus dem Entschluß, den Grundriß einer Verfassung zu gewähren, das Oktobermanifest geworden war. Den Polen verbürgte er sich persönlich für ihr Homerule, die unbeschränkte Selbständigkeit ihrer Verwaltung; und gewann sie schon durch den Muth, diese Verantwortlichkeit, gegen petrograder Zauderbedenken, auf die eigene Kappe zu nehmen. Die Huldigungadresse des Adels und die nicht nur loyale, sondern geradezu russenfreundliche Haltung der sichtbarsten Volkstheile war durchaus nicht Kleinigkeit. In Galizien hielt er darauf, daß Offiziere und Mannschaft sich nirgends als Eroberer, stets als Brüder und Erlöser gaben, nicht ohne Grund und Zweck Werthe zerstörten und daß so oft wie möglich in (lang entbehrtem) Gold gezahlt werde. In der Bukowina hätschelte er, wo sichs machen ließ, die Rumänen. Alles sehr klug. Nämlich: wenn Galizien zu halten war, unser Polen im Kern vom Feind unberührt blieb und die Rumänen gegen Ungarn marschirten, als Nikolai in Czernowitz und auf dem Karpathenkamm herrschte und Bulgarien in den Wehen der Stellungwahl lag. Dann wäre das zwiefache Mißgeschick in Ostpreußen, die entsetzliche Ziffer der verlorenen Menschen und Waffen, das asiatische Schreckensregiment verziehen worden. Wie fest er im Vertrauen wurzelte, lehrt die Thatsache, daß ihn noch jetzt Tausende entschuldigen. ‚Konnte er die Unfähigkeit seiner Armeeführer im Manöver erkennen oder Geschütze und Munition herbeizaubern, da die unahnbare artilleristische Kraft der Feinde Tag vor Tag sein Heer mit Gewittern überfiel? Noch sein Rückzug war ein Meisterstück.' Vielleicht. Wer heute aber weite Provinzen, mit Landwirthschaft, Industrie, Handel, verwüstet, Der mordet Milliarden und unterspült mit dem Rückstrom heimlos verzweifelnder Bettler die Grundmauern des Reiches. Davor bangt der Neffe. ‚Zar zu Moskau, Kiew, Wladimir, Nowgorod, Astrachan, von Polen, Sibirien und dem taurischen Chersones, Herr von Pskow, Großfürst von Smolensk, Litauen, Wolhynien, Podolien und Finland, Fürst von Esthland, Livland, Kurland: was, Batjushka, bleibt von Deinem großen Titel, wenn es auch nur bis Wintersanfang so weiter geht?' Nikolai Alexandrowitsch hat sich aufgerafft und, behutsam, den Oheim weggeschoben. Nikolai Nikolajewitsch scheint verzückt. ‚Gott giebt dem Auserkorenen raschen Sieg!' Hinter dem Weihezeichen hebt er die schlanken Schultern. ‚Ich habe den Kriegstermin nicht gewählt. Ich bin Generaladjutant.' Wartet: die Fortsetzung folgt."

Google

Frankreichs Hochschulen.*)

Nach der Meinung ernster Franzosen geht ihr Hochschulwesen seit Jahren den Krebsgang. Ich will hier weder die Ursachen noch die Folgen dieser Thatsache untersuchen, sondern nur fragen: Ist der höhere Unterricht sehr weit verbreitet und wird er sehr ernsthaft betrieben? Wird in Frankreich studirt? Und schließlich: Aus welchen Kreisen stammen die Studenten?

Mit statistischen Ziffern über die Zahl der Studenten, der Lehrstühle, die Besetzung der einzelnen Fakultäten und Aehnliches kann ich nicht aufwarten, will es auch nicht, obgleich die Zahlen leicht in der erstbesten Bibliothek zu erhalten wären. Numeri fallunt. Zahlen trügen immer; und besonders hier. Wer in Frankreich in rein französischer Umgebung gelebt hat, läßt sich auch durch die blendendsten Ziffern nicht zur Begeisterung verführen, wenn es sich um das Hochschulwesen handelt. Man braucht keine Zahlen, um genau zu wissen, daß die etlichen Zehntausend junger Männer, die sich in Paris und den Provinzstädten an den Universitäten immatrikuliren lassen, nicht Studenten in dem Sinn sind, den das Wort in Deutschland hat.

Was der junge Franzose an der Sorbonne sucht, Das ist zunächst nicht „Kultur“, nicht einmal „die Wissenschaft“ (das Leben ist ja so kurz), sondern „eine Wissenschaft“, nein, noch weniger: ein Beruf. Er studirt Medizin oder Jurisprudenz, um so schnell wie irgend möglich Arzt oder Anwalt zu werden, wie er zur „Centrale“ oder „Polytechnique“ geht, um Ingenieur, zur „Normale“, um Lehrer, oder nach Saint-Cyr, um Offizier zu werden. Er bildet sich nicht: er büffelt. Daß ein Student aus freien Stücken eine Vorlesung besucht, die nicht zum Examen nöthig ist, erfährt man kaum jemals. Dazu kommt die durchaus berechtigte Meinung, daß ja doch Alles „im Buch steht“, was der Professor an wichtigen Dingen vorzutragen hat; und daß es deshalb leichter und nützlicher ist, daheim mit ausgeruhtem Kopf die Werke des Meisters zu lesen als seine Zeit damit zu verlieren, daß man ihn sie (meist übrigens schlecht) vorlesen hört. Die Schlußfolgerung ist an sich ohne Fehl; leider fällt aber dem Studenten eben so wenig ein, irgendeinen Gegenstand, der nicht zum vorgeschriebenen Lehrgang gehört, aus einem Buch zu studiren, wie ihm je der Gedanke kommt, die davon handelnde Vorlesung zu hören.

Was giebt es denn nun unter den Studenten außer diesen künftigen Aerzten und Rechtsanwälten, die ganz und gar damit beschäftigt sind, ihre Examina zu machen oder sich in Gesellschaft ihrer Freun-

---

*) Aus dem gerade jetzt lehrreichen und (im ernsten Wortsinn) unterhaltenden Buch „Das Märchen von der französischen Kultur“, das eine im neutralen Ausland geborene, in Frankreich erzogene Frau (sie nennt sich A. Lien) bei Karl Curtius in Berlin erscheinen läßt. Herr Dr. Franz Oppenheimer hat es übersetzt und mit kluger Rede eingeleitet.

Google

dinnen zu amusiren? Auch hier würden uns statistische Zahlen nicht weiter bringen. Zwar sind viele Hörer der Philosophie und der Schönen Wissenschaften eingeschrieben, aber nur ganz wenige besuchen in Wirklichkeit die Vorlesungen und Seminare. Und wenn ich mir aus meinen eigenen Erfahrungen an Verwandten und Freunden ein Bild davon zu machen versuche, in welchem Verhältniß die jungen Leute studiren, so komme ich zu einem unglaublichen Ergebniß. Wo der Stachel der Nothwendigkeit fehlt, einen freien Beruf zu ergreifen, da geht dem jungen Franzosen nur sehr selten der Gedanke auf, es sei wünschenswerth, zu studiren; in den meisten Fällen sieht er nicht einmal die Nothwendigkeit ein, seine Gymnasialstudien abzuschließen, und begnügt sich damit, sich zum ersten Theil der Baccalaureatsprüfung zu stellen. (Diese Prüfung, die ungefähr unserem Abiturientenexamen entspricht, wird in zwei Abtheilungen, zwischen denen ein Jahr oder zwei liegen, erledigt. Der erste Theil dürfte also ungefähr dem deutschen „Einjährigen" entsprechen.) Dieses Examen wirklich zu bestehen, gilt aber nicht als nöthig. Der Ehre ist völlig genügt, wenn man sich dazu gestellt hat. Und nicht wenige Gymnasiasten verlassen die Bänke der Schule mit fünfzehn oder siebenzehn Jahren, ohne das Examen auch nur versucht zu haben.

Diese Fälle sind besonders häufig in den reichen Familien der Geschäftsleute und Rentiers, wo der Vater selbst keine höheren Studien getrieben hat und wo, dank dem erworbenen Reichthum, „der junge Herr nicht nöthig hat, irgendetwas zu thun". Das Vaterland der Revolution ist auch das Vaterland der Routine. Und der Franzose, der sich einst so ungeheure Mühe gegeben hat, um die Erblichkeit der Aemter abzuschaffen, hat heute offenbar nur ein einziges Ideal: diese Erblichkeit in der Praxis wieder herzustellen. Die Kinder der Aerzte und Anwälte widmen sich den „freien" Berufen; der Ingenieur macht aus seinem Sprößling wieder einen Ingenieur; der Offizier schickt seinen nach Saint-Cyr, der Professor auf die Normalschule. In den Universitätkreisen wird das Lizentiat und sogar der Titel eines „Agrégé" als unerläßlich betrachtet. Aber im Gegensatz dazu zeigen alle Schichten, die weder zu den Universitäten noch zu den freien Berufen gehören, der Alma Mater und deren Ablegern völlige Gleichgiltigkeit. Und die Sprossen der reichen Familien, die es sich leisten könnten, die Wissenschaft um der Wissenschaft willen zu betreiben, weil sie nicht durch den Zwang gehemmt sind, in kürzester Zeit einen Broterwerb zu ergreifen, denken nur selten daran, ihre schöne Mußezeit auf diese Weise zu vergeuden.

Wenn man irgendeinen jungen Franzosen aus reichem Haus, der sich als Studenten vorstellt, nach seinen Studien fragt, so antwortet er fast immer, er sei Jurist. Aus der Antwort könnte ein schlecht unterrichteter Hörer den frohen Schluß ziehen, daß Frankreich sich langsam, aber sicher mit lauter künftigen D'Aguesseau und Savigny bevölkere; aber in der Wirklichkeit ist von solcher Herrlichkeit gar keine Rede. Der

Go gle

Jüngling läßt sich immatrikuliren, geht ein paar Mal in die Vorlesungen, gerade oft genug, um das Lokal einigermaßen kennen zu lernen, und bleibt dann streng abstinent von aller Wissenschaft; und dabei hat er auch noch das stolze Bewußtsein, alle Pflichten gewissenhaft erfüllt zu haben, die man irgendwie von ihm fordern kann.

Die Bande der Familie und die elterliche Gewalt sind in Frankreich straffer und werden viel später gelockert als in den deutschen und angelsächsischen Ländern. Noch mit zwanzig Jahren hat sich der junge Mann nur selten, durch einen Handstreich, volle Freiheit verschafft; die dünkt ihn dann wundervoll, weil sie ihm so knauserig zugemessen wird. Dagegen giebt es für den jungen Franzosen der wohlhabenden Klassen eigentlich nur ein einziges Heilmittel: er geht nach Paris oder im Nothfall auf die nächste Universität, um Jura zu studiren. Er hat nur in den seltensten Ausnahmen die Absicht, die Vorlesungräume heimzusuchen, und die Prüfungen erfüllen ihn mit unbesiegbarer Abneigung; auch wird ihm nur in den seltensten Fällen so Ungeheures von seiner Familie zugemuthet. Dieses sagenhafte Rechtsstudium liefert ihm also ganz einfach den Vorwand, zwei, drei oder vier Jahre als Junggeselle zu leben, ohne sich an einer der vielen Ketten wund zu reiben, mit denen das Familienleben, besonders in der Provinz, den jungen Mann fesselt.

Für die große Mehrheit der Goldenen Jugend Frankreichs ist „studiren“ durchaus gleichbedeutend mit „sich amusiren“. Und leider haben die Vergnügungen dieser Jugend nur noch eine sehr, sehr schwache Aehnlichkeit mit den reizenden Jugendstreichen, die uns in Murgers „Zigeunerleben“ entzücken.

Der wissenschaftliche Vorwand ist in den Familien beliebt, die wenigstens noch einen Rest der alten hergebrachten Familienzucht bewahrt haben. In den moderneren und weltlicheren Kreisen, die gegen die geistigen Werthe völlig gleichgiltig sind, bedarf es keines Vorwandes, um die so heiß gewünschte Freiheit zu bewilligen, und der junge Mann darf sich allen Freuden des süßen Nichtsthuns widmen, ohne sich um faule Ausreden bemühen zu müssen.

Wenn ich vor meinem geistigen Auge die vielen Verwandten, Freunde und Bekannten Revue passiren lasse, die ich in Frankreich besitze, so finde ich unter den jungen Leuten eine geradezu erschreckende Verhältnißzahl solcher, die, trotz bedeutender geistiger Begabung, nur ein Lebensziel kennen: sich zu amusiren. Besser (denn ihr Ehrgeiz ist längst abgedämpft): sich nicht zu langweilen. Sie treiben Sport und liebeln herum; sie sprechen vom Sport und sie sprechen von Weibern. Dazu kommen noch einige gesellschaftliche Verpflichtungen, von denen sie sich auch gern nach Kräften drücken; damit ist die Bilanz ihrer Tagesordnung erschöpft. Das gilt natürlich nur von einer kleinen Zahl. Aber wenn wir zu dieser kleinen Zahl die schon viel größere Derer addiren, von denen wir soeben sprachen, der „Studenten“, denen das Studiren nichts ist als der Vorwand zu einem vergnügten Bum-

Google

melleben, wenn wir dazu rechnen die große Mehrheit der künftigen Oberlehrer, Aerzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, die keinen anderen Ehrgeiz haben als den, in möglichst kurzer Zeit, ohne Verlust einer Minute womöglich, das gebenedeite Pergament zu ergattern, das ihnen die Thür zum Broterwerb aufschließen soll, die es für ein Verbrechen, nein, schlimmer: für eine Dummheit halten würden, auch nur eine einzige Stunde einer seitab liegenden Vorlesung, einem nicht durchaus unentbehrlichen Buch zu widmen, — wenn wir alle diese Posten des Hochschulunterrichts zusammenrechnen, dann wird uns, trotz allen glänzenden Ziffern der offiziellen Statistik, doch einigermaßen bang um die Zukunft der geistigen Kultur Frankreichs.

Wie steht es nun um die andere Seite des Hochschulunterrichtes, um die Universitäten und ihre Nebenanstalten?

Die französischen Universitäten dürfen nur mit großen Einschränkungen mit den deutschen in Parallele gestellt werden, obgleich ihr Grundprinzip fast das selbe ist. Die Fakultäten von Paris, Montpellier, Bordeaux stehen den Universitäten von Berlin, Leipzig näher als denen von Oxford, Cambridge, Harvard und Yale. Und trotz Alledem: sie sind viel mehr Lern- als Lehranstalten.

Der große Krebsschaden des französischen Lebens ist die Centralisation: es giebt einen Großmeister, ein Gesetz, eine Verordnung, ein Programm; und so zeigen denn auch alle Hochschulen mit der einen fürchterlichen Gleichförmigkeit die selben Schwächen und Vortheile, die selben starken und schwachen Seiten, von der Nordsee bis zu den Pyrenäen, vom Atlantischen Ozean bis zu den Alpen. Natürlich liegt es mir fern, zu glauben, daß alle deutschen Universitäten fleckenlos sind; aber sie bieten doch wenigstens eine Auswahl von Stärke und Schwäche; und so findet der weisheitsdurstige Student zwar auch in Deutschland nur sehr selten die Vollkommenheit, aber mindestens eine Sammlung von Irrthümern von viel höherem Werth, als er in der unermüdlichen Ableierung immer gleicher Fehler erblickt werden kann.

Seit etwa einem Vierteljahrhundert ertönt immer wieder die eine große Klage, daß der Spiegel des Hochschulunterrichtes fortdauernd sinke. Wo man ein Buch oder einen Versammlungbericht über die Hochschulfrage aufschlägt, stößt man auf diese trauervolle Litanei. Und zwar klagt man nicht etwa über den Mangel an Studenten, sondern über den schmerzlich tiefen Stand ihrer Bildung.

Vor sechs oder sieben Jahren hat Herr Caussy in seiner Brochure über „Die Universität und das neue Wehrgesetz“ die leider unbestreitbare Thatsache dieses betrüblichen Niederganges wieder einmal festgestellt und auf ihre Ursachen hin untersucht. Er macht zunächst die Professoren dafür verantwortlich. Sie haben, um sich die Gunst der Regirung (lies: der Wähler) nicht zu verscherzen, die Prüfungzeugnisse mit der rührendsten Nachsicht ausgestellt. Die zweite Ursache sieht er in dem Zudrang von Ausländern, namentlich zur „Faculté des Lettres“ (die der deutschen Philosophischen Fakultät nur von We:-

Google

tem ähnlich sieht). „Um dieser Horde von Ausländern willen", sagt er, „die sich für ein lächerlich geringes Einschreibgeld bei der Sorbonne immatrikuliren lassen, um die Bildung der ‚Oberen Primärschule' (etwa der deutschen „Höheren Bürgerschule") zu erlangen, muß ein Gelehrter wie Gazier die Rolle eines Elementarschullehrers übernehmen und ein so hervorragender Meister wie Faguet muß zum Vortragskünstler an einer Volkshochschule herabsinken". Und er fügt, und zwar mit vollem Recht, hinzu: „Unsere heimischen Studenten mögen an sich die ärgsten Schulschwänzer sein. Aber Niemand kann es ihnen verdenken, wenn sie lieber spaziren gehen als sich mit zwanzig Jahren Dinge vorpauken lassen, die sie schon mit dreizehn lernten".

Man braucht deutschen Lesern nicht erst zu erzählen, daß es unter unseren Professoren in Frankreich eine ganze Anzahl bedeutender Gelehrten von Weltruf giebt (selbst wenn man von dem „einzigen" Bergson absieht). Doch leider: ihr Einfluß auf die jetzige Generation der Studenten reicht genau so weit wie ihre Bücher. Ob Das zu begrüßen oder zu beklagen ist? Dieser Frage mögen Berufene die Antwort suchen.

Immerhin: der Lehrkörper ist auf der Höhe seiner Aufgabe. Aber um die Laboratorien, Bibliotheken, wissenschaftlichen Veröffentlichungen steht es schlimm. Was namentlich die Lehrbücher anlangt, so ist der französische Student ganz zweifellos viel übler daran als der deutsche; auf ein französisches Lehrbuch, das erscheint, kommen in Deutschland wenigstens vier; und sie sind in der Regel vollständiger und enthalten viel mehr neues Material, was vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gewiß seine Bedeutung hat.

Ich berichte nach Laloys Schrift: „Wird die französische Sprache nächstens aufhören, eine Sprache der Wissenschaft zu sein?" Man ist schließlich so weit heruntergekommen, daß man ein russisches Lehrbuch der Physik übersetzen lassen mußte, um den Studenten ein Handbuch von genügender Ausführlichkeit bieten zu können; und dabei giebt es etwa zwanzig Professoren der Physik an den französischen Hochschulen! Eben so empfindlich ist der Mangel an wissenschaftlichen Publikationen anderer Art: meines Wissens giebt es in Frankreich ganze zwei „Jahresberichte": die „Comptes-Rendus" der pariser „Chemischen Gesellschaft", begründet 1858, und das „Bulletin de l'Institut Pasteur", das jüngeren Datums ist. Um diese klaffenden Lücken zu schließen, schlägt Laloy vor, die Herausgabe der erforderlichen wissenschaftlichen Publikationen den Professoren und Privatdozenten zu übertragen. Er schreibt: „Die akademischen Lehrer würden auf diese Weise nützlicher beschäftigt sein, als wenn sie Vorlesungen halten, die ihre sehr spärlichen Hörer nur dadurch erlangen, daß man auf die Studirenden einen sanften Zwang ausübt; ohne solchen Zwang würden sie kaum jemals daran denken, Kollegien über Sondergegenstände zu hören, die sie nicht interessiren. Nützlicher wäre die Bestimmung, daß jeder Lehrer, der sich davon drückt, seine Sonderabtheilung zu redi-

Google

giren, seine Ansprüche auf Beförderung einbüßt; und ferner könnte man bei Neubesetzungen allmählich einen Theil der Gehälter zurückbehalten, der den Professoren nur nach dem Umfang der von ihnen geleisteten Redaktionarbeit zugemessen werden dürfte."

Laloy denkt offenbar sehr schlecht über die Fähigkeiten und über den Amtseifer der Herren von den Hochschulen. Denn er fügt später hinzu: „Uebrigens könnte die wissenschaftliche Bedeutung unserer Hochschullehrer nur gewinnen, wenn jedem von ihnen die Pflicht auferlegt wäre, seine Kollegen, also auch sich selbst, über ein eng begrenztes Gebiet seiner Wissenschaft ständig zu unterrichten. Man könnte einwenden, Das sei von je her ihre Ehrenpflicht gewesen und an unserem Vorschlag sei nichts neu als die behördliche Festlegung dieser Ehrenpflicht. Aber leider entziehen sich ihr so viele Hochschullehrer, daß man sie formell vorschreiben und ihre Erfüllung durch geeignete Strafbestimmungen erzwingen muß."

Nach der Hochschule müssen wir auch noch die zahlreichen Vortragsvereine und das „Collège de France" betrachten. Wie der Larousse uns liebenswürdig mittheilt, „sind seine Vorlesungen öffentlich, zielen auf keine besonderen Examina ab und haben die uneigennützige Bestimmung, den Höheren Unterricht, den die ‚Fakultäten' ertheilen, zu ergänzen". Diese Anstalt öffnet denn auch mit aller wünschenswerthen Gastfreiheit ihre Pforten allen exotischen Größen, die sich auf der Durchreise in Paris aufhalten. Entspricht die Anstalt einem wirklichen Bedürfniß? Darüber sind die Anschauungen getheilt; die Entscheidung hängt, nach meiner unmaßgeblichen Meinung, davon ab, was man unter einem „Bedürfniß" verstehen will. Jedenfalls ist die „Nachfrage" nach diesem „Befriedigungmittel" winzig und wächst nur, wenn es sich um die Carusos der Wissenschaft handelt.

Ich habe in meiner Jugendzeit die Vorlesungen über Literatur von „Vater Deschanel" besucht, wie wir ihn respektlos nannten. Die Hörerschaft war eine echte und gerechte „Höhere Töchterschule". Dann habe ich vor einigen Jahren zwei Vorlesungen von Ferrero gehört; wenn ich mich recht entsinne, über Nero. Die Hörerschaft war sehr zahlreich, sehr elegant (das zartere Geschlecht überwog); aber sie wäre genau so zusammengesetzt gewesen, wenn das Thema gelautet hätte: Ueber siamesische Lieder; oder wenn Nansen einen Vortrag mit Lichtbildern gehalten hätte.

Bergson hätte ich gern gehört, aber es war unmöglich. Zweimal trat ich pünktlich zu seinen Vorlesungen an; aber ein Stellvertreter erkletterte die Katheder. Ich kann daher nicht aus eigener Anschauung beurtheilen, ob sein Auditorium, wie er selbst sagt, „ernsthaft und frei von jedem Snobismus ist". Die „Großen" haben überhaupt die Gewohnheit, die Arbeit der Vorlesungen auf die Schultern von Stellvertretern zu wälzen: eine herbe Enttäuschung für alle Dilettanten, die doch ein einziges Mal den erhabenen Meister sprechen hören wollen.

Da also meine eigenen Erfahrungen mit dem Collège de France

Google

nur sehr beschränkte sind, möchte ich Herrn Acker das Wort geben, der das Ergebniß einer mehrtägigen, in löblichem Studieneifer unternommenen Forschungreise durch die Hörsäle der Anstalt veröffentlicht hat. Seitdem sind neun Jahre vergangen; einige der erlauchten Meister mögen in dieser Zeit hinübergegangen sein. Aber man wird ihnen wohl Nachfolger gegeben haben; und so dürfte diese Veränderung (die einzige, die zu erwarten war) den Werth der Beobachtungen Ackers kaum beeinträchtigen.

„Ich war in einem sehr schmalen Zimmer, dessen Einrichtung aus einem langen Tische und ein paar Stühlen bestand. Ein junger Geistlicher mit einer Brille plauderte mit einem Laien, einem alten Herrn von etwa sechzig Jahren. Das war die ganze Hörerschaft. Außerdem waren da noch zwei stumme Personen: eine Büste von Erneste Renan mit dem bekannten spöttischen Ausdruck und eine von Burnouf, die ernster dreinschaute. Das Geplauder verstummte plötzlich: ein alter Herr, vollkommen kahlköpfig, trat ein, setzte sich, öffnete eine Mappe, entnahm ihr ein dickes Buch, das in spinnengliederartigen Buchstaben gedruckt war, beugte sein Haupt tief auf den Text und hub an, Worte hervorzustoßen, die mir ganz und gar unverständlich blieben; nur hier und da mischten sich ein paar französische Brocken ein. Nach einer Viertelstunde schlich ich hinaus; ich hatte, ohne es zu wissen, der Uebersetzung des Buches Hiob in „Targum“ (aramäische Uebersetzung des hebräischen Urtextes) durch Herrn Rubens Duval beigewohnt. Ich trat auf gut Glück durch eine andere Thür in ein kleines Amphitheater. Sechs Hörer, die auf den stufenförmig angeordneten Bänken saßen, lauschten Herrn Longnon, der die Grenzen der Auvergne in der Karolingerzeit erörterte. Zwei und Sechs macht Acht: die beiden ersten Vorlesungen, die ich besuchte, hatten zusammen ganze acht Hörer. Ich unternahm muthig einen dritten Versuch, wagte mich in einen dritten Hörsaal und gerieth zu einem Professor, der vor einem Auditorium von sechs alten Herren, von denen drei die Rosette der Ehrenlegion trugen, und einem alten, sanft schlummernden Bettler die Entzifferung und Deutung der safaitischen Inschriften und das Eindringen arabischer Elemente in Syrien vor dem Islam abhandelte.

Nur nicht den Muth verlieren, sagte ich mir; und setzte meine Wanderung fort. Ich schloß mich einigen Damen an, die einem Saale zuhasteten, und trat nach ihnen ein. Es war Auditorium 8, wo Professor Izoulet zu lesen pflegte. Jetzt stand aber nicht Izoulet, sondern Albert Réville auf der Katheder. Er las über die Geschichte der Reformation in England und Schottland im achtzehnten Jahrhundert. Endlich hatte ich einen vollen Hörsaal entdeckt. Réville sprach von den verschiedenen Ehen Heinrichs des Achten: ein knuspriges Thema, das ein volles Haus machte. Viele Frauen; doch überwogen in auffallender Zahl die alten, die sanft vor sich hindösten; auch sah ich eine Masse alter Herren: Offiziere und Angestellte im Ruhestand, die auf anständige Weise die Zeit totschlagen wollten; den

Google

Rest des Auditoriums bildeten russische Studentinnen mit kurz verschnittenem Haar und der offenbar allgegenwärtige Bettler, der neben dem Heizkörper schlummerte. Gewiß ein seltsamer Hörerkreis, von dem man schwer sagen kann, was er da suchte: das Mittel, um ohne Anstrengung ein paar leere Stunden auszufüllen, oder Belehrung?

Ich gab mich noch nicht zufrieden. Die Namen Michelet und Quinet klangen mir immer ins Ohr. Irgendwo mußte sich doch eine junge, zahlreiche, glühend begeisterte Hörerschaft finden! Und so durchquerte ich denn noch Tage lang in heißem Eifer dieses dunkelste Afrika des Collège de France. Eines schönen Morgens fand ich in einem riesigen Amphitheater vier Damen und zwei Herren, denen ein Professor mit gelangweiltem Tonfall kleine Geschichtchen von den indischen Mohammedanern vortrug. Von unendlicher Traurigkeit befallen, flüchtete ich mich in die Vorlesung des Professors Sylvain Lévy. Es war ein Reinfall! Wir waren unser Fünf an einem Tisch. Professor Lévy las und las und las aus einem dicken Wälzer. Von seinen Lippen fielen wundersame Worte von merkwürdig gleichem Klang, fast lauter „a“, durch Konsonanten verknüpft: Sadralamkara, Sakuntala, Kalidasa, Carabhaça, Saradvata. Als es Zwölf schlug, klappte er schleunig sein Buch zu und verschwand. Ich erkundigte mich bei meinem Nachbar und erfuhr, daß man mir soeben die buddhistische Lehre vom „großen Rad“ erläutert hatte: ich war starr, daß ein so begeisternder Gegenstand so wenig Anziehungskraft bewies.

Ich kam hartnäckig wieder: am selben Abend, am nächsten Morgen, Tage lang. Ich hörte Professor Hadamard vor sieben Männerchen sich über Gleichungen des allerhöchsten und am Allerwenigsten verständlichen Grades verbreiten; es war sehr viel von Derivationen und einem konstanten Medium die Rede. Ich hörte Henneguy vor sechs Beflissenen über die „Stenophoren“ sprechen, was, wenn ich ihn recht verstanden habe, eine Lebensart von Mikroben ist; ich hörte Vernes in nicht gerade leicht verständlicher Manier vor ganzen zehn Personen „über die geschichtlichen und prophetischen Bücher der Bibel in ihrem Zusammenhang mit den Gesetzen Mosis“ reden.

Endlich gelang es mir, eines schönen Nachmittags, wieder ein volles Auditorium zu finden. Flach las über Japan. Aber ich entdeckte bald, daß es sich aus den selben Getreuen zusammensetzte, die ich bei Réville kennen gelernt hatte: alte Pensionäre, alte Weiber, alte Bettler, Studentinnen mit kurzgeschnittenem Haar; und der Böse Geist raunte mir ins Ohr: Das ist eine Truppe von Statisten, die angestellt ist, die wirklichen Hörer zu mimen. Aber das Herrlichste, das ich erlebte, war das Kolleg von Couturat, der Bergson auf dem Lehrstuhl für Philosophie vertritt. Um 4¼ sollte es beginnen; drei Damen und ein Herr waren zur Stelle. Um 4½ war der Herr Professor immer noch nicht sichtbar: der Herr ging weg; der Regulator zeigte 4 Uhr 35, 4 Uhr 40: eine Dame ging weg. Couturat kam noch immer nicht: da ging ich auch weg.“ Das hat ein Franzose öffentlich erzählt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Ich bin **Käufer** von deutschen Kreis- u.
Stadtanleihen
u. and. deutsch. Rentenwerten, ferner v. Pfandbriefen und Obligationen deutscher Hypothekenbanken zu kulanten Kursen.
T.-A. Zehlendorf 920 u. 922. **Max Oske,** Zehlendorf-Wannseeb.

Diabetylin
neuest., **ärztlich bevorzugtes** Mittel geg.
Zuckerkrankheit
i. Apothek. erhältlich. Prosp. kostenfr. d.
Diabetylin-Gesellschaft m.b.H.
Berlin-Steglitz 3.

In Ihre
Ihre Familien
wohnt man Aufklärung
durch die
Vossische
Zeitung
Berlin SW 68, Alte Jakobstraße

Zur dritten Kriegsanleihe.

Die erste Kriegsanleihe hat nicht weniger erbracht als $4^1/_2$ Milliarden. Die zweite mehr als das Doppelte.

Welcher Erfolg wird der dritten beschieden sein?

In Schätzung der Summen gehen die Meinungen der Sachverständigen auseinander, aber darin stimmen alle überein, daß die Voraussetzungen für gutes Gelingen auch diesmal gegeben sind.

1) An verfügbaren Geldern und Kapitalien fehlt es nicht.

Deutschland lebt nicht mehr in der Knappheit früherer Zeiten, 21 Milliarden betragen die Einlagen bei den Sparkassen, über 15 Milliarden liegen bei Banken und Genossenschaften. Auch jetzt, nachdem Millionen von Zeichnern zweimal schon ihr Erspartes dem Vaterlande dargebracht haben, ist Geld in Fülle vorhanden. Freilich, die 13—14 Milliarden der ersten Anleihen spielen zu grossem Teile wieder mit. Fast restlos sind sie in Deutschland verblieben. England und Frankreich zahlen, was sie aus Anleihen erlösen, an Amerika — Rußland an Amerika und Japan, Deutschland aber zahlt an tausende und abertausende einheimischer Fabriken, einheimischer Lieferanten und Arbeiter. Die Hände wechseln, aber es sind deutsche Hände, die die Milliarden erhalten haben und willig sie den neuen Anleihen dienstbar machen. Ein Kreislauf des Geldes! Und sodann: große Ausgaben fallen fort im Kriege — für Ausdehnung der Industrie, Neueinrichtungen und dergl. Die sonst hierfür verwendeten Summen suchen nach Anlage. Nicht minder auch Millionenerlöse aus dem Verkauf der Bestände und Läger. Der Ankauf der Rohstoffe ruht. So fließen auch diese Millionen nur in bescheidenstem Maße dem Auslande zu.

2) Dank der Fülle des Geldes ist der Geldstand überaus leicht.

Er ist leichter noch als im Frühjahr und viel leichter als im vorigen Herbste. Die Sparkassen gewähren an Zinsen etwa $3^1/_2$%. Die Einzahlungen auf die zweite Anleihe haben sie hinter sich und inzwischen beträchtliche Spargelder neu vereinnahmen können. Die Zinsen für Einlagen bei den Banken sind noch geringer. Für tägliches Geld

Google

1½%! Nur solche Zinsen können die Banken vergüten, denn ihre Kassen sind überfüllt. Die Einleger empfanden dies peinlich, der Anleihe aber kommt es zugute.

3) Die Käufer der früheren Anleihen haben ein gutes Geschäft gemacht.

Wer vom Deutschen Reiche 5% erhält und daneben schon im Kriege einen Kursgewinn zu verbuchen hat, darf zufrieden sein. Seit die bislang über Gebühr bevorzugten fremdländischen Renten schon hinsichtlich der Zinszahlung böse im Stich gelassen haben, sind die Staatsanleihen wieder in Gunst, wird namentlich die Kriegsanleihe geschätzt, die nicht im Stiche läßt und noch dazu hohe Zinsen gewährt.

4) Man weiss es im Volke: der Krieg kostet Geld und doppelt Geld, wenn jetzt doppelt so viele Soldaten im Felde stehen.

Man weiss aber auch: diese Vorsorge verbürgt uns den Sieg.

Der deutsche Krieger, der bei Tannenberg den schweren Anfang mitgemacht, brennt darauf, jetzt auch bei dem Entscheidungskampf mitzutun. So auch das deutsche Volk. Es hat in bangeren Tagen die Kriegskassen gefüllt. Es wird auch jetzt — und jetzt erst recht dabei sein, wo die Waffenerfolge unserer Söhne — um bescheiden zu sprechen — die Zuversicht des Gelingens gefestigt haben.

Zu den Anleihebedingungen:

Der 5 prozentige Zinsfuss ist beibehalten.

Er wird auch diesmal starken Anreiz ausüben. Deutschland zahlte im Frieden 4 Prozent. Es hat für die Kriegsanleihen diesen Satz um ein Prozent erhöht. Der Versuch Englands, gleich uns mit solcher Erhöhung auszukommen, ist mißglückt. Es mußte zuletzt seinen Friedenssatz um volle 2 Prozent erhöhen: von 2½ auf 4½.

Der Preis der 5 prozentigen Anleihe beträgt 99,— Schuldbucheintragungen kosten nur 98,80.

Der Ausgabekurs der ersten Anleihe stellte sich auf 97,50%, der der zweiten auf 98,50%. Die Kurse beider Anleihen haben inzwischen eine so wesentliche Erhöhung erfahren, daß der jetzt festgesetzte Kurs von 99 oder 98.80 als mäßig bezeichnet werden muß. Uebrigens genießt der Zeichner noch Zinsvorteil. Es werden ihm 5% Stückzinsen vom Zahlungstage bis zum 1. April 1916, mit welchem Tage der Zinsenlauf der Anleihe beginnt, vorweg vergütet.

Vor dem Jahre 1924 ist die 5 prozentige Anleihe nicht kündbar.

Die neunjährige Laufzeit dürfte für Kursgewinn erfreuliche Aussichten eröffnen.

Diese Unkündbarkeit bedeutet aber nur, daß **das Reich** die Anleihe bis 1924 nicht kündigen und also auch den Zinsfuß nicht herabsetzen kann. Die Inhaber der Schuldverschreibungen können natürlich über diese wie über jedes andere Wertpapier (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September ab jederzeit voll bezahlen oder auch die bis zum Januar 1916 geräumig bemessenen Einzahlungstermine innehalten.

Go gle

Die frühere Bestimmung, wonach Zeichnungen bis 1000 Mark voll bezahlt werden mußten, ist im Interesse der kleinen Zeichner fallen gelassen.

Reichsschatzanweisungen gelangen nicht zur Verausgabung, für die Reichsanleihe aber ist ein Höchstbetrag der Verausgabung nicht festgelegt.

Es wird hierdurch auch diesmal der Uebelstand vermieden, daß Zeichner leer ausgehen oder sich mit geringerer Zuteilung zu begnügen haben.

Die Zeichnungen können vom 4. September bis zum 22. September, mittags 1 Uhr, vorgenommen werden.

Die Festsetzung einer mehrwöchigen Frist hat sich bewährt. Jedermann hat Zeit, sich Aufklärung zu verschaffen und in Muße seine Zeichnung vorzubereiten. Es empfiehlt sich aber, die Zeichnung nicht bis zum letzten Tage aufzuschieben.

Für Gelegenheit, die Zeichnungen anzubringen, ist wie beim letzten Male in ausgedehntestem Masse gesorgt.

Außer der Reichsbank, der Königlichen Seehandlung, der Preußischen Centralgenossenschaftskasse, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg stehen alle Banken und Bankiers, alle Sparkassen und Lebensversicherungsgesellschaften, alle Kreditgenossenschaften, alle Postanstalten und in Preußen alle Königlichen Regierungs-Haupt- und Kreiskassen zur Verfügung.

Wer Stücke von 1000 Mark und darüber zeichnet, erhält auf Antrag Zwischenscheine.

Hiermit wird den Wünschen Vieler Rechnung getragen. Technische Schwierigkeiten verbieten es, die Verausgabung von Zwischenscheinen auch auf kleinere Zeichner auszudehnen. Zum Ausgleich sollen aber kleine Zeichner bei Ausgabe der Stücke vorweg befriedigt werden.

Wenn hiernach hinsichtlich der Anleihebegebung im wesentlichen alles beim alten bleibt, so besteht die sichere Hoffnung, dass auch hinsichtlich der Freudigkeit und Begeisterung, mit der ganz Deutschland sich den früheren Anleihen zuwandte, alles beim alten bleiben wird.

Wer für das Wohl des Vaterlandes sorgt, sorgt für die eigene Zukunft. In allen Fällen deckt sich der Dienst am Vaterland mit eigenem Vorteil. Hier aber macht er sich daneben noch durch hohe Zinsen ganz unmittelbar bezahlt. Darum:

Wer zeichnen kann, der zeichne!
Grosse und Kleine!
Und Jeder so viel als möglich!

Die wirtschaftliche Kraft unseres Volkes — dess sollen die Feinde inne werden — hält stand wie die Kraft unserer Heere!

Berlin, im September 1915.

Google

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

---

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz | **Diätet. Kuren nach Schroth** | herrliche Lage Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei

Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

Sanatorium Bühlau

bei Dresden.

Stets geöffnet. Prospekte frei.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten

heilbewährt bei Katarrhen, Gicht und Zuckerkrankheit

Versand durch **Gustav Strieboll**, Bad Salzbrunn i. Schl.

Bad Salzbrunn Oberbrunnen, Kronenquelle bei

Katarrhen, Gicht, Zucker, Nieren- u. Blasenleiden.

Kohlensaure Mineralbäder, Wasserheilverfahren, Inhalatorien, Pneumatisches Institut, Radiumemanatorium. **Zanderinstitut.**

BADEN-BADEN

Angenehmer Herbstaufenthalt.

Mildes Klima. Geschützte Lage. Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus und Gicht. — Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln. — Inhalatorium. — **Bäder und Kurhaus während des ganzen Jahres geöffnet.** — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder und Kurmittel an Kriegsverwundete und -kranke. — Konzerte, Theater, Vorträge, prachtvolle Spaziergänge. Bergbahn auf den Merkur (ausgezeichnet durch intensive Sonnenbestrahlung). Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kurtaxefrei.

Auskunft u. Prospekte durch das städtische Verkehrsamt.

Google

Die Zukunft.

Berlin, den 25. September 1915.

Christenthum und Menschheit.

Schon in der homerischen Zeit fühlte der heitere Grieche sich vom Pessimismus angewandelt; solche Anwandlungen mehrten und verstärkten sich, als die Kriege der kleinen Griechenstaaten unter einander sich zur Selbstzerfleischung der Nation steigerten. die innern Zustände jedes von ihnen immer trostloser wurden, die Sitten verfielen und Sophisten die Berechtigung der Libertinage und jeder Ungerechtigkeit bewiesen, Da ersetzte Plato, dem sehnenden Gemüth ein bleibendes Gut zu sichern, den vom Denken aufgelösten Götterhimmel durch ein Reich ewiger Ideen; und das durch die Verderbniß geängstigte Gewissen der feinen Griechen nahm zu orientalischen Sühnemysterien seine Zuflucht. Den beiden so sich äußernden Bedürfnissen, dem rationell-gemüthlichen und dem ethischen, brachte die von Jesus vollendete Religion der jüdischen Propheten volles Genügen. Das paulinische Dogma von Jesu Opfertod verhieß volle Sühnung; und statt eines Reiches schattenhafter Ideen öffnete sich dem entzückten Blick ein Himmel seliger Menschen, der verwirklichten Gedanken Gottes. Der gemeine Grieche, der sich taufen ließ tauschte für sein kindisch-abergläubiges Mythengewirr ein Weltbild ein, so klar, einfach und fest, wie es das Genie eines Plato nicht zu schaffen vermocht hatte: ein allmächtiger, allweiser, allgütiger Schöpfer, Ordner, Lenker des Universums, ein beseligendes Ziel des Menschenlebens, ein deutlich vorgezeichneter Weg an dieses Ziel. In der Obhut seines Gottes fühlt sich der Gläubige geborgen wie das Kindlein an der Mutterbrust. Und das Jenseits des Zieles macht den Menschen nicht etwa fürs Diesseits untauglich, sondern der Glaube sichert die Pflichterfüllung durch feste sittliche Normen, verhütet Kraft-

Google

verschwendung an Laster und ermuthigt, auch ohne Aussicht auf Erfolg und irdischen Lohn in pflichttreuer Arbeit auszuharren.

Die natürliche Sittlichkeit, die Vernunftmoral bestätigt Christus und setzt ihr ein Stockwerk auf. Zwar das Mitleid mit leidenden Geschöpfen kannten und übten auch die edleren unter den Heidenvölkern. Die Feindesliebe ist noch nichts Uebermenschliches; Liebe und Haß wohnen nah bei einander und leicht schlägt eins dieser Gefühle ins andere um; das große Neue ist, daß die von Sokrates entdeckte Seelenliebe auf Alles ausgedehnt wird, was Menschenantlitz trägt, auch auf die Menschen der niederen Kasten und auf die verelendeten, verkommenen Individuen des eigenen Stammes. Aber diese reine, helle, sonnenhaft Leben und Liebe spendende Flamme, die in Paulus lodert, steht immer in Gefahr, in die düstere Gluth des Fanatismus umzuschlagen, weil die Glaubenssätze, die sie entzünden, zugleich den niederen Trieben Haß und Grausamkeit Vorwände darbieten. Den hassenswerthen Bösen, den Ekelhaften an sich zu lieben, wäre nicht nur übernatürlich, sondern unnatürlich; was der Christ in ihm liebt, ist das verunstaltete, aber wiederherstellbare Ebenbild Gottes, und weil es sich dabei um ein unendlich Werthvolles, weil es sich zugleich für die zu rettende Seele um ewige Seligkeit oder ewige Verdammniß handelt, so, überredet sich der Fanatiker, muß man das Aeußerste aufbieten, muß die Leiber verbrennen, um die Seelen zu retten. Und im Grunde ist es Gott selbst, die persönliche Vollkommenheit, den man in seinem Ebenbilde liebt. Wie wäre diese noch nie dagewesene Liebe, die dem Wildfremden, dem abstoßend Häßlichen das eigene Leben opfert, denkbar ohne Haß gegen Gottes Feind, der die göttlichen Ebenbilder verdirbt? Denn ein persönlicher Feind muß der Verderber gewesen sein. Wir von heute verstehen das Unvollkommene, das Häßliche, das Böse im Menschenleben als natürliche Wirkung unserer planetarischen Lebensbedingungen; der Phantasie des unwissenschaftlich Denkenden aber stellen sich als Urheber aller wohlthätigen wie aller verderblichen Erscheinungen persönliche Wesen dar. So übernahm denn die Urkirche von den Juden den zum Teufel degradierten Ahriman als den Feind Gottes, als den großen Verderber, als Gegenstand des pflichtgemäßen Hasses. Dieser Haß erstreckt sich auch auf des Teufels menschliche Anhänger, Diener und Werkzeuge; dem Theologen aber (und die Theologen wurden sehr bald mächtig in der Kirche) scheint schon, wer anderer Meinung ist als er, ein Kind des Teufels. Die Apokalypse, in der dieser rachsüchtige Haß gegen die Mörder der Heiligen, auf die

Google

ganze nicht christliche Welt ausgedehnt, zum ersten Mal sich austobt (eine Gesinnung, die Jesus in Lukas 9, 55 nachdrücklich verurtheilt), müßte man, wie das Buch Esther, ein abscheuliches Buch nennen, wenn ihr nicht die herrlichen Briefe an die sieben Gemeinden im Eingang und die Vision des himmlischen Jerusalems am Schluß unvergänglichen Werth verliehen.

Aus drei Quellen ist dann später dem Fanatismus noch reichlich Nahrung zugeströmt. Erstens aus dem Orthodoxismus. Ueber den jenseitigen Weltgrund, von dem Jesus in Bildern spricht, nachzudenken, Spekulationen anzustellen über seine Daseinsform und Wirkungweise, ist das Recht des Denkgeistes; und der Auflösung jener praktisch brauchbaren Bilder in gnostische Phantastik zu wehren, war Pflicht der Kirchenleiter. Aber die Theologen gingen über diese Pflicht hinaus, indem sie, die Kraft des Menschengeistes überschätzend und die Kompetenz der Kirchenvorsteher überschreitend, die Ahnungen und Vermuthungen vom Unwißbaren in wissenschaftliche Begriffe fassen zu können sich einbildeten und den Gläubigen zur Pflicht machten, diese Begriffe als Glaubensartikel zu bekennen. Damit war die Nothwendigkeit eines Glaubensgerichts gegeben, das in Streitfällen die vermeintliche dogmatische Wahrheit definirte, und den Irrthum verdammte. Man muß diesem Glaubensgericht, das zuerst von den Konzilien, später vom Papst und von seinen Kongregationen geübt wurde, das Zeugniß geben, daß es im Ganzen vernünftig handelte, sich auf dem Mittelweg hielt und das offenbar Unvernünftige zur Rechten und zur Linken verwarf. Wie gegen die Gnostiker, so hat es auch (nicht zwar gegen die nordischen Fürsten und Völker, die wohl daran thaten, das päpstliche Joch abzuschütteln, wohl aber) gegen die lutherischen und die reformirten Theologen Recht gehabt, die mit ihrer sola fides und ihrer Prädestinationlehre die Unvernunft des Kirchendogmas auf die Spitze trieben und im fanatischen Orthodoxismus, in Streit- und Verketzerungsucht die katholischen noch überboten. Doch nothwendig war die Verurtheilung durch das kirchliche Lehramt nicht, denn das offenbar Unvernünftige vermag sich nicht zu halten; wer glaubt heute noch an so absurde Lehren? Ketzerriecherei, Verdammung- und Verfolgungsucht sind die vom Orthodoxismus erzeugten Spielarten des kirchlichen Fanatismus.

Jesus hat zweien Kategorien von Menschen die Verdammung angedroht: den Unbarmherzigen und den Ungläubigen. Den Unbarmherzigen feierlich im fünfundzwanzigsten Kapitel des Matthäus, welches das Weltgericht beschreibt: Die Entscheidung üb

Google

das Schicksal des Menschen im Jenseits hängt davon ab, ob er den Brüdern Barmherzigkeit erwiesen hat oder nicht. Die Ungläubigen dagegen werden nur gelegentlich in polemischen Reden bedroht. (Das Wort: „Wer glaubet und sich taufen läßt, wird selig werden, wer nicht glaubt, wird verdammet werden", am Schluß des Markusevangeliums, ist aus dem schon dogmatisirten Glauben der Gemeinde zu erklären, daß, wer den Eintritt ins diesseitige Reich Gottes weigere, auch vom jenseitigen ausgeschlossen bleibe.) Aus diesen polemischen Reden aber geht die Meinung Jesu deutlich hervor: ungläubig ist ihm, wer mit den Pharisäern meint, der Mensch werde durch Kultbräuche Gott wohlgefällig, und ihm nicht glaubt, der gesandt ist, zu lehren, daß Gott keinen anderen Kult fordert als reine Gesinnung, unsträflichen Wandel und werkthätige Nächstenliebe. Die Seligkeit von der Annahme metaphysischer Lehrsätze abhängig machen, ist eine Thorheit, die den Gedankenkreis Jesu nicht einmal äußerlich berührt. Das unfehlbare kirchliche Lehramt hat für das Seelenheil der Gläubigen so wenig zu bedeuten wie das Theologengezänk, das ihm Stoff liefert. In mancher Zeit konnte ein (nicht unfehlbarer Definitor, aber) weiser Rathgeber und Mahner auf dem Päpstlichen Stuhl der Christenheit gute Dienste leisten; doch in allen solchen Fällen hat dieser Stuhl bis jetzt immer versagt; er hat den Werdeprozeß des europäischen Staatensystems durch selbstsüchtiges Schüren der Zwietracht und des Kriegsfeuers erschwert, hat die Gräuel der Hexenprozesse heraufbeschworen, statt sie zu bannen, mußte von Karl dem Fünften gezwungen werden, den Weg zur nothwendig gewordenen Reform zu beschreiten. Dadurch, daß er die Erlaubniß zur Bildung von Kultusgemeinschaften verweigerte, hat er die französische Kirche zerstört; und er war unter dem eben verstorbenen Papst daran, den Gewerkschaftstreit zur Zerstörung der Katholischen Kirche Deutschlands zu benutzen.

Eine zweite Quelle, aus der dem Fanatismus Nahrung zuströmt, ist Pauli Spekulation über Erbsünde und Erlösung. Wohlthätig beruhigend für den Gemüthszustand der Menschheit von damals und, als Symbol genommen, pädagogisch werthvoll für alle Zeiten, ist diese Lehre, wörtlich verstanden, die entsetzlichste aller Gotteslästerungen, wenigstens in der Formulirung, die sie später gefunden hat. Weil ein Mensch Gott ungehorsam gewesen ist, soll trotz vollbrachter Erlösung das Ende des Weltprozesses sein: neben einem Häuflein Hallelujah singender Geretteter eine Folterkammer, in der die ungeheure Mehrheit der Menschen, unzählige Milliarden, in nie endenden Qualen heult und wim-

Go gle

mert; ein Graus, vor dem sich Nero und Tiberius entsetzen würden. Diese Erlösungtheorie nun schien einen Vermittelungapparat zu erfordern, durch den die Früchte der Erlösung den Einzelnen zugewendet würden, und zur Bedienung des Apparates war eine Priesterschaft nöthig. Der ethischen Religion Jesu substituirte sich eine jüdisch-heidnische Kultreligion; nach zwei Gesetzen, die in der geschichtlichen Entwickelung walten. Das eine sagt, daß eine neue Idee von sich abfallen muß, um wirksam zu werden, weil sie nicht anders wirksam werden kann als durch Anbequemung an das herrschende Alte; der Fortschritt bestand in diesem Fall darin, daß das kirchliche Chrstentihum nicht nur Kultreligion, sondern auch ethische Religion war und daß das Kultische dem Ethischen diente. Nach einem zweiten Gesetz nützt die Vorsehung Irrthum und Leidenschaft der Menschen zu wohlthätigen Wirkungen. Aus dem Kult, der die Völker ästhetisch erzog, wurden die Bildenden Künste und die Musik geboren; die Priester aber wurden sammt den ihnen helfenden Mönchen Kulturbringer und ihre Hierarchie hat eine Weile den Staat ersetzt, dann bei seinem Ausbau geholfen. Dem, der das dreiundzwanzigste Kapitel des Matthäus mit den Augen des Rationalisten liest, scheint die Katholische Kirche völlig gerichtet; der mit historischem Sinn Begabte liest aus dieser Strafpredigt gegen die Pharisäer, Hohepriester und Schriftgelehrten nur die Mahnung an die Hierarchie heraus, nicht zu übersehen, daß ihr eigener Bestand und der katholische Kultus, vom Standpunkt des Evangeliums aus gesehen, Anomalien sind, daß diese Anomalien zwar in den Diensten, die sie der Menschheit geleistet haben und noch leisten, ihre Entschuldigung und Rechtfertigung finden, daß sie aber ein gefährliches Spiel treibt, wenn sie die Anomalie als das Wesen behandelt und die Seligkeit, außer an die Zustimmung zu Philosophemen, auch noch an Bräuche bindet, während der Glaube an die Nothwendigkeit von Kultübungen gerade der Unglaube ist, den Jesus (wie nach ihm Paulus) am Judenthum verdammt. Bigotterie ist die Form, die der Fanatismus unter dem Einfluß des Kult- und Priesterwesens annimmt.

War die erste der beiden Unheilsquellen anfangs ein unabweisbares Bedürfniß und hat die zweite als Segensspenderin das Unheil, das sie anrichtet, reichlich aufgewogen, so ist die Dritte, so lange sie floß, nur eine Verderberin gewesen. Ich meine den Glauben an den Teufel. Auf der Höhe des Mittelalters, wo die Menschen lebenskräftig und lebenslustig waren, machte man sich über den (in Legenden und Schwänken gewöhnlich geprellten) dummen Teufel lustig. Aber vom fünfzehnten Jahrhundert an

Google

griff eine Verdüsterung der Gemüther um sich, deren Höllenphantasien die teufelgläubigen Menschen in Teufel verwandelten. Teufel sind zwar nicht die Teufelsbündler und die Weiblein gewesen, die sich einbildeten, sie könnten hexen (sie haben nicht den zehnten, vielleicht nicht den hundertsten Theil der Unglücklichen ausgemacht, die als Hexen verbrannt wurden), wohl aber die Hexenrichter, die Kriminalrichter in so manchem politischen Prozeß und ihre Gehilfen, die Foltermeister, Folterknechte und Henker, die Soldaten des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, die alle in der Folterkammer und auf dem Richtplatz erlernten satanischen Künste an der wehrlosen Bevölkerung der von ihnen heimgesuchten Ortschaften ausprobten, entweder aus sadistischem Gelüst oder, um Geld zu erpressen.

Die erste und die letzte dieser drei Quellen haben die Reformatoren nicht verstopft, sondern erst völlig in Fluß gebracht; nur die zweite ließen sie versiechen, sammt dem Guten, das aus ihr strömt. Luthers gesunder Sinn hat zwar in diesem Punkt das Richtige erkannt, drang aber nicht durch. Nicht nur pflegte er Gesang und Musik, nicht nur wünschte er die melodiöse lateinische Sprache dem Gottesdienst zu erhalten: er hatte auch gegen Ceremonien und Prachtgewänder nichts einzuwenden und war kein Bilderstürmer. Nirgends hat er seine richtige Ansicht deutlicher und kräftiger ausgesprochen als in dem köstlichen Brief an den Probst Buchholzer, dessen Gewissen sich durch die Prozessionen beschwert fühlte, die sein Gebieter, der Kurfürst Joachim von Brandenburg, in seiner Kirchenordnung beibehielt. „Wenn Euch Euer Herr, der Kurfürst, will lassen das Evangelium Christi lauter, klar und rein predigen, so gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder golden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seiden oder Leinwand. Und hat Euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappen oder einem Chorrock nicht genug, die Ihr anzieht, so zieht deren drei an, wie Aaron, der Hohepriester, der drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papstthum Ornate genannt hat. Haben auch Ihre Kurfürstlichen Gnaden nicht genug an einem circuitu oder Prozession, daß Ihr umhergeht, klingt und singt, so gehet siebenmal herum, wie Josua mit den Kindern Israels um Jericho. Und hat Euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, dann mögen Ihre Kurfürstliche Gnaden vorher springen und tanzen, mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Bundeslade that, da sie nach Jerusalem gebracht ward; bin damit sehr zufrieden, denn solche Stücke nehmen und geben dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit

Google

und das Gewissen damit zu verbinden daraus gemacht werde; und könnte ichs mit dem Papst und den Papisten so weit bringen, wie wollte ich Gott danken und fröhlich sein!"

Aus diesem Wust von Fanatismus, Verfolgungsucht, Bigotterie, Justiz- und Kriegsgräueln nun hat der Neuhumanismus in Wechselwirkung mit der rationalistischen Philosophie und der Aufklärung die Deutschen erlöst. Paulsen behandelt ihn in seiner Geschichte des gelehrten Unterrichtes ein Wenig spöttisch. Uebertriebene Schwärmerei fürs Griechenthum nöthigt uns ja wirklich manchmal ein Lächeln ab; so, wenn Wilhelm von Humboldt in einem Brief an Welcker schreibt: „Was man auch von der Schönheit und Erhabenheit des Ramayana, des Mahabarat, der Nibelungen sagen mag, so fehlt immer gerade das Eine, in dem der ganze Zauber des Griechischen liegt; was man mit keinem Wort ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt; was machen würde, daß in jeder ernsthaftesten und heitersten, glücklichsten und wehmüthigsten Katastrophe des Lebens, ja, im Moment des Todes, einige Verse des Homer, und wenn sie aus dem Schiffskatalog wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens der Menschheit in die Gottheit (was doch die Summe alles menschlichen Fühlens und alles irdischen Trostes ist) geben würden als irgendetwas von einem anderen Volk." (Nur den Schiffskatalog in der Sterbestunde, statt des christlichen in manus tuas, Domine, commendo spiritum meum, nicht das Vorhergehende belächle ich.) Paulsen hat nicht an den Zustand gedacht, aus dem der Neuhumanismus erlöst hat. Etwas von diesem Zustand schimmert in einem Ausspruch Friedrich August Wolfs, des Begründers des neuhumanistischen Unterrichtes: „Glückselig sind wir Philologen, daß uns weder Götter noch Menschen hindern, in den Tag zu leben, frei und ungebunden nach allseitiger Erwägung so oder anders zu entscheiden. Wenn ein Theologe einmal von der gebotenen Ansicht abweicht, gleich entsteht Geschrei und Aufregung des Pöbels; wenn wir einreißen, was wir gestern bauten, so merkt es kaum der Nachbar." So auch, wenn einige Jahrzehnte später Märklin, ein Freund von David Friedrich Strauß, bekennt: „Was ist alle Theologie als pure Verschrobenheit, Unwahrheit, Unnatur? Ich sehne mich nach der gesunden Nahrung der alten Klassiker. Ich will aus voller Seele ein Heide sein, denn hier ist doch Wahrheit, Natur, Größe." Und der folgende Ausspruch Jean Pauls gilt wohl auch auch noch im zwanzigsten Jahrhundert: „Die jetzige Menschheit sänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend durch den stillen Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkt des Lebens nähme."

Google

In dem Maß nun, wie die gebildete Welt der Orthodoxie den Rücken kehrte, die Hierarchie an weltlicher Macht einbüßte und sich das Leben vermenschlichte, tauchte aus dem jüdisch-heidnisch-theologischen Mummenschanz immer deutlicher die Gestalt Jesu hervor. Zunächst in der Person von menschlichen Engeln der Barmherzigkeit, deren Bedeutung durch die Abstempelung zu offiziellen Kirchenheiligen verdunkelt worden ist; denn nicht durch Kirchlichkeit, Orthodoxie oder Askese, sondern durch Menschlichkeit sind sie groß gewesen. Die beiden größten, Franz von Sales und Vincenz de Paula, haben als einsame Lichtgestirne schon in der Nacht der Unmenschlichkeit geleuchtet und gewärmt. (Den Zweiten möge eine Anekdote charakterisiren. Als eine seiner Helferinnen ihm meldete, daß sie dreiunddreißig Andachten zu Ehren der dreiunddreißig Lebensjahre des Heilands zu verrichten gedenke, erwiderte er: „Sparen Sie sich ein paar Andachten und vertheilen Sie mehr Fleischbrühe!“) Aber erst nach der großen Wendung vom Theologisch-Kirchlichen ins Menschliche hat ihr Geist ins Weite und Große zu wirken begonnen. In Deutschland waren Kolping und Ketteler seine wichtigsten Organe, die, zugleich mit den englischen Christlich-Sozialen, auch der Politik die Richtung aufs Soziale gegeben haben.

Das Endergebniß dieser geistigen Umwälzung ist ein Zustand, der sich dem Reich Gottes, das Jesus zu gründen gekommen war, mehr nähert als irgendein Gesellschaftzustand der früheren christlichen Zeit. Die Strafrechtspflege ist so humanisirt, daß Bettler und Vagabunden nicht selten das Gefängniß als Versorgung oder wenigstens als Winterquartier erstreben. Allem, was Menschenantlitz trägt, ist der Schutz des Leibes und Lebens, der Ehre (namentlich der geschlechtlichen) und des Eigenthums gesetzlich und im Allgemeinen auch wirklich verbürgt. Die Sozialgesetzgebung sichert Jedem in den Nothlagen des Lebens eine Hilfe. Nicht nur dem kranken Lohnarbeiter, sondern auch dem genesenden und unter Umständen schon dem von Krankheit bedrohten wird sorgliche Pflege gewährt. Die Ruhe des siebenten Tages, diese hochwichtige und unendlich wohlthätige Einrichtung, wird in ihrem ursprünglichen sozialen Sinn, wie ihn 5. Mose 5 und Markus 2, 27 andeuten, beobachtet. Das Familienleben war niemals reiner, lasterhafte Ausschreitung niemals in engere Schranken eingeschlossen. Man erinnere sich nur, daß noch im siebenzehnten Jahrhundert die Soldaten in einer eroberten Stadt alle Frauen und Jungfrauen schändeten, deren sie habhaft werden konnten, und daß, wie Wenzelburger erzählt, Alba auf seinem Zug in die Niederlande sagte, er wolle lieber sein bestes Regiment missen, als den

Google

Hurentroß, der seine Truppen bei guter Laune erhalte. An der Thatsache des Fortschrittes kann den unbefangenen Beobachter weder das ewige Gejammer der Frommen über Sittenverderbniß noch die erotische Literatur irr machen. Schon vor einigen Jahrzehnten erklärte ein Kenner von Paris die Beliebtheit der Ehebruchdramen daraus, daß der Zwang zur Ehrbarkeit und Korrektheit, dem der französische Bürger unterliege, eine Erholung von so übermenschlicher Tugend wenigstens in der Phantasie fordere; und wenn sich gestern die deutsche Bohème (ohne einen guten Wein zu versprechen) absurd geberdete, so geschah es aus Verzweiflung darüber, daß ihr Auslebedrang auf diamantene Mauern stößt. Diese Mauern sind das Werk der Verbürgerlichung und Industrialisirung der Gesellschaft. Dem Gutsbesitzer, dem Bauer sichert sein Acker den Lebensunterhalt, auch wenn er ein Bischen lüderlich ist. Im modern kapitalistischen Beamtenstaat dagegen muß die nicht begüterte Mehrheit, um leben zu können, eine amtliche oder geschäftliche Position oder einen Dienst in einem Konkurrenzkampf erringen, in dem auch die sittliche Führung in Betracht kommt; außerdem kostet die städtische Lüderlichkeit Geld, während das fromme Landvolk sie meist kostenlos genießt. Darum fordert heute jeder Vater, auch wenn er für seine Person nie ein Puritaner war, von seinen Söhnen streng sittliche Führung. (Es würde lohnen, zu zeigen, wie überhaupt der Fortschritt von Wissenschaft und Technik den Fortschritt, den die Aestheten und die „freien Geister“ meinen, in Rückschritt umbiegt.) Die literarische Auflehnung gegen die in Gesetz und Sitte geprägte Moral beweist, daß ihr die subjektive Moral, die Moralität nicht allgemein entspricht. Das aber soll sie auch gar nicht; denn nach dem christlichen Glauben bleibt die Vollendung des Reiches Gottes dem Jenseits vorbehalten. Mordlust endlich findet sich nur noch bei Verbrechernaturen; in dem modernen Kriege spielt sie keine Rolle, obwohl sie an dem Eifer, womit gute Patrioten, die kriegerische Tüchtigkeit des Volkes zu erhalten, die Kriegslust der Jugend anfeuern, einen diesen Patrioten selbst unbewußten, verborgenen Antheil haben mag; in wenig geläuterten Gemüthern mag sie durch den Krieg selbst noch einmal geweckt werden. All Das gilt vom deutschen Volk in höherem Grade als von irgendeiner anderen Nation unseres Kulturkreises, wie der große Krieg beweist, der an sich schon eine Bewährung höchster sittlicher Energie und bewundernswerther Selbstopferung im Dienst der Brüder ist. Auch die organisirende Kraft, die sich in ihm offenbart, und die schöne Ordnung, die sie schafft, ist, wie zuvor auch schon die Organisation der modernen Verkehrsanstal-

Google

ten, ein deutliches Kennzeichen des Reiches Gottes, ein Abbild des Waltens eines Weltenordners im Kosmos.

Wenn der moderne Humanitätprediger, der im neunzehnten Jahrhundert das Vorbild und die Literatur der Griechen mit biologischen und soziologischen Argumenten vertauscht hat, das moderne praktische Christenthum, welches das echte Urchristenthum ist, sich genau ansieht, wird er darin die erweiterte, vertiefte und auf festen Glaubensgrund gestellte Humanität erkennen, seine biologische wie die literarische des Neuhumanismus. Was könnte ihn bewegen, die Verallgemeinerung, Vertiefung und Sicherung abzulehnen, die der christliche Glaube seinen Theorien, Grundsätzen und Bestrebungen bietet? Und die Katholische Kirche wiederum würde gegen den Willen und das Wort Jesu handeln, wenn sie der Humanität der Evangelischen und der Atheisten den christlichen Geist absprächе, denn Jesus sagt am Schluß der Bergpredigt: „Nicht Jeder, der Herr, Herr zu mir sagt, wird ins Himmelreich eingehen, sondern, wer den Willen meines Vaters thut, Der wird ins Himmelreich eingehen.“ Dieser Wille ist, wie aus unzähligen Bibelworten hervorgeht, Nächstenliebe; und der weitere Begriff der Humanität (dem der theologische Begriff „Vollkommenheit“ entspricht) schließt die Nächstenliebe ein.

Die ungeheure sittliche Kraft, die erforderlich war, in einer erschlafften und polytheistisch abergläubigen Welt den Monotheismus und eine heroische Moral durchzusetzen, konnte nur aufgebracht werden, wenn als nahes Ziel ein Himmel winkte, neben dem der Abgrund ewiger Pein gähnte. Darum war diese ins Gegentheil umschlagende Uebertreibung des Begriffes der Gerechtigkeit nothwendig; und darum mußte anfangs das ganze Leben der Christenheit nach der zu fliehenden Sünde und dem zu erstrebenden himmlischen Ziel orientirt sein. Mit den in solchen Vorstellungen liegenden Schreck- und Reizmitteln hat die Kirche die nordischen Völker bekehrt, ihnen die Kultur, den Staatsgedanken und die Staatsordnung gebracht und die christliche Weltanschauung, die christliche Gesinnung und die christlichen Grundsätze so tief eingepflanzt, daß diese Kräfte auch unter der Hülle der Unchristlichkeit fortwirken. So hat sich allmählich in bürgerlichen Ordnungen und Lebensgewohnheiten geformt und gefestigt, was der Ausblick auf Himmel und Hölle geschaffen hatte, und diesem Ausblick kommt, seit die Kirche ihre weltgeschichtliche Aufgabe gelöst hat, die ursprüngliche Bedeutung nicht mehr zu; eben so wenig den Begriffen Sünde und Erlösung, die mit jenem Ausblick unlöslich verknüpft sind. Wir wissen, daß kein einzelner Mensch das Ideal der Vollkommenheit verwirklichen kann und daß die leibliche Natur und

Google

die gesellschaftlichen Verwickelungen unschöne Handlungen, die der Theologe Sünden nennt, unvermeidlich machen. Nach der Zahl solcher Handlungen beurtheilen wir einen Menschen nicht, sondern nach seinem Charakter; wie könnte Gott, der die Vernunft selbst ist, anders urtheilen? Wir bedürfen, um vor Gottes Richterstuhl zu bestehen, nicht der priesterlichen Absolution von unseren Sünden. Aus dieser veränderten Stellung zum Jenseits folgt aber nicht, daß Christenthum und Kirche überflüssig geworden seien. Die Organisation, welche die beschriebene weltgeschichtliche Entwickelung eingeleitet und so Großes vollbracht hat, bleibt berufen, das Werk seiner irdischen Vollendung entgegen zu führen. Immer wieder kann der Reichthum der Bibel an tröstenden, kräftigenden, ermuthigenden, spornenden, schreckenden Worten, an Lebensweisheit nutzbar gemacht werden; und dazu vermag die Katholische Kirche mit der Fülle ihrer Literatur und sinnigen Bräuche heilsam mitzuwirken. Aber sie kann den Denkenden und Fühlenden unserer Zeit ihr Dogmensystem nicht mehr aufzwingen; denn dessen Fundament ist das gräßliche Weltende, das theologische Verschrobenheit „Erlösung“ zu nennen wagt. Wenn es der Menschenseele beschieden ist, mit Bewußtsein ins Jenseits einzugehen, dann kann sie dort nicht Folterkammern finden, sondern nur die Urbilder alles Schönen und Guten, das ihr auf Erden zu schauen vergönnt war. Die Kirche braucht ihr Dogmensystem nicht für falsch zu erklären; die ältesten Dogmen haben Wahrheit als Symbole; und wenn von den später ausgeklügelten manche, darunter auch recht bedenkliche, dem Volk lieb geworden sind, so soll man sie ihm nicht gewaltsam entreißen, sondern in Geduld das Reifen gesunder Einsicht abwarten.

Ich weiß natürlich, daß die Katholische Kirche nicht den einzelnen Menschen verdammt, sondern das Urtheil Gott anheimgiebt; daß nach ihrer Lehre ein bona fide bekannter Irrglaube von der Seligkeit nicht ausschließt, evangelische Christen also selig werden können. Doch solche Zugeständnisse an die Humanität sind in der Wirklichkeit werthlos, weil die orthodoxe Theorie die Rettung der Sünder an eine unerfüllbare Bedingung knüpft. Der Hölle verfällt, wer im Zustande der Ungnade, „unbußfertig“, mit einer Todsünde auf dem Gewissen, stirbt. Unbußfertig: ohne „übernatürliche“ Reue über diese Sünde, ohne eine Reue, die sich auf Gott bezieht. Und auch die genügt nicht, wenn sie nicht „vollkommen“ ist. Die unvollkommene genügt nur dann zur Rechtfertigung des Sünders, wenn sie durch den Empfang des Bußsakraments, durch die priesterliche Lossprechung ergänzt wird. Vollkommen aber ist nach dem breslauer Diözesankatechismus

Google

die Reue, wenn sie „hauptsächlich" aus dem Beweggrunde der Liebe zu Gott entsteht, weil wir nämlich durch die Sünde ihn, das höchste, seiner selbst wegen liebenswürdigste Gut, beleidigt haben". Nun ist die Vorstellung vom himmlischen Vater, den wir durch die Sünde beleidigen und der diese Beleidigung schmerzhaft empfinde, zwar einer der pädagogisch nützlichen Anthropomorphismen der Kirchenlehre (wie rührend wirkt das Gleichniß vom verlorenen Sohn!); aber ein Anthropomorphismus, der tieferer Einsicht nicht standhält. Wenn mich das Geschimpf eines Straßenjungen nicht beleidigen kann, wie kann dann Gott durch einen Menschen beleidigt werden? Absurd ist der Gedanke, das unendliche Wesen, das Tiger und Krokodile erschafft und die Erde erbeben läßt, könne Schmerz empfinden über eine ihm von Menschen zugefügte Kränkung. Ich muß gestehen, daß ich den Affekt der Liebe zu einem unendlichen, völlig unvorstellbaren Wesen nicht erlangen kann, und ich vermuthe, daß es dem Durchschnitt aller Menschen eben so geht. Katholische Kinder werden gewöhnt, die in Gebetbuchphrasen ausgesprochenen Empfindungen verzückter Mystiker für ihre eigenen Empfindungen zu halten, und in dieser Gewohnheit bleiben sie dann als Erwachsene befangen. Sie erwecken, wie in der Fachsprache der Frommen das Nachbeten solcher Phrasen heißt, einen Akt der Liebe und bilden sich dann ein, sie liebten wirklich Gott über Alles. Seit ich mich kenne, weiß ich: ich wünschte, Manches von Dem, was ich gethan, gesprochen, gedacht habe, nicht gethan, gesprochen, gedacht zu haben, weil es häßlich war, weil es einen Menschen gekränkt, vielleicht auch geschädigt hat; aber der Gedanke, ich könnte damit dem unendlichen Weltgrund ein Leid zugefügt haben, bereitet mir keinen Schmerz. Mit der Liebe zu Gott ist der Wille gemeint, sich der von Gott gesetzten sittlichen Weltordnung zu fügen und sie wissentlich nicht zu stören; und wenn der Orthodoxe die nachträgliche Mißbilligung von Handlungen, die eine Störung zu bedeuten scheinen, als vollkommene Reue gelten ließe, dann hätte auch ich einige Aussicht, der Hölle zu entrinnen.

Paulus läßt im fünfzehnten Kapitel des Ersten Korintherbriefes ein Ende der Hölle hoffen. Bei Augustinus haben antike Härte und eigenthümliche Seelenerfahrungen die furchtbare Lehre geschaffen, die sich als orthodoxe behauptet hat und die Unzählige aus der Kirche scheucht, weil der materialistische Glaube an die Vernichtung der Seele im Tode unendlich viel tröstlicher ist als ein solcher Glaube an Unsterblichkeit und Erlösung. Vernunft und Humanität haben sich schon zur Lebzeit des Augustinus gegen seine Theorie aufgelehnt. Julianus, Bischof von Ecla-

Google

num in Apulien, als Jüngling ein feuriger Verehrer Augustins, wurde im pelagianischen Streit der rührigste Vorkämpfer des Pelagianismus und opferte seiner Ueberzeugung den Bischofsitz. An Augustinus schrieb er: „Dein Gott ist ein Verfolger der auf die Welt Kommenden, er übergiebt wegen bösen Willens dem ewigen Feuer die Kleinen, von denen er doch weiß, daß sie weder einen guten noch einen bösen Willen haben können. Weiche mit diesem Gott aus der Kirche! Er ist es nicht, an den die Patriarchen, die Propheten, die Apostel geglaubt haben, auf den die wahre Kirche gehofft hat und hofft; er ist es nicht, den die vernünftige Kreatur als Richter erwartet. Kein Vernünftiger hätte für einen solchen Herrn sein Blut vergossen, denn er würde nicht verdienen, geliebt zu werden.“ Den Kleinen sind ja nun neuere mitleidige Theologen zu Hilfe gekommen: sie lehren, die ohne Taufe verstorbenen Unmündigen erlitten nicht die poena sensus, sondern nur die poena damni, ihre Strafe bestehe im Verlust der Anschauung Gottes. Aber die humane Ansicht dieser Theologen ist noch nicht durch unfehlbaren Stuhlspruch dogmatisirt worden; und der Milliarden, vielleicht Billionen Erwachsener, die der Höllenschlund verschlingen soll, hat sich noch kein Orthodoxer erbarmt.

Neisse. Dr. Karl Jentsch.

Bitte an den Heiligen Franz.

Du stiegst aus Giottos blauem Freskenglanz,
Aus goldenem Reich, aus hochgereckten Frommen.
Du bist, ein Wunder, in die Welt gekommen:
Ein Rosenblatt entfiel Mariens Kranz.

Du schwebtest durch den weihrauchblassen Tanz
Der Wolken: und Dein Sehnen war verschwommen.
Bald war es Licht; der Tag war roth erglommen;
Bald war es traurig wie der Heilige Franz.

Madonna, alle Engel sind bewegt
Und alle singen nur von Deiner Güte,
Weil ihre Seelen Deine Güte trägt.

Mir aber scheint, als ob Dir im Gemüthe
Ein Lächeln dämmert, tief und zart erregt.
Franziskus, dieses höchste Gut behüte!

Werner von der Schulenburg.

Google

Wahrheiten.

Sehr vieles und sehr lautes Lügen ist oft der Versuch zu einer neuen Wahrheit. Nach einem gewissermaßen einstimmigen und verbindlichen Lügen fällt man nicht auf die alte Wahrheit zurück mit dem reumüthigen Bekenntniß, daß man gelogen habe. Die Menschen vermeiden die unangenehmen Empfindungen. Und: sich schämen ist unangenehm.

Die Leidenschaft verblendet, sagt man. Aber sie verblendet nur die Vernunft, weil sie stärker ist als die Vernunft und yr-thümlicher und, das Wort im ganz gemeinen Sinn gebraucht, „richtiger“. Die Vernunft ist der schüchterne Versuch, sich gegen das Leben zu stellen. Sie ist gegen das Leben, die Liebe, den Krieg; die Leidenschaft ist für das Leben, die Liebe, den Krieg. Eine Wahrheit aber lehrte, der Mensch sei nicht nur ein vernünftiges Wesen, sondern das einzige denkende Wesen, das nach Urtheilen handle, die es aus vernünftiger Erkenntniß seines Nutzens gewonnen habe. Da jeder Mensch auch nützlich zweimal Zwei ausrechnen kann und Dies für eine That der nur ihm zukommenden Intelligenz hält, hat er sich von dieser „Wahrheit“ sehr geschmeichelt gefühlt und war stolz auf sie, weil er stolz auf sich sein wollte. Da die Lehre dem Bedürfniß seines noch ganz inhalt- und bildlosen Stolzgefühles sehr entsprach, erklärte sie der Mensch für „wahr“. Der affektive Gehalt der Lehre war entscheidend dafür, daß sie angenommen wurde, und man nannte sie die Wahrheit. Da brach in diese Wahrheit vom Menschen als intelligentem Wesen der Krieg: und auf einmal ist die Welt voll von Lügnern, Verräthern, Heuchlern, Betrügern, Krämerseelen, Wortbrüchigen; woran? An dieser „Wahrheit“ vom Menschen als einem nur von seiner Intelligenz geleiteten Wesen, an welche „Wahrheit“ man noch glaubt, so lange man als von Lügnern von Denen spricht, die gegen diese Wahrheit leben. Und Das thun auf einmal Alle; weshalb Alle Lügner, Heuchler und Aehnliches sind. Der Geist sucht sich zu retten, indem er sich des Verrathes an sich selber bezichtigt. Es ist wie mit den Verträgen. Im Wesen jedes Vertrages liegt, daß er nicht gehalten wird. Alle Verträge sind immer auch ein Stück Papier. Heute sucht man eifrig nach anderen Stücken Papier, die beweisen sollen, daß irgendein Vertrag ein Stück Papier war. Wie man eine Niederlage eine Ablösung vom Feind nennt, so giebt man die eingeübte Wahrheit nicht als Irrthum auf, sondern heftet sich an sie mit dem Wort Lüge: man meint, die Wahrheit zu retten, indem man sie denunzirt.

Google

Wir sind damit auf dem Wege zu der Aufstellung einer anderen Wahrheit, die sich aus dem frenetischen „Lügen“ dieser Zeit deutlicher abhebt als sonst; denn durch den Einbezug der großen Zahl in die Aktion hat sich das Beobachtungfeld erweitert.

Eine Geschichte der Ideen sehen wir weniger in der Erzählung, welche Verwirrungen und Entwirrungen die ewigen Ideen in den Köpfen der Denker angerichtet haben, als in der Art, wie diese Ideen von der Menschheit verwandt wurden, wie diese Ideen in den Organismus des Lebens eintraten. Wie ein Stern erst „entdeckt“ wird, wenn sein Licht die Erde trifft, so verhält es sich mit den Ideen, die Geschichte machen: sie müssen durch das Medium des Denkers die Erde treffen. Und wie man das Dasein eines noch ungesehenen Sternes aus Bahnänderungen der bekannten Sterne berechnen kann, so kann man eine noch „unsichtige“ Idee aus ihrer bahnändernden Wirkung auf „sichtige“ Ideen, die schon Geschichte gemacht haben, berechnen. Die Wahrheit vom vernünftigen Menschen, der nach erkannten Interessen handelt, hat eine Aenderung durch die jetzt lebenden Menschen erfahren, die alle, weil alle einander so nennen, als Verräther dieser Wahrheit in der Welt stehen. Eine andere Wahrheit, als „Wahrheit“ dem Bewußtsein noch unsichtbar, irritirt die Bahnen der früheren Wahrheit. Ihr Dasein berechnen wir aus diesen Irritationen und versuchen, sie zu erklären. Wie sich die Menschen mit ihr abfinden werden, ob sie Geschichte machen wird, wissen wir nicht. Und daß wir Dies nur wollen können, hängt mit der Natur solcher Wahrheit zusammen, die nicht dem Wissen den Primat im menschlichen Geschehen giebt, sondern dem Wollen. Das bedeutet keine Absetzung der Intelligenz und keine Herrschaft der Triebe, was zusammen die intuitive Dummheit ergäbe. Die menschlichen Triebe erfahren durch die Vernunft im besten Fall Etwas wie eine Beherrschung von Fall zu Fall, nie eine Veredelung. Diese Veredelung erfahren wohl die Gefühle; sie entsteht durch die Kopulation der Gefühle mit der Idee oder dem Bild, nicht und nie durch Kopulation mit der Vernunft, die zur Verunedelung der Gefühle führt, zu deren Reduktion auf von Fall zu Fall von der Vernunft beherrschte Triebe. So wird der rationalisirte Erhaltungtrieb zur Gewinnsucht, das ideisirte Heimathgefühl zur selbstlosen Vaterlandliebe. So wird der rationalisirte Geschlechtstrieb vor dem sexuellen Verbrechen Halt machen, aber das ideisirte Liebegefühl für das geliebte Objekt Schande und Tod erleiden, während das rationalisirte Liebegefühl sich mit Ehescheidung und Tragung der Prozeßkosten abfindet.

Go gle

Nicht mehr als Dies ist hier zur Abgrenzung der Begriffe Vernunft, Trieb, Gefühl, Idee zu sagen nöthig. Die Frage nach dem Entstehen des Gefühles muß, wie die nach dem Ursprung der Ideen, ohne Antwort bleiben. Die Gefühle sind; und sind im Menschen; die Ideen sind; und sind, unabhängig vom Menschen, im Ganzen der Welt.

Was, fragen wir, macht Ideen moralischen und politischen Inhaltes zu „Wahrheiten", die vom Menschen behauptet oder bekämpft werden? Wann wird eine Idee von den Menschen „wahr" genannt? Die Menschen antworten darauf: Wenn unsere Vernunft sie als wahr erkannt hat vor einer anderen Idee, die unsere Vernunft als falsch erkannt hat. Der Mensch, in seinem Stolz auf sich als allein denkendes und von seiner Vernunft als höchster Instanz geleitetes Wesen, versucht, auch dieser Frage durch eine Hinterthür seiner Heuchelei zu entschlüpfen, indem er sich, in tiefer Verbeugung vor seiner geistigen Bedeutung, als mit seiner Vernunft vor die Entscheidung zwischen „wahr" und „falsch" gestellt sieht und mit der Objektivität eines unbetheiligten Gottes sich für „wahr" entscheidet. In diesen Tagen sagte ein Redner (und sprach damit nur allgemeine Ueberzeugung aus): „Erst leben, dann philosophiren, erst sein, dann denken." Die so sprechen, wollen damit glauben machen, daß sie die Wahl haben und sich für die That gegen den Geist entscheiden. Solche Wahl aber giebt es nicht. Der Mensch scheut die Entblößung seiner Urbestände wie eine etwas unsolide Firma die Einsicht in ihre Geschäftsbücher; und er verschleiert mit einem „auch anders können" den wirklichen Verlauf. Er verschleiert ihn, weil ihn das Gefühl des Stolzes dazu zwingt, welches Gefühl die Idee vom vernünftigen Menschen als eine „wahre" Idee angenommen hat.

Denn: Ideen und Erkenntnisse moralischen und politischen Inhaltes (nicht nur diese, aber diese vollkommen) werden nicht um ihres intelligiblen Charakters willen als „wahr" von den Menschen angenommen oder als „falsch" abgelehnt, sondern allein wegen ihres affektiven Gehaltes. Die „wahren" Ideen, die „richtigen" Gedanken sind für die Menschen immer solche, in denen der intensivste und dem Gefühlsbedürfniß passendste affektive Gehalt lebt oder aus denen er oft mit leichten Wandlungen der Idee zu erpressen ist. Es giebt Ideen, deren affektiver Gehalt Null ist. Treten sie aus dem Aether des reinen Gedachtwerdens in die Luft der Menschen, so wird sich, da sie dem Gefühl nichts „bieten", die Vernunft ihrer bemächtigen, wie einer nöthigen Nahrung, einer Zellvermehrung und Erneuerung, und die reine Idee

Google

wird von der Vernunft in ein praktisch Brauchbares gebeugt, einem Nutzen dienstbar gemacht. Die physikalischen, chemischen und mathematischen Ideen sind reich an solchen Erfahrungen. Nach der Analogie dieser von der Vernunft angenommenen und durch sie zweckhaft entstellten Ideen schließt der aus einem Gefühl auf seine Vernunft stolze Mensch, daß sich die Vernunft auch allen anderen Ideen gegenüber als der einzige Primat der Entscheidung bethätige.

Wir sagen: Die Menschen und die Denker; aber Das ist keine Artunterscheidung. Keine Philosophie ist mehr werth als ihr Philosoph. Deshalb gilt das vom Gefühlsbedürfniß bedingte Verhalten gegenüber den Ideen auch für die Denker im Bereich ihres Denkens: als „wahre" Ideen treten Ideen ein, die in der Richtung ihres Gefühles liegen, wie Das Goethe von sich mit schöner Offenheit in einem Brief zugegeben hat, den er aus Karlsbad an Leonhardt schrieb. Es ist der seltene Fall einer großen Energie, daß der Denker seine Gedanken als „wahre" gegen das eigene Gefühl hinnimmt, wie es Alexis Tocqueville that, der bei ausgesprochenen und gelebten aristokratischen Tendenzen seines Gefühles doch die Idee von der Nothwendigkeit und Richtigkeit der Demokratie annahm, nicht ohne zu bemerken: „Ce n'est pas sans peine, que je me suis rendu à cette idée." Wobei noch immer einer genaueren Psychologie die Möglichkeit offen bliebe, auch in solchen Widersprüchen nur deren Scheinbarkeit aufzuweisen und in einer anderen Tiefe eine Uebereinstimmung festzustellen, die unsere These ausnahmelos gelten läßt.

Mir sei nun erlaubt, das zu Sagende in der kürzesten Formulirung zu geben, meinem Lehrer Richard Avenarius auch hierin folgend; denn seinem biomechanischen Grundsatz in der Anwendung auf die Psychologie danken diese Gedankengänge, die auf Neuheit keinen Anspruch machen, die Anregung.

1. Reine Gefühle sind als den mit ideellen Komponenten befrachteten Gefühlen präexistent theoretisch anzunehmen und nicht erfahrbar. Praktisch kennen wir kein Gefühl, das keinen ideellen Komponenten hat.

2. Reine Ideen sind als den menschlich gedachten Ideen präexistent theoretisch anzunehmen und nicht rein erfahrbar. Praktisch kennen wir keine Idee (Gedanken, Bild), die nicht schon als Komponente zu einem Gefühl gedient hat. Wir kennen praktisch nur Ideen, die schon „gedacht", also irgendwie vom Gefühl errafft wurden, weil sie ein Gefühl zu befriedigen vermochten. (Die Pythagoräer sagten, man müsse die Zahlen lieben und verehren, um sie denken zu können.)

Google

3. Nicht Ideen rufen Gefühle hervor, sondern die reinen Gefühle bemächtigen sich der Ideen, die diese Gefühle befriedigen können. Der Haß des Auslandes gegen die Deutschen ist, zum Beispiel, nicht primär bestimmt durch ideelle Täuschungen und Irrthümer, die man aufklären könnte; denn solcher „Aufklärung" müßte die Verführung vorhergehen.

4. Die reinen Gefühle haben nur hypothetischen Charakter: sie sind solche, die wir als ihr ideelles Komplement noch nicht gefunden habend annehmen. Ein reines Gefühl ist der Haß. Das Bedürfniß, dieses Gefühl zu befriedigen, sucht und findet ein Objekt: den „Deutschen", den „Bourgeois", den „Juden". Nicht der Deutsche, nicht der Bourgeois, nicht der Jude erzeugen den Haß, sondern der Haß befriedigt sich mit einem Objekt, das er vorfindet und sich anpaßt. Es hängt mit der gebräuchlichen „vernünftigen" Klassifikation der Menschen nach den Objekten ihres Gefühlsverlangens zusammen, daß es heißt, irgendwas „errege den Klassenhaß"; man müßte sagen: Der Haß findet in einer Klasse sein Objekt.

5. Sind auch die Gefühle an und für sich ursachlos, so ist doch das Bedürfniß, ein Gefühl zu befriedigen, mannichfach verursacht und determinirt, wie durch persönliche Anlage, Gewohnheit, Sitte der Umgebung, individuelle und interindividuelle Geschichte.

6. Ideen, die der Befriedigung eines Gefühlsbedürfnisses dienen oder dienen können, werden weitergebildet, um diesem Bedürfniß besser dienen zu können. Die bloße Geschichte dieser Ideen ist eine Geschichte der äußeren Zeichen. Das Gefühlsbedürfniß wandelt den Begriff „Gleichheit vor dem Gesetz" in allgemeine Gleichheit, den Weitergang der Zeit in „Fortschritt", den Darwinismus in Haeckelismus.

7. Ideen, die durch solche Weiterbildung dem Gefühlsbedürfniß der größtmöglichen Zahl dienen, werden zu „allgemeinen" Ideen, zu „ewigen" Ideen.

8. Nicht die Wahrheit einer Idee an sich entscheidet für ihre Annahme durch die Menschen, sondern ihr affektiver Gehalt. Ideen werden angenommen, deren Wahrscheinlichkeit Null ist, andere wieder zusammen und zugleich mit solchen, die der ersten Gegentheil sind. Man denke an die Vielfachheit des „Du sollst nicht töten". Hier ist nur dem Gläubigen ein Einwand gestattet, dem einst Hegel den Ausdruck von der „List der Idee" gegeben hat, die sich unserer Leidenschaften zu ihrer Realisirung bediene, indem die Menschen meinen, für sich zu arbeiten, während sie es in

Google

Wirklichkeit für den „Weltgeist“ thun. Der Christgläubige spricht von der Unerforschlichkeit der Wege Gottes.

9. Auch der offenbare Nutzen einer Idee entscheidet nicht über ihre Annahme durch die Menschen. Wir sehen überzeugte Sozialisten unter den Kapitalisten. Ideen des Nutzens und Vortheiles werden immer erst populär, wenn man sie sentimentalisirt hat, wie man mit der Arbeit that: „Arbeit adelt und heiligt.“

10. So weitergebildete Ideen werden unter Umständen wieder zurückgebildet, wenn sie für eine Gruppe Menschen durch die Weiterbildung ihren affektiven Werth verloren haben. Ein gutes Beispiel dafür ist der Streit um die „wahre Kunst“, die nur „bei Wenigen“ sei, ist der Begriff der „Aesthetenkunst“, ist ferner das Erkalten von Dogmen, die nie durch „wissenschaftliche Widerlegung“ sterben, sondern durch den verminderten Affektgehalt.

11. Der Wechsel der ideellen Komponente vollzieht sich immer nur in der gleichen Gefühlssphäre. Das Objekt wechselt, nicht das Gefühl: Die das Wunder Christi ablehnen, werden vom „Wunder der Wissenschaft“ sprechen. Aus einem Antisemiten wird ein Sozialdemokrat. Aus einem Ungläubigen der Kirche wird ein Gläubiger der „wissenschaftlichen Kirche“ (Mach). Die Bedeutung dieses Satzes für die Pädagogik sei angemerkt.

12. Man kann im Individuum Objektsgruppen erkennen, die sich aus dem Gefühlshabitus bilden: wer, zum Beispiel, von dem Menschen als dem „einzig denkenden Wesen“ spricht, Der wird geneigt sein, die Ueberlegenheit seiner Rasse, Nation, Klasse zu betonen.

Damit scheint mir das Nöthigste zur Sache gesagt zu sein. Ich könnte noch eine Tabelle der Gefühle geben und ihnen die Objekte zuordnen, welche die Bedürfnisse dieser Gefühle befriedigen; und diese Tabelle würde manches Ueberraschende zeigen. Aber sie würde der Grundriß eines Buches werden, das eine Geschichte der Ideen, im angedeuteten Sinn, wäre. Und in solche Absicht will ich die Sätze nicht münden lassen, die ich nur schrieb, weil sie mir in dieser Verwirrung als die Schildkröte erscheinen, die den Elephanten unseres europäischen Gutes in die Zukunft tragen könnte. Ob es nun Hegels „List der Idee“ ist, die sich unserer Leidenschaften bedient, um den „Weltgeist“ durchzusetzen, oder ob es Gottes ewiger Rathschluß ist, daß wir gerade so leben: Beides lehrt die Demuth und den Glauben an die Logik des Herzens, von der Pascal spricht und in der die europäische Familie sich finden muß, wenn sie sich nicht verlieren will.

Franz Blei.

Google

Antwort auf Kulturfragen.

Unsere Zeit ist mit Leidenschaft bemüht, Massenwaare zu erzeugen und also Werthe zu verkleinern, sich zu vertausendfachen und also für die Faktoren die Summanden preiszugeben; bemüht, der Kultur herzhaft und unbedenklich zu Leibe zu gehen. Nicht der physischen natürlich. Die bleibt behütet, vermehrt sich, wird exquisiter, da ja Jeder den Anderen genug zu thun glaubt, wenn er sich Genüge thut. Aber dabei verdirbt die innere Kultur, jener geheime Schacht an Gütern, die man nicht bezahlt bekommt, weshalb man sie geringschätzt; die man geringschätzt, obwohl sie unbezahlbar sind. Zu essen und zu trinken erhält man freilich nicht dafür, aber Einsicht, Empfindung, Gleichmaß. Wer wagte, abzuschätzen, was schwerer wiegt: das Depot in der Reichsbank oder das im Blut? In diesen Tagen hat es Jemand gewagt. Alberta von Puttkamer, die in einem Erinnerungbuch*) Resultate einer langen Wanderung sammelt. Seelische Resultate. Ergebnisse, vom Geist gesät, von der Seele geerntet.

Alberta von Puttkamer ist eine Dichterin. Das weiß man in Deutschland nicht genug. In den Anthologien stehen immer die selben paar Gedichte von ihr, die von ihrer Formkunst wenig, von ihrer gedanklichen fast nichts sagen. Vielleicht lenkt nun ihr neues Buch eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf sie, weil es beide Güter, dichterische Anmuth und gedankliche Kraft, ausgeglichen besitzt und, notabene, weil es ein fesselndes Buch ist. Da steht gleich im Beginn ein Kapitel von der „Geheimnißlosigkeit der Zeit“. Staunenswerth, mit welcher Prägnanz, Mäßigung und Wahrheit es das kaiserliche Wort vom Zeitalter des Verkehrs prüft, Phrasen verdrängt und sich zu einer freien und persönlichen Anschauung der Gegenwart erhebt. Verkehr: Das ist Nachbarschaft, Begegnen, Kennenlernen. Näherrücken des Entfernten, aber oberflächliches Näherrücken; Wettlauf im Nahen, aber Wettlauf, den der Egoismus peitscht. Verkehr: Das ist Enthüllen, Ausforschen, öffentlich Machen. Und nun wird gefragt: Ist es gut oder schlecht, daß die Welt „Eigenthum der Oeffentlichkeit“ wird, nirgends mehr, an keiner Stätte, in keinem Stoff ein Rest von Geheimniß bleibt? „Es ist schlecht“, antwortet Alberta von Puttkamer. Denn Geheimniß bedeutet ihr nur ein Symbol für die Möglichkeit, an Vollkommenes zu glauben. Und da der Spürsinn der Zeit ihr diese zu rauben scheint, macht sie mit Carlyle das Schweigen zur Gottheit und bekennt mit Mallarmé: „Nennen heißt zerstören...“ Dann, leiser und verhaltener, die kleine Studie von der Einsamkeit. Auch sie wirft eine Frage auf: Um welche Werthe bereichert uns die Lösung aus der persönlichen Welt, welche nimmt sie uns? Für und Wider in gerechtem Abstand gegen einander haltend, gelangt Frau von Puttkamer zu einem kategorischen Imperativ: Einsam werden, um sich zu finden, und wieder

*) „Aus meiner Gedankenwelt“, bei Schuster & Löffler in Berlin.

Google

in die Welt kehren, um sich an sie zu verlieren. Askese und Genuß. Erst vereinigt geben sie Kraft, während sie einzeln nur schwächer machen.

An einer anderen Stelle ist von Kunst die Rede. Von der alten und der neuen und dem Standpunkt des Publikums zu Beiden. In diesem Aufsatz steht irgendwo, ganz beiläufig, das Wort: Takt. Takt sei nöthig, um zu urtheilen, wird gesagt. Wie schade, daß es bei diesem bescheiden-ironischen Satze sein Bewenden hat! Wie schade, daß nicht ausgesprochen wird: Sie sind taktlos in den künstlerischen Dingen, meine Herrschaften! Sonst hätten Sie nicht so flink Ihr Bravo und Pfui bei der Hand. Sonst würde die Kunst nicht mehr und mehr Freiwild! Sonst unterstände sich nicht Jedermann, der, zum Beispiel, in Anilinfabrikation nicht das Mindeste dreinreden würde, weil er davon nichts versteht, in Kunstdingen das Meiste mitzusprechen, in denen er genau so wenig Bescheid weiß. Aber diese Nachdrücklichkeit, die Alberta von Puttkamer hier vermissen läßt, findet sie in anderen Abschnitten ihres Buches in um so überzeugenderem Maß wieder. In dem Spiegel, den sie der Geselligkeit von heute vorhält, in der Rede auf das kurze Gedächtniß der Zeit, in der Untersuchung über die internationale Objektivität, in der vorurtheillosen Betrachtung der Kulturstädte. Mitten in die gemessenen Betrachtungen des Geistes schlägt heiß und überraschend manchmal ihr dichterisches Herz. Dann entstehen so schöne Gebilde wie dieses aus der Abhandlung über den Charakter in den Landschaften: „Das Land wuchs hügelan. Die Wolken, von einem kühnen Herbstwind aufgerissen, lagen wie flügeloffene rothe Thore da. Der Ueberfluß der höchsten Reife, doch auch ein leises Welken schon, schwebte über dem Land. In die Abendlohe des Herbsthimmels hoben sich knorrige Linien alter Apfelbäume. In den Gärten, bis weithin in die Felder, standen sie behangen mit den lockend-rothen Sagenfrüchten der Sünde. Rings, rings nichts als Reife und Farben. Die Dinge hatten fast den Gipfel der eigenen Triebkraft überschritten: sie gaben und offenbarten Alles aus sich heraus, was nur entfaltungmöglich in ihnen war. Aber der starke Wind, der die Wolkenthore aufriß, fuhr in seiner drängenden Leidenschaft auch über die Pracht alles Blühenden und Vollreifen, wirbelte Blätter hin und ließ Früchte zu Boden rollen. Zwischen Reife und Welken lag die Welt.“

Ein paar historische Schattenrisse beschließen Alberta von Puttkamers bedeutendes Lebensbuch: General Manteuffel, der erste Statthalter der Reichslande, weltmännisch, mittheilsam, impulsiv, Fürst Hohenlohe, still, nobel, korrekt, Großherzog Friedrich von Baden, der stolze und demüthige. Unter ihnen, über ihnen, Max von Puttkamer, Elsaß-Lothringens Staatssekretär, Alberta von Puttkamers Gemahl. Mit aller Hingebung und Andacht, deren sie fähig ist, zeichnet sie sein Bild. Wen rührte Dies nicht: eine Frau steht am längst geschlossenen Grabe ihres Gatten und ruft in alle Welt, daß sie ihn liebt...

Wien. Ernst Lothar.

Google

Selbstanzeigen.

Der Krieg im Lichte der Gesellschaftlehre. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Diese Schrift ist meine intellektuelle Reaktion auf das erschütternde Erlebniß des Weltkrieges. Ich wage den Versuch, den gewaltigen Vorgang mit der Hilfe der soziologischen Methode dem Verständniß aufzuhellen. Die Wechselbeziehungen zwischen Staat und Individuum sind durch den Krieg in anschauliche Nähe gerückt und deshalb scheint mir eine soziologische Untersuchung nothwendig und lohnend. Ich finde nun, daß der Krieg, der ein Erbgut aus den Urzeiten des Menschengeschlechtes ist, die Tendenz hat, uns dem Urzustand näher zu bringen. Das zeigt sich darin, daß die soziale Gebundenheit des Urmenschen wiederkehrt, daß die Leidenschaften und der Glaube an übersinnliche Mächte wieder an die Oberfläche dringen. Dadurch nun, daß der Krieg mit seinem urthümlichen Wesen in eine Zeit der hochentwickelten Kultur fällt, entstehen Widersprüche, die auf die Dauer unerträglich sind. Das wesentliche Merkmal der modernen Kultur ist ein stark ausgeprägter Individualismus; der aber wird durch den Krieg, der die Macht und die Einheit der Staaten in hohem Grade gestärkt hat, gewaltsam zurückgedrängt. Die individualistische Entwickelungtendenz, der wir einen großen Theil unseres seelischen Reichthums verdanken, kann und darf aber nicht ganz unterdrückt werden. Die Lösung dieser Widersprüche liegt in der Höherentwickelung des Staates. Der Staat bedarf des Krieges, weil durch den Krieg und durch die Kriegbereitschaft das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit fest in die Seelen der Bürger eingehämmert wird. Der Staat muß aber auch den erhöhten sittlichen Forderungen der reif gewordenen menschlichen Persönlichkeit Rechnung tragen. Der Staat ist Machtorganisation und muß es immer bleiben. Aber seine Aufgaben wachsen mit seinen Zwecken. Wie nun der sittlich hoch stehende Mensch von sich nicht nur die Erfüllung seiner Pflicht, sondern auch die Wahrung seiner Würde verlangt, so bildet sich für die wahren Kulturstaaten die Forderung der Staatenwürde heraus. Diesen von mir neu geprägten Begriff versuche ich an einzelnen Beispielen aus dem Verhalten der Staaten in diesem Krieg zu erläutern und komme zu dem Ergebniß, daß Deutschland berufen ist, diese neue Forderung durchzusetzen.

Wien. Professor Dr. Wilhelm Jerusalem.

Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft. Georg Müller in München. 3,50 Mark.

Dieses Buch war schon im Spätherbst 1914 im Druck fertig; durch den Krieg ist die Veröffentlichung verzögert worden. Es sollte eine Erinnerungsgabe zu dem fünfzehnten Oktober 1914, dem siebenzigsten Geburtstag meines Bruders, Friedrich Nietzsche, sein. Ich habe darin

Google

alle Aufzeichnungen gesammelt, die über die Zeit der Freundschaft die beste Auskunft zu geben vermögen; darunter sind Briefe Wagners und meines Bruders, die zum ersten Mal veröffentlicht werden, so daß auch für die Wagner-Biographen sich manches Neue aus diesem kleinen Buch ergeben wird. Die Jahre der nächsten Freundschaft mit Wagner waren die glücklichsten im Leben meines Bruders und er hat den Bruch dieser Freundschaft nie überwunden. Da aber mein Bruder, obgleich er so viel Glück in diesem Zusammensein gefunden hatte, sich von Wagner und seiner Kunst trennte und nicht Wagner von ihm, so bin ich schon unzählige Male gefragt worden: Warum ging er denn von ihm? Oft ist die Erklärung von anderer Seite gegeben worden: daß Nietzsche sich von Wagner ein zu hohes und verklärtes Ideal gebildet habe, dem die Wirklichkeit nicht genügen konnte. Gewiß war Das einer der Gründe (es giebt auch andere, wichtigere); aber den tiefsten Grund verräth mein Bruder einmal, als er von Shakespeare spricht: „Das Schönste, was ich zum Ruhm Shakespeares, des Menschen, zu sagen wüßte, ist Dies: er hat an Brutus geglaubt und kein Stäubchen Mißtrauens auf diese Art Tugend geworfen! Ihm hat er seine beste Tragoedie geweiht (sie wird jetzt immer noch mit einem falschen Namen genannt), ihm und dem furchtbarsten Inbegriff hoher Moral. Unabhängigkeit der Seelen: Das giebt es hier! Kein Opfer kann da zu groß sein: seinen liebsten Freund selbst muß man ihr opfern können, und sei er noch dazu der herrlichste Mensch, die Zierde der Welt, das Genie ohnegleichen, wenn man nämlich die Freiheit als die Freiheit großer Seelen liebt und durch ihn dieser Freiheit Gefahr droht.“ Das ist die Tragoedie der Freundschaft und die Geschichte dieses kleinen Buches.

Weimar. Elisabeth Förster-Nietzsche.

Amerikanische Baumwolle.

Die siebenzehn Südstaaten der Amerikanischen Union, in denen die Baumwollpflanzer das Uebergewicht haben, sind eine Macht, mit der man im Weißen Haus rechnen muß. Und an den Börsen haben die Sully und Price stets den Ton angegeben. Der Segen, den die Baumwollpflanzungen spenden, ist größer als der Bedarf. Deshalb giebt es eine ewige Baumwollfrage, die auftaucht, sobald die ersten Schätzungen der Ernte erscheinen. Und seit die brasilianische Kaffee-valorisation einen neuen Eingriff in die Lebensbedingungen eines wichtigen Naturproduktes volksthümlich gemacht hatte, übernahmen betriebsame Köpfe das Schlagwort: Valorisation für die amerikanische Rohbaumwolle. Im Jahr 1911 schlug der Spekulant Theodor Price vor, die Bundesregirung solle die Baumwolle valorisiren, um die Pflanzer, die wieder einmal in Noth waren, vor dem Riesenballast un-

Google

verkäuflicher Waare zu schützen. Jedes Jahr brachte Versammlungen der Pflanzer, die Mittel zur Abdämmung des Ueberflusses suchten. Einen Theil der Ernte verbrennen? Dazu mochte die Mehrheit sich doch nicht entschließen. In Montgomery hatte Price den versammelten Pflanzern erzählt, eine Gruppe englischer Geldleute sei bereit, 70 Millionen Dollars zur Beleihung eines Theiles der Baumwollernte zu geben. Das war natürlich Humbug. Schließlich kam die Idee auf, daß, unter der Bürgschaft der Regirung, ein amerikanisches Syndikat 2 Millionen Ballen Baumwolle beleihen und unter Verschluß bringen solle, bis es möglich sei, das Material zu lohnendem Preis (wenigstens 12 Cents für das Pfund) zu verkaufen. Die newyorker Bankmänner haben sich für diesen Plan nicht begeistert; und die Baumwollvalorisation, für die eine Riesenreklame (auch in Europa) gemacht worden war, blieb ein Projekt, an dessen Ausführung kaum noch gedacht wurde.

Die Schwierigkeit liegt in der Größe des zu bewältigenden Stoffes. Nimmt man einen Durchschnittspreis von 10 Cents für das Pfund und eine Durchschnittsernte von 15 Millionen Ballen (den Ballen zu 500 Pfund gerechnet), so ergiebt Das ein Kapital von 750 Millionen Dollars oder 3000 Millionen Mark. Mit solchem Vermögen so umzugehen, daß es beweglich bleibt, ist nicht ganz leicht. Sind die Ernten schmal, so läßt sich das Ergebniß leichter zu Geld machen, als wenn dazu mehrere Milliarden nöthig sind. Wären von 12 oder 15 Millionen Ballen zwei Millionen lombardirt und abgetrennt worden, dann wäre der Einfluß auf Markt und Preis noch nicht sehr groß; jedenfalls stünde er nicht im richtigen Verhältniß zu dem aufgewendeten Kapital. Trotzdem glaubten die Amerikaner, daß sogar deutsches Geld bereit sein werde, den Preis der Baumwolle zu stützen. Im August 1912 wurde berichtet, der Präsident der Südstaaten-Baumwoll-Korporation sei nach Deutschland gereist, um mit deutschen Finanzleuten über den Abschluß einer Anleihe von 300 Millionen Dollars zu berathen. Das Geld sei bestimmt, die Baumwolle einzusperren, bis ein Preis von 15 Cents für das Pfund erzielt werden könne. Die Pflanzer hatten zum deutschen Kapital schon damals größeres Zutrauen als zum englischen; denn in London konnten sie, im besten Fall, 70 oder 80 Millionen einheimsen, bei den Deutschen dagegen schien das Vierfache diese Summe erlangbar. Schmeichelhaft, wie diese Einschätzung, war auch die Zumuthung, daß die deutschen Geldleute eine Preistreiberei bis zu 15 Cents mitmachen sollten. Den Briten wollte man nur 12 Cents vorschlagen. In Deutschland hätte man sich wohl gehütet, diesen Valorisationplan (die Kritiken, die an der brasilianischen Kaffeekur geübt wurden, waren nicht ermuthigend) ernsthaft zu erörtern.

An der Regellosigkeit der Preisbewegung ist die Spekulation mitschuldig; aber die Möglichkeit spekulativer Ausnutzung hängt von den Lebensbedingungen der Waare und ihres Marktes ab. Die Farmer der amerikanischen Südstaaten sind auf den Anbau von Baumwolle eingeschworen. Weder Mais noch Weizen sind zu ähnlich reichen

Google

Erträgen zu bringen wie das Cotton-Kingdom. Deshalb scheiterten auch alle Versuche, die Baumwoll-Länder anderen Kulturen zu gewinnen. Die Kosten des Anbaues und der Ernte sind nicht hoch, weil die Arbeiter, meist Schwarze, schlecht bezahlt werden. So ist die Ueberproduktion, wie ich schon sagte, der gewöhnliche Zustand. Um ihr zu steuern, haben die Farmer Verbände gebildet, die die Größe der Anbaufläche bestimmen und den Ertrag einschränken können. Auch wurden öffentliche Lagerhäuser gebaut, in die der überschüssige Vorrath eingebracht wird. Die Lagerscheine werden beliehen; denn die Hauptsache ist, daß die Pflanzer eine Gelegenheit finden, ihre Baumwolle irgendwie zu versilbern. Sie sind natürlich nicht auf Menschenfreundlichkeit vereidet und spekuliren, wenn Gewinn winkt. Sobald sich aber die Baumwollpreise senken, sind die Pflanzer starre Gegner des Terminhandels. Als im September 1913 die Clark-Bill eingebracht wurde, die eine hohe Abgabe auf jeden spekulativen Baumwollabschluß vorschlug, traten die Südstaaten geschlossen für die Annahme des Gesetzes ein. Ihre demokratische Weltanschauung gebot ihnen, das praktische Interesse an der Beseitigung des preisdrückenden Termingeschäftes zu unterstützen. Damals fürchtete New York, Liverpool werde die Stelle der Hudsonstadt einnehmen. Der Krieg ließ den Kampf der beiden Baumwollrivalen unentschieden, mehrte aber ihre Sorgen.

Das Baumwollproblem wurde gefährlicher, als es je war. England hat das Meer gesperrt und die Baumwollstraße nach den europäischen Märkten geschlossen. Was sollen die Farmer mit ihrem Reichthum beginnen? Seit dem zweiundzwanzigsten August 1915 ist Baumwolle Bannwaare. Diese Entscheidung Britaniens trifft die neue Ernte mit ganzer Wucht. Das Erntejahr schließt zugleich mit dem Juli. Die neue Campagne hat also am ersten August 1915, drei Wochen vor dem Niedersausen des Bannstrahles, begonnen. Was wird nun geschehen? Die Südstaaten hatten den Engländern die Enttäuschung des Jahres 1911 nicht vergessen; jetzt ist aus dem Aerger wilder Zorn geworden. Die Lage ist schlimmer als im vorigen Herbst. Damals war der Weg durch neutrale Länder offen und ließ ansehnliche Mengen des begehrten Rohstoffes durch. Deutschland konnte sich mit amerikanischer Baumwolle versehen. Der beste Abnehmer erleichterte den Farmern die Last der reichen Ernte. Für das Jahr 1914/15 hatte man mit einem verfügbaren Bestand von rund 17 Millionen Ballen zu rechnen. Davon sind vielleicht 12 Millionen verkauft worden; bleibt ein Ueberschuß von wenigstens 5 Millionen fürs neue Erntejahr. Wären die Pflanzer klug genug gewesen, den Anbau im Kriegsjahr einzuengen, so hätte sich der Vorrath, den die alte Ernte zurückließ, nicht als gefährlicher Ausläufer erwiesen. Aber die Farmer beschränkten sich darauf, zehn Prozent der sonst bebauten Fläche frei zu lassen; und die Folge ist eine Ernte von wahrscheinlich 12 Millionen Ballen. Wieder sind also 17 Millionen Ballen zu verkaufen. Noch weiß Niemand, wie diese Menge finanzirt werden kann. Ob die Südstaaten durchsetzen

Google

werden, daß Wilson den Verkauf nach deutschen Häfen, trotz dem englischen Bann, erzwingt? Das englische Anerbieten, den für Europa bestimmten Ausfuhrüberschuß aufzukaufen und 10,20 Cents für das Pfund zu zahlen, wurde in New York eben so wenig ernst genommen wie ein Vorschlag des britischen Finanzagenten, Sir George Page, Amerika solle seine Schulden an England in Baumwolle zahlen. Nicht Amerika ist Englands, sondern England ist Amerikas Schuldner. Mit dem Ausgleich durch Baumwolle ist also nichts zu machen, wenn England den Amerikanern nicht wenigstens 2 Millionen Ballen abkauft. Ein Objekt von 100 Millionen Dollars. Die müßten durch einen Vorschuß aus der geräumigen Kasse J. P. Morgans aufgebracht werden. Nicht ganz einfach, wenn man zu anderem Zweck schon eine Anleihe von 1000 Millionen haben will. Auch der Präsident konnte den Pflanzern nicht helfen. Er veröffentlichte einen Aufruf an die Bürger der United States. Jeder soll Baumwolle kaufen. Die kleinste Menge wird dankbar vergeben. Wilson ging mit gutem Beispiel voran. Er legte sich einen Ballen von 500 Pfund in den Keller. Zur bleibenden Erinnerung an die Baumwollkrisis des Jahres 1915. Das Aufsichtamt der Bundesreservebanken, der Federal Reserve Board, hat verfügt, daß Wechsel, die auf Baumwolle ausgestellt sind, diskontirt werden können. Das wäre die Valorisation der Baumwolle durch den Staat, gegen die sich der Vorgänger des Demokraten Wilson, der Republikaner Taft, heftig gesträubt hat. Eine allgemeine Beleihung der Baumwolle durch die großen Notenbanken würde an die Stelle der soliden Unterlage der Banknoten eine weiche Decke schieben, deren Haltbarkeit von der nächsten Konjunktur abhängt. Die großen Vorräthe, die heute vom Markt ferngehalten werden, verschwinden nicht. Sie bilden ein gefährliches Lager, aus dem sich eine Sturzfluth über den viel zu schmalen Bedarf ergießen kann. Wie würden danach die Preise aussehen? Ungefähr können wirs uns vorstellen.

Mit Kunststücken ist den Pflanzern nicht zu helfen. Sie brauchen freie Bahn zu ihrem besten Kunden. Die deutsche Textilindustrie hat im Jahr 1913 für 664 Millionen Mark Rohbaumwolle gekauft; und Deutschland hat sich erboten, große Mengen amerikanischer Baumwolle zu hohem Preis abzunehmen. Die in Bremen gegründete Baumwoll-Import-Gesellschaft 1915 m. b. H. ist die Vermittlerin der deutschen Offerte nach New York. Dort feierte man dieses Angebot durch eine kräftige Kurssteigerung. Die deutschen Käufer setzten einen Preis von 15 Cents für das Pfund (lieferbar Bremen) fest. Das sind 50 Prozent mehr, als die Engländer geboten hatten, die nun natürlich gezwungen wären, den um so viel höheren Preis zu zahlen. In jedem Fall: mögen sie die Waare direkt beziehen oder die für Deutschland bestimmte Baumwolle unterwegs abfangen. Daß der Preis das englische Wirthschaftbudget schwer belastet, macht ihn zur vergeltenden Waffe. Was draus werden wird, sieht man noch nicht. Aber die Baumwollpflanzer sind nicht schwächer als die Granatendreher und Geschützgießer.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Google

Herausgeber:
Maximilian Warden.
Zwemndneunzigster Band.
Â«
Verlw.
Verlag der Zukunft.
1915.

Inhalt.
1812 s. Feldzug inRuß »
land.
Allgem. Elektr.»Ges. s.
Herbstkurs.
Americana 56
Amerikanische Baumwolle . 391
Antwort auf Kulturfragen, , 38«
Baumwolle f. Notizen.
Beaumarchais s. Fran-
zosen, zwei.
Bellerophon s. Siegel,
die sieben.
Berg, vom hohen . . , , . 116
Berliner Elektr.»Werke s.
Herbstkurs.
Bitte an den Heiligen Franz 381
Börse f. Kriegsgewinn.
Börsenwitz 152
Botha»lLand s. Soll nnd
Haben.
Brot und Geld 121
Bündnisse s. Will Ruß-
land Frieden?
Buren, die, f. Soll und
'Haben.
Camphausen, Ludolf 2S3
Censur in Frankreich s. No»
tizb u ch.
Christenthum und Menschheit 36S
Clemenceau s. Epistel,
zweite.
Dardanellen, die, Soll und
Haben.
Deutsch»Südwestafrika s.
Soll und Haben.
Deutsche Gesinnung 87
Deutsche Industrie s. No-
tiz e n, s. a.Notizbuch.
England s. Land ohne
ohne Musik, das, s.
Wie England den
Krieg sieht.
Englands Wohlstand s.
Herb st furs.
Englische Truppen s. No-
tizbuch.
Entwurzelten, die 206
Epistel, zweite 157
Erlkönigs Tochter 75
Fälschungen s. Poincare.
Feldzug in Rußland . . , , 281
Finland und der Weltkrieg, 221
Flaubert s. Entwurzel-
ten, die.
Frankreichs Hochschulen . , , 361
Franzosen, zwei 269
Franzosen s. Epistel,
zweite.
Französisches Parlament s.
Notizbuch.
Fritz v. Preußen über Ver-
träge s. WillRußland
Frieden?
Geld s. Brot und Geld.
Gesinnung s. Deutsche.
Gogol s. Vorbild, «in.
Hardens „Verbannung" s.
Notizen.
Heereslieferungen, russische s.
Notizbuch.
Herbstkurs 336
Hervs, Gustav, f. PoincarS.
Hochschulen s. Französö-
sische.
Hotelakademie 80
Hundsstern, unter dem, s.
Notizbuch.
Hypothekennoth s. Kriegs-
konjunktur.
Iahr, ins zweite 210
Iaures, Iean, s. Notiz-
buch.
Illyrererbe, das, s. Siegel,
die sieben.
Industria s. Notizbuch.
Internationalität der Wissen-
schaft, die 249
Iugend 272

Iung Carol 333
Kasprowicz, Ian 239
Katharina die Zweite f. No»
tizbuch.
Kladde s. Soll und
Haben. ^.
Kohlensyndikate' s.' Z w, i ng »
s y n d i k a t e.
Kolorit 243
Krieg als Großindustrie, der
s. Notizbuch.
Krieg, vor dem s. Nikolai,
Großfürst.
Kriegererlebniß 275
Kriegsanleihen s. Herbst»«^
kurs. ,
Kriegsgewinn und Börse . . 246
Kriegskonjunktur 89
Land ohne Musik, das ... 232
Lügen s. Notizen.
Marseillaise, die. s. Po in«
cars.
Minister, russische s. Niko»
lai, Großfürst s. a.
Will Rußland Fri«»
den?
Maliers s. Franzosen,
Zwei.
Montenegro s. Siegel,
die sieben.
Napoleon in Dresden s.
Feldzug in Rußland.
Napoleon in Rußland s.
FeldzuginRußland.
Napoleons Verbannung nach
St. Helena s. Siegel,
die sieben.
Nesselrode s. Feldzug in
Rußland.
Nikolai Alerandrowitsch s.
Will Rußland Frie»
den?
Nikolai; Großfürst 341
Notizbuch 309
Notizen 189
Poincars, an Herrn 12S
s. a. Epistel, zweite.
Pole, die deutschen s. Sie»
gel, die sieben.
Polen s. Notizen.
Rachegedanken, französische
s. a. Epistel, zweite.
Ramsey, William s. No-
tizen.
Rathenau, Emil 23
Reichswirthschaftamt 327
Rouget f. P o in cars.
Rußland s. Feldzug s. a.
Notizbuch s. a. Will
Rußland Frieden?
Schwester, eine 120
Seele Deutschlands, die, s
Notizen.
Selbstanzeigen 390
Siegel, die sieben 31
Skutari s. Siegel, die
sieben.
Soldatenbraut, die 211
Soll und Haben 93
Still»Leben 119
Stolypin s.WillRußland
Frieden?
Vorbild, ein 260
Wahrheiten 382
Warschau s. Notizen.
Werthpapiere s. Kriegs«
konjunktur.
Wie England den Krieg sieht 61
Wiesenthal, Trete s. Erl-
königs Tochter.
Will Rußland Frieden? . . 1
Wissenschaft f. Inter»
Nationalität.
Zahnärzte im Kriege s.
Siegel die sieben.
Zaren, am Hofe des, f. Will
Rußland Frieden? . ,
Zwangsyndikate 217

Berlin, den 3. Juli 1U15.

Will Rußland Frieden?

Wl^ird Rußland, wenn es aus Galizien getrieben ist und am Sitz reizbarer Schwäche, in Polen und in den Ostseepro» vinzen,denDruckdes feindlichen Heeres spürt,nach raschem Son- derfriedensschluß trachten?Diese Frage.an dieFurcht und Hoff- nung die nach der Dauer des Europäerkrieges hängt, hat in der letzten Iuniwoche die Erdmächte, kämpfende und neutrale.ernst» licher als irgendeine andere beschäftigt. Erste Antwort: „Nein. Wirbrauchen,umingewisseVerneinung zu gelangen,garnichterst dem Herzenswunsch der Russen nachzuforschen. Sie dürfen nicht; sind anihrWort gebunden. An dem Septembertag, der ihnen das Thor derKronlandeshauplstadt Lemberg aufthat,hat derBotschaf- terihresZaren, GrafBenckendorff, seinen Namen, neben die der Herren Grey.Iules Cambon,Boschkowitsch, Graf Lalaing unter denVertraggesetzt,derRußland,Britanien,Frankreich, Serbien, Belgien verpflichtet, nur in Gemeinschaft den Frieden mit den Kaiserreichen Mitteleuropas zu schließen. Dieser Pflicht könnte Rußland nur um denPreis seinesRufes als einerzuverlässigen und deshalb bündnißfähigen Großmacht ledig werden. Wie auf das Gewissen der Menschheit, noch in unseren Tagen des Stick» gaskrieges und derVernichtung schutzloser, ungiwarnter Schiffe, Vertragsbruch wirkt, haben wirja in den Fällen Belgien undIta- lien wieder erlebt." Haben wir?Deutschland und seine Genossen behaupten, Belgien habe selbst sich, durch allerlei Getechtel, um

das Vorrecht derNeutralitätgebracht; derVierbund.selneSchütz^
linge und die meisten Neutralen sagen, nicht Italien, sondern
Oesterreich»Ungarn habe, da es von der Vorschrift des Siebenten
Artikels wich, den Vertrag gebrochen. Lauter als Gewissen spricht
Vortheilsucht. Und die Burg politischer Sittlichkeit ist durchaus
nicht so fest gemauert, wie fromme Einfalt wähnt. Das haben Han-
delnde undBetcachtende.Staatsmänner undPhilosovhen,Wkst-
menschen und Orientalen,Deutsche und Engländer früh erkannt.
Um seinen Stamm vor Zerhöhlung durch den Bohrwurm der
Fremdherrschaft zu reiten, brach der Cherusker Hermann»Armi>
nius das Gelübde, das ihm, als einem Bürger und Ritter Roms,
auferlegt worden war, und täuschte, mit dem Einsatz seines Wor-
tes, das redliche Warnung heuchelte, den Feldherrn Ouinlilius
Varus in Noth und Verderben. Um Frankreich nicht, durch den
VerzichtaufBurgund.feindlicherDurchsäuerungauszusetzen.löste
Franz der Erste sich von der Pflicht des Madrider Vertragest
Um Frankreich nicht in Uebennacht wachsen zu lassen, ging der
dritte Britenkönig Wilhelm 1639, inWien, von Frankreich, dem
er durch den Vertrag vonDover verbündet war, zu dessen Gegnern
über.UmPreußensZukunft, als des Gestalters deutschen Schick»
sals, zu sichern, zerriß Bismarck denDeutschenBund. Noch,spricht
der feelisch saubere Kant, «hat kein Philosoph die Grundsätze des
Staates mit der Moral in Uebereinstimmung bringen und doch
auch keine besseren,die sich mit dermenschlichenNaturvereinigen
ließen, vorschlagen können." Macaulay: »Die Grundsätze der
Politik sind so beschaffen, daß der gemeinste Räuber sich scheuen
würde, sie seinem zuverlässigsten Spießgesellen auch nur anzu»
deuten." Schrill klingt Nietzsches Wort: »Der Staat istdieorgani»
sirte Unmoralität." Aber auch Bismarck, den der Lyriker des
Machtwillens nie nah genug sah, hat, sogar in der Theorie des
Staatsgedankens, anerkannt, daß«unabweisliche Interessen" in
«zweifellosenWortbruch" treiben können und einVertrag zwischen
Großmächten nur so lange haltbar sei, wie die Umstände währen,
unter derenZrvang er geschlossen wurde. Einer, der aus ganz an»
derem Klima und Erlebniß kam, Spinoza, der reinliche Aus»
schleifer aller Denkensschlacke, ist dennoch in die selbe Uebcrzeu»
gung gelangt; im Politischen Traktat spricht er: «Ein Bündniß
dauert so lange wie der Grund, auf dem es steht, nämlich Furcht

Z
vor Schaden oderHoffnung auf Gewinn; schwindet dieser Grund für den einen oder den anderenVertragschließer, so trittDerin seine Freiheit zurückund das Band, das die Zwei einander verknüpfte, löst sich von selbst. IederStaat hat also dasRecht, nach Belieben einBündniß zu lösen,und man darf ihm,wenn ers thut,nichtUn» treue noch Hinterlist vorwerfen; denn mit der Furcht oder der Hoffnung ist eben die Vorbedingung des Bundes geschwunden. Außerdem schließt man einen Vertrag für die Zukunft nur unter der Voraussetzung, daß die Umstände, die ihn bewirkt haben, fortdauern; ändern sie sich, dann wandelt sich damit die ganze Lage. Deshalb behält jeder Vertragschließer sich das Recht vor, in solchemFall allein sür sich zu sorgen, und sucht,vonFurcht frei, der Herr seines Schicksals zu werden und zu hindern, daß der Verbündete von ehedem ihn überflügele. Klagt ein Staat darüber, daß er betrogen worden sei, so ist ihm zu rathen,daß er die eigene Thorheit beklage, weil sie ihn verleitet hat, sein Heil von einem Anderen abhängig zu machen, dessen Wille frei und dem das eigene Heil das höchste Gesetz ist." Vor drei Wochen, als ich hier erwähnt hatte, was Fritz von Preußen, im »Anti»Macchiavell", über diesen Gegenstand gesagt hat, wurde mir erwidert,es sei unbillig, des Königs Urtheil an eine Prinzengrille zu nageln. Doch viel schroffer als der Kronprinz, der den Vertragsbruch nur im äußerstenNothfall(und auch dann nur nach rechtzeitigerAnzeige an den Partner) als entschuldbar gelten ließ, hat der König ge» sprochen. «Ich hoffe, die Nachwelt, für die ich schreibe, wird in mir den Philosophen vom Fürsten, den Ehrenmann vomPolitiker zu scheiden wissen. Ich muß gestehen, daß dem ins Getriebe der großen europäischen Politik Hineingerifsenen sehr schwer wird, seinen Charakter rein und ehrlich zu halten. Stets schwebt er in der Gefahr, von Bundesgenossen verrathen, vonFreunden im Stich ge» lassen, von Neid und Eifersucht erdrückt zu werden; und schließlichsteht er vor der schreckendenWahl, entweder seinVolk zu opfern oder sein Wort zu brechen. Wäre ein Fürst weniger auf seinen Vortheil bedacht als seine Nachbarn, so würden sie immer stärker werden und ihm zwar die Tugend wachsen, aber die Macht sich verringern. Die Geschichte jedes Staates, jeder Monarchie oder Republik, zeigt uns Abkommen undBündnifse, die ebensoschnell gebrochen wie geschlossen wurden.IederFürst ist gezwungen, sich

in die Gewohnheit zu fügen, die den Betrug und den Machtmiß»
brauch heiligt,und ichsageoffen: DieNachbarn desFürsten,ders
nicht thäte, würden nur seine Redlichkeit ausnützen und, was
Tugerd ist, als Schwachheit deuten." (1742.) »Die meisten un»
serer Geschichtwerke sind aus viel Lüge und wenig Wahrheit zu-
sammengestöppelt. In meinen Denkwürdigkeiten wird die Nach-
welt vielleicht mit Staunen von geschlossenen und gebrochenenen
Bündnissen lesen. Das Wohl des Staates soll die Richtschnur
des Fürsten sein. Verträge darf man brechen,wenn derBundes»
genosse seine Pflicht nicht erfüllt; wenn er den Partner hinter-
gehen will und Dieser ihm, weil kein andererAusweg bleibt, zu-
vorkommen muß; wenn der Druck höhererGewalt den Bruch er-
zwingt; wenn die Mittel zur Fortsetzung des im Vertrag vorge-
sehenen Krieges erschöpft sind. Ist ein Fürst verpflichtet, sich selbst
seinen Unterthanen zu opfern, so doch wohl erst recht, Bündnisse
aufzugeben, deren Fortdauer diesen Unterthanen schädlich wer-
den müßte. Unanzweifelbar scheint mir, daß der Privatmann sein
Wort, auch das unbedachtsam verpfändete, halten muß. An seinem
Wort hängt nur das Schicksal eines Einzelnen; an dem des Herr-
schers aberdasWohl oderWeh ganzer Völker. Ist der Vertrags-
bruch eines Fürsten so schlimm wie derUntergang eines Volkes?
Nur der Schwachsinnige kann vor der Antwort auf diese Frage
schwanken. Die Amtspflicht befiehlt dem Fürsten, der das Glück
seines Volkes zu hüten hat, ein gefährliches Bündniß zu lösen,
einen schädlichen Vertrag zu brechen, statt durch dessen Erhaltung
fein Volk in Gefahr zu bringen. Wer solches Handeln unerbitt-
lich verdammt, gehört zu den Leuten, denen ein gegebenes Wort
als unvergänglich heilig gilt. Als Privatmann stimme ich diesen
achtbaren Leuten zu, denen Ehre höher steht als Interesse. Der
Fürst, der einen treulosen Nachbar oder Genossen nicht, wie der
hintergangene Privatmann, vor ein Gericht stellen kann und dessen
Thun oder Lassen über Heil oder Unheil ganzer Völker entschei-
det, muß anders denken und muß anders handeln." (1776.)
Rußland könnte sich also auf erlauchte Zeugen berufen, wenn
es den londoner Septemberpakt lösen wollte. Zu dessen Anbietern
und Theilhabern dürfte es sprechen: »Die Umstände sind nicht
mehr, wie sie waren, als ich die Gemeinschaftpflicht auf mich lud.
In elfKriegsmonaten ist Euch nicht gelungen, mir auch nur einen

der Hauptgewinne zu schaffen, die Ihr verhießet. Einen Theil des deutschen Heeres habt Ihr, freilich, an Eure lange Front gekettet; mindestens dieHälfte aber und dieganzeWehrmachtOesterreich» Ungarns sammt dem asiatischen Heer der Türkei hat gegen uns gesochten.Drei Großmächte bedrängten uns;und da die Grenzen unseres Weichselgubernatoriums, wie eines großen Trents, schon in Friedenszeit vom Feind umarmt werden, war unser Kampf, vor dem Ausbau der strategisch wichtigsten Eisenbahnen, unge» heuer schwer. Wir drangen nach Westgalizien, in die Karpathen, die Bukowina, nach Ungarn vor und hielten uns dort so lange, daß EurerDiplomatie die Zeit blieb, uns Hilfe zu werben. Mar» schirten damals, in der selben Stunde, Italien und Rumänien gegen Oesterreich»Ungarn, dann rissen sie Griechenland und Bul» garien mit, die gemeinsameKriegführung, auch mit Serbien, wurde möglich, der Einsturz der Häuser Habsburg und Osman, der Sieg unsererSache in Südost gewiß undnur wider das DeutscheReich war, wenn es solchemWagnißnicht ausbog, weiterzukämpfen. Ihr habts nicht vermocht. DaEureOffensive nirgends stark durchgriff undItaliensichvondemFürstenBülowWochenlanghinhaltenließ, ehe es in den Entschluß Tittonis und San Giulianos zurückfand, wurden an keiner Stelle beträchtliche Streitkräfte des Feindes von unsererFront abgelenkt; auch Geschütze und Geschosse imWesten nicht so gierig verzehrt, daß wir,nach unzulänglicher Vorbereitung, unsgegendie inOstgehäuftenbehauptenkonnten.Venizelos setzte seinen Willen, für die (denBulgaren abzutretende) Zone von Dra» ma> Kawala das große Griechengebiet von Smyrna einzuhandeln, nicht durch. Serbien weigerte sich, vor der Entschädigung inBos» nien undNordalbanien das mühsam erlangteBulgaro»Makedo» nienzu räumen.Rumänien streckte seineForderung bis indaste» mesvarer Komitat, das, wenns denMagyaren genommen wird, nach dem Grundsatz nationalerAbgrenzung denSerben gebührt; undbeschränkte bis heute seine Hilfe auf dieWeigerung, Kriegsge» räth ausDeutschland undOesterreich in die Türkei durchzulassen. WirRussen haben allein,ganz einsam,gefochten und nirgends auch nur mit einerMacht zweitenoderdrittenRanges die Gelegenheit zu örtlicher Kampfgemeinschaft erlangt, die unseren Feinden nicht geringeren Nutzen bringt als die Leistung und Arbeitvertheilung von Knipp und Skoda. Diesen beiden Aufwandsmöglichkeiten

haben sie die (durch nie erschaute Artilleriemengen erstrittenen) galizischenSiege zu danken. DaßIhr vom September bis in den Iuli die vom Nordmeer bis an die Alpen reichendeFront vor feindlichem Durchbruch schirmtet.ist lobenswerth und könntezu Eurem Ruhm genügen, wenn EuerKriegssch auplatz der einzige wäre, aus dem Entscheidung reifen kann.Da ers nicht ist, da wir riesigeHeeresmassendes Feindes von EurerGrenze abzogen und lichteten, durften wir erwarten, daß Ihr nicht ein Iahr lang in Vertheihiger» stellung bleiben, sondern, endlich, mindestens an den Rhein, bis nach Koblenz vordringenwerdet.Wiederum: Ihr habts nicht ver» mocht. Nicht einen neuenBalkanbund gestiftet. Nicht, durch einen Marineangriff, der die deutsche Flotte zerschmetterte oder doch entkräftete, unsereOstseefreiheitund die.BaltischeSaison'gerettet. Nicht die Meerengen geöffnet. (Daß wirs nicht vom Bosporus aus versuchten und die fünfArmeecorps, die für diesen Versuch bei Odessa gesammelt waren, nach Polen, ins Hauptheer, sandten, war vonNothwehrpflichtgeboten, die unumgänglich wurde, seitIhr unserHofsenenttäuschtet.) Noch immerfehltuns ein leidlich bequemer Weg für Einfuhr und Ausfuhr. Weil Schweden in seinem Durch gangsverkehr nach dem Festland von Britanien beengt wird, liegt ihmderGedankenah,anuns seinenAergerzukühlenundauchnach O st das Ausfuhrloch zu verstopfen.MeinetIhr, daß unser erst in die Anfänge der Industrialisirung gelangtes Reich den Krieg durch einen zweiten Winter führen kann, wenn esweder aus dem Atlantic noch aus demMittelmeer Waffen und Munition, Automobile und Stiefel an feine Küste löschen, nur über Wladiwostok und Archangelsk das Notwendigste andie fernenFrontenbefördern, nur auf so weitem Umweg seine Bodenerzeugnisse auf die Han» delsmärkte bringenkann?Hinschleppen könnte es denKrieg (und geriethe dann, noch im günstigsten Fall, Eures Sieges, als nicht mehr aktive, nur noch mitgeschleifte Macht, in unwürdiges Gna« denrecht);nicht dieWaffnung undThalkraft aufwenden,diekräf» tig wirksame Führung verbürgt. Ueber jeden Zweifel hinaus gewiß ist heute nicht einmal, daß die Firma Albion, Morgan 6 Co. für denVierbund und dessen Filialen inBelgrad, Cetinje.Tokio, Bpern den Krieg, der in jeder Stunde wenigstens ein Dutzend Millionen Francs auffrißt, auf die Länge unter tragbaren Bedingungen zu finanziren und über die Verluste der englischen In-

Dustrieausfuhr, das Schrumpfen derauf achtzehn Milliarden angeschwollenen Handelsbilanz ungefährdet hinwegzugleiten ver» mag. Alle wesentlichenVoraussetzungendes londoner Vertrages sind zerkrümelt, dieDienste, deren Erwartung sich über ihnwölbte, nicht geleistet worden.Daß wir ihn jetzt lösen, gebietet, unter völlig veränderten Umstanden, die Pflicht gegen das eigene Volk und dessen Slawenverwandtschaft, denen wir noch,vielleicht, einen annehmbaren Abschluß sichern können. Drum brechen wir den Pakt und folgen dem Ruf des Selbsterhaltungdrang.es."
Daß mit der Vorstellung diesesBruches, auch vor demAuge der BotschasterBuchanan undPaleo'ogue, inPetrograd gespielt wird, ist wahrscheinlich. Eine Großmacht, der das Kriegsglück, nach Hoffnung weckendem Lächeln, den Rücken zukehrt, muß ihren Werth zu steigern streben: und kanns, vor dem wankenden Vertrauen derGeschäftstheilhaber, nur dadurch, daß sie sich als um» warben erweist und auf die Möglichkeit geforderten Handeln s und Abschlusses pocht. »Euch scheint unsere Wehrkraft überschätzt? Dem Feind nicht. Derwäre beruhigt.wenn er mit uns ins Reine käme; und des Sieges im Westen dann zweifellos gewiß." Durch jedesdeutscheFriedensangebot,auch dasleisinHofluftgewisperte, würde jetztalso.weil es nicht mit der Mondsichel winken, nichtdie Vachfolge Konstantins alsKöder einhaken könnte, nurRußlands Geltung im Kreis der Kampfgenossen erhöht. Ob aus dem Spiel Ernst.aus derVorstellungWille wird? Schwebte dieFrageüber «in anderes Land hin, dann dürfte die Antwort lauten: Am Tag der Erkenntniß, daß gesunde Selbstsucht empfiehlt, allein, ohne Rücksicht auf die Gefährten von gestern, mit dem Feind sich ins Berathungzimmer zu setzen. AberRußland isteinIslam(intiefer wurzelndem Sinn als heute noch die Türkei); Trieb und Spannweite feines Sehnens und Trachtens sind nicht mit der Elle der Vernunft auszumessen; dieGezeiten seines Wollens, Fluth und Ebbe, wechseln eben so schnell, wie auf seiner Erde heißerLenz dem Winter folgt, Himmelsgluth unter dem Tritt des Eisriesen mit der rothen Nase zerstiebt. Und dieses unerrechenbare, den Vernunftphilistern darum mehr noch als wegen angeblicher oderwirklicher Geistesknechtung verhaßte Rußland wird obendrein seit Iahren von Zufallsoffenbarung, nicht selten von Gauklerkniffen gelenkt. Wider den Wunsch des Zaren entstand und endete der

Krieg gegen Iapan; wurde aus fast schimpflichen Niederlagen, aus Landesverrat!) (Port Arthur) und frevlem Leichtsinn (Mukden, Tsushima) ein ehrenvoll nützliches Zweibündniß, das sachte Einnistung in die Mongolei begünstigte. Wider das Wort des Zaren wird dem Volk Vertretung gewährt. Dessen Grimm ver» braust wie Schäumstoff in undichtem Gefäß. Nikolai Alexandra» witsch will den Frieden, wird der Schirmherr des haager Ge» webes: und strauchelt in einem Iahrzehnt zweimal in gräßlichen Krieg. Will jedes Flöckchen der Selbstherrscherrechte wahren: und haust mit der Reichsduma, die ihmAbscheu und wimmelnde Sünde gegen den Heiligen Geist Rußlands war. Das Irrlicht eingeschmuggelter spiritg lockt den Islam aus gerader Bahn. Die VerkündungdespolnlschenIudenIohannBloch unddesVateiK Iohann von Kronstadt, des Monsieur Philippe und des Bauers Rasputin flackert aus demHirn desReichshauptes und bestimmt die Wahl der Schicksalswege. Der greise Goremykin, der so viel Kommen und Gehen sah (und dessenMinisterpräsidium nun der Zahn hungriger Ratten benagt), winde im Angesicht der Frage, wohin Rußlands Entschluß steuern werde, die schlaffen Achseln heben. „Wohin?Frage auf derApothekerinsel die Hautfarne, aus welcherZellschicht bei uns oft Entscheidung sproß. Von ihrenzar» ten, jedem Hauch folgsamenBlättchen lies die Kindheitgeschichte unseres,so zusagen,parlamentarischenLebcns; entziffere,warum ich fallen, ein jüngerer Folger, nach kurzer Ikarusfahrt, in Tod stürzen mußte. Dann wirst Du empfinden, daß Urweisheit selbst Dir nicht antworten könnte: weil sie in Nikolais Rußland lebt."
Aptekarstij Ostrom, die Apolhekerinsel, heißt seit fast zwei-
hundert Iahren der Stadttheil,wo,inderZeitzwischen den Siegen beiPoltawa und bei denOlandsinseln, PeterAlexejewitschHeil» kräuter pflanzen, mitten im Newadelta einenBotanischen Garten anlegen ließ. Solchen Garten hatte in Europa jede Hauptstadt; Peters Residenz sollte auch einen haben. FruchtzaresLand, dem die Frühjahrsüberschwemmung kaum schadet und das unterm Sommermond in füdlichcrUcppigkeit prangt. Die Petersburger, die zuWohlstand gelangt waren, bauten sich hierund auf den an» derenNewainscln Landhäuser, die sie bezogen, wenns in derSladt zu heiß wurde. Auch für den Minister des Inneren, der in jeder Iahrcszeiterreichbarblcibenmuß.warhiereine kleineDatscha ge»

baut worden. Da hauste einst PeterArkadijewitsch Stolypin. Und vergaß, wenn er die jungen Kinder durch den Garten springen sah, für Stunden beinahe die Last und Gefahr seines Amtes. Nach Stürmen ist nun das Land immerhin ruhiger geworden. Der wi» borger Aufruf derDemagogen ohneWirkung verhallt. PeterAr» kadijewitsch rieb sich die Hände. All die klugen Leute, die ihm da» malsgerathenhatten,dasRumpsparlamentinWiborgumzingeln, die Demonstranten, die zur Weigerung der Wehr» und Steuer» pflicht aufriefen, verhaften und als Hochverräther nach Sibirien bringen zu lassen, mußten jetzt erkennen, daß er klüger gewesen war. Er schwor, als Liberaler, nicht auf Aksakows Evangelium, glaubte ihm aber, daß man dem sittlichen Instinkt des russischen Menschen vertrauen dürfe. Wollte es auch ferner thun. Anständig regiren. Keinen Mißbrauch der Amtsgewalt dulden. Die »Ge» sellschaft" (das Schlagwort derWestguckeraus den vierziger Iah» ren war damals wieder beliebt geworden und bezeichnete Alles, was nicht zur Routier»Bureaukratie, zum verseuchten Tshin ge» hört), die patriotische und geistig reife s«ciete für sich gewinnen. Die Terroristen niederzwingen und für Ordnung sorgen. Schnell den Bauern beweisen, daß ihr altes Hoffen nicht unerfüllt bleibt; daß derKaiserbereitist,ihneneinenTheil der Apanagengüter zuüber» lassen. Dann konnten die Wahlen zur neuen Reichsduma be» ginnen. Das Volk würde einsehen, daß es ernste, verständige Männer, nicht Schwätzer und wilde Narren, nach Petersburg schicken müsse. Mit solchen Elementen war gedeihliche Arbeil im Taurischen Palast möglich. Sind wir denn nicht Alle Russen? Haben wir nicht das selbe Ziel? Goremykins Hauptfehler war, daß er als Staatshaupt derDuma dieTenne leer ließ. Ich werde ihr so viel Arbeit geben, daß sie gar nicht zum Schwatzen kommt und zunächst mal ein paar Monate lang zu thun hat, um mit dem BündelunsererGesetzentwürfeferiigzuwerden. (> im! Wunder» lich, daß sich Einem gerade das Wort aus dem (^rillon Kations! auf die Lippe drängt. Folge des ewigen Geredes von der Großen Revolution. Unsinn. Wir leben nicht anno 1792. Wir werden die Krankheit überwinden. Zweifelt Ihr, ob mirs an gutem Willen fehlt? Keiner. Kennt Ihr mich als ehrenhaften Mann? Alle. F'rchtet Ihr, ich könne zu früh erlahmen? Sicher nicht. Mein ^coastopol meinVaterArkadijPetrowitsch,werdeichausharren,

so lange der Kaiser mich auf meinem Posten läßt. Und einstweilen darf ich mich seiner Gnade rühmen. Er weiß, daß er an mir einen redlichen und reinlichen Diener hat, der Alles dran setzen wird, Rußland wieder Ruhe und inneren Frieden zu schaffen... Un> gefähr so sprach derMinisterpräsident wohl auch, als er am fünf» undzwanzigsten Augusttag in seiner Datscha die Gäste empfing. Der Nationalgruß, schrieb Matthisson imMärz1792 ausFrank» reichest hier jetzt: ?s ira; und die Antwort lautet gewöhnlich: Lew va. Ungefähr sowarsaufAptekarskijOstrow. Zuversichtliche Stim» mung. Die Lakaien serviren Thee, russisches Konfekt, Cigaretten. Plötzlich ein Krach. Die dünnen Wände des Landhauses bersten. Der Balkon stürzt herab. Dreißig Tote, dreißig Verwundete. SechzigOpfer einer Bombe, die moskauer Verschwörer ins Haus geschmuggelthaben.Stolypinistunverletzt. Seine fünfzehnjährige Tochterist anbeidenBeinenschwervekwundet.seinemdreijährigen Söhnchen ein Hüftknochen gebrochen. Nikolai Alexandrowitsch telegraphirt: »Ichfinde keine Worte,ummeinerEntrüstungAus» druck zu geben".UndPeterArkadijewitschruftindieHeimathhin» aus, er werde, trotz diesemErlebniß.unbeirrtaufdemWegeblei» ben,dener,alsNachfolgerGoremykins,alsderMann,derzurAuf» lösung derReichsduma zu rathen wagte, im Iuli beschritten habe. Werde also auch künftig liberal regiren. Das hatte man von ihm erwartet,als man ihn aufdenPlatzDurnowos rtef.Durnowos, den Europa, weils in den Zeitungen stand, für einen starren Real» tionär hielt; und der sein Leben lang doch nur ein gewissenloser Abenteurer war. Spielerund Schürzenjäger.Alsers.unterAlex» anderdem Dritten, biszum ChefderpetersburgerPolizeiverwalt» ung gebracht hatte, hielt er sich ein Mädchen, das auch intimen Verkehres mit dem Gesandten Spaniens verdächtig war. Die Huldinleugnetenatürlich.DurnowowollteKlarheit.ließdieKorre» spondenz desSpaniers überwachen und erbrach die an die gemein» same Freundin gerichtetenBriefe. Als der Gesandte dahinterge- kommen war, fuhr er zuGiers, der damals nochdasAuswärlige Amt leitete, und forderte wüthend Genugthuung für diesen groben Verstoß wider dieRechte der Exterritorialität. Giers meldete die Sache demKaiser; undAlexander,derinRechtsfragenunerbittlich war,schrieb an denRand desBerichtes:«Fort mit dieserKanMel" Durnowos Karriere schien für immer beendet. Wars aber nicht.

DerWeggejagte blieb ingutenBeziehungen zumHaus desFinanz-
ministers. Dort stellte er sich, als aufRuriks Stuhl schon der kleine
Nika saß, eines Tages mit derBitteumfünfzigtausendRubelein,
die er zur Deckung eines Verlustes brauche. Sergej Iuliewitsch
Witte war in der Wahl seiner Werkzeuge niemals heikel. Er sah
sich denBittsteller an. Ein pfiffiger Kerl, in alle Sättel gerecht und
jetzt,nach denTagen derSexualhitze, auch arbeitsam. Den fest an
sich zuketten,warvielleichtnützlich.Zwanzigtausend Rubel,sprach
der Mächtige, will ich Ihnen geben; die anderen dreißigtausend
wird Ihnen, wenn ich dazu rathe, Sipjägin (der Minister des
Inneren) vorstrecken. SipjäginwareinvornehmerBojar,dernicht
gern arbeitete und seine schönsten Stunden erlebte, wenn er in
seinem mit altrussischer Pracht ausgestatteten Haus denGossudar
bewirthen durfte. Der fügte sich. Nahm Herrn Durnowo auch als
Adjunkten ins Ministerium. Dieser Mann, sagte ihm Witte, ist
der zuverlässigste, den Sie finden können, und wird Ihnen die Last
derArbeit beträchtlich erleichtern.Wunderschön.DieRandbemerk»
ung Alexanders war längst ja vergessen und der neue Pharao
wußte nichts von Ioseph. Durnowo hatte sein Geld, hatte eine ein-
trägliche und wichtige Stellung: und würde Witte für immer ver»
pflichtet bleiben. Sipjägin wurde (wie es inRußlandderBrauch
ist: von einem Studenten) ermordet und Wjatscheslaw Konstan»
tinowitsch Plehwe zur Nachfolge berufen. Am achtundzwanzig»
stenIuli1904 riß eine Bombe diesen gefährlichsten Feind Wittes
aus allzu thätigem Leben. Er war, in der gepanzerten Kutsche,
zwischen Schutzmännerhecken, nach dem Bahnhof gefahren, um
feinem Herrn in Peterhof die Aktenstücke vorzulegen, die Wittes
VerbindungmitdenRevolutionärenbeweisensollten.DennWitte
war zwarnichtmehrFinanzminister, warnurnoch (als Nachfolger
des älteren, unserem Helden nicht verwandten Durnowo) Präsi»
dent des ohmächtigenMinisterkomitees, konnte morgen aber, als
Arrangeur der Handelsverträge, wieder in die Sonne kommen;
und sollte zuvor unschädlich gemacht werden. In seinem Porte»
feuillehattePlehweAlles hübsch beisammen.DiesenSchlagkonnte
Sergej Iuliewitsch nicht überleben. Doch der procureur parvenu
kam nicht bis ans Ziel.»DieserMortimerstarb Euch.se hr gelegen",
konnte, wie Burleigh zu Leicester, Durnowo zu dem Gönner spre»
chen. Und dabei doch spöttisch lächeln. Denn die Mappe mit den

Beweisstücken war gerettet undPlehwes ältestem Adjunkten übergeben worden: HerrnDurnowo. Der wußte, als ein zurDankbarkeit verpflichteter Mann, was er zu thun habe.Mit strahlender Miene, mit dem seligen Blick Eines, der endlich vergelten könne, über» reichte er dem Patron alle unerheblichenDokumente (diePlehwe miteingepackt hatte, um die Wucht der Hauptanklage zu mehren) und behielt nur die wichtigsten. Verwahrtesiesorgsam.Witte, der davon nichts ahnte, war überzeugt, daß er sich in dem Manne nicht getäuscht habe. Docheinmal einwirklich dankbaresGemüth! Und war gewiß sehr zufrieden, als der treue KnechtMinister des In» nern wurde. Der selbe Gentleman, denNikasVater mit Schimpf und Schande entlassen hatte. Nach kurzer Pause aber wurde die Hohe Excellenz Durnowo schwierig. Schien ein Vergnügen darin zu finden, Alles zu thun, was Sergej Iuliewitsch, dem Minister» präsidenten,mißfallen mußte.Und warselbst von demSieger von Portsmouthnicht niederzuringen.DennDurnowohattePlehwes Beweismittel: und mit einem so gerüsteten maitre-ckanteur war nicht zu spaßen. Erst zugleich mit Witte schied auch «diese Ka» naille" aus dem Reichsdienst. (Die Hautfarne schütteln sich.) DieDuma kam in Sicht; und die ErbweisheitasiatischerHerrscher empfahl, neue Männer auf die Bresche zu stellen. Wahrscheinlich würden die Semstwomänner das große Wort führen. DieLeute.die in denLandgemeindenIahre langzwarihrePflicht versäumt, weder für brauchbare Wege noch für andere Meliorationen gesorgt hatten; nun aber genau wußten, was demReich fromme. Denen stellen wirGoremykin.dergegen Witte sozähdas Recht der Semstwos vertreten hat, als Zielscheibe hin. Und zum Minister des Inneren machen wir Stolypin. Der ist sauber, denkt nur an den Staat, nicht an den eigenen Vorlheil, kennt, als tüch» tiger Landwirth, die Agrarverhältnisse der Wolga»Gouvernements, ist liberal und hat inSaratow oenRäuberhaufendoch eine festeHand gezeigt. DieBeiden müssenmit der Sprudeljugend des Parlamentes fertig werden. Müssen? Mit der, sagen sie bald, »ist nicht zu arbeiten; von den Behendesten nie; wirmüssendie Duma auf ösen." Ob für diesen Entschluß aber der Kaiser zu haben ist? Der mit Zeitungberichten gefütterte Europäer sah den Sohn Alexanders Iahre lang in falschem Licht. Im Hintergrund links MariaFeodorowna,die«herrschfüchtigeKaiscrin-Mutter^;rcchts

Pobedonoszew, der Fürst der Finsterniß, neben dem der hohl-
äugige Toledaner wie der behäbige Nachtportier eines Provinz»
gasthofes wirken würde; in der Mitte die Häupter der weltbe«
rühmten Großfürstenpartei. Und vorn ihr gelehrigerZögling. Nur
schwach, sagt der Eine; schon ein Bösewicht, raunt der Andere.
Alle sind in derUeberzeugung einig, daßNikolaiAlexandrowitsch
«reaktionär" ist, immer, unter dem Einfluß der Schrecken sinnen-
den Kamarilla, den Ausdruck des Volkswillens mit roherGewalt
hindern möchte und nur aus Furcht manchmal zurückweicht. Kein
Zug des täglich illuminirten Bildes ist ähnlich. Maria Feodo»
rowna war seit demTod ihres Mannes.für die Gewährung einer
Konstitution,weil sie vor allenAnderen ahnte, daß der neurasthe»
nische,unterMartern reichlichemAlkoholgenuß entwöhnte Knabe
die Mütze des Monomachos nicht tragen könne. Pobedonoszew
hatte keine Macht mehr und kam kaum je noch in den goldenen
Zarenkäfig. Eine Großfürstenpartei gab es nicht. Michael Alexan-
drowitsch,der demVater ähnelt,wie derVater dieFolgenschlech-
tenRegimentes vorAugen sah(und eineWeile des Landes Hoff-
nung war), hielt sich still. Die übrigen Großfürsten hörtenamLieb-
sten nichts von der leidigen Politik. Gar nichts davon zu hören:
Das war auch Nikolais sehnfüchtigerWunsch. WerdenEinem je
denn erfreuliche Nachrichten gebracht? Widrige nur; Tag vor
Tag. So wars in derKriegszeit; so ists nach demFriedensschluß
geblieben. Unmöglich, nach Darmstadt oder wenigstens nach Ko-
penhagen zu gehen. Nicht einmal in die Krim, wo sichs im Som»
mer so behaglich lebte, kann man sich reiten. Was wollen die
Menschen denn eigentlich von mir? Ich thue,wo ichirgend kann,
Gutes und ernte niemals Dank. Keiner sagt mir Angenehmes.
Altentate, Straßengemetzel, Meutereien, Bauernaufstände. Sagt
mir endlichdochNettes,IhrHundeseelen! Sie thätensgern; doch
ihre Lügen hätten zu kurze Beine. Der von den Menschen so un-
hold Bediente wendet sich an die Geister. Alexander der Erste, an
den er (wie das Zerrbild ans Original) erinnert, ließ sich von der
Prophetie der Krüdener den Weg in die Heilige Alliance und ins
Gefild aller Tugenden weisen. Nika braucht nicht in die Ferne zu
schweifen: hat die übers Geisterreich Herrschende in derFamilie.
MilitzaNikolajewna, die vierzigjährige, seit 1889 demGroßfürsten
Peter Nikolajewitsch vermählte Montenegrinerin, ist mit den spi-

rits auf Du und Du. Sie hat den Geisterbeschwörer Philippe und später noch einen anderen Magus an den Hof gebracht, versteht sich auf ulleSpiritistenkünste und sagt, mit unanzweifelbarer Zuverlässigkeit, dem Haupte derGottorper dieFolgen dcsHandelns und Unterlassens voraus. Alles wiederholt sich nur im Leben. Von Cagliostros Großkophtarolle ists nicht weit bis zu den Scan cen der weisen Militza. Auch diese älteste Schwester der Königin Helene ist liberal; wie sichs für eine Tochter der Schwarzen Berge (und der schönenMilena, die, nach einem allzu berühmten Monarchenwort, Apfelsinen verkauft haben foll), eine moderne Spiritistin ziemt.Ist für^volksthümlicheReformen".WieMaria und Alexandra Feodorowna. Die Mutter: weil sie ihr Söhnchen richtig einschätzt. DieZaritza: weil sie dasMännchenganzfürsich, für das Haus und die Kinderstube haben möchte und ihm ein Leben ohne Arbeit und Leibesgefahr, das behagliche Dasein eines Familienvaters nach englischem Muster wünscht. Die Frau des Großfürsten: weil die allwissenden Geister ihr also befahlen. Die Drei waren natürlich froh, daß sie die Reichsduma hatten. Hielten sie, ganz wie in Europa die minder vornehme Dame Offentliche Meinungthat, für ein Ventil, das gefährliche Dämpfe und Gase ausschließt. Nika war bald überredet. Die dem Papft» Kaiser treuen Mushiks, hatte ihmWitte gesagt, werden im Haus Patiomkins die Mehrheit haben;und ihn in den Glauben gelullt, hinter dem Stuckwerk des Parlamentsgebäudes bleibe dieAuto» kratie unangetastet. Ein Bischen anders kams dann ja. Ließ sich aber noch immer ertragen. Daß die Minister beschimpft werden, schadet dem Gossudar nicht; erheitert ihm vielleicht sogar trübe Stunden. Die Kerle werden sich nach und nach beruhigen: und dann könnenwir amEnde noch mitdenKindernreisen.Da schlägt Goremykin die Auflösung der Duma vor. Das fehlte noch! Erst mußte dieMajestät sichdiesenEntschluß abringen und nunsollsie da wieder anfangen,wo sie imOktober aufgehört hat?Abgelehnt. Ein paarTage später wiederholtGoremykindenRath.Nein.Alle Damen sind gegen die Auflösung. Trepow empfiehlt eifrig, die Duma weitertagen zu lassen. Unmöglich. Die Stunde, in der die Abgeordneten das Volk aufrufen wollen, rückt näher. Geht dieser Aufruf ins Land, dann haben wir im Herbst den Bauernkrieg: darüber ist im Kabinet nur eine Stimme. Am einundzwanzigsten

Iuli versammelt der Ministerpräsident die Kollegen. »Ich fahre nach Peterhof undkomme entweder mit demAuflösungdekret oder ohne Portefeuille zurück. " Inzwischen hat Stolypin das Ohr des Kaisers gewonnen. Das Land braucht Ruhe. Ieder Tag bringt neue Schreckenskunde. Gubernatoren, Generale werden am hellen Mittag erschossen. Oeffentliche Kassen und Banken beraubt. Die Gendarmen wie Schlachtvieh gemetzelt. Wir hatten Bialy» stok; tobt dieDuma so weiter,dann waffnet diePöbelwuth sich zu neuen Iudenhetzen. In Polen sieht es furchtbar aus. Und das Gift sickert ins Heer. Schon haben sogar die Preobrafhenskojer, dieEnkelderMänner,diePeter zuKameraden erwählt und selbst gedrillt hat, die Dienstpflicht geweigert... Das wirkt. Der Auf» ruf der Radikalen müßte den Bauern klingen, als lebe an der Newa kein Selbstherrscher mehr, nur die Puppe noch, die nach dem Willen der Schreihälse tanzt. »Und Sie glauben, daß die Auflösung die Lage nicht verschlimmern wird?" «Verbessern, Majestät; mit meiner Person bürge ich dafür." »In Christi Namen denn!" Als Goremykin kommt, findet er das Feld schon bestellt und braucht sich nicht anzustrengen. »Ihnen aber, dem alten, oft bewährten Diener, kann ichdas neueOpfer nichtzumuthen. Wirklich nicht. Ihr Patriotismus wäre auch dazu willig: ich weiß. Doch Peter Arkadijewitsch ist bereit, die Last auf seine jüngeren Schul» tern zu nehmen."Noch wenn er nachgiebt, muß der Schwächling zeigen,daß er seinenKopffür sich hat. Sonst glaubt ers selbst nicht. Goremykin fährt nach Petersburg zurück und spricht zu den har» rendenKollegen: «MitdemAuflöfungdekretoderohne meinPor» tefeuille wollte ich wiederkehren. Nur diese Alternative sah ich; und vergaß, daß es eine dritte Möglichkeit gab. Die ist Ereigniß geworden. Ich bin nicht mehr Minister. Der Kaiser hat auf meine Dienste verzichtet. Aber die Auflösung beschlossen. Das unterzeichnete Dekret ist inden Händen des Ministerpräsidenten Stolypin." In Peterhof hatte der Entschluß des Zaren Schrecken erregt. Trepow, der Mann ohne Nerven, rang die Hände. Das Damenterzett stöhnte. Keine Rettung mehr? Militza Nikolajewna will das letzte Mittel versuchen. Der arme Nika wird ins Sitzungzimmer gebeten.Der Psychograph arbeitet. UnsichtbareHände heben den Tisch. Klopstöne. Der Geist materialisirt sich. Und der Sinn all der Wahrnehmungen? »Die sichere, unabwendbare Folge der

Reichstagsauflösung ist der Ausbruch der Revolution." Ganz deutlich war der Spruch zu verstehen. Da habt Ihrs ... Nach Mitternacht ruft das Telephon den neuen Premier von hastiger Arbeit. Stolypin! Botschaft aus Peterhof. Was giebts denn so pät nochzumelden? Heilige Mutter Gottes: der Gossudar selbst! ‚Ich will das Auslösungdekret zurückhaben. Bringen Sie mirs selbst. Ich habe mit Ihnen zu reden. Die Duma tagt weiter."
»Unmöglich, erhabener Herr! Alle Befehle sind heraus!"
„Wenn ich Ihnen aber sage, daß ichs will!"
„Unmöglich, großer Kaiser! In alle Theile Deines Reiches sind, bis ansWeiße und ans Gelbe Meer, Depeschen geschickt; alle Behörden kennen in dieser Stunde den Beschluß ihres Herrn; alle Vorbereitungen, die das Gelingen desPlanes sichern sollen,sind unwiderruflich getroffen. Durch Rückzug würde ich zum Gespött."
»Diese überflüssige Eile! Als ob man solchen Schritt nicht reiflich überlegen müßte! Konnten Sie denn nicht warten?"
»Ich hatte die Unterschrift meines gnädigen Gebieters und durftenichtsäumen. Zögerung hättemich Landesverrath gedünkt."
„Unterschrift! Die kann der Kaiser doch zurücknehmen. Die Treusten schwören darauf, daß wir morgen die Revolution haben werden. Das hätten wir dann Ihrer blinden Hast zu danken!"
»Das Land wird morgen ruhiger sein, als es heute, als es seit langenMonatenwar.EuerMajestätUmgebungverfügt nicht über das hier gesammelte Nachrichtenmaterial; braucht für Euer Majestät Sicherheit aber nichts zu fürchten. Ich schaue in Ruß» lands Herz. Mein Kopf mag fallen, wenn meine Zuversicht trügt!"
„So sicher sind Sie Ihrer Sache?"
„So sicher!"
„Und übernehmen die volle Verantwortlichkeit?"
„Mit ruhigem Gewissen."
NikolaiAlexandrowitsch strecktsich aufsLager.Und träumt,mit noch wachemAuge.einMinisterkönne ihn, deralsAutokrat geehrt sein will,ein vonseinerLauneerhöhterDlenerihnvonderVerant» wortung entlasten. Wie klug wars, gerade Diesen zu wählen! Stolypin behält Recht: Alles bleibt ruhig. Kleine Meute» reien, an die man längst gewöhnt ist. Niemand achtet noch drauf. Der Ministerpräsident wird in Peterhof mit offenen Armen empfangen. Endlich steht der richtige Mann amRuderlSiemöch-

ten ein paar Dumamitglieder ins Kabinet nehmen? Ganz ein» verstanden. Besseres könnten Sie gar nicht thun. Sie müssen der Gesellschaft, die Ihnen offenbar Vertrauen schenkt, so weit wie möglich entgegenkommen. Nur jetzt keine Repression, die irgend zu vermeiden ist! Mein Entschluß, eine neue Reichsduma ein» zuberusen, bleibt unerschütterlich. Sie können es Iedem wieder» holen. Und meiner Gnade, meines Schutzes gewiß sein.Giebt es höheres Glück? Schon hatten die Moskauer, die Leiter des Monarchistenbundes der echt russischen Männer, geflüstert, der Zar werde sich im Kreml dem Volk zeigen, erklären, er sei getäuscht, zu falschen Schritten verleitet worden, und aufs Neue die Unantastbarkeit der Autokratie verkünden. Und gerade jetzt hatte er dem Mann seines Vertrauens erlaubt, den Liberalen Porte» feuilles anzubieten. Seine Freude währt nicht. In Sweaborg und in Kronstadt wüthet der Aufruhr. Von Peterhof kann man hinüberblicken. Den Donner der Schiffsgeschütze hören. Die Gluth der Feuersbrünste sehen. MitAuge und Ohr lauschte der Kaiser in heller Nacht; und ahnte die Absicht der Rebellen. Siegten sie, dann sperrten sie ihm die Ausfahrt, nahmen ihm die in der Kronstädter Bucht ankernde Vacht Lwnäart, fanden in der Hauptstadt Verbündete, die wahrscheinlich nur des Losungwortes harrten, und diktirten dem in Peterhof Eingeschlossenen ihres Willens Gebot. Angst größert die Gefahr. Nikolai glaubt sich verloren. Irrt, nachts noch mit dem Kodak, am Ufer umher, rast, jammert, befiehlt, seine Pacht in Reisebereitschaft zu setzen. Lieber drüben im Gefecht fallen als hier betrunkenen Sklaven gehorchen I Wieder dieAllure des Helden. Wieder hält sie nicht lange vor. Die Zaritza reißt ihren Knaben aus dem Bett, wirft sich mit ihm in den Staub und fleht den Mann, den Vater an, sie nicht zu verlassen, leichten Sinnes nicht sein Leben aufs Spiel zu setzen. Aus dem Zwiespalt der Gefühle löst den Verzweifelnden eine Ohnmacht. Als er erwacht ist, kommt die Meldung, die ärgste Gefahr fei vorüber; in beiden Brandherden verglimme das Feuer. Auch diesmal ist Militzas Geisterkunde noch nicht Wahrheit geworden; ein Marineputsch wars, nicht die gefürchtete Revolution. Doch das Nacht» erlebniß hat denWagemuth gedämpft. Die anmaßenden Wünsche der Oktobristen zu erfüllen, dünkt ihn jetzt unmöglich. Und der Ministerpräsident, dessen Iugend und rascher Aufstieg einzelne

Kollegen aus dem Kabinet gescheucht hat, muß Beamte auf die den Vertretern der Gesellschaft vorbehaltenen Stühle rufen. Fünf Iahre danach wird er, der sich in den Entschluß zur Reichstags-auflösung und Wahlrechtseinschränkung aufgerafft hat und als Bändiger des Aufruhrs gefeiert wurde, in Kiew ermordet.

Seitdem ist, in den Iahren der bosnischen Krisis, des deutschen Panthersprunges nach Agadir, der Balkankriege, des Kam» pfes um den Oberbefehl im konstantinopler Corps, die Sorgenlast des Kaisers nicht leichter, des Hausvaters schwerer gewor» den. Die Psychose der Frau läßt sich nicht länger bergen. Wird Alexej, sein einziger Sohn, als Bluter und wunder Zärtling je regirungfähig ? Dem nächsten Agnaten, Michael, demBruder des Zaren, sperrt die Ehegemeinschaft mit einer unebenbürtigen Frau nicht den Weg auf den Thron; und ein Erbfolgestreit zwischen Alexej Nikolajewitsch und Michael Alexandrowitsch könnte einst die Grundmauer des Hauses Holstein»Gottorp lockern. Großfürst Kyrill kam, als Sohn Wladimirs, nie recht in die Gnadensonne; ist, als Sohn einer Mecklenburgerin, die erst nach seiner Geburt in den orthodoxen Griechenglauben übertrat, des Thronfolgerechtes verlustig und könnte, weil er seine Base geheirathet hat und dieFrucht aus einer Ehe von Geschwisterkindern nach Rußlands Fürstensatzung nicht erbberechtigt ist, nie einen Sohn auf Ruriks Stuhl setzen. Den Frauen hatZarPaulPetrowitsch,Katharinens irrer Sohn, in knirschender Erinnerung an Mamuschkas rauhe Erzieherstrenge, die Thronfolgefähigkeit aberkannt; und dieAuf» hebung dieses Hausgesetzes (zu Gunsten der Großfürstin Olga) ist zwar leis erörtert, noch aber nicht, durch einen sichtbaren Akt des Selbstherrschers, Ereigniß geworden. Zu anderem Uebel alsonoch die Ungewißheit, wer nach Nikolai regiren werde. Dessen stäm« miger, erbarmunglos thatkräftiger Oheim Nikolai Nikolajewitsch hat sich spät der (vom Leuchtenberger Georg geschiedenen) Her« zogin Anastasia, dritten Tochter Nikolas von Montenegro, ver» mahlt. An einem Hof, dem die Herrin fehlt, vornan zwei rührige Frauen vom Schwarzen Berg, denen die Könige vonItalien und von Serbien verschwägert, die Spukgeister unterthan sind. (Kim» den sie stets blanke Wahrheit? EinLustrumging,seiNikolaGold» hochzeitfeierte, sich zum König krönte, Victor Emanuelund Helene, Nikolai Nikolajewitsch und Anastasia, den serbischen Kronprinzen, den Zaren und denThronfolger derBulgaren bei seinemDoppel»

fest sah. Seine Tochter hat damals, während Hussein Hilmi Pascha, der Gesandte des Sultans, auf anderer Trift graste, dem Mund flinker Geister nachgesprochen, endlich nahe der Tag, der den in NikolasDrama „DieBalkanzaritza" himmelan gestöhntenWunsch erfüllen, Serben, Bulgaren, Kroaten in Freundschaft einen und den Griechen verbünden werde. Nah war er; hat aber seine Sonne nicht überlebt.Und derGroßfürst»Generalissimussagtnichtmchr, auf den koburgischen Bulgaren sei wie aufFelsgrund zu bauen.) Hallt wieder Klopfton ins Ohr des gutmüthig schwächlichen Gossudars, schmeichelt mit Glückshoffnung oder schreckt mit Fa» milienfährniß? Erstrahlt noch einmal der Stern Gregorijs Ra» sputin,des bäuerischenWeissagers.derinderflbirischenHeimath den Mägden die Brüste gekitzelt und in Peters Stadt, mit der Stimme des zürnenden Bußpredigers, Fürstinnen aus Zobel und Seide ins dampfende Sühnbad gerufen hat? Er konnte Kokowzew stürzen und als Wittes, des spät «liberal" Gewordenen,Schützer sich spreizen, das Branntweinverbot durchdrücken und denFlatter-minen derDumademokraten ungeritzt trotzen. Der Selbstherrscher und der Heilige Synod haben sich unter sein Rügewort, seinen Heilandsblick gebeugt; er könnte Frieden gebieten. Doch wir wissen nicht, ob er die Brustwunde, die eines gekränkten Weibes Waffe ihm schlug, überstanden, auf dem Schlüpfweg wieder deninnersten Hos erreicht oder die Gewalt an einen neuen Generalstabschef der Zarenfeele verloren hat. Wissen nur, daß Goremykin aus der Amtsgruft ans Licht kletterte, im Orkan am Steuer hocken mußte und daß in Nikolais Reich das Wahrscheinliche nie geschah.

Unter den Fittichen des Palaeologenadlers wittert, das äl» teste Byzanz; das Oströmerreich mit seiner Fälscherkunst, feinen gewissenlosen Hosparteien und dem Mord als Politikermittel. In derTiefe: dieBleibsel tatarischerBarbaren.DazwischenUrchristen-gekribbel, das Fron undNoth,Leid und Schmach in stummerDe-muth trägt, seinen Gram in Chorlieder verbranden läßt und noch in wild jäher Lustigkeit den ihmnichtZugehörigen an Nekrassows Seufzer erinnert: »Wie traurig ist, Herr im Himmel, unser Ruß« land!«Das Sichtbarste, die feine «Gesellschaft«, ist im Wesenskern heute, wie der aus Weltmannsallure in fromme Menschlichkeit ge-reifte Tolstoi sie sah. Damen und Herren putzen sich nach anderer Westlandsmode, stolziren in frischem Geistfirniß und merken nicht, daß sie, die in Pagencorps und Garde, an Zigeunermädchen und

Kunstdirnen die russische Seele erkunden wollten, in derHeimath Fremde geblieben sind, lieber den im Stoff ungleichen, auch nicht in Wahlverwandtschaft neigenden Schichten glimmt noch der Schein der Selbstherrschaft; fehlt aber der Herr, dessen wuchtiger Zugriff,wiein derHochzeit skandinavischer Warjaeger,litauischer Romanows, holsteinischer Gottorper, das Reich zu erhalten, zu mehren vermöchte. Albern ist das Gerücht, der Zar erfahre das Wichtigste nicht, werde in Blindheit und Taubheit getäuscht und wage niemals,denOhmzu tadeln. Er istCaesar und Oberpriester, befiehlt demLeib und dem Geist seinesIslamundwirdnichtselte» ner heftig als vor und neben ihm die von Geburtzufall auf Gipfel geschleuderten Knirpfe. Nur: der Zorn des Aelteren ist Brand, des Iüngeren ein aufzuckendes und schon verglühendesFlämmchen; der Kaiser brütet in einer Welt der Märchen und Gespenster, der Großfürst steht auf sehnigen Beinen fest in häßlich»schönerWirk» lichkeit. Der brüstetsich in Beharrenskraft; will nicht endenwiesein Vater, der Mathematiker und Ingenieur, den, nach umglänztem Kriegsanfang, derRückzug aus Rumelienund diePlewnaklemme um den Feldherrnruf brachten; und muß sich deshalb gegen den Wunsch nach raschem Friedensschluß stemmen. »DaßDu zu früh verzagtest, hat Dir, in der Mandschurei, eine Niederlage einge- tragen. Von geduldigerAusdauer war siezuvermeiden;denn die Japaner wurden bei Mukden matt. Darfst Du von viel breiterem, helleremFeld,ausMitteleuropa,Dir eine zweite holen?Als von Deutschen, Oesterreichern, Ungarn, Türken Besiegter, vorPolen, Südslawen,AsiatenschimpflichErniederterhoffen,DirundDeinem Iungen die Krone zu wahren ? Und was zwänge in hündische Win selei?DasHeeristnichtzersprengtnochderZuchtentsplittert.Hat,im Verhältniß zu denMenschenschöpfquellen der drei Hauptländer, nicht mehrMannschaft, Tote, Schwerverwundete.Gefangene, ver- loren als der Feind und nie etwas einem Königgraetz oder Sedan auch nur Aehnliches erlitten. Aus O stpreußen und den Karpathen, aus Przemysl und Lemberg habe ich die Armeegruppen vor Um» fassung gerettet. Spottschlecht war nur die Arbeit der petrograder Verwaltung. Der Esel Suchomlinow hatte das großeMaul mit dick eingespeichelter Zusage angefüllt und konnte dann nicht leisten, was wir gegen die Gebirge feindlicher Munition brauchten. Das tapferste Fußvolk kann im Hagel von Haubitzen» und Mörser-Ge- schossen die Gräben nichthalten. Poliwanow wirds besser machcn.

Unsere träge Industrie ist endlich mobil geworden;und England, Frankreich, die Vereinigten Staaten, Kanada, Australien, Iapan wissen jetzt, worauf es ankommt. Uebermorgen werden wir Was» sen und Munition, Stiesel und Autos, Train und Kriegschemi» kalien in Fülle haben, für ein Iahr gesicherten Nachschub: und sollten ein Ende machen? Eine Pause, wenns sein muß. Was auch noch nicht gewiß ist. Erlahmt die Türkei oder ermannt sich ein einziger Balkanstaat, vor oder nach dem Einbruch inKonstan- tinopel,dann ist dasBild von heute nicht wiederzuerkennen.Sonst? Wanen. Im Nothfall rückwärts weichen, den Kriegsschauplatz, nach Kutusows Muster, in eine Wüste veröden. Sich sammeln, rüsten, die Erfahrung des ersten Iahres nützen und mit frischer Kraft dann den ermüdeten Feind überschwemmen. Der mag sich inzwischen auf anderen Fronten entkräften. Wir kommen wieder nach Galizien und Preußen; weiter sogar. Zweimal waren wir drin; zweimal die Feinde dicht vor Warschau. In keiner Haupt- stadt aber so lange wie wir in Lemberg. Unsere zierlichen pariser Anbeter haben mit ihrer flinken Feder das richtige Wort der Stunde hingekritzelt: Iede Dampfwalze (der Vergleich mit Deinem Heer stammt vomTimes-OberstRepington)geht vor und wieder zu- rück, vernichtet abermitbeiden Wechselbewegungen, was auf ihrer Bahn gelebt hat. Laß denliebenVetterGeorgeunddenzumSpeien vergötterten Ioffre malthre Leute in Offensive,die nicht nur aufdem Befehlsblatt steht, auspeitschen; ist was draus zu lernen: her da- mit ! Mir ist nicht bang.Wir finden neue Helfer. Bricht Wilson auch nur, ohne Kriegserklärung, den Verkehr mit Berlin ab, findet Ve» nizelos das Scheit, an dem das Griechenfeuer aufloht, dann wer- den die Bequemsten in denWirbel gezerrt. Bajazzos Geheimniß ist ja,daß dieSchächerda unten nichtsBeträchtliches wagen, nur fette Beute erlisten, also nicht lange theuren Krieg führen, sondern mit ihrer Option den Tag der Entscheidung heranharren wollen. Wenn sie uns ohnmächtig glaubten, würden sie, um nicht gewinn» los zu bleiben, wenigstens ihre wohlwollende Neutralität schnell an unsereFeindeverschachern. Daß sie derenAnträge noch immer ablehnen, erweist ihre Schlauheit. Mit hundertsiebenzig Millio- nen Menschen, unzählbarem Privatkapital, zwanzig Milliarden allein in Kirchen und Klöstern, mit kaum zu ahnendem Reich- thum auf und unter der Erdscholle: ohnmächtig! UnserKrieg be- ginnt erst. Auch Napoleon hat sich eingebildet, Rußland besiegt

zU haben. Wo Ehrgefühl und Interesse in Eintracht sind, folgt der VerständigeihremRath. Der warnt hier, nach mißlungenem Vor» sprung allein, ohneSozien, mitzwei hartenFeinden zu verhandeln. EheDuDich dazu entschlössest, die Gefolgschaft desWestens ver- lörest, dieHand von Serbienzögest und vomThron derSlawenwelt stiegest, schenktest auch Du Bessarabien weg und mästetest den Stolz der Iapaner (die mit China ja fürs Erste fertig sind), bis sie die Gelegenheit lockt, mit entscheidendem Stoß in den Europäerkrieg einzudringen und durch den einen Schlag die andächtig gefürch» teten Herren und ErbenAsiens zu werden. Revolution? Der Russe will diesmal Sieg oder Tod. Selbst der ehrenwerthe Anarchist und Fürst Kropotkin mahnt seine Gemeinde, zunächst, für zähen Kampf gegen die Feinde Rußlands, sich hinter Deine Majestät zu schaaren. Ein paar Schreihälse an den Galgen. Ein paar Duma« kerle ins Ministerium. Der wackere Goremykin amortisirt und durch einen nicht ganz Verkalkten ersetzt. Dann bistDu dasallge» liebte Väterchen, des HeiligenRußlands Krone und Kreuz. Und kannst, in Livadia oder Taschkent, in Sibirien oder in der Küsten» provinz getrost denBesuchDerer erwarten,dieDich an der Schwelle des zweiten Kriegsjahres in Friedensschluß zwingen möchten."
Wird Rußland nach raschem Sommerfriedensschluß trach- ten? Die letzte Antwort spricht, wie die erste sprach: Nein. Nach Menschenermessen wird es die aus dem Grab erweckte Hoffnung auf Konstantinopel nicht schnell wieder einsargen. Nicht leicht zweifeln lernen, daß von Frankreich, dem Gläubiger, von Eng- land und Amerika, die seine Schätze zu heben gieren, ihm Hilfe kommen, am Balkan oder in Ostasien hoher Preis ein starkes Schwert aus der Scheide zücken werde. Ehe nicht auch seine ältesten Waffen, Raum und Zeit, unwirksam geworden sind und ein Zu- stand, der nicht mehr Krieg, noch nicht Friede ist, dem Reichskör» per den Athem abgeschnürt hat, wird es sich nicht in Ergebung ducken. Nach Menschenermessen. Doch Rußland ist, als Völker- weide und als Seelenzone,unermeßlich. Aus Dreckund Trunken- heit tritt derPope an den Altar: und der Blick der reinen Magd dankt dem Geweihten für Himmelsspende. Aus versickerndem Schnee duftet schonBlüthe. Nicht an Binsen knote sich unser Ver- trauen auf Friedensfreude. Bettet es tief in die Erdkraft der deut- schen Heimath: dann biegt oder bricht es kein Wintersturm.

Emil Rathenau/)
Gedächtnisrede, gehalten am Tage derBeisetzung, dreiundzwanzigsten Iuni 1915, in Oberschöneweide von seinem Sohne Walther Rathenau.

ehren Sie dem einzigen überlebenden Sohne nicht, wenn er MW es wagt, an der Bahre des Vaters zu sprechen. Diese Stunde gehört nicht dem Herkommen, sie gehört dem tiefsten Menschlichen, das inunserem Herzen lebt, und sie gehört der inneren Freiheit. Die Freiheit aberund den Muth, vorSie hinzutreten, nehme ich von ihm, von seiner Liebe, von seinem Vertrauen und von seinem Wort.

Ich bitte Sie: lassen Sie uns unsere Herzen fassen und fest» halten;nicht weiche Wehmuth und verzagte Klage soll uns erfüllen, ondern Erinnerung und Andacht, Dankbarkeit und Glaube.

') Ergänzung des vor acht Tagen vom Herausgeber hier unternommenen Versuches, das Wesen Rathenaus, des Schöpfers, wägendem Sinn greifbar, dem Blick umfaßbar werden zu lassen. Wie von fern ein froh die Gestalt bewunderndes Auge ihn sah, wurde dort angedeutet. Wie der nicht nur als Blutserbe Nächste ihn sieht, kommt in der Rede zu männlich die schrankenlose Liebe bekennendem Ausdruck. Am letzten Bett des von Sonnengunst mit seinem Werkstoff, mit Wärme und Licht, bis in die Gnade raschen, wehfreien Todes Gesegneten sind, in einer Herzkammer seiner Schöpfung, in der Halle des Kabelwerkes Oberschöneweide, diese Sätze gesprochen worden. Von seinem Sohn, der, als Betrachter und als Gestalter, Physiker und Zeitpsychologe, Leiter großer Industrie» und Finanzunternehmungen, als Verfasser der Bücher »Impressionen", „Reflexionen", „Zur Kritik der Zeit" und als Organisator der unserem Krieg die Rohstoffe sichernden Kräfte, aus dem Recht eigener Persönlichkeit sich ungemeine Schätzung erworben hat. Und an dieser Bahre nun, dennoch, ahnen ließ, wie tief er, im Menschlichsten, sich dem Vater, dem Schöpfer^ verschuldet fühlt. So tief, daß der inbrünstige Drang nach dem Be» kenntniß die Scheu überwinden mußte, in solcher Stunde selbst von dem geistigen Bilde des geliebten Meisters die Hülle zu heben und weithin zu rufen: „So lebt er in mir!"

Hochverehrte Freunde!

Das Denkmal meines Vaters steht in Ihren Herzen und ich kann keinen Stein hinzufügen und es nicht verschönern. Aber ich kann ihm eine Inschrift geben; und diese Inschrift wird in Ihren Herzen dauern, weil sie geschrieben ist mit dem Griffel der Wahrheit und der Liebe.

In jener rät hselvollen Nacht, als Einer, der ein Großer ge» nannt wurde in Israel, zu seinem Meister kam, da sprachen sie von den letzten Dingen des Daseins, von Leben und Wiedergeburt, vom Stirb und Werde. Da sagte Iesus: Der Geist wehet, wo er will, und Du hörst sein Sausen. Aber Du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist Ieglicher, der vom Geiste geboren ist. Das verstand Nikodemus nicht und er fragte. Der Meister wies nach oben und deutete auf das göttliche Geheimniß.

Wir aber, die wir nach Iahrtausenden diese Worte hören, wir vernehmen dasRauschen des Flügelschlages und denAthem des Geistes; und leise.in Ehrfurcht, sprechen wir dasWort :Genius. Dieser Flügelschlag weht um den Sarg in unsererMitteund dieser Hauch des Geistes berührt uns;derHauch des Genius, der von unbekannten Höhen hernieder und empor strömt.

Vierfach sind die Gaben, die höchsten, die der ewige Geist den Menschen spendet, die er liebt, die er mit Leiden segnet und denen aufs Haupt er dieVerantwortungderWelt bürdet; vierfach herr» lich, vierfach widersprechend und vierfachgeheimnißvoll: dieerste Gabe ist die Gabe der Einfalt, die andere ist die Gabe der Wahr« heit, die dritte ist die Gabe des Schauens, die höchste aber ist die Gabe der Liebe.

Einfalt, kindlicher Glaube! In denKämpfen des Lebens, im Ringen der Geister, im Bauen der Iahrhunderte, wie kann die Einfalt Macht haben?

Und doch, so ist es. Dieser Mann hatte die Einfalt und die Kindlichkeit und die Reinheit des Herzens; mit dieser Einfalt er« griff er alles Irdische, das ihm entgegentrat; undjede Erscheinung war ihm neu undwarihmstaunenswerthundEhrfurchtgebietend und echt. Mit Staunen stand erderWeltgegenüberundmitStau» nen den Menschen. Er hatMenschen bekämpft,wenn er glaubte, daß sie das Falsche thaten oder dachten. Aber er hat nie einen Menschen verachtet in seinem Leben, erhatdie menschliche Gestalt

geehrt und das menschliche Antlitz für das Abbild des göttlichen gehalten, denn er war einfach und rein.
Einst sprach man im Kreise seiner Freunde von dem vermeint» lichen Räthsel seiner Erfolge und Alles wurde herbeigezogen, um Das zu erklären. Der Eine sagte: die Kraft, der Andere: die Zähigkeit, und der Dritte und Vierte manches Verschiedene. Aber Einer sagte: »Das ist es nicht; es ist dieKraft.die er hat, daß er nur da» Einfache begreift."
Uud nur Das begriff er. Welche Frage an ihn herantrat, er faßte sie nicht leicht,erwälzte siemit sich,er trug sie auf feinLager, er lebte und kämpfte mit ihr: und langsam wich das Verworrene, das Vielfältige und Vielfältige und es trat hervor die Einfachheit, die nicht in denDingen lag, sondern die in dem reinen Geiste lag, der sie betrachtete: und dann stand die Lösung da, unerwartet, wievon derNatur geboren, wie von einem Gott gesprochen, selbstverständlich und doch vorher nicht gefunden. Denn alles Echte ist einfach und kindlichem Geist erschlossen.
Diezweite Gabe aber ist die Gabe der Wahrheit.
Wie verträgt sich Das? Wie kann kindliche, naiveAnschau» ung eindringen bis zum Kern der Dinge? Wie kann sie die Hülle herunterreißen von der Erscheinung? Wie kann sie die letzte nackte Gestalt des Wesens enthüllen? Ist sie nicht allzu vertrauensvoll und allzu leicht zu täuschen?
Sie ist leichtzutäuschen für denAugenblick: undfo konnte ihn täuschen, wer wollte; denn er glaubte, was man ihm sagte; jedes gesprochene Wort war für ihnein echtes Zeugniß, so wiedasseine. Aber die Täuschung konnte nicht halten vor diesem reinen Blick, der in die Tiefe und in die Ferne drang.
Es ist eine kühne Frage und sie darf gestellt werden: Wer, Freunde,unterIhnen hat jeaus feinem Munde ein doppelsinni» ges, ein vieldeutiges Wort gehört? Und doch war Das nicht die ganze Wahrheit, wie er sie verstand.
AuchDaswar nicht die ganze Wahrheit, daß erkeinGeheimniß haben konnte. Oft haben seine Freunde geklagt, er sei kein guter Verhändler, er könne nicht die Dinge weise abwägen, sie nach und nach zur Geltung bringen, sie vorsichtig und diplomatisch in Verhandlungen verwenden. Nein, Das konnte er nicht. Sah er einen Menschen, so brach die ganze Wahrheit aus ihm hervor

und da gingen tausend Dinge in Brüche und Scherben und tausend Dinge waren nichtmehr zu binden und zu leimen. Dann aber, wenn sie dennoch hielten, wenn sie die Kraft und die Wucht der Wahrheit getragen hatten, dann waren sie unzerbrechlich, dann waren sie die Bausteine seines Werkes geworden; und dieseFestigkeit, diese Härte seiner granitenen Mauer: Das ist die Stärke der unzerbrechlichen Wahrheit.
Aber auchDas istnicht das Letzte. SeinletzterWahrheitwille drang tieser, er drang in den Kern des Lebens, in den Kern der Dinge: da fiel der Schleier der Maja und es trat hervor das Wesen. Und so wendete er sich gegen sich selbst, so zerriß er in den Augenblicken des Zweifels, des Ungenügens und der Bedrängniß sein eigenes Werk, wenn er es nicht für würdig und nicht für echt hielt; so blickte er dem Gorgonenhaupte ins Antlitz und übte diese Kraft, die ewig noththut: die Kraft, der strengsten Wahrheit Rede und Antwort zu stehen. Gott gebe, daß diese große Zeit, die Alles in uns erneuert und reinigt, auch uns diese Kraft und Kühnheit des Blickes in die Augen der Wahrheit beschert.
Aber diese ist die dritte Gabe: das Schauen. Und dasSchauen ist innere Schöpfungund geistige Vision. Das ist das Unbeschreibliche und Das ist das Unbegreifliche.
Wir wissen, daß es geweihten Menschen gegeben ist, auch Das zu erblicken, was verhüllt ist von Nacht, was verhüllt ist vom Däm» mer der Vergangenheit unddem Schleier der Zukunft. NichtZau» berkraft ist es, nicht dunkle Mystik: es ist das Wesen des Menschen, in dem die Welt als Mikrokosmos zum zweiten Male lebt und von Neuem sich schafft, es ist das Wesen des Menschen, in dem sich die Erscheinung abbildet, wie in einem lebendigen Spiegel, vereinfacht, aber von den gleichen Gesetzen bewegt. Und indem er sein Inneres befragt, erblickt und erkennt er die Geheimnisse des Aeußeren, die Geheimnisse der Welt.
Man sagt, meines VatersWerkseimit ihm gewachsen. Nein, Das ist es nicht. Nicht mit ihm ist es gewachsen: aus ihm, aus seinem Geiste, aus der Kraft des Schauens ist es hervorgebrochen wie eine Naturkraft. Wer ihm nahgestanden hat, Der weiß, wie erschütternd es war, wenn er in seiner einfachen Sprache von Dingen erzählte, die ihm selbstverständlich schienen; aber dieseDinge waren nicht selbstverständlich, denn es waren keine Erinnerungen

und es war keine Gegenwart. Was er erzählte und was er schilderte, Das war die Zukunft; und in dieser Zukunft sah er so klar, wie wir sehen in unsererZeit und inDem, was wir von der Vergangenheit wissen. SokamendieMenschen von weit herundfragten ihn: Was wird aus dieser Technik, was wird ausjenemVer» kehr, was wird aus dieser Wirthschaftform und was wird aus jener Entwickelung? Und dann gab er ihnen stille Antwort; und wunderte sich nur über das Eine, daß der Andere nicht als ein Selbstverständliches schmähte, was er ihm aussprach.

Und so haben wir seine Werke entstehen sehen, das eine nach dem anderen. Als er zum erstenMal diese kleine Birne leuchten sah, da sah sein Auge die Erde umspannt mit kupfernen Netzen, da sah sein inneres Auge den Strom rinnen von Land zu Land; und es genügte ihm nicht, daß er nur Licht spenden sollte, er wollte ihn zumTräger haben der Kraft, derLebenskraft der Wirthschaft, er sollte bewegen und er sollte befruchten. So sah er veränderte Gestaltungen derMassenbewegung vor seinem Blick, alsderVer» kehr die neuen Formen gewinnen sollte, die er noch jetzt nicht gewonnen hat; so sah sein Auge in die Zukunft, als er es für möglich hielt, aus den Flanken der Erde Metalle und seltene Stoffe zu reißen mit der Gewalt dieses Stromes, dem er sein Leben gewidmet hatte; so sah er viele Dinge, die heute unerfüllt sind und die einst der Erfüllung entgegengehen. Das war die Gabe seines Schauens.

Wie ist es nun möglich, daß ein Mensch, kindlich und einfach und dennoch der Wahrheit vermählt und dennoch mit dem Blick begnadet, der ins Dunkle durchdringt, wie kann er noch der höchsten Gabe gewürdigt werden,ohne die es kein ewigesSchaffen, ohne die es keine ewige Menschheit nnd ohne die es kein ewiges Leben giebt: die Gabe der Liebe?

Und Sie wissen, daß erste besaß. Sie wissen, wie mit Feuerarmen er ergriff, was ihm beschieden war als Aufgabe, als Rohstoff, als zu Gestaltendes. Und dennoch: wie schwer ist es, dieses Wirken der letzten und höchsten Kraft dem Auge zu klären!

Als ich in dem Schmerze dieser Abende ein Buch öffnete, da fand ich einen Satz, der hat mich getröstet; und ich brauchte nicht weiter zu lesen. Es war das sechsundneunzigste Stück im dritten Abschnitt von Goethes »Maximen und Reflexionen".

Die Zukunft.
Da heißt es: Das Wahre ist gottähnlich. Es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen errathen. Aus ihren Verkörperungen dürfen wir seine waltende Liebe messen; diese Manifestationen dürfen wir schauen und fassen.
Wo stehen wir? Auf dem rauchenden Boden der Arbeit.
Lassen Sie vor den Augen des Geistes diese Wände hinwegsinken; blicken Sie in die Ferne, blicken Sie hinweg über diese nächste Stätte der Werkthätigkeit; lassen Sie Ihr Auge schweifen über die Länder und Zonen: und Sie sehen das rastlose Weben der Werke, Sie hören das Stampfen der Kolben, das Donnern der Schienen und das Rauschen der gebändigten Wasserläufe, die ihre Kraft in den Dienst der Menschheit zwingen.
Diese Manifestationen der Liebe sehen Sie und hören Sie, und wie Homer erzählt vom Bau der Mauern von Troja, die aufstiegen unter den Saitenklängen Apolls, so stieg sein Lebens» werk empor unter den Klängen der Liebe und unter der Leier des Gottes.
Das war seine Liebe zu den Dingen.
Seine Liebe zum Menschen war stark, aber sie war nicht sanft; sie war nicht hingebend und sie war nicht weich, aber sie umfaßte Den, den sie liebte, und sie zogihnzusichempor; undderMensch, der ihm nahstand,fühlte die Läuterung seines Athems. Und das Stärkste, was starke Liebe wirken kann, Das wirkte sie: sie entfachte Liebe. Diese Liebe ist entfacht undglüht inTausenden von Herzen. Und diese Liebe lebt und überlebt ihn.
So haben die vier großen Gaben des ewigen Geistes sich auf sein Haupt gesenkt; deshalb fühlen wir das Rauschen und das Brausen des Flügelschlages und ahnenden Sonnenhauch des Genius, der von höchsten Welten herabdringt, zu ihnen in heiliger Wechselwirkung emporsteigt.
So war das Werk, so war derMensch; und deshalb war so sein Leben und so sein Tod. Denn Eines kann niemals täuschen. Täuschen kann der Mund des Menschen und sein Blick, seine Schrift undseinWort; aberniekannEines täuschen undblenden, Eines ist verfallen dem unerbittlichen Richterstuhle der Wahrheit: Das ist die Gesammtheit eines Menschenlebens. Und auch der Tod ist ein starker Zeuge Dessen, was wir sind.

»
Sein Leben liegt vor uns offen wie ein aufgeschlagenes Buch. Wir blättern darin und finden die Seiten der köstlichenMühsal, die Seiten der Verzweiflung undderLeidenschaftunddiewenigen Zeilen der glücklichen Augenblicke, des vollendeten Schaffens. In diesemBuche ist auch verzeichnet die Summe der Werke seines äußeren Lebens und diese Summe ist einfach und kurz. Kurz und einfach wie alles Echte und wie alles Große.

Auch vorihm gab esinDeutschlandeinestolze.bewunderns» Werths Technik, auch vor ihm gab es einen emsigen Kaufmanns» stand von Ehrenhaftigkeit, Größe und Weitsichtigkeit; auch vor ihm gab es eine Wirthschaftkunst, welche die goldenen Ströme des Landes zusammenfaßte,umsie dahin zu leiten,wo dasBedürfniß sie forderte. Aber mit drei Griffen, die derdreifachenNaturseines Intellekts entsprangen, diese Kräfte zu fammeln, sie auf ein Ziel zu lenken, eine Einheit zu schassen von Technik und Finanzkraft, Finanzkraft und Kaufmannsgenie: Das ist seinWerk. Und Das ist nach ihm vorhanden; vorher war es nicht da. Denn nur Der konnte es machen, der gleichzeitig etn Denker und ein Empfinden» der, ein Rechnender und ein Enthusiast, ein Mann der Wissen» schaft und der Technik war.

Mit diesem dreifach wuchtenden Hammer hater mitgeschmie- det an der dritten Waffe, die heute in den Händen des Reiches unferen Feinden furchtbar ist. Neben derWaffe des Heeres und der Waffe der Flotte ist diese dritte die Waffe der Wirtschaft.

So zeugt fein Leben und so sein Tod. Wie an dem Iunisonn» tag seines Todes das Iahr auf feinem Sonnengipfel harrte, so war der Zenith seines Lebens nicht überschritten und er stand in der Kraft seinesGeistes. Er starb ungebrochen, inmitten derA rbeit, die von Neuem heranbrandete von allen Seiten, da es hieß, Vor» sorge zu treffen für die Wiedergeburt unserer Wirthschaft nach dem Kriege. Von ferne erblickte er die dämmernden Gipfel der neuen Friedenswelt, die sich uns aufthun wird und die, so Gott will, größer, schöner und reiner sein wird als die vergangene; sie zu betreten, war ihm nicht beschieden.

- IndiesemAugenblickdesSchauensister gestorben. Gestorben in den Armen meiner lieben Mutter, an einem hellen, glücklichen Tage, an dem zu ihm herüberrauschten aus derFerne die wehen» -den Fahnen und die Fanfarenklänge unserer siegreichen Heere.

Die Zukunft,
Nun bestatten wir ihn an diesem strahlenden Tage, deraber«
mals einen herrlichen Sieg gebracht hat, so wie sein Vater bestattet
wurde unter denTrompetenklängen des Einzuges im Iahre 1871.
Vater, lebe wohl! Lebewohl, denn wir bestatten Deinen Leib
zur Erde. Wir bestatten zur Erde diese reine Stirn, hinter der die
hohenGedanken keimten und die nun ruht vonSorgen undMühen.
Wir bestatten Deine tiefen und wahrhaften Augen, die wir
geliebt und die uns geleuchtet haben.
Wir bestatten zur Erde Deine reinen Hände, die Segen ge-
bracht haben Allem, was sie berührten.
Zur Erde bestatten wir Dich, die in diesem Iahr so viel Opfer
empfängt der Thränen und des Blutes und derLeiber, die reine
Saat, aus der das Reich keimen wird, das Reich des Geistes und
der Macht, das Reich des Glaubens und der Seele. So Gott es
will! Lebe wohl, Vater, aus tiefem Herzen: lebe wohl!
Wir bestatten Deinen Leib, aber wir bestatten nicht Deinen
Geist. Dersteigt empor mit der Kraft, die ihmdieSonneverliehen
hat,empor zudenHöhen, vondenen ergekommen ist undzudenen
er heimkehrt. AberDeinLeben lebstDu jetztwahrhaftig. BeiGott,
Du lebst es wahrhaftig, Du lebst es lebender als wir, die wir leben-
dig sind und gegen Dich nur Schatten. Und an Deinem Leben laß
uns, Vater, unsere Lebensfackel entzünden, an Deiner Wahrheit
unser Irren erleuchten, laß uns aus Deiner Kraft unsere Kraft
schöpfen und unseren Glauben aus Deinem Glauben: zur Arbeit
an unserem heiligen deutschen Lande und zur Arbeit im Dienst
des ewigen Geistes!
Und nun, Vater, grüße ich Dich, in tiefster Ehrfurcht, mit dem
Segensgruß Deiner und meiner Väter, mit dem SLgM.MMs,
der zum Segen geworden ist aller Menschenvölker und aller Ge»
schlechter.
Der Herr segne Dich und behüte Dich,
Der Herr lasse sein Antlitz Dir leuchten und sei Dir gnädig,
Der Herr erhebe sein Antlitz über Dich
Und gebe Dir Frieden.
Amen.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. —
Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß « Sarleb G. m. b, h, in Berlin.

Wir müssen deutsch schreiben.

ines der Machtmittel unseres Kauptfeindes ist die englische Sprache. Miö durch sie wird ein großer Teil der Welt, insonderheit auch Nord' amerika beherrscht, Mit Britanniens Sprache wandert englisches Wesen, englisches denken allerwärts ein. So traut die Welt willig den englisch gefärbten Kriegsberichten. Die deutsche Wahrheit dringt durch das eng» tische Sprachfilter nicht durch. Da sollten wir uns doch wirklich in Deutsch- land nicht mehr der englischen Schrift bedienen. Wer die lateinische Schrift unserer Schulen benutzt, der schreibt in Wahrheit englische Schrift. Unter dem Namen „Ecriture anglaise" ist diese Schrift auch nach Frankreich ge» kommen. Da wir ja so sehr fürs Fremde schwärmen, so haben wir mit hochachtungsvoller Verbeugung uns die englische Lateinschrift zu eigen gemacht und sind auf dem besten Wege, die Schrift eines Goethe, Körner, Jahn und anderer echter Deutscher ganz zu verleugnen. Besonders unsere jungen Damen schwärmen für die englische Schrift.

Franz Leberecht schildert uns in seinem Buch „Kundert Jahre deutscher Handschrift" recht anschaulich, wie die wirklich echte deutsche Schrift in dem vor uns liegenden Zeitabschnitt von 1W Iahren aus- geschaut hat. Leberechts Buch ist im Verlage für Schriftkunde und Schriftunterricht Äeintze <K Blanckertz, Berlin, Georgenkirchstraße 44, erschienen. Dieser Verlag hat auch die bereits sehr beliebte Ly'Mappe von Rudolf Blanckertz für reine deutsche Schrift herausgegeben. Musterbeispiele nebst einem Uebungsheft und den dazu erforderlichen Ly» Federn sind in dieser Mappe vereint. Es ist nicht überflüssig, gerade gegenwärtig auch auf Georg Wagners „Grundlagen der Schrift für Schule und Leben" hinzuweisen. Der Künstler, Lehrer und Schriftkenner Wagner hat hier ein meisterliches Lehrwerk geschaffen, das aus leicht schreibbaren schönen Beispielen nebst Leitfaden besteht. Doch erschrecke nicht, verehrter Leser, wenn du entdeckst, daß Georg Wagner ebenso wie der Herausgeber der schon genannten Ly'Mappe dir deine so geliebte spitzige englische Feder aus der Hand windet und dich zum breitgeschnä» bellen deutschen Kiel zurückführt. Nur keine Sorge, der Kiel braucht nicht nach Urgroßväterart zurechtgeschnitten zu werden, nein, nein, er liegt in Tausenden von fabrikmäßig hergestellten Stücken aus feinem, bieg° samem Stahl mit sorglich geglättetem Schnabel fertig geschnitten «vr und kommt unter den Bezeichnungen Ly- und To - Federn in den Handel.

Deutsche Gründlichkeit, deutsche Wissenschaft und Technik haben den neuen deutschen stählernen Schreibkicl geschaffen, der nunmehr, wie das deutsche Schwert, England bekämpft.

Denke deutsch und schreibe deutsch, dann wirst du alle Feinde über» winden.

Es mag noch erwähnt werden, daß Professor Kuhlmann in Hamburg- Altona fehr nachdrücklich für die Herrschaft der reinen deutschen Schrift eintritt, fo auch in feinen neusten Ausführungen im Maiheft 1915 der „Neuen Baynen", Zeitschrift für Erziehung und Unterricht.

ZIr. 4«. — Z,,e Iuünntt. — » Zun
4°/° Inieide öer kirma krieü. Ilrupp, Ku
ZtaKlsAbriK, LKsen/KnKr, vom Mre !8S3.
Die sm I. ^lull IVIö islli^eri AnL8cKeins uri6 LckuMversckreibnQAeii
dieser bleibe wer6el l vom Vertslit^ge sb eingelöst:
in tZssen bei 6er NsuptKssse von prled. Krupp ^Ktieniresellscdskt,
» , bei 6er Dlrectiori der DIse«nto»üeselIscK»tt,
pilisle Lsse»,
, Lerlin bei 6er KSniLlicnen LeeKsndlunjk (preulZiscdo
LtsstsosnK),
, „ bei 6er Ksrttaer N«ndels»<I«seIlscdstt,
» „ bei 6er Dresdner IZsnK,
„ , bei 6er »eutscnen IZsnK,
„ bei 6er Directlun der DIsc«nt«»üesellsed»tt,
, „ bei 6ein LänKK»»8e 8. lZIeicKrüder,
bei 6er Sank tür Usndel und Industrie,
„ , bei 6em LsnKKsuse Delbrück, äcdickler öc Ou.,
„ Dresden bei 6er Dresdner gsnk,
„ IZIberreld bei 6er lZerLiscn»^SrKiscKen S»nK, plllsle dsr
Deulscken ösnK,
« prsnktukt «. AI. bei 6er Deutscnen SsnK, PIllsle prsnKkurt,
« „ bei 6er DeutscKen VereinsdonK,
„ , bei 6er Direction 6er D!sc«nT«»0esellscnatt,
» „ bei 6er Dresdner IZsnK iri prsnkturt ». M.,
^ NsrnburL bei 6er Deutscnen IZsnK, pilisle ttsrnbur^,
„ ^ bei cler Dresdner LsnK in Nsrnbur^,
« Köln bei 6em ^V. LcKssttnsusen'senen ösnKverein ^.»U.,
« „ bei 6era LsuKKsuse Deicnrnsnn öc O».,
« „ bei 6em LänKKsuss 8»>. Oppenneil» jr. öc Oo.»
« I^eip^i^ bei 6er allgemeinen DeutscKer, Oredit»^nst»lt,
» „ bei 6er Dresdner ösnK in I^eip^ij?,
^ ZVisAdedurg bei 6era LsuKKsuse ^. Neubauer.
4°/« SnleiKe öer rrieö. ^rupp Aktien-
geZel^cdätt, L58en/KuKr, vom Mre lgllg.
Die äiri 1. ^iili lölö tälligen ^inssckeine un6 LcriuI6verscKreiburi^ell
öieser ^nleibs «'e,6en vorn VerisiltäA ab bei 6eri sul 6en 2inLLcbeiliell sn-
ßegebenen /!aKILieUeu einaelöst.
«erimer Io0l0Fl8cKer üarten
(ZrossärtiZLte ZeI,en8V7Ür6ic;Kelt der Welt!
Orösste u. 8cKönste rZeswurätionsänIäFe 6er Welt!
l'äMczti ^rossss Z^oo^srt.

Berlin, den 10. Juli 1915.
Die sieben Siegel.
Bellerophon.
MWom Schlachtfeld bei Waterloo istNapoleon am zwanzigsten Iuni 1815 nach Paris zurückgeeilt; um zu retten, was noch rettbar scheint. MitverstaubtemRock undspeckig glänzender Haut keucht er, fast ohne Athem, in den Elysischen Palast. Zur Kammer möchte er reden; mit Stachelworten sie,einmalnoch,in Entschluß» kraft auspeitschen. Sie will nichts hören. Erbittet dieAbdankung. Fouche, einst das Haupt der Polizeischnüffler, jetzt der Proviso» rischenRegirung,undOesterreichsStaatskanzlerMetternichbür» gen für die Thronfolge des kleinen Napoleon. «Mein politisches Leben hat geendet und ich verkünde die Thronbesteigung meines Sohnes." Der Entkrönte scheint ruhig. Spazirt im Garten und antwortet im Ton heiterer Gelassenheit den Bürgern, die, ihren Kaiser vomRücktritt abzumahnen,über die Mauer geklettert sind. DerDrang derMenge schwillt an.Ierome, Ioseph,Lucian fürch» ten, die Regirung, die schonZurückhaltungfordern ließ, trachte dem Bruder ans Leben oder wolle ihn dem Feind ausliefern. Bona» parte geht, mit Las Cases, nach Malmaison, wo er, vor dem un» glücklichen Feldzug, in wehmüthig ahnungvoller Erinnerung an Iosephine einen halben Tag verträumt hat. Durch Kammerbe» schluß ist Napoleon der Zweite Kaiser der Franzosen und bis zu seiner Mündigkeit die Staatsgeschäftsleitung einerRegentschast anvertraut. Der Feind rückt vors Thor der Hauptstadt (wo Da» vout,alsOberbefehlshaber,nochübersiebenzigtausendMannvcr

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20092_043.html[18.07.2014 16:01:49]

fügt); in elfTagen ist Blüchers Heer von dem belgischen Schlacht»
seid bis nach Gonesse, dicht bei Paris, gelangt. Wenn der Kaiser
an die Spitze des Heeres zurückkehrte ?AllzulautistaufallenLand-
straßen noch der Ruf: „Vive I ^mpereur!"Die Regirung beschließt,
den gefährlichen Mann durch den GenerallieutenantBecker und
eine Abtheilung der Gensdarmes überwachen und so schnell, wie
es ohne Gewaltanwendung möglich ist, aus der Gährungzone weg-
bringen zu lassen. Wohin? »Im Hafen von Rochefort sind zwei
Fregaten seeklar zu machen, die Napoleon Bonaparte in dieVer»
einigten Staaten von Amerika bringen sollen."Am nächsten Tag
kommt der Gegenbefehl: »Zuerst nach derInsel Aix." Becker (den
Fouche, als einen vom Kaiser Gekränkten, für das Wächteramt
erwählt hat) meldet sich; so ehrfürchtig, als stünde er vor dem noch
in Allmacht Regirenden. Bonaparte erbietet sich, als einfacher
General, ohne Fürstenrang, die Truppen gegen denFeindzufüh»
ren. »Ich werde Blücher schlagen." Da dieRegirung denAntrag
ablehnt, verläßt er, am neunundzwanzigsten Iuni, La Malmai»
fon. Oberhofmeister Bertrand soll für Bücher sorgen; aus der pa»
riscrBibliothekWerke über Kriege undKriegskunst.überAmerika
und Egypten, alle Iahrgänge des »Boniteur cle l'Lmpire«.diebeste
Encyklopädieunddie brauchbarstenWörterbücherkommen lassen.
I,i Samtes wird der Zug von jakobinischem Pöbel überfallen,
das Gefolge bezichtigt, den Staatsschatz mitgeschleppt zuhaben,
in ein Wirlhshaus gesperrt; durch das Drängen treuer Land»
lcute aber befreit.Bonaparteist nicht belästigt worden. Am dritten
Juli, morgens, kommt er in Rochefort an, wo ihn General Gour»
^aud erwartet. Er legt dieUniform ab und zeigt sich, vom Söller
der Seepräfektur (die nun, wie jedes Haus, in dem der Kaiser
wcilt. »Schloß" heißt),imBürgerrock derMenge. Er ist still, kalt;
scheint von dem Sturm des Ereignisses kaum gestreift. Ein Ma»
rinclieutenant und einSchiffsfähnrich erbieten sich, aufeinerPi»
nasse denKaiser zu retten. Ein jungerFranzose.der eine dänische
Brig führt.will ihn nachAmerika bringen. Nein. Am achten Iuli,
zehn Minuten nach Fünf, scheidet er vom Festland Frankreichs.
Ist der Traum der hundert Tage, hundert Nächte ausgeträumt?
Von der Küste winkt eine dichte Schaar dem Hafenboot nach, das
ihre Hoffnung durch die starke Brandung trägt. An Bord der
«Saale" wirdBonaparte mit den seinem Rang ziemenden Ehren

«empfangen; Salut hat, in seinem Auftrag, Gourgaud verbeten.
'Der muß bei ihm bleiben, bis der Schlaf sich des im Tiefsten nun
dochErschüttertenerbarmt;undwirdumvierUhrfrühschonwiedcr
in die Kabine gerufen. Landung auf der Insel Aix. Massenjubel;
wie bei der Abfahrt aus Rochefort. Festungwerke und Geschütze
werden besichtigt. DerSeepräfekt bringt denBefehl derProviso»
rischenRegirung: Weiterfahrt binnen vlerundzwanzigStunden.
Trübsal auf allen Stirnen. Der Kaiser riegelt sich ein.Sollerblei»
ben, sich in Widerstand waffnen, nachBordeaux fliehen, in dieVer»
einigtenStaatenentschlüpfen?DasVernünftigsteistwohl,zunächst
die Absicht der Engländer zu ergründen. Las Cases klettert an Dc ck
des englischenKriegsschiffes„Bellerophon".Verdächtiger Name.
So hieß der Sisyphosenkel,der,wie Iakobs SohnIoseph,sich gegen
Verführung sträubte, von der Enttäuschten deshalb des Angriffes
<luf ihre Frauenehre geziehen und, mit einerTafel, deren Geheim»
Ichriftihnals desTodes würdigbezeichnete.anihrenVater gesandt
wurde. Derwar redlicher als die buhlfüchtige Königin vonTiryns;
wollte den Gast nicht meuchelnundschickleihn, um der lieben Toch»
ter doch ein Bischen willfährig zu sein, auf die Reise ins Aben»
teuer. Bellerophon zähmt den Pegasos, tötet die Feuer speiende
Chimaera und besiegt die Amazonen. Solchen Hauptkerl will der
Lykerkönig, der geilen Anteia zum Trotz, halten: giebt ihm die
jüngereTochter zurFrau und kürt ihn zum Mitregenten. Der in
MachtGestiegene möchte sich an der bösenSchwägerinrächen; heu-
chelt ihr Liebe, schmeichelt sie auf seinen Pegasos, schwingt sich hin-
ter sie und stürzt die Iammernde bei Melos ins Meer. Den Al»
ternden, vom ErfolgTrunkenen hat, auf dem steilen Weg auf den
Grat des Olympos, die Hybris gepackt und geblendet. Irr streift
er, Menschcnhasser und von den Göitern gehaßt, bis an seines
Lebens Ende durch ödes Land. DenktLasCases daran?Ahnter,
daß der Geleitschein, den er holen will, feinem Herrn zum Belle«
rophonsbrief werden könne? Er birgt, daß er Englisch versteht;
kann aber, mit aller List, von den stocksteifen Briten nichts irgend-
wie Günstiges erlangen. Geleitscheine nach Amerika hat die Ad»
miralität bisher nicht geliefert; die Parlamentärflagge würdedas
Schiff, das den Kaiser ins Freie tragen wollte, nicht vor der Be»
schießung schützen; er solle nach England gehen, wo man ihn gut
behandeln werde. Die Falle ist aufgestellt. Und zugleich kommt
'3»

aus Paris die Meldung, daß der Bourbonkönig seit dem achte«
Iuli wieder indenTmlerien thront.Der tückischeFouche hat.zunr
hundertstcnMal, seinWort ge Krochen: sich mit Wellington verstä
digt, den Kammerbeschluß, der dem SohnVonapartes die Krone
sicherte, entkräftet, mit König Louis heimlich und flink gezettelt und
ihn,nach derZusage allerhöchstcrDankbarkeit undGunst, unter dem
Schutz britischerBayonnettes in die Hauptstadt eingeschmugge t.
Zweite „Restauration" des angestammten Herrschergeschlechtes^
Und wirklich nun das Ende der bonapartischen Herrlichkeit?
,,Vive I'^mpereur!" Noch tönts vom Strand der Insel und'
von den Fregaten »Saale" und «Medusa". Begeisterung Ver»
zweifelndernennts Gourgaud.Mitvollen Segeln nahtder „Belle-
rophon". Sein Geschütz donnert. Um den Einzug der Verbündeten
in Paris zu feiern? Bonaparte haust in derWohnung des Platz»
kommandanten. Soll erFlucht versuchen oder sich denBriten er«
geben? (Die hat er nicht immer gehaßt. Noch auf Sankt-Helena
spricht er zu Montholon:«Die Engländer sind uns überlegen. Mit
einem englischen Heer hätte ich die Welt erobert und seine Zucht
hätte sich auf dem langen Weg nicht gelockert. Nach zehn Nieder-
lagen von der Art der beiWaterloo erlittenen wäre mir nicht ein
Mann, nicht eine Parlamentsftimme entlaufen, wenn ich Eng»
lands Vertrauensmann, nicht Frankreichs, gewesen wäre; und
ich hätte das Spiel schließlich gewonnen. ")Gourgaud fürchtet, daß
jedes kleinere Schiff angehalten, der Kaiser gefangen und in den
londoner Tower gebracht würde. Savary, Herzog vonRovigo, ist
für Flucht. Auch General Lallemand. Auf dem dänischen Schiff,
das Branntwein geladen hat, sind nur vier Matrosen; der fran»
zösischeKapitänBesson hatallePapiere in Ordnung, einen giltigen
Paß und kann vier Personen verstecken. Abgemacht. »Ich gehe
nach Amerika. Dort werde ich als schlichter Bürger leben. Rück»
kehr, wie von Elba, ist unmöglich. Bis man drüben eine zuver»
lässige Nachricht hat, vergehenzwei Monate.DieEngländer wür»
den mich anständig behandeln. Gerade dadurch aber würde ich
erniedrigt. Ich binMensch,kann den Gedanken, unterTotfeinden
zu leben, nicht ertragen und fühle, daß die Geschichte mich, weil
ich in den Vereinigten Staaten meine Freiheit suche, nicht ver»
urtheilen wird. Fällt unser Schiff in die Hand der Engländer, dann,
bleibe ich Herr meines Schicksals und kann mich töten. Gesterw

Wollte ich, abends, auf den englischen Kreuzer gehen und rufen: ‚WeilichzurZerstückungmeinesVaterlandesntchtmitwirkenmag, luche ich hier Zuflucht, wie Themistokles that.' Doch mein Ent» Schluß wurde nicht fest." Gourgaud fängt ein Vögelchen, das sich ins Zimmer verirrt hat, und heißt es ein Glückszeichen. »Des Leides ist ringsum genug. Lassen Sie es frei. Aber wir wollen, wie römische Auguren, genau nun auf den Vogelflug achten." Das Thierchen fliegt rechtwärts.»Richtungnach dem englischenKreu« zer, Majestät! »Alles vergebens. »In Amerika kann ich, wenn Langeweile sich mürrisch meldet, tausend Meilen weit fahren. Und werde nie anRückkehr denken." TraurigesNachtmahl. DasGepäck wird auf dieDänenbrig gebracht; dem Gefolge aber vorgetäuscht, Her Kaiser wolle sich den Briten ergeben. In der vierten Stunde nachMitternachtfahrenLasCases undLallemand mit derParla» mentärflaggewiedernachdem»Bellerophon"hinüber.»Umseinen Landsleuten neuen Bürgerkrieg zu ersparen, will der Kaiser sich selbst verbannen. Muß England solchen Edelmuth, der den Friedensschluß erleichtert, nicht mit würdiger Behandlung lohnen?" Wird es Auch, sagt Kapitän Maitland; «Englands Volk läßt sich In edler Gesinnung nicht übertreffen und wird gern dem Kaiser gewähren, was ihm gebührt. "Rückfahrt. Berathung in der Kommandantur. Fünfzehnhundert Seesoldaten wären zu haben; die Besatzungenvon Rochefort und LaRochellezugewinnen; aus der ^ZendeeZuläufer zu hoffen. Was aber vermöchte solches Häuflein gegen die halbe Million des Vierbundes? DerThronvon Frankreich ist besetzt und der König mit Bonapartes Feinden einig. Bürgerkrieg wäre nutzlos blutiger Frevel. Alle Stimmen weisen nach England. An dessen Prinz-Regenten schreibt, noch ausAix, der Kaiser: «Königliche Hoheit! Als ein von den europäischen Mächten und von der Parteiwuth.die mein Land zerfrißt, Angefeindeter scheide ich aus dem politischen Lebenund suche, nach dem Beispiel des Themistokles, Zuflucht am Herd des Britenvolkes. Ich stelle mich unter den Schutz seiner Gesetze und bitte Eure Königliche Hoheit, als den mächtigsten, hartnäckigsten und edelsten meinerFeinde, mir diesen Schutz zu gewähren." Gourgaud soll den Briefnach England bringen; dort ein Landhaus miethen und aus» bedingen, daß Bonaparte nicht bei Tag in London ankommt im!' nicht gezwungenwird, ineineenglischeKoloniezugeh, n.AnBord

der Korvette »Staney" reist er ab. Kommt nach Plymouth; doch, nicht nach London. Darf auch nicht zu Lord Keith, dem Chef der-Kanalflotte,sprechen. Gar nicht anLand. Die Korvette segelt nach Torbay.Dortankertder»Bellerophon".denNapoleonBonaparte am vierzehntenIuliabend betreten hat. Als freier Gast des britischen Volkes, glaubt er; und fühlt nun, daß er Gefangener ist. Noch nichtmit schmerzhasterDeutlichkeit. Er empfängt Gour» gaud sofort; hört, daß derBrief nicht abgegeben worden ist; hofft aber, daß der versprochene Eingriff des Admirals Hotham leid» licheren Zustand erwirken werde. Die Offiziere sind artig. Einer nur, Korvettenkapitän Gambier, wird beinahe grob, als Ber» trands Frau ihn gebeten hat, ihr seine neue Zeitung zu leihen. Uebles Vorzeichen. Ein Trost: die Fülle der freundlich Neugierigen, die den Kaiser sehen möchten und deren Boote das Schiff umringen. Sogar Früchte werden an Bord geschickt. Das paßt dem Befehlshaber nicht. »Kein Verkehr mit dem Festland!"Bar» scheWorte und Flintenschüsse verscheuchen die Boote. Sechsund-zwanzigster Iuli: Ankunft vor Plymouth. Bonaparte ist seit fünf-unddreißig Tagen nicht mehr Kaiser, seit elf Tagen auf See: und» weiß noch nicht, wie die nächste Zukunft sich ihm gestalten wird. Bewaffnete Boote sperren den Kreuzer von jedem Verkehr ab. Lord Keith kommt nicht an Bord, sondern befiehlt den Kapitäw Maitland zu sich an Land. Der kehrt mit umwölkter Stirn zu» rück; ist schweigsam und antwortet auf die Frage, weshalb sich^ dicht an Back» und Steuerbord des Kreuzers, zweiFregaten vor Anker gelegt haben, nur: »Befehl der Admiralität." Morgens^ geht er wieder an Land, nimmt, auf Bonapartes Wunsch, den Themistokles»Brief mit und erzählt nach der Rückkehr, der Ad» miral werde kommen, aber ohne Geschützsalut empfangen werden: damit ihm nicht höhere Ehre zufalle als Seiner Majestät. Das^ schmeckt dem Ohr des Machtlosen. Gestern hat böses Gerücht sich in die Kabinen geschlichen. »In den Tower gehts!" »Nein: nacl> Sankt»Helena.Und die zweiFregatenbefördern die Wachmann» schaft." Bonaparte ist ruhig geblieben. »Aus freiem Willen bin ich hier. Was ich mir ausbedungen habe, sagt mein Brief an den Prinz»Regenten. Mein Vertrauen mit schnödem Betrug erwi» dern:thörichter Klatsch!" Heute ist heiterer Himmel. Das Meer von Vergnügungbooten bedeckt. Tausende. Ganz England, sagt

Las Cases, scheint nach Plymouth zu pilgern. Musik. Die Häup>
ter lüften sich.Viele Männer,Frauen, Kinder winken mit der ro»
lhenNelke, des Kaisers Blume. Von hundertLippen grüßtHeils»
wünsch den Mann, der um Fünf an Deck steigt. Nur: aus den
Zeitungen schallt andererTon; hämischer, der bis in plumpe Ver-
leumdung sinkt. Endlich, am Achtundzwanzigsten, kommt Keith.
Ist sehr höflich; bleibt aber nur zwanzig Minuten beim Kaiser.
Am letzten Iulitag bringt er den Unterstaatssekretär Bunbury
mit, der einen Erlaß der britischen Regirung überreicht. „Ge»
gen unser Land und gegen die Verbündeten des Königs würden
wir die wichtigste Pflicht verletzen, wenn wir dem General Buona«
parte irgendeine Möglichkeit ließen, noch einmal den Frieden
Europas zu stören.Da dieseErwägung jeder anderen vorangehen
muß, kann die Freiheit des Generals nicht unbeschränkt bleiben.
AlsAufenthaltsort haben wir für ihn die Insel Sankt Helena er-
wählt, deren Klima gesund ist und deren Lage die Sicherung der
Person ohne allzu unbequeme Vorsichtmaßregeln ermöglicht. Drei.
Offiziere aus dem Gefolge (nicht Savary noch Lallemand) und-
der Chirurg Maingaud dürfen den General Buonaparte beglei-
ten; dann aber nicht ohne Erlaubniß der englischen Regirung die
Insel verlassen. Contreadmiral Sir Georges Cockburn wird den
Transport leiten und in ein paarTagenzurAusreise fertigsein."
Das Bergromanenblut schäumt auf. «Lieber den letzten Tropfen
hier, auf der Stelle, verspritzen, als in solche Schmach schreiten l
Weh England, wenn es mir so die größte Huldigung vergilt, die
zu ersinnen war!" DerAdmiral bittet, ihm die Weigerung schrifl»
lich zu geben; und empfängt ein Blatt, auf dem, ungefähr, steht:
»Ich bin Gast, nicht Gefangener. Lieber den Tod als Sankt»
Helena." Savary und Lallemand rufen, auch schriftlich, den Schutz
der Britengesetze an (werden aber nachMalta, insFortManucl,
gebracht). Nach dem Sturm wird der Korse rasch wieder still. Schon
am erstenAugustabend fragt er Las Cases, ob er auf ihn, alsBe»
gleiter, rechnen dürfe; und scheint von der Zulage erfreut. An,
zweiten sagt er: »Ichmußwohl hin.Manchmal,freilich,packtmich
dieLust.einEnde zu machen. Dann könntet Ihr in Eure Familien
heimkehren. Bedenken würden mich nicht hindern. Ich glaube nicht
an Bestrafung im Ienfeits; meine Vorstellung vonGottes gren»
zenloserGüte widerspricht ihr.UndwarumsollteGottden Wunsch,

schnell in selnReich zu gelangen, hart strafen? Dennoch: man darf sich nicht von seinem Schicksal wegstehlen, sondern muß mit ihm ringen." (»ImWiderstand gegen Seelenqual zeigtMannesmuth sich eben so leuchtend wie in feindlichem Feuer; wer sich tötet, um nicht länger seelisch zu leiden, gleicht dem Feigling, der vor dem Sieg vom Schlachtfeld läuft': im Floreal des Republikaner» jahres X hats der Erste Konsul, nach dem Selbstmord zweier Gre» nadiere.in einem Armeebefehl gesagt.) »Ich werde meinErlebniß darstellen. Arbeiten! Nur mit der Sichel der Arbeit sind die Halme der Zeit zu schneiden. Es wird gehen!' Er ist ruhig, scherzt über die Frau des Großmarschalls Bertrand, die ihrem Mann, dem General Gourgaud undAnderen wüsteVorwürfe macht und sich <ein Hohn auf den Männergedanken an Selbstmord) ins Wasser stürzen will, und ergötzt sich an derMenge rother Nelken, die von der Küste und aus den Booten über dieRhede hin glühen. Wie Hoffnung. Kann Verrath heimisch werden, wo ernste Treue wacht? Im Grau des vierten Augustmorgens werden dieAnker ge-lichtet. Englische Zeitungen haben angekündet, General Buona» parte werde an Bord des «Northurnberland" übersiedeln. Der, heißt?, wird noch in Portsmouth armirt.Wohin also die Fahrt? Der Kaiser läßt sich nicht sehen und will nicht speisen. Gewisper: «Er hat sich vergiftet." Nein. Las Cafes schreibt, im Kanal, den an Keith gerichteten Protest des Kaisers nieder. «Vor Gott und Menschheit verwahre ich mich hiermit feierlich gegen dieVerletzung meiner heiligstenRechte undgegen die Gewalt, die michderFrei» heit beraubt. Aus freiem Willensenlschluß bin ich an Bord des ‚Bellerophon' gekommen, dessen Kapitän mir sagen ließ, er sei von seiner Regirung angewiesen, mich, wenn ichs wünsche, nach Eng-land zu bringen. Gast also bin ich, nicht Gefangener. In gutem Glauben habe ich mich unter das Gesetz Englands gestellt, dessen Boden ich betrat, als ich auf dieses Schiff stieg. Bin ich von der Regirung, die den Kapitän zu Empfang und Versprechen anwies, in eine Falle gelockt worden, dann hat sie selbst ihre Flagge besu» delt und ihre Ehre verthan. Nie wieder dürften Briten dann mit ihrem Biedersinn, mitderGeltungvonRecht undFreiheit in ihrer Heimath prahlen. Die Gastfreiheit auf dem .Bellerophon' würde den Glauben an Britentreue für immer verschütten. Getrost er» warte ich den Spruch der Geschichte. Ein Feind, wird sie sprechen,

Zier zwei Iahrzehnte lang England bekämpft hatte, kam, freiwillig, ^mÄnglück anBritaniens Herd; dadurch, daß er sich unter den Schutz englischen Gesetzes stellte, gab er den stärkstenBeweis von derAchtungunddemVertrauen.die er dem alten Feind entgegen» brachte. Und wie vergalt England den hochherzigen Entschluß? Es heuchelte demFeind Gastfreundschaft, streckte ihm die Hand hin undstieß ihn.daereingeschlagcnhatte,ins Verderben!" Erzözert; unterschreibt dann: „Napoleon". Am Sechsten, nach einem Tag rauher Dünung und allgemeiner Seekrankheit, geht das Schiff vor Anker. Bunbury, Cockburn, Keith kommen an Bord. Regi« rungbefehl:»DenFranzosensind alle Waffen abzunehmen. Nach der Ueberführung auf S. M. S. ‚Northumberland' hat Sir Ge» orges Cockburn das Gepäck des Generals Buonaparte genau zu untersuchen. Bücher, Weine, Möbel sind durchzulassen; auch Silberzeug, wenn fichs in den Alltagsbedars einschränkt und Glicht als ein Vermögensgegenstand erscheint, dessen Erlös den Gigenthümer bereichern könnte. Gold, Werthpapiere, D iamanten find auszuliefern; die Regirung Britaniens zieht sie nicht etwa «in, sondern nimmt sie nur in Beschlag und Verwaltung; thäte fies nicht, so würde dem Gefangenen dieFlucht erleichtert. Kapital und Zinsen sollen nur für die Perfon des Generals und für seine Begleiter verwandt, seine Verfügungwünsche nach Möglichkeit erfüllt, die Verwaltungskosten von der Königlichen Schatulle ge- lragen und nach dem Tode des Generals alleTestamentsbestim» mungen bis ins Kleinste pünktlich ausgeführt werden. Aus dem Gefolge hat der Admiral drei Offiziere mitzunehmen, die sich aus freiem Willen dazu melden und bereit sind, sich jeder zur Siche» rung des Gefangenen nothwendigen Vorschrift zu fügen. Ein Fluchtversuch des Generals würde mit Gefängniß bestraft; die selbe Strafe träfe den Begünstiger. Briefe, die der General und feine Begleiter schreiben oder die an sie gerichtet find, hat der Admiral oder derGouverneur derInsel vor derAuslieferungzu prüfen. Die für wichtige Entscheidung zuständige Stelle ist nur die Regirung Seiner Majestät. Wünsche und Beschwerden des Generals sind in unverschlossenen Schriftstücken einzureichen, da- mit der Admiral oder Gouverneur die ihn nölhig dünkenden Be- merkungen daneben setzenkann." Langwieriges Hin undHer über Wahl und Zahl der Begleiter. Beschluß: Bertrand, Gourgaud,

Montho'on und Las Cases (als GeheimsekretSr, also Civilist> gehen mit. Ieder Offizier erhält einen Gurt, der sechzehntaufend Francs birgt. EinLcdcrsäckchen mit dem Halsband, das Königin Hortense, vor der Abreise von Malmaison, dem Kaiser gab, steckt er heimlich dem treuen Las Cases zu, der das zweihunderttausend Francs werthe Schmuckstück auf seinem Leib verwahrt (bei derAb» sahrtvonLongwood dann vergißt, es aber, sogar durch einen Eng» länder, an den Kaiser zurückliefern kann). Er trägt auch den Pro-test zu Keith. Der(„ein schöner alterMann von den feinstenUm» gangsformen") ist ungemein artig, lehnt aber Verhandlung ab und sagt schriftlichen Bescheid zu. Graf Las Cases, der selbst Seeoffizier war, bringt danach noch allerlei Beschwerde vor. Den Kaiser empöre der Gedanke an die Durchstöberung seiner Habe; am Liebsten würfe er sie ins Meer. Seine Beine seien ange» schwollen und die Seefahrt könne ihm gefährlich werden. Kapi» tän Maitland habe arglistig gehandelt. Nun erst wird Keith wild. Maitland sei kein Tropf und kein Wicht. Was die Regi» rung angeordnet habe, müsse geschehen. Ists nicht besondere Eh» rung,daß derGeneralBuonaparte.als der Einzige, seinenDegen behalten darf? Cockburn kommt mit einem Steuerbeamten zur Gepäcksuntersuchung.AchtzigtausendFrancswerden in Beschlag genommen. Gourgaud bittet, seinen Diener behalten zu dürfen, und hört aus Cockburns Mund: »So sind die berühmten fran» zösischen Offiziere: schon der Verlust eines Dieners dünkt sie un» erträglich!" Um Eins: Abschied von Savary (der das Geld im Gurtbeutel behalten soll), Lallemand (dem die Ladung des Dänen, im Werth von dreißigtausend Francs, zufälli), vom «Bellero» phon". Maitland lehnt eine kostbare Tabaksdose ab; der Erste und der Zweite Offizier nehmen Pistolen an. Eine Schalupe fährt das Menschenhäuflein an den „Northumberland". AlleMatro» sen auf Deck. Auch vier Abgeordnete. Der Kaiser grüßt freund» lich, bleibt oben, plaudert mit den Offizieren und Parlaments» riern, speist, mit seinen Begleitern, um Sieben; hört, daß ein Kutter ein Boot mit Schaulustigen überfahren hat und zwei Menschen ertrunken sind; und geht um Elf schlafen. Das Schiff segelt, unter Cockburns Admiralsflagge, nach Sankt»Helena. In den Kerker. Die Bordwohnung ist nicht schlecht. Schlafzimmer (mit dem gewohnten Feldbett), Speisesalon und das Hauptanrecht auf die

Benutzung des Schiffssaales. Aber:»Sie sind Kriegsgefangener, Genera!!* Nicht Kaiser. Nicht Einer, vor dem man die Mütze zieht und stramm steht. Das Gefolge verdoppelt die Zeichen der Ehrfurcht. Cockburn sagt: »Die demüthige Anhänglichkeit dieser Leute wird ein Engländer nie verstehen, nie anders als mit Verachtung und Ekel betrachten." Bonaparte wollte sich in Amerika Oberst Duroc oder Muiron nennen. »Daß ich hier nur als General angeredet werde, kränkt mich nicht. Ich bleibe trotzdem, was ich bin."Dennoch verdrießts ihn; und er hat später selbst bekannt, daß er seitdem seinen Kaisertitel erst recht unterstrichen habe. Er hat entsagt? Am Ausgang des Aermelkanals knirscht er, in einer Gewitternacht: »In Egypten mußte ich bleiben! Arabien harrt auf einenMann.IchhätteIudaea besetzt und wäre Herr des Erd» ostens geworden." Die Tage sind lang. Er liest viel, spieltSchach oder «VinZt et I_In«, kleidet sich erst für die Hauptmahlzeit völlig an. Zu der erscheint stets der Admiral mit zwei Offizieren. In den Tuilerien und im Feld hat sie nie länger als eine Viertel» stunde gedauert;hier: anderthalb Stunden. Und Tafelmusik. Und englische Küche. Gräßlich. Er spricht wenig (Las Cases ist Dol» metsch) und eilt, wenn der Kaffee getrunken ist, auf Deck, wo er biö ins Dunkel spazirt. Tag vor Tag.Auf der Höhe von Lissabon werden vier französische Schiffe gesichtet. Befreier? Nein. Die einzige, putzige Augustfreude: an seinem Geburtstag gewinnt Bonapartc, oer fast immer verliert, im Spiel achtzig Napoleons. UebcrMadeira bläst der Sirokko; raschwirdinFunchalVieh und Geflügel, Früchte, Wein und Wasser eingeladen. Die Hitze wächst. Der General lernt Englisch; spielt Piquet undWisth; beschäftigt sich mit Quadrat- und Kubikwurzeln, Gleichungen Zweiten und Dritten Grades; guckt dem Putzer zu, der den Säbel vonAbukir, dann den vom Maifeld von Rostflecken fäubert. Obwohl er schon über dcnAequator hinausgekommen war,spendirt er,amTagder Licmenübersegelung, den als Neptun, Amphitrite und Wasserhofgesinde verkleideten Matrosen hundert Napoleons; kann sie aber weder vom Schatzmeister Bertrand noch von demAdmiral erlangen, der meint, fünf seien genug. Erinnerungen und Gedanken wcrden diktirt; Delphine und Haifische betrachtet; Fragen des Glaubens, der Geschichte und Naturwissenschaft erörtert. »Der Mensch ist das Kind derAtmosphSre und der Elektrizität." «Wa»

terloo? Wäre dieSchlacht noch einmalzuschlagen!" Vierzehnter Oktober: in der siebenten Abendstunde kommt Sankt Helena in Sicht. Wie aus düster vergiimmendem Feuer starrtBonapartes Blick ins Weite. Am nächsten Mittag kommt Oberst Wilks, der Vertreter der Indischen Gesellschaft, an Bord und berichtet, die Insel (die nun unmittelbar der Britenregirung unterstellt wird) habe über zweitausend Einwohner; darunter seien zwei Drittel Sklaven. Der Admiral rühmtdieLagedesStädtchensLongwood. »Sie werden sich behaglich fühlen, General." Der schaut von Deck auf das jetzt nahe Land. Kahle Felsen. Ein eng eingeklemmtes Dorf. »Dasoll ichwohnen?Wäre ich in Egypten geblieben! Heule wäre der ganze Orient mir unterthan.Diese Engländerwissen gar nicht, was Großmuth ist. Paoli war im Recht: sie sind Krämer?" Nach der Landung: »Mein Häuschen, meine elende Hütte klebt wie ein Nest an durchglühtem Felssteln. Das Gefolge ist fern und wird, wenn es zu mir kommt, von einem englischen Soldaten ge» leitet. Brot, Butter.Oel, Kaffee: Alles ungenießbar. DieseSchufte! Statt einer Kugel lange Todesqual. Nicht einmal den zu ficht» barem Mord nöthigen Muth bringt die Sippschaft auf. Und die Könige Europas, die mich Bruder nannten, dulden diese Schän» dung heiligen Herrscherrechtes! AlsSieger bin ich in ihre Haupt- städte eingezogen. Habe ich Einen von ihnen so behandelt wie England mich? Das kennt kein Völkerrecht; ist grausamer als der Wilde, der den Gefangenen tötet. Zehnmal lieber tot als an diesen elenden Fels geschmiedet. Ich werde stärker sein als mein Schick- sal;mich hoch darüber hinaufschwingen. Doch derBefehl, mich nie- derzuschießen, klänge mir wie frohe Botschaft von naher Erlösung. Weh mir, daß blindes, blödes Vertrauen mich auf den.Belle» rophon', in die Fänge des treulosen Britenvolkes trieb!"
Wird der vierzehnte Iulitag in Paris und London, in den Schützengräben Frankreichs und Flanderns gefeiert? Damals klappte die Falle zu. Ieanne d'Arc und Bonaparte. Die stärksten Genien Frankreichs hat England gebrochen. Das hätte solche Thal nie verziehen. Paris verzeiht. Deshalb: Entente Lorcliale.
Während Blücher und Bülow von Süd, die Engländer von Nord her gegen die Hauptstadt vorgerückt waren, hatte Davoui versucht, sein Paris zu retten. Wozu noch Krieg, da die Kiicg?- Ursache, Napoleon, fort ist? Grolmans Preußenantwort la^ctl

«Wir nützen unseren Sieg; und Gott hat uns dazu den Willen unddieMittcl verliehen. Stürzen Sie, Herr Marschall, nicht abermals eine Stadt ins Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn er Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen hätte. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris eben so wie die von Hamburg auf sich laden?" Am dritten Iulimorgen ist Davout zur Uebergabe bereit. General Müffling kommt als Unterhändler und erlangt, was Blücher gewollt hat. Davout muß über die Loire zurückgehen. Die Hauptstadt muß zwei Millionen Francs und den Truppensold für zwei Monate zahlen. Auch das erraubte Gut, von dem danziger Memltng bis zu den Handschriften der heidelberger Palatino, der Aphrodite und dem Apollino der florentinerUffizien, herausge ben. Zweiter Preußeneinzug in Paris. Kein feierlicher; einzeln reiten diesmal die Regimenter in die Bürgerquartiere. Dann versammeln sie sich zum Gottesdienst. Den hat Gneisenau, das Generalstabs Haupt, vorgeschrieben. «Ich erwarte, daß die Armee sich nicht durchUebermuth entehren, sondern sich auch als Sieger menschlich und bescheiden betragen wird." Scharnhorsts Wort klingt nach. Der kühne Wäger hat auch andere Töne in seiner Brust. »So hoch hat Preußen nochniegestanden. WelcheSprache es jetztführenkann undmuß, wissen Sie, Herr Staalskanzler, besser als ich. Weh Denen und Schande ihnen, die diese einzige Gelegenheit nicht ergriffen, um Belgien, Preußen, Deutschland für ewige Zeiten zu sichern. Na» poleon muß ausgeliefert und vom Leben zum Tod gebracht wer» den. So will es die ewige Gerechtigkeit; so bestimmt es der Be» schluß der verbündeten Mächte; so wird das Blut unserer getöteten und verstümmelten Brüder gerächt." Die Engländer sind vor der Stadt, bcimBoulognerGehölz,geblieben.ImTuilerinhoflagern die Preußen. Dort sieht der achtzehnte Louis die braune, struppige . Schaar. KeinerachtetdeseingeschmuggeltenKönigs; kein Posten tritt vor ihm ins Gewehr. Blücher verschmäht seine Einladung. Und schreibt, in diesen Iulitagen, an Friedrich Wilhelm den Satz: «Die Diplomatiker sind anzuweisen, daß sie nicht wieder verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat." Gneisenau fordert fürs Wederland den Festungsgürtel im französischen Flandern, für Deutschland den Elsaß, Lothringen und alles Land^ dessen Flüsse sich in die Maas ergießen. »Geringeres darf nicht.

geschehen: oder die Verachtung der Völker gegen ihre Regirun»
gen wird gesteigert." Stein fährt mit Goethe von Nassau nach
Köln (der Dichter nennt, in dieser Zeit, die Verleihung des öfter»
«ichischen Leopold»Kreuzes «ein höchst bedeutendes Ereigniß")
und wird von dort nach Paris gerufen. Wesentliches kann er
nicht erreichen; überredet den Zaren Alexander immerhin aber
in den Verzicht auf die Forderung, daß Frankreichs Gebiet un»
angetastet bleibe. Seine Mahnung, Deutschland allein müsse
Deutschland retten, war verhallt. Nun sprachen Russen und, mit
viel stärkerem Nachdruck, Briten mit. Die Inselmacht ist Richter
und Allverwalter auf dem Erdtheil, von dem keine Fußbreite ihr
gehört. Die Engländer exerziren zwar nicht besonders gut und viele
Reiter stürzen; doch die Bälle bei Lady Castlereagh sind herrlich
und Wellington läßt, wenn er Gäste hat, bunte Lampen in die
Baumkronen seines Gartens einhaken.Und dieCatalani trillert,
die Gossclin tanzt, wie der verwegenste Traum niemals ahnen
ließ. Dennoch spürt derjunge Kronprinz von Preußen das heftigste
Heimweh. »DiesergroßeSündenpfuhÜDiesesvonGott verlassene
Land! Diese scheusälige Hauptstadt aller Gräuel! Was sagst Du,
theuerste Charlotte, zum Ende Napoleons? Gestern gabs weißes,
rothes, grünes, gelbes und braunes Eis. Der Einzug der Garden
war göttlich. Ich war so glücklich! Die Kaiser vor ihren Regimen»
tern. Die Großfürsten sind mir ein großer Trost hier. Besonders
freundschaftlich istNikolaus. Wirstehen sehr gut, essen zusammen
und Keiner, was dasBeste ist, verschluckt eine Wahrheit. Der Krieg
ist gewiß vorbei.Die französischeArmee läuft nach den vierWinden,
um sich in Räuberbanden zu bilden, und steckt alle Tage (so heißt es)
andere Kokarden auf. Uns thut man hier dieEhre an, uns nicht aus-
stehen zu können. Von Theremins (des Dompfarrers) Predigt
über den Fall von Paris bin ich feelentzückt gewesen. Welcher
apostolisch fromme Eifer! Die scheußlich gottlose Stimmung der
Franzosen über religiöse Dinge hat mir ein Bedürfniß gegeben,
viel mehr, als ichs immer habe, über fromme Dinge zu hören. Ich
lese täglich in der Bibel. Das thut mir wohl. Heute giebt der russische
Kaiser ein großes Diner,wobei auch wir sind.An ganzElsaß und
Lothringen habe ich niemals zu denken gewagt, weil ich weiß, wie
es bei dergleichen Verhandlungen zugeht; und vielleicht wäre es
auch nicht gut gewesen. Aber alle Grenzfestungen mußten durch»

«us genommen oder geschleift werden; und davon spricht kein Mensch als die Preußen, welches wieder unüberlegt und schädlich ist. Genug der vermaledeiten Politik!" Bruder Wilhelm hat alle Bronzemedaillen aus Napoleons Regirungzeit aufkauft. Merkt im Louvremuseum an den Lücken, „wie sie gestohlen haben.' Nnd schreibt: „Nöppel soll nach Sankt»Helena gebracht werden. Wieder eine felsige Insel. Als wirs hörten, sagten fast Alle: Da kommt er gewiß wieder. Davon bin auch ich überzeugt."

Er kommt nicht wieder. Sitzt sest in Britaniens Falle. Der Fluch Bellerophons wirkt bis in helle Zeit. Der den Göttern ver» haßte Menschenhasser irrt einsam, der von Ehrgeiz geblendete Genius, durch ödes Land. Doch den Ueberwältiger auch packt, da er altert, von Erfolg trunken ist undin Weltbeherrschung strebt, die Hybris und reißt ihn vom Grat. Der Geist der Zeiten. »Wer nicht von zweitausend Iahren sich weiß Rechenschaft zu geben, wohn' im Dunkel unerfahren, mag von Tag zu Tage leben .. .*

Des Kriegers Zahn.

Brief an den Herausgeber: „Durch Ihr ernstes Eintreten für die ärztliche Kriegsdienstleistung angeregt, erlaube ich mir die Bitte, auch einige gute Worte für den Zahnärzte»Stand sprechen zu dürfen. Heute, wo unser oft verkannter und nochnicht gebührend geschätzter Standseine volle Kraft fürs Vaterland einzusetzen bestrebt ist, wo er tausend und abertausend durch Schüsse zerschmetterte Kiefer geheilt hat, verdient er, daß Sie sich seiner annehmen. Hunderttausende unserer Krieger, draußen im Feld und in den Lazareten, befreit er von quälendem Zahnschmerz, der, begünstigt durch mangelnde Pflege im Schützengraben und fehlende Für» und Vorsorge in der Heimath, so grausam oft sich «instellt. In der Friedens»Sanitötordnung kommt das Wort .Zahnarzt- nicht vor. Erst in der neusten Kriegs»Sanitätordnung aus den letzten Iahren ist ein Zahnarzt für die Lazaretabtheilung jedes Armeecorps vorgesehen. Die Unzulänglichkeit hat die Medizinalabtheilung des Kriegsministeriums bald nach Ausbruch des Krieges erkannt und die Zahl der Zahnärzte allmählich auf vier für jedes Corps erhöht. Die Stellung ist die eines höheren Militärbeamten mit Offiziersrang, aber ohne Abstufung; der junge, soeben approbirte Zahnarzt ist dem Iahrzehnte lang in der Praxis stehenden in Rang und Gehalt gleich, Beförderung giebt es nicht. Die Gerechtigkeit fordert, daß dieser Zustand geändert werde. Die Erkrankungen der Zähne und des Mundes sind so häufig, schädigen Gesundheit, Lebensfreude, Militärtauglichkeit, mindestens Felddienstfähigkeit so sehr und begünstigen so oft die Uebertragung Bon allerlei Infektionen, daß systematische Bekämpfung und Abhilfe

ccboten ist. Ich habe hunderte deutscher Soldaten während des Kriege? behandelt und allzu oft, von Mannschaft und Offizieren, die Klage ge» hört, daß sie wegen der schlechten Beschaffenheit ihrer Zähne nicht kauen können, Fleisch und Brot wegwerfen mußten und unter Zahnfleisch« blutung litten. Auch Verwundete werden vielfach von Zahnschmerz, gepeinigt und die schlaflosen Nächte, die dessen Folge sind, erschweren den Heiloerlauf. Rechtlich ist die Militärverwaltung nicht verpflichtet, Schäden zu heilen, deren Beginn vor der Dienstzeit liegt und die nicht im Krieg entstanden. Treten akute Störungen auf, so sind sie nur so weit zu beseitigen, daß der Mann wieder felddienstfähig wird. Zahn» crkrankungen entwickeln sich im Allgemeinen langsam. Selten ist nur ein Zahn die Ursache. Was nützt es, wenn ein Uebelthäter entfernt, Iwird? Nach wenigen Wochen ist ein neuer Peiniger da. Deshalb mühte die Militärverwaltung so viele Zahnärzte einstellen, daß allen, Kriegern sachverständige Behandlung gesichert ist; dann werden die Fälle selten werden, wo Zahnschmerz aus dem Frontdienst treibt. Wenn wir wieder Frieden haben, müssen überall Schulzahnkliniken gegrün- det, Schulzahnärzte angestellt, die Krankenkassen, die durch die neue Reichsversicherungordnung verpflichtet sind, ihren Mitgliedern volle Zahnbehandlung zu gewähren, zu genauer Erfüllung dieser Pflicht ge- zwungen, auch ins Heer die nöthigen Zahnärzte abgeordnet werden. Untcrstützen Sie die Bestrebungen des Centralkomitees für Schulzahn- pflege, das (unter der Leitung des Herrn Ministerialdirektors Kirchner) seit Iahren in hartem Kampf für die Zahngesundheit des Volkes ein- tritt und zwar schon manchen schönen Erfolg errungen, doch leider, wie Sie aus meinen Schilderungen ersehen-, in der kurzen Zsit seines Wirkens noch nicht alles Nothwendige erreicht hat. Nur von der Jugend aus, von unten auf ist die dauernde Besserung zu erwirken."

Das Illyrererbe.

Unter der goldenen Kreuzkrone spreitet, im rothenFeld, ein Doppeladler, dessen blauer Brustschild einen gepardelten, auf grünem Grund rechtswärts ausschrcitendenGo!dlöwen zeigt, stolz die Silberschwingen. Montenegros Wappenbildadler. Seit dem siebenundzwanzigsten Iunimorgen schwebt er über den Wällen derFestungSkutari. Hier hat, im altenSkodra, einst derIllyrer» könig Gentius geherrscht; hier, zwischen dem fast dreihundert» achtzig Quadratkilometer großen See, demDrin und derBojana, wurde im Morgengrau des viertennachchristlichenIahrhunderts dem Kaiser Diocletianus Iovius gehuldigt; haben danach die Banner des Basileus von Byzanz, des Zaren von Serbien, der- Republik Venedig, des Türkensultans geweht. Ein Pascha vom

Skutari hat bewirkt, daß die Hand des Zaren von Rußland heute bis an die Adriaküste blinden Gehorsam erwinken kann. Zweimal waren, 1623 und 1687, die Türken nach Montenegro vorgedrungen; hatten das Kloster vonCetinje zerstört und hunnisch in dem LleinenLändchengehaust.Danilo,dererstеWladika(Fürst-Bischof) aus dem Stamm Petrowitsch Njegos, rief die Tschernagorzenzum Aufstand und erreichte die Erlösung aus dem Türkenjoch. Noch einmal aber gelingt, 1714, dem Pascha von Skutari die lieber» rumpelung der Bischofsresidenz Cetinje; noch einmal verbrennt ^eine Horde das allen Südslawen heilige Kloster des Schwarzen Iwan. DanilosKraft ist erschöpft. Doch thront im fernenNorden nicht ein großmächtigerKaiser.der verheißen hat, alle im Glauben ans Griechenkreuz Geeinten zu schirmen und die wimmelnde Slawenschaar zum Sieg über die Mondsichel der Osmanen zu führen? Danilo rafft sich in den Entschluß, in Rußlands Haupt» stadt selbst umHilfe zu bitten. Zar Peter (»derGroße") empfängt ihn huldvoll, schenkt ihm zehntausend Silberrubel und gelobt der darbenden Tschernagora seinen allgewaltig scheinenden Schutz. Das Karstvolk, das mit den Venezianern, dann mit Russen und Sesterreichern gegen dieTürken kämpft.wird frei;bleibt fortan aber, an goldenerKette.unterrussischerVormundschaft und jederWla» dika muß in Petersburg erst die Weihe erschmeicheln, ehe er den Bauernvolksgenossen als der Investitur Würdiger gilt. Peter Pe» trowitsch schlägt 1796 beiKrusa denPaschaKaraMahmud vonSku-tari(dasderTürkeIschkodar,derSlaweSkadarnennt)undgliedert das östliche Bergland (Brda) seinem winzigen Reich an. Mit den Russen ficht er gegen das Heer Bonapartes, das Ragusa und die Kattaromündung besetzt hat. Napoleons Genie, das die Verrucht» ungRußlands besinnt, ahnt vonWeitem die Gefahr altslawischer Verbrüderung und möchte die Freundschaft des Bergvölkchens mit hohem Preis bezahlen. Am ersten September 1807 schreibt der Kaiser an Eugen Beauharnais, den Vicekönig von Italien, General Lauriston müsse die Liebe der Montenegriner gewinnen («leg M^ner et 8'en Kire aimer").Dasistnichtsoleicht,wie derferne Imperator träumt. Peters Krieger metzeln die Franzosen und be-nutzen deren Schädel zum Kegelspiel. Als Marmont in Kattaro diesen Barbarenbrauch vor demWladika rügt, den er endlich ge-schlagen hat, antwortet Peter gelassen: »Ia, unser Volk köpft die

Gefangenen; aber Ihr Franzosen habt ja öffentlich sogar Euren angestammten König geköpft." Und sagt ihm, eben so ruhig:«Ruß» lands Feind ist unserFeind;istderFeind aller Slawen. Denn die Russen sind unsere Brüder und von ihnen, die dem selben Stamm und dem selben Glauben angehören, erwarten alle Slawen das Heil. "Noch giebtNapoleon die Hoffnung nicht auf. Warum, fragt er, »redenSie mir nie von denMontenegrinern?Nursichdanicht steif und hochmüthig zeigen! Man muß Agenten hinschicken und die Volksführer versöhnen." Daß es nicht gelang, vergißt er nicht; noch 1811 schreibt er, der doch von der Feindschaft größerer Mächte bedroht ist: «Ich muß, früh oder spät, die Macht des montene» grischen Bischofs brechen." 1813 vertreibt Peter, dem freilich die Britenflotte hilft, die Franzosen aus denBocche diCattaro;wird von den Oesterreichern aber gezwungen, den lange sehnlich be- gehrten Zugang ans offene Meer wieder herauszugeben. Trotz dem Widerspruch derserbischen Kattaresen, die, als Bertrand, Bo- napartesStatthalterinIllyrien.nach den Niederlagen derGroßen ArmeezumRückzug genöthigt war, einstimmig die Einverleibung in die Tschernagora gefordert hatten. Wo Rom, Byzanz, Venedig, Normannen und Serben, Magyaren und Franzosen geboten, herrscht seit 1814 wieder Habsburg»Lothringen. Dicht unter dem fastachtzehnhundertMeter hohen, vonMontenegro nun stark be- festigten Lowtschengebirg, dessen Batterien die Stadt, den Kriegs- hafen, das ganze Becken von Kattaro unter Feuersgefahr halten. Wer die Schlangenwindungen der Bergstraße, hinauf, hinab, Kreide und Humusoasen, hinter sich hat, sieht das Dorf Njegos, die Geburtstätte der Dynastie. Zwölf Griechenkirchen: auf je fünf- zig Einwohner eine. Hier wurde, in einem Bauernhaus, von einer Bäuerin, die Eier und gehacktes Buchenholz über den felsigen Lowtschen auf den Markt von Kattaro schleppte (und deren En» kelin jetzt die Krone des Königreichs Italien trägt), dem Dorf» schulzenMirkoPetrowitsch am siebentenOktober 1841 derKnabe Mola geboren, der heute König von Montenegro heißt. Auch Cetinje, die Residenz, die ein hoher Schwarzer Berg von Nje» gos trennt, ist nur ein großes,sauberes Dorf, das, in cinerFels« thalmulde, rings um das 1478 erbaute Iwanskloster entstanden ist. Das IZiribi, die Hammelfleischhölle europäischer Diplomaten, die, wenn sie nach des Tages Last und Hitze Erquickung suchen,

vom Belvedere (bei Rjeka)auf denSkutarisee niederblicken.Alle Noth der armen, tapferen Tschernagorzen wird ihrem Auge dort sichtbar.Dergute Boden derEbenevonSkutari: vorgesterntürkisch, gestern dem marklosen Königreich Albanien unterthan. Kattaro: österreichisch. Als 1876 Franz Ioseph die ihm zur Ehre auf dem Lowtschen geschichteten Holzstöße ihren Fiammengruß ins Becken hinabsenden sah, sprach er zu dem Fürsten derSchwarzenBerge: „Mein HerrBruder wohnt da recht hoch. "And hörte aus Nikolas flinkem Munde die Antwort: «DieTürken nahmen mir dieErde, die Oesterreicher das Meer; nur der Himmel ist mir geblieben." Damals hatte derFürst dem Kaiserfür diplomatischeUnter» stützung im Kampf gegen den Türkendrang zu danken; und sein Generalissimus Martinowilsch sagte dem (mit dem Kaiser aus Venedig nach Kattaro gekommenen) Freiherrn vonBeck, Montenegro sei bereit, einem in die Herzegowina einrückenden österreichischen Corps dieFlanke zu decken, und schloß den Antrag mit der alten Formel: »Wir Tschernagorzen sind klein an Kopfzahl doch groß anWillenskraft." Solche Stunden austro-rnontenegn» scher Freundschaft warenaberselten.Fast immergaltin der Steinwüste der Schwarzen Berge neben dem Türken, den er seitMet» ternichs Zeit begünstigte, der Oesterreicher als der Erbfeind, wider den nur Rußland das Karstvölkchen schützen könne. Als Danilo, der Neffe des zweiten Wladika Peter, aus dem Bisthum ein Fürstenthum machen und denTitelGospodar annehmen will,er» bittet er, 1831, von dem ZarenNikolaiPawlowitsch die Erlaubniß Dessen Gunst verliert er, weil erimKrimkrieg neutral bleibt; wird in Paris aber, 1837,von Louis Napoleon ungemein gnädig empfangen und, da er, nach seinem Sieg bei Grahowo (den die Ge» birgsbarden als dieRache fürsAmselfeldpreisen),von der türkischen Ueberzahl bedrängtist, durch Frankreichs Geschwaderan der Adriaküste, durchFrankreichs InterventioninKonstanlinopelun» terstützt.ImSommer1860mordetihninKattaroeinAlbaner.Auch seinNeffe und Nachfolger, der auf dem pariser Lyceum Louis»le» GranderzogeneNikola, sieht sichzunächstaufFrankreichs Hilfeangewiesen. Rußland hat.alsOmerPaschain dieTschernagora einbricht,mitdenPolenzuthun,PalmerstonsEnglandstelltsichaufdie Türkenseite und derFriede von Skutari erspart dem von Louis Napoleon begünstigten Ländchcn zwar die Rückpferchung ins Ioch, 4»

giebt aber dem Sultan das Recht, auf montenegrischem Boden Festungen zu bauen. Ehe es zur Ausführung kommt, hat Frank» reich den »Tirolern des Balkans "Weizen und Mais geschickt; hat derMinisterFould eineLotterie genehmigt.aus derenErtragNiko- la dieDarbenden speisen,neue Flintenund Munition kaufenkann. In dem Türkenkrieg, der imIuli 1876 beginnt, führt er wider die Mondsichel den ersten, den letzten Streich. (26 000 Montenegriner wehren 117 000 angreifende Türken ab, töten 18000, verwunden 23 000, nehmen 4000 in Gefangenschaft; ihr eigener Verlust ist: 1360 Tote, 3400 Verwundete, ein Gefangener.) Und lehrt Ruß- land das kleine Kriegervolkrichtig schätzen.Dem wird ^Friedens- vertrag von San Stefano, weil Ignatiew darauf besteht, nicht nur bosnisches und albanisches Land und als Ostgrenze derLimfluß, sondern auch Skutari zugesprochen. Das nimmt ihm der Berliner Kongreß wieder; giebt ihm aber, außer herzegowzischenBezirken und einem Theil des Skutariseeufers, den Adriahafen Antivari und, am oberenLim, Gusinje und Plava. MehmedAli, derZweite türkische Bevollmächtigte, protestirt: »Von musulmanischen oder katholischenAlbanern bewohnte Landstriche den Montenegrinern auszuliefern, wäre im höchsten Grade ungerecht. "Noch im selben Iahr wird er, inDiakowa,vonAIbanern getötet. Der mitOsmanen» gold gestiftete und genährte Albanerbund hindertNikola, bis an den oberen Lim oder ins Gebiet der katholischen Stämme seine Herrschaft zu dehnen. 1879.Europa istfürMontenegroundgegen Albanien. Flottendemonstration vor Dulcigno; Drohung, der Türkei, wenn sie nicht schnell für Montenegro forge, Smyrna zu nehmen. Am fechsundzwanzigsten November 1880, fast dreißig Monate nach dem Schluß des Berliner Kongresses, wird Nikola endlich, durch Europens Gnade, von dem ihm abgezwackten Lim» gebiet entschädigt: im Hafenbezirk von Dulcigno darf er, wie am Nfer des Skutarisees, seine Flagge hissen und herrscht nun vom Lowtschen bis an die Bojanamündung. Ueber Krieger. Ieder Tschernagorze ist vom achtzehnten bis ins sechzigste Lebensjahr wehrpflichtig,jederwillSoldat fein; Ackerbestellung, Lastträgerei, Handel ist Weibersache. Der Mann verdingtsich,wenns seinmuß, alsSteiuklopfer; athmetaber auf, sobald derFeldherrihn zuneuem Kampf ruft. Seit 1879 hatte er nur noch in Scharmützeln gegen Albanerbanden gefochten. Ist Nikolai in Sanftmuth bekehrt? Im

Iahr 1883 besucht er, von dessen junger Hand so viele Türken fielen, den Sultan im PildizKiosk. FünfIahre danach scheint seine ganze Sorge der Einführung des (im Westen laut gepriesenen) Bürger« lichen Gesetzbuches zu gelten, das, im Auftrag des zweiten Zaren Alexander, der aus Ragufa stammende russischeStaatsrathBo» gischitsch den Tschernagorzen geschenkt hat. 1905 gewährt er dem Land eine Verfassungund Volksvertretung. 1907 wird erin Berlin vom Kaiser empfangen, sieht den österreichischenAdmiral Monte» cuccoli als Gast bei sich und schickt,den ErzherzogFranzFerdinand zubegrüßen,seinenAeltesten nachDalmatien. Während desZwei» kampfes zwischen ^Aehrenthal und Iswolskij fürchtet er, in dem Krieg, dessenAusbruch sicher scheint, im Rücken von denAlbanern angegriffen zu werden. Sein Konsul hat aus Skutari gemeldet, Oesterreich werbe die albanischen Malisforen nicht nur mit Gold, fondern auch mit dem Versprechen, ihnen nach dem Sieg Dulcigno zurückzugeben. Von Gewissensskrupeln war Mirkows Sohn nie geplagt. Er läßt einenMalissorenhäuptling nachCelinje laden und wie einen Fürsten bewirtheu; und schickt, indenletztenMärztagen des Iahres 1909, denFeldmarschallWukotitsch nach Skutari, wo er also spricht: »Ein aufgezwungener Kampf wird uns den Türken, den größten Helden der Weltgeschichte, verbündet finden. Unter den geeinten Zeichen des Kreuzes und der Mondsichel werden wir den Sandschak und unser Bergland vertheidigen." Gegen Oesterreich; im Allslawenbund mit der Türkei. Italien und die Triple» Entente erwirkt die Befreiung Antivaris von österreichi» scher Vormundschaft. Am Neujahrstag 1910 kann Nikola dort den französischen Contreadmiral Pivet »als ersten Gast in dem freien Hafen" und als Kommandanten eines stattlichen Geschwa» ders begrüßen. Im August feiert er feine goldene Hochzeit und krönt sich zum König. Hussein Hilmi Pascha vertritt bei diesen Festen den Sultan. Der wird zwei Iahre danach von Nikola an- gegriffen. Am dreiundzwanzigsten April 1913 hebt Montenegros Wappenbildadler sich über die Wälle von Skutari. Und derBe» fehl über dieStadt wird dem selbenMarschallWukotitschanver» traut, der vier Jahre zuvor dort sich den Türken verbrüdert hat. Skutari ist eine albanische Stadt, in die ein Slawenhäuflein eingewandert ist. Noch reiner prägt das Albanerthum sich in der von den katholischen Hoti und Grudi besiedelten Stadt Diakowa

aus: die dennoch,aufRußlandsWunschund,leider,aufDeutsch»
lands drängenden Rath, den Slawen zugesprochen worden ist.
Fordert irgendein Lebensinteresse Oesterreichs, daß Skutari den
Tschernagorzen gesperrt werde? Nein. Graf Berchtold konnte
sich erinnern, daß sein Kollege San Giuliano die Schulkinder in
Skutari die italienische Königshymne singen und der Majestät
Victor Emanuels Hochrufe schmettern hörte; daß die uralte
Skodra der Illyrer schon 1913 Italiens albanischer Hauptmarkt
(auf dem Oesterreichs Absatz schnell sank), der sicherste Anker»
grundrömischerHoffnung auf die Umklammerung derAdriawar.
Als Wiens Wille die Montenegriner aus Skutari getrieben hatte,
sagte ich hier, dieser Sieg lohne so straffe Kraftspannung kärglich.
»Italien weiß, warum es, so gern seinVolk dem Vater derKöni»
gin jede Mächterweiterung gönnte, sich für ein selbständiges Al»
banien einsetzt. Oesterreich, das doch nun einmal kein deutscher
Staat ist, könnte eines nicht fernen Tages bereuen, daß es nach
Skutari und San Giovanni di Medua den Slawen nicht lieber als
den Italienern den Weg geöffnet hat. Ehre steht auf dem Spiel,
seitzwischen Petersburgund Wien der Pakt Diakowa»Skutari ge-
schlossen wurde? Mag sein. Ieder redliche Freund Oesterreich»
Ungarns muß aber wünschen,daß es nicht,wie vonPiemontaus
Italien und von Preußen aus dem Deutschen Bund, von einer
slawo»italischen Koalition aus der Balkanzukunft gedrängt werde.
Die gerühmte .Verständigung' mitRom, die alteWünscheItaliens
der Erfüllung nähert, verleitet in ein neues Schleswig»Holstein
und belastet, um die Serben Peters und Nikolas abzuhalten, das
Grundbuch der östlichenAdriaküste mit einer italienischen Hypo-
thek. Oesterreich»Ungarn hat Kraft genug, ehe die letzte Gelegen-
heit ihm entgleitet, das vom Irrthum Verlorene zurückzuerobern.
Aber es müßte zu stolz sein, um fürAlbanernester,zu klug, um für
eine Negation (.Skutari nicht den Montenegrinern!') zu fechten:
statt für seine Position auf dem Weg nach Saloniki. Da es nicht
wünschen kann, daß Wuth oder Hunger die Tschernagorzen zum
Anschluß an das KönigreichPeters treibt, bleibt ihm nur dieWahl,
die Serbenmacht zu brechen oder sich zu befreunden. Zum Ver»
hängniß müßte ihm werden, wenn es aus der Türkenmasse nur
den Haß aller Rajahvölker heimbrächte und dem Weißen Zaren
noch einmal auf den Thron der Slawenhoffnung hülfe. Glaubt

Oesterreich, sichzu Entschluß und Handlung fähigzeigen zu müssen, dann mag es, statt Italiens Büttel und Wegbahner zu werden, . im Sandschak den zwei Serbenstaaten die Möglichkeit der Einung vermauern. Skutari? EinesPyrrhusSieg." (Vor zwei Iahren.)

Am dreißigsten April 1913 hatderMinisterMarchese diSan Giuliano an den Botschafter Tittoni telegraphirt: „Wenn der von derlondonerBotschafterreunionzufindendeBeschlußOesterreich» Ungarn nicht befriedigt, ein gemeinsames austro»italisches Han» dein nicht möglich wird und Wien ohne unsere Billigung gegen Montenegro vorgeht, wird die Wahrung unseres Abkommens mit Oesterreich und die unversehrte Erhaltung des Bündnisses sehr schwierig. Ueber die Wahl des dann zu wählenden Weges erbitte ich Eurer Excellenz sachverständige Meinung. Da Italien nicht unthätig scheinen dürfte, müßte es, während Oesterreich im Norden vorgeht, eine passende Stelle des Südens für eine Weile besetzen. Dieses Handeln mühte ungefähr von dem felben Ge» sichtspunktaus beurtheilt werden wie Oesterreich»Ungarns gegen uns. Ist solche Lösung nicht erlangbar, dann sehe ich nur noch eine Möglichkeit: einen Zustand, der unsere Politik in schroffen GegensatzzuderWiensbringt."HerrTittoni(derbeideDepeschen neulich, bei der Solferino»Feier, im pariser Trocadero vorlas) hat damals geantwortet: »Besetzt Oesterreich Theile Montenegros, dann müssen wir, auch ohne seine Zustimmung, Durazzo und Va« lona besetzen. Oesterreich»Ungarn hätte damit zuerst dieGrenze des Großmächtebeschlusses überschritten, für eigene Rechnung, ohne zwingende Nothwendigkeit, gehandelt und das Adria»Gleichge- wicht aufgehoben (wozu ja eine befristete Besetzung genügt). Die Botschafter Oesterreichs und Deutschlands versuchen jetzt allerlei werthlose Deutelkunststücke an dem klarenWortlaut des Siebenten Artikels im Dreibundsvertrag. Die winzigste Verschiebung des austro»italischen Gleichgewichtes würde abernichtnur diesen einen Artikel, sondern den ganzen Vertrag entkräften und den Drei- bund auflösen. Wenn Eure Excellenz mit der gewohnten Klarheit und festen Kraft diese Erwägung den Auswärtigen Aemtern in Berlin undWienempfehlen,dannwerden sie,nachmeinerUeber- zeugung, das Streben Eurer Excellenz nach einer Versöhnung der beiden Reichsinteressen zu fördern trachten. Thälen sie anders, so würdevonihren Händen derDreibundsvertragzerrissen, Meine

AntwortistdasErgebnißlangerUeberlegung/Wie.fragtderBot-
schafter, »konnte danach und nach demzweimal^im November1912
und im August 1913, vonItalien abgewehrten Versuch,Serbiens
Macht einzuschränken, Oesterreich»Ungarn zweifeln, daß sein Ulti-
matum und seine Einbrüche in serbisches Land den Dreibund lösen
werden?" Auch in dieser Sache befiehlt Pflicht, den öffentlichen
Richterspruch bis in dieFriedenszeit zu vertagen.Ietzt herrschtIta-
lien in Valona, Serbien in Durazzo; Hussein Hilmi ist Iungtürken-
botschafter in Wien; in Skutari gebietet wieder Nikolas Marschall
Wukotisch (und läßtmelden, der Konsul Oesterreich-Ungarns habe
seine Fahne eingezogen und sich unter den Schutz Griechenlands
gestellt). Muß durchaus neuer Kampfum das Illyrererbe entbren-
nen? Victor Emanuel und sein enun wieder einige Garde Giolitti»
Salandra»Sonnino dürften den Serben beider Königreiche Sku»
tari,San Giovanni diMedua, sogar Durazzo gönnen, wennRom,
wie sein Tittoni seit manchem Iahr, erkannt hätte, daß ohne red»
liche Verständigung mit den Slawen die Balkanflanke derAdria
nicht inRuhezu halten ist.Und: wennItalien in dem währenden
Krieg nicht geschlagen, zerschlagen wird. So lange es in Valona
stark ist und die Otranto»Zange zukneifen kann, würde selbst eine
Großmacht ihm dort kaum gefährlich.Und auf solcheGipfel schwingt
sich keines Serbenstaates Wunsch. Für Alle ist dort Raum. Nur
in der Zeitung italo»serbische Totfeindschaft unvermeidbar.

Die deutschen Pole.

Hortense Beauharnais»Bonavarte, Iosephinens leichtsinn»
lich hübscheTochter.die dem auch nach seiner Scheidung von ihrer
Mutter noch fastzärtlich bewunderten Stiefvaterund Schwager in
La Malmaison das kostbarste Halsband schenkte, hat seiner Macht
den einzigen wetterfesten Erben geboren. War ihr Dritter, Char-
les Louis Napoleon, von ihrem Mann, der eine Weile König
von Holland hieß, von dem Niederländer Verhuel oder einem
anderen Stundengünstling empfangen? Der große, vor Blut-
schande nicht scheue Korse gar selbst im Konsortium? Von den
Fetzen, dem vertragenen, geflickten Wams des Genius schlotterte
Etwas um den krankhaft verträumten Iungen. Der konnte, frei-
lich, nur Erbe sein, niemals Ahn werden. Hat seinenTraum aber
gelebt; dievonBritenhandzerbrochene Krone Bonapartes sostolz
auf seine Schläfe gestülpt, als wäre sie Edelgeschmiede aus einem

Stück; und dasüber Europa heraufziehende Gewitter, den Sozia-
lismus, früh in denNerven gefühlt. Aus Sedan schlich er als eines
Namens Gespenst. Kein Mächtebund konnte ihn, keinKraftauf»
wand je wieder auf eines Thrones Stufe heben. Nur verwitternder
Frauenreiz und ein Söhnchen blieben ihm. Auf denMaashöhen,
im Ardennengehölz lagert das Heer, das ihn schlug; und schickt
Dankchoräle in den Nachthimmel empor. »1^8 S«cKeL".DieHun-
nenhorde. Damals wie heute. Ist den Schimpfern nie aufgefallen,
daß nur der deutsche Krieger so fromme, so langwierige Freude
an Massengesang hat? Daß nur aus deutscher Menschheit unter
allen Wipfeln, über die staubigsten Landstraßen hinLieder jubeln
oder schluchzen? Daß zwei inbrünstig vermähIteMädchenstimmen,
die, einander jetzt derb umschlingend, jetzt, nach der Hochzeit noch,
zart umwerbend, vom Feldrain, der Heumahdstätte aus näher
zu schreiten scheinen, über ein Volkswesen Wichtigeres aussagen
als Entgleisung in Roheit? Nun hört die Welt deutschen Sang.
Sang der Krieger. Horcht Galizien auf? Ieder weiß: Mor-
gen gehts gegen die Drahtverhaue drüben; stehst Du, wenn erst
die Kugeln pfeifen, allein für Dich (und das Adjutantenvolk kann,
Gott sei Dank,nicht mehr heran). Mancher liegtimnächsten Mond-
schein dann wohl auf grüner Haide. Blech! Ringsum ist Sand;
hinter einer Geländewelle ein mageres Roggenfeld; weithin schim-
mern röthliche Kiefernstämme. Ein großesGeschoß zischt auf; und
verklingt wie plätscherndes Wasser. Der Abendstern blinkt nicht;
steht heiter, wie eine Leid weglächelnde Mutter. Einer stimmt
Wolframs Lied an. Die Kapelle fällt ein. »Auch den Pilgerchor,
Kameraden!" Die Lust ist geweckt. Geschosse zischen, verplätschern.
Und Männerurkraft vereint, bis tief in die Nacht, junge Stimmen
zu frohem, mannhaft trauerndem, zu düster drohendem Chor.
Sang der Hauptstädter. «Kommt denn kein Blatt mehr?
Die italienische Schweinebande hat Senge erwischt. Im Westen
wieder nichts los. Die türkischen Doppelröcke habe ich nun aber
satt. Eischocolade! Man platzt ja noch hier, auf der Straße, von
Hitze. Na, hören Sie, felbst im Krieg ist solches Gebäck grober Un»
fug. Pfui: Iodoform! Die müßten eigentlich schon pennen. Ia:
vordemRindfleischpreiswirdEinemschwindlig. DerganzeKram
könnte aufhören. Woran strampeln denn Die drm ihre Kehlen ab?
Ach so! ‚Und dann die Dessous voller Pli; und dann kam Sie.'
Kleines Pilsener! Nicht mal ein erstklassiges neues Couplet!«

eder in der amerikanischen noch in der deutschen Presse der Vereinigten Staaten habe ich bisher über Mlsons Politik ein Urtheil gefunden, das von dem Gedanken ausging, die einzige Pflicht des Präsidenten sei^ nach besten Kräften das Wohl des Landes wahrzunehmen. Die „Menschheit" geht ihn nicht an, die .krieAführenden Nationen-eben so wenig.

Täglich wird er von Pazifisten und guten Seelen bestürmt, zu vermitteln. Die Vorfrage wäre doch wohl: Ist der europäische Krieg amerikanischen Interessen nützlich oder schädlich? Vermuth» lich Beides; überwiegt nun der Nutzen oder der Schade? Dar» auf lautet die Antwort: Bisher war der Krieg nützlich. Die euro» päischen Großmächte schädigen undMwächen'einander: Amerikas politisches und moralisches Ansehen wächst. Es verdient an Nah» rungmitteln und Kriegsmaterial ungeheure Summen. Neue Märkte können erschlossen werden; auf den alten ist die Kon» kurrenz verringert. Früher oder später wird sich der Plan durch- setzen, Amerika eine Handelsmarine zu schasfien. Die Mächte sind nicht im Stande, energisch auf die Pazifizirung Mexikos zu dringen. Wir können die unbequemen Wirkungen unserer Tarif» Politik ans das Konto des Krieges setzen. Die Chancen für die Wiederwahl (Das hat der Präsident als Leiter der Demokm» tischen Partei pflichtgemäß zu erwägen) sind größer, wenn der Krieg fortdauert.

Sich nach dem Amt des „Ehrlichen Maklers" zu drängen, ist Thorheit. Denn ein Friedensschluß,, der beiden Parteien zu» sagt, ist unmöglich. Immer zürnt die eine dem Vermittler; manch» mal zürnen ihm beide. Sehr natürlich; denn es giebt keine un» eigennützigen .,K«ns ottices", keinen desinteressirten Großstaat. Freilich: Weltruhe ist dem Geschäft auf die Länge das Zu» träglichste. Dauert der Zustand der Blockade um Deutschland und England an, so sind große Geldverluste unvermeidlich und die Gefahr taucht auf, daß wir, durchaus nicht arckipret, in den Tu» mult verwickelt werden. Auch ist Iapans Vorgehen in China kaum zu dulden; mindestens wäre solche Duldung für unsere Po- litik eine nOw äepatture. (Wiederum: in unseren Weststaaten würde sich die Gelbe Gefahr verringern.)

Diese und andere Betrachtungen wären nun gegen einander abzuwägen. Läge das Plus auf der Seite des Krieges^ lo würde der Präsident fürten nahenden Wahlgang die Parole ausgeben: „Wilson ist der Friede!" Und im Ausland die Flanr^en^chürlen.

Wenn die Deutsch»Amerikaner, täglich und stürmisch, verlangen, der Präsident möge den Waffenexport verbieten, so fordern sie, daß, er seinen höchsten Trumpf vorzeitig ausspiele, dem Lande, dessen Geschäfte er führt, ergiebig sprudelnde Einnahmequellen zuschütte und ihm den Groll der (noch immer) stärksten Seemacht aufbürde. Ohne greifbaren Gegenwerth. Wilson ist schwerlich „Idealist" genug, um eine solche Bill einzubringen. Wird auch drüben, wie hier, bald Wilhelm, bald Grey als Räuber, Heuchler, Mörder gebrandmarkt? Dämmert nicht endlich die Erkenntnis, daß alle bedeutenden Nationen ihr Verhalten mit triftigen Gründen rechtfertigen können? Daß, es sehr leicht wäre, für jede dieser Nationen ein überzeugendes Plai» doyer zu schreiben? Daß, die Vergangenheit das Handeln der Völker bestimmt? Daß, die „Fragen", die Beantwortung heischen, Jahrhunderte alt sind? Daß Jeder der Leitenden fest glaubt«, er müsse handeln, wie er handelte? Aber die Menschheit verlangt ihr Melodrama.

Der Streit, welche nationale Kultur die höchste oder gar die allein selig machende sei, dauert fort. Zwei Worte Goethes mögen zur Klärung beitragen. Im „Tasso" heißt es: „Und was man ist, Das bleibt man Andern schuldig." In den Versen, die feine Wesensart abgrenzen:

„Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?"

Das gilt von Nationen wie von Individuen. Es giebt eben so wenig eine reine Kultur, wie es eine reine Rasse giebt. Und die besten Deutschen müssen auch fürderhin gute Europäer bleiben. Soll, wer sich an Morley und Dostojewskij, D'Annunzio und Tains, genährt und erquickt hat, nun plötzlich den Urteutonen mimen? Selbst Treitschke spricht mit Abneigung vom Barbaren» tk>um des aNn^Iahn. Friedrich der Große schrieb Alexandriner und siegte bei Roßbach.

Theodore Roosevelt verdammt, auch in Privatbriefen, Deutschlands Verhalten gegen Belgien auf das Schärfste. In dieser Sache fehlt noch das Material zu unbefangenem und sicher begründetem Richterspruch; ein anderes Verdikt aber steht sest. R^oosevelts listigem und gewaltthätigem, von Skrupeln nicht be»

irrten Zugreifen danken die Vereinigten Staaten den Panama»
kanal) und die Nachwelt wird ihn dafür loben.
'5
Auf politischem wie auf literarisch-künstlerischem Gebiet fehlt Amerika ein großer, schöpferischer Kritiker. Wir werden über« fluchet mit Gesetzen, Romanen, Bildern, aber sie alle tragen den Charakter blinden Experimentirens. Der gute Mensch in seinem dunkeln Drange geht in die Irre. Methodische Erwägung der Grenzen, Ziele und Wege: v^car.
Her hat jetzt „Mein Leopold" unter dem Titel „Our OKil-ären" einen großen Erfolg errungen. (Darunter versteht man, daH ein Stück zwei bis drei Jahre lang von Stadt zu Stadt getragen wird.) Die Thatsache liefert einen interessanten Beitrag Zu^MKologieM^
Dürfte in Deutschland irgend Jemand so sprechen, wie Shaw in England spricht? (Vor Jahren fragten wir: Dürfte in Deutschland irgend Jemand so sprechen, wie Tolstoi in Rußland spricht?) Unnatur rächt sich, wo es auch sei. Daß ein Staat wie Rußland durch diplomatische Praktiken vom Meer zurückgehalten wurde, war unnatürlich: und es bezeugt nur die Macht der Routine, daß die europäischen Staatsmänner Dies, zwei Jahrhunderte lang, nicht zu begreifen vermochten.
Erfüllt dieser Krieg seine Mission? Macht er uns ernster, echter, reiner? Dies scheint mir die wichtigste Frage. Der Gedanke an das Blutopfer wäre unerträglich, wenn wir durch dies Geschick nicht größer werden sollten. Belgien ist wichtig; aberI Selbstvollendung ist wichtiger.
Die Gründung einer in englischer Sprache geschriebenen deutsch«amerikanischen Zeitung scheint jetzt beschlossene Sache. Wird ein solches Blatt klug geleitet, so ist ihm, in New Vork wie in Chicago, ein geschäftlicher Erfolg sicher. Darüber, daß, es nützlich, ja, kaum entbehrlich ist, herrscht unter denkenden Deutschen kein Zweifel. Auch der Amerikaner wünscht, rasch und zuverlässig über die deutsche Auffassung wichtiger Tagesereignisse unterrichtet zu werden. Und warum sich über die Thatsache verblenden, daß die „Zweite Generation" nur so zu erreichen ist? Beinahe alle bedeutenden deutsch»amerikanischen Zeitungen bringen jetzt englische Leitartikel: damit ist die Frage nach dem Bedürfniß

American«.
5?
beantwortet. Wie schön wäre es, wenn eine saubere, von Sensationmache freie, von Gebildeten für Gebildete und Bildung» fähige geschriebene Zeitung hier entstehen könnte! Wäre sie un» terhaltend und gut informirt, fo würden ihr die moralischen und intellektuellen Werths nicht schaden: viele Amerikaner sind des marktschreierischen Typs überdrüssig. Gar zu schöngeistig und „upliktinA" dürfte sie sich freilich nicht geben. Stahl sagte einmal in einer Kreuzzeitung»Sitzung: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, auch die konservativste Zeitung ist immer mehr Zeitung als konservativ." !i, !..! H>

Ietzt (oder nie) ist der psychologische Moment für die Orga» nisation der Deutschen.

Bis zum Kriege boten die hier lebenden Deutschen nur auf einem Kampfplatz eine geschlossene Front: in der Abwehr des Prohibitionismus. Das klingt, als ob uns der „Suff" das höchste Gut wäre. In der Abneigung vom Prohibitionismus ist aber auch ein ideales Motiv wirksam. Die Prohibition gleicht der In» quisition: diese wollte die Seele, jene will den Leib (oder Leib und Seele) retten. Für zahmere Zeiten mildere Mittel; aber Beide wollen uns die Freiheit des Irrens nehmen. Diese aber müssen wir uns bewahren, einerlei, ob es sich um eine religiöse Ueberzeugung, eine politische Einsicht oder um die Pflege un«> seres körperlichen Wohlbefindens handelt. Gegen den aufgeklärten Despotismus einer rührigen Minorität, die sich Majorität nennt, berufen wir uns auf das Wort des aufgeklärten Despoten von Sanssouci und bestehen darauf, nach eigener Fasson selig zu werden. Die reformerische Gesetzgebung, die stark von den Frauen beeinflußt wird, will „gute Menschen" machen. Wären aber die Menschen besser geworden, wenn man jede Versuchung aus der Welt geschafft hätte? Dann wäre der eingekerkerte Verbrecher der sittliche Mensch schlechthin. Der tägliche Kampf mit den Versuchungen des Leibes ist ein nützliches Element der Charakter» bildung. Frauen, die Prohibitionismus, Verbot jeder Herstellung und jedes Verkaufs alkoholartiger Getränke, fordern, sollten konsequent genug sein, um sich selbst zu töten und allen Geschlechtsgenossinnen den Selbstmord zu empfehlen. Wenn keine Frauen mehr lebten, wäre die allergefahrlichste Versuchung „überwunden".

Ein Deutscher, der die internationale Politik Wilsons verfolgt, wird mit melancholischem Lächeln sagen: „Das haben auch wir erlebt." Oberstes Ziel ist Erhaltung des Friedens. Dieser

Grundsatz wird stabilirt wie ein Erzfels und der Welt, der froh und staunend lauschenden, verkündet. Moralische Eroberung ist die Losung. „Also", sagen sich die anderen Kontrahenten, „riskirt man mit diesen Leutchen, die ja augenscheinlich aufrichtig sind, nicht das Mindeste. Man kann sie nach Gefallen mißhandeln". Eine Weile geht Das auch; dann macht sich, erst pi^ni^im«, später crescenä«, in der Nation eine dumpfe Unzufriedenheit geltend. Bald brodelt es im Hexenkessel und der Deckel hebt sich. Die Leitenden fühlen, daß eine Erplosion droht; wohl ihnen, wenn es dann nicht schon zu spät ist! Amerika ist jetzt im Stadium der leise einsetzenden Umstimmung. Die Öffentliche Meinung fordert eine kräftigere Haltung. Sie vergißt, daß Bluffs in der auswärtigen Politik gefährlich sind: Land» und Seemacht müssen bereit sein, wenn der Staatsmann Ehre und Interesse der Nation entschlossen vertreten soll. Deutschland konnte sich Impulse und Schroffheiten leisten, weil unser Schwert nicht gerostet war. . Lt cncure! Wilson ist auf Laviren angewiesen. Wäre er ein großer Mensch, so würde er die Nation zur Erkenntnis;, der Weltlage, zu starker Rüstung aufrufen und zu Denen, die seine Kreise stören, eine entschiedene Sprache sprechen. Er will aber nicht anführen, sondern ausführen, fühlt sich als Diener des Volkes und Exponent des nationalen Willens, kommt also lininer ein Bischen zu spät. Heer und Marine bleiben in überlieferter Vernachlässigung; und der Präsident verzichtet freiwillig auf die unentbehrlichen Werkzeuge einer würdigen und erfolgreichen auswärtigen Politik.

Dem Europäer wird es schwer, die Gehankengänge eines solchen Kopfes (der ein kluger Kopf ist) nachzuwandeln. Fanatiker, des Friedens find auch in diesem Erdtheil eine Kriegsgefahr.

Evanston, Illinois. Eduard Goldbeck.

Diese Glossen wurden vor der Note geschrieben, die bewies, daß. der Präsident der Vereinigten Staaten den Völkern der Erde sich als einen von Menschheit und Menschlichkeit tief Bekümmerten zeigen will. Vor der Abkehr seines Wahlmachers und Sekretärs Bryan, der über Wilson, als über einen Gefährder des Friedens, die Stirn runzelte und den Oelzweig des dem Nebel nicht widerstrebenden, also nie in Krieg zu verleitenden Frommen für sich heischte. Da sichs um Mexiko handelte, schien diese Frommheit ein Bischen rissig. Und in Deutschland haben wir bisher niemals (noch gar in der Zeit des Europäerkrieges) den Eindruck empfangen, daß, die Führer der Vereinigten Staaten in ihrem Handeln, nicht im Reden, anderen Zielen zustreben als dem „Wohl ihres Landes".

Herausgeber »nd verantwortlicher Redakteur: Maximilian Hardcn in Berlin. — Verlag dcr Zukunft in Berlin. - Druck non Pag S Sarleb G, m, b. g. in Berlin.

«.Juli 19IS.
Nr. 41,
— Die Zukunft.
lellover
«änalterrM Aktien-
Mlsn? sm 31 0s?embei- 1SI4
1.
2,
3
Aktiva.
XneK niont pin?«-
Aktien-
Ki, siiI»1 , . ,
1'orratn-Konto
'I'sllo',?. I^öson- n
I.ad^stellsn <A,
I,
II vpotoslcen-öut
n.idon-Knnto .
1'e!to>v,,,'
IndnstriedaKn
v. m, d, .
.^irnlZenb, Konto
In v^ntar-Konto
Kautionen
I<!ig>snds,^t„'?»!l
10. I>sdilor,'n-Konto
11, ,>!,^'Ii!i,!^'>sis-
Konto , . ,
I'Ii^K,«n. , ,
ök!«'inn- II, Vor
In^t-Konto . ,
6,
7.
8.
S.
12,
13.
Ü6. pi
95«««« —
4 7?« 861 02
5« ovo
117 000
^vnl v«l,it«rc'n 18 «Iii,—
2W»»l»«8
8,!« 848!2S
I,',"48!s«
I —
«3N47 74
417 26
4„«.,47«!UZ
105 000
858 879
I
18 510
1093
«4
4,.
177 244 95
754 .62
43 385 !—
«Ii,,,,,,, A,
Ü,.»,»»,!-»,» !»°?»e?.I,r. ,!»:'.
,>I. 18 I1Ü.27
Iu.,.'«»,».. ,„ i»4Ili27
IUi, I,,,
ZI,
«48gW —
,2 477 ,«
i2',4:j7 «S
2,2Aig,!K
,,,tu,,,„ Ä i«c,ni
UUIIer »«I, „«!<I«,-.
«i!«N2 p?r ZI, Msr^ I?1,?.
>V,.4i»eI
, I',»«Ktsn «e»NU^<!
I Kottsnrtlnl Vslcili^nngen , . ,
7 v4c, 0^>b , 1
Passiva.
1.
Aktion - K»pitaK
Konto ....
6 900 «0«
—
2.
>I)'poU,oKen-
8«tinI,Ion-Konto ,
450 00«
—
3,

^.vaKKontn
(Kaution), , . .
18 610
—
4.
Krsäitorsn-Konto.
274 4«5
5,
7 b43 I^9o ^51
Iio!!„»r!«'S« 7VK „ 7N»0»N,—
,,>'I„„I,,,4<, „ „ gMI,««i —
iN, !pk
62 «87 tt^!
i2Ü448 —
-,7',4»!
,«I7«4
1 ,,',IV5»
2i«wan
80 998
17
«« i«,I S7
4
! o,'Ii»!,ti,',?,,„„.«!«. öI,72<i««,—
^,,, ,„4< ,4< :!,«,»«i,—
Oei- Vorst»ncZ
Aktien-(Zesellsclia lt.
tZradowsKi. I^nca«,
pMol/tn^ii ZI, IM««««,—
4 »,00« —
^!28 ««v
4« 8«N
«8tt«l,
« M
212 «I« 83
4»4«d^«!83
Männer ««6 Völker
Line neue Lücnerreine
Ilsns Delbrück vs» I^r!c6r!cK OelitTseK
LlLMsrcKg Lrbe enFliscKe lZesicKt Die Welt cles KIsm
Becker «snck 1 RsrK Verlag Ullstein 6c L«., Berlin.

Nr. 41.
rie ZuKunkt.

blinken nur
aus^exvänlte anerkannte
Romane Tutoren
u. Ä. V^erKe von

t^ellx ttollsenclei-
r^ecloi' v. ?obeltit2
XsrI IZosner
Olgs V?onlbrlicl<
Msx X^etier
rlcisuzi-ct kkoil
ttorst Lociemer
N. von pertz»
/^ite Xi-emnit?
Lerlin 8>V.68

ttsn! l.sn>i
Ottomsr Enking
XsrI ttsns Strobl
Usus von Xsnlenbei'g
Lsston t.ei-oux
stltreit Lcnii-oKsue,-
(sr> Lrst Lrsoinelli
ttiex. Lsron v. IZobert;
Lertru<i Xöbner
«. rn. b. u.
^U8künkte u. Prospekte ^^ X
über R,eisen näck und in IM>lW>W>W»W>»W>D>^^W>^WW H
und über ^uteutkält irr 6en dortigen
sowie über Sie norweglscke ^meriKslinie Kostenlos Snrck
verll» V. S, Ilvter ilev Unsen ZZ r»KrK»rtev ku l>rigi»»>pre,ss»
T Srftellunge» ^
!? auf die
Z Ig?^ Ginbanddecke "WD B
E zum 9^. Bande der „Zukunft« ^
^! (Nr. 27—zg. III. Vuartal des XXIII. Jahrgangs), »
A elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung :c. zum
Preise von Mark >i.6g werden von jeder Buchtzandlung öd. direkt
« vom Verlag der Zukunft, Berlin 8W. 48, lvillzelinstr. ss
Ä entgegengenommen.
«?5 «SÄ «S5

Wie England den Krieg sieht.*)

große Krieg kam mir in London nicht zum Bewußtsein. Er schien mir gar nicht zu sein, bevor ich aufs Land kam. Dort aber, in den englischen Dörfern, schließt sich der Spalt zwischen dem täglichen Leben und der Zeitgeschichte.

Unsere modernen Städte sind auf die Grundlage des Friedens gebaut und London ist (einige altmodische Winkel aus» genommen, die nur von Touristen aufgesucht werden) eine moderne Stadt. Das Telephon, der Autobus, die Menschenmassen, die in jeder Tageszeit die Untergrundbahn benutzen, die lockenden Schaustellungen einer weit verzweigten Industrie in den Ladensenstern: Alles verleugnet den Krieg, an den nur dann und wann der Schall einer Trompete erinnert. Und immer wieder bringt der Gedanke an den Krieg mir das Bild grellsten Gegensatzes vors Auge: „Der Bulle im Porzellanladen".

*) Die Völker der Erde leben heute hinter Mauern, deren Höhe dem Nachbar den Einblick sperren soll. Ein Volk weiß kaum, was das «ndere will, zu welcher Leistung es rüstet, noch gar, wie nebenan die Hirnvorstellung, die Gefühlsstimmuug der Menschen und Gruppen ist. Der Erkenntnißquell, der aus vertraulichen Gesprächen und Briefen kann, ist seit einem Jahr eingetrocknet. Doppelt willkommen ist in solcher Zeit das Zeugniß Ernster, Nnbefangener, die aussprechen, was sie gesehen, gehört und hinter dem Bild und dem Wort geahnt haben. Das hat Herr Bullard, ein Amerikaner, in diesem Aufsatz versucht, der für den newyorker „Outlook" geschrieben wurde, aber, in seinem bedächtigen, von männlich anmuthigem Humor durchwärmten Ton, über ‚Empfindung und Wollen dreier in Englands Gesellschaftleben wichtigen Typen auch Deutschen Beträchtliches sagen kann.

In London gelten die Begriffe „Krieg" und „Civilisation"
als einander ausschließend, als vom Geist nicht zugleich festhalte
bar; man muß entweder den Krieg oder die Civilisation beim.
Denken ausschalten.
Wer nur die Oberfläche sieht, findet das Leben der Stadt
Unverändert. Die Leute kaufen und verkaufen, trinken Thee, ver»
heirathen sich und leben, ganz wie sonst, nach ihrer Gewohnheit.
Aber auf tausenderlei Art, manchmal leise, manchmal schroff, er»
zwingt der Krieg sich Beachtung. Die Bedienung im Hotel ist er»
bärmlich, weil, wie ein großes Plakat im Korridor verkündet,
keine „alien enemies" in diesem Haus angestellt werden. Auf eine
Kabeldepesche kommt aus der Heimath keine Antwort: und erst nach
Tagen erfährt man, daß der Censor sie aufgehalten hat.
Fast alle meine londoner Bekannten sind mit ihren Gedanken
lauf dem Meer. Die Dinge, die sie während des letzten SommerS
in Anspruch nahmen, die Bücher, die sie schrieben, die Labora»
toriumsarbeit, die sie beschäftigte, die „gerechte Sache", die Einer
verfocht: nichts davon scheint ihnen noch der Mühe Werth.
Und in ihrer „Arbeitlosigkeit" haben diese geistigen Arbeiter
den früheren Reiz ihrer Umgangsart eingebüßt. Sie verstellen
sich, mehr oder weniger, tragen eine gekünstelte Lebhaftigkeit oder
Düsterkeit zur Schau oder streben nach der „heroischen Pose", nach
einer Haltung, die einem in Krieg gerathenen Volk wohl ansteht,
die sie aber in den langen Friedensjahren verlernt haben.
Der Krieg hat allen Sinn für das Wesentliche aus ihren
Köpfen verscheucht. Einer, zum Beispiel, regt sich fürchterlich auf.
weil nach seiner Meinung die Nahrung der britischen Armee
einen viel zu hohen Prozentsatz an Kohlehydraten enthält. Spricht
man ihm von den Operationen vor Warschau, so antwortet er mit
Kohlehydraten. Welches Thema man anschlägt: er kommt immer
wieder auf seine fixe Idee zurück. Seine Ueberzeugung mag ja
richtig sein; aber er ist unfähig, einzusehen, daß er an Unbeträcht»
lichem haftet. Er war tief gekränkt und verdächtigte mich derSym»
pathie mit Deutschland, als ich sagte, daß Caesar Siege erfochten
habe, ohne zu wissen, was ein Kohlehydrat sei.
Oft, wenn ich, entmuthigt von so unfruchtbarem Gespräch,
fortgegangen war, kam ich am Kriegsministerium vorüber und,
sagte mir: In diesem mürrisch dreinblickenden Gebäude arbeiten
Männer mit kühlen Köpfen, die gelernt haben, die große Wirk»
lichkeit des Krieges zu begreifen. Aber ich traf selten Leute dieser
Art. Die Berufs« und Geschäftsmenschen, mit denen ich sprach, die
Zeitungleute, Ladenbesitzer,sogardieReinmachefrauen: Alle gaben:

sich Mühe, den Krieg zu ignoriren, oder schienen durch ihn aus aller Fassung gebracht worden zu fein. Aber der Krieg ist eine aufdring« liche und unausweichliche Thatsache. Man kann ihn nicht lange ver» gessen. Truppen ziehen vorbei. Das Auge fällt auf einen derben Rekrutenwerberruf. Oder auf eine frisch inTrauer gekleideteFrau. Und da steht er wieder vor Augen, der Krieg. Stadt, Menschheit, Zivilisation schrumpfen in Bedeutunglosigkeit zusammen. Der Bernunftgedanke entflieht und der Glaube an Zynische Unver» nunft, höhnischen Zufall setzt sich fest. Aber auf dieser Grund» lage kann der Verstand nicht arbeiten, kann sich kein Ziel stecken. Man muß sich mit Willenskraft vortäuschen, daß der Krieg nicht sei. Man mutz sich belügen oder man mutz entsagen.

Dieser unlösbare Widerspruch schien mir der Grundton alles Treibens in London zu sein. Es war unmöglich, in dieser Stadt richtig zu denken. Ich verlieh die Stadt: und auf irgendeine my» stische Weife brachte der Anblick des freien Feldes, der sich bot, nachdem der dahineilende Zug die Vorstädte hinter sich gelassen hatte, das Gemüth wieder in Ruhe.

Mein Freund Merrit ist zwar nicht der typische Engländer, doch von einer Art, die man nirgends als in England findet. Er hat ein leidliches Einkommen, gerade so viel, datz er seinen Lieb- habereien nachgehen kann. Er hat etliche dickleibige und gelehrte Bücher über die Troubadours und Balladendichter des Mittel« alters geschrieben. Ich kam zum ersten Mal mit ihm in Rußland zusammen, wo er auf diesem Gebiet, wie in fast allen Ländern Europas, als Forscher arbeitete. Er ist von zarter Gesundheit und ließ sich von irgendeinem verschrobenen Arzt überreden, daß für seine Lungen das Klima von Oxfordshire das beste fei. Deshalb ließ er sich mit seiner reizenden Frau in dem kleinen Dorf Pesle» ton Moore nieder, in einem uralten Haus, das einst das Wirth» schafthaus der Pfarre gewesen war.

Er holte mich am Bahnhof ab. Während wir nach seinem zwei Meilen entfernten Haus fuhren, fragte ich ihn, ob in dieser Gegend viel gekämpft worden sei.

„Nicht seit den Bürgerkriegen. Diese Gegend war damals dem König treu. Das Königliche Hauptquartier war in Oxford."

„Und in den Kriegen der Weißen und der Rothen Rose?"

„Da waren die Kämpfe weiter westlich. Der Krieg hat also »uch von Ihnen Besitz ergriffen," fügte er hinzu, „wie von Allen, die aus der Stadt kommen."

,,Ia. Wie kann man jetzt überhaupt an Anderes denken?"
„Ich kanns."
„Sie können ruhig weiterarbeiten?"
„Ja. Warum auch nicht? Ich glaubte, als Dolmetsch einige 'Dienste leisten zu können, und meldete mich, aber der Arzt war nach einem Blick auf mich fertig. Und warum soll ich nicht in ge» wohnter Weise fortarbeiten?"
Er sah mich herausfordernd an. Ich konnte keine höflich klingende Antwort finden. Seine Liebhaberei war mir immer sehr kleinlich vorgekommen; jetzt, im Angesicht der Tragoedie Europas, schien sie mir erst recht nichtig.
„Sehen Sie," sagte er, auf einen Bauer weisend, der sein Feld bestellte, „der Mann bleibt auch bei seiner Arbeit. Wünschen Sie, daß er sich hinsetze und die Hände ringe? Er hatte auch einen Sohn dabei. Der liegt jetzt im Lazarett) in Aldershot; das halbe Gesicht ist ihm bei Ppern weggerissen worden."
Der Bauer, der sich mit seiner Arbeit Plagte, seiner so noth» wendigen Arbeit, bot meinem Freunde den Text für eine kleine Predigt. Während wir durch die schöne Landschaft fuhren, ent« wickelte er mir in seiner ruhigen Sprechweise, die nichts von der Nervosität der Stadtmenschen an sich hatte, seine Meinung.
„Jeden Tag, wenn ich mein Pensum abgearbeitet habe, gehe ich über die Felder und unterhalte mich mit den Leuten; und jedesmal bringe ich den selben Eindruck heim: unsere Bauern erregt noch der Ueberfall auf Scarborough. Ihre Väter und Groß« Väter hatten niemals über Aehnliches zu sprechen. Selbst Na- poleon war nicht im Stande, unseren Leuten den Krieg so zum Bewußtsein zu bringen, wie dieser Angriff auf die Ostküste that. Viele Geschlechter hindurch sind unsere Bauern hier in Oxford» shire ihrer jährlichen Säe» und Erntearbeit in Frieden nachge» gangen; feit den Tagen des Bürgerkrieges. Und vor diesemKrieg war lange (aber nicht eben so lange) Friede bis zurück in die Zeit der Kriege der beiden Rosen. Je weiter rückwärts man geht, desto kürzer und unsicherer werden die Perioden des Friedens.
Einige meiner Freunde schreiben mir aus London im Ton tiefsten Bedauerns darüber, daß dieser Krieg all unsere Hoff» nung auf Fortschritt begrabe. Sie verstehen nicht, im Buch der Geschichte zu lesen. In London wird man in den Sturmwirbel der Gegenwart hineingerissen; hier, im Freien, gewinne ich (viel» leicht, weil ich das Mittelalter ein Wenig studirt habe) den nöthigen perspektivischen Abstand. Ich denke an die langen Jahr» hunderte der vorgeschichtlichen Zeit, als die Menschen mit den

mächtigen Schädeln, die noch manchmal in den Flußbetten ge«
funden werden, keine Ahnung von Dem hatten, was wir ‚Frieden'
nennen. Ich denke an die unzähligen Kriege in den alten Zeiten;
wie schließlich Alfred der Große die Dänen Vertrieb, einen Ge»
sammtstaat errichtete und, zum ersten Mal in der Geschichte, Eng»
land den Frieden brachte. Ein kurzlebiger Friede scheint er uns;
und doch: wie froh mögen die Landbewohner gewesen sein, da
sie fünf Ernten hinter einander einheimsen konnten, ohne daß
ein Heer raubend und plündernd durchmarschirte!
Der Bauer, den wir vorhin sahen, wundert sich über den
Krieg. Ist Das nicht der beste Beweis für den Fortschritt des
Friedens? Ist nicht auch die Thatsache, daß Ihr Menschenfreunde,
alle, von dem Krieg überrascht, verblüfft worden und aufgebracht
seid, ein Beweis dafür? In alter Zeit war Jedermann Soldat.
Betrachten Sie, zum Beispiel, die Literatur, und gehen Sie zwei
Jahrhunderte zurück: Jeder, dessen Name uns überliefert ist, nahm
irgendwie Theil am Krieg. Selbst Goethe war, erst vor einem
Jahrhundert, mit bei Valmy. Und dann blicken Sie auf unsere
englischen Literaten von heute. Ich weiß nicht, ob Kipling jemals
im Feuer gewesen ist; sicher ist er der Einzige von unseren Schrift-
stellern, der behauptet, den Krieg aus eigener Erfahrung zu kennen.
England war, als Insel, in einer besseren Lage als das Festland.
Aber seit 1S70 hat ja keins der westlichen Reiche einen Krieg
gehabt. Der letzte langwierige Krieg, der gegen Napoleon, war
vor einem Jahrhundert. So weit geschichtliche Aufzeichnungen
reichen, gab es vorher keinen hundertjährigen Frieden. Krieg
ist ein sengender, verwüstender Komet. Aber seine Bahn ist offen«
bar eine Spirale und er entfernt sich weiter und weiter. Er scheint
schrecklicher zu werden; scheint aber nur: weil er seltener wird."
Als wir durch das vom Alter benagte Thor des Pfarrgutes
schritten, sagte er: „Dieses Gut stammt aus der Zeit des Bürger«
krieges. Der Bau, der vorher hier stand, war mehr eine Festung
als ein Wohnhaus. Dreimal ist er von Cromwells Leuten geplün-
dert und dann dem Erdboden gleich gemacht worden. Sehen Sie
die dicken Mauern, die engen Fenster! Der Mann, der dieses Haus
erbaute, rechnete damit, es vertheidigen zu müssen. Ich zweifle
nicht, daß Viele, die es bauen sahen, die Köpfe schüttelten, weil
sie meinten, es sei nicht stark genug. Aber es ist niemals ange-
griffen worden. Dies ist ein weiterer Beweis für den Friedens»
fortschritt: das Zeugniß der Architektur. Jahrtausende lang leb-
ten die Menschen in Höhlen, ihrer Sicherheit wegen. Dann kam
die Zeit, da sie sich in Häusern mit sechsFuß starken Wänden sicher

es
Die Zukunft.
genug fühlten. Als die Kultur erstarkte, wurden die Mauern
immer dünner, die Fenster immer größer. Die Stufe der Glas-
häuser haben wir noch nicht erreicht, werden sie aber erreichen."
In dem Wohnzimmer des Hauses (mei.,» Freund hatte es in
ein Bücherzimmer verwandelt) trafen wir seine Frau mit dem
Theegeräth. Es war anheimelnd friedlich und wir sprachen nicht
Mehr vom Krieg, bis nach der Hauptmahlzeit die Zeitung kam.
,,Hören Sie zu, lieber Freund," sagte der hinter der Saint»
Iames«Gazette verborgene Merrit, ,,hier ist wieder ein Brief
vom Oberst Batesby:
Geehrte Redaktion! Ich protestire gegen den erschrecklichen Kom»
inerzialismus des Schlagwortes: Msinsss ss usual' und den breiten
Raum, den die Tagespresse dem .Wirtschaftkrieg' widmet. Die Feinde
des britischen Reiches werfen uns vor, wir seien ein Volk vlon Krämern.
fWas kann diesen Borwurf besser begründen als der Beschluß des
ßandelsamtes, eine Sonderkommission, eine Art kaufmännischen Ge-
neralstabes, zu schaffen, um einen Feldzug gegen die deutsche Industrie
zu beginnen? Daß unseren Kaufleuten der Krieg nützen wird, wenn
wir gewinnen, ist ziemlich sicher. Das in den Vordergrund zu stellen,
ist aber unter der Würde eines großen Reiches, das um sein Leben,
kämpft. Ich empfehle Ihnen, die neusten Verlustlisten anzusehen.
Wie viele dieser Helden, Offiziere und Soldaten, gaben ihr Leben
hin, um den deutschen Handel zu erraffen? Das annehmen, heißt:
unsere Toten beleidigen. Hören wir aus mit dem widerlichen Streben,
Geld aus diesem Krieg herauszuschlagen! Wir haben nicht die Kauf»
leute Deutschlands, sondern dessen Heer zu bekämpfen, das beste, das
die Welt je gesehen hat. Nichts ist gefährlicher als die Unterschätzung
unseres Gegners. Daß wir die deutsche Handelsflotte von den Meeren
verjagen, wird unseren Händlern wenig nützen, wenn wir nicht zu-
gleich das Heer und die Kriegsflotte besiegen. Das ist die Aufgabe des
Reiches. Alles handelswirthschaftliche Geschwätz ist nicht nur verächt-
lich, sondern geradezu gefährlich. In einem großen Kriege müssen!
große Triebkräfte thätig sein. Msinsss ss usua!' gehört nicht dazu. Es
giebt noch andere Elemente in unserem Volk als Ladenbesitzer; um
alle zu einen, müssen wir einen mächtigeren Sammelruf haben. Mein
Vorschlag ist: Das Reich, seine Erhaltung, sein Rahm!"
„Ist der Brief nicht der Mann?" fragte Frau Merrit.
„Wer ist denn Oberst Batesby?" fragte ich.
„Eine unserer lokalen Berühmtheiten. Ich werde Sie mo»
gen früh zu ihm zu führen," sagte Merrit. ,,Er wird Sie inter»
essiren. Es ist wieder einer der Vortheile des Landlebens, dasz
man die Typen reiner ausgeprägt findet als in der Stadt.
Männer wie Watesby Mag es jauch im. Vondon geben, aber in der

zgroßen Masse verschwinden sie. Er ist ein pensionirter Offizier der indischen Armee und erwarb sein Viktoriakreuz im selben Feld» zuge wie Lord Roberts, der, nebenbei gesagt, sein Abgott ist. Ihm fehlt nur Verstand. Mit Verstand wäre er weit gekommen; so aber ist er nur ein guter Soldat, ein Oberst a. D. Wie Si« aus seinem Brief ersehen, ist er Imperialist und Aristokrat. Er stammt vom alten Oxfordshire»Landadel. Seine beiden Söhne brachten glücklich all sein Geld durch, bevor sie in Afrika fielen; 'er selbst lebt hier sehr bescheiden auf seinem Herrensitz. Vor dem! Krieg schrieb er Briefe an die Zeitungen, um für den Wunsch! des Lords Roberts nach allgemeiner Wehrpflicht Stimmung zu wachen. Ein beschränkter Fanatiker; aber das Material, aus dem Weltreiche gezimmert werden. Ein englischer Bernhardt."

, ,Wie kannst Du ihn mit Bernhardt vergleichen?" rief Frau Merrit. „Er ist die Güte selbst!"

,,Ich Zweifle gar nicht," sagte der Mann lachend, „daß auch Herr Bernhardt zärtlich zu den Kindern ist, bei sich daheim nämlich. And es ist nicht verbrieft, daß die Afghanen, gegen die Batesby seine Auszeichnung verdiente, besonders zart behandelt wurden. Für die Ehre des Königreichs würde er eben so grausam ver» fahren wie ein Preuße; nur würde er nicht darüber sprechen."

Ich fand Batesby mindestens so interessant, wie ihn mein Freund geschildert hatte. Das Alter schien Alles an ihm unan- greifbar gefunden zu haben, außer dem Haar. Das war voll- kommen weiß; aber die Schultern waren nicht eingesunken und die Augen noch hell. Er empfing uns in einem Raum, den er sein Studirzimmer nennt. Es war klein und die Wände waren mit Kriegskarten bedeckt. In den Regalen standen kriegsgeschicht» liche Werke und solche über Taktik und Strategie. Wir trafen ihn, wie er sagte, am Balkankrieg ^arbeitend". Eine Karte der Balkanhalbinfel lag auf dem Tisch ausgebreitet. Als ich ihm sagte, daß ich den letzten Balkankrieg als Berichterstatter mit- gemacht habe, wurde er mittheilsam. Er wußte noch nicht genau, was mit der Kavallerie Radkos Dimitrijew zwischen den Schlach- ten von Kirkkilisse und Lülle»Burgas geschehen sei.

Ich würde nicht behauptet haben, daß es ihm an Verstand fehle; nur, daß sein Verstand ungemein ^.spezialtsirt" sei. Sein Gehirn war vollgestopft mit militärischer Wissenschaft. Ich merkte, als er gesprächiger wurde, daß er den Feldzug eines britischen, ,Corps zur Eroberung der Balkanländer ausarbeite.

„Wenige Menschen begreifen," sagte er, „was der Krieg von heute bedeutet. Wenn er vorbei sein wird, werden wir, zum ersten Mal in der Geschichte, ein starkes Heer haben. Weitblickende Männer wie Roberts haben längst eingesehen, wie sehr es uns nöthig ist. Ein Reich, das sich nicht mehr ausdehnt, ist schon im Niedergang. Beinahe waren wir an diesem Punkt. Gott sei Dank: Deutschland griff uns zu rechter Zeit an! Daß,, wir unvorbereitet waren, kostet uns bereits ein Jahr. Sechs Mo» nate lang saßen wir hier zitternd, weil nur unsere Flotte unol die Heere unserer Verbündeten uns schützten. Noch sechs Monate wird es dauern, bis wir vor uns selbst Achtung haben können. ES ist eine Schande: Großbritaniens Sicherheit abhängig von Frankreich! Aber Kitchener ist ein Mann von Energie. Er wird den Fehler wieder gutmachen. Und wenn Alles erschöpft sein wird, wird unsere Musik anfangen, zu spielen. Haben wir ersts zwei Millionen Mann auf dem Festland, dann wird Deutsche land nicht mehr lange dauern. Dort wird es für unsere neuch Armee sehr wenig zu kämpfen geben. Und liegt Deutschland! unten, dann wollen wir nicht den Fehler Wellingtons wieder« holen, die Armee zu entlassen. Hätten wir 1815 ein Bischen Energie gehabt, dann wäre das Reich auf eine feste Grundlage gestellt worden. Diesmal wollen wirs thun,. Wir wollen den, Fehler nicht wiederholen. Ende 1913 wird ganz Europa erschöpft sein und wir werden fast zwei ^Millionen Mann frischer Truppen im Feld haben. Eine Viertelmillion wird genügen, unsere Stellung auf dem Kontinent zu sichern. Dieser Krieg hat uns ge> lehrt, wie gefährlich es war, nur die eine Seite unseres Festungs« grabens zu besitzen. Wir müssen, um ihn zu sichern, Außenwerke vorschieben."

„Aber hören Sie doch auf, Oberst," warf Merrit ein; „wir zogen in diesen Krieg, um die Anabhängigkeit der kleinen Staaten zu schützen; wir können doch Belgien nicht annektiren!"

„Gewiß hätten wir ein so kleines Land >in Friedenszeit nicht angegriffen. Aber Belgien lebt nicht mehr^. Wir werden dieses Land nicht von den Belgiern, sondern von den Deutschen erobern. Die Belgier werden überfroh sein, in unser Reich einzu« treten; es ist ihre einzige Hoffnung auf Sicherheit. Vielleicht, wird es keine eigentliche Annexion sein. Das Wort bedeutet jG nichts. Wahrscheinlich werden wir den Belgiern eine gewisse Anabhängigkeit lassen, wie Ihr Land" (Das galt mir) „der Republik Panama Unabhängigkeit gewährt hat. Aber es wäre äußerste Narrheit, den Stützpunkt ganz aufzugeben, den wir aus?

dem Festland gewonnen haben. Dazu also brauchen wir höch»,
stens eine Viertelmillion Mann. Was sollen wir mit den übrigen,
anfangen? Die Balkanvölker sehnen sich nach einer geregelten,
gerechten Verwaltung. Und wer über diese Halbinsel herrscht, ge»
bietet nicht nur über das Mittelmeer, sondern auch über daS
Adriatische und das Schwarze Meer. Egypten und der Weg
nach Indien werden gesichert fein . . ."
Der uralte Traum von der Weltherrschaft.
„Giebt es viele Leute dieses Schlages in England?" fragte,
ich Merrit, als wir weggingen.
„Gott sei Dank: Nein!" meinte er lachend. „Es ist eh«
Typus, der ausstirbt. Vielleicht haben wir eben so viele Im»
perialisten wie je; aber andere Typen überwuchern die alten.
Nachmittags führe ich Sie zu unserem liberalen Bannerträge»
Sir George Plant. Seine Art ist heutzutage vorherrschend."
„Sir George," sagte Merrit, als wir am Nachmittag auf«^
brachen, diesen Herrn zu besuchen, „ist durch Dockbauten reich
geworden. Es ist der Sohn eines nonkonformistischen Geiste
lichen; der achte Sohn, wenn ich nicht irre. Er wuchs in Bristol!
auf, wo er sah, wie die neuen Dampfschiffe in den altmodischen
Docks festmachten. Das brachte ihn auf den Gedanken, daß alle
unsere Häfen, die sich in der Zeit der Segelschiffahrt entwickelt
hatten, umgebaut werden müssen, um den Anforderungen des!
Dampferdienstes zu entsprechen. Die Durchführung dieses Planes
gewann ihm Vermögen und Adel. Seit fünfzehn Jahren ist er!
Mitglied des Unterhauses; und hat noch nie eine Rede gehalten.
Er und Oberst Batesby verkörpern die wahren politischen
Gegensätze in England. Trotz allen Redefluthen über den Ge»
genstand haben wir noch keine Spur don Demokratie; ich meine;
das niedere Volk hat keine Stimme in der Regirung. Bei den
Wahlen stimmen wir über die Frage ab, wer uns regiren solle,
Oberst Batesby oder Sir George. Sie bewerben sich gegen ein«
ander um unsere Stimmen. Die Tories gaben uns die Wahl»
reform, die Möglichkeit, die Whigs unterzukriegen; und jetzt ge»
brauchen die Liberalen die Arbeiterpartei gegen die Konservativen.
Der Wahlkampf ist hier interessant. Wenn, unser Dorf einen Ab»
geordneten für sich allein zu wählen hätte, wäre es unbedingt!
Oberst Batesby. Die Ackerbürger mögen Sir George nicht; ev
ist ihnen der Emporkömmling. Dagegen haben die Batesby seit
undenklichen Zeiten auf ihrer Scholle gesessen; und die Land»,
bevölkerung verehrt ihre alten Familien."

Auf unserem Weg hatten wir eine beträchtliche Höhe er«
klommen. Merrit hielt an und wies auf die Aussicht hinter uns.
Am Fuß des Hügels lag das Dorf mit seinen hier und da aus
den Bäumen herauslugenden braunen Strohdächern. Ueber sie
erhob sich nur der Thurm der alten Kirche. Zwei Meilen weiter
jenseits lag der Bahnhos mit einem Klumpen von Fabriken.
Ueberall entlang der Eisenbahn waren Schornsteine zerstreut,
bald einzeln, bald in Gruppen. Es war ein übler Anblick.
„Beachtenswerth ist," sagte Merrit, „daß man von dem
Herrensitz da unter im Dorf diese Schornsteine nicht sehen kann^
Sir George hat sein Haus hier'^ben gebaut, mit weiter Aussicht.
Alles, was wir von hier aus sehen können, ist sein Wahlkreis.
Oberst Batesby hätte keine Aussicht, gewählt zu werden."
Lieben denn die Fabrikarbeiter Sir George?" fragte ich.
„Ich wüßte nicht, warum sies sollten; aber sie stimmen für
ihn. Vielleicht treibt sie gerade ihre Feindsäligkeit gegen das,
Dorf. Es ist spaßhaft," fuhr er fort, als wir von der Straße!
durch ein prächtiges Thor in den Park des „Great House" ein-
bogen, „ich liebe das Dorf und verabscheue die Häßlichkeit der
Fabrikstädte. Ich liebe ein Segelschiff und hasse die brutale
Ueberlegenheit der Dampsboote. Ich liebe die Ritterlichkeit und
Romantik der alten Zeiten und hasse die berechnende Härte des
modernen Handels. Und doch gebe ich Sir George meine
Stimme. Das Zwei»Parteien«System in der Politik läßt ja nur
die Wahl zwischen zwei Uebeln. Aber so lange es keine Partei
giebt, die ich rückhaltlos unterstützen könnte, ziehe ich vor, mich
von Leuten regiren zu lassen, die wissen, daß die Gesetze der
Elektrizität entdeckt worden sind."
Das „Great House" Sir George Plants könnte in der Nähe
jeder modernen Großstadt, Paris, Berlin, Chicago, stehen. Es
giebt eine Bauweise, die ganz international ist. Das Rauchzim»
mer, in dem wir Sir George trafen, zeigte den Komfort eines
beliebigen Klubs: mächtige Ledersessel. Und bis er sprach, war
er so nichtssagend wie feine Umgebung. Seine Kleidung, sein
Haarschnitt waren ganz kosmopolitisch.
Merrit stellte mich als amerikanischen Iournalisten vor, der
herübergekommen sei, um den Krieg zu sehen.
„Wir werden siegen," sagte Sir George freundlich, ohne be-
sondere Betonung. „Es ist eine einfache Geschäftssache. Die
Deutschen sind von dem Gedanken des Militarismus besessen, der
ganz mittelalterlich und unzeitgemäß ist. Ich habe mich über diesen
Krieg niemals aufgeregt, denn ich wußte, daß wir, wenn er kommt,

Mie England den Krieg sieht.
7!
siegen werden. Er ist entsetzlich; vom Standpunkt der Wirth»
schaft und der Menschlichkeit aus gesehen, ist er eine unentschuld»
bare Vergeudung. Die aber können wir besser aushalten als die
Deutschen. Wenn sie von dieser Verrücktheit genug haben, wer-
den sie vollständig ruinirt sein, wir nur zur Hälfte.
Die meisten Menschen hängen noch an der veralteten Vor-
stellung, daß im Kriege das Blut gewinnt. Darauf kommts
<lber nicht an. Aus Petrograd schrieb man mir, daß dort das
Witzwort umgehe, England sei entschlossen, Deutschland zu ver-
nichten, und wenns den letzten Tropfen russischen Blutes koste.
Um zu siegen, wird allerdings Rußland viel Blut lassen müssen,
mehr als wir: weil es eben ökonomisch nicht stark genug ist, dsir
«inzig wirksamen Wirthschaftkrieg zu führen. Die Deutschen hassen
uns ingrimmig. Sie fürchten weder Frankreich noch Rußland.
Wenn es nur ein Kampf der Heere wäre, würden die Deutschen
nicht böse sein. Das wäre die Art, wie sie zu kämpfen gewünscht
haben. Aber der Wirthschaftkrieg überrascht sie. Sie sind in ein
Netz gegangen, das sie nicht zu zerreißen vermögen, und können
«n Den nicht herankommen, der das Netz hält. Siege in Polen
werden ihnen nicht nützen. Was die Deutschen nicht erwarteten
und was, wie sie selbst wissen, sie niederzwingen wird, ist, daß wir,
das ‚Krämervolk', im Stande waren, Holland, Skandinavien und
Italien zu zwingen, den Handel mit Deutschland einzustellen. Das
verdanken wir weder dem Heer noch der Flotte, sondern unseren
Handelskammern und Bankiers. Ein schwedischer Kaufmann will
einen Wechsel bei uns diskontiren. Unser Bankier sagt: ‚Ich
mache keine Geschäfte mit Ihnen, so lange Sie mit Deutschland
Geschäfte machen.' Ein holländischer Landwirth will uns Käse
verkaufen. Unsere Kaufleute sagen: ‚Sie können nicht mit den
Deutschen und zugleich mit uns Geschäfte machen.' Beide pro«
teftiren; sie seien Neutrale und berechtigt, mit Iedermann Ge-
schäfte zu machen. Aber wir haben das selbe Recht und brauchen
nicht mit ihnen zu arbeiten, wenn wir nicht wollen. Sie schäumen
und pfauchen; schließlich überlegen sie sich die Sache. Der Schwede
findet, daß er unser Geld nicht entbehren könne. Der Holländer
verkauft uns fünf Käse auf je zwei nach Deutschland. Er würde
gern fortfahren, alle sieben zu verkaufen; aber wenn er sieht,
daß es nicht geht, entschließt er sich, die zwei für Deutschland fah-
ren zu lassen. Und so geht es überall und bei jeder Art von Han-
delsbeziehung. Wir verlieren nicht so viel Blut wie unsere Ver-
bündeten, aber wir schädigen Deutschland mehr.
Man sagt, dieser Krieg sei einer der Maschinen. Das ist

wahr; nur sind es nicht die Maschinen an der Front, die sechzehn«-zölligen Haubitzen und die Maschinengewehre, die den Ausschlag, geben. Der Krieg wird von der Partei gewonnen werden, in dereN Land die meisten Maschinen arbeiten. Den Deutschen war bekannt, daß die Franzosen nicht genug Munition für ihre Feld» artillerie hatten. Ietzt: sehen Sie die Fabrikschornsteine da unten rechts? Vor dem Krieg machten wird dort Pflugschare, jetzt, Tag und Nacht, dreizöllige Granaten. Den Franzosen wird die Munition nicht ausgehen. Alle unsere Maschinen für tzeckenscheeren machen jetzt Bayonnettes; in drei Schichten täglich. Man gewinnt damit' zwar keinen Kriegsruhm, aber den Krieg."

„Und was soll aus dem Krieg herauskommen?" fragte ich.

„Für uns? Na, wir werden viel ärmer sein als 1914, aber die stärkste Macht in Europa. Stärker als je im Verhältniß zu den anderen Ländern. Es wird viel Zeit und Mühe kosten, unsere Maschinen wieder für Pflugschare und Heckenscheeren einzurichten; aber ein paar Iahre nach dem Krieg erwarte ich einen großen Aufschwung. All die Pumperei wird den Zinsfuß hinauftreiben und Ieder, der flüssiges Kapital hat, wird viel Geld verdienen. In Deutschland?" Er lächelte spöttisch. „Ich kenne eine Industrie, die nach dem Krieg floriren wird: Kupfer. Die haben alle möglichen Metallbestandtheile aus ihren Maschinen und Fabriken gerissen. Die werden furchtbar verschuldet sein. Selbst wenn sie keine Entschädigungsumme zahlen müssen, wird es ihnen schwer fallen, Geld aufzutreiben, um ihre Industrie wieder einzurichten und ihre Schuldzinsen zu bezahlen. Die haben wenigstens zwanzig Iahre verloren."

„Wie wäre es mit Abrüstung?"

„O ... Ich denke, unsere Regirung wird fordern, daß sie den Vau von Unterseebooten einstellen. Aber je mehr Geld sie in Schlachtschiffe und Soldaten stecken, desto besser für uns, ihre Industriekonkurrenten. Das ist ja eine unfruchtbare Kapitalsanlage. Ich hoffe, daß sie wenigstens an der allgemeinen Wehrpflicht festhalten. Die wird zu einer furchtbaren Steuer, nicht nur in Geld, sondern, weil so viele Kräfte der Werths schaffenden Industrie entzogen werden. Man denkt viel zu selten daran, welchen ungeheuren Vortheil wir dadurch haben, daß wir in Europa das einzige Land ohne Militärzwang sind."

„Und was soll mit Kitcheners Armee geschehen?"

„Sechs Monate nach Friedensschluß werden wir alle Männer ^wieder bei der Arbeit haben."

„Oberst Batesby", sagte ich, „meint, daß diese Armee eine ständige Einrichtung bleiben müsse."
„Ia," fügte Merrit hinzu, „und um sie zu beschäftigen, will .er den Balkan erobern."
„Ach, der alte Feuerfresser," sagte Sir George verächtlich; „Niemand nimmt ihn ernst. Er ist einer von der Sorte, die sich einbildet, der richtige Weg, dem Vaterland zu dienen, sei, dafür zu sterben; er brüstet sich, weil seine zwei Söhne sich in Süd», afrika totschießen ließen. Nun, ich denke, mein Sohn hat mehr Werth fürs Vaterland, wenn er lebendig, als wenn er tot ist. Er ist drüben in Southampton und leitet den gesammten Transport? dienst der Armee. Er wird kein Victoriakreuz bekommen, aber «ufere Soldaten werden nicht ohne'Proviant sein, wie damals in Südafrika. Den Balkan erobern! Verrücktheit! Alles, was wir aus diesem Kriege herausholen wollen, ist der Sieg, der uns vor ^Deutschland sichert, und die Oeffnung der Dardanellen: freier Handel. Das und die Bagdadbahn; eine Dampfverbindung vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf. Wenn wir Das erreichen, brauchen wir keine Entschädigung und keine neuen Gebiete."
„Sie sehen," sagte Merrit draußen: „Sir George und Oberst Batesby sind nicht gut auf einander zu sprechen. Das war übrigens klug gesagt: zu glauben, daß die einzige Art, dem Vaterland zu dienen, sei, dafür zu sterben. Das ist nämlich das Credo unserer Adeligen; die einzige Pflicht des Staatsbürgers scheint ihnen: zum Sterben bereit sein. Die Konservativen führten den Burenkrieg, verpfuschten ihn gründlich und erwiesen sich als unfähig; aber sie verstanden, tapfer zu sterben. Auch in diesem Krieg bewähren sie ihren Ruf der Tapferkeit. Unsere alten Adelsfamilien sind schwer betroffen worden. Auf der ganzen Welt ist kein Stand so rücksichtlos tapfer im Krieg wie unser Adel; aber auch keiner so unfähig. Ich danke Gott, daß diesmal die Liberalen, Geschäfts« Männer wie Sir George, an der Spitze sind; so haben wir Aussicht, zu gewinnen."
,,In diesem Krieg ist noch Etwas," sagte Merrit abends, '„das Euch Schwachherzigen Muth einflößen sollte. Die letzte große Koalition, die Heilige Alliance Metternichs, hatte sich,, nach eigenem Geständniß, das Ziel gesetzt, die Revolution zu unterdrücken, Demokratie und Konstitutionalismus zu ersticken. .Reaktion' war das Schlagwort Englands und seiner Freunde vor? hundert Iahren. Heute dagegen ist das Losungwort unseres Bündnisses: Menschen» und Völkerrecht!"
„Und Rußland?"

Die Zukunft.^
„Gerade die Thatsache, daß, Rußland auf unsere Seite ist, berechtigt zu den größten Hoffnungen. Rußland ist das rück-? ständigste, unthätigste, schwächste Land Europas. Rußland ist potentielle Zukunft. Es gleicht den Vereinigten Staaten vo? einem Jahrhundert. Unbegrenzte, unerschlossene Quellen. Gott oder Zufall, wie Sies nennen wollen, haben diesen Krieg! kommen lassen, um Rußland unter der Führung der liberalen Völker zu entwickeln. Deutschland wollte Rußland entwickeln. Während ich dort war, war Das meine einzige Besorgniß. Deutsche (richtiger: preußische) militärische Tüchtigkeit hätte Rußland friedlich durchdrungen und erobert. Schließlich hätte das/ liberale Europa einen neuen Dreikaiserbund, Deutschland«Oesterreich»Rußland, zu bekämpfen gehabt. Das wäre eine Aufgabe gewesen, gegen welche dieser Krieg ein Kinderspiel ist. Einige unserer Liberalen bedauern, daß unser konstitutioneller König? neben dem Zaren kämpft. Aber wer immer von unseren Diplomaten erreicht hat, daß nicht der Zar und der Kaiser auf einer Seite sind: er hat sich das Recht auf die unbegrenzte Dankbarkeit aller Liberalen erworben. Krieg und Politik machen seit» same Bundesgenossen. Aber die nackte Thatsache, daß der Zar nicht für die Reaktion kämpft, die jetzt in der preußischen Auf» fassung von Thatkraft und Gewalt verkörpert ist, macht ihn zu einem Soldaten ides Sortschrittes. Natürlich können 'wir nicht behaupten, den reinsten Auszug des Liberalismus auf unserer^ Seite zu haben. Die Motive sind etwas gemischt. Das ist sicher. Es ist ein Zug von Schönheit in dem irrVöpfigen Idealismus" mancher Deutschen und ein Zug der Häßlichkeit, Ländererwerb, Rachsucht, Habgier, in manchem Briten. Und doch: wenn ich all die gemischten Triebkräfte gegen einander abgewogen habe, bin ich stolz, ein Engländer zu sein.
Hier draußen, auf dem Land, bemühe ich mich, durch dw Einzelerscheinungen in das Wesentliche vorzudringen; und ich finde einen neuen Meilenstein des Fortschrittes in der Thatsache, daß vor einem Jahrhundert die große europäische Koalition ein Kreuzzug gegen Volksrechte war und daß heute der große Bund gegen die Reaktion kämpft. Niemand haßt den Krieg mehr als ich; aber ich hasse ihn etwas weniger als die Erdbeben. Die sind ganz und gar sinnlos und für unsere Zwecke unfaßbar. Ich. bin nicht entmuthigt. Wir hatten einen Frieden von ungewöhnlich großer Länge und haben jetzt einen Krieg für ungewöhnlich, hohe Ideale." Arthur Bullard.

^Sin regnerischer, kühler Aprilabend. Die vorzeitig angezünde» Glühbirnen der Schaufenster spiegeln sich bei Einbruch der Dämmerung mit gelben und weißen Reflexen auf dem nassen Asphalt der belebten Geschäftsstraße. Ich schiebe mich, in Erledi» gung meines täglichen Bewegungpensums und den aufgespann» ten Regenschirm durch die vielköpfige Menge balancirend, an den Häusern hin. Da fällt mein Blick auf den hellerleuchteten palast-artigen Eingang eines beliebten Lichtspieltheaters; und aus dem Tagesprogramm leuchtet mir der Name „Grete Wiesenthal" lockend entgegen. Mein Gott: schließlich ist man ja auch nur ein schwacher Mensch! Ich lasse mich also verführen, zahle meine fünf« undvierzig Pfennige und trete, noch halb mit anderen Gedanken beschäftigt, ein. Der kleine dienstfertige „Beu" (ich erlaube mir diese Eigenbildung nach Analogie der modernen Kriegsverdeutsch« ungen: „Schofför", „Büro", „Keks" oder „Kuhsine") weist mir mit feiner niedlichen Blendlaterne den Weg durch das dunkle Laby» rinth der Schaulustigen.
Es blieben mir einige Minuten Zeit, mich zu sammeln, da mehrere „aktuelle" Programmnummern noch der Erledigung harrten. So sah ich denn in aller Geschwindigkeit die Bergung Verwundeter durchlSchneeschuhtruppen auf jdem westlichen Kriegs-schauplatz, die Besetzung einer französischen Stadt, Kapitän, Weddigens letzte Ausfahrt aus dem heimathlichen Hafen, eine Straßendemonstration in Athen und die Bismarckfeier in Berlin. Dann erschien das Personenverzeichniß zu „Erlkönigs Tochter", phantastischem Schauspiel in drei Aufzügen, verfaßt und inszenirt von Stellan Rye mit Grete Wiesenthal in der Titelrolle.
Eine weiche, süß»schmelzende Musik setzt ein, leise zitternd wie das Grillengezirpe in Reinhardts Sommernachtstraum, und staunend sehe ich vor mir auf einer weiten Waldwiese in schemen-haften Umrissen, die sich bald auflösen, bald verdichten, den Geist Grete Wiesenthals, umwallt von nebelartigen, im Abendwind flatternden Schleiern. Sie tanzt in seliger Weltvergessenheit wie ein elbisches Wesen, körperlos und ohne Erdenschwere. Aber schon ist der Zauber zu Ende und der Zuschauer sieht sich unsanft in die rauhe Wirklichkeit einer braven Familie aus besseren Kreisen ver-setzt. Dort lauscht in Gegenwart der hochgräflichen Eltern ein ele»

ganter junger Mann dem Klavierspiel seiner Braut. Dann ver» läßt er den Gartensaal, sie folgt ihm: und in zärtlichem Geflüster verlieren sich beide in den Laubgängendes herrschaftlichen Parkes. Aber der junge Graf scheint mit seinen Gedanken durchaus nicht bei der Sache zu sein. Er entwindet sich der Umarmung seiner Graut und verschwindet durch die Allee des Parkes, um sich auf einer entlegenen Waldlichtung am Fuß einer mächtigen Erle zu lagern. Traumverloren fitzt er dort und sieht plötzlich, wie sich aus dem nahen Schilf Erlkönigs Tochter in lichten Umrissen löst und immer körperlicher, von durchsichtigen Schleiern umwallt, auf ihn zutanzt. Mit schmeichelnden Bewegungen und mit jenem seligen Ausdruck, der nur den Zügen Grete Wiesenthals eignet und der ein merkwürdiges Gemisch von Tod und Verklärung zeigt, nähert sie sich dem einsamen Jüngling, zieht ihre Kreise enger und enger und spinnt, verheißend und gewährend, unlöslichen Zauber um ihn. Die erläuternden Zwischenworte lassen erkennen, daß man ein Wiedersehen verabredet; und deshalb benimmt sich der junge Graf, als er ins Schloß seiner Väter zurückgekehrt ist, noch nervöser und verstörter gegen Komtesse Ebba als vordem. Die Braut er» schrickt, die Eltern ahnen nichts Gutes. Richtig: der offenbar hoch-gradig neurasthenisch veranlagte Jüngling giebt keine Ruhe, bis er wieder unter der Erle auf der Waldlichtung sitzt und dort sehn» suchtvoll der Tochter des Erlkönigs harrt. Wieder tönt die süße Musik und wieder nähert sich das Elfenmädchen vom Schilf des Sees her. Stürmischer wird ihr Liebeswerben, enger ihre Umfchlin» gung; und beim Abschied (hier unterbricht das Plakat: „Schwöre mir, nie zu heirathen" unsanft die Stimmung) beißt sie den Ge» liebten, damit er seines Schwures gedenke, ins Handgelenk.

Von diesem unseligen Augenblick an ist er ihr mit Leib und Seele verfallen. Entsetzt betrachtet er die brennende Wunde, läuft athemlos durch die langen Alleen des Parkes heim und findet keine Ruhe mehr, weder bei seiner Braut noch bei den hochgräflichen Eltern. Er will sich erschießen, läßt aber willenlos den Revolver fallen, als er durchs Fenster die Gestalt seiner holden Verfolgerin sieht. Beim Kartenspiel im Familienkreis, am Schachbrett mit Komtesse Ebba, immer erscheint ihm lockend und winkend die Erlenprinzessin. Er sucht sie stets von Neuem im sonnendurch» fluthetenBirkenwald, wo sie ihn vonBaum zuBaum lockt, um ihm immer wieder zu entfliehen oder in Nebel zu zerfließen, ein Märchenspuk, wie er entzückender und greifbarer von keiner Kunst dargestellt werden kann. Sie schwingt sich, an dem weitausgreifen» den Ast eines Baumes hängend, vol.l silbernen Schleiern ,iin

Winde umflattert, neckend auf und ab, mit einer Anmuth und Zartheit der Linien, wie sie nur im Feenland und nur bei Grete Wiesenthal möglich sind.
Der Hochzeitmorgen bricht an. Am Parkthor sammeln sich die Lieferanten, denen galonirte Diener und Mädchen Waaren und Geschenke aller Art abnehmen. Auch der junge Graf erscheint, in kleidsamem Sportanzug mit Schillerkragen, und schlendert ein Stückchen die Straße hinauf. „Und wo er ging und wo er stand": belehrt uns das Zwischenplakat. Er begegnet einer Bauersfrau mit ihrem Hundekarren, will ihr Etwas abkaufen, aber sie schiebt ihr Kopftuch zur Seite: und entsetzt erkennt er sein Elfenliebchen. Ver» stört rennt er ins Schloß zurück, läßt sich von Komtesse Ebba zu einem Spazirgang an den See überreden; aber eben da die Bei- den einen Kahn vom Ufer lösen, um hinauszurudern, steigt das Trugbild der lachenden Schönen geisterhaft aus der flimmernden Wasserfläche empor. Wiederftürzterfortundsommtathemlosinein abgelegenes Wirthshaus gelaufen, in dem allerlei verdächtige Ge- stalten beim Wein sitzen. Die Wirthin bringt ihm zu trinken und ein Zigeunermädchen tanzt vor ihm in wildem Wirbel, bis er auch in ihr seine Verfolgerin erkennt. Auf der Flucht fragt er einen Iungen, der auf dem Rücken seines Pferdes am Busch hält, nach dem Wege. Der zieht grüßend zum Abschied den Hut und die langen Haare Grete Wiesenthals flattern aufgelöst um das wohl» bekannte Gesicht. Am Flußufer holt er den Fährmann aus seiner Hütte, damit er ihn hinüberrudere. Aber auch der gebückte Alte wirft, als sie im Kahn sitzen, seine Kutte ab und giebt sich als Erl- königs Tochter zu erkennen. In namenloser Angst springt er ins Wasser, erreicht das Ufer, schwingt sich unterwegs auf ein bereit- gehaltenes Pferd und jagt nach dem Schloß.
Kurz vor dem Hochzeitmahl, dessen Tafel zahllose Diener und Mädchen decken, erwacht er auf seinem Bett, wo er offenbar! Stunden lang tief erschöpft geschlummert. Der Diener, der ihm beim Ankleiden behilflich ist, bemerkt dabei das Wundmal am Handgelenk seines Herrn. Der würgt ihn, von neuen Gewissens- bissen gepeinigt, und jagt ihn davon. Inzwischen ziehen die Hoch- zeitgäste, deren etwas fragwürdige Eleganz durch ein wohlerwoge- nes Dämmerlicht dem Zuschauer gnädig verborgen bleibt, unter den Klängen des Tannhäusermarsches ein.
Vor dem Schloß, (Das ist wohl das reizvollste Intermezzo) tanzt auf blumiger Wiese Erlkönigs Tochter. Sie richtet sich in ihren weißen Schleiern geisterhaft an der hohen Balustrade der Terrasse empor und schwört dem Ungetreuen, wie mittenhinein in

Riesenschrift zu lesen, „Rache". Noch einmal verläßt der junge Graf, wie von einer unsichtbaren Macht gezogen, den Hochzeitsaal. Der besorgte Vater folgt ihm auf die ahnungvolle,Terrasse. ».Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht?" Damit unterbricht das Plakat die Filmhandlung; und eine offenbar den gebildeten Kreisen angehörige Dame in meiner Nähe^ die ihr Lichtlein auch im Dunkeln leuchten lassen muß, flüstert der Nachbarin zu: „Von Goethe!"

.Inzwischen ist die .Hochzeit in ein vorgeschrittenes Stadium getreten, der Brautkranz wird ausgetanzt und die heirathfähigen jungen Mädchen umringen das Paar. DerGraf wiegt sichmit seiner legitimen Braut auf weichen Walzerklängen. Da schiebt sich plötzlich, den erschrockenen Gästen unsichtbar, Erlkönigs Tochter an die Stelle der Braut: und er tanzt mit ihr zum Entsetzen der Hochzeitgesellschaft weiter, hinaus durch die Thür, die zur Terrasse führt. Draußen stürzt er über die Balustrade hinunter; und an deren Fuß finden ihn die aus dem Tanzsaal nachgeeilten Gäste. Die unglückliche Braut und ihre hochgräflichen Schwiegereltern beugen sich in stummem Schmerz,überden (selbstverständlich) Toten. Das Spiel ist aus. Wieder setzt das Gezirp der Heimchen und Grillen mit seiner süß»schmelzenden Musik ein; und auf der grünen Waldwiese tanzt in verschwimmenden Nebelschleiern der Geist Grete Wiesenthals.

Wie aus einem Traum erwacht, verlasse ich das Lichtspiel-theater und trete, den Schirm aufspannend, hinaus in den plät-schernden Regen der abendlich erleuchteten Straße. Der Kopf ist mir wirr und betäubt von dem kinematographischen Durchein-ander seltsamer Eindrücke. Mehr» oder minderwerthige Schau-spielerei, aufdringliche Theatereffekte, Erklärungen in Plakatform, wie sie als Kapitelüberschriften eines Hintertreppenromans viel-leicht am Platz wären, entzückende Landschaftbilder, Abend-stimmungen von größtem Reiz und das Alles durchsetzt von dem unsagbaren Zauber der sieghaften Anmuth Grete Wiesenthals, deren Kunst auch das schlechthin Banale und Kitschige adelt. Nicht nur, wo sie sich selbst im Tanze zeigt, sondern auch sonst erkennt man in der Inszenirung des Dramas überall ihre ordnende Hand, ihren unfehlbaren Geschmack und jenen künstlerischen Takt, mit dem sie selbst da die Situation beherrscht, wo die ihr zur Ver-fügung stehenden Kräfte der Mitspieler und des Kinos überhaupt versagen. Ich hatte Das schon einmal vor Jahren als stiller Gast einer von der leibhaftigen Grete Wiesenthal geleiteten Probe zu bewundern Gelegenheit gehabt, wo sie, von einem Winkel der

Bühne in den anderen hüpfend, den widerstrebenden und ganz unzulänglichen Schauspielern eine Stellung, eine Bewegung vor« wachte, so ausdrucksvoll und überzeugendj daß Kerner ihrsnachzu» thun wußte. So mochte es auch bei diesem Film zugegangen sein. Aber hier lagen unleugbar künstlerische Möglichkeiten für das bisher von mir immer nur sehr skeptisch betrachtete Kino verborgen. Wer würde je die Tanze der lebendigen Grete Wiesenthal auf einer Wiesenfläche im Winde, zwischen den weißen Stämmen eines Birkenwaldes, auf dem flimmernden Wasserspiegel zu sehen Gelegenheit gefunden haben, ohne die Vermittelung des Kinos? Einmal /war mir ein ähnlich starker. Eindruck geworden, als Clotilde von Derp vor geladenem Publikum auf einer Rasenfläche mit dunklem Tannenhintergrund tanzte und nach den Nachtschmetterlingen haschte, die sie, vom Licht der Scheinwerfer angelockt, umflatterten. Hier jedoch war die Wirkung noch größer^ phantastischer. Nur schade, daß, ein so tiefer künstlerischer Eindruck durch so viel unkünstlerische Zuthaten zerhackt und gestört werden mußte, daß man keines dieser unvergeßlichen Bilder ungestraft auskosten, keines ganz genießen durfte, mit einem Wort, daß immer und immer wieder das Unzulängliche Ereigniß wurde! Widerstrebend ward man stets daran erinnert, wie dieser Film entstanden sein mußte, und je mehr ich darüber nachdachte, desto deutlicher ward mir, daß schließlich die ganze Kinodramatik nach einem Rezept zusammengebraut sei, an dem auch der persönliche Geschmack und die Phantasie einer Künstlerin vom Range Grete Wiesenthals nichts zu ändern vermögen. Ich möchte es etwa so formuliren: Man nehme eine alltägliche Geschichte, womöglich in höheren Kreisen spielend, löse vorsichtig die Charaktere aus den handelnden Personen, thue einige Diener in reicher Livree, einige sauber gekleidete Dienstmädchen mit koketten Schürzen dazu und menge Alles gut durcheinander. Dann gießt man eine oder zwei Tassen kräftiger Aktualitätbouillon darüber, thuteinige Löffel vornehmer Gesten hinzu, mehrere gutsitzende Fracks und einen geladenen Revolver, das Gelbe einer Wagner»Oper (etwa den Brautchor aus Lohengrin) und das Weiße mehrerer bekannter Gedichte von Goethe, Heine oder Eichendorff für die >erläuternden jZwischen» worte. Nachdem man das Ganze dann einige Zeit auf dem Feuer der Spannung hat dünsten lassen, giebt man eine Sauce von Sentimentalität dazu, garnirt es mit mehreren berühmten Künstlernamen, erotischen Scherzen, verliebten Küssen und einem Rand von Rührung und Ewig»Weiblichem, um es so noch warm dem p. t. Publikum zu serviren.

Die Zukunft,

Aber je älter der Mensch wird, um so mehr ist er geneigt, dankbar das Bischen positiv Schöne entgegenzunehmen, das ihm ein neidisches Schicksal vergönnt. So auch ich. Im Grunde meines Herzens dankbar, hatte ich die sonst von allen Musen und Grazien gemiedene Stätte des Eilgenusses verlassen und immer sah ich im Geiste noch die Waldwiese vor mir, über die mit leicht- beschwingten Füßen Grete Wiesenthal in wehenden Schleiern da» hintanzte. Es ist wahr: ich hatte mich an diesem Abend über Vielerlei geärgert; aber nach vierundzwanzig Stunden saß, ich doch wieder andächtig zu den Füßen von Erlkönigs Tochter.

Dresden. Max Lehrs.

n Düsseldorf sollen nach dem Krieg junge Leute für die wesent» lich gesteigerten Anforderungen des Gastwirthberufes vorbe- reitet werden. Die „Hotelakademie" erscheint durchaus zeitgemäß, wenn man bedenkt, daß der Fremde im Hotel den ersten Eindruck eines Landes gewinnt. Das Hotel ist gewissermaßen der erste Kul- turbarometer. Deutschland ist durchaus berechtigt, mit der Einrich- tung der Hotelakademie den Anfang zu machen, denn die deutschen Hotels gehören zu den besten der Welt. Nur einige Eigenthümlich« ketten bleiben noch abzulegen, die das internationale Publikum sonderbar anmuthen: der Weinzwang, die Vertheuerung der Bä- der, Frühstückszwang und Aehnliches.

Iedenfalls muß es für die zu gründende Hotelakademie von Interesse sein, auch die Ansicht der Gäste über die Merkmale eines gut geleiteten Hauses zu erfahren. Ich habe in den letzten zehn Iahren in allen Theilen der Erde in Hotels gewohnt und möchte meine Erfahrungen gern für die deutschen Hotels nutzbar machen. Ich kenne den fensterlosen Bretterrancho im Innern Para- guays, der den stolzen Namen „Gran Hotel del Universo" trägt, und den zweiunddreißigstöckigen Wolkenkratzer in New Purk. Ich habe in sonnigen Moskitolöchern Afrikas, wo das Eintreffen von konservirter Butter und Bier im Ort ausgeschellt wird, und in den vom Straßenlärm zurückgebauten Luxushotels von London

Hotelakademie.

gewohnt, wo man statt der Pflastersteine Gummiplatten hat, die das Geräusch der vorfahrenden Wagen unhörbar machen.
Die Bewerthung eines Hotels möchte ich auf den Satz stützen: „Ein Hotel ist um so besser, je redlicher es mir den Gegenwerth meiner Zahlung durch behagliche oder luxuriöse Unterbringung und igute Verpflegung erstattet." Der beste Weg, um in einem Hotel, das man nicht kennt, wunschgemäß unterzukommen, ist die schriftliche und bestätigte Abmachung. Dabei hüte man sich, einen Zeitpunkt zu bestimmen, den man nicht einhält. Der Wirth ist berechtigt, von da ab den Zimmerpreis zu berechnen. Wer ohne Anmeldung >im Hotel absteigt, trifft die Abmachung mit dem cKel 6e reception. Gewöhnlich ein übereleganter Herr mit Ordensrosette, der ein hoheitvolles Gesicht macht, wenn man sofort den Zimmerpreis feststellt. Oft antwortet er Etwas von Hochsaison, Vorbestellungen, Ueberfülle und wirft einen abschätzenden Blick auf Gast und Gepäck, ehe er den Preis nennt. Nur selten ist in ausländischen Hotels der Preis im Zimmer angeschlagen. Im Vertrauen darauf, daß der Gast die Unbequemlichkeit und das Aufsehen scheut, sein Gepäck wieder wegtragen zu lassen, wird nun ein Preis genannt. Man braucht ihn, besonders bei längerem Verbleib, nicht stets als unabänderlich zu betrachten. Während man ein Zimmer auswählt, läßt sich noch immer eine Herab« Minderung für die Woche (oder durch Einschluß des Frühstücks) erzielen: das „Arrangement". Man sei aber dabei nicht kleinlich und bedenke, wie sehr Laune und Schaffensfreude jedes Menschen durch die Wohnung beeinflußt wird. Ehe man abschließt, lasse man sich, besonders im Ausland, die „Extras" bezeichnen, als da sind: Heizung, Bedienung, Licht (wird in Südfrankreich vielfach nach der Kerzenstärke der Glühbirnen berechnet), heißes Wasser. Am Schnellsten führt zum Abschluß, wenn man das Hotel mit der Frage betritt: „gaben Sie im Zweiten oder Dritten Stock ein helles, geräumiges Zimmer mit Bad zum Preis von R Mark zur Verfügung?" Ist man einlogirt, so verrathen dem an Hotels Gewöhnten bald einige (nicht ganz an der Oberfläche liegende) Anhaltspunkte den Geist des Hauses. Zum Beispiel: Sehe ich bei den Gästen iund dem Personal zufriedene Gesichter, so ist das Haus gut geleitet. Nichts stört so die Behaglichkeit wie schlecht ernährtes Personal mit dürftiger Wäsche und schlechtem Schuhzeug unter prunkvoller Livree. Legt mir der Zimmerkellner von selbst geräuschlos meinen ausgebügelten Dineranzug mit Wäsche zurecht, so darf ich auf geschultes Personal schließen, besonders, wenn ich nicht in England bin, wo Das allgemein üblich ist. Sind

die Zimmerthüren gut geölt, die Zugvorrichtung der Jalousien und die Fensterverschlüsse in Ordnung, die Uhren richtig gestellt, die Tischmesser gut geschärft, der Kehricht nicht unter den Möbeln und Teppichen verborgen, so beweist Das gute Hausordnung und wachsames Auge des Wirthes.

Von gleicher Wichtigkeit für Gast und Wirth ist die Zimmereinrichtung. Moderne Hotels sind ost eine Aneinanderreihung von kleinen Cigarrenkisten mit uniformem brandneuem Meuble» ment in hypermodernem Schnörkelstil. Man muß schon froh sein, wenn nicht billige Oeldrucke, Markartbouquets und Steingutwandteller mit dem Trompeter von Säckingen die Charakterlosigkeit erhöhen. Der erste Augenblick nach der Ankunft, wenn man sich auf eins der schmalen Möbel im Lilienstengelmotiv mit nervenlitzelnd dünnen Beinen niederläßt, ist meist trostlos. Warum vermeidet man so alle Eigenart? Man kann mit etwas Altväterhausrath eine Stube so heimelich machen. Es hängt oft nur an Kleinigkeiten. Ein Kamin, auch ein vorgetäuschter, mit tiefem Klubstuhl davor, ein humorvoller englischer Buntdruck darüber, oder im Biedermaierstübchen eine Silhouette mit einem Buchsbaumzweig dahinter: sofort ist.eine persönliche Note da. Von dem Ikon mit dem Palmzweig, der in keinem russischen Hotelzimmer fehlt, weht sofort ein Gedanke durch das Zimmer, der die frostige Fremdheit benimmt. Und der europäische Wirth hat es so leicht im Vergleich zu seinem subtropischen Kollegen. Nur die unentbehrlichsten Rohrmöbel dürfen in dem meist nur getünchten teppichlosen Zimmer eines Tropenhotels stehen, um keinerlei Ge» thier ein Versteck zu bieten. Die Fensterscheiben sind gegen die Sonne abgeblendet und ein Moskitonetz ist das wichtigste Requisit. Welche Möglichkeiten der Innendekoration stehen dagegen den nicht tropischen Hotels zu Gebot! Ich spreche nicht von dem florentiner Palast, der Kapuzinerabtei oder dem orientalischen Fürstenharem, die man zu Hotels umgewandelt findet. Hier ist der Stil ja durch die frühere Bestimmung nahegelegt. Ich meine, man könnte bei etwas Geschmack und Ueberlegung auch im Durchschnittshotel unendlich viel mehr Originalität und Heimathlichkeit anbringen. Mir fällt da ein Wirth ein, der ein stets leeres Thurmzimmer durch ein paar alte Fernrohre, die er auf der Galerie anbrachte, 'durch Sextant und Sanduhr, die er auf der Täfelung aufstellte, in ein Astrologenstübchen verwandelte. Im Alkoven stand ein großes Baldachinbett. Das Stübchen war nie leer, es gab im Winter und Sommer Leute, die mit Vorliebe von hier über die Dächer aufs Meer schauten. An einem See in Amerika

wollte ein Wirth einen breiten Korridor an der Seefront in den Betrieb hineinziehen. Er ließ, statt der Fenster Bullenaugen einsetzen und richtete die Zimmer genau wie Schiffskabinen ein, die während der Badesaison mit Vorliebe gemiethet wurden. Ich will ganz gewiß nicht behaupten, daß eine Schiffskabine wohnlich sei, aber die originelle Idee durchbricht die Einförmigkeit und ist deshalb anzuerkennen. Dem Interesse von Wirth und Gast wird gleichmäßig gedient, wenn nicht nur in den Prunkzimmern für junges Hochzeitglück und in den abgeschlossenen Fluchten für diabetische Millionäre etwas liebevolles Nachdenken auf die innere Ausstattung verwendet wird. Mancher Hotel»Ahasver, den sein Zigeunertrieb durch die Welt hetzt, ist dem Wirth für ein Stückchen Intimität und Heimathlichkeit unendlich dankbar. Neuerdings hat sich die deutsche Raumkunst, die wohl in der ganzen Welt als führend angesehen wird, dieser Frage angenommen. Besonders, seit die großen Einrichtungfirmen erkannten, daß die beste Reklame und natürlichste Erweiterung ihrer Ausstellungräume ein von ihnen eingerichtetes Hotel biete. Man findet in München, Hamburg und Berlin heute Hoteleinrichtungen von solchem Idesn» reichthum und so gediegenem Geschmack, daß nur sehr luxuriöse Privathäuser ihnen gleichkommen.

Hauptanziehung eines Hotels ist gute Küche. Nun ist ja in unserem überhasteten Zeitalter des Quick Lunch die Hohe Schule der Gastronomie vorüber, wo man Gewürze mit der Goldwage zugab und Saucen in der Retorte ansetzte. Besonders die Hochburg der Kochkunst, Paris, ist längst nicht mehr auf alter Höhe. Man ißt heute in Brüssel, Petersburg, Hamburg, Buenos Aires, London und Berlin im Durchschnitt besser als in Paris, wo nur noch wenige, verschwiegenen Feinschmeckern bekannte Traiteurs an den alten Ruhm erinnern. Man soll im Hotel zufrieden sein, wenn man schmackhafte bürgerliche Küche findet. Prunkhafte Speisekarten und Flaschenbeklebungen von protziger Ueber» fülle machen mißtrauisch. Der Lehrer in Rauenthal sagte einmal: „So eine alte Spinnwebflasche hat ihr Etikett inwendig." Findet man auf der Speisekarte unter dem Titel: ..^ambon, marckän6 6e vin, croustääe ä Is Könne komme", Schinken und Sauerkraut in Kartoffelkruste, so ist man enttäuscht.

Bestelle ich im Hotel eine besondere Speisenfolge, so berührt es mich natürlich angenehm, wenn ich einen mit den Feinheiten vertrauten Chef antreffe, der mir für den ihm bekannten Preis

des Gedecks angemessene Vorschläge macht. Einen besonders guten Eindruck macht das Hotel, das mich nicht durch allerlei Kunstgriffe zwingt, die Summe, die ich für den Zweck ausgeworfen habe, erheblich zu überschreiten. Solche sind, zum Beispiel, Blumen. In Kairo muß man während der Saison fünfzig bis hundert Francs für Blumen ausgeben, wenn man an Gesellschaftabenden einen guten Tisch belegen will.

Der Kellner, der zehn Prozent von der Zeche als Trinkgeld erhält, hat natürlich ein Interesse, die Rechnung zu erhöhen. Deshalb sagt er mir amSchluß des Mahles vor meinen Gästen ungefähr: „Wir haben vorzügliche Erstlingfrüchte" und zeigt mir im Ianuar Pfirsiche und Kirschen; oder er sagt: „Der Stolz des Hauses ist fünfundsechziger Cognac und Spezialimport von Habana." Da ich meinen Gästen natürlich das Beste bieten muß, so zwingt mich der Kellner durch diese lauten Angebote, mit Pfirsich, Cognac, Habana das Gedeck um hundert Prozent theurer zu bezahlen. Bewirthe ich gute Freunde, so suche ich von selbst das Beste aus; handelt es sich aber um eine gleichgiltige Höflichkeiteinladung, so verärgert dieser Kniff, gegen den man ziemlich waffenlos ist. Muß man am Tisch bezahlen und bringt der Kellner die Rechnung zusammengefaltet mit dem überschießenden Wechselgeld auf einem Teller zurück, so versäume man nicht, das Papier einmal hochzuheben. Mehr als einmal fand ich, daß ein Goldstück darunter gerutscht war, um welches sich dann das Trinkgeld des Kellners vermehrt, da man meist in Gegenwart seiner Gäste, ohne langes Nachrechnen, den Restbetrag einsteckt. Auch sucht mancher Kellner sein Prozentualtrinkgeld noch dadurch zu erhöhen, daß er theurere Sorten bringt, als bestellt waren, oder Markein, von denen ihm der, Fabrikant den Korken abkauft. Kennzeichen eines schlecht geführten Hotels sind ferner „Schaugerichte". Darunter versteht man verlockend aussehende Früchte, Pilze, Cornichons, die aus Cavarets umherstehen, aber durch Gewürz und Essig so ungenießbar sind, daß kein Gast zum zweiten Mal davon kostet, wodurch die Verbrauchsdauer natürlich verlängert wird. Der Verdienst eines Hotels durch solche Kunstgriffe oder durch allerlei Extraberechnungen ist nur ein scheinbarer, denn es bringt den Gast sehr bald in eine Abwehrstimmung, in der er jede Bestellung vorher überlegt und berechnet. Ich habe überall beobachtet, daß der Wirth da am Meisten verdient, wo ein Vertrauensverhältniß zwischen Hotel und Gast besteht, der, in der festen Ueberzeugung, nicht übervortheilt zu werden, fröhlich und ohne Ueberlegung drauflosbestellt. Trotz der Verschiedenheit des Geschmackes giebt es Hotels,

die wegen ihrer schönen Lage oder wegen ihrer behaglichen Ein» richtung Jedem gefallen, weil ihre harmonische Atmosphäre sich dem Gedächtnis einprägt. Beispiele dafür sind das Mount Nelson Hotel..in Kapstadt, das International oberhalb Rio de Janeiro, Tah»Mahall in Bombay, Mount Lavinia in Ceylon, Crillon an der^Mace de la Con^orde,m PLTis, Grand am Trafalgar Square in London (wenn man Zimmer erhält, die nach diesen unvergleich« lichen historischen Plätzen hinaussehen), National in Luzern und sehr viele Andere. Deutsche Hotels möchte ich nicht nennen, weil ich selbst Deutscher bin und den Schein bezahlter Reklame meiden möchte. Wir haben aber in Baden»Baden, in München und Wies- baden zwei gleichnamige, in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Dresden Hotels, die den Vergleich mit der ganzen Welt aushalten, in denen man aber auch stets die selben Gäste trifft, weil Jeder, der einmal dort war, wiederkommt. Merkwürdiger Weise sind es durchaus nicht immer die von den großen Aktiengesellschaften geleiteten Hotels, die sich der größten Beliebtheit erfreuen. Viele Deutsche ziehen dem gewandtesten Hoteldirektor das mehr patriarchalische Walten des Besitzers vor; und ich kann verstehen, daß ein Hotel am Pariser Platz in Berlin, wo zu jeder Tages» und Nachtzeit der weiße Charakterkopf des Wirthes auftaucht, um nach dem Rechten zu sehen, eben deshalb vor allen anderen bevorzugt wird.

Zu den deutschen Eigenarten, die von den internationalen Hotelgebräuchen abweichen, gehört zunächst die Vertheuerung der Bäder. Doch liegt es aus Gründen der Hygiene und Reinlichkeit im Interesse des Hotels, den Gebrauch der Bäder thunlichst zu er- leichtern, statt ihn durch Preise von zwei bis drei Mark zu be- schränken. Der Vordruck: „Wenn das Frühstück nicht im Hotel genommen wird" oder „Wenn zu den Mahlzeiten nicht Wein ge- trunken wird, vertheuert sich der Preis um eine Mark", heißt: Um konkurrenzfähig zu bleiben, nehmen wir für Zimmer und Mahl- zeit die üblichen Preise, schrauben sie aber hernach durch unver» hältnitzmäßige Aufschläge auf Frühstück und Alkohol in die Höhe. Diese Praktik einer Animirkneipe ist eines großen Hotels unwür- dig. Ueber Frühstück, das bei vielen Menschen nur aus einer Banane oder anderen Frucht besteht, oder über Alkoholgenuß haben die verschiedenen Nationen sehr verschiedene Ansicht. Ein Hotel soll Jeden nach seiner Fasson selig werden lassen. Ein Kell- ner, der mit Rücksicht auf das Prozentualtrinkgeld, wie unter körperlichem Schmerz zusammenzuckt, wenn der Gast ein Glas

Eiswasser, statt des Schloßabzuges, bestellt, auf den er ihn einschätzte, gehört nicht in ein internationales Hotel.
Musik wirkt durchaus nicht immer erheiternd, besonders nicht, wenn sie laut und abgeklimpert ist. Es gab eine Zeit, wo man in Deutschland keine „Kotelette" essen konnte, ohne daß einem „Pnpp» chen" mitservirt wurde. Das Stimmen der Instrumente im Konzertraum empfinden viele Nationen als Ungehörigkeit. Zahnstocher gehören auf den Waschtisch, nicht auf den Eßtisch. Diebstähle sindindeutschenHotelsselten. HoteldiebewählengewöhnlichdieZeit der Mahlzeiten, um auf solche Iagd zu gehen. Wenn Hotelangestellte stehlen, geschieht es meist unmittelbar nach der Ankunft des Gastes, weil sie dann die gute Ausrede haben, sie hätten geglaubt, der Gast, der vorher das Zimmer innehatte, habe den gestohlenen Gegenstand vergessen. Im Allgemeinen sind aber alte Hoteliers und alte Kapitäne transatlantischer Passagierdampfer die besten De» tektives der Welt, die sich selten über die Qualität eines Gastes täuschen. Darin liegt die größte Sicherung des Publikums.
Den Schluß des Hotelaufenthaltes bildet das Trinkgeld. Man sei darin nicht kleinlich, denn die meisten Angestellten sind, unrichtiger Weise, darauf angewiesen. Freigiebige und knickerige Trink» geldzahler sollen angeblich durch ein an ihrem Gepäck angebrachtes Geheimzeichen kenntlich gemacht werden. So würde sich erklären, weshalb «gewisse Menschen in allen Hotels mit dem Personal Schwierigkeiten haben, andere niemals. Man gebe das Bedienungsgeld stets im letzten Augenblick. Giebt man es früher, so kann einen der abgefundene Angestellte an einen anderen abschieben, der nun auch wieder Bedienungsgeld erwartet.
Wenn ein Hotelbetrieb den Gast befriedigt, so muß Das ein Gefühl der Gegenseitigkeit auslösen, das sich dadurch äußert, daß er keine unbilligen Ansprüche stellt. Er darf in einem mit allem neuzeitigen Luxus ausgestatteten Hotel nicht ähnliche Preise erwarten wie im londoner Einheitpreishotel, wo jedes Zimmer mit dem «warmen Bollbad und einem Frühstück von drei Gängen sechs Mark fünfzig Pfennige kostet, wobei Trinkgelder verboten sinH/Diese Gegenseitigkeit äußert sich ferner darin, daß der Gast das werthvolle Hotelinventar schont und mit elektrischem Licht und Briefpapier keinen Mißbrauch treibt.
An der neu zu gründenden Akademie müßte dem Hotelgast mindestens ein Lehrstuhl vorbehalten sein.
KarlI. Thewalt.

Deutsche Gesinnung.

n einer großen berliner Zeitung standen neulich ungefähr folgende Worte: „Nach dem Krieg wird nur der deutsche Geist herrschen. Wer von den anderen Völkern daran theilnehmen will, mag sich bei uns bewerben." Ist aber, wie hier verkündet wird, der deutsche Geist Selbstgefühl seiner Einzigartigkeit oder ist er etwas Anderes? Sehr richtig sagt der baseler Philosoph Karl Joel in seiner Schrift „Die neue Weltkultur" von dieser Art Deutschen: „Sie verkleinern das deutsche Volksthum, sie verengen seinen Lebensprozefz, seine Entfaltungsphäre, indem sie es innerlich von den anderen abschnüren und nur äußerlich anderen aufdrängen wollen; sie machen es nur zu einem Volksthum unter anderen, das heute siegreich ist wie andere morgen? sie rauben ihm seine höhere Mission im Fortschritt der Geschichte," Würde Goethe, wenn er heute lebte, zu den Deutschen sagen: Schließt Euch ab, beschränkt Euch auf Eure einseitigen Anlagen, imponirt anderen Völkern durch Grobheit (die genau das Gegentheil von Selbstbewußtsein ist, nämlich innere Hilflosigkeit)? Nein, in seinem und seiner Zeitgenossen Namen muß gegen diese Art Volkserziehung pro» testirt werden. Auf diesem Weg weiter: dann laufen die deutschen Philister mit geschwollenen Hälsen herum und schänden ihr Volksthum mit billigen Gesinnungen und Phrasen, die sie morgens früh beim Kaffee in ihrer Zeitung lesen. Dann wird der Iournalist und nicht der schöpferische Genius unseres Volkes bestimmend für unser Denken nnd Fühlen. Wer von der zukünftigen Herrschaft des deutschen Geistes sprechen will, muß selbst schöpferisch sein.

Im Felde draußen wird stark empfunden, daß der Krieg viel sachlicher ist als in den Stimmungberichten der Zeitungen. Wie wäre es, wenn unsere Zeitungen, statt billigen Patriotismuskitzel vorzusetzen, ernsthaft dafür sorgten, daß die Berlin»VV»Kultur, die falsche Mischling» und Unternehmerkultur im, berliner n,euen Westen, nachdemlKrieg verschwindet, also Protzenthum, Aufdringlichkeit und feile Gesinnung als deutschen Wesens unwürdig der Verachtung anheimfallen? Vielleicht könnte man dabei sogar den vielgeschmähten Karl Spitteler als Muster deutscher Gesinnung vorstellen, Oder ist Das unpatriotisch? Als zu seinem siebenzigsten Geburtstage ein großer illustrirter Artikel über ihn in der Zeitschrift „Die Schweiz" erschien, fiel mir auf, daß zwar Portraits von Eltern, Großeltern und anderen Verwandten abgebildet waren, aber nicht die Menschen, die um ihn sind, Frau und Kinder. Auf meine Frage erwiderte er: „Man bringt doch seine Familie nicht in die Oeffentlichkeit," Das nenne ich deutsche Gesinnung ; aber auch eine Mahnung und Anklage für jene berühmten Leute, die sich womöglich im Badeanzug mit ihrer Familie in unseren illu» strirten Zeitungen zeigen, manchmal auch mit ihrem Kätzchen im Schoß oder sonst mit einer „gemüthoollen" Liebhaberei beschäftigt,

Ihr seid gewiß, die Ihr gegen Spitteler wegen einer Entgleisung

hetzt, die ich durchaus nicht vertheidige, sondern tief beklage, im sonstigen Leben nette, zugängliche Menschen und geht vielleicht nicht einmal über eine Wiese, wenn eine Tafel mit „Verbotener Weg" Eure Schritte hemmt. Aber seid Ihr Euch denn klar, daß Hetzreden unfruchtbar sind und Ihr mit ihnen den Blick Eurer Leser von Dem ablenkt, worauf es ankommt, von dem Erarbeiten deutscher Gesinnung durch strenge Jucht sich selbst gegenüber? Auch ich bin persönlich angegriffen worden, weil ich die Spitteler»Feier in Zürich mitmachte. Natürlich wurde dabei die Feier falsch charakterisirt und ganz verschwiegen, daß sie nichts mit Politik zu thun hatte und nur eine schweizerisch»familiäre Ehrung eines Dichters war, die von dem geistig literarischen Mittelpunkt der deutschen Schweiz, dem „Hottinger Lesezirkel", ausging. Der steht in engem Verhältniß zur Goethe»Gesellschaft und sein jeweiliger Vorsitzender ist zugleich Vorstandsmitglied dieser Gesellschaft. Eben so ist er eng mit der Schiller»Stiftung in der Schweiz verbunden.
Spitteler hat mir selbst gesagt, er betrachte die Auffassung seiner Rede, als sei sie von einer Deutschland feindlichen Gesinnung beseelt, als ein schreckliches Mißverständnis). Sein großer Fehler war, daß er auf eine falsche Voraussetzung «in Urtheil baute. Den Widerspruch zwischen gutem Bewußtsein und falscher Handlung psychologisch zu erklären, mag der Zeit nach dem Krieg vorbehalten bleiben. Iedenfalls unterschied der Angehörige der Deutschen Gesandtschaft, der die Feier mitmachte, genau zwischen dem Dichter und dem Politiker Spitteler.
Und eben so denken bei uns die Krieger; Briefe aus dem Schützengraben zeigen mir, daß man dort, wo man handelt, dem Aufbauschen einer an sich berechtigten Empfindlichkeit verständnißlos gegenübersteht. Man weiß eben unter stündlicher Todesgefahr ganz genau: Das Lebenswerk eines Menschen gilt vor der Zukunft mehr als der Augenblick eines unbedachten, ungerechten Urtheils, Wir wollen deutsch in unserem Fühlen bleiben und eben deshalb Respekt vor der Lebensarbeit jedes große,! schöpferischen Menschen haben. Und ich begrüße in Ehrfurcht den Mann, der, o Wunder, im siebenzigsten Lebensjahr noch große, unsterbliche Werke schafft und nicht senil geworden ist. Gewiß ist das gute Recht jedes Deutschen, der sich durch Spitteler oerletzt fühlt, jetzt ihm eisig gegenüberzustehen; nicht aber, anonyme Schmähbriefe zu schreiben und verächtlich von „jenem Burschen oder Lumpen" zu reden. Flegelei bleibt Flegelei, auch wenn sie im Gewande der Moral oder des Patriotismus prunkt. Wir Deutsche der Zukunft wollen nie, unter keinerlei Umständen, die Achtung vor dem Mann verlieren, der aus ihm groß erscheinender Empfindung so handelt, wie er innerlich muß, auch wenn er sich dadurch in Gegensatz zu der Allgemeinheit bringt. Goethe bekannte in seinem Alter: Irrthum verläßt uns nie, doch sührt ein höher Bedürfniß, leise den strebenden Geist immer zur Wahrheit hinan. Der Geist, der vor hundert Iahren in Weimar und Iena lebte, soll uns bleiben und in die Zukunft führen.
Jena. Eugen Diederichs.

die Banken sich am Werthpapiergeschäft betheiligen, hat der SA Effektenhandel eine neue Grundlage bekommen. Der Entschluß zur Mitwirkung hatte verschiedene Ursachen. Die Börse erwies sich als zäh, wußte sich, trotz der amtlichen Sperre, durchzusetzen und ließ den Ausnahmezustand allmählich vergessen. Vielleicht hat der Wechselstubenkundschaft die Zurückhaltung der Banken mißfallen. Wie stark dieses Motiv gewesen ist, wird man nicht erfahren. Und die Bedingungen, unter denen die Banken ihre Mitwirkung am Effektengeschäft zusagten, sind nicht gerade bequem. Doch bot sich, wie ich hier schon sagte, die Gelegenheit, durch die Perbindung mit den Bankiers, die den freien Verkehr allein besorgten^ die eigenen Effektenbestänsds zu erleichtern. Die wesentliche! Neuerung, die das offizielle Eintreten der Banken gebracht hat, ist der Verzicht auf das Kommissionärverhältniß; die Bank ist dem Kunden gegenüber Eigenhändler. Fn dem Rundschreiben an die Kundschaft heißt es: „Da die Börsengebräuche außer Kraft sind, so können wir nicht, wie sonst, Aufträge zum kommissionweisen An» oder Verkauf von Werthpapieren entgegennehmen, son« dern werdejn als Eigenhändler, also unmittelbar als Käufer oder Verkäufer auftreten. Hierzu muß der Künde festverbindliche Kauf» und Verkaufangebote machen. Mittheilungen, in denen wir .beauftragt' werden, Käufe oder Verkäufe auszuführen, bleiben ohne Wirkung." Diese Art der Geschäftsoerbindung ist etwas vollkommen Neues; sie wurde auch nicht ohne Widerspruch aufgenommen. Die Überlegenheit der Bank ist dick unterstrichen. Sie ist nicht verpflichtet, die Angebote anzunehmen (was der Kommissionär muß), und kann die Geschäfte erledigen, wann und wo sie will. Insbesondere braucht sie sich weder an die Börse noch ajü d,ie füsr den freien Verkehr festgesetzten Stunden zu halten. Hat der Kunde einen Kurs bestimmt, zu dem er kaufen oder verkaufen will (er kann den Preis auch dem „billigen Ermessen" der Bank überlassen), so ist er gebunden, während der Gegenpart günstige Zufälle, die später eintreten, ausnützen kann. Die neue Form des geschäftlichen Verkehrs ist so, daß sie das Publikum nicht direkt „anregt". Die, Banken müssen wünschen, sich zu erleichtern, um die bei ihnen bestehenden Effektenengagements abzubauen und die Summe ihrer Außenstände zu verringern (während des Krieges wurde nur einmal ein Nachschuß von 5 Prozent auf „geschobene" Werthpapiere gefordert,durch die Umsätze an der Börse aber die Verpflichtung der Bankiers bei den Großbanken vermindert); doch sie sind an den Grundsatz gebunden, das zur Anlage bereite Geldkapital der, Reichskriegführung, dem Anleihenbedarf dienstbar zu machen.
Daß wir nicht unter Geldmangel leiden, beweist nicht nur die rasche Erledigung der zweiten Kriegsanleihe (der letzte Einzahlungter»

min ist der zwanzigste August; aber schon am fünfzehnten Iuni waren 90 Prozent der Gesammtsumme von 9103 Millionen in der Reichs» lasse; und die Darlehenskassen hatten nur noch 411 Millionen, gegen 536 bei Beginn der Einzahlungen, dazu beigetragen), sondern auch das Verlangen nach anderen festverzinslichen Papieren. So werden, zum Beispiel, österreichische und ungarische Renten, oierprozentige deutsche Staatsanleihen und Hypothekenpfandbriefe gekauft. Das ist begreiflich in einer Zeit, wp die Banken für tägliches Geld nur 2 Prozent geben und das Wechselmaterial so gering ist, daß der Privatdiskontsatz zwischen 3>z und 3 Prozent pendelt. Allzu warm darf das Publikum nicht werden. Ein Gegenmittel ist die Vorschrift, daß bar bezahlt werden muß. Kredit giebt es nicht. Bei Käufen muß, wenn kein Guthaben vorhanden ist, sofort der volle Preis hinterlegt werden; bei Verkäufen sind die Stücke innerhalb zweier Tage zu liefern. Während beim freien Verkehr das wesentliche Moment der Rechtssicherheit im gegenseitigen Vertrauen besteht (denn ein nichtoffizieller Börsenhandel hat natürlich auch kein offizielles Börsenrecht), stellen die Banken Bedingungen, die unzweideutig starr bleiben. Wer darauf nicht eingehe« will, kann mit einer Kommissionfirma arbeiten. Da ein amtliches Kursblatt nicht erscheint, also die wichtigste Voraussetzung des regulären Börsenhandels fehlt, ist das starre System der Banken berechtigt. Das Aussehendes Börsengeschäftes hat sich seit dem zweiten Iuni etwas geändert. Dem »freien Verkehr" sind die Umsätze entzogen worden, die sich im Bankbureau sammeln lassen. Nnd die Banken haben zwar die löbliche Absicht, den Kursmakler (der mit dem Kurs jetzt nichts zu thun hat) an der Börse in Nahrung zu setzen, erledigen aber die meisten Geschäfte zu Haus, Sehr groß sind die Umsätze nicht. Daraus erklären sich auch die zum Theil kräftigen Kurssteigerungen; die Hemmung reichlichen Angebotes fehlt. Auch die Spekulation ist gestört worden. Die Banken haben feste Preise; da bietet sich also nicht die Gelegenheit, den Willen über die abgesteckte Grenze hinausschwingen zu lassen. Anfangs waren die Verkäufer geneigt, billig abzugeben!. Dann wurden die Grenzpfähle verrückt; wer verkaufen will, möchte einen anständigen Preis haben; und der Käufer geht nicht so weit mit, wie der Andere will. Das verzögert die Erledigung der Geschäfte; «der es ist ja kein schlechtes Zeichen, wenn die Verkäufer von Werthpapieren auf Preise halten. Diese Taktik hängt mit einem Tendenzwechsel zusammen: der Blick der Börse hat sich von den militärischen Ereignissen der Wirthschaft zugewandt. Eine alte Erfahrung kehrt wieder: die Börse escomptirt voraus. Sie glaubt an vollkommenen! Sieg und beschäftigt sich wieder mit den Ergebnissen der industriellen Arbeit. Daß die Eisenindustrie im Brennpunkt der Aufmerksamkeit steht, ist leicht zu erklären. Preiserhöhungen, die vom Eisen in den Bereich aller wichtigen Metalle reichen, deuten die Kurve der Einnahmen an. Die Unkosten (Löhne und Rohmaterial) sind auch gestiegen; aber je weiter sich die fabrikatorische ThZtigkeit eines Unterneh»

mens ausbreitet und verzweigt, desto eher findet man die Möglichkeit der Rentabilität. Die Phönix»Aktie hat nicht einen Tag lang geschwankt, sie war im Frieden der Liebling der Börse; und der Krieg hat ihr diese Gunst nicht entzogen. Ihre erste Kriegsdividende war um 8 Prozent hinter der letzten Friedensquote zurückgeblieben. Mit 10 Prozent konnte man zufrieden sein. Und die Börse hofft, der nächste Vertheilungtag werde noch mehr bringen, als der letzte gebracht hat. In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses erfuhr man, wie es im Bergbau aussieht. Der Handelsminister sagte, daß bei der Steinkohle die Förderung 75, bei der Braunkohle 90 Prozent der Friedensleistung beträgt. Die Löhne sind gestiegen und werden noch höher steigen. Wichtig ist die Thatsache, daß im Eisengewerbe die Syndikatangelegenheiten lebendig geblieben sind. Man erörtert die noch unerledigten Aufgaben, als herrsche tiefster Friede, Die deutschen Stahlwerkbesitzer wollen die Möglichkeit der Errichtung eines Deutschen Stahlbundes prüfen. Zuerst dachten sie sogar an einen allgemeinen Rohstahlverband mit Bindung der Stahlproduktion; später entschlossen sie sich, mit einer Organisation zufrieden zu sein, die das Einfangen der noch ungefesselten L»Produkte (Stabeisen, Bleche, Walzdraht, Röhren) in unzerreißbare Netze vorbereiten kann. Das deutsche Stahlgewerbe soll die Anpassungfähigkeit, die es während des Krieges gezeigt hat, als dauernde Einrichtung behalten. Mehr als je kommt es darauf an, die Produktion zu zügeln und der Freiheit des Wettbewerbes Schranken zu setzen. Was kluge Arbeitstheilung bedeutet, lehrt der Krieg. Die Erfahrung soll für den kommenden Frieden gewahrt bleiben. Auch die Ausfuhr steht im Programm dqs Stahlbundes. Das ist tröstlich für Alle, die meinen, Deutschland werde für lange Iahre keine Exportsorgen mehr haben, weil der Uebersechandel schwierig sein werde. Das ist unwahrscheinlich; denn die Engländer, Amerikaner, Argentiner, Brasilier können die deutschen Erzeugnisse, die ihnen so lange nützlich und nothwendig waren, nicht nachmachen. Der Stahlbund wird Arbeitausschüsse einsetzen, die mit den Rhedern, Banken und Exportfirmen die Pläne des Außenhandels besprechen sollen. Auch der Puls dieses Handels fängt also wieder zu schlagen an. Die Börse oermuthet, daß eine Kriegsgewinnsteuer kommen wird; aus dieser Annahme stammt die Vorsicht, mit der Waffenaktien behandelt werden. Die Düftler sagen sich: „Die Aktiengesellschaften werden bluten müssen. Am Meisten natürlich die ergiebigsten. Deshalb darf man weder Dibidendenhoffnungen noch Kurse in den Himmel wachsen lassen." Da die schweren Kanonen der Waffenindustrie nicht gerade billig sind, so ist die Anwendung eines gewissen Rechentalentes nicht überflüssig. Nur sollte man nicht vergessen, daß Kapitalproduktion und Millionengewinn aus Armeelieferung nicht in Widerspruch, sondern in Zusammenhang sind. Die Erträge der Kriegsindustrie sind eben der Beweis dafür, daß das Kapital sich rasch erneut und vervielfältigt. Die hohen Warenpreise vertheuern die Fabrikation und

den Lebensunterhalt; schaffen aber zugleich höhere Einnahmen und größere Ersparnisse. Ueberall sieht man, daß die Kapitalreserven sich erhöhen, weil im Prozeß der Umwandlung von Gütern in Geld alle Widerstände ausgeschaltet sind. Ueberall wird bar bezahlt. Der Waa» renwechsel ist eine seltene Erscheinung geworden. Das Rembours- geschäft für überseeische Waaren hat ganz aufgehört. Die Regulirung der Ernte, die in Friedensjahren den Geldmarkt in Anspruch nimmt, kommt nicht in Frage, da ein staatliches Getreidemonopol besteht. Das Kreditsystem ist gar nicht mehr verwickelt. In der Großindustrie, braucht Kredit nicht sehr in Anspruch genommen zu werden; und das Klein- gewerbe sucht vom Krieg zu profitiren, so gut es geht, oder findet Schutz unter den Nothverordnungen, die der Bundesrath erlassen hat. Die Hausbesitzer klagen laut über die Zeit. Was geschah, um sie ihnen zu erleichtern, wird als ungenügend empfunden. Leicht ists aber nicht, Miether, Hauswirth, Hypothekengläubiger und Pfandbrief- besitzer zugleich glücklich zu machen. In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses zeigte der Minister des Inneren die großen Gefahren, die durch gesetzliche Eingriffe in die Lebensbedin» gungen des Riesenkapitals von 6O Milliarden in Hypotheken ent- stehen könnten. Bei einem Durchschnittzinsfuß von nur 4 Prozent er» giebt sich an Zinsen ein Iahresaufwand von 2^00 Millionen. Nun bedenke man, was es bedeuten würde, wenn ein allgemeines Mora- torium verkündet wsorden wäre, die 60 Milliarden also ertraglos blie- ben. jSchon am Anfang des Krieges habe ich hier gesagt, daß man nicht daran denken dürfe, die Lebensfähigkeit des Hypothekenkapitals anzu- tasten. Dieser Meinung scheint auch der Minister des Inneren zu sein. Dem Hypothekenschuldner sind Erleichterungen gewährt worden (Be- willigung von Zahlungfristen), die aber natürlich nicht das Leben des Gläubigers gefährden dürfen. Die Miethunterstützungen, welche die Gemeinden gewähren, sind oft fast werthlos, weil der Hauswirth ge- zwungen ist, auf einen großen Theil des Miethbetrages zu verzichten, damit die Unterstützung erlangt werden kann. Hier wäre eine Reform nöthig. Wie man die Hypothekennoth nach dem Krieg lindern soll: auch ein noch zu lösendes Räthsel. Doch für unüberwindbar darf man solche Schwierigkeiten nicht halten, nachdem das Kapital sich im Krieg so tüchtig bewährt hat. Auch nüchterne Leute, die nicht in Selbsttäu» schnng neigen, müssen sich der Thatsache freuen, daß unser Deutsches Reich bisher nicht genöthigt war, den Zins für Kriegsanleihen zu er- höhen, England aber bei seiner zweiten Anleihe um 1 Prozent in die Höhe klettern und ungefähr das Doppelte Dessen zahlen muß, was es in Friedenszeit seinen Reichsgläubigern an Zins gewährte. Das ist ein Beispiel; ein Wetterzeichen, das die Zuversicht des Deutschen auf die Gesundheit der heimischen Finanzwirthschaft stärken kann.

, 'Ladon.

Herausgeber und nerantwortlicher Redakteur: Maximilian Karden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck non Paß S Garleb G. in. b, g in Berlin.

Soll und Haben.
Botha»Land.
^JUnter dunklemHimmel und mählich schon, allzu früh, gilben»
den Baumwipfeln hörlen wir, daß Deutsch» Südwestafrika
dem Reich entrissen, die Schutztruppe in Ergebung gezwungen
worden sei. Ein Gebiet von achthundertdreißigtausend Quadrat»
kilometern Flächenraum (fast dreihunderttausend mehr, als der
des Deutschen Reiches beträgt); seit dreißigIahren dasSorgen»
kind und Nesthöckchen, dann ein Trost und Liebling deutscher Sied»
lerwirthschaft. Im Iahr 1884 wird die von dem bremer Kaufmann
Lüderitz im Hafen von Angra Pequena geschaffene Handelsstation
unter Reichsschutz gestellt; im Oktober 1885 von dem Häuptling
Maherero der Deutschen Gesellschaft für Südwestafrika wichtiges
Handels» und Schürfrecht gewährt. Der Kapengländer Lewis
schwatzt und ängstet den gierigen Häuptling aus der Vertrags»
pflicht.Kolonialzwistmit Großbritanien? Der, meint derAbgeord»
nete Bamberger, wäre sinnlos; schon der von den Verbündeten
Regirungen geforderte Mehraufwand von einundfün fzigtausend
Mark ins Wasser geworfen. Denn die Gesellschaft habe von ihrem
Kapital eine Million verläppert und die Kolonie lebe trotzdem
nur auf dem Papier. Ihre Lage dünkt ihn »verzweifelt" ;Verstand
und Gewissen weigern sich, »für jeden beliebigen Einfall eines
Kolonialabenteurers das Geld der Steuerzahler und das Blut
unserer br aven Marineleute zu opfern." Bismarck antwortet selbst.
»Der Herr Abgeordnete hat uns in den Verhandlungen, die wir

mit England über Südwestafrika führen, auf das Erheblichste gc»
schädigt. Wenn sie mißlingen,mache ich ihn dafür verantwortlich»
Gerade diese Kolonie hat sich in den letzten Iahren günstig enl»
wickelt; sonst hätten wir den englischen Einbruch iy die deutsche
Rivalität gar nicht zu befürchten gehabt. Um nichts, um eine Sand»
büchse (wie Angra Pequena hier genannt worden ist) laufen die
Engländer nichtHunderte vonMeilen überLand mit Waffen und
Pferden, um Verabredungen anzufechten, die wir mit der eng-
lischen Regirung früher getroffen hatten. Daß dahinter etwas des
Reichsschutzes Werthes steckt, hätte der Herr Abgeordnete schon
aus der Expedition vonLewis entnehmen können. Was haiden«
dasAuswärtigeAmt,was haben wirdenn davon,ob dort Kolonien
sind oder nicht? Fünftausend Nummern alle Iahr mehr, die mir
allein auf denLeib geschrieben werden, die ich allein zu erledigen
habe! Anderes habe ich nicht von der Sache. Und dannredelman
hier, als hätten wir leichtfertig, ich weiß nicht, aus welchen Grün»
den, gehandelt.Wir haben dleHoffnung, bei dem uns befreundeten
England Beistand gegen den räuberischen Einfall von Lewis zu
finden. Die Engländer halten das Land nicht für werthlos; aber
sie werden das Zeugniß des Herrn Bamberger anführen, daß gar
nichts davon zu halten ist und daß dieser deutsche Patriot meine,
unser Besitz ruhe auf fehr anfechtbaren Verträgen." Der Kanzler
darfaufEnglandsBereitschaftzufreundlicherVerständigungrech-
nen. Nach dem ersten Kolonialstreit hat Lord Granville im Ober»
haus gesagt: «Gerade jetzt,dadiebeidenVölkerinfastjedemErd»
theil einander begegnen, fordert Deutschlands und Britaniens
Interesse die Wahrung eines guten Verhältnisses. Aufrichtigen
Sinnes bin ich entschlossen, mit aller Kraft, über die ich gebiete»
die versöhnliche Politik des Fürsten Bismarck zu unterstützen."
Und im Unterhause sprach Gladstone fromm: „Wir dürfen nicht
scheel blicken, weil Deutschland einen Punkt besetzt, der nach man-
cher Meinung uns zufallen konnte. Ich begrüße das Deutsche
Reich am Eingang in die Laufbahn kolonisirender Macht, wünsche
ihm Gottes Segen für dieses neue Streben und werde mich freuen,,
wenn wir, der Menschheit zum Heil, in freundlicher Genossen»
schaft Licht undCivilisation verbreiten."Auch mit denTories ge»
lingt, nach Gladstones Sturz, die Verständigung. Hauptmann:
von Francis führt die erste deutsche Schutztruppe in den Swa»

kopbezirk; Lewis muß weichen; mit England wird (wie zuvor mit Portugal) die Grenzlinie vereinbart. Iahre lang währt der Kampf gegen den Namahäuptling Hendrik Witbooi und seine Hottento» ten; erst im September 1894 ergiebt er sich und hilft bald danach den Deutschen gegen Khauas und Hereros. Rascher Ertrag war , aus Südwest nicht zu hoffen. Ein Hauptzweck der Siedlung war, eine Stelle zu haben, wo Deutschland einer übermüthigen Bri- tenpolitik (die stets, trotz allen Betheuerungen, für Stunden deut- scher Schwachheit zu fürchten blieb) unbequem werden konnte. Für die Kampfbereitschaft mußte hier ernster noch als in anderen Kolonien vorgesorgt werden. Das wurde, leider, versäumt. Ein fünfzehntausend Ouadratmeilen großes, von wilden Hottentoten, Bantunegern und Bastarden bewohntes Land hatte eine Schutz» truppe, die nur stattliche Wachtparaden leisten konnte. Der Vorrath vonWaffen, Munition, Pferden deckte ein überNacht gemehrtes Bedürfniß nicht.DieMole inSwakopmund,über deren Unzuläng» lichkeit schon in den neunziger Iahren geklagt worden war, blieb erbärmlich und der Entschluß, die spärlichen Wasserstellen durch eine Etapenstraße zu verbinden, wollte nicht flügge werden. In solchem Zustand schmachtete die Kolonie, als der Hererokrieg be» gann, in den auch die lange gehätscheltenWitbooiswiederfeind» sälig eingriffen. Sechshundert Millionen, mindestens, wurden verthan. Mit geduldigem, prunklosem Heldenmuth trugenDeut» sche, Offiziere und Mannschaft, das Elend aufreibenden Busch- krieges. In den Gefechten gegen Bondels, Hereros, Bantuleute fiel jeder dritte Offizier, jederzehnte Mann. Mit demKochgeschirr wurde denTapferen von überlebenden Kameraden das Grab ge- schaufelt; ein paar Klippensteine darüber und ein rohes Hartebest» kreuz in die Scholle gepflanzt. Wer nach zwei, drei Wochen die Stätte dann wiedersah, fand das Grab aufgewühlt; ein Stück schwarzweißen Bandes und ein bleichendes Knochengerüst: mehr hatten die Schakale und die Hereroweiber nicht im Sand gelassen. So starben, so faulten deutsche Menschen im deutschen Südwest» afrika. Und dieses Land ist uns nun verloren ? Nach dreißig Iahren harterdeutscher Arbeit, gewaltigen Aufwandes vonBlut undGold foll das Trachten des Schächers Lewis dennoch ans Zielgelangen und über die Feldgrüfte unsererKrieger hin der UnionIack wehen? Nein. Britania begehrt das Land nicht für sich. General Louis

Botha hat den Krieg gegen Lüdersens Erben geführt und ist in Windhuk eingezogen. Unser Südwest ward den Buren zugespro» chen; ist bestimmt, die letzte Erinnerung an den alten Hader zu til» gen, derBriten und niederländischeAfrikander solange einander verfeindet und Englands Ansehen im Erdtheil der Pyramiden und des Goldes, derTempeltunst und Diamanten geschmälert hat. Das Reich des Königs und Kaisers George ist das größte, von dem die uns bekannte Historie je Kunde brachte; es ist drei» mal größer als Europa, umfaßt den fünften Theil der Erdober» fläche und zählt ein Viertel der Menschheit zu seinen Bürgern. NaherVerfall ward ihm längst vorausgesagt. Dennoch hatte es, in ein paar Iahren, das Riesengebiet des Sudans erobert, das seine Herrschaft über Egypten für unabsehbare Zeitdauer verbürgen sollte, und die an Bodenschätzen unermeßlich reichen Länder der Südafrikanischen Republik und des Oranje»Freistaates, deren Flächenumfang nicht viel kleiner istalsder desDeutschenReiches, als Kolonien seinem Besitz einverleibt. DerWunschCecilsRho» des, von Capetown bis Kairo den Union Iack flattern zu fehen, war fast schon erfüllt. Diese Machtstellung schien den Briten, die nie unter der Bescheidenheit der Lumpen litten, nur derAusdruck eines ihren politischen Tugenden gebührenden Erfolges. Was Augustinus von den Römern fagte, fagt oder denkt jeder echte SohnAlbionsvondemWeltreichderBriten: dieVorsehunghabe sie zur Herrschaft über der Menschen Geschlechter berufen, um'ihre hohe Weisheit, ihre unbelrrte Beharrlichkeit und straffe Selbst» zucht zu belohnen. Ein so starkes und stolzes Herrenvolk, dem die Imperial Iteration I^eaZue und die Vorkämpfer des Oreater Lritain neue Ziele gezeigt hatten, konnte den zähen Widerstand eines kleinen, nach denBegriffen unfererIndustriekultur»reaktionären« Bauernstammes nicht gelassen hinnehmen, nicht um die jungen Burenstaaten einen Bogen machen und sich mit derThatsache ab- finden, daß in dieser bäuerischen Oligarchie der Engländer, der ihren Wohlstand geschaffen hat, ein Bürger Zweiter Klasse war. Die Kornburen, Weinburen, Viehburen, Trekburen hatten ruhig, nach der VäterWeise, gelebt, bis im Schoß der von ihnen in langem Kampf den Kaffern abgerungenen Erde Goldschätze gefunden wurden und eine Industrie entstand, die den Mutter» boden der englischen Gentry umpflügte und die Währungpo itik,

die Besitzverhältnisse und die soziale Schichtung dergrößtenReiche von Grund aufwandelte. Die Buren nützten denneuen Geschäfts» vortheil klug und ohneUebermuthaus; fürdie industrielleLeitung und Arbeit waren sie nicht gerüstet, mochten von moderner Ent» wickelung und solchem Teufelszeug in ihrem frommen Paganen» thum auch nichts hören, freuten sich aber der über alles Erwarten großen Geldsummen, die sie oft für ein Stück Land einstreichen konnten. So, dachten sie, könne es weitergehen: sie würden reich werden und dennoch die alte Sitte bewahren. Zäh wehrten sie sich gegen die Zumuthung, die in anderen Ländern gescheiterten Exi» stenzeninihre Gemeinschastaufzunehmen,SpekulantenundSpic» lern Bürgerrecht undBürgerehre zu gönnen. Sie wollten für sich bleiben, aus der neumodischenWandlungnur den Gewinnziehen und das dumpfeBauernmißtraucnnicht opfern, dasindemFrem» den, dem Städter den Feind sieht. Nicht den aus fernen Vor» stellungwelten kommenden Briten nur haßten sie: auch von dem Holländer, der sie mit der Biedermannszärtlichkeit des nah Ver» wandten umarmen wollte, rückten sie mit frostigem Lächeln weg. Die Frage, ob ein großer Theil der Oberschicht, ob nur da und dort eine nicht immune Seele von der aus keinem Goldland zu bannenden Korruption ergriffen wurde, mag heute noch unbeant» wortet bleiben. Die Briten brauchten einen nach angelfächsischcr Mode lackirtenIndustriestaat, in dem sie sich frei bewegen könnten; die Buren saßen warm in angeborenem Vorrecht und wollten den agrarischen Zuschnitt der Republiken um keinen Preis ändern. Auch eine Arbeiterfrage tauchte auf. Trotz ihrer Christenfromm» heit, diesiezwingen sollte, injedem Menschen das Ebenbild Gottes und die Krone der Schöpfung zu achten, ist den Buren der Far» bige, was er doch nur dem naturwissenschaftlich Denkenden, an eine mähliche Evolution deszweizinkigen Gabelthieres Glauben» den sein dürfte: ein Wesen niedererArt, ein als Sklave, zum Skla» ven Geborener. Der Bur wollte die Kaffern in Hörigkeit halten, derBrite ihnen dasRccht und die Bildungmöglichkeit gewähren, ohne die der Industriearbeiter nicht mit dem wünschenswerthen Nutzen zu verwenden ist. Kein Verständiger konnte je zweifeln, welche Kulturform in Südafrika schließlich siegen würde; wollte die Bauernoligarchie sich unverändert erhalten, dann mußte sie die Minen sperren, der aufblühenden Industrie die Wurzel ab»

schneiden. Das thut kein Bauer; selbst in der hitzigsten Wallung bedenkt er den eigenen Vortheil und wägt, was ihm nützen, was schaden kann. Während des ganzen Krieges haben die Buren nicht einenAugenblick ernstlich an die Zerstörung der Minen ge» dacht. Sie hätten den Krieg überhaupt nicht begonnen, wenn sie nicht Grund gehabt hätten, auf einen starken Schützer im Kampfe gegen den Bedränger zu hoffen. Hatte Wilhelm der Zweite nicht das Deutsche Reich eine ihnen befreundete Macht genannt, an deren Hilfe sie appelliren dürften? Englands Kraft, Englands Reichthum konnten sie nicht ermessen; der Zuruf des Kaisers aber verleitete sie in den Glauben, daß sie, wenn es zum Aeußersten käme, nicht allein fechten würden. Zweiunddreißig Monate lang trotzten sie, als eine Guerilla, deren Ruhm in der Kriegsgeschichte nicht verblassen wird, dem an Truppenzahl und Rüstung über» legenen Feind und immer wieder wurde die verglimmende Hoff» nung angefacht: morgen bereitet Europas Eingriff uns den Sieg. Die Armen, von thörichten und gewissenlosen Diplomaten Ge» täuschten wußten nicht, daß die Zeit des von Andrew Carnegie verkündeten Empire «k businegs längst gekommen ist und dem Reich- sten die Welt gehört. Als sie dann endlich vondem Wahn scheiden mußten, irgendeine europäische Regirung werde für sie einen Finger rühren, als zuerst die Botschaft des holländischen Minister» Präsidenten Kuyper und später Kitchenörs kluge Beredsamkeit das Lügengewebe zerriß, das ihren Blick so lange getrogen hatte, da retteten sie schnell, was noch zu retten war, und kapitulirten. Europa war mit diesem Ausgang der Sache gar nicht zu» frieden. Europa hatte von einem Heldenvolk geträumt, das lieber bis zum letzten Mann in den Tod gehen als aus seine Unabhängig» Kit verzichten würde.Und nun lebten dieDewet,Botha,Delarey, Schalk Bürger nicht nur, nein: sie zeigten sich sogar Arm in Arm mit britischen Generalen, feierten denViscountKitchener in feu» rigenReden und forderten dieLandsleute auf, Eduard dem Sie» Kenten in zuverlässigerTreue unterthan zu sein. Die selbenMän» ner, die sich mitHandschlag verpflichtet hatten, vor jederEntschei» dung den Rath des greisen Krüger einzuholen und ohne seine Zu» stimmung keinen Friedensvertrag zu unterzeichnen, haben dann, ohne den angeblich vergötterten Ohm Paul auch nur zu fragen, kopitulirt und nannten den Namen des früheren Präsidenten nicht

YS
mehr. Europa stand vor einem Räthsel. War Paul Krüger denn
Nicht der größte Staatsmann, der neben und nach Bismarck lebte,
derDoktorLeyds nicht einDiplomatengenie, das jeder Großmacht
zu wünschen wäre? Gleichen nicht alle Buren den mythischen Hel»
den, die sich von blanken Idealen nähren und deren Felsenherzen
Menschenschwachheit nie übermannen kann? Noch im Frühjahr
1902 hieß es,dieLage derBuren sei viel günstiger alsamAnfang
Hes Krieges, Kitchener komme nicht vomFleck und nur einWun»
Her könne die völlige Niederlage der Engländer hindern. Als die
Burenkommandanten nachVereeniging reisten unddereinfachste
Politische Instinkt wittern mußte, daß die Stunde des bitteren
,Endes bald schlagen werde, wurde in Utrecht die Parole ausge»
Heben: Die LurZei-8 benutzen gern die gute Gelegenheit, um sich
nber die Fortführung des Feldzuges zu verständigen, und der
dumme Sirdar Kitchener, dem nur im Kampf gegen Wilde Lorber
reifen konnte, geht blind in die Falle. Die Kapitulation war schon
unterschrieben, als noch immer mit unerschütterlicher Gewißheit
behauptet wurde, das Gerücht von einem nahen Friedensschluß
sei eine freche englische Lüge. Und Alles wurde, selbst die albernste
Mär, willig geglaubt und jede zur Vernunft mahnende Stimme
Hberbrüllt. Die Buren hatten zu siegen oder zu sterben. Europa
sah mit angenehmem Nervenkitzel dem Kampfspiel zu und war
bereit, die Helden ihres Traumes pollice verso, wie satte Römer
<inst die niedergerungenen Gladiatoren, in den Tod zu schicken.
Zu solchem Ende hatten die Buren keine Lust. Wer sie ge-
recht beurtheilen will, darf nicht verwehten Klängen alterHelden»
wieder nachträumen, sondern muß sich wachen Sinnes erinnern,
wie in seiner eigenen Heimath, wie in allen Zonen derBauer lebt
und strebt, fühlt und trachtet. Der Mann, der in harterArbeit den
Acker bestellt, geduldig das Meh wachsen und fallen, die Frucht
reifen, die Hoffnung eines Iahres von Wind und Wetter ver»
nichtet sieht, ist für übersinnliche Ideale nicht zu haben und wird
sich mit klarem Bewußtsein selten entschließen, fürunirdische, nicht
mit Händen greifbare Güter das schwerste Opferzu bringen. Sein
Wunsch langt über die enge Welt der Wirklichkeit nicht hinaus
und gesunder Menschenverstand schützt ihn vor der heroischen
Schwachheit, die Alles aufs Spiel fetzt, Haus und Hof zerstören,
Weib und Kind hinmorden läßt, um einem Scheingebild nachzu-

jagen, das den abstrahirenden, assoziirenden Geist des Kultur-
menschen werthvoller dünken mag als alle zeitliche Habe. Wenn
der schwerfällige Bauer sich waffnet, kämpft er nicht fürBegriffe^
für Freiheit, Menschenrecht und Verfassung, sondern sucht einen
Druck abzuschütteln, der seinen Schaffensdrang lähmt, schlechter
Behandlung ledig zu werden, die ihn anLeib und Gut geschädigt
hat. Solchen Bauernkrieg haben die Buren geführt. Sie fühlten
sich in ihren Besitzrechten bedroht, von windigen Einwanderern
mißachtet, sie hofften aufDeutschlands Hilfe, auf die Wirkung des
Hasses, der sich an die Eroberersch ritte der Briten geheftet hat, und>
zogen aus,um einem dreistenRäubereinenlehrreichen Denkzettel
zu geben. Ieder nahm ein gutes, im Gelände heimisches Pferd
und eine'ervrobteFlinte, aber auch einenRegenschirm mit; denn
im durchnäßten Kittel schwindet oft dieWiderflandsfähigkeit des
stärksten Mannes. Sie mieden unnützliche Grausamkeit, lachten
die fremden Offiziere aus, die sie europäischen Drill undTressen»
geckerei lehren wollten, und richteten ihre Strategie nach den be»
währten Regeln der Bauernschlauheit.Wozu sollten sie englische
Soldaten undheerführer töten,wenn derSchußPulvernichtnöthig
war?Mel einfacher wars,ihnen die Kakhi'Uniform auszuziehen,
die man im trainlosen Burenheer brauchen konnte, Munition und
Lebensmittel wegzufangen und Tommy nur da, aus sicherer Stell»
ung,wie einStück Wild abzuschießen, wo dieNoth zu blutigerWehr
zwang. Mancher Europäer hat ihnen Mangel an Muthnachge»
sagt und über die Burenhäuflein gespottet, die er hinter hastig ge»
bauten Schanzen hocken sah. Freilich: sie setzten sich, wenn sies
irgend vermeiden konnten, nicht den feindlichen Kugeln aus und
nie wäre ihnen, wie ganzen Schaaren englischer Offiziere, der Ein-
fall gekommen, blind, im Gefühl einer dem vaterländischen Ruhm
schuldigen Pflicht, in den Tod zu stürmen; Pflicht schien ihnen,
vielmehr, jedes einzelne Leben demVaterland fo lange wie mög-
lich zu erhalten. Dann kam der Tag der Erkenntniß. Ieder weitere
Widerstand konnte die Entscheidung aufschieben, nicht abwenden.
Noch einenWinterimFeld?Noch ein IahrohneSaatundErnte?
DieFarmen verwüstet, Frauen undKinder im Elend, die Zukunft
desStammes gefährdet: undAlles umsonst? Gute Behandlung,
Ersatz der verlorenen Habe, ein behagliches Leben unter Eng«
lands mächtigem Schutz ward ihnen zugesagt; und sie lernten,.

als sie nachlangerTrennung einander wiedersahen, dieAussicht»
losigteit ihres Kampfes klar erkennen und wußten genau, was
ihnen bevorstand, wenn sie diesmal spröd blieben. Sollten sie ihren.
Präsidenten, dessen Irrthum den Krieg heraufbeschworen hatte,
umRath fragen?Der faß,mit einem großen Vermögen, weit vom
Schuß in Europa, kannte ihr Leid nicht und hatte gut reden. Gar
so herrlich waren ja früher, unter der Klüngeltyrannei, die Zu»
stände auch nicht gewesen und am Ende ließ sich mit denEngländern
ganz gut auskommen. Die Zähne zusammengebissen und unter»
schrieben!... Das war nicht heroisch zwar, aber bäuerisch gehandelt.
Die geschäftige Vettel Europa hatte für die Bedrohten nur
tönendeWortegehabt. DcmWillen der Erdtheilsmehrheit konnte
gelingen, England in Südafrika eine Niederlage zu bereiten, von
der es sich in Iahrzehnten nicht erholl hätte. In Egypten, W Tonkin
und Tunis, auf Madagaskar und vor Faschoda hatte Frankreich
britischen Uebermuth und britische Ränke kennen gelerntund einen
jede andere Regung niederhaltenden Groll gegen England an»
gesammelt, den der Burenkrieg mit seinen Schrecken zu leiden»
schaftlichem Ausbruch trieb. Keine Regirung, keine wehe Erinne»
rung an alte Wunden wäre stark genug gewesen, die Franzosen
vom Eintritt in einen antibritischen Trust zurückzuhalten, der sich
das Ziel gesetzt hätte, in Südafrika Ruhe zu gebieien. Und gern
hätteRußland die Gelegenheit benutzt, die ihm erlaubte, ohne in
finanziell und militärisch unfertiger Rüstung kämpfen zu müssen,
das Feuer des britischen Leun ein Bischen zu dämpfen. Kein
Tröpflein Menschenblutes brauchte zu fließen; der feste Wille der
mitteleuropäischen Großmächte hätte genügt, um das von Trupp e n
entblößteInselreich unterdasGebot zubeugen: Bis hierher sollst
Du gehen und nicht weiter! Von Deutschland, als dem nach frü»
herem Bekenntniß am Meisten in Südafrika interessirten Koio-
nialstaat, wurde lange das Losungwort erwartet. Vergebens. Der
Deutsche Kaiser schickte den zur Fahrt nach dem Kriegsschauplatz
eingeschifften englischen Dragonern seinen Glückwunsch und ließ
seinerGroßmutter und feinem Onkel denAusdruck freudiger Teil-
nahme an dem Erfolg der britischenWaffen übermitteln, die den
Burengeneral Cronje bezwungen hatten. Wir sind zu schwach,
raunten die Eingeweihten, und müssen den Schein der Freund-
schaft mitEngland wahren, bis wir die große Flotte haben. Keine

englische Regirung durfte den Krieg, der so ungeheure Opser ge« kostet hatte, mit einer Niederlage enden lassen; erst in der Stunde höchster Lebensgefahr, hieß es, werden die Zweifler merken, was das britische Weltreich vermag. Herr Webb, der sozialistische Geschichtschreiber der Gewerkschaften, hat damals offen gesagt, nicht die Kapitalisten nur, sondern auch die Arbeiter seien fürden Krieg; und neunundneunzig von hundert Engländern forderten die Annexion der Burenstaaten. HerrBernhard Shaw fogar war für den Krieg, weil er die im Randgebiete des Vaallandes ruhende Milliarde als einen Kulturfaktor betrachtete, den man nicht einem rückständigen, abergläubigen Bauernstamm überlassen dürfe. Was also nützte ohnmächtiges Kelsen? Gewiß wars ein »frecher Erobererkrieg". Doch das selbeUrtheil kann man mit demselben Recht über sehr viele Kriege fällen, deren Glorie dennoch durch die Geschichtbücher leuchtet. Alle koloniale und ein großer Theil aller einheimischen Macht beruht auf Raub; wenn mans fo unzärtlich nennen will und nicht vorzieht, mit Patriotenstolz von ruhmreichen Waffenthaten zu sprechen. Kein Staat ist «sittlich berechtigt", Chinesen, Hindus,Nigger oder Südseeinsulaner aus ererbter Herrschaft zu drängen; das sittliche Recht wird aus der Kulturpflicht hergeleitet, höhere Civilisation und reicheren Wohl> stand zu verbreiten, und diese Pflicht glaubten auch die Briten zu erfüllen. Wie wenig Politik mit Gerechtigkeit und Moral zu schaffen hat, wußte schon Preußens großer Fritz, der lächelnd dem Wort Pitts zugestimmt hätte, daß bei strenger Wahrung derGe» rechtigkeit keines Reiches Macht auch nur dieSonne einesTages überdauern würde. Fritzens Enkel aber hatten sich in die Vorstell» ung eingewöhnt, auch der Eroberer, just der Lichtbringer müsse auf allen Wegen in hehrem Sittsamkeitglanz wandeln, Keines Recht schwächen noch gar brechen; und sie wollten lieber die eigeneZu» kunft gefährden als auf die Wonne verzichten, für denwiderMo» ral und Recht Ueberwundenen mit lärmendem Eifer gegen den bösen Ueberwinder Partei zu ergreifen. Während England die seinerMacht unterwürfigen Buren streichelte, suchte Deutschland sie in neuen Zorn gegen Albions Gewalt zu stacheln. 1902. Ort Verhandlung: Drury»Lane.das älteste Schauspielhaus der britischenHauptstadt.Ein übcrfüllterSaal.Auf den Bühnenbrettern eins der Dutzendmelodramen, die Englands Volksseele

stets geliebt hat. Diese derbe Massenpfyche will imTheaterlachen, weinen und sehen, was ihr der Alltag nicht zeigt. Mr. CecilRa» Ieigh,derkleineMannmitdemgroßenNamen,kochtihrdieschmackhaftesten Gerichte; und diesmal hat sein schlauer Trieb einen -Staatsbraten gegriffen. Die Zuthaten sind aus alten Büchsen der Coulissenspeisekammer. Eine edle Cirkusreiterin, die eigentlich eine Herzogin ist und schließlich eine Lady wird. Iunge und greiseHelden. Ein traitre,der die tugendsameArtistin anbetet und ihr lieber den Hals brechen als das Glück der Lordschaft gönnen will. Ein Komikerpaar; und fo weiter. Die Hauptsache aber ist: die Hintertreppengeschichte spielt während des Transvaalkrieges. <i«ä säve tke King! Husaren an derFcsttafel; in den Rausch platzt die Unheilskunde von Colenso hinein. Vor dem Generalkom» mando in Iohannesburg sehen wir Depeschenreiter, Gegangene, Kitcheners Stab, Kaffern, die Stierheerden ins Lager treiben, Frauen und Kinder der fast schon erschöpften Buren. In Europa wurde uns Dr. Leyds vorgeführt, der Spione und Schmuggler wirbt. Ietzt, in Afrika, steht ein alter Burenkommandant vor uns, derIoubertsZügeträgt.EinUnverföhnlicher.Erfluchtdem Golde, das ein stilles Bauernvolk vergiftet und ihm den Abschaum der nach Gewinn gierenden Menschheit ins Land gespült hat. Alle Versuche der Briten, ihn sacht umzustimmen, prallen von dem Erzpanzer ab, der dieses Heldenherz schirmt. Mit den letzten Ge» treuen zieht der Alte in die Bergschluchten. Ilm ein Wachtfeuer lagern sie; spärliche Mondstrahlen fallen auf die Trümmer einer Burenhütte. Auch die Letzten hat schon der Zweifel beschlichen. Ists nicht am Ende doch besser, sich in das Unvermeidliche zu schicken, derFrau und der darbenden Kinderschaar den Ernährer, den Schützer wiederzugeben? Doch der Alte ist zäh und zwingt die Murrenden in die Pflicht blinden Gehorsams. Das Häuflein ist umzingelt, die Maxims bestreichen die Bergmulde, eine Gra» nate zerstört die Reste der Hütte. Der alte Kommandant läßt die Transvaalfahne hissen: der Feind soll Keinen lebendig haben. Da naht,unter der weißen Flagge,ein englischerOffizier.Rings» um habeAlles längst kapitulirt, jeder weitere Widerstand sei nutz» los und auch der Tapferste brauche sich nicht zu schämen, wenn er nach so heldischer Wehr endlich der Gewalt weiche. Ein Schwei» gen. Dann wirft Einer nach dem Anderen die Flinte hin; zuletzt

der Alte. Noch einmal drückt er die gute Waffe an die Brust; er küßt den Lauf, der ihn fo oft sicher bedient hat, und legt das Gewehr mit zärtlicher Hand auf den Haufen. Er sieht noch, wie die Merkloer, die ehrwürdige Fahne der Republik, niedergeholt wird: dann fällt er, sinkt zugleich mit den Farben Grün»Blau>^ Weiß»Roth auf die geliebte Erde. DenLeib destotenHeldenhüllt der Engländer in die Transvaalfahne und reicht über der Leiche demSohndesGefallenendieBruderhand.ObenflattertderUniom Iack im Morgenwind. Das Orchester spielt die Königshymne» Die Zuschauer stehen auf und huldigen in stummer Andacht dem. großen Gegner und dem Genius des Britenreiches, der über muthige Männer nach hartem Kampf ihnen den Sieg verlieh.

Ort der Handlung: Philharmonie; der prächtigste Saal der deutschen Hauptstadt. Trauerflöre säumen die von der Decke he» abwallenden Banner derTransvaalrepublik und des Oranjestaates. Ieder Platz im weiten Raum ist besetzt. Mittelstandspubli» kum. Nur drei Uniformen. Die Plutokratie fehlt fast ganz. Sehr viele Frauen und doch kaum eine einzige »Toilette*. DieMütter meist im dunklen Besuchskleid, die Töchter in hellen Blusen. Auf der Estrade Männer im schwarzenFestgewande des Europäers. Abgeordnete,Pastoren,Zeitungschreiber; allerlei geschäftigeEitelleiten, die immer dabei sein müssen. In der ersten Reihe die Ge» nerale Botha, Dewet,Delarey. Botha ist von den Dreien der be» weglichste; er neigt sich und beugt sich mit hellem Gesicht, plau» dert und lacht wie ein Glücklicher. Der Mann hat im Krieg nicht Alles verloren; drüben, man merkts, harrt reicher Besitz des wie» derkehrenden Herrn. Ernst blickt Delarey, dem, seit er sein Pferd verlor,nichts mehrgeblieben istzer stützt den tiefgefurchtenFran» zosenkopf auf dieLinke.die keine Bauernhand scheint, und streicht und zupft mit der Rechten den langen, ergrauenden Bart. Wie ein Trostloser starrt er manchmal ins Leere, über den Prunksaal hinaus in die lange Herbstnacht; nicht einmal, in Stunden, sah man ihn lächeln; er hat das Späherauge eines alten Schiffsführers, dem weder unsichtiges noch nebliges Wetter Etwas anhaben kann,dem dieUmschau jetzt aber keineHoffnung ließ.Auch Dewet sitzt still; doch um den Mund zucken ihm tausend Teufelseinfälle. Dem kleinen Kerl, der aussieht, als sei er nur aus Mus» kein und Sehnen gefügt, fehlt offenbar der Sinn fürFeierlichkeit:

Gin Menschenkenner, den so leicht keine Maske narrt, keine Moralpredigt ins Büßerhemd scheucht. Er steht sich seine Leute genau an; und der ironische, ein Bischen müde Blick scheint immer zu fragen:Ists Euch auch ernst oder machtIhr uns dummenafrikanischen Bauern hier nach Eurer Europäersitte nur ein Spektakel vor? Selbst ihn aber reißts jetzt aus der Beobachterruhe. Drei Mädchen nahen in weißen Kleidern. Iedes trägt einen goldenen Kranz. Iedes hat für seinen Helden einen kurzen Sinnspruch auf derLippe. Der muntere Botha besinnt sich nicht lange: er packt die schüchterne Kranzspenderin und küßt sie herzhaft auf beide Backen. Dem Beispiel folgen natürlich die anderen Generale.Und nun hält sich die Menge nicht länger. Sie klatscht, trampelt, schreit, heult, jubelt, kreischt, drängt nach vorn, streckt den Gefeierten sehnfüchtig die Hände hin und will nicht, will nie wieder das Schweigen lernen. UnterTrunkenen kann man sich glauben; wie hysterisches Schluchzen gehts durch den Saal. Ein Taumel wird: als wären Deutschlands Retter aus höchster Noth und Gefahr, nach schwerem Sieg, endlich in das erlöste Land heimgekehrt. InLonvon jauchzen jedenAbendTausendedemBurengreis zu, der den Engländern Todfeinschaft geschworen hat und unversöhnt stirbt. In Paris wurden die drei Männer, die in derletzten Zeit des Feldzuges das Burenheer führten, mit Medaillen, in Berlin mit Kränzen aus Gold und Lorber geschmückt. Ueberall, in Holland, Belgien, Frankreich, Deutschland, Britanien, reißt ihr Anblick die Menge in einen Taumel. Vor ihrer Wohnung stehen Stunden lang dieMassen.AIte Männer und zarte Iungfernhalten halbe Tage aus undpreisen sich selig, wenn ihresFingers Spitze den Rock der Helden berührt. Nachts lärmt man die Rastenden aus kurzem Schlaf, aus dem Eisenbahnwagen und ruht nicht, bis sie ein paar Worte sprechen; burische Worte, die von tausend Gaffern kaum Einer versteht. Und diese Männer sind besiegt, unfrei, staatlos, sind britische Unterthanen und gelo»ben in allen Reden, daß sie Eduards, ihres neuen Herrn, Majestät den Treueid nicht brechen werden. Tüchtige Männer; und nicht tüchtiger doch als Mancher, der für des Vaterlandes Ehre seine Habe geopfert, sein Blut gewagt hat. Wie kommt es,daß sie, geradeste überall nun wie Heroen aus der homerischenEpenwelt angestaunt, wie heimkehrende Sieger, wie stolze Bringer ersehnten

Heils umjubelt werden? Alsdie drei Polengenerale durch Europa zogen, riefen sie zum Kampf wider Tyrannenmacht. Als Gari» baldi sich den Völkern zeigte, gab er sich nicht als Besiegten, dcr dem Walten des Schicksals weiche. Ist die Menschheit so edel geworden, so bewundernswert!) edel, daß aufflackerndes Rechis- gefühl ihr ganzes Sinnen inFlammen setzt? Ist, nach dem Wort des grazer Spazirgängers, Freiheit wieder »die große Losunz, deren Klang durchjauchzt die Welt"? Glücklich, wer Solches zu glauben vermag. Der kleine Christian Dewet aber, den keine Maske täuscht, hat inBrüssel gesagt: «Wenn ichüberalldieseBe« geisterung sehe, muß ich mich fragen: Warum hat man nicht für uns Partei ergriffen? Warum wird uns kein ernstes Opfer?"
ImApril1864 kamGaribaldi nach England. Sybel erzählt:
»Der berühmte Held nationaler Freiheit wurde von einem un» ermeßlichenAusbruchpopulärerBegeisterungempfangen, an dem alle Stände sich mit lärmendem Wetteifer betheiligten. Wo er sich zeigte, war er vonjauchzenden Volksmafsenumgeben; Lordsund Commoners drängten heran, um ihre Verehrung zu bezeugen; selbst der Prinz von Wales machte ihm sehr unbedachtsamer Weise einen Besuch. Einen Augenblick war Garibaldi der Abgolt des englischen Volkes und derLöwe der englischenGesellschaft." Die- ses Iubelgeheul derMassen ärgerte Louis Napoleon, derin Gari- baldi nicht ohne Grund einen gefährlichen Feind sah; und als das Aergerniß gar zu groß wurde, mußte Palmerston dem unbequemen Gast die Heimkehrnach Caprera empfehlen. Eduard der Siebente, der damals Prinz von Wales hieß, hat sich als König wohl der geräuschvollen Lenztage erinnert. Aber Garibaldi war ein Rebell, der gegen Pius und Napoleon die Massen aufrief; und Botha,, Dewet, Delarey waren schon britische Unterthanen. Sie mußten ihre Wunden vor der Menge entblößen und in Worten malen, was sie vollbracht, geopfert, erlitten haben. Als Bettler zogen sie durch die Städte; und wer betteln geht, darf dem Reichen die Schmeichelrede nicht weigern. Wir spotteten darüber, daß sie unter Holländern Holländer, Vlamen unter Vlamen waren, in Paris sich ihres französischen, in Berlin ihres deutschen Blutes rühmten. Wars ihre Schuld, daß sie so schnell gelernt hatten, wie man den Beifall herauslockt? Dem flüchtigHinhorchendenklangihreRede noch schlicht; doch ein helles Gehör merkte schon, daß die Wirkung,

Kioll und Haben.
1«?
berechnet, der Applaus herbeigewinkt wurde. Die drei Männer wußten, daß der Saal erbebt, wenn sie vom Massengrab wehr» loserFrauen sprechen, des kleinen Volkes gedenken, das die Frei- heit höher schätzt als das Leben, oder mit schelmischem Blinzeln rufen, derAnblick solcher stattlichenEuropäerversammlung schrecke sie mehr als imFelde des Feindes zehnfache, hundertfacheUeber» macht. Noch enttäuschen sie nicht, wirken sie ungefähr so, wie der nüchterne Kenner kluger Bauern sie sich vorgestellt hat; auf die Dauer aber konnten auch sie dem Schicksal des Gewohnheitredners nicht entrinnen. Sie sind aus ihrem Wurzelboden gerissen und vor eineAufgabe gestellt, die siezuleiserllnwahrhaftigkeitzwingt. Wenn sie durch Europa zogen, mußten sie als Agitatoren auf» treten, Englands Schande in grellenFarben malen und dieLeiden- schaft schüren, bis sie in sengenden Flammen aufschlug; dann war vielleicht Geld zu haben. Was ihnen gespendet wurde, war, in Berlin wie in Paris, ein Almosen, das die Mühen nur spärlich lohnte; in zwei Stunden hätte die londoner City, wenn sie um Hilfe ersucht worden wäre, zehnmal mehr aufgebracht, als die Burenfreunde des Festlandes in zwei Monaten zusammenzu» scharren vermochten. Und in die ganze Veranstaltung kam ein widriger Unernst. Die Bettelnden mußten verschweigen, was sie am Liebsten laut ausgeschrien hätten, und, um die Zusallshörer günstigzu stimmen, Wortspitzchen suchen und nach Witzen haschen: die selben Männer, die Haus und Herd hintersich ließen, um ihres Volkes siecher Lebenskraft aus der Fremde stärkende Nahrung zu holen. Helden hieß man sie, schien von der Tragik ihres Ge» schickes im Innersten ergriffen undzwangsieohneScham,nachje» der Trauerfeier eineStunde lang ihren Namen aufPostkarten zu schreiben.Das thaten. tief bewegte Patrioten". Nichts fürDewet. Damals sagte ich hier: »Im Grunde wars wieder ein Fest; kein höfisches diesmal, sondern ein volks thümliches für den kleinen Mann und den Mittelbürger. Viel gutes Gefühl wurde mitge» bracht, Heldenbewunderung, die seit Marxens Tagen verschollen schien; und der Iubelruf klang manchmal lauter als bei Viktor Emanuel, Alfred Waldersee und dem Sühneprinzen. Bauern, die schnöde Goldgier schmutziger Krämer in den Kampf um die Freiheit trieb, Bauern, die gezeigt haben, daß man auch ohne Gold- tressen und Titel ein glücklicherFeldherr, ein tapfererOffizier sein

Die Zukunft,
kann, Republikaner, die zäh an der Scholle hängen und mit der Bibel aufs Schlachtfeld ziehen: das ganze Gespensterheer alter Menschheitideale wurde in den Hirnen mobil. Und man konnte nebenbei noch beweisen, daß man sich nicht kirren,nicht durch Ka» binetsordre aus der einmal gewählten Richtung bringen ließ. Wir schwenken nicht auf Befehl ein, wie die Rekruten, wir nicht! Die oben sollen ihr blaues Wunder erleben. Hoch Dewct! Wir sind freie deutscheMännerund haben dasRecht, Hurra zu schreien, wann es und wo uns beliebt... Man konnte es billig beweisen. Kein ernstes Opfer wurde verlangt, keine Unbequemlichkeit auch nur; und von Tausenden dachte Keiner daran, für die Gefeierten irgendeins seiner heiligsten Güter zu wagen. Selbst auf denHöhe- punkten des Festes, in der Philharmonie, dröhnte der Lärm nur wie im Schauspielhaus nach einem packenden Auftritt; vielleicht noch dünner, denn man war diplomatisch und wollte .Taktlosig» leiten' um jeden Preis meiden. Als ein Empörter, halblaut nur, nacheiner Schilderung britischerHumanität, .Mordbrenners rief, steckte Alles scheu die Köpfe zusammen. Pst! Wie unvorsichtig! Politik giebts hiernicht.DasGescheitestewar, die Engländer ganz aus dem Spiel zu lassen und zu thun, als säßen auf der Estrade Lcdcrstrumpf und seine Gefährten aus Coopers ferner Helden» weit. Nur: Bauernschlauheit läßt sich nicht leicht blenden. Wenn die Generale wieder den Kittel tragen, werden sie berichten: Da drüben wohnt wunderliches Volk; Ieder stellt sich, als wolle er uns vor heißerLiebezerdrücken.undhat schließlich nureinen Bett- lerpfennig für unsereNoth. Auf diese Zärtlichkeit dürfenwirkeine Hütte bauen. Die Engländer lieben uns ja auch, ziehen den Hut vor uns und schreien den Ruhm des Besiegten über die Dächer. Werden wir noch einmal stark, dann wollen wirs wieder wagen, auf Anderer Hilfe aber lieber nicht hoffen... Die Menschheit ist seit vorgestern nicht so wundervoll edel geworden, daß aufflackern» des Rechtsgefühl ihr ganzes Sinnen in Flammen setzt. Aber sie hat ein schlechtes Gewissen, in Drury Lane wie in der Philhar- monie. Sie trägt auf der Lippe Lehren, zu denen ihrHandeln sich niemals bekennt, und spreizt sichmit idealen Forderungen, die ho» norirt werden, wenn Ostern und Pfingsten auf einenTag fallen."
Heute erst reift aus der Saat des Wahnes die Frucht. Vor dreizehn Iahren hatte das Bewußtsein, nicht, einmal nicht. Ordre

Soll und Haben,
zu pariren", die Freude gewürzt. Den Burenführern war gesagt worden, der Deutsche Kaiser werde sie empfangen, wenn sie sich verpflichteten, schroffe Rede gegen England zu meiden, und der Bol schafter des Britenkönigs bereit sei, sie ins Schloß einzuführen. Dessen Schirm wollten die Drei aber erst erbitten, wenn der Audienztag bestimmt, eine Ablehnung, wie der alte Krüger sie in Berlin erlebt hatte, nicht mehr zu fürchten war. Da felsfeste Gewißheit nicht erlangbar wurde, blieben sie stumm; und indenZei« tungen stand: »Die Behörden werden von der Anwesenheit der Burengenerale nicht Notiz nehmen und der Empfangsausschuß ist ersucht worden, dafür zu sorgen, daß die dreiHerrenvomBahn» Hof nicht durchs Brandenburger Thor in die Stadt fahren." Ein Schauerwindchen, das im Glas den Wasserrand kräuselt. »Nun erst recht! Kein Gebot hemmt die Stimme des Herzens. Immer feste druff!" (Nur die herrliche Wortfolge ist noch nicht geprägt.) Ertrag: die zweite, diedritteEnttäuschung derBuren.AusDeutschland, murren sie, ist für uns Nahrhaftes nichtzu holen ; eineNoth» wendigkeit sollte, nach demWort des Staatssekretärs Marschall, dieUnabhängigkeit derRepubliken am Baal undamOranjesein: in der Kriegskälte aber blieben wir einsam und sind noch jetzt, als Abhängige, da fast geächtet, wo Britaniens Huldbrief uns nicht hoher Gnade empfiehlt. Diese Stimmung schlauer Einfalt hat England gewollt. Eduards behende Mächlerkunst entrunzelt die Bauernstirnen und eint das Kapland, Natal, Transvaal und den Oranjestaatin einenVierbund,der,unterdemNamenSüdafrikanischeUnionundeinemvomKingernanntenStatlhalter.selbständig, in Verwaltung und Gesetzgebung von der Schutzmacht frei wird. Gladstones Sohn ist der erste Statthalter, Louis Botha der Mi» Nisterpräsident der Union. Ihr Hirn und ihr Schwert. Der Mann, der vor Ladysmith, bei Colenso, am Spionskop die Landsmann» schastgegenFrench,Roberts,Kitchenergeführthat.Lustigblickte er in denPhilharmoniesaal;nahm den güldenen Kranzundküßte die Spenderin.Sah er denWegschon, der sich ihmaufthat?Was der Jüngling ersehnte, hat der Fünfziger in Fülle. Mit dem Staats«e« biet muß dieAfrikanderfreiheit wachsen. Die Union wird ein Ka» nada.Werdenkt nochanPaulKrügerundLukasMeyer, als dessen AdjutantBothainsFeldzog? Vonihmward alte Verheißungerfüllt. Den mit grauem Kopfnoch flinken Dewet, der die Stunde bri»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20092_123.html[18.07.2014 16:02:04]

tischerBedrängniß zu Rebellion nützen wollte, hat er unsanft ge» züchtigt;die deutscheNachbarkolonieumklammert, derUnion einge- fügt und den Wunsch gekündet, bald, tyennihn die Heimath für eine Weile entbehren könne, neben dem Marschall French in Flandern gegen die Deutschen zu fechten. Weil er sie haßt? Dem derbenMen» schennutzbarerWirklichkeit färbte Gefühl nie denWillen. Weil er nicht erleben möchte, daß dieDeutschen die von ihm eroberte Kolo- nie, die er, nach englischem Vorschlag, Botha» Land taufen dürfte, mit gewaffneter Hand zurückfordern. Denn in jeder ihr nicht ganz, günstigen Friedensverhandlung wird Britania sprechen: «Aeber Südwestafrika habeichnicht zuverfügen.DarübermüssenSie.wie über Samoa mit Australien, sich mit derSüdafrikanischenUnion verständigen." Deshalb, jetzt schon, die laute Behauptung, nur burische Truppen seien von Pretoria demBundcefeldherrn nach Windhuk gefolgt. Heute erst reift aus der Saat des Wahnes die bittereIrucht. 1900: FrankreichsBritenhaß speit der greisenKö> nigin Victoria Schimpf inAAntlitz undumjubcltKrügersLegaten Leyds; Alldeutschlands Männer und Weiber verschwistern sich den Buren. 1914: «Und blieben Iren, Araber, Inder still: die in Vereeniging listig Ueberrumpelten lösen sich aus dem Ioch, so» bald wir England bedräuen. ° 1915: Bothas Einzug inWindhuk. GerechteFreude an deutscherKraft darfnicht inSelbstvergottung lullen; auf keinem Hügel die Erkenntniß wehren, daß der Pfad deutscher Politik nicht von nüchterner Weisheit erwählt ward. 7 »VonErbrechtes wegen gebührt unsNama»,Damara» und Owambo»Land." Längst vordem Europäerkrieg war an derWind- ecke solches Burengeknurr zu hören. Nach den Portugiesen, die Indien suchten, waren Holländer an der Südwestküste gelandet. Im achtzehnten Iahrhundert ging Van der Merwe als Men» schenjäger tief in den Busch; erkletterte Iakob Cotzee einen Ta- felberg, um hinter der Kaplandsgrenze, am Nordufer des Großen Flusses,Elephanten zu schießen;drangen Piet Brandt undWil» lem vanReenen bis an die Walfischbai vor. Daß auch Franzosen und Schweden, Briten und Schotten dort forschten und birschten, Wege bahnten und Hütten bauten, braucht man nicht zu erwäh» nen. Im Anfang, heißts, war der Bur (in dessen Adern oft Ro» manenblut pulst). Weil er hart ist, gehorchen die Neger seinem Wink. Vor seiner anschmiegsamen Verschmitztheit beugen sich

grinsend dieHottentoten.Nochdempfiffig kühnen, aufseine Weise edlen Feldkornet Iakob Morenga warDewet das leuchtende Vor» bild.Was aber hat derBur für dasLand und dessen Menschheit gethan?Der mag er morgen zurufen, nie wieder werde der zuvor schon aus Togo und Kamerun gejagte Deutsche in Macht an die Westküste zurückkehren: die stumpfsten Dunkelhäuter wissen, wer das Sandmeer gedämmt, Eisenstränge gelegt, dem Handel die Straße gepflastert, dieEdclsteinindustrie vernünftig geordnet hckt. Entrissenes Land? In dem Streit über Angra Pcquena sprach Bismarck: „Denken Sie an die Geschichte der holländischen Ko» lonien! Welche ups anci <Zovns haben Äie gehabt! Die Holländer halten Ostindien und Brasilien, verloren Beides,haben aber noch heute eine Kolonialmacht, die an Ausdehnung und Einwohner» zahl das ganze Königreich derNiederlande übertrifft.Da sehönSie, daß germanische Zähigkeit schließlichdoch ans richtige Ziel kommt, auchwennsieinzwischenCeylon,Ostindien,Brasilien undöieKap-stadt verloren hat; mancher ehrliche Holländer ist dabei vonWil» denund von ausländischenFeinden, gegen die erzu kämpfen hatte, erschossen und erschlagen worden. Setzen nun dieGesinnungsge» nossen des Herrn Bamberger bei der oberdeutschen Nation we» nigerZähigkeit, Tapferkeit, Beharrlichkeit voraus als bei der nie» derdeutschen?" Dann hätten sie geirrt. General Botha mag sich im GlanzderOrdenunddesPathenruhmes weiden,dieDeBeers-Company froh sein,daß der deutscheWeltbewerb aufhört und sie in Allmacht nun auf dem Diamantenmarkt herrscht: wir dürfen hoffen, dieses Leides Ende zu schauen. Das Blaugrundeden wäre zu verschmerzen; die Kolonie.die zwei Drittel einer Milliarde in Kriegsbrunst verprasseln ließ und aus der das Zusallsstichwört zu einem Wahlkampf kam.ist nicht unersetzlich,nicht ein um jeden Preis einzulösendes Pfand. Südwest muß wieder deutsch wer» den, weil ein Strom deutschen Blutes seine Durstfelder gedüngt hat.Denket anBolha» Land! Der Name birgt zwei warnende Er» innerungen an Reichswirrniß, die niemals wieder werden darf.

Kladde.

NeuerIrrthum riecht nicht so schimmelig wie alter; verleitet vielleicht aber in noch ärgeren Schaden. Tag vorTag werden die Balkanstaaten vor Rußlands Absicht auf Konstantinopel gewarnt;

wird ihnen, allen und jedem, ins Ohr geschrien, daß sie verloren wären, wenn derWeiße Zar am Bosporus eine dritte Hauptstadt hätte. Wer auf diese Botschaft die Hoffnung baute, kann morgen Schutt heimkarren. Hundertmal ist den fünfKönigen, ist zwanzig Ministern der Balkanreiche vonNikolais Leuten gesagt worden: «Mein erhabcnerHerrscher fordert dieOeffnung, dieInternatio« nalisirung (ein an der Sängerbrücke gewachsenes Wort), nicht die Beherrschung derMeerengen;dieEnttürkung,nichtdieVerrussung Konstantinopels." Auch wenn sie nicht feierlich von dem Merbund verbürgt wäre,fände dieKundeGlauben: weilsienurwiederholt, was fünfundachtzig Iahre lang in russischen Staats schriften aus« gesprochen ward. Von dem Wunsch Peters und Katharinens, das Russenreich bis an dieDardanerstraßezurcckcn, hat sichschonGraf Nefselrode geschieden. An den Großfürsten Konstantin schrieb er (am zwölften Februar 1830): »Der Zweck unseres Verhältnisses zu der Türkei hat sich seit dem Vertrag von Adrianopel und der Wiederherstellung unseres Friedens mit dem Groß herrn nicht ge» ändert. Wir konnten unser Heer nach Konstantinopel schicken und den Türkenstaat vernichten. Keine Macht hätte sich uns entgegen» gestemmt, keine nahe Gefahr uns bedroht, wenn die europäische Osmanenhenschaft unserem Streich, dem letzten, erlegen wäre. Nach der Ueberzeugung des Kaisers wars aber klüger, sie fort- währen zu lassen; wenn dieMonarchie, die sich nurnoch unterRuß» landsSchutz halten kann, alsoRußlandsWünsche erfüllen muß, weiterlebt, sind,nach seinerMeinung,unserepolilischen und wirth» schafilichen Interessen besser gewahrt, als sie nach irgendeiner Besitzrechtswandlung wären. Die zwänge uns, durch neue Er- oberung unsere Grenzen allzu weit vorzurücken oder die Türkei durch Staaten zu ersetzen, die schnell trachten würden, an Macht und Gesittung, Gewerbekraft und Vermögen uns ähnlich zu wer- den. Diese Grundüberzeugung Seiner Majestät bestimmt heute unser Verhältnisz zu der Hohen Pforte." Die Ueberzeugung des Ministers, der sie dem ZarenNikolai mühsam eingetrichtert und später die Dardanellensperre als einen wichtigen Gewinn seiner Staatsweisheit gerühmthat. AlsNikolaiPawlowitsch fünfund» zwanzigIahre auf demThron verwettert hatte,las erinderFest» schriftseines Kanzlers die Sätze:»Zweimal schien dem vomEhrgeiz eines rebellischenLehnsmannesbedrohtenOsmanenreichderZer-

fall unabwendbar. Seine Rettung hatte es, in beiden Fällen, dem entscheidenden Eingriff Eurer Majestät zu danken. Die erste der beiden Krisen bot der Welt ein in aller Geschichte niemals noch erschautes Bild: als Befreier lagerten russische Krieger an den Ufern des Bosporus, gegenüber der Hauptstadt, die so oft, die erst jüngst wieder vor ihnen gebebt hatte. Der zweite Vorgang glänzte nicht so ins Weite, brachte aber leichter münzbaren Er» trag. Die neue Arabermacht, die Rußlands Feinde auf den Platz des morschen Osmanenreiches setzen und später als Brückenkopf gegen uns benutzen wollten, wurde aus Syrien nach Egypten, in feste Grenzen, gedrängt. Der Vertrag von Hunkiar-Iskelessi wurde, zum Schein, entkräftet; lebt aber, trotz dem Widerspruch Frank« reichs und Englands, unter anderer Worthülse fort. Das von allen Mächten gebilligte Abkommen, das fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in die Dardanellen verbietet, schützt uns fortan vor jedem Flottenangriff. Und unsere behutsame Schlichtung der Orientwirren bescherte noch ein bedeutsames Ergebniß: die Lösung desfranko»britischenBündnisses.das unsfeindltchundjederkon» servativen Regirung gefährlich gewesen war. Unter den Whigs hatte es sich, 1840, gelockert, war von denTories dann aber fester geknüpft worden und hatte, unter dem Prunknamen Entente dor- äwle, sein Scheinleben hingefristet." So spricht, zum zweitenNiko» lai, HerrSasonow nicht. Doch lauter alsNesselrode hat er, hatsogar Iswolskij überall gesagt:»Konstantinopel sollFreieStadtwerden." Wird diesesSehnengestilltundMohammedsMoschee endlich wieder dem Heiland des Ostens geweiht? Oeffentlicher Meinung, die von den Rückzügen und Verlusten des Heeres getrübt ward, soll die Gewißheit denHimmel heitern. Aus Odessa wird Massen« blättern gemeldet, dieLeiter der größten Schiffahrtgesellschaft seien nach Iapan, Amerika, England gereist, umDampfer zu bestellen, die Rußland, nach der Meerengenöffnung,für den Verkehr mit Ost und West brauchen werde. Eisen und Stahl sei theuer, jede Werft mitArbeitfür den Kriegüberlastet, rasche Lieferung um kei- nen Preis zu erlangen.Doch England habe so viele deutsche Schiffe in feinen Häfen, daß es dem russischenFreund aus jederTonnage« noth helfen könne. Wers ohne Arg liest, muß glauben, das Käfig- schloß sei mindestens halb schon durchfeilt und der Herbstfahrplan für die Handelsflotte fertig. Warum aber, wenn das Goldhornim

Morgenlicht solcherHoffnung gleißt,die Demüthigung vor den drei in Südost noch Neutralen, die neben dem Gossudar aller Reusscn doch nur Knirpfe sind? Warum wird Bulgarien umschmeichelt, gescholten,in die Slawenhölle verflucht?Weil es den Meerriegel sprengen könnte, der noch nicht weichen will.ProfessorMiljukow, Mitglied der Reichsduma und Leiter des „Rjetsch", warnt die Schreiberzunft vor rauhem Verruf derBulgaren (die er aus feiner sofioter Dozentenzeit kennt). «Unsere Bundesgenossen rütteln kräftig an dem Dardanellengitter, weil die Oeffnung unsere Valuta bessern und die Rüstung unseres Heeres erleichtern würde. Wir lönnen sie nur durch klugeDiplomatie unterstützen; sollten uns aber hüten, die Bulgaren schon schnödenVerrathes zuzeihen.Ntchtum Königsränke handelt sichs jetzt, sondern um denWillen desVolkes. Die uns feindliche Partei weist aufdas galizische Mißgeschick des Russenheeres und behauptet,Deutschlands Türkenbürgschaft biete stärkere Sicherheit alsRußlands Serbenassekuranz.Was die Türkei verspreche, werde das Deutsche Reich fürBulgarien erlangen; ob petrograder Druck die Serben zum Verzicht auf Makedonien zwingen könne, sei ungewiß. DiesenZweifel müssen wir entwurzeln, statt die Zweifler zu schimpfen. Das Wirksamste wäre,im Einver» ständniß mit Serbien die von ihm den Bulgaren zugesagten Theile Makedoniens von einer kleinen englischen oder russischenTruppe besetzen zu lassen. Dann wüßten die Bulgaren, daß sie das Versprochene erhalten/ Serbiens Hauptgewinn aus denBalkankrie» gen, die Grenzlinie Enos»Midia: fehlt nurnoch Drama»Kawala, das Saftstück aus Griechenlands Beute. Wenn die beiden Nikolai, der Zar und der Generalissimus (der Schwager des Serbenkönigs), sich entschließ?n, für Bulgariens Hilfe so hohenPreis zu zahlen, und obendrein die Bittstellermühe nicht scheuen, kann ihr Glaube an die Thatkraft der großmächtige« Sozien nicht ehern sein. Ehe der alte Wunsch erfüllt ist oder noch einmal bestattet werden muß, wird, nach Menschenermessen, Rußland sich nicht in Friedensschluß bequemen. Trotz der guten Post, die von den Ostfronten kommt, dürfen wir nicht in Trugspiegelung gleiten; dürften noch nicht, wenn Warschau, Brest»Litowsk, Riga gefallen wären. Und Frankreich? »Unsere Krieger, unsere Bürger, unsere Frauen: Alle haben, ohne Ausnahme, klar erkannt, daß an den schwer hinschleichenden Minuten dieses grausamen Krieges nicht nur die Ehre, sondern die Zukunft, die Lebensmöglichkeit unserer

Rasse hängt. Wir haben den Willen zum Sieg und die Gewiß»
heit,ihn zu erstreiten. Wir vertrauen unserer Kraft, der Genossen»
Hilfe und unseremRecht. Der Feind hütesich vor Selbsttäuschung!
Ein erwinselter, undichter Friede, der ruhlos zu durchfiebernde
Waffenstillstand zwischen einem abgekürzten und einem noch-gräß»
licheren Krieg ist nicht unseres Wunsches Ziel. Ganz Frankreich
ist, da der Manneston der Marseillaise ihm klang, erschaudernd
«ufgestanden; soll es morgen von neuem Angriff bedroht, wiederin
Lebensfährniß gerissen werden? Nein! Die Männer sonst geschie»
dener, jetzt enggeschaarterAltersfolgen,dieeinHeidenheer bilden
und alltäglich Ruhmesglanz schaffen, die Familien,die ohneKlage
ihr Liebstes dem Vaterland opferten und ihre Trauer wie Glorie
tragen, wollten nicht des Landes Abdankung, feinen Verzicht auf
freie Selbstbestimmung vorbereiten. Nicht, um in Schmach zu
leben und, bald, in Reue zu sterben, hat Frankreichs Volk dem
furchtbaren Ansturm derDeutschen getrotzt, den linkenFlügeldes
gebändigten Feindesheeres von der Marne an den Vserzurückge»
worfen und, nun ein Iahr schon, Wunder an Größe undSchön»
heit gewirkt. Nicht oft genug aber können wir wiederholen: Nur
sittliche Kraft undAusdauersichert denendgiltigenSieg.Alle Ge-
walt unseres Willens und Vermögens müssen wir, Staat und Ein-
zelne,indeneinenGedanken,deneinenEnlschlußballen:denKrieg,
mag er noch solangwerden, zuführen, bis der Feind völliggeschla»
gen, derAlb deutscher Weltherrschsucht von Europa gewichen ist.
Schon röthet derRuhmestag, von dem unsere Volkshymne singt,
denHimmel.InAndacht stehen wir vor derThat derNation.Ihr
heiliges Werk muß sich, wird sich vollenden. Dem Sieg und der
Gerechtigkeit bahnt es den Weg. "So hat, vor dem Erdenrest des
Marseillaisesängers Rouget de Lisle.der nun imInvalidendom
ruht, am Nationalfesttag derPräsident der Französischen Repu-
blik gesprochen. Er weiß, daß der Freund in Ost fürs Erste lahm
ist; keinem Franzosen ists gehehlt worden.Alle eint dennoch das
Gelübde: «Krieg, und währe er noch so lange, bis in die Sonne
endgiltigen Sieges!" Ists würdig, des Redners, der Hörer zu
spotten?Sie haben, im zwölftenKciegsmonat noch einmalihrZiel
enthüllt. Der Versuch, mit schmatzendemWort es ihnen zu verlei-
den, wäre schmählich; und nutzlos. Aus vertönender Rede hafte
ein Satz: Nur sittliche Kraft und Ausdauer sichert den Sieg.

IIb Die Zukunft.

Vom hohen Berg.

?u den Dingen, die im Krieg nicht „gestreckt" werden, gehört ^das Reisen. Berufene Federn haben erörtert, wie die Verengung des Reisehorizontes eine Vertiefung des Reisezweckes bewirken wird, wie wir zahllose Herrlichkeiten des Vaterlandes entdecken werden^ die wir zuvor vernachlässigten, um den Bädekerster« nen des Auslandes nachzujagen.

Aber jenseits von solchen Betrachtungen liegt eine andere, die vom Reisezweck auf die Reisenothwendigkeit übergreift und über der Behaglichkeit einer Sommerfrische, über der Sehenswürdigkeit von unterwegs ein erhöhtes Ziel wahrnimmt. Auf dem Grunde dieser Betrachtung liegt ein Lebensproblem, das an die tiefsten Geheimnisse der erlebenden und empfindenden Seele rührt. Man kann ihni nur nahkommen, wenn man zwei Gedankengänge einschlägt, deren Ergebnisse, scheinbar unabhängig von einander, dennoch auf einander wirken wie di<Vole einer Batterie. Zwischen ihnen wird plötzlich mit großer Leuchtkraft ein Funke der Erkenntniß überschlagen.

Wir stellen uns zuerst eine Gebirgsreise vor. Ein Gefühl der Romantik klingt in uns auf. Die Höhe, als die dritte Dimension, tritt in unsere Erfahrung, die sich sonst im Dunstkreis des Alltages ausschließlich als ein Gebilde der Fläche entwickelt. Die Bergwelt bricht diesen Bann. Indem sie uns die dritte Dimension zum Einfühlen, Höhe und Tiefe zum Durchkosten liefert, löst sie in uns die eigene Körperlichkeit, die danach verlangte, sich aus planimetrischer Gefangenschaft zu befreien. Die Welt des Erlebens, die da unten ein Bild war, empfängt Relief, erscheint uns plötzlich wie ein körperhaftes Kunstwerk, in dessen Abmessungen wir unsere Leiblichkeit wiedererkennen. Was uns an einem großartigen Bauwerk, an einem himmelstrebenden Dom im Innersten ergreift, ist, auf die Grundformel gebracht, die Ueberwindung der Schwerkraft. Wenn wir selbst steigen, selbst den Bruch mit der drückenden Verordnung der Erdenschwere vollziehen, durchstrahlt jene Kunstempfindung unseren ganzen Organismus. Wir blicken auf den Flächenmenschen, wie Dieser auf seinen eigenen Schatten. Es ist das kosmische Gefühl der vollendeten Raumerfassung, was wir sonst mit dichterischen Umschreibungen als Schönheit der Gebirgswelt, als Aussicht, Rundblick und Panorama preisen.

In den zweiten Gedankengang biegen wir mit der Frage ein, ob wir denn ein Organ besitzen, das den Raum unmittelbar zu er»

fassen vermag. Die Antwort scheint sich von selbst zu ergeben: unsere gesummte Leiblichkeit, insbesondere der Tastsinn, und das Auge (so meint man wohl obenhin) stellen hierfür die geeigneten Werkzeuge. Das aber wäre ein Trugschluß, der den Raum als solchen mit Dem verwechselt, was ihn erfüllt. Hier nämlich, wo es sich wirklich nur um die Dimension handelt, versagen jene Sinne völlig; sie besitzen nicht die Fähigkeit, den reinen Raum wahrzu» nehmen, und wenn sie dem Verstand erzählen, was sie davon wahr» genommen haben, so liefern sie ihm nur dürftige Uebersetzungen, nicht das Original selbst.

Aber ein anderes Organ tritt mit einem neuen Anspruch her« vor: das Ohr. Es meldet sich mit der seltsamen Behauptung, daß es im Stande sei, den Raum sinnlich zu erfassen und ihn dem Menschen originalgetreu zu übermittein. Wenn Du beim Reisen, beim Steigen ein Lustgefühl spürst, so redet das Ohr zur Persönlichkeit; wenn Du Dich in den Raum wirfst und zugleich den Raum als ein Durchfluthendes in Dich aufnimmst, so liegen die Wurzeln dieser Lust ganz anderswo, als Du vermuthest: nicht im Auge, das Dir kinematographische Bilder abrollt, nicht in der Ueberlegung, die Dir Kilometer vorrechnet, fondern im Ohr, als dem einzigen Raum»Organ, das Dir die Natur verliehen hat.

Ist der Raum also hörbar? Nicht zu ersehen, aber zu erhor» chen? Wir werden uns wohl entschließen müssen, Dies anzunehmen, seitdem einer der schwierigsten und scharfsinnigsten Thierversuche das Labyrinth im Ohr als den wahren und einzigen Sitz der Raumempfindung über jeden Zweifel hinaus aufgezeigt hat. Kein anderes Organ vermag mit ähnlicher Leistung dem Ohr auf seiner Wanderung zu folgen. Und da das Ohr auf der Wanderung auch hört, die Weltgeräusche in sich aufnimmt, so ergänzen wir: Das Reisen, insonderheit das Reisen zur Höhe ist ein symphonisches Er« lebniß. Jenseits von den durch grobe Meßwerkzeuge erkundbaren Klängen giebt es ein kosmisches Rauschen, das sich der Tiefe des Gehörs ankündet und von ihm als eine Raumvorstellung verarbeitet wird. Dem Lichte des Weltalls verwandt, ist dieses Weltgetön eine Grundbedingung unseres Daseins. Und unser Trieb, den Ort zu wechseln, uns in die Höhe zu schwingen, ist im Tiefsten nur die Sehnsucht nach jenem himmlischen Konzert, das auf den drei Dimensionen des Raumes spielt.

Goethe hat Das gewußt und sein Wissen in Hörbildern und Sehklängen niedergelegt: „Die Sonne tönt nach alter Weise". „Welch Getöse bringt das Licht!" Was seiner Zeit Geheimwissen war, könnte dereinst Weltkunde werden. Ins Hochgebirge reisen

heißt: dein tönenden Licht zustreben! Unabhängig von Laune, Mode und Zerstreuungbedürfniß ist es eine Lebensnothwendigkeit, die sich auf einer gewissen Stufe der Organifirung unter allen Um» ständen durchsetzt.

Sie wird aber einst ihre unbesiegliche Kraft nicht nur an Einzelwesen ervroven, sondern an Gemeinschaften. Heute fragt der banggestimmte Rest der Weltbürgerlichkeit, ob es wohl überhaupt noch möglich sei, die zersplitterten Scherben der Internatio» nalitär, der Weltwissenschaft, der Weltkunst wieder zur Einheit zu fügen. Der hohe Berg weiß die tröstliche Antwort. Nicht für heute, nicht für die Kriegsdauer, aber für die Friedenszukunft. Die Welt, die Internationalität und der hohe Berg können warten. Er bietet keinen allzu breiten Aufenthalt auf seiner bevorzugten Spitze; desto sicherer weiß er, daß sich auf ihr Alle zusammenfinden werden, auf die es ankommt. Und bei ihnen wird ein moderner Zara» thustra stehen, mit einer modernen Bergrede, wenn auch Philosophen umlernen können.

Denn Nietzsches Gesandter durfte sprechen: „Wer auf die höchsten Berge steigt, Der lacht über alle Trauer»Spiele und Trauer» Ernste." Der neue Zarathustra wird nicht lachen noch weinen, allenfalls lächeln über die Kurzsichtigen, die sorgenvoll meinen, ein Fluß der Entwickelung lasse sich mit irgendeiner trennenden Scheere entzweischneiden; dem Wanderburschen an Einsicht vergleichbar, der auf dein Riesengebirge die Elbquelle mit der hohlen Hand aufhielt und dabei rief: Was werden sich Die in Hamburg wundern, wenn dort die Elbe ausbleibt!

Der neue Zarathustra wird sagen: Dem Trieb nach Raumerfassung und der Sehnsucht nach dem Klingen des Weltalls gehorchen sie, Alle, die hier heraufkommen. Die nach alter Weise tönende Sonne hat sie emporgezogen; nnd die Sonne ist international.

Dieser Franzose, Engländer, Russe, Italiener wollte nicht mehr nach Deutschland; sie werden den Weg dahin wiederfinden, nachdem sie den Weg hier herauf gefunden haben. Eine Stimmung beherrscht hier Alle. Gleichgiltig ist, ob der Gipfel Pilatus heißt oder Gornergrat oder sonstwie. Wesentlich, daß er ein Gipfel ist, der über flächenhaftes Getriebe und flächenhaftes Denken hinausragt.

Von den Firnen und Gletschern dort drüben lösen sich Wildbäche, die zu Strömen werden und der großen Fluth zueilen, die wiederum verdampft und dem hohen Berg ihren Wolkengruß sendet. Und in den ewigen Kreislauf, der keinen Anfang kennt und

kein Ende, der alle Grenzen auslöscht, fühlt sich der Hochwanderer unmittelbar eingesponnen. ^
Allem Weltgesetzlichen fühlt er sich näher., Er braucht nicht den Wortlaut der Gesetze Keplers zu kennen noch die Himmelsmechanik der Kopernikus, Newton, Kant, Laplace zu verstehen; aber er spürt, daß sich hier das Unbegreifliche mit dem Begriffenen mengt und daß Internationales am Werke sein mußte, um das Begriffene zu schaffen. Das spürt er auf dem hohen Berge, wo er dem Weltgeist näher ist als in der Tiefe.
Nietzsches Zarathustra durfte sagen: „Ich bin ein Wanderer und ein Bergsteiger; und was mir nun auch noch als Schicksal und Erlebniß komme, — ein Wandern wird darin sein und ein Bergsteigen: man erlebt endlich nur sich selber." Unser Höhenmensch weiß und fühlt es anders. Er steigt auf den hohen Berg, um sich selber, aber auch (und Dies wird zur Hauptsache), um in sich die Menschheit zu erleben.
Charlottenburg. Alexander Moszkowski.

Bäume dringt ein leiser Ton,
Die Finthen hört man rauschen schon,
Da zieht er her die breite Bahn,
<Lin altes Städtlein hängt daran.
Mit Thürmen, Linden, Burg und Thor,
Mit Rathhaus) Markt und Kirchenchor;
So schwimmt denn auf dem grünen Rhein
Der goldne Nachmittag herein.
Im Lrkerhauschen den Dechant
Sieht man, den Römer in der Hand,
Und über ihm sehr stille steht
?as Fähnlein, da kein Lüftchen geht,
Wie still I Nur auf der Klosterau
Keift fernhin eine alte Frau;
Im kühlen Schatten nebenan
Dumpf donncrts auf der Kegelbahn,
Still-Leben.

Gottfried Keller.

Die Zukunft.

Eine Schwester.*)

ei der Haltestelle am großen Lazaret stieg ein ganzer Schwarm Leichtverwundeter in die Trambahn. Einige humpelten an Stöcken, Andere trugen den Arm in der Binde und Einer hatte außer »n Arm und Bein auch noch eine Verletzung an der Nase. Aber Alle, auch der dreifach Verwundete, waren in Erwartung des Stadtbummels in freudiger Stimmung. Ihre Lustigkeit äußerte sich in harmlosen Frozzeleien, über deren Gelingen sie sich jeweils in kindlicher Freude ergötzten. Ihre Bemerkungen machten sie in gedämpften Ton und immer mit respektvollen Seitenblicken nach einem alten, Feldwebel, der am Ende der Bank in eine Zeitung sah und ab und zu mit bär-beißiger Miene aufblickte, jedesmal aber, wenn er wieder hinter dem Blatt verschwunden war, mit innigem Behagen auf die Unterhaltung der Leute horchte.

Der Wagen füllte sich, je näher er dem Stadtinnern kam, immer mehr mit Soldaten und Civilpersonen. An einer Haltestelle stiegen unmittelbar hinter einander ein junger Offizier und eine Rothe»Kreuz» Schwester ein. Die Schwester nahm mit freundlichem Dank den sogleich von einem Soldaten freigemachten Platz ein, wogegen der Offizier, nachdem er dankend abgewinkt hatte, im Wagen stehen blieb. Und zwar stand er der Schwester gerade gegenüber. Durch den großen Andrang fügte es sich übrigens, daß auch einige andere Fahrgäste, mit den Gesichtern nach den Verwundeten, im Gang des Wagens standen.

Der Lieutenant, ein blutjunger Mensch mit einem hübschen, offe-nen Gesicht, sah in dem allgemeinen Durcheinander musternd über die Leute hin, hob unwillkürlich einen kleinen Rosenstrauß, den er in der einen Hand hielt, an sein Gesicht und hörte im Nebrigen zu, wie ein dicker alter Herr neben ihm den vor ihm sitzenden Soldaten über seine Kriegstaten ausholte. Der Offizier hörte noch die in ärger-lichem Ton hervorgestoßene Antwort des Soldaten: „Z'Fümft ham, ma vierz'g Franzos'n g'fanga!" und war eben daran, über den pol-ternden Bescheid herzlich aufzulachen, als sein Blick unwillkürlich auf das Gesicht der Schwester vor ihm fiel.

Sein Lachen erstarb; er sah sie betroffen an. Es war nichts an. ihren kräftigen, fast alltäglichen Zügen, das auf etwas Besonderes' gedeutet hätte. Und doch lag über diesem Gesicht ein Ausdruck, der' ihn mit unbegreiflicher Stärke anzog.

Die Schwester schien, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, der Unterhaltung der Verwundeten zu folgen.

Da es der Lieutenant als unschicklich empfand, ihr Gesicht noch länger zu betrachten, wendete er den Kopf; als er aber nach einer

') Aus dem kräftigen (und billigen) Büchlein „Kampf und Lachen", das, eine Fracht deutscher Verse und Prosaskizzen, bei Reufz S Itta in Konstanz erscheint.

Weile wieder auf sie niedersah, bemerkte er auf dem Umhang ihres Kleides mit Staunen das Abzeichen des Eisernen Kreuzes.
Der junge Offizier fühlte einen Schauer durch seinen ganzen Körper gehen. Er machte eine so hastige Bewegung, daß die Schwester zu ihm aufsah. Ihre großen, klaren Augen waren mit ruhiger Freund-, lichkeit auf ihn gerichtet, und weil der Lieutenant noch so jung war, gab er der raschen Regung seines Herzens nach und hielt ihr mit den Worten: „Schwester, was müssen Sie geleistet haben!" den kleinen Rosenstrauß entgegen.
Das Gesicht der Schwester röthete sich leicht, Sie sah sich mit einem hilflosen, fast verschämten Blick um und öffnete den Mund, Aber dann schwieg sie doch und machte nur, mit einem unsagbar wehmüthigen Lächeln, eine verneinende Geberde, Der Lieutenant kniff in rathloser Verlegenheit die Lippen zusammen und zog die Hand mit dem Strauß zurück. Da schüttelte die Schwester fast unmerklich den Kopf und neigte sich leicht vor. Sie machte eine Bewegung unter ihrem Umhang und ließ den Lieutenant, während sie mit einem entschuldigenden Blick zu ihm aufblickte, ihre Arme sehen. Und da sah er, daß ihr beide Hände fehlten.
Der junge Offizier athmete tief auf und starrte wie abwesend vor sich hin. Wie von weit her hörte er den Schaffner rufen: „Alles besetzt!" und hörte junge Soldaten herzlich lachen. Um ihn her war ein Kommen und Gehen; Niemand hatte Etwas bemerkt.
Nach einer Weile erhob sich die Schwester. Der Lieutenant riß die Thür vor ihr auf und wollte ihr beim Aussteigen behilflich sein, Aber sie dankte und sagte: „Ich bin immer so froh, wenn es Niemand bemerkt. Die Leute werden ja schon durch so viel Schreckliches geängstigt!" Sie sagte es mit freundlichem Gesicht und nickte ihm noch im Fortgehen gütig zu.
Und der Lieutenant mit seinem Blumenstrauß in der Hand sah ihr lange nach.
München. Peter S ch e^r.

Brot und Geld.

ie deutsche Wirthschaft hat sich als einen lebensfähigen und mit allen Eigenschaften zur Lintwickelung ausgestatteten Organismus erwiesen. Bevor diese Erkenntnis; reifte, war manches Vorurtheil zu überwinden. Die Möglichkeiten wurden unterschätzt. Weil es nicht gelang, den Kartoffelvorrath richtig zu ermitteln, entstand die Furcht vor einer Kartoffelnoth. Das Publikum hatte die Folgen (Preissteigerung rund ungenügende Versorgung) zu tragen; und die Verkäufer suchten das falsche Urtheil auszunützen. Nie war Kartoffelmangel: also wars auch unnöthig, besonders viele Schweine zu schlachten, um dem Men-

scheu die Kartoffel zu erhalten. Solche Schönheitfehler mindern den Werth der Gesammtleistung nicht. Als das Schlagwort „Streckung der Getreidevorräthe" aufkam, hatte das deutsche Volk noch kaum daran gedacht, daß es an Brot sparen müsse; trotzdem man ja wußte, daß es nur noch geringe Zufuhren fremdländischen Brotgetreides gab und daß der deutsche Magen bis zum Kriegsausbruch auch mit russischem und kanadischem Weizen gespeist worden war. In den ersten Monaten des Krieges lebte Alles aus dem Vollen; deshalb war, als Ende Ia» nuar 1915 die Beschlagnahme von Getreide und Mehl kam, der größere Theil des Ernteertrages schon aufgezehrt. Der Rest mußte bis in die Zeit neuer Ernte genügen. Ausreichende Versorgung zu angemesse- nen Preisen: diese Forderung mußte erfüllt werden. Das Ergebniß, hat alle Erwartungen übertroffen. Feder Deutsche hatte Brot. Und beim Abschluß der Iahresrechnung bleibt ein Ueberschuß von 600 000 Doppelcentnern Getreide, der den Verbrauch bis in den Oktober deckt. Im neuen Erntejahr bleibts natürlich beim Reichsmonopol.

Durch die neuen Verordnungen, die für das Iahr 1S15/16 gelten sollen, ist die geradlinige Fortsetzung des ersten Programms hergestellt. Nur haben Erfahrung und die Pflicht zur Verlängerung der Geltung- dauer dem Plan einen schärfer gezeichneten Grundriß gegeben. Ietzt erst hat man eine in sich abgeschlossene Verfassung vor sich. Daß das Reich die Verantwortung für die Wohlfahrt der Bevölkerung über- nimmt, ist durch die Errichtung einer Reichsinstanz sichtbar gemacht. Die neue Reichsgetreidestelle ist eine Verbindung der Kriegsgetreide- gesellschaft m. b. H., die nach der ersten Anordnung als Aufnahme» und! Vertheilungressort für das Getreide waltete, mit einem großen Ver- waltungapparat. Das Kaufmännische und das Bureankratische sind neben einander gestellt. Sie bilden zusammen die Reichsbehörde'. Die geschäftliche Abtheilung hat Direktoren und einen Aufsichtrath, dessen Vorsitzender zugleich Erstes Mitglied des Direktoriums der Verwaltungabtheilung ist. Die übrigen Träger der Aufsichtmandate sind aus den wichtigsten Kompetenzbereichen zu ernennen: Reich und Bundesstaaten, Städten, Landwirthschaft, Großgewerbe. Im Verwal- tungbezirl herrscht ein Direktorium und ein Kuratorijum, das aus sech» zehn Bevollmächtigten zum Bundesrath, je einem Vertreter des Deut- schen Landwirthschaftrathes, des Deutschen Hlandelstages und des'Deut- schen Städtetages und je zwei Vertretern von Handel, Industrie, Land-, wirthschaft und Verbrauchern besteht. Das ist eine vielgestaltige Zu- sammensetzung: aus dem Bestreben geboren, den technischen Bau mit dem materiellen Zweck zu vereinen. Die Pflicht des neuen Anfsicht» amtes ist, der Verschwendung von Getreide und Mehl vorzubeugen. Um die Vertheilung kümmert sich die Reichsbehörde erst, wenn die Kommunalverbände, denen unbegrenzte Selbstverwaltung zugestan- den wurde, versagen. Die Erweiterung der Gemeinderechte ist die zweite Neuerung, die der erweiterte Wirthschaftplan des Reiches ge- bracht hat. Zuerst wurde das Getreide von der Kriegsgetreidegesell»

Brot und Geld,

schaft in Beschlag genommen, die die Verthcilung übernahm. Die Gemeindeverbände hatten nur die Vertheilung und den Verbrauch des Mehls zu überwachen. Nach dem neuen Gesetz sind die Kommunal« verbände berechtigt, innerhalb ihres Bezirkes das Getreide und das Mehl anzukaufen und weiter zu vertheilen. Der ganze Getreide» und Mehlverkehr liegt in ihren Händen und sie hzbsn bis volle Verant» wortung dafür, daß Vertheilung und Verbrauch richtig geordnet werden. Das große Reichsmonopvl wird in Hunderte einzelner Monopole zerlegt, die aber sofort von der Centrale aufgesogen werden, wenn sie sich nicht als lebensfähig erweisen. Wie viel verbraucht werden darf, wird von der höchsten Instanz bestimmt. Läßt die Ernte eines Bezirkes einen Ueberschuß, so ist er an die Reichsstelle abzuliefern. Fehlt Etwas, so hilft die Reichsstelle aus. Lücken in der Vertheilung können nicht entstehen. Ein Landestheil darf also nicht schlechter mit Brot versehen werden als ein anderer, weil seine Ernte weniger reichlich ausfiel als die des Nachbars. Daß man die Gemeindeoerbände allein wirthschaf» ten läßt, ist nicht nur eine Ehrenbezeugung vor der Selbstverwaltung, sondern die praktische Folgerung aus einer richtigen Erkenntniß, Das erste Getreidemonopol umschloß nur den Rest einer Iahresernte, hatte also mit nicht sehr großen Mengen zu rechnen; die neue Organisation dient einem vollen Iahresertrag. Um eine solche Masse richtig zu bewegen, braucht man mehr als eine Kraftcentrale. Der Verwaltungapparat der Reichsinstanz würde nicht genügen, um alle Forderungen des Verbrauches und der Versorgung so zu übersehen, daß nirgends Mangel entstehen kann. Ts ist nicht ganz einfach, eine Getreidsmenge von 15 Millionen Tonnen auf eine Bevölkerung von 60 Millionen Menschen zu vertheilen. Um es zu ermöglichen, mußte man das Werkzeug feiner ausarbeiten, als im ersten Fall geschah.

Die Feinde haben das Wort Organisation aufgeschnappt und möchten den Begriff in ihre Wirthschaft einführen. Der französische Finanzakademiker Ribot predigt seit Wochen die Lehre von der Produktivität der Volksarbeit als einziger Quelle des Wohlstandes, Aber bis das Ziel einer ungehemmten Vermögensproduktion erreicht ist, muß man sich von den Früchten des Kapitals anderer Nationen zu ernähren suchen. Iohn Pierpont Morgan der Iüngere, dessen Leben durch einen deutschen Friedensfanatiker in Gefahr gebracht wurde, und ein Vertreter des pariser Rothschildhauses haben über einen Vorschuß verhandelt. Die französische Regirung kauft im eigenen Lande amerikanische Eisenbahnbonds auf und giebt Nationalvertheidigung»Obli» gationen in Zahlung. Die Vankeewerthe sollen als Pfand für ein Darlehen dienen. Solche Findigkeit gränzt an Herenmeisterschaft,

Die Russen wollen eine eigene Industrie aus dem Bodcn stampfen, um dem deutschen Kausinann jeden Gedanken an die Rückkehr auf den russischen Markt zu verleiden, vivra, vei-rs. Einstweilen sind Resolutionen angenommen worden, die das Volk zur „Mobilisirung der Industrie" aufrufen. Ein Kongreß von Vertretern der Industrie und des Handels stellte fest, daß von den landwirthschaftlichen Maschinen,

die Rußland gebraucht, in jedem Iahr beinahe die Hälfte aus Deutsch« land bezogen wurde. So darfs nicht bleiben; die russischen Fabriken müssen jede feindliche Konkurrenz abwehren. Kokowzew selbst hat aber geschrieben: „Die EntWickelung der russischen Volkswirthschaft und die Zukunft der Industrie hängt davon ab, daß der Prozeß des Wächs- thums ungestört bleibt." Die Industrieleute und Händler, die schnelle „Hebung der Wirthschaftkraft des Landes" fordern, sind offenbar viel tüchtiger. Und wer soll das Geld liefern? Ganz einfach: eine große Reichsindustriebank. Ein Prioatinstitut unter staatlicher Aufsicht. Das Betriebskapital soll durch Obligationen beschafft werden. Wer die kaufen wird, ist ein Geheimniß. Die SVs prozentige Milliardenanleihe, die zu Ehren der „Befreiung Galiziens" aufgelegt wurde, brachte 40 Millionen von dem begeisterten Publikum. Den „Rest" von 960 Millionen mußten sich Banken und Staatsbank theilen. Werolso wird die Obligationen der Reichsindustriebank kaufen? Die Franzosen wer« den kaum wünschen, noch mehr Russenpapiere zu erwerben.

England hat ‚das erste Kapitel der allgemeinen Arbeitmobilisirung begonnen. Alle Briten, männlichen und weiblichen Geschlechts, im Alter von fünfzehn bis zu fünfundsechzig Iahren werden in das große Arbeitregister des Staates eingetragen, damit Lloyd George die Zahl der Arbeiter für die Herstellung von Granaten.übersehen kann. Die Noth gebietet. Schatzkanzler Mac Kenn« konvertirt die alten Anlehen, giebt 4i ., Prozent und verspricht, daß die nächste Anleihe S oder g Pro- zent Zinsen tragen werde. Die Verluste, die an den 2i/z prozentigen Konsols hängen, haben das Herz des Finanzministers nicht gerührt; sonst hätte er schon bei der ersten Kriegsanleihe an die Uebernahme der alten Staatsschuld gedacht. Lloyd Georges Anleihe hat 32 «00 Zeich- ner angelockt. Die erste deutsche Kriegsanleihe ist von 1,17 Millionen, die zweite von 2,96 Millionen einzelnen Zeichnern übernommen wor- den. Das deutet auf einen nicht unwesentlichen Unterschied in der Mo» bilisirung des Volksvermögens beider Länder. Und Amerika trium- phirt als Weltbankier auf Kosten Englands. Die newyorker Finanz, die voll Schadenfreude das Sinken des Sterlingkurses sieht, ist vor die neue Kriegsanleihe mit einem Posten von 109 Millionen Dollars gespannt worden. Das Bankhaus I. P. Morgan hat seine alte eng- lische Tradition wieder aufgenommen: es besorgt die Ueberleitung des britischen Goldes in die Kanäle des amerikanischen Geldsystems, da- mit der fürs Erste abgesetzte Weltbankier von der Themse heimlich Gelegenheit finde, dem Kurs seiner Devise ein paar Stützen unterzu- schieben. Während England ärmer wird, steigt der Reichthum der Ver- einigten Staaten. Die ersten fünf Monate des Iahres 1915 brachten ihnen einen Exportüberschuß von 715 Millionen Dollars, fast den zehnfachen Betrag Dessen, was von Ianuar bis Mai 1914 erzielt wor- den war. Und dieser große Aktivsaldo wird weniger denn je durch Zah- lungverpflichtungen (Zinsen und Dividenden auf Werthpapiere in europäischem! Besitz) in Anspruch genommen. Der größte Theil bleibt als reiner, ^Gewinn übrig, Amerika, Du hast es gut! Ladon.

Herausgeber uuci nerantwortlicher Redakteur: Maximilian Warden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck Von Pajz « Sarleb <S, m, b, h, in Berlin.

Berlin, den 31. Juli 1915.
An Herrn Poincare.
i.
HU ouget de Lisle, dessen Erdenrest Ihr Wille jetzt in dasPan»
theon, in die Gruft der größten (oder von einer Zeitstimmung
in Größe gereckten) Franzosen, bettet, bot in seinem Erlebniß dem
^lachredner brauchbaren Stoff. Ein kleines, mageres Kerlchen
aus Hochburgund (Franche- Comte); aus dem Iurabezirkdes Se»
quanerlandes, das den Römern einst Drittes Deutschland hieß.
Ein Lieutenant wie andere Lieutenants aus der Zeit der Revo»
lution, denen das Blut in die Schläfe stieg, da sie vernahmen, die
neue Freiheit, die von Danton und Robespierre der Gewalt ab»
gerungene, werde von den „Tyrannenheeren" Oesterreichs und
Preußens bedroht, die sich dem aus Frankreich entflohenenAdels-
cklüngel verbündet haben. Seit, am zwanzigsten April 1792, die
Rationalversammlung den Abwehrkrieg beschlossen hat, träumt
jeder Offizier vom Ruhm des Vaterlandes und von rascher Be»
förderung in höheren Rang. Dem stillen Rouget, der schüchtern
mit den Musen tändelt, hat Fritz Dietrich, der Bürgermeister von
Straßburg, gerathen,derRheinarmeeeinenKriegssangzudichten.
Am Zechtisch der Offiziere ists erzählt worden. Ehrgeizige haben
sich wohl um das Kränzlein bemüht. Eines Abends singt, noch
unter dem Aprilmond, nach gemeinsamem Mahl Ieder, was ihm
das Hirn erbrütet oder die Stimme schwüler Nacht eingesummt
hat. Na, Rouget?,, ^Ilons, enkants cte Is pstrie!" Fast zaghaftklingts.
'Aber hübsch. Aus demGrabderGewaltherrschaftkeimt unsneuer

Die Zukunft,
Ruhm. Heilige Liebe zum Vaterland ruft die Bürger inWaffnung. Verräther, Knechte, gekrönte Verschwörer nahen, uns längst be» reiteKetten anzulegen. Sehr nett. Zorn, Liebe, Stolz, Siegesge» wißheit: alles für solchen Sang Nöthige. Trotz Wein, Iugend, Wärme lodert derBeifall nicht inFlammen auf. Doch die Kame» radschaft findet dasLied derErhaltung würdig. »Drucken lassen,. RougetlBistjabeinahe einDichter,Bengel!" Nachtischstimmung; morgen istsaus den Köpfen. Das unter dem Titel »LKant 6e Zuerr^ pour I'armee ciuIZKin« veröffentlichteLied wird kaumbeachtet. Noch eins. Wie Drieschlinge nach warmem Regen: so schießen sie, seit Krieg ist, ans Licht. EinZufall wehtRougetsLied in dasOhr des jungen Mediziners Mireur, der, ehe er sein Gelübde, als Arzt »mit Hingebung aller Kräfte stets der leidenden Menschheit zu dienen", erfüllt sehen kann, sichrem gefährdeten Vaterland ver» lobt. Er bringt das in Straßburg geborene Lied nach Marseille und singt es dort, am zweiundzwanzigsten Iuniabend, aus dem Fest derIakobinergesellschaft.Trägt ers wirksamer vor als der dünne Hochburgunder? Lehrt erst die Luft des Südens die Wucht und Gluth dieses Rhythmus fühlen? Wie Rausch packts die Hörer. Hundert Stimmen fallen ein.Aus dem Saal sprüht der Kehrreim auf dieStraße. Schon sind auf tausend Lippen Fetzen des Liedes. Das Journal cies Uenäionaux druckt denWortlaut. Die Marseille? Truppen, die, das Vaterland vor dem Feind und dem Anschlag der Königischen zu schützen, nach Paris marschiren, singen beim Einzug, die achthundert zumBundesfest aus der Mittelmeerstadt Abgeordneten singen am Tag des Tuileriensturmes das Lied Rougets.In derHeimath haben es zuvorLyonergesungen;Frei» willige vom ErstenBataillonRh5ne«et»Loire. Erst in der Haupt- stadt aber wachsen ihmFlügel. Wird es die Marseillaise, die, nach dem Wort Michelets, das Erdrund erobert und der Mensch- heitkehle ein unsterbliches Lied geschenkt hat. DoktorMireur kämpft bei Valmy, wird in Italien General, geht mit Bonaparte nach Egypten, fällt in Ungnade und stirbt in ärmlichem Dunkel. Der PionierhauptmannRouget de Lisleerblicktnichteinmal flüchtigen Glanz. Unter Dumouriez und Hoche dient er schlicht und recht. Weil er einenAdelsnamen trägt, wird erstrafbarerNeigung zu den Königischen verdächtigt.AusdemMund eines Bauernknaben,der den fast Geächteten durch eine Vogesenfchlucht führte, soll er zum

ersten Mal fein Lied gehört haben. .Was singst Du da?" »Die Marseillaise!" Ganz verdutzt rufts der Iunge. Die kennt doch Ieder! Keiner den Vater. Den umbraust, umjubelt, umheult auf allenWegennun sein Lied. Ist es nochsein? ImText hatMancher Verse Racines wiedererkannt; die Melodie kann ihre Herkunft aus Grisons Esther»Oratorium nicht verleugnen. Und das Ganze ist, seit es durch die Hitze des Südens stampfte, von tausendStimmbändern fiebernder Proven?alen sich aufschwang, durch Wuth und FeuerqualmdröhnenderSchlachten schwirrte, wieeinvonTropeysonne gebräunter, zum Gerüst aus Knochen und Sehnen entfleischterMensch: das selbe Wesen und dennoch so anders, daß derBlick sich erst durch Erinnerung und Vergleich in Gewißheit tastenmuß. Claude Ioseph Rouget ist bei Quiberon verwundet worden und bald danach aus demHeergeschieden.ErschreibtOpernbücher, einen Rachesang, auf Bonapartes, des Ersten Konsuls, Wunsch ein neues Kampflied, eine Hymne auf die Segenskraft der In» dustrie. Kann sich aber, auch als Notenkopist, nicht ernähren; wird, als säumiger Schuldner, eingesperrt; später vonBeranger unterstützt und vom Bürger»König Louis Philippe durch ein Gnaden» gehalt vor der ärgstenNoth bewahrt. InChoisy»le»Roi, dicht bei Paris, verglimmt sein Leben. Dort ist der kleine, schmächtige Greis eine jedem Auge liebe Gestalt. Hauptmann außer Dienst; hat die Kriege der Großen Revolution mitgemacht. Die Kinder stehen stramm, wenn er,den Cylinder schief auf dem weißen Haar, heran» trippelt; und er ist gern, fast immer mit einem Buch, auf dem Feld oder an der Seine. Sein Lied hört er nicht mehr. Napoleon hats verboten (und jeder nach ihm in Frankreich Thronende hat das Verbot erneut).DasDing schmecktnachUmsturz; zu viel Empörer» geist in dem Tonteig. Wozu das Gedächtniß an Konvent und Königshinrichtung, anDanton und den schönenMarseillerBar» baroux wecken, der die Landsleute nach Paris rief und dadurch dem Sturmsang das Thor der Hauptstadt aufriegelte? Der sechs» undzwanzigste Iuni 1836 istRougets letzterTag. Lächelnd stöhnt er: »So gehts! Eine Welt sang meine Weise; und nun muß ich sterben." Doktor Carrere (vielleicht ein Ahn des Behenden, der sich mit Ihrem Barrere ins römische Wieglergeschäft theilte) läßt im dumpfen Krankenzimmer ein Fenster öffnen. Da flatterts, weit» her, über das nächtig finstere Feld: «Eltons, enkants 6e Ig patrie!»

Von jungen Rekrutenstimmen. Horcht der Sterbende?,, ^ux armes, citoyens!« SeinAuge glänzt auf; und erlischt. GeneralBlein, der an seinem Bett steht, glaubt, durch das letzte Röcheln das Wort »ZtrasbourZ» zu erlauschen. DieLegende beginnt. Zwei National» gardisten werden vors Haus gestellt. Die Wirthin bestreut das Lager des Toten mit Feldblumen und steckt auf dem Nachttisch» cheneineWachskerze an. Draußen, imMenschenknäuel, schluchzen die Kinder. Dem Oertchen wirds Ereigniß; was rüstig ist, folgt derBahre. Frankreich aber weiß nichts vom Tod seines Sängers; hat von seinem Leben kaum Etwas gewußt. Keinem »Block" kann er nützen. Auch unter dem Zweiten Kaiserreich ist das Lied ver» pönt.Berlioz hat es instrumentirt, Schumann demTonbild seiner in Mannheit klirrenden Grenadierballade eingegliedert. In der Heimath ist es geächtet; hat derZeugerselbstnachIahren nurein» mal noch, am Rand des Grabes, Klänge daraus geschlürft.
Dem Nachredner bot das Leben des Liedes, des Sängers, gerade in Kriegszeit, den brauchbarsten Stoff. Straßburg die Krippe, die zur Massenwehr gewaffnete Hauptstadt die Pathin des Freiheitsanges. Alle Knebelgewalten wider ihn verschworen. Alle überlebt er im Herzen der Volkheit: und ist auf ihrer Lippe nach hundert Iahren fo jung wie am ersten Tag. Jedes Haupt, eines Selbstherrschers gar, blößt sich vor seinem Klang. In ihm glüht, aus ihm wirbt noch Frankreichs unauslöschliche Flamme, die in Unfreiheit ersticken müßte. In das Tongewand unserer Volkshymne kleidet Audorf das Marschlied, das deutsche Arbei» ter die »Achtung desRechtes und der Wahrheit" lehren soll. Auch der vergessene, verschüttete Sänger ist auferstanden. Durch die Reihen unserer Haarigen schreitet er; aus allen Gräben winken die poilus ihm dankbare Huldigung. Im Invalidendom grüßt den kleine Pionierhauptmann der Kleine Korporal. Der Adelsbrief schändetihn nichtmehr:denn unter unserem Himmel sind nurnoch Franzosen;ist ein Blutschlag in Aller Herzen. »DemUnsterblichen, dessen Sang Menschheitgebet wurde, öffnet das Pantheon sich; und wir ahnen den Tag, der das Lied in seine Geburlstalt, an den Rhein, zurückführt." Nicht einmal diese Andeutung hätten Gescheite Ihnen verdacht. Und leicht war Ihrer Rede der wür» digsteSchluß zu finden. Rougets Gedicht »Mein letzterWunsch« mahnt die Heimath, auch mit der Palme, nicht mit demLorbernur,

sich zu krönen. »Blühe, geliebtes Frankreich, und gedeihe in Ewig»
keit! Wahre Deine Freiheit, gieb der Erde den Frieden, sei den
Schwachen, Geknechteten ein starker Hort, achte das Unglück, den
Glauben, die Pflicht der Freundschaft und rufeDeine Söhne nur
auf, wenn derFremdling Deine Grenze bedroht. Dann darfstDu
auf sie zählen.IriompKe, o ckere Trance, et prospei'e tciujc)urs!«Mit
solchem Wortpfund ließ sich wuchern. Die Menge hätte geschluchzt.
Der Festredner wollte, daß sie in Zorn knirsche. Er vergaß,
daß er Präsident der Revublick ist. hoch, wie jedes Staatshaupt,
in Krieg und in Frieden über alle Parteiung, alle Zufallswuth
emporragen, in der reinen Luft des nationalen Ewigkeitwillens
athmen soll und nicht berufen ward, mit der Theaterheldin Chenal
zu wetteifern, die allabendlich auf irgendeinem Brettergerüst, im
Dreifarbenrock, mit dem stumpfen Damenschwert, aus der Mar»
seillaise ein auspeitschendes Melodrama macht. Unter der Dom-
kuppel, die Bonapartes Grab überwölbt, sprach er: »Durch den
Beschluß, während des Krieges, der das Schicksal Europas ge»
stalten wird, am Nationalfeiertag die Asche Rougets de Lisle
feierlich nach Paris zurückgeleiten zu lassen, wollte die Regirung
derRepublik nicht nur die Erinnerung an einen französischen Offi-
zier verherrlichen, aus dessen Mund in tragischer Stunde die un»
sterbliche Seele Frankreichs sprach: sie wollte zwei große Seiten
unserer Geschichte vor dem Auge des Landes einander nähern;
Allen die starken Lehren der Vergangenheit einprägen und heute,
daFrankreich wieder heldisch für die Freiheit ficht, den Ruhm der
unvergleichlichen Hymne erneuen, deren Klang im Herzen des
Volkes übermenschliche Kräfte wachsen ließ. Im Jahr 1792 war
Rougets wundervolle Augenblickseingebung der Zornruf, der
Racheschrei des edlen Volkes, das die Menschenrechte verkündet
hatte und sich sträubte, vor dem Fremdling das Knie zu beugen.
Preußens Heer rückte an den Rhein vor; von Nord und Ost her
bedrohte Oesterreich unsere Grenze. Am zwanzigsten April hatte
die Nationalversammlung in Paris für den Krieg gestimmt und,
nach dem Wort eines Redners, denWunsch ausgesprochen, daß
vor dem Feuer feindlicher Geschütze alle Funken inneren Haders
verlöschen. FünfTage danach war derHall des Beschlusses in den
treuen Elsaß gelangt, dessen Bürger, im Verein mit den Vertre»
tern aller Provinzen, am vierzehnten Iuli 1790 dem untheilbaren

Frankreich für immerTreue geschworen hatten. Ein schlichtes Kind des Iura wird in der Schicksalsstunde der Sänger des Volks» empfindens. Marseiller Freiwillige, die ihr Leben dem Vaterland weihen, bringendas Lied nach Paris. Seine Lebensgeschichte zeigt uns ein herrliches Denkmal desVolksgenius und ein packendes Zeugniß von der Einheit Frankreichs. Was thuts, daß Rouget de Lisle ein dürstiges Dasein durch Schatten hinschleppen mußte und erstnachderIulirevolutionKreuz undRuhegehalt empfing? Daß Verleumder ihm die Vaterschaft feines Meisterwerkes be» stritten und deutsche, in der Lügenschule erzogene Organisten ihm schamlos den Ruhm zu rauben trachteten? Sein unsterblicher Sang ist das Kind eines ganzen Volkes geworden und überdröhnt mit mächtigem Klang das Murren des Neides und das Gebrüll des Haffes. Wo sie erklingt, weckt die Marseillaise im Gedächt, niß den Glauben an eine selbständige Nation, die Mitleidenschaft» licher Inbrunst ihre Unabhängigkeit wahrt und deren Söhne lieber sterben als in Knechtschaft gleiten wollen. Undnicht für uns nur hat das Lied Kiefen großen Sinn; fein strahlender Ton spricht allen Menschen und wird auf dem ganzen Erdrund jetzt verstanden.

Nur solche Hymne vermochte in einem Krieg, wie er heute ist, Frank- reichs edelmuthigen Gedanken auszudrücken. Wieder bedrängt Herrschsucht die Freiheit der Völker, Seit langen Iahren hatte unsere arbeitsame Demokratie sich freudig der Friedensarbeit ge» widmet. Mit allen Mächten wollte sie höflich verkehren; und sie hätte jeden Ersinner oder Nährer kriegerischer Pläne als Ver» brecher oder als Narren behandelt. Trotz wiederholter Heraus» forderung, trotz dem Theaterdonner vonTanger undAgadir war sie, aus freiem Willen, still und geduldig geblieben. Als sich über demBalkan das erste Gewölk zusammenzog, thatsie alleszurVer» hütung des Gewitters Mögliche; von ihr ging die Anregung aus, die Europäereintracht zu organisiren und zu erhalten. Da, trotz all ihrer unermüdlichen Anstrengung, im Orient Krieg geworden war, versuchte sie, den Brand zu ersticken oder mindestens örtlich einzugrenzen. In der folgendenRuhezeit war sie sofort willig, in neuer Verhandlung mit demDeutschen Reich den letzten Konflikts- stoff wegzuräumen. Und an dem Morgen nach dem Tag, an dem ein franko»deutscher Orientvertrag, ein beide Länder befriedigen» der, unterzeichnet wordenwar und Europa, endlich, wieder in Zu»

An Herrn PoincarS. 13!
Versicht Athem schöpfen durfte, — in dieser Stande erbebten die ‚Säulen der Welt von einem unahnbaren Donnerschlag. Was Hanach kam, wird die Geschichte aussagen. Daß Oesterreich, ohne Her Warnungen Italiens zu achten, den Ueberfall Serbiens be» sann. Daß dieses kleine Heldenvolk, auf den Rath Rußlands und Frankreichs, ein beleidigendes Ultimatum in versöhnlichstem Ton beantwortete, Oesterreich aber, statt sich vom Vorbild solcherMäßi» Mng entwaffnen zu lassen, auf feinem Mörderplan bestand. Die Geschichte wird aussagen, daß im ganzen Verlaus der furchtbaren Krisis die Regirung derRepublik nicht eine Minute lang aufge- hört hat, überall, mit zäher Willenskraft, sich für die Wahrung des Friedens einzusetzen. Doch der kriegerische Imperialismus der Germanenländer war entschlossen, über dasUrtheil civilisir» ter Völker hinwegzuschreiten. Plötzlich wurde dem Russenreich, dann, hinter Heuchlervorwänden, auch der Französischen Repu» blik der Krieg erklärt. Staunend wird die Nachwelt hören, daß der Deutsche Botschafter, weil sein Versuch, unser pariser Volk zu Beleidigung hinzureißen, mißlungen war, eines Tages, ohne zu lachen, dem Minister unserer Auswärtigen Angelegenheiten als casu8 belli, als Kriegsgrund, eine in den Kanzleien der Wilhelmstraße erfundene Fabel auftischte: die Behauptung, ein französischer Flieger (den, versteht sich, kein Mensch gesehen hatte) habe Nürnberg mit Bomben beworfen. Auch alles Ilebrige wird dieGeschichte, die Rächerin, künden: die schmähliche Feigheit der England gemachten, von der Britenehre mit Verachtung abge» wiesenen Vorschläge; die rohe Besudelung der belgischen Neu» Iralität; die freche Zerreißung der heiligsten Verträge, die nur als ‚Papierfetzen' gelten durften; die Anwendung der barbarischsten Schreckmittel gegen friedlicheBürger der Gebiete, die gezwungen waren, den Durchmarsch zu dulden; und die Entehrung der in den Dienst wilder Gewalt erniederten Wissenschaft. In ungestör- ter Seelenruhe kann Ieder von uns sein Gedächtniß auffrischen und der Stimme seines Gewissens lauschen. Nie haben wir, nicht eine Sekunde lang, vor dem Wort oder der Geberde gesäumt, durch diejedeKriegsgesahrverscheucht werdenkonnte.Doch längst hatte der Aberwitz unversöhnlicher Feinde die Vernichtung des Europäerfriedens gewollt und vorbereitet. Wir sind die unschul- digen Opfer des rohsten und zugleich mit derschlausten Verschmitzt»

heit bis ins Kleinste vorbedachten Angriffes geworden. Da man? uns nun einmal genölhigt hat, das Schwert zu ziehen, haben wir nicht das Recht, es in die Scheide zurückzustoßen, ehe unsere To» ten gerächt sind und der gemeinsame Sieg der Verbündeten uns- den Aufbau aus Trümmern, die Wiederherstellung des ganzen, nicht mehr geschmälerten Vaterlandes erlaubt und die Gewähr schafft, daß nicht, nach einer Weile, die Herausforderung sich wie^ derholen kann." I^ Trance integrale: mit Metz und Straßburg. Noch über eine anfehnliche Strecke hin trug der Mhl erklügeltem Schwung Ihre Rede. Bis zu den Hauptsätzen (die ich schon vor acht Tagen anführte): „Der Feind hüte sich vor Selbsttäuschung? Ein erwinselter, undichtes Friede, der ruhlos zu durchfiebernde Waffenstillstandzwischeneinemabgekürztenundeinemnochgräß» IicherenKriegistnichtunseresWunschesZiel.Nicht,uminSchmach zu leben und, bald, in Reue zu sterben, hat Frankreichs Volk dem Ansturm derDeutschen getrotzt, den linken Flügel des gebändigten Feindesheeres von der Marne bis an den Pser zurückgeworfen und, nun ein Iahr schon, Wunder an Größe und Schönheit ge» wirkt. Nicht oft genug aber können wir wiederholen: Nur sittliche Kraft und Ausdauer sichert den endgiltigen Sieg. Alle Gewalt unseres Willens und Vermögens müssen wir, Staat und Ein» zelne, in den einen Gedanken, den einen Entschluß ballen: den Krieg, mag er noch so lang werden, zu führen, bis der Feind völlig geschlagen, der Alb deutscher Weltherrschsucht von Europa ge» wichen ist. Schon röthet der Ruhmestag, von dem unsereVolks» hymne singt, den Himmel. In Andacht stehen wir vor der That der Nation. Ihr heiliges Werk muß sich, wird sich vollenden. Dem Steg> und der Gerechtigkeit bahnt es denWeg." Die Ehrengäste geleiten Rougets Gebein von Choisy, dessen Veteranen und nächsterRe» krutenjahrgang den Sarg mit ihren Fahnen geschmückt haben, durch den Triumphbogen (wo, vor Rüdes Marseillaise»Relief, eine Landwehrkapelle und zwei Opernstimmen dem Sänger hul» digen), unter dumpf schwirrenden, die Trikolore flaggenden Flug» zeugen, über die Alexanderbrücke in den Lichthof des Invaliden» domes: Minister, Diplomaten, Senatoren, Abgeordnete, Wür» deninhaber aus den Bezirken der Wissenschaft und Verwaltung, des Gewerbes und Handels, Großkreuzträger und Großoffiziere der Ehrenlegion. Fast Aller Ohr fängt nur einzelne Fäden des'

An Herrn PoincarS.
133,
Wortgestrahns auf. Die Straße war stumm; schien, zum ersten Mal an einem Nationalfesttag der Republik, stimmlos; nicht aus einer von hunderttausend Kinderkehlen stieg Lerchenruf, nirgends aus einer Frauenbrust jauchzende Hoffnung. Im Dom befiehlt die AmtspflichtBeifall.»SchlechteAkustik. Und derPräsident scheint entsetzlich nervös. Die anmuthige Rundung der Geste, die seinen Cylindergruß berühmt machte, ist dahin. Er zappelt und steht ver» grämt aus. Vernünftig ist, daß er unserFreiheitbedürfniß so laut betont. Gerade er hats nöthig." Getuschel. Wieder Rougets Hymne. Von der Höhe her stimmt der Chor der Komischen Oper ein. Gutes Theater: dürfte Onkel Sarcey sagen, wenn er auch das schlimmere Schreckensjahr erlebt hätte. Lothrlngermarsch. Sambre»et»Meuse. Schluß des «erhebenden Freiheitfestes Vierundzwanzig Stunden zuvor hat Herr Gustav Herve in seinerZeitung .l^QuerreLociale« einen Artikel über »DieFeinde im Inneren" veröffentlicht. Ein gescheiter, nüchterner Mensch, dessen männlich ernste Vaterlandliebe die Sturmzeit des Wehr- dienstweigerers und Halbanarchisten längst vergessen ließ. Wo sieht er im Inneren den Feind? »Zögernd fange ich zu schreiben an. Seit dem ersten Kriegsgeräusch, seit den letzten Iulitagen des Jahres 1914 habe ich in dieserZeitung redlich die Pflichten.heili- ger Eintracht' erfüllt und alle Nattern gefreffen, die man, während die Parteiwaffen ruhen, hinunterschlucken muß.Die röthestenRe- publikaner, die Sozialisten, Syndikalisten, wildesten Anarchisten haben gegen das Gesetz heiliger Eintrachtniemals gefündigt. Wir blieben stumm, trotzdem wir von allen Seiten hörten, wer an der Front als republikanischer Offizier gelte, werde kaum je beför» dert. Wir nahmen den frommen Uebereifer, den einzelne Pfar» rer, Schwestern, Damen des Rothen Kreuzes in Lazareten und auf Verbandplätzen zeigten, nicht tragisch und beruhigten, wo wirs konnten, die Leute, die solcher Uebereifer inAusbrüche hef» tiger Pfaffenfeindschaft getrieben hatte. Wir hoben kaum die Achseln, als gute Frömmlerinnen mit ernster Miene erzählten, Ieanne d'Arc, die Schützerin Frankreichs, habe durch ihre Wun» derkraft den Sieg an derMarne erstritten. Eben so geduldig hör» ten wir die niederträchtige Anklage, von den Radikalen sei im Parlament nicht für die Schwere Artillerie gesorgt und dadurch dieLandesvertheidigung geschädigt worden. Im August standen

in unseren Zeughäusern genug Schwere Geschütze, an unseren Küsten riesigeBelagerungskanonen;daßsie nicht benutzt wurden, war doch wohl nicht die Schuld der Kammer. Seit ein paar Ta» gen aber wird überall von heimlicher, mit den Giftmischermitteln der Einschüchterung, Lüge, Verleumdung arbeitender Wühlerei gegen die Republik geraunt. Durch die Schützengräben (von vie» len Frontstellen aus melden es uns Briefe) schleicht, immer wie- der, das Gerücht, daß in Paris die Frauen verhungern, die Ar- beiter dieRotheFahnegehißt haben undAlles derRepubliküber- drüssig sei. Ehrliche Genossen sind von dieser Rederei erschüttert: als ob dieAngabe glaublich wäre,dieArbeiterklasse,die zurVer» theidigung unserer Republik stets vornan war.könne plötzlich mürb oder toll, der Republik feindlich, vielleicht bonapartistisch oder gar (haltet Euch den Bauch, Freunde!) royalistisch geworden sein. Aber in manchem Bezirk dringen die selben Lügengerüchte auch ins Ohr der Bürger. In einem Ardeche»Dorf hat der Pfar» rer arme Weiber angestiftet, ihren Männern ins Feld zu schrei» ben, in der Hetmath gehe Alles drunter und drüber und aus Pa- ris und anderen Großstädten drohe deshalb die Revolution.

In einer Landgemeinde der Haute»Loire nimmt der Pfarrer den Niedergang Frankreichs zum Predigtstoff; ruft, das Vaterland sei verloren, und besät die Seelen feiner Schäflein mit solcher Ver- zweiflung, daß viele heulend heimwanken. Am nächsten Morgen geht, in der selben Gemeinde, ein anderer Pfarrer, ein Kind die» sesDorfes, von Thür zuThür und wimmert, er wisse aus schwei» zer Zeitungen, daß Frankreichs Niederlage und Untergang nah sei; warnt, dieSchatzscheinefürNationaleVertheidigung zu kau» fen,und betheuert, Heil fei nur noch (haltet Euch, Freunde, wieder den Bauch!) von der Wiederherstellung des Königthumes zu hof» fen. Die treusten Republikaner, schreibt man mir, sind durch diese Reden aus der Wurzel ihres Vertrauens gelockert worden. In einem Unterpräfekturbezirk der Seine» et »Marne erwarteten an einem Markttag viele Bauern aus Paris die Kunde von derRe» volution; und Fromme erzählten ihnen: ‚Wenn Herr Poincar« und ein paar Andere gestürzt sind, wird Alles gut werden. Alle Neutralen helfen uns dann gegenDeutschland/ Im pariser Stern» bezirk selbst schwatzen vornehme Damen Aehnliches insOhr ihrer Dienstboten. Durch die Massenbezirke der Hauptstadt wird das

Hlödsinnige Märchen verbreitet, auf den Antrag des Kriegsmi» nisters habe die Regirung beschlossen, den Kriegerfrauen denlln» terhaltszuschußzuentziehen.Ungerechtwärs,alleaufrichtigFrom- men oder auch nur alle Geistlichen für diefe verbrecherische und zugleich alberne Wühlarbeit verantwortlich zu machen; die mei» sten thun, an oder hinter der Front, ihre Pflicht als gute Fran» zosen. Gefährlich aber wäre dieDuldung unterirdischerTücke.Die Leute, die sich solcher edlen Aufgabe widmen, sind die Erben der Chouans, die 1793 dem gefährdeten Frankreich den Dolch der Vendee in den Rücken bohrten, den großen Danton einen Ban» diten schalten, die Niederlage ersehnten und 1815 in denPackwa» gen des fremden Siegerszurückkamen. Siestnd dieFeinde imIn- «eren, die Verräther des Vaterlandes, bewußt oder unbewußt die Werkzeuge des Feindes: und mögen ihrem Gott danken, daß wir nicht mehr in der Zeit des Wohlfahrtausschusses leben!"
So (wir müssen es glauben) fiehts in Ihrem Frankreich aus. Allewollenden Sieg; nichtAlledieRepublik: weil dieFlügel des Glaubens, daß sie den Sieg erstreiten werde, gelähmt sind. Wird /sie bersten und fallen? Ich zweifle; nicht nur, weil noch der Mann fehlt, den die Woge auf den Sitz des Diktators, Königs, Kaifers schwemmen könnte. Die Gewißheit, daß bei der Vorstellung neuer Einzelherrschaft die meisten Franzosen »sich den Bauch halten" würden, verwischt freilich nicht die Erinnerung, wie oft eine Min» derheit die Staatsordnung umgestürzt hat. (Mehrheit würde dazu nicht Gewalt brauchen: wurde Revolution, dann kam sie aus Min- derheitwillkür.) Immerhin kann Ihre Republik sogar den dun» leisten Kriegsausgang überdauern. Ihr Blaßroth würde sich da» hinter wohl in Blutfarbe tiefen; und derFriedensdiktator müßte sich fragen, ob eine im Wesen, nicht nur dem Scheine nach, fozia» listische Gesellschaft ihm alsNachbarin bequem wäre. Einstweilen splittern unter dem brokatenen Metzgewand der vnion 8acröe die Knochen zerschossener Iteberzeugung. Der Spuk grimmiger Psaf» fenfeindschaft geht wieder um. Und daß in hellen Räumen des Vatikans auf die älteste Tochter der Römerkirche neue Hoffnung gegründet wird, beweist der Erfolg des Kardinals Amette, Erz» Dischofes von Paris, dem, am elftenIuli, auch für feine Gemeinde Bapst Benedikt den Apostelsegen gesandt und mit eigener Hand geschrieben hat, er müsse die Verletzung der belgischen Neutralität

laut, die Behandlung belgischer Kirchenhäupter leis tadeln, hab>
niemals aber das Recht Englands zur Blockirung der deutschen
Küste angezweifelt. »InRom erhält man nichts, man bringe denn
was hin. Damit er einer Welt gebiete, giebt der Papst seinen Nach»
barn gern und freundlich nach": also spricht Goethe (ein Locke,
den Sie nicht kennen). Die große, seit dem Aufgang des Mai»
mondes erwartete Offensive ist nicht geworden. Generalissimus
Ioffre hat an verschiedenen Stellen die Feindesfront betastet, an
manchen, besonders bei Arras, mit stählernem Hammer einzu»
drücken versucht; doch bald gemerkt, daß sie nirgends zu brechen^
ist, und sich gehütet, irgendwo alle Habe auf eine Karte zu setzen.
Auch er strahlt nicht mehr in so hellem Glanz wie einst im Mai.
Durch alte Federbüsche und, sachter, durch die von Ruhestands»
generalen beschriebenen Blätterrauschts, dermüde Zauderer ahn5
gar nicht, was, noch hundert Iahre nach Bonaparte, den Fran»
zosen im Massenangriff gelingen könne. Weil das für den Hoch»
sommer 1915 vorausgefagte glorreiche Ende in Nebelferne ent»
rückt ist, wiedermit demsicheren Ertrag des Abnützungskrieges ge»
krebst, mit dem noch sichereren Elend des zweiten Winterfeldzu»
ges gerechnet wird, ist die Volksstimmung matter, als sie, achtMo»
nate lang, nach dem Marnesieg und vor dem Russenrückzug aus
Galizien war. Nicht morsch noch der Verzweiflung nah. Ilnbe»
fangene Zeugen rühmen die würdige Haltung, die »neue Seele"
der Pariser, die nicht brüllen, schwelgen,Fahnen schwenken oder
als Hausputz sehen wollen, sondern sich in den düsteren Willen
verankert haben, auch inBitterniß auszuharren. HätteFrauAna-
stasia aber.Ihre Censurbehörde,den Warnungschrei des Genossen
Hervö in die Letternmaschine gelassen, wenn ihr der Schreckruf
unnöthig schien? Sie ist oft vernünftig; erlaubt, in Bürgerstaat
und Heer Mißstand und Mangel zu rügen. Auch die Behauptung»
in vielen Provinzen, in der Hauptstadt selbst sei das Volk durch
dasGewispervonPflege-undBetschwestern,PfarrernundAdels»
damen aus dem Glauben an die Kraft der Republik in die Hoff-
nung auf Staatsformwandel verleitet worden? Auch, wenn sie
grundlos, als falsch zu erweisen war?Unwahrscheinlich.Sie dür»
fen sich nicht wundern, wenn wirHerves Stimmungbild für ähn-
licher halten als Ihres. Seit dem September kein Hauptschlag»
dergünstigeEntscheidungverheißt.DieErkenntniß.daßdieHeeres-

Verwaltung auf wichtigen Gebieten versagt hat und spät erst, als handeltesichs um eine unvorbereitete levee en masse, Mannschaft und Kriegsgeräth aus der Erde stampfen mußte. Der Gabelge» danke: Vielleicht hatte die Republiksich zu schroff von der Gottheit gewandt; vielleicht ist ihr Gebresten der Mangel an Befehlsein» heit,dieindenfeindlichenMonarchien dieStoßgewalt mehrt. Als Folge:Unrast; die der Präsident hehlen und schwichtigen möchte. Seit am fünfzehntenIannar 1895 der in der Taufe mit drei Apostelnamen begabte Herr Casimir »Perier schon nach halb» jährigemAufenthaltdemBourbonenelysion entlief und ins Land hinausschrie, dem höchstenAmt derRepublik fehle jede Möglich» keit zur Handlung und zur Ueberwachung, herrschte der Glaube, in der Französischen Republik sei der Präsident eine Puppe, die, wenn der Wille des Ministeriums sie in Bewegung setze, die Staatsmacht zu verkörpern, niemals aber aus eigenem Trieb in das Staatsgeschäft einzugreifen habe. Der Glaube trog. Mit besserem Recht als in der Stunde, da es gesprochen wurde, gilt heute das Wort, das Gambetta dem ersten Präsidenten (Thiers) zurief:„Wir gebenIhnen die stärkste Exekutivgewalt, die in einer Demokratie je noch verliehen ward." Damals stand derPräsident, nach dem Ersten Artikel der Verfassung vom einunddreißigsten August 1371, «s«us I'auwi'ile äe I'^ssemblee I^ätionale«; war der Nationalversammlung verantwortlich und konnte fordern, von ihr gehört zu werden. Er hatte die Gesetze zu verkünden, ihre Aus» führung zu überwachen,die Ministerzu berufenund wegzuschicken. Als Mac Mahon in dem einst von der Pompadour bewohnten Esysterhaus thronte, fand er, dem höchsten Amt fehle die noth» wendige Autorität und die Bürgschaft einer gewissen Dauer.Am neunzehnten November 1873, zwanzig Minuten vor Mitter» nacht, beschloß drum die Nationalversammlung, die Amtsmacht des Präsidenten fortan sieben Iahre währen zu lassen; trotz dem höhnenden Ruf von der linken Seite des versailler Saales: »Dieses Septennat ist die Vorrede zur Monarchie!" Die end» gilttge Verfassung, deren Annahme erst am fünfundzwanzigsten Februar 1875 beschlossen wurde,hat auch den Bereich derPräsi» dentenrechte geweitet. Der auf sieben Iahre Gewählte kann sich wieder zur Wahl stellen. Er gebietet über die bewaffnete Macht HerRepublik.Ernennt alle Beamten (civile und militärische). Kann

Gesetze vorschlagen und muß die von den beidenKammern beschlos-
senen verkünden und für ihre richtige Ausführung sorgen.Ist er mit
einem beschlossenenGesetz nicht einverstanden, dann darf er,ehe die
Verkündungfrist abläuft, in einer sachlich begründeten Botschaft
eine neue Berathung ford ern, die keine Kammer ihm weigern kann.
Auch sonsthaterdasRecht,Botschaften an die Kammern zu richten.
Beider Berathungen darser.zweimal in einer Session, aus je einen
Monat vertagen. Beide, wann es ihm beliebt, zu außerordent»
licher Session einberufen. Beide zur Revision der Verfassung auf-
fordern. Im Einverständniß mit dem Senat die Kammer der Ab»
geordneten auflösen, bevorihr Mandat erloschen ist. Mit den Ver»
tretern fremderMächte verkehrt er unmittelbar und kein Staats»
vertrag kann ohne seine MitwirkungRechtskraft erlangen. Er hat
das Begnadigungrecht,ist in der Personenwahl für alle Aemter, ,
auch die höchsten, frei und darf, fooft er daraus einenNutzen hofft»
in einer Botschaft zu dem Land sprechen. Zahl und Tragweite
dieser Rechte sind nicht gering; im Wesentlichen kaum geringer
als desDeutschenKaisers,der,wieLagardefrüh gezeigt hat,ohne
Souverainmacht, rechtlich der Präsident einerRepublik ist.Sou»
verain ist das Reich, in dessen Namen der Höchste Gerichtshof'
das Recht spricht.And wenn dieReichstagsmehrheit ihre Macht
ernsthaft gebraucht und nur dem ihr genehmen Kanzler Sold und
Gesetze bewilligt, ist der Kaiser in der Wahl des Geschäftsleiters
nicht freier als der Präsident der Französischen Republik. Der
ist, wie Eugen Melchior de Vogüe vor zwei Iahrzehnten schrieb,
nicht von der Verfassung, sondern von einer gefälschten Heber»
lieferung in der Möglichkeit seines Wirkens gehemmt. Daß Frank-
reichs Elysion weder ein vom Blitzstrahl geweihter Ort heiliger
Stille noch ein vom Zephyr umfächeltes Gefilde der Seligen ist,
hat das Schicksal derGrevy, Casimir»Perier.Faure erkennen ge»
lehrt. Der im Elysee gebietet, ist aber auch keine Festpuppe, kein
Staatsornament; brauchts nicht zu sein. Kommt Einer, der nicht
nur behaglich leben,sondern sein Recht anwenden will:erkanns..
Der wollten Sie sein. Nicht Perier, Fame, Fallieres: mür»
rischer Schwächling, Machtscheingenießer, Holzbüste am Staats»
bug. Sondern: Schicksalsgestalter; Einer, von dessen That die
Geschichte widerhallt. Von der That eines Rächers und Rück»
eroberers? Der Iustizrath reicher Leute konnte nur in trunkener

Stunde sich in den Schatten eines feldherrlichen Siegers wün»
fchen. Nach Allem, was Ihnen Ergebene ausplauderten und an»
deuteten, vermmhete ich, daß Sie demDeutschenReich, wenn es»
als Pflaster auf dieRuhmeswundevon 1870, das winzigsteGrenz-
stückchen des Französisch sprechenden Lothringens herausgab, Ihr
Vaterland endlich versöhnen wollten. Ungefähr der Plan der kühl
wagenden, fast englisch rechnenden Brüder Cambon: Entfernung
Frankreichs aus der Gefahrzone, wo der stark Gerüstete es als
nächste Geisel packen kann; ihm bringt der im deutschen Flotten»
kurs unvermeidliche Zusammenprall mit Britanien dann, ohne
Einsatz, in jedem Fall Gewinn. Aus derihmversöhntenRepublik
durfteDeutschlandnicht,ohnesichinschmähliches1lnrechtzu setzen,
seineKriegskostenpressen;istesauchnurimMindestengeschwächt,
so läßt sich mit ihm oder, wenns spröd bleibt, mit seinen Feinden
weiterreden. DiesenPlan, einer.Annäherung" oderVersöhnung>
habe ich immer offen bekämpft; schon als König Eduard ihn hät»
schelte. Weil fein Gelingen uns in die unbequemste Lage gezwun»
gen und jeden Athemzug erschwert hätte. Weil hinter dem bunt
beblümten Wortschleier nichts für die Sicherung deutscher Zu-
kunft Brauchbares hing. Nicht einmal der Orintvertrag, dessen
Reize Ihre Lippe preist, war nach meinem Geschmack; weil er in
Ost nicht so vieleRiegel löste, wie er inWestvorschob. Schutz» und
Trutzbündniß mit Frankreich: lieber heute als morgen. Die viel
gerühmteAnnäherung: nicht vordemdeutsch»englischenMarine»
vertrag. Ob mein Standpunkt klug oder dumm gewählt war, mag
Jeder ermessen, der sich, nach der Lehre eines Iahres, vorstellt,
wie ein von Deutschland allein, zwischen unfreundlich Neutralen,,
gegen England zu führender Krieg ausgesehen, wann und wo der
Britenlöwe von anderemRaubgethierHilfe erlangt hätte. Einer»
lei. Die Wahl des Standpunktes trug mir aus Ihrer Heimath
den Verruf als eines Franzosenfressers und Lärmpatrioten ein.
Was ich geschrieben hatte, wurde oft, schon vor dem Krieg, munter
gefälscht. (Für die Dauer des Krieges müßten die anständigen
Menschen aller Länder sich in die Verpflichtung einen, über Ge»
redetes oder Geschriebenes nie zu urtheilen, ehe sie es mit eigenem
Ohr gehört oder in ungekürztem, beglaubigtem Wortlaut gelesen
haben. Ietzt wird herausgepickt, was ins Krämchen paßt, und
von Rasf-ähnop ^e nach dem Bedarf zugeb«bel>- Im Truglicht

scheint Dieser dann empörten Teutonen ein Pankee»Anwalt, Ie«
ner hitzigen Oesterreichern ein Lober Italiens; und den in Kritik
geneigten Köpfen des Vierbundes wird nach jedem Tadelswort
die rauhe Verdammung des Vaterlandes angedichtet.) Noch vor
acht Tagen stand in dem »Klätin«, dessen Rechtshändel Sie einst
führten und aus dessen Gewölk Varilla sich Ihnen stets gnädig
erwies, daß ich Freunden und Feinden, insbesondere den Russen,
Vertragsbruch als harmlosen Iungbrunnen empfohlenhabe.Ti»
tel:, Kynische Aussage eines LocKe;nach Hördens Meinungkann
man Verträge brechen." In zwei Dutzend Provinzzeitungen wird
der Quark breitgetreten. Eine Woche zuvor hat Herr Reinach im
»ffiZaro« gesagt: „Hardert feierte den Krieg als das Mittel zur
Eroberung derWeltherrschaft.Dennoch warnt er jetzt:dieMacht
Rußlands und Frankreichs sei unterschätzt worden; die Versenk»
ung der.Lusitania'schlimmer als ein Verbrechen; man dürfe nicht
glauben, die Vereinigten Staaten, in deren Geschichte Washing»
ton, Monroe, Lincoln leben, auf die Länge ungestraft höhnen zu
können." Von Alledem habe ich nicht eine Silbe gesagt; nie eine,
die, noch so leis, ein IIrtheil über den Lusitaniazwist andeutete.
Die Zuversicht, daß aufunsereAugenweide n, cht solche Entstellung
tröpfelt oder hagelt, wäreIrrthum. So leben wir, unter demMars»
deckel, alle Tage. Gelehrte, die an jedes Fachzünftlers Grund»
lichkeit mäkeln, saugen aus einem ungeprüften, in Fremdsprache
geweichtenBröckchen den Schuldspruch gegen Vernunft und Ehre
einesinfeindlichemAuslandhausendenMenschen. Dasgeschieht
uns draußen; geschieht bei uns den Fernen. Dem Iuristen und
höchsten Vertreter des »edlen Volkes, das die Menschenrechte
verkündet hat", darf ich zumuthen, erst auf dem festen Grund er»
mitteltenThatbestandes zu richten. Er brauchte meinerRedenicht
zu horchen,wenn ich, wie am Hahnenhof gekräht wird,derSünde
alldeutschen Franzosenhasses überführt wäre. Doch dieseAnklage
ist raschzu entkräften. Daheim gemachteFehlerhabe ich härter als
fremde gerügt; weil sie gefährlicher sind. Ein Beispiel muß folgen.
»Dasnüchterne,arbeitsame,redItcheVolk der Deutschen ist in
den Ruf gekommen, daß es sein Reichsgeschäft nach dem Muster
der Marktschreier und Rummelplatzpächter treiben lasse. Nicht
völlig schuldlos. Iähe Ueberraschung, coups 6e tKSstre, allerlei
HuntenBühnentandhabenwirmehrgcliebtalsstilleVorbereitung

zU kräftigem Handeln; Wortgedröhn war aus unserem Bezirk oft, kaum je noch der Widerhall einer That zu hören. Schellenbaum, Donnerblech, Kesselpauke wurden gerührt und die aufgeschreckten Nachbarn dann mit Flötentönen beschwichtigt. ‚Wir wollen ja nichts; sind die friedlichsten Leute auf dieserErde': der Betheue» rung antwortet, laut oder leis, ringsum die Frage, warum wir dann so viel Lärm machen und Europens altenLeib in drückende Rüstung zwingen. Was sich als Oeffentliche Meinung vermummt, ist nicht tauglich, uns irgendwo Freundschaft zu werben; ist nur bestimmt, den Deutschen in denWahn einzulullen, daß jedes an» dereReich inLebensnoth ächze und er nur‚er ganz allein in heller Sonne sitze. Er glaubts nicht. Und draußen bringt der kalte Em» porkömmlingshochmuth, der leidenschaftlos protzige Hohn unserer Meinungmacher von Mond zu Mond uns in schlimmeren Ver- ruf. Das Geschrei über den Splitter in desNachbarsAugebefreit unseres nichtvon dem Balken. Frommts, injederWoche den Fran- zosen lehrhaft zu wiederholen, daß sie von Newaund Themse nichts zu hoffen haben, von den Russen ausgebeutelt, von den Briten alsPrügeljungen erkiest worden sind? Der wacheBlick zeigt‚daß Kilian« und entente der (bis 18S0 vereinsamten) Republik schnell in die bequeme Stellung einer umworbenen Großmacht halfen, daß die nach Rußland verliehenen Millionen (die in Frankreich nicht, wie in Deutschland geschähe, industriellem Bedürfniß ent» zogen werden)fetteRente heimsenden und daß derBritenfreund- schaft dieWeitung undSicherung desnordafrikanischenReiches, derI^ouvelle Trance, zu danken ist. Müssen wir thun, als seien wir mitRußland inttmer als Frankreich und alles von Sasonow‚Is- wolskijs gehorsamemStatthalter‚derRepublikGespendetewerth- loswieeine inGoldschaumgewälztePfeffernuß? .BaltijskijPort! Ia, Kinder, ein Kaiser richtet beim Gossudar doch Anderes aus als irgendein Faure oder Poincare. Zu Aktionen gegen uns ist Peterhof‚trotz schönenTrostworten‚niemals zu haben.' So prah» len wir. Und dieFolge so übler Gewohnheit ist, daß sich dieBän» derfestigen‚dieunserstumpfesFedermesserdurchschneiden wollte; daß jeder entrevue der Majestäten ein höflich erzwungener Ver- zicht auf Tischreden (die flüchtigen Gefühlsausdruck annageln könnten) und ein neuer Treuschwur ins Ohr des Verbündeten vorangeht, jeder eine sichtbare Bekräftigung desBündnißgedan»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20092_155.html[18.07.2014 16:02:10]

kens nachhinkt. Statt inbreitenWaschschüsseln denMoskowitern Schlagsahne vorzusetzen, sollten wir bedenken, daß sie jedemmög» lichen Gegner deutscher Zukunft Hilfe zugesagt haben; und gleich danach, daß wir siezurIlluminirung dieserZusagenöthigen,wenn wir zwinkernd andeuten, ihr Haupt und ihr Herz habe sich von papiernen Verträgen zum warmen Odem des Nachbarmundes gekehrt. Rußland und Frankreich sind verbündet, fühlen sich in diesem Verhältniß wohl; und wir werden verächtlich, wenn wir uns stellen,als sei in dunklerNacht die Lockerung des Bundes ge- glückt und der Lose von unserem Liebreiz bezaubert. UnsereAllure ist, leider, schlecht. Draußen und drinnen. Wir scheinen uns in Concerns zu drängen, deren Lebenszweck uns feindsälig ist. Wir erreichen nicht,daß die natürlichenMagneteunserermilitärischen und wirtschaftlichen Macht Stammessplitter anzie hen und gegen Widerstände festhalten; daß Polen, Elsässer, Dänen sichder deut- schen Scholle einwurzeln und sich der Zugehörigkeit zu solchem Kraftgebild freuen lernen; daß andere Germanenvölker sich in den warmen Dunstkreis unserer Schirmgewalt sehnen. Während wir flennen, daß auf keinemFleck der Erdfeste friedfertigere Menschen wohnen, und unserSchmerz über die Verkennung des Frömmsten insalzigeZähren zerfließt, wird öffentlich, mitunanständigerDeut- lichkeit, erörtert, wann und wie man uns schlagen könne, wolle, müsse. Gestern in Frankreich, heute in Großbritanien; morgen vielleicht in Rußland. Ward Aehnliches je von einem nicht siechen Reich hingenommen?" Die von Gänsefüßchen umkrallten Sätze wurden vor drei Iah ren gedruckt und hier gelesen. Unzweideutiger Sinn: Wir dürfen fortan keinerlei Ungebühr dulden, öffentlich MeinungAussprechenden aberauch nichterlauben,dasDeutsche Reich tiefer indenVerdachtderLärmsucht, derAbstcht aufAnble» derung oderGeschäftsstörung zu bringen. Ziel allerWünsche: der ohne Hochmuth stolze Entschluß zuHaltung und Geberde ruhiger Kraft. Das war nach Agadir.Nun kam die Balkankriegszeit. Die Botschasterreunion in London. Dreibund gegen Bulgarien. Buka» resterFriede (der hinter dem Paragraphengitter noch Streitkeime liegen ließ). Neue Rüstung der Festlandsmächte. Wolkenballung, aus der Gewitter blitzen konnte. Kammerwahl: Frankreichs Ver- hältniß zu Deutschland wurde wieder in den Blickpunkt gerückt. «Für eineWeile ist dieHerrschaft derRadikalen(verschiede» ner Farbentönung) gesichert. Das ist, erstens, eine persönliche

Schlappe des Herrn Poincare. Wird er als Präsident derRepu»
blik die Hoffnung eben so enttäuschen wie als Minister der Aus»
wärtigenAngelegenheiten?Damals hater, während des libyschen
Krieges, die Italiener verärgert und, vor dem Balkankrieg, durch
Dileltantenformeln die Geduld erfahrener Staatsmänner auf
schwer erträgliche Proben gestellt. Als Präsident sollte er (dem
die Clemenceau, Combes und Genossen deshalb inVersailles ihre
Stimme versagten) die Iakobinermacht brechen, den Froschpfuhl
imBourbonenpalastaustrocknen und derRepublikeineindievon
Piou bis zuBriandundBarthoureichendeSchichteingewurzelte,
im Inneren und besonders nach außen starke Regirung schaffen.
EisigerFrühreif hat die Blüthe solchen Hoffens getötet. DerWahl»
ertrag ist, zweitens, aber auch ein internationales Ereigniß. Der
WirthschaftFrankreichs fehlt in diesem Frühling der Glanz, der sie
fast immerdemAugeumgoldete.DieUngunst der Weltkonjunktur
wirkte auch da, wo das Kapital fremde Industrien reichlicher als
heimische gespeist hat. Bankbrüche erschreckten den Rentner. Die
Börsenumsätze schrumpften von Tag zu Tag; wo aus Maklermund
sonst Tobsucht zu brüllen schien, nistet nun schwüles Schweigen
und aus den Luxusgewerbestätten, Theatern, Restaurants weht
Gestöhn durch die Schleier, die den blühenden Lenz verhängen.
Schlechte Zeit. Muß Marianne sich in engeren Haushalt ge»
wöhnen? Frankreich bezahlt nichtnurdie eigeneArmeeundMa»
rine, sondern, fürs Erste, auch Rußland s; hat seit achtzehn Iahre n
fast achtzehntausend Millionen Francs ins Ausland verliehen;
und die neuen Truppen, Schiffe, Kolonien, Wege, Waffen, Ka»
fernen, Eisenbahnen, Grenzforts, Munition und Kriegsgeräth für
Erde, Meer, Luft haben viel Geld gekostet. Und nun soll gar die
Rente desReichsgläubigersbesteuertwerden;derAbertausende,
mit deren Geld die Republik wirthschaftet. Millionen (Mancher
behauptet: Milliarden) waren in schweizerische und londoner
Banken ausgewandert, den Stahlkammern der stärksten pariser
Häuser dieDepositen entzogen worden, unter der festesten Kredit»
bürg der Protestanten die Stützen gebrochen und die Feinde der
herrschenden Iakobiner undihrer mares sw^nantes hatten mit allen
erlangbarenMitteln das Börsengeschäft zu lähmen gestrebt. ‚So
kanns nicht weitergehen': überall war der Seufzer zu hören. Und
die jähe oder sachte Abkehr von dem Sumpf zu erwarten, der so
üble Dünste aus hauchte. Die Nation wird, wie He rrPoincm e einst,
10»

sprechen: ‚I.e proZre8 n'eÄ que <Ze I «r<tre en mouvement.' Die Vertreter strammerOrdnung,fleckloserAutorität,rüstigerWehifähig»keitwerden siegen. So glaubte man.Weil sie diese Erwartung völlig enttäuscht hat, ist die Schlußrechnung des französischen Wahlgeschäftes mit Gewinn und Verlust ein internationales.Ereigniß. AmvierzehntenMärzwurde hier gesagt: ‚Die hellsten Köpfe derRepublik hatten dieNothwendigkeit muthiger,nicht entehrender Resignation erkannt. Unsere Aufgabe war nur, ihnen und ihren Landsleuten Ruhe zu lassen. Wirmußten wünschen, daß die Briand,Barthou undPoincare.die zwar nicht den Krieg, doch die Bereitschaft zum Krieg wollen, in derWahlschlachtvon denRadi»kalen und Sozialisten, den Gegnern dreijähriger Dienstzeit, nicht nurbesiegt, sondern fürIahreinOhnmachtzurückgeworfenwerden. Ihr seht ja, hätlenuach solchem Sieg dieRothenzu denRöthlichen gesagt, daß die Deutschen Vernunft angenommen haben und in Eintracht mit uns leben wollen; wozu also noch dreiDienstjahre, unter deren Last der Student, Techniker, Kaufmann knirscht und diedemwichligstenVolkstheildieRepublikverleiden?Daßunsere Heeresstärkung denWeg in dieseErkenntniß bahnen werde, war des Politikers Hoffnung.Frankreich, dachte er, wird bald merken, daß es die Kluft zwischen seiner und unserer Bevölkerungziffer nicht überbrücken, die verhaßten trois an8 gegencinhöflichmit ihm verkehrendesDeutschland nicht halten kann,und sich eines Tages auch fragen, wie lange es das für zwei Heere, zweiFlottennöthige Geld aufzubringen und dennoch der Bankier Südosteuropas zu bleiben vermöge.' Wir waren nicht still, zwangen durch nutzlos schrille Geräusche denNachbar in scheue Wachsamkeit: und lesen jetzt, daß den drei Iahren auch in der neuen Kammer die Mehrheit gewiß sei. Wie lange? Die Antwort wird von Deutschlands Haltung bestimmt werden.Frankreich hat leise, behutsam gesprochen; feinem Ohr aber seinen Wunsch klar angedeutet. Den Radikalen und Sozialisten, von deren Ausdünstung undLeistung es durchaus nicht entzückt ist, hätte es die Mannschaft des Präsidenten Poincare und des KinZmaKei Briand vorgezogen, wenn diese Donnerlegionnichtaufdiedrei Iahreverpflichtetwäre.Diemüssen, weilsie (die längste DienstzeitimBereicheuropäischerWehrpflicht) auf die Dauer unhaltbar sind und ihre Wirksamkeit schwindet, je höher inDeulschland dieZahl der fürsHeerTauglichensteigt,den Willen zu rascher Erzwingung des Kriegsfalles schüren. Und so

lange, wie Würde undSeibstachtungbedürfniß derNation es ir-
gend erlaubt, willFrankreich diesen Krieg vermeiden. Der bon sens
seines worlkargen,arbeitsamen, nüchternenLandvolkes hat längst
erkannt, daß dieRepublit die verlorenen Provinzen aus eigener
Kraft nicht zurückerobern kann und noch im (unwahrscheinlichen)
Fall ausreichender fremder Hilfe der ersten Aufbrunst deutschen
Zornes allzu nah wäre.DaßihrSchicksalspfad'nichtindieVogesen-
schlucht zurückbiegen darf, fondern vorwärts führen muß: in die
Weite des ungeheuren Afrikanerreiches, das jetzt, nach der Ein»
nähme von Tazza, durch den Eisenbahnstrang Tunis»Oran»Fez
zur Einheit zusammengeschmiedet und dessen Hauptstadt dann von
Paris aus in sechzigStunden erreichtwerdenkann.DerRepublik
gehört Tongking und Madagaskar, Senegambien und ein breites
Lendenstück derAequatoria!provinz,wird morgen ein großer und
saftiger Fetzen kleinasiatischer Erde gehören. Und ein Gespenst
soll sie hindern, ihre Kraft zu lohnendem Werk zu sammeln und
ihres Lebens froh zu werden? Frankreich will denFrieden, weil
es ihn wollen muß. Das ist derSinn seinerWahl. Dadurch ward
sie zum internationalen Ereigniß. Frankreich braucht, als Kolo»
nialmacht Ersten Ranges, eine neue Trassirung seiner Willens»
wege;muß sich inden Entschluß zu völlig gewandelter Politik auf-
raffen. Wie Britanien nicht ungestraft Iahre lang in die Nordsee
starren,jeder anderenPflicht fehlen, um jedenPreis fürdenFall
des Kanalkrieges Genossenschaft erkaufen und sein Geld hastig
verschleudern könnte, so darfFrankreich sein Schicksal nicht länger
in ein Wahngebild mörteln, das es zwingt, die vage Hoffnung
aufHilfe mit demAufwand von Summen zu miethen,die ihm am
nächstenTag dann für größere Aufgaben unentbehrlich, aber auch
unwiederbringlich sind. Den Krieg gegen Deutschland, den Krieg
für zwei Provinzen, denen schon das Wirthschaftinteresse die
Sehnsucht nach derRückkehr in Franzosenherrschaft wehrt, dürfte
die Republik nur wagen, wenn in ihr der zuversichtliche Glaube
lebte, dasDeutsche Reich zerstücken,auf einIahrhundert hinaus
in kraftlose Siaatenbröckchen zerstampfen zu können. Ein einzel-
ner Sieg würde ihr nicht genügen.-weil sie die Last der Serienkriege,
die ihm folgen müßten, als musulmanische und astatische Groß-
macht nicht, ungefährdet, auch nur durch fünf Lustren zu tragen
vermöchte.Und dieRepublik müßtediesenKrieg,der,wiemancher
dcmZoologen bekannte,einewimmelndeVolkheit vernichten soll.

morgen ausfechten oder ihn fürimmeraus dem Bezirk ihres Wil-
lens, sogarihrerVorstellung scheiden. DiePolitikdesrachfüchtigen
Millionärs, der Fäuste und Revolver erdingt, oder der Welt»
macht, die, mit vernarbter Brust, selbst sichdenWerth schuf und zu
wahren entschlossen ist: vor diesem Scheideweg steht Frankreich.
Heule noch kann es für den ganzen Umfang seines Besitzstandes
in drei Erdtheilen die deutscheBürgschaft erlangen: und brauchte
die Gewißheit solcher Assekuranz nur mit dem stummen Verzicht
auf einen Gestus zu bezahlen, der nicht mehr schreckt, doch immer
noch ärgert. Iede neue Sonne breitet den Lichtpfad solcher Er»
kenntniß. Iedes unbesonnene Gelärm deutscher Menschheit engt
ihn undschleiert denStrahl in dieSchattenehrwürdigerLeidens»
zeit. Eindringlicher noch als im August des Gedenkjahres 1913
töne drum heute dieMahnung: »Da dieMehrheit des deutschen
Volkes einen Krieg gegen Frankreich nicht wünscht und auch die
Minderheit ihn (der an sich keinen von dem nöthigen Kraftauf»
wand entschädigenden Ertrag verheißt) nur als das unvermeid-
bare Mittel gegen unerträglichen Drang hinnähme, sollte Ieder,
deröffentlichspricht,Ieder,deröffentlichemUrtheilRaum gewährt,
sich sorgsamer als bisher vor ungerechtem, das Selbstachtungbe»
dürfniß derFranzosen verletzendem Meinensausdruck hüten.'
EineProbe. SechsMonate lang; bis derReichstag wieder
an die yaushaltsarbeit geht. Ein Halbjahr lang knappe, vor»
urtheillos höfliche Erörterung desin derRepublikGeschehenden.
In manchem französischen Gymnasium lernen die Schüler.neuere'
Geschichte aus einem Lehrbuch, das ihnen erzählt: .Friedrich der
Zweite, den die Deutschen den Einzigen heißen, hat durch seine
Erobererzüge nach Schlesien und Polen das Schicksal Preußens
bestimmt und einen Mittelstaat in den Rang einer Großmacht er»
höht. Das Werkzeug, das dazu half, war das Heer, den Hohen»
zollern Anfang und Ende aller Dinge; und die Leistung wurde
durch den Krieg, die preußische Nationalindustrie, ermöglicht.'
Den Glauben an solche Offenbarung nehmen die Iünglinge ins
Leben mit. Deutschland ist ihnen dievonpreußischenKommando»
schnarrern und Feldwebeln bewachte und rauh beherrschte Riesen»
kaserne, die dem Geist und den Musen, der Großmuth und der
Grazie verriegelt ward und derenBelegschaft lechzend des Tages
harrt, der ihr denVorwand zuAusraubung und Verstümmelung
Frankreichs liefern wird. DieserGlaube wirkt fort und wird durch

Schmeichelworte nicht entwurzelt.Daß, dennoch, dieRepublikden Frieden wahren will und den Gefahren derMassentyrannis und Bcsitzrechtsschmälerung lieber sich als dem muthwilligen Spiel mit den glimmenden Dochten der Rachsucht aussetzt: diese bün» diger als je zuvor jetzt erwiesene Thatsache verpflichtet auch uns. Mindestens zu einem letzten, redlichen Versuch, der, noch wenn er mißlänge, nicht schaden könnte. Neue Rüstung Deutschlands zwänge Britanien undRußland,dieFrankreichsNiederwerfung, mit oder ohne Bündnisvertrag, nicht müßig dulden dürften, ins Aufgebot aller erlangbaren Kräfte, militärischer und finanzieller, die auf allen Seiten, selbst um den Preis schwer erschwinglicher Opfer, Genossenschaft erkaufen müßten. Auch davor brauchten wir nicht zu zittern, wennNothwendigkeit uns in solchen Engpaß pferchte. Doch wir wünschen ja nicht dieSchwächung noch gar die Vernichtung Frankreichs (wo lebt ein nüchtern Wacher, der sol» chen Wunsch hegt?); wünschen nur, in dem gewordenen Rechts- zustand einträchtig mit ihm zu leben. Nicht das winzigste Dörf» chen, nicht den Raum eines Schafstalles oder Rebenhügelchens ersehnen wir von ihm; nur den Verzicht auf eine angewöhnte Gri» masse. Die Welt wäre ärmer, wenn die Flamme des Gallier» genius nur dünn noch aus ihr loderte und Frankreichs Stimme in zaghaftes Flüstern verblühte. Wem frommt das Mittel, das nur unwillkommenen Zweck fördern könnte? Eine Probe! Heißet, Germanen, die wilden Männer fechs Monate lang schweigen. Redner und Schreiber. Vergesset, daß .gehetzt'worden ist. (Nur t rüben?) Lasset, bis wieder Nebelung ist, nicht täglich drucken, daß jederDeutsche in Frankreich gehaßt und versolgt,ge» schmäht oder geknufft wird und daß wir den Franzosen, wir edle Barbaren, dennoch nicht grollen. Eure Väter haben gesiegt, ihre sind geschlagenworden; undihrLandhatHunderttausendenguter Deutschen Obdach und Einkunft, Behagen und Wohlstand ge» währt. Entstellet nicht, was ihre Zeitung meldet; ändert den Sinn und dieFarbe des in FrankreichGesprochenenund Gedruckten nie- mals auch nur im Allerkleinsten. Weder Weihrauch noch Schimpf. KommtUnglimpf über denRhein: bleibet gelassen; ist er derRede werth, so mag und mußdieAmtsinstanzfürseineAhndungsorgen. Kein hätschelndes, kein hämisches Wort.KeinVersuch,dasStaats- geschäft der Pariser zu stören. Eine ehrliche Probe. Die letzte. Die Französische Republik kann dem Deutschen Reich nicht

Die Zukunft,
die schmächtigste Parzelle entreißen und danach sicher sein, daß sie, allen deutschen Gewalten zum Trotz, das Errungene sich zu wahren vermag. Deutschland will Frankreichs Macht nicht mindern, sondern, im ganzen Ilmfang des Dreifarbenbezirkes, mit seiner Wehrkraft verbürgen. Hier keine Absicht auf Gewinn, dort nationalen Dranges Gebieterruf in höhere, Zukunft verheißende Wirkenspflicht. Zwischen den Völkern Iohannens und Bismarcks nur eines Schmerzes Schatten. Der weicht, wenn der Wucht sich die Flamme vermählt. Deshalb: Höhnet den Wahlgang nicht; grunzet nicht, während Italiens Iugend wider Oesterreich tobt, die Triple»Entente gleiche der körperlos schillernden Seifenblase, der Dreibund dreifach gehärtetem Erz. Zäumet die Zunge! In diesem Sommer wird Schicksal."

Fünf Bruchstücke aus dem Heft vom sechzehnten Mai 1914. Aus drei Iahrgängen sahen Sie nun Beweise. Spricht so Franzosenhaß? Dem Präsidenten derRepublik wird nicht geschmeichelt; derWille derRepublikanermehrheit aber ins Friedlich»Freundliche gedeutet und.weil derBetrachterfrüh merkt, daßdieserSom»merKrieg gebärenoder denverkümmertenFrieden ohne Eisenkur von der Bleichsucht heilen muß, den Landsleuten für sechs Monate die Enthaltung von grellem Wort empfohlen. Millionen denken fo; daß fonst Krieg werden könne, dünkt sie freilich eine »Fixe Idee". Krieg der größten Mächte? »Unsinn. Wahnvorstellung. Der alte Bismarck hat sichs, wenn ihn der Alb drückte, eingebildet. Sind wir, Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen, einander nicht gute, unersetzlicheKunden?" Das.HerrPräsident, war öffentlicher und privater Glaube. Noch im Iuni hätten Sie in Berlin kaum zehn Menschen gefunden, die mit nahem Krieg rechneten. Ihnen ist anders berichtet worden. Schon im März 1913 vom Botschafter: »Der hier in Mode gekommene Vergleich mit 1813 geht fehl. Wenn man demAufstand des deutschen Volkes gegen das in Weltherrschaftstrebende Genie eineVergleichsmög»lichkeit sucht, wird man sie in Frankreich finden; denn unser Volk denkt nur an Abwehr drohender Gewalt. In diesem Meinungstand beiderLänder sehe ich ernste Gefahr." VomMilitärbevoll»mächtigten: »Der Aufschwung des vaterländischen Gefühles in Frankreich hat hier vielfachZorn erregt. EinReichstagsmitglied nannte den Entschluß zu dreijährigem Wehrdienst eine Herausforderung, die Deutschland nicht dulden dürfe. Von ruhigeren

Leuten hört man oft, Frankreich habe,mitfeinenvierzigMillionen Einwohnern, nicht das Recht auf eine Heeresziffer, die Deutschlands erreiche. Alles rast, weil nach höchster Kraftanspannung noch immer sich nicht die Möglichkeit zeigt, Frankreich zu über« rennen. Das aber will Deutschland; mit endgiltiger Wirkung uns, die mit ihm nicht gehen wollen noch können, aus der Bahn drängen. Mein Vorgänger war im Recht, da er schrieb: ‚Die Deutschenwaren ausgezogen, die Welt zu erobern, und hatten ge« wähnt, gegen ihre Macht werde Niemand den Kampf wagen. Die Industrie, den Handel, den Dehnungdrang Deutschlands durfte kein Grenzpfahl hemmen. Dieser Ehrgeiz ist nicht geschwunden. Wir, die als Macht Zweiten Ranges gelten, haben in derKrisis von 1911 Widerstand geleistet. Kaiser und Regirung haben nachgegeben. Das hat die Oeffentliche Meinung nicht verziehen. Sie willnicht, daß der Vorgang sich wiederhole.' Ietzt soll Deutschlands Schlagkraft so gestärkt werden.daßunsimNothfallnur die Wahl zwischen Erniedrigung und Vernichtung bliebe. Doch Frankreich will nicht abdanken, sondern,nachRenans Wort,seine unzerstör» bare Fähigkeit zu Wiedergeburt und Auferstehung zeigen. Die Wuth derDeutschen ist also leicht zu erklären. Das Problem, vor dem wir heute stehen, konnte uns im Lauf der Zeit nur noch gefährlicher werden: denn die Abnahme unserer Iahrgangsziffer kleinert unaufhaltsam die Friedenspräsenzzahl. Die Deutschen wollen gefürchtet sein und finden, daß wir, mit unseren vierzig Millionen Menschen, einen zu breitenPlatz an der Sonne haben. Fühlt ihr Stolz sich eines Tages gekränkt, dann begünstigt die ungeheure Ueberlegenheit ihres Heeres den Ausbruch des Volkszornes. Und Keiner kann hindern, daß dieerstenHauptschlägeauf Frankreich fallen." Am selbenMärztag schreibt der Marinemann: »Werl eine Anfangsschlappe des Kaiserreiches unerrechenbqre Folgen haben könnte, steht in allenPlänen des Großen General« stabes vornan eine Offensive, die Frankreich zerschmettern soll. Er will gegen alle Möglichkeiten gesichert sein und sieht in uns den stärksten Gegner. Am Hof denkt man wohl ungefähr wie der alte Fürst Henckel, der neulich zu einem Herrn unserer Gesandtschaft fagte, er habe vor dem Krieg von 1870 denFranzosen die Nieder« lage prophezeit.weilsie nichtgenau.nicht bis ins Kleinste pünktlich genugbei derArbeit seien. Im nächsten, von vielgrößeren Massen auszufechtenden Krieg sei dem Volk, dessenDienerausjederLeite?

sprosse bis ins Winzigste genau ihre Pflicht erfüllen, der Sieg noch sicherer. Dieses Vertrauen auf das Uebergewicht ihrer Heeresorganisation lebt inallenDeutschen. Die geräuschvolle Iahrhundert» seier soll das Volk in den Glauben überreden, Frankreich sei heute noch, wie in der Zeit des Freiheitkrieges, der Erbfeind. Mitsieben» hunderttausend Mann in Waffen (ohne die vielen Reservisten, die jetzt ausgebildet werden), mit einer vollkommenen Organisation und einer von der Kriegsucht des Wehr» und Flottenvereins ge» stimmten Oeffentlichen Meinung ist das deutsche Volk in dieser Stunde ein höchst gefährlicher Nachbar. Die Deutschenwollten das Gleichgewicht der beiden Heerlager, in die Europa sich scheidet, mit einer von ihnen selbst kaum noch überbietbaren Anstrengung ausheben. Frankreich schien ihnen zu ernstem Opfer nicht willig. Unser Entschluß zu dreijähriger Dienstzeit vereitelt ihren Plan."

Im Iuli liest Herr Pichon einen Auszug der besten Agenten» berichte. „Die Kräfte, die in Deutschland die Ei Haltung des Frie» dens wollen, sind ohne Organisation und beliebte Führer. Die Kriegspartei hat Köpfe, Truppen, eine von Ueberzeugung oder Bezahlung getriebene Presse; sie macht Meinungen und wendet die verschiedensten Schreckmittel an, um die Regirungeinzuschüchtern. Manchem scheint der Krieg unvermeidlich und fürDeulsch» land früh günstiger als spät. Andere dünkt er nothwendig,um das LandvonUebervölkerung,Ueberproduktion,Demokratisirung,Sozialisirung zu erlösen. Eine dritte Gruppe fürchtet, daß die Zeit für Frankreich arbeite und man die Entscheidung deshalb beschleunigen müsse. Aus Gesprächenund Flugschriften klingtnicht selten der Glaube,nebeneinemgekräftigtenFrankreich könne,nach allenLehrenderGeschichte,Deutschlandnichtathmcn."DieAufzählungder nach Krieg lüsternen Gruppen geht weiter. »Dic gcfährlichsteist die von Groll undRachsuchtgeleitete.Die meisten Rekruten liefert ihr die Diplomatie, deren Leistung von der Presse sehr schlecht beur» theilt wird.Diese Leuteslöhnen,sieseiengeprellt worden, und brü» ten Rache. Einer von ihnen hat gesagt, mit uns könne Deutschland erst ernsthaft reden,wenn esallewehrfähigenMänner inWaffcn hat. Das System der Schutzbündnisse warnt vor offener Kriegs» erklcirung. Ists so weit, dann muß man Frankreich zum Angriff zwingen; wenns nicht anders geht, durch Beleidigung. Das ist überlieferter Preuhenbrauch. Deutschland wird das Abenteuer.

Vöhl scheuen, wenn der Beweis erbracht ist, daß der Bund mit Rußland und dieFreundschaft mit England mehr sind alsSche» men aus dem Reich der Diplomatie: wirklich und wirksam. Die Britenflotte flößt heilsamen Schrecken ein. Doch weiß Ieder, daß der Seesieg nichts entscheiden, die Hauptrechnung auf dem Fest» land beglichen würde. Rußland wird nicht mehr so niedrig ein» geschätzt wie vor drei odervierIahren; aber man meint, sein Auf» marsch werde lange währen und sein Eingriff nicht kräftig sein. Der nächste Krieg wird ein deutsch»französischer Zweikampf wer» den: in diese Vermuthung haben sich die Geister gewöhnt." (Das steht, Alles, im Gelbbuch von 1914: Zuerre europeenne.)
Diesen Berichten haben Sie, wie vielleicht niemals einem Evangelium, geglaubt. Daß sie einen schmalenWahrheitrand mit vielDichtung auspolsterten, könnte Eure Excellenz Dem glauben, der seinen Willen zu ernsterVerständigung (nicht: zum Schatten- spiel der »Annäherung"), feinen harten'Tadel unartiger Ruhe- störung durch Abschriftsätze erwiesen hat. Die Schaar, die in den Berichten Kriegspartei hieß, wollte stärkeren, in festeren Grund vermauerten Frieden als Ihre Pazifizisten. Wollte die Einwurze» lung derGewißheit von Deutschlands Kraft, Muth undWillens» Entschluß, nothwendigem Kampf,noch dem schwierigsten,niemals und nirgends auszubiegen. Diese Schaar dachte: Ein weder in Muff noch inRückzug zu bewegendes,jenseits vonProtzerei und Bettelei, vonGeprahl undGeschmeichelstillaltenWerth mehren» des, neuen zeugendes Deutschland wird von eigenen Wesens Gnade aus würdigerRuhe dem Neiderblick selbst in Größe auf» wachsen, vom Erbfeind selbst nicht angefallen, sondern in Kame» radschaft gerufen werden. Sie, Herr Präsident, schelten es un- versöhnlich, schmähen seine Seele, bespeien seine Krieger. Sie schwatzen, Ihre Republik habe still und harmlos, wie der Tell Schillers, des Ehrenbürgers vonFrankreich, gelebt und in jedem Nährer kriegerischer Pläne einen Verbrecher oder Narren ge- sehen. Deutschlands Iugend die blutdurstige Horde, wider die Rouget sang, der von Gesinnungschnüfflern in finsteres Elend ge- hetzte Barde? Da nun die wichtigsten Akten entsiegelt sind, kann <und muß) dem Anwalt des Rechtes seinRecht werden. Und böte Ihre Mär vom Ursprung des Krieges lautere Wahrheit: Ihren Traum vonTriumphbogen undPantheonhatseinSturm zerweht.

Börsenwitz.*)

^^??ie Biographen des Witzes, Iean Paul, Friedrich Bischer und-Kuno Fischer, haben von dem Börsenwitz nichts gesagt, Dcr bay-reuther Aesthet konnte die Börse nicht vorahnen, der schwäbische Satiriker hatte keinerlei Beziehung zum Reich der Prozente; und der dem Klassizismus entsprossenen heidelberger Excellenz fehlte der Sinn für den Kaufmann und sein Geschäft, So blieb der Börsenwitz am Boden seiner Herkunft haften, weil Keiner versuchte, ihn in die Hei-ligen Hallen der Aesthetik einzuführen. Vielleicht hängt er zu sehr am Materiellen, als daß es den Schöngeist reizen könnte, solchen Spuren nachzugehen, Einer, ders sicher versucht hätte, wäre Schopen-hauer gewesen; trotz seinem Widerwillen gegen die „Propheten Mer-kurs" hätte er dem Reiz der gesammelten Schlagkraft des Börsenwitzes nicht widerstanden.

Es ist schwer, diese Art des Witzes in eine bestimmte Klasse einzuordnen. Er ist, oft nur Wätz, hält sich in den Grenzen dieses Ausflusses der Nrtheilskraft und begnügt sich, als Klangwitz, Wort-spiel, Zweideutigkeit sein Publikum zu suchen. Er bewegt sich aber auch in den oberen Regionen und überrascht als „spielendes Er» kenntnißurtheil". Ia, er erreicht manchmal sogar die Höhe der Sa»

Ein Bruchstück aus dem Buch „Im Reich des Geldes", das Herr Leo Zolles im Verlag von Schuster 6 Loeffler erscheinen läßt und das ein paar Dutzend vor dem Krieg geschriebener, aber noch in und nach der Kriegszeit lesenswerther Kapitel aus der Wirthschaftgeschichte aller wichtigen Völker, zwischen den zwei Pappdeckeln eines Bandes, auch innerlich eint. Von Spekulation nnd Kursen, von dem Genie und der Ethik des Industriellen und Händlers spricht es; zeigt Gestalt und Persönlichkeit (Harriman und Rathenau, Carnegie und Kirdorf. Stinnes und Ballin, Fürstenberg und Fischöl, die Rothschild und die Mendelssohn); und leuchtet bis in die Winkel, wo, nach dem Absturz, Spieler und Gauner hausen. Ein buntes, fröhlich geschriebenes, auch dem Laien leicht zugängliches Buch; aus dem, dennoch, der Kun-digste irgendwas lernen wird: und das schon deshalb sogar in buch-feindlichen Tagen Erfolg haben muß, Soll ich den Autor loben? Darf ich? Ihn lobt sein Werk. Wenn ich seine flecklose Rechtlichkeit, das Vcrantwortungbewußtsein, das in seinem heiteren, zuversichtlich an Deutschlands unbrechbare Kraft glaubenden Herzen lebt, seinen Willen zu kluger Gerechtigkeit, die Sachkenntniß, die sich, ohne eitle Selbstzufriedenheit, an jedem neuen Vorgang, nach neuer Erfahrung gierig, wetzt, nicht hoch schätzte, hätte ich ihn nicht ersucht, hier> unter dem Namen des hundertköpfigen, nie schlummernden Hesperidenwäch« ters Ladon, die Ereignisse des Wirthschaftlebens zu wägen, zu richten. Seit zehn Iahren thut ers. Mancher, der sich einen Herakles wähnte, hat ihn befehdet; doch Keiner ihn, wie der echte Augeiasstallkehrer den Goldäpfelwächter, in entscheidendem Männerkampf überwunden.

tire, der Ironie und des Humors, Fsun Paul sagt vom Witz: »Er ist der verkleidete Priester, der jedes Paar traut/ Und Bischer fügt hinzu: „Er traut die Paare am Liebsten, deren Verbindung die Verwandten nicht dulden wollen." Hier ist zum Ausdruck gebracht, daß der Kern des Witzes in der überraschenden Vereinigung von Gegensätzen besteht. Mit dieser Charakterisirung ist aber sein Wesen nicht erschöpft. Kuno Fischer hat die Bedeutung des Witzes in dessen Beziehungen zum Intellekt, zur Urtheilskraft, gelegt und ist damit zu einer gerechten Werthung dieser geistigen Erscheinung gelangt. Er nennt den Witz ein „spielendes Urtheil". Er spricht vom „Spiel der durchdringenden Urtheilskrast, das eine verborgene Wahrheit leicht und schnell zu Tage fördert"; ruft dann aber Widerspruch, hervor, wenn er im Mutterwitz die kostbarste Blüthe des Witzes sieht. Man kann vielleicht sagen, daß hier die Ursprünglichkeit des scharf And sicher gefaßten Urtheils besonders sichtbar hervortritt; wirksamer jedoch und ästhetisch befriedigender ist der Witz, der auf kultivirtem Boden'wächst.

Auf das Kennzeichen „intellektuell" hat auch der Börsenwitz Anspruch; aber seine Väter sind nicht immer mit Mutterwitz gesegnet. Der Witz setzt eine gewisse innere Freiheit voraus. Er darf nicht „an öen Engel und den Gott glauben" und muß ewig Krieg mit dem Schönen führen. Ohne Cynismus kein Witz. Die cynische Ueberlegen» heit aber wirkt auf den weniger ausgeglichenen Geist beruhigend. Er fühlt sich geborgen in der durch den Witz gereinigten Atmosphäre. Man könnte glauben, daß die Börse, auf deren Boden um die materiellsten Güter gerungen wird, die Freiheit des Geistes lähmt und ihre Völker tief in Stoff versinken läßt. Und doch giebts gerade in diesem Kreis Viele, die sich über der Situation halten und die Weite ihres Blickes nicht nach der Kursbewegung regeln. Diese Kraft geht von der Börse selbst aus, in deren Bereich die stärksten Gegensätze, in raschester Folge, aufeinandertreffen. Der Börsenwitz hat sich mit dem häufigen Szenenwechsel abegfunden nnd ein Wort geprägt, das zu den bekanntesten Iierstücken des Börscnarsenals gehört: „Die Kurse sind wie eine Lawine: immer hinauf und hinunter." Hier giebt sich der Geist der Börse iu reinster Form des Ausdrucks. Das ist nicht nur Witz, sondern auch Satire, Ironie und tiefere Bedeutung, Daß eine Lawine nicht steigt, nur fällt, weiß Ieder, Man darf die Kenntnis; dieser Erscheinung auch bei der Börse voraussetzen. Warum also das schiefe Bild? Um das ganze Kurstreiben, den oft sinnlosen Kampf Km Gewinn und Verlust, den Mangel an Menschenwürde, der dabei oft aufgedeckt wird, mit der Hülle überlegener Ironie zu umkleiden. Es giebt Augenblicke, wo die Börse sich selbst ironisirt; und wenn sich ihr Urtheil einmal zu solcher Kraftleistung gesammelt hat, verfehlt sie nie, den Niederschlag der Erkenntniß in euren Witz umzuprägen. Selbst im Wortspiel, das die Situation hervorbringt, steckt oft mehr als ein bloßes Spiel mit Worten. Bei einer der (nicht gerade seltenen) Erschütterungen der newyorker Börse, die regelmäßig di-

großen Effektenmärkte unserer Alten Welt in Mitleidenschaft zogen, tröstete man sich in der berliner Burgstraße mit dem Witz: „Diesmal wars keine Deroute, sondern eine Redoute." Der Sturm in Amerika hatte sich schnell gelegt und war vorübergegangen, ohne auf unserenr Festland Menschenleben geknickt zu haben. So wirkte der witzige Vergleich wie eine Befreiung. Die Aengstlichen eigneten sich das Urtheil an, das in dem Witz steckte. Ihnen war es die Bestätigung für die Angefährlichkeit der Vorgänge in New Vork. Möglich, daß der Ur» heber des Wortes nur eine Anthithese liefern wollte. Da die Börse aber dem Erzeugniß ihre Fabrikmarke aufdrückte, war es damit zu einem Urtheil erhoben. Der Vergleich der Deroute mit der Redoute wurzelte übrigens nicht nur in der Versetzung eines Buchstabens. Da» mit allein wäre noch kein Beweis für die kombinatorische Fähigkeit des Börsengehirns erbracht. Die schlimmen Tage in New Vork fiele» in die Karnevalszeit; und so vereinte sich ein Taschenspielertrick mit einer „erkenntnißtheoretischen" Leistung zur Erzeugung eines „spielenden Urtheils".

„Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen; er glaubt nicht an den Engel und den Gott." So Schiller an die Adresse Voltaires. Aber der Vers könnte auch über dem Eingang ins Börsenhaus stehen. Nicht einmal vor „Ehrlich»Hata 606" machte ihr Witz Halt, Die Aktien der Höchster Farbwerke gingen in die Höhe, weil findige Köpfe die Millionen, die die Herstellung des neuen Ehrlichpräparales bringen konnte, früh zu verwerthen suchten. Nun kam der Börsenwitz, und griff sich den Uebereifer der Spekulation heraus. Frage: „Was meinen Sie von der Hausse in Höchster Farbwerken?" Antwort: „Die Aktien werden bis 603 steigen." Und darauf erwiderte der Frager: „Wenn sie "es ehrlich sagen, wird es Wohl so kommen." In diesem Beispiel weist der Witz auf das Lächerliche solcher Kursprozedur hin, ohne die natürlichen Schwächen der Börse zu verkennen. Im Wesen des Witzes liegt, daß er oft verletzend wirkt. Und da die Gäste der Börse nicht in einem Meer der Gefühle zu schwimmen Pflegen, kann es vorkommen, daß das Destillat ihres Geistes nach Gift und Operment schmeckt. Ein bekannter Finanzmann verheirathete seine Tochter, nachdem sie ihr Iudenthum abgestreift hatte, an einen adeligen Herrn. Die Ehe ging in die Brüche; und die Börse witzelte: „Erst hat er seine Tochter konvertirt und dann hat er sie abgestempelt zurückbekommen."

In der Art, wie der Börsenmann über sich selbst urtheilt, drückt sich oft ein Maß von Selbsterkenntniß aus, das ihn zum Philosophen macht. Zum spekulativen Philosophen natürlich; denn der philosophische Spekulant ist niederen Grades, Wie beruhigend wirkt, zum Beispiel, dieser Dialog, der beinahe amtlich ist: „Was, meinen Sie, habe ich heute verdient?" „Die Hälfte." Darin ist eigentlich die ganze Börsenphrlosophie enthalten: stets wird „mit Aufgeld" gehandelt, das der kundige Thebaner ohne Weiteres abzieht. Nur die Neulinge zahlen Alles bar. Und wer ganz gerissen ist, pumpt sich von seinem Gläubiger Geld und leiht es ihm dann zu zehn Prozent zurück. Ob

solche Geschäfte wirklich vorkommen, ob sie nur der Phantasie der Börse entspringen: sicher ist, daß in Berlin einmal über eine Wandlung, dieser Sorte viel gelacht wurde. Da zeigte sich, daß die Börse auch Mutterwitz hat.

Die Börse züchtet den Geist der ihr Angehörenden. Natürich wird der Witz nicht von ihr selbst geliefert. Seine Schöpfer sind einzelne Personen. Die aber wirken als Agenten des Börsengeistes und sind in dem Augenblick verschwunden, wo die Börse sich ,,offiziell" des neusten Witzes bemächtigt hat. Daß einzelne, besonders witzige Köpfe trotzdem aus dem Meer der schwarzen Hüte hinausragen, hängt meist damit zusammen, daß sie auch sonst auf einem erhöhten Podium stehen. In Berlin gehört zu diesen gut geprägten Persönlichkeiten, deren Witz sich ständig selbst erneuert, der Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, Karl Fürstenberg. In Wien herrschten lange durch witzige Schlagfertigkeiten die Finanzbarone Königswarter und Sin«. VonIenem stammt das böse Wort: „Wenn die Spekulation unter die Erde geht, fängt der Schwindel an". Dieser entzückte die „Tempelherren vom SHottenring", als er den Kampf gegen den letzten Mitbegründer der Oestererichischen Kreditanstalt, Laemmel, mit der freundlichen Zusicherung einleitete: „Das Laemmel wollen wir mal scheeren."

Die Börse weiß Reichthum und Glück zu schätzen; im Grunde aber läßt sie sich nicht leicht imponiren. Auch der „größte Mann" wird von ihr kritisch behandelt. Und ihr Urtheil verblüfft oft durch seine Sicherheit mehr noch als durch seine Bosheit. So charakterisirte sie einen der kühnsten Helden der Spekulation durch die Frage: „Welche beiden Dinge kann Der nicht ablegen?" Antwort: „Parvenu» manieren und Rechnung." Man wundert sich, daß die Börsenleute, bei so stark wirkender psychologischer Technik, doch oft von Führern, deren bedenkliche Eigenschaften sie erkannt haben, ins Schlepptau, genommen werden. In diesem Widerspruch zwischen Witz und Leichtgläubigkeit zeigt sich die schwache Seite der Börsenseele. Sie besteht in der hemmunglosen Hinneigung zu jeder Gewinnchance, Hat der im Wesen erkannte und witzig festgenagelte Anführer einen Erfolg aufzuweisen, so ist die Urteilsfähigkeit ausgeschaltet und nur die blanke Gewinnsucht arbeitet noch. Der Feldherr der Börse ist dabei von dem kleinen Spekulanten, den der Kitzel des Spiels oder die Gewohnheit in den Börsensaal treibt, zu unterscheiden. Die Feinde der Börse, deren einziges Stichwort der vom Eisenbahnminister Maybach erfundene „Giftbaum" ist, sehen in ihr nur den Spielplatz, Von Volks» und privatwirthschaftlichen Funktionen wollen sie nichts wissen, um ihr Hirn nicht mit Dingen zu belasten, die über ihr Verständnis^ gehen. Wäre die Börse nur eine gefährliche Spielhölle, dann hätte die „wohlwollende" Behandlung von der feindlichen Seite sie getötet. Und ihr Boden hätte nicht einen Vorrath geistiger Ueberlegenheit,, wie den spezifischen Börsenwitz, reifen lassen. Nimmt man zum Ausgang der Beweisführung die geistige Leistung der Börse, die sich durch ihren eigenen Witz kennzeichnet, so kann man sagen: „Eine Einrich»

tung, die den Scharfsinn in solcher Weise pflegt, läßt sich unmöglich mit der Sphäre des Kasinos von Monte Carlo vergleichen," Der Vörsenwitz ist ein starker Beweis gegen die catonischen, oft nur platonischen Verächter der Börse und er hat seine Kraft diesen Widersachern gegenüber zu wirksamer Geltung gebracht.

Wo der Witz ironisch wird, trifft er Schwächen, die der Börsenmann kennt, denen er aber niemals die Daseinsberechtigung absprechen wird. Das verleiht ihm eine Charakterpose, die oft nur äußerlich wirken soll, um das hinter ihrem schützenden Schirm hockende graue Elend zu verdecken. Nicht selten dient sie dazu, die geschäftliche Lage eines Wankenden zu stützen, dessen Rettung vielleicht darin besteht, daß er „das Gesicht wahrt". Die Verluste, die Giner an der Börse erleidet, tragen die Kraft der Selbstheilung in sich, Sie werden nur als Gegensätze zu den gleichen Gewinnmöglichkeiten empfunden und nicht auf eine gewisse „Moral" hin untersucht. Gewinner und Verlierer werden vom Witz jeder Würde entkleidet. In der schneidend kalten Luft der Witzregion erfriert jedes Gefühl. Als in Berlin wieder einmal die Börse einer schiefen Ebene glich (die Veränderung der Lage war über Nacht gekommen), begrüßten die Auguren einander am nächsten Tag mit der verbindlich mitleidigen Frage: „Haben Sie sich schon an Ihre neuen Vermögensverhältnisse gewöhnt?" Damit war die unklare Situation ins Reine gebracht. Neue Schreckensnachrichten fanden eine von stiller Heiterkeit durchsetzte Stimmung; und die Abwickelung der Krisis bewirkte kaum noch allzu lautes Gestöhn. Mit dem Begriff und den Folgen der „Pleite" findet sich der Witz gern und gründlich ab. Das an sich wenig reizvolle Thema wird mit einer Liebe variirt, die den Verdacht erwecken könnte, die „Pleite" gehöre zu den Lebensbedingungen der Börse. Beliebt ist die folgende Variante. A hat Pleite gemacht. Man erzählts dem B. Der ist zunächst sehr erstaunt, sagt dann aber ruhig und bestimmt: „Dann mache ich auch Pleite," Frage: „Haben Sie denn mit A. Geschäfte gemacht?" Antwort: „Nein; aber bei solcher Gelegenheit macht man mit Pleite." Ein Beispiel, das die genaue Kenntniß des Wesens aller geschäftlichen Erscheinungen beleuchtet. Der Börsenmann läßt sich manchmal betrügen; aber er wahrt sich das Bewußtsein dieser Möglichkeit, das im einzelnen Fall einem oft durchbrechenden Optimismus unterliegt, Scharfsinn und Vertrauensseligkeit haben nicht selten ihre Stätte unter dem selben Schädeldach. Rnd der Spekulant weiß, daß ohne ein Bischen Glauben überhaupt kein Geschäft möglich ist.

Gehört der Witz in eine Geschichte der Aesthetik, so darf auch dem Börsenwitz diese vornehme Unterkunft nicht geweigert werden. Ieder Ausdruck geistiger Freiheit wirkt ästhetisch erfreulich. Und wenn dem Börsenwitz nur gelungen wäre, dem Götzen Mammon die Narrenkappe aufs Haupt zu stülpen, so hätte er schon damit seine Kultursendung deutlich erwiesen. Ladon.

jzcrausgcber ,,„d verantwortlicher Redaiteur: Maximiiian Warden in Verlin. — Verlag der Znlnnft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb lS, m, b !Z, in Verlin,

Berlin, den 7. August 1915.

Zweite Epistel.

An Herrn Poincare.*)

^iner der vielen Dichter, denen, in Ihrem und in unserem Land, der Krieg das Talent gelähmt hat, Herr Edmond Rostand, gab, vor fünf Iahren, in dem etwas langwierigen und künstlich verschnörkelten, doch von Geistreichthum funkelnden und durch die Feinheit des Formenspieles liebenswürdigen Thierstück «OKan. tecler» einen guten Grundriß von gallischem Wesensbau. Sieht Ihr Gedächtnitz noch den Gipfelpunkt der sanften, in einem durch- wärmten Glashaus der äouce Trance, allzu nah dem Hotel Ram» bouillet, gezüchteten Satire? Zwiesprache zwischen dem Haupt» hahn und der Fasanin. .Wenn ich nicht krähe, wird nicht Tag. MeineStimme stürzt dieNacht.wie ein Iericho, in Trümmer. Sie öffnet die Blüthe, das Auge, die Seele, das Fenster. Von ihrem hellen, stolzen Geschmetter zittert der Horizont; rosig überläufts ihn: er muß gehorchen. In mir ist der Muth zu der Furcht, daß ohne meinen Ruf der Osten in trägem Dunkel bliebe. Singen ist mir Schlacht und Glaubensbekenntniß. Q si cie tous les ckants mon ckant est le plus fier.c'est que je ckante clair atm qu'il fasse elair. Stieg die Sonne auf, ehe ich sie rief, dann war in der Luft noch ein Nachhall meines Sanges von gestern, der sie weckte. Wenn ich schweige, sind alle Eulen froh. Und ist eine Sonne mir unge» horsam: ich bin der Hahn fernerer Sonnen und des Glaubens voll, daß einesTagesnie wiederNacht werden wird." Ists nicht,unge-

*) S. „Zukunft" vom einunddreißigsten Iuli 1915.

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20092_171.html[18.07.2014 16:02:13]

fähr,die Meinung,die Frankreich von sich hat und.seitIahrhunder»
ten schon, der Menschheit einreden möchte?OaIIus: der phiygische
Fluß, aus dessen Wasser erregende Krast in Nerven und Sinne
wirkt;der keltische Krieger; der Hahn, den die Häupter derRevolu-
tionzum Wappenthier wählten. Nicht nach Neuem nurgierig sind
die Gallier; auch überzeugt, daß nur von ihnen wohlthätige Neuer-
ung kommen könne. Einst dünkten sie sich das von Gott auserwählte
Werkzeug; dann die Bereiter undDiener einernoch gottlos aller»
höchstenVernunft.»Wennich nicht krähe, wird nicht Tag!" Hinaus
zu horchen, ins Weite zu spähen, schien ihnen immer unnöthig;
thöricht die Hoffnung, da Etwas zu lernen. Ehe eines Zornes
Flamme alle Sicherungen und Hemmungen des Empfindens
durchfraß, den Hahnkammin Gluth erbeben ließ und demWillens-
gefäß den Wunsch nach stärkender Genossenschaft einbrannte, fand
der Franzos fremde Völker selten ernster Beachtung, oft nur un»
wirscher Verachtung werth. Unbequeme hieß er Barbaren und
Strolche; bequemen, zu Schmeichelei entschlossenen stand seine
Schule offen. Er hat, trotzTaine, nichts vomnahenBritanien.trotz
Maistre, Turgenjew, Vogüe nichts vomfernenRußland gewußt.
Italiener, Spanier, Portugiesen: Nebenschößlinge am Lateiner»
stamm, die längst gewelkt wären, wenn aus derWurzelnichtinje»
dem Lenz der besondere Saft des Franzosengeistes quölle, der sie
mitspeist und über ihnen das Wipfelwunder himmelan reckt. Ost-
europa: einNebellandmitBärenundWölfen.Wases anCivili»
salion hat, lieh es aus Frankreich. In und von dessen Geist lebten
Katharina und Friedrich; alle irgendwie Großen. Kein Dämmern
einer Vorstellung von der Eigenart deutschenWesens; von seiner
VielfachheitundFarbenfülle.nordischenNaturfrommheitundun-
verchristlichten Wucht. Durch jedes Frühgraukräht(«singt": sagt
Ihr) der Hahn, alle starken Gedanken seien der Menschheit aus
Frankreichs Erde geboren worden. Viele. Manche aber waren
schon greis und schwach, als dasVaterland eitel nochihrezeugung»
fähige Iugend pries. War auf deutschem Boden nicht eine Kultur,
nicht Heldenleistung, Bildnersinn und Gestalterkraft, ehe Euch die
Sonne des vierzehnten Louis aufging, den sogar der Allan»
Zweifler Voltaire als ein Iahrhundertgestirn bestaunte? Davon
wollte Frankreich nichts hören; seinem Ohr war, freilich, die
Symphonie des Widerhalles auch nicht fo leicht erlangbar wie

'seine Stimme dem Deutschlands. «Wir führen im Grunde doch, Alle, ein isolirtes armsäliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenig Kultur entgegen; und unsere sämmtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesät. Persönliche Berührung, persönlicher Austausch von Gedanken gehört zu den Seltenheiten. Nun aber denken Sie sich eineStadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reiches auf einem Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wetteifer einander belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der tag» lichenAnschauungoffen steht! WirDeulschesind von gestern.Wir haben zwar seit einem Iahrhundert ganz tüchtig kultivirt; aber es können noch ein paar Iahrhunderte hingehen, ehe bei unseren Landsleuten so viel Geist und höhere Kultur eindringeund allge» mein werde, daß sie, gleich den Griechen, der Schönheit huldigen, daß sie sich für ein hübsches Lied begeistern und man von ihnen wird sagen können, es sei lange her, daß sie Barbaren gewesen." So spricht, noch 1827, nach Herder und Lessing, der vom Besuch des jungenAmpere beglückte Goethe; so bescheiden zwischen zwei Seufzern. Kennen Sie sein Thiergedicht? Wissen Sie auch nur, daß er eins schuf(um sich,nach derHinrichtungIhres sechzehnten Louis, von der Betrachtung widriger Welthändel zu erholen)? Anwahrscheinlich. Und doch hat sein Reineke eine behäbige Heiter» ^eit, majestätische Einfalt, einen Hott erlebterWeisheit, einen aus homerischer Würde, wie aus bedächtig schreitender Heerde ein Böcklein, keck vorspringenden Schalksgeist, die ihm La Fontaine neiden müßte. Keine Kritik des Hahnstückes spricht davon. Der Deutsche kennt Rostand. Der Franzos nicht einmal Goethe. Weil er reicher ist? Sie hatten Pascal und Diderot, Maliers und Rabelais, Corneille und Racine, Montaigne und Bossuet, Voltaire undRousseau,Lamartine und Müsset, La Fontaine und Beranger, Buffon und Balzac, Merimee und Maupassant, Sten» dhal undFlaubert, Tains undRenan.Hugo undZola.Manchen Beträchtlichen noch.VonPoussin bisausManet,Renoir,Degas, Denis, von Houdon bis zuRodin und Mayol eine dichte Schaar malender und meißelnder Visionäre. Zehntausend Deutsche len» nen sie. Schon Goethe, schon Eckermann kannte, was damals in Frankreich geworden war. »Ich lese von Moliere in jedem Iahr

einigeStücke. Er ist so groß,daß man immervonNeuemerstaunt. An ihm ist nichts verbogen und verbildet. Ich kenne ihn seit meiner Iugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm ge» lernt. Der große Grieche Menander ist der einzige Mensch, der mit Moliere zu vergleichen gewesen wäre. In Voltaire und Louise dem Vierzehnten hat sich die ganze französische Nation spezifizirt. Nicht alle Frechheiten Voltaires möchte ich gelten lassen; eigent» lich aber ist Alles gut, was ein so großes Talent schreibt. Beran» gersLieder sind als das Beste in ihrerArt anzusehen. Er erinnert mich immer an Horaz und Hafis. Seine politischen Gedichte rich» teten,nach dem Einmarsch derVerbündeten, dieFranzosen durcl> vielfache Erinnerung an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser auf, dessen große Eigenschaften der Dichter liebt, ohne doch eine Fortsetzung seiner despotischen Herrschaft zu wünschen. Ietzt, unter den Bourbons, scheint es ihm nicht zu behagen; es ist freilich ei« schwach gewordenes Geschlecht. Die Meisterwerke der französi» schenBühne bleiben Meisterwerke für immer. Wünschen wir uns- einen neuen Racine, selbst mit den Fehlern des alten! DiderotK Erzählungen: wie klar gedacht, wie tief empfunden, wie kernig, kräftig, anmuthig ausgesprochen! Victor Hugo, dervonChateau» briand herkommt, besitzt ausgezeichnete Fähigkeiten; ohne Zweifel erneut und erfrischt er die französische Poesie. Aber man muß fürch- ten, daß (wenn nicht er, fo doch) seine Schüler und Nachahmer zu weit gehen werden. Die französische Nation ist die Nation der Ex- treme; sie kennt in nichts Maß. Mit seiner gewaltigen moralischen und physischen Kraft könnte dieses Volk die Welt heben, wenn eK den Centralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zw wissen, daß, wer schwere Lasten heben will, ihre Mitte auffinden muß. Es ist das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die Feier der .Vernunft', den De» spotismus Ludwigs des Vierzehnten und die Orgien der Sans» culottes, beinahe in dem selben Iahr die Einnahme vonMoskau und die Kapitulation von Paris finden. Deshalb muß man fürch- ten, daß auch in derLiteratur nach dem Despotismus eines Boileau Zügellosigkeit und Verwerfung aller Gefetze eintrete. Die Philo» sophie, die Cousin in Frankreich als etwas Neues ausbietet, kenne ich, weil ich, zu seinem Schaden, ein Deutscher bin, seit langen Iahren gründlich. Seit Voltaire, Buffon und Diderot hatten die-

Franzosen doch eigentlich keinen Schriftsteller erster Größe, keinen Don genialer Kraft und mit einer Löwentatze. Wenn sie sich mausig machen, so will ich es ihnen noch vor meinem seligen Ende recht derb und deutlich vorsagen. Wenn man so lange gelebt hat wie ich und über ein halbes Iahrhundert mit klarem Bewußtsein zu» rückschaut, dann wird Einem das Zeug, das jetzt geschrieben wird, «kelhaft." (Nach »Hernani«.) Wenn, als auf ein Muster teuto» «ischer Ungerechtigkeit, auf Leffings (gewiß nicht dur chaus löbliche, doch aus französelnder Zeit erklärliche, in ihr vielleicht nothwen» dige)Urtheile über Corneille und Racine gewiesen wird: warum «ie auf Goethes, der durch die steife Form in diezarte Seele sah? Seitdem ist alles Wichtige übersetzt, in Artikeln, Einzelbe» Pachtungen, Literaturgeschichte erörtert, sind Ihre Gemälde, gra» phischen und plastischenWerke inGeschwadern dem deutschenAuge Vorgeführt worden. Muß ich das Lob ausspreiten, das Schrei- bern, Malern, Skulptoren hier gespendet wurde? Lassen Sie von Durand»Ruel die Verkaufsquittungen ins Elysion bringen: seit der ersten Impressionistenzeit ist nicht wenig ins Land deröockes gewandert. Manets herrlicher Maximilian ist in Mannheim. In Hamburg und Frankfurt fänden Sie feineRenoirs. InDresden Daumier und Forain (über den kein Franzos aus anschmieg» samerem Empfinden geschrieben hat als Herr Lehrs) so gut ver» treten wie kaum in einem Ihrer öffentlichen Kunstsäle. Das sind nur knappe Beispiele. Was Sie «Kultur" nennen: die allgemeine Durchbildungzü gleichmäßig sichererBeherrschungäußererForm: Das ist nicht so weithin verbreitet wie im alten Frankreich, das vor und nach den Iakobinern seine convention nationale hatte. Der Franzose, sagt Bismarck, »hat einen Fonds von Formalismus in sich, an den wir uns schwer gewöhnen. DieFurcht,sich irgend» «ine Blöße zu geben, das BedürfNiß, stets, außen und innen, sonn» täglich angethanzu erscheinen,^ manie äe poser: Alles macht den Ilmgang ungemüthlich. Man wird niemals näher bekannt; und wenn mans versucht, so glauben die Leute, man wolle sie anpumpen oder heirathen oder den ehelichen Frieden stören. Unglaublich viel Chinesenthum, viel pariser Provinzialismus steckt in den Leuten." Noch der alte Björnson, der, Nordschleswigs und des «Militarismus" wegen, Deutschland nicht liebte, hat Frankreich das China Europas genannt. In den Parken des Geistes sind

dort die Hecken zierlich verschnitten, die Rasenflächen von der Walzscheere dem Ideal brüderlicher Gleichheit angenähert, alle Wege von der Harke hübsch sauber gekämmt. Nur: die hohen, breiten, knorrigen Stämme mit der tief gerunten, von Persön» lichkeit zeugenden Rinde fehlen. Die hat Deutschland. Nicht das «Niveau", den erschulten Massengeschmack, Massentakt, auf die der Franzose so stolz ist; doch Wipfel, Dünenwüsten, Mondge» birge, die er nicht ahnt. Nicht ahnen will. Die Nibelungen uni> die Lieder von Dietrich und Hildebrand, Wolfram und Walther,. Luther und Eckard, Grimmelshaufen und Sachs, Scharnhorst und Blücher, Stein und Gneisenau, Grunewald und Dürer, Hol» dein und Peter Vischer, Schlüter und Krüger, Goethe, Schiller,, Herder, Wieland, Kleist, Hebbel, Mörike, Kant, Schopenhauer, Nietzsche,Bismarck,Moltke,Helmholtz,Ranke,Treitschke:Daskann, sich sehen lassen. Auch Frau Aja neben der Stael. Friedrich neben. Bonaparte. Bach, Haendel, Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven,. Schubert,Schumann,Marschner,Wagner,Brahms,Straußneben Frankreichs Musikanten von Lully bis aus Adam, Auber, Bizet,. Boieldieu, Debussy, Thomas. Wo sind in Ihrer Dichtung Kerle vom Schlag derGoetz undLerse.Oranien und Miller, Faust und^ Mephisto, Hermann und Kottwitz, Marbod und Friedrich Wil^ helm,Hagenund Herodes? Kerle,deren eckiges Gehäus des Trau» mes und wunderlicher Gottheit so voll ist? Von Alledem weiß Frankreich nichts. Von deutscher Landschaft, Gemüthsdünung, Naturempfindung. Wenn ich nicht krähe, wird Nicht Tag. Nur die ersten Romantiker haben, ein Weilchen, danach ausgeguckt; bald aber, weils besser gefiel, sich wieder nach altem Brauch ein» gerichtet. Ists nichtSchande,daßnichteinWerk Goethes aufIhren Schaubühnen heimisch ist, nicht einmal Schillers Iungfrau ein» gelassen ward, nicht drei Dutzend Pariser die Namen Kleist und Hebbel kennen,imLuxembourg deutschenMalern kaum eine Wand gegönnt wird? Deutschland hat sich um die Eroberung geistiger,, seelischer Werths, der Kunst und der Wissenschaft, mit nicht ge» ringerem Eifer bemüht als um die Breitung seiner Macht auf Festland und Meer. Frankreichs Hochmuth, der, aus Voltaires Mund, den unermessen en Shakespeare einen besoffenen Bar baren schalt.wollte sich niemals bewegen und bücken,um aus fernerOuelle zu schöpfen. Der Haufe, die Hennen: mehr brauchtChantecler nicht..

Dennoch: er kräht. Artheilt über nie Erlebtes, niemals auch nur nah Gesehenes. »Deutschland hat keine Kultur, keine Kunst, verachtet frech alles aus Herz und Hirn der Lateinerwelt Geborene, war stets, ist und bleibt ihr unversöhnlicher Feind." So voll von Verachtung, daß es jeder pariser Winkelposse, Martyrbergskizze, Filmspektakelei gastlich Herberge bot. So feindsälig, daß es, ein Vierteljahrhundert lang, mit bedauerlicher Emsigkeit, immer wie» der Versöhnung ertastete. Gestattet Eure Excellenz, daran zu er» innern? Der Schauplatz des ersten Sühnversuches war die Re» publik der Geister. Die zur Internationalen Arbeiterschutzkonfe» renz aus Frankreich nach Berlin Abgeordneten werden durch be» sondere Zeichen kaiserlicher Huld geehrt. Auf dem Aerztekongretz bittet Virchow die französischen Kollegen, den Nachhall altenHa» ders aus dem Gedächtniß zU tilgen. Des jungen Kaisers Mutter reist nach Paris, um selbst die französischen Maler zurInternatio» nalen Kunstausstellung an den Lehrter Bahnhof zu laden. Dem BotschafterHerbette wird.zumTrost, gesagt, daß sie sich Gräfin von Lingen nennen, als Zweck der Fahrt den Kauf von Kunstwerken für ihr Schloß Cronberg angeben und allen Inhabern staatlicher Aemter und Würden fern bleiben werde. Aber sie wird feierlich, von deutschen und englischen Diplomaten, empfangen, wohnt in der Deutschen Botschaft, ladet den Britenbotschafter in die Rue de Lille, fährt mit Münster nach Saint»Cloud (wo 1815 Blücher und Wellington die Kapitulation von Paris unterzeichneten, 1870 das Schloß Ludwigs des Vierzehnten durch das Feuer der Fest» ungsgeschütze in Brand gerieth), frühstückt in Versailles dicht neben dem Palast, in dessen Spiegelsaal 1871 die Proklamation des DeutschenReiches verlesen ward.Und offiziöse Stimmen ru» fen aus Berlin, die Reise derKaiserin»Witwe sei ein »historisches Ereignitz", ein unüberbietbares Zeichen unseres versöhnlichen Sinnes und müsse die Franzosen zum Verzicht auf rachfüchtige Wünsche zwingen. »So istsgemeint? Die Atelierbesuche sind nur Vorwände, die den Gimpelfang dem Auge verbergen sollen?" Schnell umwölkt sich der Himmel. Im Wagramsaal beschließen die Häupter des Patriotenbundes, das Denkmal des im Krieg gefallenen Malers Henri Regnault zu kränzen; und die zur Hul» digung Erwählten vereinen sich vor der Statue der Stadt Straß- burg zum Weihegruß. Paul Deroulöde mahnt, in einem hitzigcn

Brief, seinen Freund Detaille an die Pflicht, der berliner Lockung zu widerstehen; und derMaler antwortet: »Ich bin überrumpelt worden, gehe aber nicht hin." Die von Herbette gewarnteRegir» ung läßt den Kranz wegnehmen. Wilhelms Mutter ist gestern in einem mit dem Wappen der Deutschen Botschaft geschmückten WagendurchdenParkvonSatnt'Cloudgefahren. Unerhört! «In welchenRinnsteinsoll die Knechtseligkeit dieserRegirungunsnoch schleifen?" Freycinet und Floquet (Minister» und Kammerprä» fident) erwirkenvonDsroulededieZurücknahmeeinerIntervella» tion, die zu gefährlicher Erörterung Anlaß gäbe; verpflichten sich aber, denKranz wieder vorsRegnault»Denkmal legen zu lassen. Zu spät. Die Presse der alten »bouIanZe« tobt. Im Helliotsaal fordert Herr Francis Laur die Pariser auf, durch den Ausdruck ihres Unmuthes über die Anwesenheit der Mutter zugleich dem Sohn einen Backenstreich lun LcmMet) zu geben; und drückt den Beschluß durch: »Die Patrioten werden nicht dulden, daß Wil» Helm derZweite, Kerkermeister von Elsaß»Lothringen, nach Paris komme." VierundzwanzigsterFebruar1891. Nun hageltsaus den Ateliers Absagen. Am siebenundzwanzigsten reist, morgens, die Kaiserin Friedrich still nach London ab. Ein paar Stunden da- nach hört Freycinet, der Kaiser sei in höchstem Zorn und habe am Vorabend mit dem Generalstabsches Grafen Walderfee ein langes Gespräch gehabt, nach dessen Schluß für den Fall der Mobilmachung Befehle an die Corpskommandos ergangen seien. Kein französischer Künstler stellt in Berlin aus. Im Mai läßt Frey» «inet fünfzehn russische Nihilisten in Paris verhaften und «bur- cheilen. Im Iuli hört Alexander der Dritte, als Gast des vor Kron- stadt ankernden französischen Geschwaders, entblößten Hauptes die Marseillaise («(Jue veut cette Korde ä'esclaves, cle traitres, cle rois conjures?«). Iswolskijs Bemühung bei Rampolla wird von der französischen Diplomatie unterstützt. Am zweiundzwanzigsten August in Paris der erste franko»russische Vertrag unterzeichnet. Am dreiundzwanzigsten Januar 1903 sägt Ribot in der Kammer: „Unmittelbar nach der Abreise der Kaiserin Friedrich hat Kaiser Alexander uns die Anerbietungen gemacht, die wir angenommen haben." Unversöhnlich. ZwischenderRepublikunddemDeutschen Reich ist die Kluft tiefer als je seit der Stunde, da dieses Reiches Krone im Feuer des großen Krieges geschmiedet ward.

So wars vor Tanger. Danach? Zwei Beispiele genügen.
Im März 1907 hatte Oberst Goepp, ein Elsässer, dem die Führung desSechsundzwanzigstenInfanterieregimentes anver» traut war, die Altersgrenze erreicht. Beim Abschiedsfest rief er den Kameraden zu: »Ihr seht mich traurig, weil ich nach fünfund» dreißigjähriger Dienstzeit scheiden muß, ohne den Rachekrieg er» ^ebt zu haben, den wir täglich erwarten. Vor zwei Iahren schien Hie großeStunde gekommen. Doch mein alterTraum wurde wie» der nicht Wirklichkeit. Der Krieg muß kommen. Ietzt kann ich nur noch auf den Nachwuchs rechnen, auf Frankreichs tapfere Iugend. Die Sechsundzwanziger werden den Deutschen zeigen, daß unser Regiment auf der Höhe seiner Aufgabe ist." Ein jüngerer Kame» rad hatte mit noch ungestümerer trancisque tureur geantwortet. Dann sprach General Bailloud, der Kommandant des Zwanzig- sten Corps. »Der Oberst hat daran erinnert, daß wir 1905 dicht vor dem Krieg standen. Das ist richtig. Die selbe Ursache oder ein neuer Vorwand zwingt uns vielleicht bald zur Erfüllung dieser Patriotenpflicht. Der Krieg wird kommen. Und ich habe die Zu» Sersicht, daß Ihr Regiment, Herr Oberst, dann steghaft mitwirken wird, Frankreich die verlorenen Provinzen und Ihnen die Hei» math wiederzugeben." Das geschah in Nancy, im Kasino der Sechsundzwanziger. Kein Unglück; unter Kameraden fälltmanch» mal einraschesWort.Aber dieReden werden in diePresse gebracht. General Bailloud (derin Tientsin, gegen Boxer, die internationale Ochutztruppe geführt, also auch Deutschen befohlen hat) erklärt, «r habe nicht gefagt: I-a guerre se tera, fondern: ^uerre peut se Laire. Und veröffentlicht den Hauptinhalt seiner Rede in einem Parolebefehl. Sozialistische Abgeordnete künden eine Interpel» lation an. Der KriegsministerPicquart läßt den Kommandiren» den General nach Paris kommen und empfiehlt, da die Erklärung Baillouds ihm nicht genügt, dem Kabinet, die Kommandanten des Sechzehnten und des Zwanzigsten Corps ihre Plätze wechseln zu lassen. Am vierundzwanzigsten März erscheint das Dekret, das Bailloud nachMontpellier versetzt.Nun interpellirt außer demGe» nossenConstant auch der lothringische NationalistMauriceBar» res, damals noch der feine Dichter des ^rclin Serenice und der Oöracines. »Der Kriegsminister konnte den General Bailloud nach Paris rufen und zur Rechenschaft ziehen; als er ihn aber gehört

hatte, mußte er ihn umarmen und ihmsagen: Sie find ein tapferer Soldat!" (Zwischenruf des Ministerpräsidenten Clemenceau: I! I'a peut-etre Kit!) »Ueber dieOstgrenze dringen oft heftigere Re» den in unser Ohr. Die Deutschen haben sich wegen der nancyer Feier nicht aufgeregt. Ihr Oberbefehlshaber hat sie an eine viel schroffere Tonart gewöhnt; er pflegt vom scharfen Schwert unk vom trockenen Pulver zu sprechen. Ahnt die Regirung nicht, wie ihre Maßregel auf die Lothringer wirken mußte, deren Patriotin mus sehnfüchtig aus den Tag harrt, der den hohen Glockenthurm derStadtMetz endlich wieder mitderTrikolore schmückenwird?' Zuerst antwortet der Kriegsminister; der selbe Picquart, dem un» sere liberale Presse als dem würdigsten Erben Bayards gehuldigt hat und dessen Bild manche deutsche Maid in ihrem Postkarten» album bewahrt. «HerrBarres hat daran erinnert, daß ich Straß- burger bin.Ich vergesse es nicht; eben so wenig aber, daß ich fran» zösischer Kriegsminister bin. Echter Patriotismus braucht nicht Lärm zu machen. General BailloudistdurchausnichtinUngnade; wir haben ihn nur in eine Garnison versetzt, wo er weniger An» laß zu Nervosität hat. SeinNachfolger ist noch allgemeinem Ur» theil einer der tüchtigsten Offiziere unseres Heeres. Er wird da» für sorgen, daß fein Corps schlagfertig ist, wenn der Tag anbricht, der..Die radikalen Parteigenossen hindern den Minister, in der Kammer und vor Europa so zu reden, wieBailloud imKasinv geredet hat. Dann kommt Clemenceau. Seine Hauptsätze müssen wörtlich angeführt werden; die treuste Uebertragung könnte eine Nuance verwischen. «I^e Gouvernement s'e8t trouve clans une situa- tion äouloureuse. Li vous avie? pu entencZre les paroles par lesquelles j'ai accueilli le General öäillouc! 6ans mon cabinet.vous comprenärie? que les sentiments qui battent äans le coeur 6u Zeneral Laillouclbat- tent äussi äsns le mien. Nais il est impossible 6'aclmettre qu'un ^ene- ral puisse annoncer une guerre avec un peuple cletermine pour un ob- jei äetermine; c'est l'ättäire clu parlement.« Diese Reden sind am siebenundzwanzlgsten März 1907 im pariser Palais Bourbon gehalten worden. Haben sie nicht kriegerische Pläne genährt? Ein französischer General sprichtmitüberschwingendertzoff» nung von dem Rachekrieg, der denDeutschen das eroberteReichs» land wieder nehmen werde. Die Rede wird in Lokalblättern, in der Trance Mliwire, dann in einem Corpsbefehl (mit unwesentlich

veränderтem Wortlaut) veröffentlicht.DieRegirungkannsieüber»
hören; kann, imlournalOtkiciel oder im offiziösen lemps, erklären,
der Inhalt sei nicht richtig wiedergegeben, und ein paar höfliche
Worte an die Adresse des Nachbars hinzufügen. Fällt ihr nicht
ein. Sie giebt dem General zwar ein anderes Kommando. Doch
der Kriegsminister empfängt ihn mit offenen Armen (und muß
durch freundschaftlichen Zwang daran gehindert werden, ihm die
Chauvinrede nachzusprechen). Und der Ministerpräsident erklärt
auf derTribüne des Abgeordnetenhauses: Ichtheile dieEmpfin»
dung dieses Generals und habe es ihm offen gesagt; nurdasPar»
lament aber ist zu der Ankündung befugt, daß Frankreich gegen
ein bestimmtes Volk zu einem bestimmten Zweck Krieg führen
werde. Kein Radikaler, kein Sozialdemokrat widerspricht. Zwölf
Stunden lang ist das Land ein Bischen unruhig. »Dieser Cle»
menceau lernt sein Temperamentdochniemals zügeln! Was wird
Deutschland antworten?" Nichts. Schweigen in der Wilhelm»
straße und in der Presse. Seit am sechsten Iuli 1870 derHerzog
von Gramont die Drohrede über die Thronkandidatur desPrin»
zenLeopold vonHohenzollern hielt, hatkeinfranzösischerMinister
auf der Tribüne der Kammer je wieder so zu Deutschland ge»
sprechen. Und Gramont hatte immerhin noch der saZe8se ctu peuple
alleman.6 ein Kompliment gedrechselt. Trotzdem ließ Bismarck da»
mals aus Varzin sofort an Solms nach Paris und anBernstorff
nach London depeschiren, bis nach öffentlicher Zurücknahme der
öffentlichen Insulte sei eine Verhandlung mit Gramont unmög»
lich. «Es war eine internationale Unverschämtheit, eine amtliche
internationale Bedrohung mit der Hand am Degengriff", hat er
später geschrieben. Als er in Berlin dann erfuhr, daß der König
dennoch in Ems mitBenedetti verhandle, »ohne ihn inkühler Zu»
rückhaltung an seine Minister zu verweisen", und daß der Prinz
von Hohenzollern der spanischen Kandidatur entsagt habe, em»
pfand er die Verletzung des nationalen Ehrgefühles so tief, daß
er schon entschlossen war, dem König einfach seinen Rücktritt aus
dem Dienst zu melden. »Ich hielt die Demüthigung vor Frank»
reich undseinen renommistischenKundgebungen fürschlimmer als
die von Olmütz, zu deren Entschuldigung die gemeinsame Vorge»
schichte und unserdamaligerMangel an Kriegsbereitschaft immer
dienen werden. Wir hatten die französische Ohrfeige weg und

waren durch die Nachgiebigkeit in die Lage gebracht, als Händel» sucher zu erscheinen,wennwirzum Krieg schritten, durch den allein wir diesen Fleck abwaschen konnten. Meine Stellung war jetzt unhaltbar geworden,eigentlich schon dadurch, daß derKönig den Französischen Botschafter unter dem Druck vonDrohungen wäh» rend seiner Badekur vier Tage hinter einander in Audienz em» Psangen und seine monarchische Person der unverschämten Be» arbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Bei» stand exponirt hatte." Die Emser Depesche ermöglichte dem Mi» nisterpräsidenten,imDienstWilhelmszubleiben.WilhelmsEnkel, ward uns seitdem oft erzählt, hat die Franzosen versöhnt; nur se» nileNarren denken in derRepublik noch an den Rachekrieg; und wer gar laut davon spräche, hätte seine politische Rolle ausgespielt. Sechsunddreißig Iahre nach dem Krieg hörten wir, aus dem Munde der radikalen Iournalisten, die Frankreich regirten, wie» der den hochfahrenden Ton Gramonts. Lange nach den resigni» renden Reden Ferrys und des Herzogs von Broglie. In der Stunde, wo Frankreich in Marokko mit Waffengewalt die pene-tmtion pacikique vorbereitet. Der Kriegsminister drückt den Re» vanchegeneral ans Herz, der Ministerpräsident versichert ihn in» nigster Sympathie und zaudert nicht vor der Andeutung, daß der Krieg geführt werden wird, sobald die Zeichen günstig scheinen. Acht Wochen vor dem Beginn der Konferenz, die den Weltfrieden sichern und deshalb die Wehrkraftleistung begrenzen soll. Der von den Landsleuten als Sündenbock in die Wüste gestoßene Del» casse hatte uns nie annähernd Aehnliches zugemuthet. Den über» liefs kalt, wenn von einer Okkupation marokkanischen Gebietes die Rede war.Gambetta mahnte noch: Stets dran denken, nie da» von sprechen! Clemenceau läßt den General Lyautey marschiren und spricht, als handle sichs um die harmloseste Sache, von dem Rachekrieg.Undgilt,HerrPräfident,nichtalsVerbrecher,alsNarr.

Im selben Sommer hatten Kaiser und Kanzler, in Kielund Ber-lin, den Mcepräsidenten der französischen Abgeordnetenkammer empfangen. Herrn Eugen Etienne, den pechschwarzen Algerier, der dabeiwar, als Gambetta in seiner StammburgBelleville dem höhnenden, johlendenVolk zubrüllte: «Ich werde Euch, trunkene Sklaven, bis in Eure Höhlen verfolgen!" Der auf der Rückfahrt den entthronten Diktator mit feinem feistenLeib deckte und später

Ferrys getreuster Dienstmann wurde. Und der trotzdem auf der Zinne des Deutschen Reiches als Frankreichs Stimmführer galt. Diesen Handlanger seinerSotfeinde hätte Clemenceau, der die wohlbeleibten Leute nicht sohochschätzt wie der ältere Caesar, sicher nicht zum Vertrauensmann erwählt. Als der durch Plaudertalent und gefälliges Wesen beliebt gewordene Vertreter des Wahl» kreises Oran heimgekehrt war und rundlich strahlend am Präsidial» tisch saß, stellte Herr Pichon sich vor ihn hin und sprach, von der Tribüne, also: «)e äeclare 6e la tac,cin la plus nette que ^. Etienne ri'avait sucune Mission, ni oKcielle ni otticieuse, aupres ciu gouver- nement allemang.« Ein kurzes Sätzchen: und Wolken verhingen die Mittagsgluth. Noch deutlicher wurde die Presse. »Mit einem französischen Politiker, der zu Verhandlungen nicht autoriflrt ist, zu sprechen, mag für den Kaiser und den Kanzler interessant sein; Nutzen kann solche Unterhaltung aber nicht bringen." (I^e Platin.) »Die Regirung hält das Unternehmen des Herrn Etienne für in» korrekt und wirft ihm vor, er habe sich,gewiß in besterAbsicht, ein Amt angemaßt, das ihm nicht zusteht. Wichtige und ernsthafte Dinge liegen Herrn Etienne nicht. Der Abgeordnete für Oran ist der vollkommene Typus des netten Kerls. Er ist zu Iedem nett. 1904 war ers zu Henckel»Donnersmarck, der nach Paris geeilt war,umDelcasses Ausschiffung stillzu besorgen. Nett auchzudem Fürsten von Monaco, der zwischen Deutschland und Frankreich als Friedensensengel in der Glorie schweben möchte. Und nun wollte er bei dem Deutschen Kaiser den netten Kerl spielen; als ein neuer David mit der Harfe Sauls Zorn schwichtigen. Dieses falscheManöver kann unsAerger bereiten; wird hoffentlich aber dazu beitragen, daß man heimliche Nebenwege meidet und die phantastische Diplomatie aufgiebt. ErnsthafteGeschäfte sind nicht durch Dilettanten zu machen, nicht im passage äes princes, mögen sie Donnersmarck.Monaco oder Eulenburg heißen." (I^ OepecKe.) »Auch nach Etiennes Reise empfiehlt sichs, weder auf Freund» lichkeiten noch auf Unfreundlichkeiten derTeutoKen allzu großen Werth zu legen; wir wollen lieber, nach dem Rath, der ja vom Deutschen Kaiser selbst kommt, unser Schwert scharf und unfer Pul» Ver trocken halten."(I. t2clair.)„ Durch die Vermittlung des Fürsten von Monaco, der auch unsere Theaterleute an den berliner Hof gebracht hat, wurde Herr Etienne zum Kaiser geladen und konnte

an dessen Tisch speisen und mehrmals lange mit ihm sprechen. Er fand freundliche Aufnahme. Auch Waldeck»Rousseau hat beim Kaiser gespeist, der uns dennoch üble Streiche gespielt hat. Vor der Fahrt, die uns den Gestus von Tanger sehen ließ, war Wil» helmderTischgastunseresberlinerBotschafters.FreundlicheAufnahme und herzliches Einverständniß sind zwei sehr verschiedene Dinge. (I^LnareiNe.) »Wenn der Kaiser von Etienne eben so entzücktwäre wie Etienne von dem Kaiser, dann müßte unser Kolonialmann ClemenceausNachfolger werden; und dann gäbe es bald gewiß viele telephonische Gespräche zwischen Paris und Berlin. Wenn manplaudert, kommt manvom Hundertsten ins Tausendste, von derWirklichkeit in denBereich der Träume, vomRhein nach Monomotapa ; sehr ernst ist das Alles nicht zu nehmen. Aber man bringt Ideen in Bewegung und einzelne davon können sich im Hirn festwurzeln." (l,>cin Kepublicain,) »Der Ausflug des Herrn Elienne stachelt die Einbildungskraft der Neuigkeitkrämer nicht mehr. Zu ernsthaften Gesprächen eignen sich nur die in Berlin und Paris beglaubigten Botschafter. Wenn unsere Wehrkraft ollcnBlicken sichtbarist, werdenunsereSommerreisendeninBerlin vielleicht nicht mehr so freundliche Worte hören; aber unser Bot» schaftcr wird dort bessere Geschäftemachen." (Iuvenil- cie la^mi,e,) »Rälhselhaft ist uns, wie ein französischer Politiker in diesem Augenblick eine Verständigung mit Deutschland suchen konnte. Wir sind im Kielwasser Englands. Unser Interesse und unsere Vertragstreue zwingtuns, denWünschen Eduards desSiebenten unser Handeln unterzuordnen. Der Freund unsererFeinde kann nicht unser Freund sein. Warum sollte England in der Stunde, wo es seinZiel, dieIsolirungDeutschlands, erreicht hat, uns gestatten, die diplomatischeBlockade zu brechen, die das europäische Gleichgewicht zuBritaniensVortheilwiederhergestellthat?Diese traurigen Gedanken kamen uns, als wir zuerst von EtiennesDi» plomatenversuch hörten, dervielleicht im Interesse einer zurNach» folge Clemenceaus bereiten Gruppe unternommen wurde*. (I^x> pi ess ciu lViiclj.) «Frankreich bleibt der latente (^«rcZiale treu und wl-d nichts thun, ohne sich des britischen Einverständnisses ver» sichertzuhaben." (Oilöws.) »Wir werden bald sehen, daß Deutsch» lands marokkannische Politik unverändert ist; auch anderswo ist öurchEtiennesReise nichts geändert worden." (I^cko cieparis.)

«Die Tendenz des vielen Geredes über Etiennes Reise ist, uns zu einer Annäherung (oder Abdankung) zu bringen, wie dieGam» bettisten, wie später Ferry undHanotaux sie träumten." (I.e I^Iou- velligte) »Man sagt, Wilhelm der Zweite träume von einerReise nach Frankreich, die ihm stürmische Huldigungen bringen werde. Ich verspreche ihm überlaut jubelnde Zurufe für den Tag, wo er Heer und Flotte abgeschafft, das dadurch verfügbar werdende Geld den Budgets der Arbeit, des öffentlichen Unterichtes, der Wissenschaft und der Schönen Künste zugewandt und derMensch» heit so denBeweis seiner aufrichtigenFriedensliebe gegeben hat. AndiesemTagewird Wilhelm der Zweite ein großer Mann sein." ,<^e Oombat.) «So lange Deutschland in Marokko nach der Vor- herrschaft strebtest es in Nordafrika unser Gegnerund seinefried« Nchen Betheuerungen werden von seinem Handeln widerlegt." <I^1ournal ctesOebats.) Das Alles klingtnichtwieHochzeitmärsche. Nur in seinem ^icli kolonial wird Herr Etienne ohne Einschrän- kung gelobt. Greise Senatoren und minder steife Romanschreiber (HerrPreoost.der sich als Erben Chauvins aufgethan hat,natür» lich vornan),Abgeordnete und andereAdvokaten stimmen in dem ^lrtheil überein: Ein rapprockement, das uns die Anerkennung desFrankfurterFriedenszurPflicht macht, ist wider unsereWürde und deshalb unmöglich. Das war zu erwarten. Auf die Gefahr, als le plus karoucke <Ze8 Qermairis Aermanisants fortan noch lauter von den lieben Nachbarn verschrien zu werden, mußte ich sagen: 'Nur ein Kindergemüth konnte wähnen, Frankreich von Englands Seite zu uns herüberziehen und zwischen der Republik und dem Ewigen Bunde deutscher Fürsten ein Dauer verheißendes Ein- vernehmen schaffen zu können, so lange Clemenceau die franzö- sische Politik bestimmen darf. Der war schon, als Boulangers Ge» schäftetheilhaber, von Chlodwig Hohenlohe durchschaut worden. No H ist er aufrecht; ungefährdet, bis, im Oktober oder No- vember, das Parlament wieder(schrecklich) zu tagen beginnt.Nur bis in die ersten Maiwochen, so hatten die Zeichendeuter verkündet, sollte derSperberkopfdesHoros ihn freundlich anblicken.Dennoch hat er am Nationalfesttag in Longchamp neben dem Präsidenten auf dem Ehrenplatz gesessen; zum erstenMal von diesem Sitz auf das Paradefeld herabgefehen. Wie mag ihm zu Muth gewesen sein? Dieser vierzehnte Juli hat dem alten Kampfhahn einen un»

bestreitbaren Triumph gebracht. Der plumpe, glelchgiltige Herr Fallieres wurde kaum beachtet; nicht einmal, als ein armer Narr^ um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dicht vor ihm mit einem, altmodischen Revolver Lärm gemacht hatte. (Da der Präfidend selbst sagte.es sei lächerlich, diesen Straßenunfug für einAttentat auszugeben, war ein Gratulantenbesuch unseres Unterstaats» sekretärs in der Französischen Botschaft recht überflüssig. Die im AuswärtigenAmtBediensteten sollen, knurrte Fuchs Talleyrand zu Champagny,treu, geschickt, sorgsam, mais nullement -eles sein.> AllerAugen hingen an dem Gallierschädel des Mannes aus der Vcndee. Welche Summe des Erlebens! Arzt auf Montmartre. Nach dem Zusammenbruch des Zweiten Kaiserreiches Amtsvorsteher in einem pariser Bezirk. Während derCommuneherrschaft Vermittler zwischen Versailles und Paris, Rebellen und Geiseln^ Radikaler Abgeordneter. Ankläger Broglies. Todfeind Gam» bettas und Jerrys. Befreier der Communards. Erst Protektor^ dann Gegner Boulangers. Der berühmteste Ministerschlächter. Ein Ehescheidungskandal mindert sein Ansehen. Die Panama» schlammfluth spült den Freund des Promotors Cornelius Herz, aus dem Palais Bourbon.Venäu a l'^ngleterre! Frankreichs bester Redner findet in Frankreichs Grenzen nirgends mehr Gehör. Ein Vernichteter?.. Ein Unverwüstlicher. Wer nicht hören will, soll lesen; muß. DerRhetorwird, spät, Iournalist; gründet die justice und den Lloc, leitet die Furore; wird das erfinderische Haupt des Dreyfusvolkes. Ruft zum Widerstand gegen die Staatsgewalt; verdammt den Militarismus. Und sieht, als Ministerpräsident^ vom E hrensitz dann den Parademarsch, den GeneralPicquart, sein Günstling, befiehlt. Die Beiden, die so lange gevehmt und des Landesverrathes bezichtigt waren, verkörpern auf diesem Felde der festlich erregten Menge den Gedanken der nationalen Wehr» haftigkeit. Sechsundsechzig Iahre; doch in Frack und Cylinder noch beweglich, ungebeugt, frisch und voll bösen Witzes wie an dem Tag, da er mit giftiger Zunge den Tonkinefen vom höchsten Sitz stichelte. Hat er nicht Alles, was seine Iugend begehrte, in firncmAlter erreicht? Bündniß mit England. Trennung des Staates von der Kirche. Vereinsamung Deutschlands. (Der Dreißig» jährige hatte gegen den Präliminarfrieden gestimmt). Freilich: ganzsoradikal ist er nicht mehr. Möchte sich als Komme ägouverne-

ment zeigen. Mit dem blanken Schwert seiner Rede hat er Herrn Iaures hingestreckt. In Marseille die Bäckergesellen, in Paris die Elektrizitätarbeiter zu Paaren getrieben. Als die Maifeier drohte, die Hauptstadt in ein Heerlager verwandelt. In jedem Strike die Partei derKapitalisten ergriffen.Die übermüthige.verhaßte ^.0,1'. (<I«nielZeration Oenerale äu l'i'aväil) geknebelt. Beamten und Lehrern, wenn sie sich ungeduldig rührten, die Faust unter die Nase gehalten. Uebermorgen muß er fallen,hieß es; seitOstern schiens sicher. Wen hat er denn noch? Nicht mal mehr die Vereinigten Sozialisten. Der Block ist gesprengt. Und der Einkommensteuer» entwurf des Finanzministers Caillaux ist allen Besitzenden ein Gräuel. Als gar noch dieWinzerrebellion ausbrach, der fromme Demagoge Marcelin Albert wie ein neuer Heiland angebetet wurde, die DepartementsAude, Herault, Tarn sich frech von der Republik losreißen wolltenund dasSiebenzehnteRegiment den Gehorsam weigerte, schienAlles verloren.Aber Clemenceau stand auch diesem Sturm. Er ließ den arglosen Albert zu sich kommen; gab ihm Geld und nahm ihm so den Erlösernimbus. Er schickte die Siebenzehner in ein tunesisches Biribi, wo ihnen bei Sonnenbrand und Strafarbeit allerArt das Meutern vergehen werde. Er griff im Aufstandsbezirk so fest zu, daß die Schreier erschraken; und ließ, als sanftere Mittel nichtwirkten, sogarschießen. Un male! Keiner hatte es ihm zugetraut. Und er hatUdjda besetzt,nach dem dieFranzosen seitIahren schon langten. Mit Iapan und Spanien Verträge geschlossen. Eduards Liebling. Der Exponent der Pläne, dieHerrnDelcasse das Ministerleben gekostet haben. Die Nation jauchzte dem Mann zu, der unter Schwächlingen ein Eisenkopf schien. DieAbgeordnetenwaren froh, statt derneuntausend fortan, fünfzehntausend Francs Lohn zu erhalten, und fanden, den Spen» der solcher Bescherung müsse Dankbarkeit noch ein Weilchen im Amt halten.Die Garde im Paraderock,überderTribüne das lenk» bare Lustschiff patne- auch Clemenceau hat eine Bastille gestürmt. SechsMonate zuvor, als die Reporter ihn zweifelndfragten, ob er die Schwierigkeit der Kabinetsbildung überwinden werde, gab er die Antwort: suis cornrne le pneu McKelin: je bois I'ob-swcle." Bis er Senator und Minister gar wurde, rief er den So» zialistenfressern stets zu: „I^e peril estääroite!" Erthutsnichtmehr. Nach derHeimkehr von derTruppenschau aber sprach er, der,als

der schwachsinnige Matrose Maille in die Luft knallte, auf der linken Seite des Präsidenten gesessen hatte, zu seinen Beamten: „ Seht Ihrnun ein, daß die Gefahr rechts ist ?" Immer guter Laune. Immer ein Witzwort auf der Lippe. In Fährniß noch bereit, sich selbst zu bespötteln. So kennt Frankreich ihn seit bald fünfzig Iah» ren. Zieht dem witzigen Kopf, dem Spötter und unüberwindlichen Dialektiker aber den Mann mit den starken Nerven vor. Der hat in Longchamp lächelnd triumphirt. Frankreichs Leiden ist allgemeiner und besonderer Art. Das auf feinem reichen Boden ver» wöhnte Volk kann sich den Forderungen einer gewandelten Zeit nichtmehr anpassen;seit derRevolutionhat es für das modernste gegolten: und will nun nicht merken, daß es unmodern geworden ist. Seine Großindustrie (Ausnahmen: Kriegswerkzeug und Automobile) und Großfinanz kommt gegen die der Vereinigten Staa» ten, Britaniens und Deutschlands nicht auf. Unsere ernsten Ge» schäftsleute stöhnen, wenn sie nach Frankreich müssen. Da wird geschwatzt, gefrühstückt (noch immer im Restaurant)und wieder ge» schwatzt;da ists amusant.dochderWegzueinemHandelsabschluß weiter als sonst irgendwo. Weiter und theurer; denn rechts und links schielen Augenpaare gierignach einem pot cie vin. Wozu sich überarbeiten? Man lebt nur einmal. Wenn die Frühstücksstunde schlägt, wird die wichtigste Verhandlung abgebrochen. Dabei ist der Franzose, der so oft rebellirt hat, fast konservativer als der Chinese. (Seine Große Revolution war im Grund nurFolgeund Nachahmungderbritischen.BonapartewarKorse,LouisNapoleon Holländer, Eugenie Spanierin, Gambetta Genuese.) Er erfährt kaum, was draußen geschieht. Ist weder zu neuer Architektur noch zuneumodischenMöbeln zu bekehren.LäßtAlles unverändert: Betriebsformen und Spielschachtelstuben, Theater und Landwiith» schaft. (Nur der in Roms Schule gedrillte Dickkopf des Paters Combes konnte die Enlkirchlichung durchsetzen, die den echten Franzen bald danach wieder langweilte. loujours calotte!) Wenn dem Winzer gerathen wird,er solle die Reben, dienichts mehreinbringen, aus der Erde reißen und besser lohnende Frucht ziehen^ glotzt er und glaubt sich vonderRegirungverrathenundverkaust. DieRebe hat dieAhnen genährt und muß noch die Enkel nähren. Findet derTraubensaft keinenAbsatz, so kanns nur an der Gesetzgebung liegen. EineneueKulturversuchen? Liebersei derReichs»

leib zerfetzt. Paris sei bst, Hugos stolze ville^-Iumiere, kommt mit der eigenen Leuchtkraft längst nicht mehr aus.Kann den Fremdenstrom nicht, wie einst, ins enge Seinebett zwingen. Assimilirt die Zuge» wanderten nicht so leicht wie in stillerer Zeit. Hält sich nur um den Preis rascher Amerikanisirung auf der alten Höhe. Diese bewußte Rückständigkeit,der vor einemEinkommensteuerplan graut, erklärt manches Krankheitsymptom. Hinzu kommt das allgemeine Leiden derDemokratien: die Schwierigkeit, das souveraine Volk mit dem Gedanken der Staatsmacht zu versöhnen, zurEhrfutcht vor dem Zweck, der Pflicht und dem Recht des Staates zu erziehen. Wie der Sonnenkönig der Anekdote, so denkt nun der Bürger, Bauer, Arbeiter, Soldat und Seemann: Ich bin der Staat. Der Herr Ab» geordnete hat den Herrn Präfekten und den Herrn Minister an derSchnur, kannAemter geben und nehmen und ist selbst wieder dem Wähler unterthan. Niemand will dienen noch gar sich aus» beuten lassen. Das zeigt sich besonders im Heer. Der Oberst, der Brigadier ist ein Leuteschinder? Weg mit ihm! Seit man Iahre lang erzählt hat, die Generalität stehe unter der Fuchtel des Ie» suitenordens, ist der Respekt vor denFederbüschen dahin. Sollen wir uns etwa knechten lassen? Für das Phantom eines Vater» landes? Vaterländer sind Luxusartikel für reiche Leute. DerArme muß froh sein, wenn er ein Dach über dem Kopf hat. Auch diefes Leiden ist nicht von gestern. Schon Lamartine hat gesagt: »Daß wir ewigzwischennothwendigerAntcrordnungundunmöglicherFrei» heit hin und her schwanken, ist nur Dem ein Räthsel, der nicht er» kennt.daßzwischenderHeereszuchtundderaufrührerischenVolks» seele dasGleichgewicht nie herzustellen war."Heftiger als in irgend-einem anderenLandward inFrankreich die Wehrdienstpflicht be-stritten.Und doch hatdergroßeLyriker,dersicheinenkonservativen DemokratennannteundderSchöpferderZweitenRepublikwurde, warnend gesagt: „Wenn wir die kurzeund durch Gesetz geordnete Sklavereides Waffendienstes verschmähen,werdenwirunterdas hundertfach härtere und nie wieder abzuschüttelnde Ioch des Pro» letariates geralhen, das Heer der Sekten, der Parteiwuth über uns fühlen, die Unordnung im Haus haben, Aufstände erleben, keine Heilmittel gegen unser Uebel finden und das Ende der Ge» fellschaft unter Geheul und Gekreisch nahen fehen. Das hat der Menschenverstand des französischen Volkes merkwürdig schnell

stets begriffen: 1793,1830 und namentlich 1848." Wird ers noch einmal begreifen? Wird die Versöhnung der Demokratie mit dem Staatsmachtbedürfniß, des Menschenrechtes mit der Bürger» pflicht gelingen? Schon hat Rouvier Frankreichs Auflösung be-flennt, haben Sie selbst, HerrPoincare, ungefähr im Ton Posa» dowskys, die Bourgeoisie zu freiwilligem Besttzrechtsopfer er» mahnt. Schon fürchtet Mancher, die von der Freiheit Enttäuschten könnten einem neuen Tyrannen dieEinzugsstraßepflastern. Cle» menceau soll helfen. Den Staat retten. Kommunisten, Vaterland» losen und Heeresfeinden den Daumen aufs Auge drücken. Vor sozialreformatorischen Plänen braucht sein Anhang nicht zu beben. Die sind fürs Schaufenster. Der gallische Raufbold metzelt munter, was ihm in die Quere kommt; bringt morgen Rothwild eben so gern wie gestern Schwarzwild zur Strecke. Und am Ende schafft der alte Iakobiner mit starker Faust im Reich der Lilienkönige Ordnung. Das Streben nach einer franko»deutschen Verständigung würde ihn in eine noch wunderlichere Rolle drängen. Und was sollten wir ihm als Spielhonorar bieten? »Weder in Tongking und China noch aufFormosaund Madagaskar hatDeutschland unsere militärischen Schritte gehemmt, unsere Pläne durchkreuzt, unser Handeln irgendwie gestört. Das ist die reine Wahrheit. Und eben so wahr, daß in den zwei Iahren dieser kolonialpolitischen Arbeit Frankreich sich wenigeralssonstumdieSicherungseinereuropäi» schen Lage zu kümmern brauchte." Als Iules Ferry so sprach, schäumteClemenceausGallierblutauf;weilderSohnderVogesen sosprach,mußte er fallen. WasdemMeistermißlang, sollsein auf» gefütterter Schüler Etienne erwirken? Was Clemenceau als Ab-geordneter hindern konnte, soll er als Frankreichs Herr und Hoffnung dulden oder garfördern? SeinFähnrichPichonhatim Heumonat vor dem enthüllten Standbild Garibaldis die Ver» brüderung der lateinischenVölkergepriesen, die, wie das Beispiel der Garibaldis (Giuseppes, Menottis und Ricciottis Reise nach Tours) eindringlich lehre, immer bereit gewesen seien, demRecht gegen die Macht zu helfen. Noch lauter schrie der radikale Herr, der dem pariserStadtrath vorsitzt. „Als unser Volk, das mehr als andere für dasWohl derMenschheit gedacht, gehandelt,gelitten hat, sich gegen rohe Gewalt wehrenmußte, eilte Garibaldi herbei; ihn trieb das empörte Rechtsgefühl." (Das, leider,nur nicht zum

Taktiker weiht.Die vondemSohnderSeealpengeleiteteGuerilla blieb ohne den kleinsten Erfolg, erleichterte Bourbakis Lage nicht und wurde in Bordeaux von den zur Nationalversammlung Ab» geordneten ein schimpflich lächerliches Abenteuer gescholten. Ver» leumdung, sagt Pichon, der nun die Apotheose folgt.) So reden Clemenceans Leute. Deren Herz wolltet Ihr im Sturm erobern? «Herr Clemenceau, derLehnsmann Großbritaniens, wird sich vor jeder Kombination hüten, die sein englischer Kollege nicht vorher gebilligt hat. Englands Freundschaft würde sich schnell abkühlen, wennwirunsDeutschlandnäherten.Und was könnte dasDeutsche Reich uns als Ersatz bieten? Selbst ein Handelsvertrag wärenur zu haben, wennwiruns entschlössen, den Frankfurter Frieden zum zweiten Mal zu ratifiziren; und dazu würde sich schwerlich ein französisches Parlament hergeben. Was unsere Regirung will, ist inLondon, nicht in Paris.vom Barometer abzulesen." Das stand im Journal cie klolmar. Und in der Trance Mlitaire: »Wilhelm mag lächeln, so viel er will. Er bleibt in seiner Rolle. Doch mit solchen kleinenMitteln wird er uns nicht gewinnen, unseren standhaften Willen nicht beugen. Er ist der Mann von Tanger. Er hat uns beleidigt. Er wollte uns aus dem Hinterhalt überfallen und ver» nichten. Warum that ers nicht? Weil er Angst hatte. Angst Vor der uns verbündeten englischenFlotte, die Deutschlands erwachsender Seemacht und dem Traum von der Hohenzollern»We ltherrschaft in der Nordsee dasGrab bereitet hätte.«Das ist grob.(Des Kaisers eifernde Artigkeit wird un rien menteur genannt und den fran-> zösischen Sportsmen und Regattaweibern vorgeworfen, daß sie sich im Barbarenland von einem lächelndenHerzenfischer ködern ließen.)Sackgrob sogar.Doch nicht so gefährlich wiedasGesäusel von Wilhelm dem Friedlichen. Daß Der Pachtingbekanntschaft allzu ernst nehme, brauchten wir nicht zu fürchten. Eine Ameri» kanerin rühmte ihm einst denReiz der guten Stadt Paris und be» dauerte, daß er die Herrlichkeit dieser alten Kulturstätte nicht mit eigenen Augen bewundern könne. Höfliche Zustimmung Seiner Majestät.EinMittel,sagtdiedadurchermuthigteMilliardenlady, giebts freilich, das alle Hindernisse rasch aus dem Weg räumen würde. Der Gesprächspartner markirt höflich gespannte Auf« merksamkeit. «Ein enthusiastischer Empfang in Paris wäre sicher, wenn EureMajestät sich entschlössen,denFranzosendieProvinzen

Elsaß und Lothringen zurückzugeben." Rasch folgt die Antwort:
«Ach? Darauf war ich noch nicht gekommen!" Die ahnunglose
Amerikanerin hatte den Preis der Versöhnung und der Einzugs»
ehren deutlicher genannt und richtiger beziffert als bisher, vor
und nach Marokko, alleStaatsmännerundAgentenderRepublik.
Nach allemEreigniß zweierIahrzehnte, aus denen hierProbe-
bilder gezeigt wurden, spricht der Präsident der Französischen
Republik: „Der Aberwitz unversöhnlicher Feinde hat die Ver»
nichtung des Europäerfriedens vorbereitet. Wir sind die unschul»
digen Opfer des rohsten und zugleich mit der schlausten Verschmitzt-
heit bis ins Kleinste vorbedachten Angriffes geworden. Unsere
arbeitsame Demokratie wollte mit allen Mächtenhöflich verkehren
und hätte jeden Ersinner oder Nährer kriegerischer Pläne als Ver»
brecher oder als Narren behandelt." Am vierzehnten Iulitag.
EineStunde zuvor hatHerrBarres in die Menge, die demSarg
Rougets folgte, gerufen: «UebersIahr vor dem Kleber»Denkmal
in StraßburgZ" Weil Krieg ist? So hat, unter wolkenlosem Him»
mel.Deroulede hundertmal, haben Krieger, Schreiber, Kammer-
schwätzer aller Seelenhautfarben, De Mun und Rochefort, der
Blitzkopf Maurras und der plumpe Daudet sehr oft gesprochen
Und wurden nicht als Verbrecher, nicht als Narren behandelt.
Das war Ferrys Schicksal; des Besonnenen, der nicht Fanfare
blasen wollte. In ruhige Höflichkeit zwang Frankreich sich nur so
lange, wie es fürchten zu müssen meinte, der Nachbar werde schon
das schrill kränkende Wort mit dem Schwert rächen. Nur in dieser
Zeit blieb zwischen Rhein und Marne der Friede ungefährdet.
Aus denBriefen an Polte Gerlach wissen wir, daß Bismarck
(der zuerst »nach Iuchten gerochen" hatte) von der potsdamer
Kamarilla des Bonapartismus, also der Sünde wider den Hei»
ligenGeist derLegitimität, verdächtigt wurde. Frankreich, schrieb
er 1837, «zählt mir, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an
seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher,
in dem Schachspiel derPolitik, in welchem ich nur meinemKönig
und meinem Land zu dienen Beruf habe. Ich will nichts weiter
als: anderen Leuten den Glauben benehmen, sie könnten sich ver-
bünden, mit wem sie wollten, aber wir würden eher Riemen aus
unserer Haut schneiden lassen als sie mit französischer Hilfe ver»
theidigen." Im März 1859 wurde im Kladderadatsch das Gerücht

erwähnt, Preußens Gesandter beim Bundestag habe nach dem Abschiedsdiner im frankfurter Hause Bethmann in einem Trink» spruch das kommende franko»preußischeBündniß gepriesen. Vor» her, meinten Müller und Schultze, müsse wohl tüchtig getrunken worden sein.Bismarck schrieb aus Petersburg an den Redakteur Ernst Dohm, den er als witzigen Kopf und als Patrioten schätzte. Er bat, »Müller darüber aufklären zu wollen, daß„er sich von Schultze Etwas hat aufbinden lassen. Die Angaben Beider sind aus derLuft gegriffen oder, nach dem technischenAusHruck, ‚ver» früht', bis auf einAbschiedsdiner bei Herrn von Bethmann, aber o!)neFranzosen und ohne Toast; wie denn der mir in denMund gelegte, in einer aus österreichischen, deutschen und englischenDi» plomaten,nebendem russischen natürlich,bestehenden Gesellschaft, auch .beim irgendwievielten Glase' nicht recht wohl anzubringen gewesen wäre. Diese Benachrichtigung hat nicht den Zweck, Sie zurRehabilitirung eines in seinem Patriotismus und seiner Nüch» temheitverkannten Staatsbeamten zu bewegen, sondern ist ledig» lich bestimmt, mich vor dem Forum eines Institutes, dem ich so viele angenehme Momente verdanke wie dem Ihrigen, von dem Verdacht einer so groben Geschmacklosigkeit zu reinigen, wie sie in solchem Toast unter solchenUmständen gelegen hätte." Daß er (derinzwischenGesandter ampariserHofgeworden war) voneinem franko»russisch»preußischen Dreibunde träume, wurde in dem von Kalisch, Dohm und Hofmann herausgegebenen Witzblatt aber noch 1862 behauptet; und auch als Preußens Ministerpräsident blieb er dortdervonDämonentrugumgaukelteSchülerdesFran» zosenkaisers.Den er doch niemals bewundert,sondern eine »ver» kannte Unfähigkeit" genannt hat. Von ihm hatte Louis Napoleon keine viel bessere Meinung. ,,(^est un kou,« flüsterte er Merimee zu,als erBismarckambiarritzerStrand^getroffenhatte.In einem Gespräch mit Crispi sagte der deutsche Kanzler: «DerKaiser war kein schlechterMensch; er war besser, aber'auch'dümmer, als man anzunehmen pflegt. Trotz seiner deutschen Erziehung war er un» wissend. Von Geographie und Statistik hatte er keine Ahnung. Er kannte nur die Geschichte des Ersten'Kaiserreiches; und auch die nur alsLegende zurVerherrlichung Napoleons des Ersten." Schien, als Bismarck ihn kennen lernte, aber^aufPreußens Karte setzen zu wollen.Schon imNovember IWSließ er durch den (dem

sigmaringer Hofe verschwägerten) Marchese Pepoli in Berlin die Abkehr vonOesterreich empfehlen (das ein Hinderniß seiner italischen Pläne war und deshalb isolirt und gedemüthigt werden sollte). »Wenn Preußen sich nicht von diesem veralteten Gebilde trennt, verdammt es sich selbst zur Unbeweglichkeit. "Als der Bruch 1866 dann Ereigniß geworden und Oesterreich besiegt war, ärgerte der Zuwachs preußischerMacht den in denTuilerien erschlafften Träumer.DessenwohlwollendeNeutralität fandBismarck weder räthselhaft noch heißen Dankes werth. »LouisNapoleon (schrieb er als Greis) sah in einiger Vergrößerung Preußens in Norddeutschland nicht nur keine Gefahr für Frankreich, sondern ein Mittel gegen die Einigung und nationaleEntwickelungDeutsch» lands; er glaubte, daß dessen außerpreußische Glieder sich dann des französischen Schutzes um so bedürftiger fühlen würden. Er hatte Rheinbundreminiszenzen und wollte die Entwickelung in der Richtung eines Gesammt»Deutschlands hindern. Ich war nicht zweifelhaft, daß ein deutsch «französischer Krieg werde geführt werden müssen, bevor die Gesammteinrichtung Deutschlands sich verwirklichte. Mein Bestreben, diesen Krieg hinauszuschieben, bis die Wirkung unserer Wehrgesetzgebung und militärischen Erziehung auf alle nicht altpreußischen Landestheile sich vollständig hätte entwickeln können, war natürlich; und dieses mein Ziel war 1867, bei der luxemburgerFrage,nicht annähernd erreicht. Iedes Iahr Aufschub des Krieges stärkte unser Heer um mehr als hunderttausend gelernte Soldaten." Er hat den Krieg nicht gewollt; doch stets für unvermeidlich gehalten. Als er Louis Napoleon zum vorletzten Mal sah (zum letzten Mal sah er ihn in dem Weberhäuschen von Donchery), sagte, am Tisch des Kaisers, ein Marschall von Frankreich zu dem Preußen: »Eines Tages werden wir die Bayonnettes kreuzen. Der Hahn kannnicht leiden, daß ein andererHahnlauterkrähtalser; und bei Sadowa habtIhr gar zu laut gekräht." Daswars. Trotz denIn-fusionen römischen und germanischen Blutes sind die Franzosen Gallier geblieben. Der beste Adel, dessen Häupter das Fallbeil mähte, war fremden Stammes. Mit derMasse kam das gallische Wesen zur Herrschaft, das sich seit den Tagen Iulius Caesars im Tiefsten kaum verändert hat. MitMorny.Drouyn deLhuys und Thouvenel war noch auszukommen; mitRouher,Gramont,Olli»

vier nichtmehr. Und nach den Russen und den Oesterreichern sollten endlich auch diePreußengeschlagenwerden.DieseHoffnungtrog: und Bismarck, den Eugenie plus causeur qu'un parisien genannt, das^ournal ciesOebats gerühmt und den, »weil sein Auge nie fror", seit 66 dasHerr bewundert hatte, wurde zum Oger, zum Wüstling und Kanibalen. Weil er für einen unvermeidlichen Krieg die sei» nem Land günstigste Stunde gewählt und nicht versucht hatte, die Wunde des Feindes mit Sentimentalitäten zu pflastern. Wie kam solches Ungeheuer ins Land Schillers und Goethes? Die hatte ein rechter Franzos, dem der nationale Eigenbau völliglgenügt,zwarnicht gelesen; hielt sie aber für die unwandelbare Verkörperung deutschen Geistes und staunte, als er über das hinter dem Wasgenwald wimmelnde Leben reden hörte. Eine Horde harmlos dumpfsinniger Barbaren, der eine Schaar weltfremder Dichter undDenker voran schreitet: darauf war er gefaßt gewesen. « Sie haben mehr Kraft, wir haben mehr Temperament und geistige Feinheit. Iis «nt la force, nous avons w flamme.« Rieselte aber nicht auch durch Germaniens massigen Leib nun ein feines Feuer? Dieses Land hat nicht nur die Wucht seiner Lanzenreiter; hat auch Strategen,Techniker, Industrielle, Kaus leute, die keinen Vergleich zu scheuen brauchen. Schlimm. Doch einstweilen nicht zu ändern. Von Marktschreierrezepten ist nichts zu hoffen. Weder die Lilie n och ein Spätling vomStamm desKorsen kann helfen.Frankreichs Leib ist verstümmelt und darf die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz drum nicht ablegen. Aber das Leben geht weiter; in die Trauerchoräle tollt und jauchzt gallische Fröhlichkeit hinein; und übers Meer winkt mit rosigem Finger eine neue Morgenröthe.

Deutschland zeigt sich höflich und thut, was es dem Nachbar am Auge absehen kann; der Kaiser, der Kanzler. Ein Kolonialreich? So groß, wie Ihrs wolltund erlangen könnt. Marokko ? Wir geben Euch Blankovollmacht; sichern jedem Antrag, den Ihr inMadrid stellt, unsere Unterstützung. Indochina? Unsere besten Wünsche geleiten Euch. Nicht auf die Schwächung Frankreichs wars ab» gesehen. Iede Expansion war ihm gegönnt. Nur in Europa sollte es sich in den Grenzen des Frankfurter Friedens bescheiden. ZornigerArgwohnwittertein diesem Programm denMausfallen-speck. »Ie weiter wir uns dehnen, desto empfindlicher wird unser Centrum, das von keiner Erschütterung der Peripherie unberührt

bleiben kann. Ein neues Frankreich verheißt Ihr uns? Wichtiger dünkt uns derWiederaufbau des alten."NichtFerry nur hat den Widerhall dieser Stimmung gespürt. Und doch war Bismarcks Wunsch klar: auf der Westflanke Deutschlands das europäische Geschwür endlich, ohne gewaltsamenEingriff, zu enteitern. Vor je» dem Handeln und Unterlassen bedachte er, wie es aufFrankreich wirken werde. Das war freilich nicht zu behandeln gewesen wie Oesterreich inNikolsburg:alseinGegner,aufdessen Freundschaft man für die nächste Woche rechnen durfte. Ob Frankreich nur den Elsaß,ob,nach derForderung derHofgeneralität, auch das französische Lothringen verlor, ob es dieGrenzenvon 1815 behielt oder sich gar desBesitzes der Landstrecken vonLandau und Saarlouis wieder freuen durfte: der Verlust des Primates würde wie die ärgsteSchmachschmerzenundkeinMittel unversucht bleiben, das Rache für die indemgegenLudwigsundRichelieusSchattenge» führten Krieg erlebteNiederlage versprach. Also geschah es. Frankreich konnte inRuhe zurWeltmacht wachsen und das starke Glied einesKontinentalbundes gegen britischeAnmaßung werden,wenn es dieEntscheidung desKriegsgoites hinnahm. Das vermochte der gallischeGeist nicht. Rache wollte er; kannte, wie Perkunos, keine andere Freude als die aus dem Blut derFeinde aufdampfende. Die Naturgeschichte lehrt, daß ein Geschöpf vonsehr centralisirter Organisation den Verlust eines wichtigen Gliedes nicht erträgt; so, sprach Mancher, wirds Frankreich ergehen: ohne den Elsaß und Lothringen ist es kein lebensfähiges Reich mehr. Mit solchem Wahn mußte Deutschland rechnen. Für die Isolirung des Nach» bars sorgen. Der verschmerzt nicht, wie ein Lateiner, Slawe, Ger» mane, ein ihm angethanes Leid, tröstet sich nicht, wie sie, an dem Gedanken, als ein Tapferer einem Tapferen erlegen zu sein. Der ruht nicht, bis auf seinem Schild die Scharte ausgewetzt ist. Sobald Frankreich sich stark genug fühlt, will es Deutschland bekriegen. Und wird, leis oder laut, jeden halbwegs starken Feind Deutschlands unterstützen. Deshalb, meinte Bismarck, muß es um jeden Preis von Rußland, England, Italien getrennt werden. ZwanzigIahre lang ists gelungen. Zwanzig Iahre lang fand Frankreich keinen Bundesgenossen. SahDeutschland stärkerund reicher werden: und mußte die Hoffnung auf einen Sieg seiner Rachsucht mählich einsargen. Dreibund, deutsch»russische Asse»

kuranz, das anglo»deutsche Verhältniß oft herzlich und immer kor« rekt: nur Wunderglaube konnte noch helfen. Im Frieden nichts zu erschmeicheln noch zu erpressen, vom Krieg nichts zu erwarten. Dabei blühte die Wirthschaft der Republik üppig und ihr mohammedanisches Reich wurde zum Land der Verheißung. Wer für Deutschland sprach, war noch immer an Leib und Leben gefährdet. Doch war man zufrieden, wenn Deutschland sich nicht rührte. Der Glaube, es zerstücken zu können, glich im Grund nur noch dem an ein besseres Ienseits. Bis an die Neige des Iahrhunderts konnte, in der Wärme des Wohlstandes, die Wunde verharschen. Alleinvermochte Frankreich gegen das an Menschenzahl, militärischer, industrieller, technischer und kaufmännischer Kraft ihm überlegene Nachbarreich nichts auszurichten. Doch unser hitziges Werben hatte ja das Eis, das die Republik blockirte, längst geschmolzen. Trotz allem Radikalismus, unter dessen Herrschaft die Autorität in Heer und Verwaltung welkte, hielt das Bündntß mitRußland noch; und würde wohl fortwähren, bis Nikolai der Zweite einsah, was Nikolai der Erste früh wußte: daß von deutscher Intelligenz geführte russische Menschen dem Erdball Ruhe und Ordnung sichern können. Neue ententes, accoräs, a^rements sind hinzugekommen. Mit England, Italien, Iapan. Nach seiner Bevölkerungziffer mußte Frankreich in den zweiten Mächterang sinken; und ist doch reich, geachtet, umworben. Diese Zeit wählten arglos täppische Deutsche zu Versöhnung undWerbung. Als der Britenkönig, der mit seinen gelben Steinen Rußland, Frankreich, Nordamerika auf dem Schachbrett mattsetzen konnte, eine franko» deutscheVerständigungwolltetriebihnnurderWunsch,demdeut» schenGegenspielernoch einFeldzunehmen: nach einem feierlichen Akkord konnte Deutschland sich im Fall eines Nordseekrieges nicht an Frankreichs Vermögen schadlos halten und war dem Britengroll ohne Faustpfand ausgeliefert. In jeder Noth deutschen Lebens würde die Erinnerung an die alte Wunde, die alteNiederlage Frankreich an die Seite unserer Feinde drängen. Nach dem Abschluß eines Bündnisses oder Kolonialgeschäftsvertrages, wenn all die guten Menschen und schlechten Musikanten, die für die „Annäherung" schwärmen, ihre Wonne ausgetobt haben, wird Deutschland in Ost oder West in einen Krieg verwickelt. Frankreich wartet: und sitzt uns nach der ersten Schlappe (kein redlicher

Franzmann kanns leugnen) auf dem Nacken. Sollen wir ihm die Wahl der zurRevanche günstigsten Stunde überlassen oder uns, da wir seiner (aus edler Wurzel stammenden) Rachsucht gewiß sind, das Praevenire vorbehalten?Von ihm, das unserem euro» päischen Besitzstand die Anerkennung weigert, die Garantie un» serer Kolonialreichsgrenzen annehmen?Fibellesermochtensich in der Pause an diesem Gedanken begeistern; solche Kinderpolitik als eine Friedensbürgschaft preisen. In den ersten Iahren nach dem Krieg brannte die Wunde heißer, ließen die Beust und Gortscha» kow, Skobelew und Boulanger, Gambetta und Clemenceau sie nicht vernarben: dennoch wurde der Friede nicht gestört. Weil Deutschland so stark schien, daß den vereinsamten Franzosen nichts zu hoffen blieb. Späterst hofften sie wieder. Hofften, ohne Schwert« streich den frankfurter Vertrag zerreißen und die Fetzen neben die Algesirasakte in denReliquienschrein legenzukönnen. Wir liebten redlich dasschöneLand und das streitbare Volk, das scharfen Ver- stand mit Phantasie, Grazie mitTüchtigkeit, witzige Flinkheit mit lyrischerKraft paart. Wir gönnten ihm jedenRuhm, wünschten ihm jede Mehrung seiner überseeischen Macht (der einzigen, die seine Zukunft zu sichern vermag) und wollten seinem Thatendrang, wenn er nicht unserHaus bedrohte,nie uns entgegenstemmen.Wir ehrten auch seinen Schmerz, achteten das Gefühl, das dem deutschen Nachbar dieTrübungnationalenGlanzesnichtverzeihen konnte; und sagten, trotz Trafalgar, Waterloo und Faschoda: Dieses Volk, das auchimHochsommerderDemokratiesichdiegallischeWesens» art bewahrt hat, vergißt schwerer als irgendein anderes erlittene Demüthigung. Da es uns aufrichtigen Herzens noch nicht lieben kann, müssen wir ihm Zeit lassen. Dürfen es weder mit Drohung noch mit Zärtlichkeit reizen. Dann findet es einesTages sich still mit dem historisch Gewordenen ab und lernt auch im verhaßten Preußen das nützlicheGlied derMenschheitfamilie erkennen; selbst in dem Preußen, das nicht wieHefein die Teigmasse aufgegangen, nicht wie die Urbs der Römer vom Weltreich aufgezehrt ist.

Wer solche Hoffnung gehegt hatte, wurde arg enttäuscht. Daß zu der Vereitelung unsere Politik mitwirkte, habe ich niemals geleugnet. Von allen pariserAnklagen ist nur eine fest begründet: Psychologie sei in Deutschland ein Treibhausgewächs. Zeichen der Schwachheit? Nein: der Kraft. Starke,zu Zeugung taugliche

Menschen (und Völker) haben weder Muße noch Trieb, sich in fremdes Seelengehäus einzufühlen. Kalidasa, der Prediger Sa» lomo, Cervantes,Dostojewskij sind in Germanenreichennicht denk- bar. Da thront nicht Platons Weisheit, nicht Philons Wort» Gott, nicht die Mitleidslust des Buddha oder Heilands. Da ist an jedemAnfang dieThat;sät derAhn, daß derEnkel ernte. Von Germanen kam der Drang in, das Gefühl für persönliche Frei» heit. Euer Guizot selbst hats bekundet; und würde der Fabel lachen.daßzwischenMaasundMemel nur Knechte fronen. Bis in das Herz römischer Christenheit wirkte, aus Luthers stämmigem Willen, dieser Drang. Seelenerkenntniß reifte nur am Spalier. Fremde Volksart wurde nicht leicht verstanden und fast immer, wie Unreines, vom Blut abgewehrt. Diplomatie? Noch heute ist kaum Einem auch nur derBegriff durchsichtig.In hellerZeit hatte Deutschland nur einen großen Diplomaten; vor und nachBismarck keinen. (DemKönigFritz schadeteder allzu oft auf die Lippeüber- fließende Spöltergeist. Und die Robert Goltz, Harry Arnim, Paul tzatzfeldt streckt nur blinde Liebe ins Maß der Großen.) Alle Feh» ler seien zugestanden. Unbestreitbar bleibt Frankreichs schroffe Abkehr von deutscher Werbung. Die Verträge mit Rußland (Ri» bot.Giers), mit Italien (Delcasse»Prinetti), mit England (Del» casse.Lansdowne) waren, ehe Deutschland plötzlich derRepublik einen Weg, den nach Marokko, sperrte. Und daß diese Verträge denRachekrieg ermöglichen sollten,warSpatzengeheimniß. Eng» land mochte sich durch den schnellen Bau der Kriegsschiffe und der Bagdadbahn in der Nordfee und am Persergolf, in Meso- potamien und Indien gefährdet fühlen; Rußland fürchten, die Bahnkonzession fei mit derVerbürgung ungeschmälerterTürken» herrschaft erkauft. Frankreich hatte nicht den winzigsten Grund zumißtrauischer Sorge. Die BefestigungVlissingens.derSchelde» Mündung konnte es nicht schrecken; wenn, nach Kitcheners zu lau» temWort, Englands europäische Grenze nicht der Pas de Calais, sondern die Maaslinie ist, durfte ein friedliches Frankreich ja nur wünschen, den Briten das Hafenthor vonAntwerpen zu verriegeln. Kleber das Erzbecken von Briey, im Grenzbezirk Meurthe»et» Moselle, wäre im Lauf stiller Zeit den Häuptern der Industrie und Banken wohl eine dem Bedarf genügende Verständigung gelungen. Wo lag ein nicht wegzuwälzender Stein? Die Republik

wollte Deutschland schlagen; ihm das Reichsland nehmen; der Hahn neuen Sonnenaufgang erzwingen. Trotzdem erwiesen war, daß Frankreich ohne denElsaß und das deutscheLothringen gedieh, und nur von Narrenkappen der Wahn klingelte, Straßburg sei eine im Kern französische Stadt. Ich weiß: HerrClemenceau war als freier Mann, blieb als ttomme linckame Ihr Feind; Herrn Delcasse (der uns erst nach 1904 hassen lernte) mochten Sie nicht riechen; verkehrten fast innigmit dem »Annäherer" Caillaux; und gingen als erster Präsident auf deutschen Boden: an den Eßtisch des Freiherrn von Schoen. Wie Opfer sollten wir, in dankbarer Ehrfurcht, bestaunen, daß endlich, nach dreiundvierzig Iahren, ein Elysier ins Botschaflerheim des Reiches trat, das in ehrlichem Kampf gesiegt, seine Grenze gesichert, altes Erbgut zurückgerafft hatte. Die Pariserstimmung klang reiner. Nach dem Umsturz der Ordnung in Persien, China, Südostcuropa wünschten Britanien und Rußland sich Ruhe. Doch vom Grundgebälk bis an denDach» first Frankreichs war Haß eingespeichert. Heute erst wissen wirs ganz. Sonst könnten Männer vomRang derBergson, Boutrouz, France nicht wie das wüsteste Hallenweib keifen. Mit dem von solchemWillenerfülltenVolk war nicht in Eintracht zu leben. Das starrte auf ein von Pfuschern ihm zugestecktes Zerrbild. Deutsch» land: der Erbfeind (weil es den Louis und Bonaparte gierig Franzenland abrang); die finstere Höhle, worin die Horde roher Knechte haust. Was sie sinnt, ist Frevel, was sie spricht.Lüge; ihre Waare ist Schund (camelote), ihr Gewerbe Trug, ihr Krieg seiges Gemetzel; daß sie, der öffentliche Verhöhnung Schwangerer liebe Gewohnheit ward, von deutscher Kultur zu sprechen wagt, ist un» übertrefsbare Frechheit. Solche Koprolithen sind nicht von gestern; aus Sauriernacht blieb der versteinte Koth. »Als ich in Ver» sailles im Quartier lag, sah ich die Schulhefte der Söhne meiner Wirthin durch und war erstaunt über die ungeheuerliche Geschicht- lüge, die in französischen Schulen kultivirt wird. Die Folge ist, daß der jungeFranzose früh ein falsches Bild vonderBedeutung seines Volkes, von dessen Berechtigung zu Macht erhält und daß er mit einem Hochmuth in die Welt tritt, von dem das deutsche Sprichwort sagt, daß er vor dem Fall kommt." (Bismarck.) Hoch» muth, der schwüre, daß ohne sein Gekräh nicht Tag werden kann. Und der Sie, Herr Präsident, verleitet, jetzt noch die Erlangung

derRheingrenze, die Vernichtung des Feindes anzukünden. Als handeltesichsumSpielgewinne,nichtumMenschheitschicksal. Sie undIhreLandsleute habennieDeutschegekannt... Hohe Kultur? Goethe, der den Franzosen Sachlichkeit, Fundament, Ehrfurcht absprach und sie, ihrerBeifallsucht wegen, die Weiber von Europa schalt, hat gesagt: »Den stärksten, heftigsten Nationalhaß findet man auf der untersten Stufe der Kultur. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Weh seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. "Das Deutschland, dem diesesLicht strahlte, ist noch nichtinSündenfluth gesunken; lebt nichtnur,wiedieWikingekstadtderSage,inverwehtemGlockenton. Warum pfaucht Ihre Wuth? Wäre der Krieg nicht durch die Schuld Einzelner, Menschen oder Staaten, sondern durch das grausesteMißverständniß dicht verschleierterAbsicht, durch Angstgefuchtel und Unklugheit geworden: Frankreich hat ihn erwünscht. Konnte ihn niemals unter günstigerem Stern führen als im Per» ein mit vier Großmächten, zwei kleinen Kriegerstaaten und einem kräftigenNachbar.DieDritteRepublik war das aus der Scheide gelockerte, halb schon gezückte Schwert, nach dem jeder dem Deut« schenReich Grollende greifen konnte; und sollte. Nicht (wie mans jetzt darzustellen trachtet) als SchützerBelgiens rückte Frankreich ins Feld, sondern als Rußlands Gefährte. Einsam konnte es blei» ben; den Entschluß zu Neutralität ankünden, sie sich sogar von Europa verbürgen lassen: und in feinste Daseinsform blühen, der Zierpark und Prunksaal des Erdtheiles werden und, mit der ver» wegen insWeite stre bendenMannschaft, selbst, endlich, seineSiedlungen in Afrika und Asien nützen, statt sie länger noch Fremden als Schacht und Weide hinzugeben. Niemand hätte ihm eine Scholle, einen Wiesenrain abverlangt.Da esRache und Rückeroberung besann: dürfte es klagen, wenn der von solchem Plan und von über» mächtigerVerbündelung Bedrohte die ihm noch genehme Stunde für denAustrag des Streites wählte? Ist der Deutsche ein verruchter Schelm, weil seine Kraft dem Nachbarsauge nicht einleuchtete? EinFranzos, dersie erkannte (doch nicht liebte und vonwilder Gier nach Frankreichs Geld gelenkt wähnte), Herr Delaisi, hat, in der

Flugschrift«l^uerre qui vient«,imMai1911ungefährvorausgesagt, was kommen werde, wenn Frankreich nicht vom alten Weg ab biege. Auch, daß Deutschland, um in der Klammer der Koalition nicht zu ersticken, durch Antwerpen schnell ans Meer vorstoßen und die französische Presse dann aus Riesenlettern heulen werde: „BelgiensNeutralitätbesudeltlDasPreußenheeraufdemMarsch nachLille!" DieserMarxist war keinIesaias; nureinkleinerPro» phet. Schliefen die Kämmerlinge derRepublik? Oder hofften sie, der. pedantischeBarbar" nebenan sei wie einSimson oderDuncan zu beschleichen? Für ihrer Blindheit Sünde blutet Frankreichs tapfere Iugend. Mit ihr wäre haltbarer Friede möglich geworden. Ihr war derIammer um die verlorenen Provinzen nicht Lebensinhalt. Manchem Iüngling, der die Luft westdeutscher Hochschulen geathmet, in denWissens-undGewissensschrein deutscherMenschheit geblickt hatte, entrang sich, wie nach Albendruck, das frohe Geständmß: »Das ist nicht die Kaserne, mit der man uns von Kindheit an schreckte!" Aber die Iugend hatte in die Staatsgeschäftsleitung nicht dreinzureden.Die blieb denVerärgerten.von Milzsucht Gequälten, die stets an Gestern, nie an Morgen dachten. Deren Macht hat auch derWahlstegRother und Röthlicher, von demHoffnung schimmerte,nichtgebrochen.DerenVormann tröstet im Iuli noch die zum Volksfest Versammelten mitdem September» sieg an derMarne, dem einzigen Hauptschlag, der demVierbund in Europa gegen Einen gelang. SchlauerVerschmitztheit zeiht er den Feind, den, wie in Theben einst Antigones trotzigen Bruder, Sieben belagern. Die Krieger achten einander. Schwerverwun» dete, Deutsche undFranzosen.krochen und ächzten sich inBern an die Wagonfenster, um den Leidgenossen vom anderen Stamm Gruß undWunsch ins Krüppelantlitz zuwinken. Hinter derFront schimpft und speit derPräsident derFranzösischenRepublik. Wo ist die Leistung Eurer Excellenz? Der Iahresabschluß der Verbündeten ist spottschlecht; Sie aber verheißen nahenTriumph und sehen aus Dämmernebel den Ruhmestag steigen. »Ist eine Sonne mir ungehorsam: ichbinderHahnfernererSonnenund desGlaubens voll, daß eines Tages nie wieder Nacht werden wird."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Haiden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb G, m, b. h, in Berlin.

Berlin, den 14. August 1S15.
Notizen.
Warschau.
^^ier ruht Katharina die Zweite, die 1729 in Stettin geboren wurde und 1744 nach Rußland ging, um Peter den Dritten zu heirathen. Als Vierzehnjährige schritt sie, nach festem Entschluß, drei Zielen zu: ihrem Mann, der Kaiserin Elisabeth und dem Russenvolk wollte sie gefallen; und that, was ihre Kraft vermochte, um an diese Ziele zu gelangen. Achtzehn Iahre einsamer Lange» weile trieben sie, viele Bücher zu lesen. Als Kaiserin wollte sie dasGute: das Glück, dieFreiheit,denWohlstand aller ihrUnter» thanen. Keinen Menschen hat sie gehaßt und jedem gern verziehen. Siewar leichtlebig,zuMildegeneigt,vonheitererGemüthsart,von Herzen gutund von GesinnungRepublikanerin.SiehatteFreunde und liebte die Arbeit, die ihr nie mühsam ward, eben so wie Ge» selligkeit und Schöne Künste.'Diese Sätze sollen auf meinem Grab zu lesen sein. Nur Gardereiter sollen meinen Sarg tragen. In einem weißen Kleid will ich, auf dem Haupt die goldene Krone, auf der nur mein Name steht, bestattet fein. Die Trauerzeit soll läng» stens einHalbjahrwähren; je kürzer, desto besser. Schon nach sechs Wochen sollen wiederVolksfeste erlaubt sein; Trauungen,Hoch» zeitfeiern, Musik sogleich nach der Beisetzung. Meine Bücher, Ma- nuskripte, Briefe, Edelsteine hinterlasse ich meinem lieben Enkel Alexander Pawlowitsch, den mein Herz und mein Geist segnet. Den Thron des griechischenOrientreiches sollGroßfürstKonstantin be» steigen.ImHinblickaufdasWohldiesesunddesfussischenRciches

Die Zukunft,
rathe ich, ihren Geschäften die Prinzen von Wül ttemberg und alle Halbdeutschen fern zuhalten.InSchsmerröthen, in Schande ver» sinken soll.wermeinemLetztenWillen die Erfüllungwehrt."Sprach aus Katharina in den Stunden, da sie sich die Grabschrift be» stimmte und, ohne Paul Petrowitsch, ihren Sohn, zu erwähnen,, die stärksten Wünsche des welkenden Herzens aufschrieb, nur eitle Laune? Unbefangenes Urtheil wird ihr nicht nachsagen, daß sie sich für das Paradebett putzte.mehr häßliche als kräfligeWesens» züge wegschminkte und als Englein in die Nachwelt schimmern, wollte. Republikanisch darf sie ihre Grundstimmung mit dem fel» benRecht nennen wie Bismarck seine in dem Gespräch mit Schurz^ Ihre Sonne neigt sich gen West; doch das innereAuge des großen Weibes haftet an Morgenlandsglanz. Griechisches Orientreich, wiedereinKonstantin, einrussischer endlich, Kaiser;undjederGer» maneneinfluß durch hoheDämme abgewehrt. IhrGenius ahnt.dah der Kampf Entscheidung heischt, der achthundert Iahre zuvor be» gonnen hat: alsNikephoros Phokas.Bastleus vonByzantion, auf demWegindieNachfolgeRomsdasHeerOltosdesGroßen traf> DerFünfziger.der.alsFeldherr deszweitenBy zantinerkaisersRo- manos, den Arabern die Insel Kreta genommen, in Syrien den, Islam besiegt unddenWunsch,aufdemBergAthos,in derLawrcr des Heiligen Athanasius, sein Leben still zu enden, bestattet hat, ist auf dem Thron und im Bett der Erbe des Bastleus geworden. DessenWitwe, dieSchankwirthstochterTeophano, hat ihn gekrönt; und läßt ihn, sechsIahre danach, vomSchwert des armenischenGe- nerals Zimiskes töten und sein blutiges Haupt, des großen Sieg- bringeröPhokas,zwischenFackeln von einemEunuchen derMenge zeigen.Als Kaiser hat Nikephoros gegendie Bulgaren den Russen- häuptlingWladimir von Kiew zu Hilfe gerufen und ihm, der zunr ersten Mal russische Krieger vom Dnjepr ins Südthal derDonau. führte, Anna, die zweite Tochter Theophanos von Romanos, zur Frau gegeben. Die überredet ihn und seineRussen ins Christen» thum: und bereitet dadurch imNorden dem alterndenByzanz einen Erben. Ihre Schwester hat Otto der Große, da er Nikephoros zunr. Weichenzwang, als Siegespreis für seinen Sohn verlangt und er» halten.Mit ihr, die denNamen der Mutter trägt und sich 972, in, Rom, Otto dem Zweiten vermählt, schreitet die Hoffnung auf die Herrschaft über Konstantinopel bis ins Haus der Sachsenkaiser.

Ihrem Schwiegervater hat ein Papst Treue geschworen. Ihrem Sohngestattet ein andererPapst (Gerbert, der ihn erzogen hat und nun als Sylvester derZweite thront),vomAventin aus das Gesetz« buchIustinians als die alle Christen bindende Rechtssatzung zu verkünden. Und dieser dritte Otto, den Schmeichler als ein Welt» wunder ausposaunen, will die Macht und Herrlichkeit der größten Caesaren erneuen und mit dem Kreuzszepter der Welt gebieten. Ist dem Germanenkaiser die Herrschaft über West und Ost vom SchickfalvorbestImmt? NiemalswürdeKatharina sich in dieseVor» stellung gewöhnen. Byzanz ist das Erbgut der Russen. Deren Pflicht, alle Slawen in eine Familie zu schaaren, die Möglich» keit deutschen Einflusses abzudämmen und auf die weit über die Alpen vorgezackten Ränder derLateinerwelt die Zwingherrnhand zu legen. Die Revolution, die Frankreich von Rom scheidet und der Papflkirche eine wichtige Provinz nimmt, ist der Zaritza will- kommen. Neben Luthers Schatten stellt sich der Robespierres: RomsGrenze scheint nachOst nicht weiter dehnbar. HöfischerAn» stand und die Furcht vor fortwuchernder Gefährdung der Mo» narchie befehlen, die Jakobiner, die pariser Königsniörder laut schelten zu lassen.Doch dieFrucht,die ausblutendemBodenreift, freut das Auge der Freundin Diderots. Ihre Kkiege haben sie eine Million Menschen gekostet. Die wachsen nach; und sie lacht der Narren, die Rußland menschenarm nennen. Seit dem Frie» den von Iassy ist sie der Türkensorge ledig. Was nun ? Die römisch» katholischen Slawen bändigen; den Lateinern die östliche Insel, die Hoffnung auf den Polenstaat entreißen und sich selbst, in diesem Staat, einen Korridor nach dem Westen sichern. Wladimirs Sache gegenOttos führen. Polen russisch, ein Großfürst inByzanzGrie- chenkaiser: dann erst hat Anna über die ältere Schwester gesiegt. Auf diesem Weg muß Katharina den alten Feind finden, der schon um die Mitte des stebenzehnten Iahrhunderts mit zwingen» der Gewalt in das Schicksal Polens eingegriffen hat. Als Bundes- genosse Karl Gustavs von Schweden hat Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der GroßeKurfürst, einst dieIagellonenhaupistadt Warschawa belagert und das Heer des Polenkönigs Iohann Ka» fimir geschlagen. Spricht das Weichselvolk noch von Sparre und dessen tapferen Brandenburgerbrigaden, die im Sonner 1656 mit unbrechbarer Stoßkraft Tataren und Polen in die Sümpfe von 13»

Bialolenkatrieben?Nurvon derPreußenhilfe, die, hundert Iahre danach, dem Russengünstling Stanislaus Poniatowski auf den Thron half? Die Polen haben den Vertrag, der sie dem König» reich Fritzens verband, zerrissen und ihre Krone, als vererbbaren Besitz, dem Sachsenhaus Wettin angeboten. Daß derWeißeAdler, in dessen Fängen Danzig und Thorn sind, sein Hoheitlichen bis nach Königsberg hin recke, darf selbst die bequeme Schwachheit Friedrich Wilhelms des Zweiten nicht dulden. Er fordert neue Theilung; erlangt sie, auf dem Reichstag von Grodno, von be» stochenen Landboten; empfängt Danzig, Thorn und schließt, mit dem Land um Posen und Gnesen, die breite Lücke der preußischen Ostgrenze. »War die Theilung eine That gerechter Nothwehr, die das seit Iahrhunderten von dem polnischen Adel den deutschen Kulturträgern angethaneUnrecht fühnte, so zeigte doch dieWahl der Mittel den sittlichen Verfall des preußischen Staates. Durch Wortbruch und Lüge, durch Bestechung und Ränke jeder Art er» reichte erseinZiel; nicht befriedigt von der Sicherung seiner Gren- zen, griff er schon, weit über das Nothwendige hinaus, bis zur Bzura, tief in reinpolnisches Land hinein. Das also verstümmelte Polen konnte nicht mehr bestehen; die zweiteTheilung führteun» aufhaltsam zu einem letztenUmsturz.derfürDeutschlandverderb« lich werden mußte."(Treitschke.) NochahntNiemanddlesenVcr» fall. Dehnung im Osten, Siege beiKaiserslautern. Daß dieFeld» zöge gegen FrankreichsHeerhaufen ertraglos geblieben sind, darf nicht gesagt werden. Das Brandenburger Thor wird eingeweiht; Schumacher veröffentlicht in den Nachrichten von Staats« und Gelehrten»Sachen das »Berliner Volkslied Heil Dir im Sieger- kranz"; der Kronprinz führt seine holde Braut Luifein die jubelnde Hauptstadt. »Ein Rausch patriotischen Stolzes und royalistischer Hingebung erfüllt die Gemüther." Vier Monate danach kommt die Kunde von derblutigenOsterwocheausWarschau.Imweißen Bauerskittel hatVaterThaddaeus Kofziufzko mit seinen Sensen- männern die Russen verjagt und gemetzelt. Soll Preußen warten, bis Rußlands Wuth die grausen Apriltage gerächt und das herrn- lose Polen an sich gerissen hat? Nein. Friedrich Wilhelm rückt schnell ins Land; schlägt die polnischen Haufen bei Rawka; er» obert Krakau; will Prag« stürmen und, wie einst der Große Kur- fürst, als Eroberer In Warschau einleiten. Doch er läßt sich um»

stimmen. Plant langwierige Belagerung; giebt auch sie wieder auf; verärgert sein Heer und zaudert, bis Suworow, Katharinas bester Feldherr, die VorstadtPraga gestürmt und das Heer Kofziufzkos vernichtet hat. Auf der Petersburger Konferenz vereinen Ruß» land und Oesterreich sich gegen den »natürlichen Feind"; am drit» tcn Ianuar 1795 schließen sie einen Geheimvertrag wider den Staat, der im Kampf gegen den Aufruhr in West und Ost ihr Bundesgenosse war und.nachdemWortlaut des Paktes, noch ist. Die von Wien Bevollmächligten, die Krakau und Sandomierz für ihren Kaiser Franz verlangen, hören aus dem Munde des preußischen Generals Tauentzien die Antwort: »Diese zwei Pro» vinzen in Oesterreichs Hand würden uns mehrNoth bereiten als alle Demokratien der Erde." Dennoch fällt den Kaiserreichen die Hauptmasse Polens zu. Rußland soll in den Donaubezirken eine Sekundogenitur gründen, den Habsburgern dafür den Erwerb vonBayern.Bosnien, Serbien, Venedig gönnen und Suworows Armee gegen Berlin vorschicken, wenn Preußens Gier sich nicht milWarschau und einem schmalen Grenzstrich begnügt. Dreißig Monde gingen,seit dasHeiligeRömischeReichDeutscherNation mit Prunkfesten das Auge der Mainzer blendete. Nun ist die Vormacht des Reiches gegen Preußen heimlich der Kaiserin von Rußland verbündet.Und während in Böhmen, auf das Ge- heiß des Ministers Thugut, für den Einfall in Preußen ein Heer aufgestellt wird, kämpfen die Kerntruppen Franzens undFriedrich Wichelms gemeinsam gegen Frankreich. Iung und Alt, Krieger und Bürger, Blücher und Vincke, Hardenberg und Held empfln» den die Unwahrhaftigkeit dieser Koalition. »Friedrich Wilhelm, ruf' es wieder, ruf' Dein tapfres Heer zurück! Laß uns fein der Franken Brüder: so gebeut es das Geschick." Der Wunsch weckt aus allen Schichten Altpreutzens Widerhall. Zwar verbrüdert der schwächliche Baseler Friede die Deutschen nicht den Fran- zosen, sondern nährt nur den gallischen Uebermuth, dessenSchwert später Bonaparte wird; doch er lockert den Bund, der Lüge ge» worden ist. Friedrichs Staat sinkt in der Schätzung der Nach» barn, die ihn schlaff sahen; hat aber die Arme frei und könnte morgen handeln, wenn ein starkes Hirn seinen Willen lenkte. Weil dieses Hirn fehlt, kann Katharina bis in den letzten Tag ihres Lebens hoffen, das Ziel zähen Strebens noch zusehen

Wer wagt die Verleumdung, sie habe sich der Revolution gefreut? Sie hat den adeligen Emigranten ihre Schatulle geöffnet; mahnt eifernd, in Frankreich die alte Staatsordnung wiederherzustellen; und blickt zornig auf Preußen, das sich so heiliger Pflicht entzieht. Thuguts Rath, dem unzuverlässigen Königreich alles Polenland, auch Westpreußen, wieder zu nehmen.ist vielleicht klug.ZurAus» führung bleibt der Slawin aus demHaus Anhalt-Zerbst nicht mehr Zeit. Doch was zur Sicherung Polens und des Griechenreiches noch zu thun ist, dünkt sie leicht; Alexander und Konstantin, ihren wahren Erben (mit dem irren Paul rechnet sie nicht), fallen die Früchte wohl bald in den Schoß. Daß der Schwarze Adler dem Weißen Warschau genommen hat und das Land zwischen Bug, Narew undWeichsel beherrscht, kann Rußland verschmerzen. Ist kcinGlückfürPreußen.Das.sagtnochTreitschke, »besaßjetzt unter zehneinhalb Millionen Einwohnern an vier Millionen Slawen und lief Gefahr, seiner großen deutschen Zukunft entfremdet zu werden. Die Erwerbung von Warschau und Pultusk war freilich ein nothwendiger Schritt, unbedingt geboten nach den Anschau- ungen der Zeit, da Preußen den Schlüsse l zu seinerOstgrenze weder an Oesterreich noch an Rußland überlassen durfte. Doch es blieb unmöglich, dieseTausendefeindsäligerSlachtizen.dieseverdumm- ten, den Kavlänen blind gehorchenden Bauern mit dem pro» testantischen deutschen Staat zu versöhnen. Die polnischen Pro» vinzen schwächten die sittliche Kraft des Staates, der ohne die willige Hingebung seiner Bürger nicht bestehen konnte, und bra chte seine innere Entwickelung zum Stillstand. Aus dem fest gefügten deutschen Staat, dem ein genialerWille das Ungeheure zumuthen konnte, war ein schwerfälliges deutsch» slawisches Mischreich ge» worden." Ein Iahrzehnt lang gehört ihm Warschau. Im Winter 1806 empfängt die Masowierhauptstadt den Kaiser der Fran» zosen wie den Erlöser. Napoleon schlägt dieRussen beiZarnowo, Golymin, Soldau. Die geplante Umfassung mißlingi ihm: Ben- nigsens Armee verliert einen Theil ihrer Artillerie, zieht sich aber in leidlicher Ordnung zurück. Der Friede von Tilsit giebt das Herzogthum Warschau noch einmal denWettinern. Fünfter Artikel des franko» russischen Vertrages vom siebenten Iuli 1807: »Die Provinzen, die am ersten Ianuar 1772 dem Königreich Polen zugehörten und seitdem an Preußen gefallen sind, werden (außer

chen in denArtikelnÄ und9 genannten Bezirken) Seiner Majestät Hem König von Sachsen zugesprochen. Dieses HerzogthumWar» schau soll nach Gesetzen regirt werden, die seinem Volk die Frei» Heit und altes Recht sichern, aber auch die Nachbarstaaten vor ^Ruhestörung schirmen." Siebenter Artikel: »Der König von Sachsen hat das Recht auf eine Heerstraße, die von seinem Erb» iand durch Preußen nach Warschau führt.DieAnlage derStraße, Die Wahl der Etapenplätze, den Umfang jedes Truppentrans- portes wird, unter Frankreichs Schiedspruch, ein Sondervertrag beider Könige bestimmen." VierWochen nach Preußens Nieder» läge bei Iena hat Iohann Dombrowski das Zeichen zum Aufruhr gegeben. In Tilsit wird der Ertrag sichtbar. Im vierten Artikel sagt Napoleon, daß er nur aus Freundschaft für den Zaren Alexander auf die völlige Zerstörung Preußens verzichtet habe. Friedrich August von Sachsen, der andächtigste Bewunderer des Korsen, trägt dieIagellonenkrone heim, verfügt überden Königsweg durch Schlesien und wagt nicht, zu murren, als derPolenadel sich wie» der in Allmacht aufreckt und die deutschen Beamten aus dem Her» zogthum scheucht. DieFreude währt nicht länger als Bonapartes Herrlichkeit. ImFebruar1813ziehen die Russen inWarschauein. Nun erst fühlt Friedrich Wilhelm der Dritte, wie gut Vernunft jhn berieth,da er dem Vorschlag des Freiherrn vom Stein wider» strebte, sich zum König der Polen krönen und deren tüchtigsten Edelmann als Stadthalter im Weichselschloß regiren zu lassen. Der Iakobinerrevolution war der warschauer Osteraufruhr gefolgt. Der pariser Iulirevolution folgt im November der Sar» matenaufstand gegenKatharinas Enkel Nikolai Pawlowitsch. Der hat imFrühjahr 1830 selbst inWarschau den Reichstag eröffnet; die Polen gemahnt, mit weiserMäßigung ihres Rechtes zu wal» ten; und dem Volkshelden Sobieski ein Denkmal gefetzt. Verge» bens. In Moskau sind Polen, weil der Pöbel in ihnen die Ver- breiter des Choleragiftes sahen, mißhandelt worden. Warschaus Jugend sinntRache.DervorletzteNovembertaggebiert sie. Rufst» sche Generale werden gemeuchelt. Alle Moskowiter aus der Stadt, aus dem Land gejagt. Großfürst Konstantin, der Statthalter, kann sich zu offenem Kampf nicht entschließen und schleicht mit denRe» gimentern des Zaren im Dunkel aus dem Thor. Am sünfundzwan» zigsten Ianuar 1831 beschließt der Reichstag, dem Haus Roma»

now die Krone Polens zu nehmen. Vier Wochen danach wird das? Rebellenheer bei Grochow von Diebitsch geschlagen. Doch der Feldmarschall traut seinem Heer die zum Sturm auf Prag« nöl hige Kraft nichtmehrzu und geht rückwärts. Polen istfrei;will dieenge Form sprengen, die der Wiener Kongreß ihm gegeben hat; findet aber weder in West noch in Ost wirksame Hilfe. Das Frankreich des Bürger»Königs schickt schöne Worte. Lord Palmerston nicht einmal so billige Gabe: wie stünde er vor den Iren, wenn er Ruß» land der KnechtungPolens ziehe? Preußen empfiehlt, den Reichs» tagsbeschluß aufzuhebenundvonNikolai Verzeihung zu erbitten. Gneisenau erhält den Oberbefehl über die vier Grenzcorps, die neuen Zuzug (schon sind aus der Provinz Posen zwölftausend' Mann ins Polenheer übergelaufen) hindern sollen. Oesterreichs Staatskanzler nennt den Gedanken Adams Czartoryski, einem Erzherzog die Krone anzubieten, »absurd"undPolen einPulver» magazin, dessen Brand alle Nachbarn gefährde.Nirgendsthätige Freundschaft. Und in Verhandlung erniedert Nikolai sich nicht. Dem Haus Romanow das Thronrecht wiederzusprechen? Schrill höhnt dieAntwort: «Ich bin sehr dankbar und tief gerührt.« Daß der Tropf Diebitsch, trotz dem neuen Sieg, bei Ostrolenka, nicht ans Ziel kommt, ist begreiflich: ein Deutscherl Den Untauglichen (der, ehe ers ahnt, an der Cholera stirbt) soll der Urrusse Pastte» witsch imKommandoablösen.BeiOssiek geht erüber die Weichsel; und erstürmt am siebenten September die Hauptstadt. Er wird Fürst von Warschau. Das Königreich eine (in Verwaltung und Rechtspflege unabhängige) russische Provinz. Aus den West-ländern winselt Mitleid, das nicht zu münzen ist. Im pariser Ab» geordnetenhaus aber spricht, als Polen sein Heer und seine haupt-städtische Hochschule verloren, die Hinrichtung und Verbannung aller Rebellenführer erlebt hat, Gras Sebastiani, Korse, Minister der Auswärtigen Angelegenheiten und Günstling des Königs Louis Philippe, gelassen das Wort: »InWarschau herrschtOrd» nung." Nirgends klirrt einSchwert.Der harteNikolai kann lächeln Schluchzt nun sein weicher Enkel? Deutsche Krieger, deren tapfere Ausdauer den kühlsten Betrachter ein Wunder dünken muß, haben Warschau undIwangorod besetzt. ObRußlands An» griffskraft für lange gelähmt, ob das Leben eines feinerHeerege» fährdet ist, kann die nächste Stunde erkennen lehren. Schon aber

sehen wir, daß Katharinas Hoffen trog. Noch haben die Erben Wladimirs von Kiew und seiner Griechin nicht in Polen, nicht auf dem Weg nach Byzanz die Macht des Erdwestens besiegt.

Unter demHundsstern.

Sir William Ramsay, der weltberühmte Chemiker, Entdecker desArgonunddesHelium,derGaseNeonundRenon,will,erstens,, nicht, daß deutsche Gelehrte je wieder in den internationalen For» scherverkehr zugelassen werden, und will, zweitens, nicht, daß Deutschland noch länger Baumwolle erhalte. Hauptsätze des von ihm in der pariser Zeitung l.e Platin veröffentlichtenArtikc ls: »Das^ große, von uns innig geliebte und bewunderte Frankreich kämpft in Gemeinschaft mit meinem Vaterland für das Recht. Beiden Völkern, beiden Pionieren derCivilisation ist dieser gemeinsame Kampf der starke Bürge unzerstörbarer Freundschaft, die der großen Sache dieser Civilisation, im tiefsten Sinn des Wortes,, dienen wird. Um das Ideal,dem wir zustreben, zu e rreichen.müssen wir einander helfen und die auf beiden Seiten gemachten Fehler künftig vermeiden.Trotz allen WarnungenkommtRohbaumwolle, die zur Herstellung vonGeschossenunentbehrlichist,noch immer in großenMengennachDeutschlandundOesterreich.UnsereMinister und das durch mein rastloses Mühen unter Druck gesetzte Paria» ment waren genöthigt, sich mit der Frage zu beschäftigen. Am zwan-zigsten Iuli sagte HerrAsquith:,Der Zustand von heute befriedigt mich nicht.' Wenn wir die Baumwolleinfuhr nach Deutschland weiter gestatten, droht uns eine Gefahr, deren Furchtbarkeit nur Wenige ahnen. Der größte Teil der neuen Baumwollernte wird nach Deutschland gelangen. Am ersten Iuli wurden in Liverpool für das Pfund 60Centimes,inBremen3Francs Wgezahlt. Da» nach kannIeder ermessen, wie wichtig den amerikanischenPflan« zern der Absatz in Deutschland ist. Und weil den Geschoßfabriken Baumwolle unersetzlich ist,mußdieEinfuhrsofort,ohneAufschub, verhindert werden. Mit der größten Entschiedenheit fordere ich deshalb, daß Baumwolle so schnell wie irgend möglich als Sperr-wzale(contrebanäe 6e Zuerre) geächtet werde. Ein anderes Mittel giebt es nicht. Im Sezession»Krieg haben die Amerikaner selbst es angewandt. HcrrBryan hat neulich, offiziell, ausgesprochen,daß

den VereinigtenStaaten alles zur GeschoßhersteUung Brauchbare stets als Sperrgut gegolten habe. Die Pflanzer den Südens sind gegen ein Ausfuhrverbot; sie behaupten, Deutschland sei allen internationalen Verträgen treu geblieben, und mahnen uns, ihm nachzuahmen. Fast das ganze Amerika aber spricht uns das un» antastbare Recht zur Baumwollsperre zu. In der Zeit vom ersten August 1914 bis zum dreißigsten Iuni 1915 haben Dänemark, Holland, Norwegen und Schweden zusammen 333 445 Tonnen Baumwolle eingeführt; in dem selben Zeitraum der Iahre 1911 und 12 nur 20099. DieRegirenden sollten dieAugen weit öffnen, endlich dieWirklichkeit sehen und nicht vergessen,daß unsereFeinde täglich tausend Tonnen Baumwolle verbrauchen. Ungemein dank» bar wäre ich dem ^atin, wenn er den Kriegsminister auf die Nothwendigkeit hinwiese, die Einfuhr von Rohbaumwolle, ohne die Shrapnclls und Schwergeschosse nicht herstellbar sind, nach Deutschland undOesterreich zu verbieten. Meine Freunde und ich fürchten, daß wir eineendgiltigeEntscheidungnichterlangenwer» Hen.Das beunruhigt uns tief: dennunseretapferen Soldaten sind dieZielscheiben,die,Tag vorTag,von diesem überseeischenProdukt getroffen werden. Man will die Empfindlichkeit der Pflanzer nicht reizen und bedenkt nicht,wievieleunfererLeutenichtgefallennoch verwundet wären, wenn man auf mich gehört hätte." Der Vier» bund darf aus Amerika also Waffen und Munition, in ungeheuren Mengen, Deutschland und Oesterreich-Ungarn aber dürfen dort» her nicht einmal Rohbaumwolle erhalten: weil sie zur Geschoßher» stellung unentbehrlich ist. Auch dieser Begriff von Neutralität ist ein Neon, als dessen Entdecker Sir William Ramsay gerühmt werden muß. Seltsam klingt, obendrein, unserem Ohr der selbst» sichere Ton, in dem der Weltberühmte von der «Unentbehrlich» keit' eines bestimmten Stoffes redet. Sind die Grundsätze der Ent» wickelung, Herakleits undDarwins, für dieKriegszeit entkräftet? Und wird, in der Erinnerung, daß auch Salpeter einst unersetzlich schien, dem gelehrten Herrn nicht bei seiner Gottähnlichkeit bang? Ein französischer Gelehrter, HerrRichet, hat in l.e ?etit1«ur. nal gesagt: »Da heute, gegen Verschanzungen und gedeckte Lauf» gräben (sapes), gegen schnell aufgethürmte und doch uneinnehm» bare Festungen, auf zerschmetternden Vorstoß und strategischen Erfolg kaum je zu hoffen ist, wird die Erschöpfung auf der einen

Notizen.

«der auf der anderen Seite das Ende des Krieges bringen. "Den Artikel Richets hat Senator Clemenceau, unser Erzfeind, in ^'ttommetlnckäme ausführlich erörtert. »Ichfürchte, daß wir uns von anfechtbaren Zahlen, die Nationalökonomen unferem Hoff» nungbedürfniß anboten, allzu schnell einlullen ließen. Auch war für mancheNeutrale, denen das gräßlichsteUnheil des Menschen- geschlechtes nur die erwünschte Gelegenheit zur Goldhäufung Icheint und die derBlutgeruch nicht abschreckt, dieVersuchungall» zu gewaltig. Seit den ersten Kriegstagen blühte dieser schnöde Handel; und trotz dem angeblich wirksamen Schutz, den eine blinde Diplomatie dagegen versprach, hat er sich so entwickelt, daß wir heute vor unabwendbaren Thatsachen stehen. An einAbkommen nach dieser Richtung hin war von den Verbündeten nicht gedacht worden.HerrEdmondThery nannte mir neulich einzelne Stoffe, deren Ausfuhr wir, ohne Verständigung mit England, verboten hatten; die einzige Folge war: die Verdoppelung der britischen Ausfuhr. In dem Hinweis darauf, daß dem Maximum dasMi» nimum an Voraussicht entgegengestellt wurde, wird man einst wahrscheinlich die klarste Kennzeichnung dieses Krieges erblicken. Jetzt, am Ende des ersten Iahres, sehen wir die Einfuhr mancher Neutralen verzehnfacht; und die Regirungen der verbündeten Reiche haben, ungemein ernsthast, beschlossen, zu prüfen, wem dieses Waarenübermaß nütze. Ein guter Einfall. Wir wollen abwarten,was draus wird. Noch kann ich die Hoffnung nicht auf- geben, d aß wir auch auf diesem Gebiet Erfolg haben werden; dessen Vorbedingung ist freilich,daß wirAlles thun,was diePflicht be- fiehlt. Geschoßmangel dünkt Herrn Richet nicht wahrscheinlich. Reichlich, meint er, haben die NeutralenDeutschland mit Kupfer, Baumwolle, Kautschuk, Petroleum versorgt; und die Findigkeit ihrer Industrie hat den öockes wesentlich geholfen. IhreFabriken sind vollauf beschäftigt; und während bei uns ein weitschweifiger Leiter mühsam den Grundbau seines Planens zimmert, bricht Wilhelm derZweite einfach die haager Verträge und zwingt fran- zösische Gefangene, zurWaffenfabrikation mitzuwirken. Den Bc> weis dafür habe ich meinenKollegenvomWehrausschußgeliefert. England hat sein Bedürfniß spät erkannt, aber in Herrn Lloyd George einen Mann gefunden, der nicht nur reden, sondern auch Handeln kann und nicht mit langen Verordnungen niederkommen

wird. DenDeutschen wirdwohl der durch ihreIndustriemethoderr erlangteVorsprung bleiben und wirwerdenihn in der, Munition» Verschwendung'spüren, die eineGrundthatsache geworden ist: sogar für die Leute, deren Anfangsziffcrn den Bedarf in lächerlicher Welse unterschätzt hatten. Immerhin wird die Anstrengung un» serer Fabriken Beträchtliches leisten; und ich bin gewiß, daß wir in der Entscheidungstunde auf diesem Gebiet, wie auf jedem an> deren, eben so gut wie der Feind gerüstet sein werden. Von der Abnützung der Waffen spricht Herr Richet nicht, lieber diesen. Gegenstand könnte ich viel sagen; wenn ichAlles sagen zu dürfen glaubte. Daß unter ungeheurem Druck selbst der beste Stahl lei» det, hatten die Berufsmänner nicht erwogen; weil sie glaubten, der Krieg werde drei bis sechsWochen dauern. Ganz klar scheinr die Sache auch denDeutschen nicht geworden zu sein. Unleugbar istdennoch,daßdieUeberlegenheitdesIndustriewerkzeugesihnem auch hierin einenVortheil sichert; und sie sehen nicht aus,alswür» den sie ihn ungenützt lassen. Wie man merkt, erwarte ich viel von ihnen. Herrn Richet eint mich die Ueberzeugung, daß wir, um von unserem Volk die höchste Kraftleistung zu erlangen, die Gefahr der Hemmnisse lieber zu hoch als zu niedrig einschätzen müssen. Die Frage nach der Erschöpfung des Menschenstromes beant» wortetHerrRichet vielleicht etwas vorschnell zu unseren Gunsten. Im Ganzen haben wir ja die Uebermacht der Zahl; und sie wird uns sicher bleiben. Nur dars man der nackten Statistik nicht allzu eilig vertrauen. Herr Richet sagt: .Rußland allein könnte zwölf Millionen Soldaten aufstellen, wenn es Waffen und Munition hätte.' Diese Anschauungart dünkt mich ein Bischen zu einfach; denn die ganze Beweiskraft ruht auf einem.wenn'. Waffen, Mu» nition,Heeresrahmen(cä<ires)sind nicht aus der Erde zu stampfen. Das müssen wir in der Stunde erkennen, wo wir, mit einer der deutschen unendlich überlegenen Mannschaft, in der Defensive bleiben zu müssen glauben, während ein Riesentheil des deutschen Heeres auf der Ostfront eine ungeheure Anstrengung macht (und sich dabei in ihr entsprechendem Grad abnützt). Die Russen sind, wie die Briten, Herren der Zeit, der Dauer; und diese Zeit wird England, Frankreich, auch Amerika und Iapan zu ausreichender Zufuhr von Waffen und Munition nützen. Gefahr entstünde für uns nur, wenn derDreibund sich löste: und daran ist nichtzu denken.

>

Die Zukunft. v.92 1915. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

Skip to main

Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the HathiTrust Accessibility page for more information.

Navigation links for help, collections

- Home
- About
  - Our Partnership
  - Our Digital Library
  - Our Research Center
  - News & Publications
- Collections
-
- Help
- Feedback

Navigation links for searching HathiTrust, login

HathiTrust Digital Library
(•) Full-text ( ) Catalog

Search
Search Field List All Fields

- Advanced full-text search
- Advanced catalog search
- Search tips

☑ Full view only

LOG IN

About this Book

Catalog Record Details

Die Zukunft. v.92 1915.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

Get this Book

- Find in a library
- Download this page (PDF)
- Download whole book (PDF)

  Partner login required

  Partner institution members: **Login** to download this book.

  If you are not a member of a partner institution,
  whole book download is not available. (why not?)

Add to Collection

Login to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection: Select Collection

Add

Share

Permanent link to this book http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067090111

Link to this page http://hdl.handle.net/2027/mdp.39015067090111?urlappend=%3Bseq=214

Embed this book

About versions

Version: 2012-03-24 02:50 UTCversion label for this item

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text

Zoom In Zoom Out
Rotate left Rotate right
First Previous Next Last

Jump to Go

- Front Cover
- Title Page
- Section 1 - 1
- Section 2 - 23
- Section 3 - 31
- Section 4 - 33
- Section 5 - 49
- Section 6 - 61
- Section 7 - 75
- Section 8 - 80
- Section 9 - 93
- Section 10 - 109
- Section 11 - 125
- Section 12 - 141
- Section 13 - 143
- Section 14 - 157
- Section 15 - 173
- Section 16 - 175
- Section 17 - 189
- Section 18 - 191
- Section 19 - 210
- Section 20 - 221
- Section 21 - 243
- Section 22 - 248

Section 23 - 248
- Section 24 - 249
- Section 25 - 265
- Section 26 - 275
- Section 27 - 281
- Section 28 - 283
- Section 29 - 309
- Section 30 - 311
- Section 31 - 341
- Section 32 - 369
- Section 33 - 370
- Section 34 - 370

Search in this volume

Search in this text Find

wird. DenDeutschen wirdwohl der durch ihreIndustriemethoderr erlangteVorsprung bleiben und wirwerdenihn in der, Munition» Verschwendung'spüren, die eineGrundthatsache geworden ist: sogar für die Leute, deren Anfangsziffcrn den Bedarf in lächerlicher Welse unterschätzt hatten. Immerhin wird die Anstrengung un» serer Fabriken Beträchtliches leisten; und ich bin gewiß, daß wir in der Entscheidungstunde auf diesem Gebiet, wie auf jedem an> deren, eben so gut wie der Feind gerüstet sein werden. Von der Abnützung der Waffen spricht Herr Richet nicht, lieber diesen. Gegenstand könnte ich viel sagen; wenn ichAlles sagen zu dürfen glaubte. Daß unter ungeheurem Druck selbst der beste Stahl lei» det, hatten die Berufsmänner nicht erwogen; weil sie glaubten, der Krieg werde drei bis sechsWochen dauern. Ganz klar scheinr die Sache auch denDeutschen nicht geworden zu sein. Unleugbar istdennoch,daßdieUeberlegenheitdesIndustriewerkzeugesihnem auch hierin einenVortheil sichert; und sie sehen nicht aus,alswür» den sie ihn ungenützt lassen. Wie man merkt, erwarte ich viel von ihnen. Herrn Richet eint mich die Ueberzeugung, daß wir, um von unserem Volk die höchste Kraftleistung zu erlangen, die Gefahr der Hemmnisse lieber zu hoch als zu niedrig einschätzen müssen. Die Frage nach der Erschöpfung des Menschenstromes beant» wortetHerrRichet vielleicht etwas vorschnell zu unseren Gunsten. Im Ganzen haben wir ja die Uebermacht der Zahl; und sie wird uns sicher bleiben. Nur dars man der nackten Statistik nicht allzu eilig vertrauen. Herr Richet sagt: .Rußland allein könnte zwölf Millionen Soldaten aufstellen, wenn es Waffen und Munition hätte.' Diese Anschauungart dünkt mich ein Bischen zu einfach; denn die ganze Beweiskraft ruht auf einem.wenn'. Waffen, Mu» nition,Heeresrahmen(cä<ires)sind nicht aus der Erde zu stampfen. Das müssen wir in der Stunde erkennen, wo wir, mit einer der deutschen unendlich überlegenen Mannschaft, in der Defensive bleiben zu müssen glauben, während ein Riesentheil des deutschen Heeres auf der Ostfront eine ungeheure Anstrengung macht (und sich dabei in ihr entsprechendem Grad abnützt). Die Russen sind, wie die Briten, Herren der Zeit, der Dauer; und diese Zeit wird England, Frankreich, auch Amerika und Iapan zu ausreichender Zufuhr von Waffen und Munition nützen. Gefahr entstünde für uns nur, wenn derDreibund sich löste: und daran ist nichtzu denken.

- Home
- About
- Collections
- Help
- Feedback
- Mobile
- Take-Down Policy
- Privacy
- Contact

Notizen,
2«!
DieDauer.vor der einzelne Angstmeier uns zittern zu sehen fürch»
teten,ist, was auch geschehen möge,unser festerRettunganker. In
den Bezirk finanzieller Abnützung brauche ich HerrnRichet nicht
, zu folgen.DieGesundheit unseresKredites, die sich so oft bewährte,
^und der unerhörteErfolg der englischen Anleihe, deren Betrag die
Grenzen desMöglichen weit zu überschreiten schien, erweisen ge-
meinsam, daß wir von dieser Seite her nichts zu fürchten haben. Auf
diesem Gebiet, das die Ausdauer verbürgt, können Deutschland
undOesterreich gegen uns nicht aufkommen. VonSeelenabnützung
merkt Herr Richer in Deutschland noch nichts; erkennt aber, daß
die ganze zuversichtliche Hoffnung unsererFeinde auf einem amt»
lichen Lügengebälk,organisirt'(auch sie) ist. Dieser unbestreitbaren
Wahrheit möchte ich den Ausdruck des Glaubens anfügen, daß
einem fünfzig Iahre lang vom Irrwahn einer von derVorsehung
ihm zugedachten Weltmission beherrschten Volk der Sturz in die
Wirklichkeit besonders schwer werden muß. Noch Eins: Soldaten«
abnützung ist nicht immer Menschenabnützung. Hinter unserem
Heer steht eine athmende Nation, deren Gefühl und Wille die
Krieger(wenns ihnen je nöthig werden könnte) mit unüberwind»
barer sittlicher Kraft zu stärken vermöchte. Drüben ist nur gestalt-
lose Masse unter der Hand eines Kneters, der von ihr nichts als
den viehischen Beitrag von Fleisch und Blut heischt. Sie haben
Muskeln; wir haben das Herz." Nun, Deutscher, weißt Dus.
Herr Hervier in l,äl^«uvellek?evue: »Der Deutsche Kronprinz
hat zwei Hefte, in die alles über sein Wesen und Handeln Ge»
druckte eingeklebt wird. Das eine sammelt, unter dem Titel ‚Wie
ich bin', alle lobendenArtikel, das andere, unter dem Titel‚Wie
ichnicht bin'.Alles,was nach seiner(jeder Kritik abholden)Mein»
ung von seinem fürstlichen Sinn abgelehnt werden muß." Herr
Arthur Meyer in l^eOsuIois: »Immer wieder höre ich zwei Sätze,
die von einerPartei zur anderen wandern. Die eine sagt: ‚Zwtngl
uns nicht zu Barthou; dann wollen wir nichts für Caillaux'; die
andere antwortet:‚Lasset Caillaux fallen; dann opfern wir Bar»
thou/ Diese beiden Männer sind jetzt also die Symbole all der
Leidenschaften,die in denTiefen derAbgeordnetenseele grollen."
Lustiges ausl^eIVWtin: »EinbeurlaubterHaariger ausAnjoufaßt
seineMeinung über dieSocK« indenSatz: ‚Ein schädliches Volk,
das zuHaus nichts zu essen und kein sauberes Hemd auf dem Leib

hat.' Schädlich: so ist er gewöhnt,Würmer und Feldmäuse, alle^. Gezücht, das den Boden beschmutzt, zu nennen. Als Sohn frei»» giebiger Scholle kann er den hungrigen Plünderern nicht ver» zeihen, die aus Pommerns Gebüschen und aus denSandwüsten desElbelandesmit langen Raffzähnen bei uns eingebrochen sind. Als würdigenBauer, dem das wahre Wohlstandszeichen ein gut: gefüllter Wäscheschrank, der Stolz der Familie, ist, widern ihn diese finnigen Schweinkerle, die, ohne Scham, an dreckige Wäsche unbeschreibliche Kleidlumpen knöpfeln. DerLeibwäschemangel ist wirklich eins der sichtbarsten Kennzeichen der Rasse. Der Offizier unterscheidet sich darin kaum vom Gemeinen. Die eleganten Offi» ziere stellen gern viele Bürsten und ganze Stiefelschwadronenzur Schau; Konservenstiefel und Löffelstiefel nennen unsere Haarigen dieses Schuhzeug, dessen Hauptzweck wohl ist, als Versteck gestoh- lener Kleinodien zu dienen. EinHemd,zum Wechseln, werdetIhr im Gepäck dieser Leute vergebens suchen. ‚Unser Kaiser selbst',, sagen sie, ‚hat nureinHalbdutzend Hemden. Das istHohenzollern» Tradition'. Die, scheint mir, konnte sich nur halten, weil die Sippe anfangs nichts hatte und Körperpflege ihr nie ein Bedürfnitz war. Deshalb begnügen die protzigsten Iunker sich mit zerfetzten Leinwandkitteln und binden, fürsAuge.einBruststück ausGummi- stoff drüber, das sie,Vorhemd' nennen. Ein blinkender Küraß» drunter zerlumpt: ists nicht, im Kleinen, ein Abbild der ganzen Seele Deutschlands?" So siehste aus, Seele Deutschlands. Die Stiefelschafte sind Hehlspeicher, in die Perlen und Diamanten, goldeneRingeund Löffel, auch,wennnichtsKostbarereszustehlen ist, Benediktinerflaschen, Schachteln vonPinaud,Büchschen von Felix Polin verschwinden. Die vielen Bürsten? Fuselfutterale; vielleicht auch Gehäuse derGifte, mit denenIungfern undSäug» linge still gemordet werden. Unter dem Elephantengrau des ge» meinen Mannes ist Schmutz, Krätze und zerlumptes Gespinnst. Der Kaiser hat nur sechs Hemden (trägt jedes wohl mindestens einenMonat lang) und kenntnicht einmal den Begriff der Körper» pflege. Die Herren Junkers putzen sich (nur die eitelsten, versteht sich) mit Gummivorhemd undRöllchen, die, wenn sie allzu dreckig sind, der Schwamm abwäscht. Wir dürfenvermuthen, daß die Zeit naht, in der die Pariser diesem Bilde die Wirklichkeit vergleichen können. Schade, daß ihr Salz so dumm geworden ist. Von allen

Versuchen, deutsches Wesen zu schmähen, ist kaum ein anderer so. albern wie der in die Voraussetzung deutscher Unsauberkeit ein» gehakte. Nicht nur, wenn er aus romanischen Ländern kommt,. derenUnterschicht niemals durch Reinlichkeit Ruhm erwarb. Auch neben dem sauberen Angelsachsen kann der Deutsche sich sehen lassen. BerlinsOstendmenschheit hält hundertmal mehr auf Körper und Kleidung als Londons. Und die englischen Handwerksmeister und Ladenhalter, die in der Schweiz und in Tirol, im Schwarz» Wald, inBöhmen und Norwegen die Marquis und Carls mimen, sind zwar abends, in Frack und Lack, nett zu schauen, kommen aber, vonGolf oder Ski, Gebirg oder Kahn, oft so verschwitzt, ver» staubt, zerknittert an denMittagstisch,wie einDeutscher nicht wa- genwürde. Auch die Handarbeiter, dieMägde, Köchinnen, Fabrik- undHausmädchen sind bei^uns fast immer reinlich.DerWaaren- kutscher wäscht sich, ehe er sich zum Essen setzt. Und ein Vergleich würde ergeben, daß unsereGroßstädte mehrKleinleutewohnungen mitBadezimmern haben als die irgendeines anderen Landes. In deutschen Industriewerkstätten ist für jedes SäuberungbedürfrM überreichlich vorgeforgt. Wir sind dem Anblick schmutzigerMen» schen so entwöhnt, daß er uns, wie vor ekler Hautkrankheit, schau- dern läßt. Und werden seltensogarnoch an Bismarcks Scherzwort erinnert, durch die Redensart vom«Schwarzen unter dem Nagel" komme deutsche Körperpflege in üblen Geruch. WerZweifel hegt, stelle sich auf eine Straße, die Maurer, Zimmerer, Leute ausMa» schinenfabriken nach der Arbeit durchwandern; einen Schmutzian würde die Genossenschaft nicht dulden. Auch die Korporalschaft nicht einen Tag lang. Was Andres suche zu ersinnen...

Hier ists schon. »HerrHardengehörtzu Denen,dieinDeutsch» landdieheuteherrschendeOeffentlicheMeinung geschaffen haben.. SiestacheltendieBegierden,hießenGewissensbedenkenschweigen, schmeichelten dem deutschen Stolz, hegten und pflegten das Mär» chen von Deutschlands Ueberlegenheit, lehrten das Recht ver» achten, nur die roheGewalt noch anerkennen und nicht nachGrun d« sätzen, sondern nach schlauer Berechnung Staatspolitik treiben. So, wie sie es haben wollten, ist das deutsche Volk nun geworden: es haßt Ieden, derWahrheit spricht, also der Gier und dem Ehr» geiz der Nation den Dienst weigert. Herr Haiden wird jetzt das Opfer seines Werkes: er wird angegriffen und beschimpft, weil.

er gesagt hat, daß Italien gegen Oesterreich im Recht ist. Dieser Meinung schien zwar auch die deutsche Regirung zu sein, da ihr offiziellerVertreter,FürstBülow, sich alle erdenkliche Mühe gab, um Wien zur Erfüllung der römischen Wünsche zu bestimmen. Aber Herr Harden hat vergessen, daß der Deutsche heute weder einer Ueberzeugung Ausdruck geben noch auch nur selbständig denken darf (wo bliebe sonst die deutsche .Kultur'?); und weil er des Verbrechens schuldigist, die Meinung vielerDeutschenkrästig ausgesprochen zu haben, muß er sich ‚auf unbestimmte Zeit' nach Skandinavien flüchten." Das stand im lempg; dessen Gnade ich nie erlangtnoch je ersehnt habe. In einer Reuter» Depesche: ichfeiver» bannt und inkognito, auf der Reisenach Norwegen, in Kopenhagen angekommen. Irgendwo: mit einem großen Vollbart. Auf hun» dcrtBlätternAehnliches. AuchHerrReinacherwähnte,im^iZai-o, «die geheimnißvolle Verbannung Hardens" wie eine unbestreit- bare Thatsache. Und als Ursache des Exils wurde überall ange» geben: Er hatItaliensHandelngelobt.Darüberwerden die Leser der«Zukunft"staunen;denn ihrAuge fand hier nicht ein lobendes Wörtchen über den Genossen von gestern. Auch kein schmähendes. Entrüstung, mahntBismarck, ist kein politischerBegriff. Und des PolitikersAufgabe nicht, fremden Regirungenund Völkern Mo» ral zu predigen, sondern.Zusammenhänge undEntwickelunglinien zu zeigen und aus der Summe des Möglichen das Nothwendige zu errechnen. Wie ist der läppische Tratsch entstanden? Seit zehn Iahren habe ich, einsam, immer wieder, in Berlin und in Wien, vor dem Glauben an den Dreibund gewarnt, der die Kriegsprobe nicht bestehen werde und nur deshalb «Friedensbund" heißen dürfe. Schrulle, dachten dieWortgläubigen. ImIahr19V9 zeigte eine nette Karikatur der «Iugend" den «Hexenmaxl", der den hölzernen Vertreter italischer Wehrmacht von Deutschlands und Oesterreichs Seite an die Englands, Frankreichs und Ruß» lands gerückt hak. Unterschrift: »Aus Drei mach Vier, aus Drei mach Zwei: Das ist die Dreibund.Rechnerei!" Als ich, 1913, in Wien den italischen Drang nach Osten gezeigt und gesagt hatte, Italiens Uebergriff auf die Balkanflanke der Adria müsse Oesterreich'UngarninLebensgefahr bringen.fragte mich ein klugcr Politiker: «Sie wollen also einen Zweibund aus uns machen?" Antwort: «Ia; einen mit stärkerem, weiter blickendem Inhalt,

Notizen.
2«5
«Is ihn das durch Italien heute nur noch geschwächte deutsch»
österreichische Bündniß hat.« Mit solcher Sündenlast schien ich .
der italienischen Presse ein Feind. Daß ich, dennoch, im Mai von
dem Abfall des Königreiches ruhig, als von der längst voraus»
gesehenen Folge alter Feindschaft gegen Oesterreich »Ungarn,
sprach, trug mir von drüben das Lob einiger Zeitungleiter ein,
die gerade von dem »hartnäckigen Bekämpfer des Dreibundes"
uicht so haßloses Urtheil erwartet hatten. Anderen beliebte, für
meineMeinung auszugeben,was hier als die Auffassung Italiens
dargestellt worden war; trotzdem deutlich darunter stand: «Per»
theidigungschrift eines genuesischen Monarchisten aus dem Iahr
1923; übersetzt für die Sammlung .Deutsche Hiebe'". Selbst in
Kriegszeit dürftensolcheKniffenichtgelten.Nunkamaus Winkeln
unserer Preßpaläste (von armen Menschen, die weder ahnen, daß
Politik eine aus Wissenschast blühende Kunst ist, noch überlegt
hatten, warum dem «Verräther am Tiber" vom Deutschen Reich
nicht schon Krieg angesagt worden sei) etliches Geschimpf; das,
wie anderes, nicht der Erwähnung werth wäre, wenn es nicht
auf das feindliche Ausland zurückgewirkt hätte. Im Lande der
LocKes, wisperte es dort, wird sogar das Denken geknebelt; ist sol»
ches Wulhgekreisch erlaubt, dann ward es befohlen. Von diefem
Wahn war nicht mehr weit bis in den Hintertreppenroman von
der Verbannung. Der schmeckt, natürlich, dem alten Herrn Cle»
menceau. Den braven SocKes, schreibt er, fällt das Herz in die
Hosen; drum tröstet ihr Kaiser sie mit der Verheißung nahen
Kriegsendes.Davon aber kann ernsthaft nur dieRede sein,wenn
Deutschland vernichtet ist. «Schicket uns doch den verbannten
Harden. Der mag sehen, hören, in Schützengräben, Fabriken,
Städten, Dörfern die Stimmung erforschen: und dann seinem
Kaiser melden, daß jede Stunde uns neuen Kraftzuwachs be»
schert." Stimmt die Regirung dem Ruf ihres Senators zu: an
mir solls nicht fehlen. Hundertfach wäre die Mühe gelöhnt, wenn
sie den Franzosen aus dem Kindertraum hülfe, der ihrer Wahr»
heitscheu ein zag nach Frieden lechzendes Deutschland vorgaukelt.
Für uns, pfaucht der greise Kelte, ficht die Zeit. »Italien hat sich
uns gesellt. Iapans Waffe klirrt. Die Welt bebt von Zorn.
Nein:noch ists nicht aus. Erst.wenn unser letzter Streich Euch ge-
troffen hat." So singen die Parzen. Es lauscht der Verbannte...

^^?er neusten der biographischen Analysen, mit denen Ernest As/ Seilliere seine Imperialismus»Theorie illustrirt (I^e R,«-mänlismO des I^ealistes, (üusts,v plaudert. ?s,ris, I^ibrairie 19tt),hatScipioSighele als Introduktion einen Abriß der Lehre des französischen Psychologen und Geschichtphilosophen beigegeben. Ich gebe einen Abriß, des Abrisses. Iedes Individuum empfindet den Drang, die Sphäre seines Einflusses auf seine Um» gebung auszudehnen. Dieser Drang, den Nietzsche Willen zur Macht, Seilliere Imperialismus nennt, ist die Triebkraft des Fortschrittes. Von Saus aus individualistisch, verwandelt sich dieser Trieb in einen sozialen, wenn das Individuum die Erfahrung macht, daß, es nur im Bunde mit Anderen Eiitfluß zu erringen vermag. Um vereint mit Anderen zu wirken, muß. derj Einzelne seinen „Imperialismus" einschränken, sich ein» und unterordnen, sich diszipliniren; der brutale Egoismus der Primitiven wird durch den nationalen, den Rassen» und Klassenegoismus ersetzt. Diese Moral schaffende Disziplinirung der Menschen und Organisirung der Menschheit wird fortschreiten, bis sie den Kämpfen der Menschen unter einander ein Ende macht und die Natur als einziges Feld für menschliche Eroberungen übrig bleibt. Dem nach verständigen Erwägungen handelnden Imperialismus gesellt sich der irrationelle oder mystische zu, dem der Glaube, daß, eine jenseitige Macht ihm beistehe, einen Zuwachs an Kraft verleiht. Die neuere Form des Mystizismus ist die Romantik. Der Romantiker, der sich für ein von der Gottheit auserwähltes und privilegirtes Wesen hält, schafft sich eine künstliche Welt von Ideen und Gefühlen, in der er unumschränkt herrscht, erhaben über alle Gesetze und nur von seiner Inspiration, von, seinem unfehlbaren Instinkt geleitet. (Einige Dichter und Denker, die der Literaturgeschichtschreiber in die Kategorie „Romantische Schule" einreiht, haben sich im Leben und im Dichten über die konventionelle Moral hinweggesetzt; aber diese literaturgeschichtlichen Kleinigkeiten haben für die große Strömung, die man Romantik zu nennen Pflegt, nichts zu bedeuten. Deren Leistung besteht darin, daß sie, in der Schätzung übertreibend und auch sonst noch mehrfach irrend, die Kenntniß und das Verständniß des von der Aufklärung verachteten Mittelalters erschlossen, an dieses in der politischen und Ideenentwickelung wieder angeknüpft hat.) Wirkt nun auch der Romantismus und mancher andere moderne Mystizismus auflösend, so dient er doch als Spannkraft dem Fort»

schritt und die rationelle Reaktion bleibt nicht aus; ein Loyola, ein Napoleon mußte kommen, aber daraus folgt nicht, daß die Reformation und die Revolution nur Unhell angerichtet haben.

In der Besprechung anderer Bücher von Seilliere, die alle reich an nützlichen Gedanken und angenehm zu lesen sind, habe ich einige Bedenken erhoben gegen die Namen, die er den gei» stigen und politischen Strömungen der letzten Jahrhunderte giebt, und gegen die Art, wie er sie ursächlich verknüpft. Ohne daraus noch einmal einzugehen, beschränke ich mich diesmal ans den Nachweis, daß man zur Erklärung der Psyche Flauberts der mancherlei Mystizismen, Romantismen und Imperialismen, die Seilliere heranzieht, nicht bedarf. Flaubert litt als Jüngling, gleich seinen Freunden, an Lebensüberdruß. Alles langweilte ihn; An» und Auskleiden und was sonst täglich zu verrichten ist, bereiteten ihm Qual; ein verlegtes Taschenmesser versetzte ihn in heftige Erregung. Die Sonntagdiners seiner Familie waren ihm ein Gräuel; die gesummte Bourgeoisie war ihm Gegenstand tiefster Verachtung, ja, des Ekels. Er ist froh, daß aus einer Familienreise nach Neapel nichts Wird, denn il aurait trouve la uns Sensation trop exHnise pour c^ue Is, pensee de Ig, voir Fatee cls mille ta?ons ns lui soit I)ss oclieuse. Er möchte einsam in einer Höhle leben wie ein Bär und hat Selbstmordgedanken.

l Die Gemüthsverfassung eines begabten jungen Mannes, der keine Religion hat und in dem der Egoismus die sympathetischen Gefühle überwiegt. Dens sive natura, hat den Menschen so eingerichtet, daß er, um leben zu können, der Hilfe seiner Mitmenschen bedarf. Für den Austausch von Dienst und Gegendienst ist ihm sein, Platz angewiesen, auf dem er mit seinen, Dienstleistungen,, die ihm durch die Befriedigung seiner Bedürfnisse vergolten werden, seine Lebensaufgabe erfüllt. Die Bedürfnißbefriedigung ist mit Genuß verbunden; Genuß gewährt auch das Bewußtsein vollbrachter Pflichterfüllung: und aus diesen beiden Genüssen setzt sich das Erdenglück zusammen, von dem sein bescheidenes Theil Jedem zugemessen ist. AMM^Wchste zu preisen sind Die, denen die Pflichterfüllung selbst, denen die Ärveit 'HenüI^ist,'' Dem anmen Weichen wies' die Vaterstadt den Ärbeitplatz an, beim modernen wirken der Staat und das Wirthschaftgetriebe zusammen; die christliche Religion leistet»den selben Dienst, auch wenn, wie in Revolutionzeiten, gar kein Staat vorhanden ist. Die Pietät gegen Staat und Vaterland wirkt als Surrogat der Religion. Fehlt alle Religion, dann irrt der Einzelne wurzellos als Atom in einem Chaos, und ist er ein Mensch von starkem Selbstgefühl

so hält er sich für den Mittelpunkt der Welt, für den Endzweck, dem alle Wesen zu dienen haben. Da die Begierde nach Genuß, an sich unersättlich ist (einerlei, ob es sich um niedrigsten Sinnen« oder edelsten geistigen Genuß handelt), so will sich ein solcher So» lipsist im Genuß „ausleben". Und da Dieses physiologisch wie psy» chologisch unmöglich ist, so fühlt er sich unglücklich. Je nach Tem- perament ergiebt er sich indischem Pessimismus oder lehnt sich gegen die Gesellschaft auf, die seiner Meinung nach Das ist, was seinem Glücksdrange im Weg steht. Solche Stimmungen wan- deln ja jeden begabten Iüngling an, aber Religion überwindet sie. Und dem fein organisirten, dem genialen Menschen verur- sacht die rohe und verständnislose Umgebung stets Pein; aber ^ÄaKMMldvMÄW. leHreNj den Philister und den Proletarier nicht^zu hassen, weil sie auf ihrem Platz nmhwendig sind, beson» dL^.s^ d^,H^n^l«Nx,derMne sie verhungern würdet Beim re- ligionlosen Egoisten dagegen nistet sich der'WÄt»'und Menschen- haß unvermeidlich und dauernd ein und die Iahrhunderte machen darin keinen Unterschied; nur wird in der neueren Zeit, wo Tau- sende von Schriftstellern das Analysiren von Seelenzuständen und das Erdichten von Phantasiegebilden als Berufsarbeit betreiben, dem Weltschmerz reichliche Nahrung zugeführt (Seilliere berichtet über die unhygienische Seelendiät, der Flaubert versallen war) und dem Weltschmerzler, der seine Gefühle aussprechen will, steht ein unerschöpflicher Schatz byronianischer Phrasen zur Verfügung. Von den Genossen der Iugendschwärmerei Flauberts ende- ten einige durch Selbstmord, andere richteten sich durch Ausschwei- fungen zu Grunde. Den Dichter der „Madame Bovary" rettete die Willenskraft, die er von seinem Vater, einem tüchtigen Arzt, geerbt hatte und die seine verweichlichte Psyche zwang, in ernst- hafter Arbeit seine Werke künstlerisch zu gestalten. Beim Arbei- ten offenbarte sich sein Egoismus in der Art, wie er seine Um- gebung, auch seine Mutter, tyrannisirte. Vor zehn Uhr durfte sich im ganzen Haus nichts rühren. Wenn Carlyle (ohne sich Dessen bewußt zu sein) seine Frau tyrannisirte, so konnte er als Entschuldigung anführen, daß, er in Folge der Entbehrungen, die ihm seine Armuth aufgezwungen hatte, an einem verdorbenen Magen litt, während Flaubert als der verzärtelte Sohn wohl- habender Eltern es immer gut gehabt hat. Und Carlyle, hatte mit seiner Arbeit eine große und wichtige Aufgabe zu lösen: die eng- lische Sozialgesetzgebung einzuleiten; dagegen haben Flauberts Romane, so vollendet sie in stilistischer Beziehung sind, seinem Vaterland keinen Dienst geleistet.

Dem Sozialismus, dem Mitleid mit der „Canaille", erklärte er den Krieg; das Jahr 1848 machte ihn zum rasenden Aristo« kraten, da er von einem Sieg des Proletariates den Untergang aller Kultur fürchtete. Kultur bedeutete ihm natürlich nichts Anderes als jAesthetik. Aesthetischen Mystizismus nennt Seilliöre die letzte Phase der EntWickelung Flauberts. Ich vermag nichts Mystisches darin zu finden. Als Egoist ließ, Flaubert kein anderes Interesse gelten als das, welches er selbst hatte, und das war das künstlerische, das rein künstlerische, abgelöst von allen anderen Lebensgebieten; genauer gesagt (da diese Ablösung unnatürlich, das wahrhaft Schöne die Erscheinung des Guten und des Wahren ist): das Interesse an der künstlerischen Technik. Der Inhalt war ihm gleichgiltig, die Form Alles; der Künstler und sein Schaffen sollten jenseits von Gut und Böse stehen. I^'art pour i'att oder Aesthetizismus nennt man heute dieese Ueberschätzung der Kunsttechnik. Der große Krieg hat diesem Aesthetizismus einstweilen ein Ende gemacht; die Aestheten ziehen sich bescheiden in den Hintergrund zurück. Den französischen ging es 1870 ähnlich. Flaubert klagte: Die Künstler sind überflüssig geworden; man haszt und verachtet sie; sie mögen dem Leben gute Nacht sagen. Um durch die Hervorhebung des Egoismus in dieser Charakterfkizze keine Ungerechtigkeit zu begehen, erwähne ich zum Schluß,, daß Flaubert in seinen letzten Lebensjahren einer in Noth gerathenen Nichte, die er sehr liebte, große Geldopfer gebracht hat; er ist also sympathetischer Gefühle nicht völlig bar, kein vollendeter Egoist gewesen.
Neisse. Dr. Karl Ientsch.

^I^on der metzer Kathedrale hallte
'SHM Viermal aus di^ Thurmuhr. „Abgclöstl"
Abgelöst die Schuld, die alte;
Mächtig Reichsschwert, deutsches, wieder walte
Achtung, wie Du einst sie eingeflößt.
Abgelöst Franzose: seinen Posten
Nimmt fortan der Deutsche wieder ein.
westwärts Abendnebel glosten;
Auf der Mosel Höhen tagts im Bsten
Und die Zukunft, deutsches Volk, ist ScinI
Ablösung.

Hermann Lingg.

Die Zukunft,
Ins zweite Jahr.
in Jahr ist hingegangen,
Ein Jahr in Stolz und Muth,
In Sorgen und in Bangen,
In Siegen und in Blut.
Es hat gestürmt, gewittert,
Es traf uns mancher Schlag,
Doch stehn mir unerschüttert
So wie am ersten Tag.
Es war ein Jahr voll Ringen,
Das Noth und Müh geschafft;
Doch jubelndes Gelingen,
Das war der Lohn der Kraft.
Der Kraft, die alle Herzen
wie Flammenstrom durchfährt
Und weh und Wual und Schmerzen
Zu Gluth und Glanz verklärt.
Es war ein Jahr der Güte,
Des niitgetragnen Leids;
Mit stiller Macht umblühtc
Liebe jedes Kreuz;
Ein Gruß auf allen wegen,
von Blumen ein Gerank
Und jcdcs wort ein S^'gcn
Und jcdcr Blick ein Dank,
Es war ein Jahr, da Trauer
Aus allen Fenstern hing
Und liefer Goltcsschauer
von l?crz zu lierzen ging.
Es lagen Väter, Brüder
Und Söhne Grab an Grab,
Doch stieg ein Engel nieder
Zu jedem Stein herab.
Das war: wir Alle gingen,
wir Alle lZand in vand,
Den Blick aufs lieldcnringcn
Der Brüder unverwandt.

Die Soldatenbraut.
211
Die Herzen in der Ferne,
Im Bsten und im West,
Und über uns die Sterne
Deß, der uns nicht verläßt.
Es führt uns durch die Trümmer —
Nennts Gott, nennts Illorgenroth —
Der rosenlichte Schimmer,
Der über Wolken loht.
Es ist der Strahl der Herzen,
Der Seelen Himmelsglnth,
Das Flammen unsrer Schmerzen,
Der Glanz von nnserm Blut,
So wollen weiter schreiten
wir in das neue Jahr;
Ls rauscht im Sturm der Zeiten
voran der Siegesaar,
In Demuth und in Stille
Gehn wir, in Kraft und Macht, —
Bis unser Aller Wille
Das große Werk vollbracht.
selbst wie eine Puppe schön, flachshaarig und brav, besaß ein großes, wundervolles, reich bevölkertes Puppenhaus. Dem prZ» sidirte die Puppenmama, die größte der Puppen, so groß, daß sie nicht einmal in das Haus hineinging, sondern sich gezwungen sah, immer draußen vor der indiskret offenen Fassade zu sitzen. Da reichte sie von der Küche im Erdgeschoß bis zu den Schlafstuben im Zweiten Stockwerk. Es war einfach zum Fürchten, wie sie riesengroß das Puppenreich beschattete. Onkel Richard, der herrlich zu spielen der« stand und bei allen Puppen Pathe zu stehen pflegte, hatte sie Mama Korpulent getauft. Sie ging in lila Seide und hatte am Arm einen Perlenpompadour.
> Aus dem Bande „Der graue TodNovellen aus dem Krieg",
i. .n Herr Kurt Münzer bei Georg Müller in München erscheinen läs)t.
Haniburg.
Theodor Suse.
üs
Die Soldatenbraut.*)

"Die Mama Korpulent hatte ein ganzes Volk von Töchtern, das sich, meist um die Weihnachtzeit, rasch vermehrte. Da gab es Säuglinge und Badeengel, kleine und große Damen, Backfische und Alte Iungfern. Die Töchter der Frau Korpulent gehörten den verschiedensten Ständen an: die eine war Bäuerin, die andere Prinzessin, diese, trotz dem untadelhaftesten Lebenswandel, eine spreewälder Amme, jene eine Höhere Tochter mit Musikmappe und Tennisschläger. Aber man war sehr vorurtheillos in dieser Familie. Einträchtig lebte man in dem großen Haus; und da es keinen einzigen Mann darin gib, ward der Friede nie gestört und keinerlei Eifersucht oder Neid trübte das idyllische Familienleben. Man saß still um den großen Eßtisch schlief zu Zweien und Dreien in den Betten, tauschte die Kleider, daß auK der Amme eine Prinzessin und aus der Bäuerin eine Musikschülerin wurde, und Mama Korpulent wachte, Furcht einflößend, über diese schöne Eintracht.

Aber da kam der Krieg: und er, der furchtbar rücksichtlose, sollte selbst in dieses Puppenheim Unglück, Verzweiflung, Verwirrung und Tod bringen. Denn eines Tages kam Onkel Richard und brachte ge» heimnißvoll für Susi ein Packet mit. Susi hatte einen älteren Bruder^ der Wolfgang hieß, schzn in die Schule ging und den Puppen gegenüber viel männliche Verachtung bewies. Aber jetzt jauchzte er am? als aus dem Packet ein Soldat zum Vorschein kam, feldgrau eingekleidet, mit Helm und Säbel, offenbar ein Lieutenant, mit kühnem Gesicht und furchtlos rothen Backen.

„Das ist der Lieutenant Kugelfest," sagte Onkel Richard. „Er kommt direkt vom Kriegsschauplatz."

„Aber er ist ja gar nicht dreckig," sagte Wolfgang enttäuscht. „Da hat er auch nicht im Schützengraben gelegen."

„Ach, Du!" rief Susi, die eine überaus frühzeitige Kenntniß der einschlägigen Wissenschaft bewies. „Er trägt ja eine Extrauniform. Er hat sich doch umgezogen, wo er zu Besuch kommt." Und im Triumph wurde der Held ins Puppenhaus gebracht und stolz den Damen vorgestellt, der Frau Korpulent, den Töchtern Emerantia und Adelgunde, Thusnelda und Eulalia, himmeltraut und Augentrost und wie sie alle herrlich hießen. Der Soldat kam aufs Sofa, die Damen, gruppirten sich herum; die nicht Platz fanden, standen in allen Ecken. Und in der Küche wurde ein Festessen gerichtet aus drei Gängen Chokolade und zwei Gängen Kuchen.

Da der Lieutenant mit einem Schlage das ganze Milieu geändert und gehoben hatte, erklärte sich auch Wolfgang bereit, mitzuspielen. War es auch unter seiner Würde gewesen, Mädchenpuppen seine Stimme und Kenntnisse zu leihen, so war es nun durchaus ehrenvoll, einen Offizier zu vertreten. Und er riß sofort die Unter» haltung an sich und hieb wie ein ganzes ausgehungertes Schützengrabenbataillon in das Essen ein. Susi mußte sich sehr beeilen, Etwas für die Damen zu retten. Lieutenant Kugelfest wurde gefeiert wie

nur ein Held. Er erzählte tolle Geschichten aus den Schlachten und verhieß einen baldigen Frieden, der seiner Tapferkeit.allein zu verdanken war. Prinzessin und Spreewälderin lauschten gleich hingegeben und die arme Mama vor der Thür war ganz Anbetung.
Da fiel Susi, die nicht umsonst ein Menschenmädchen war und mit fünf Fahren schon alle Keime des Weibes besaß, auf das Nächstliegende und Nothwendigste: der Lieutenant Kugelfest mußte hsi» rathen. Und sofort stürzten sich die beiden Geschwister ins Heirathstiften. Wolfgang, als praktischer Mann, der den Nutzen vor die Ideale stellte, schlug vor, ihn der Mama Korpulent zu vermählen. So käme die Familie zu einem Vater, dessen sie sich rühmten könnte. Auch war es ja wohl nicht mehr als schicklich, der Mama einen Gatten zu geben, ihr, die, schon allzu lange unvermählt, Tochter auf Tochter bekommen hatte. Aber dagegen empörte sich Susi, die noch romantisch genug war, das Herz sprechen lassen zu wollen, Es sollte eine Heirath aus Liebe werden. Die Mama mußte einsichtvoll genug sein, lieber eine Tochter statt sich nnter die Haube zu bringen. Und Susi bestimmte Thusnelda zur Braut des Soldaten. Thusnelda "war nicht e:wa die schönste der Schwestern, aber Susi am Meisten ans Herz gewachsen, denn sie hatte bei einem bösen Wagenunfall einmal die Nase verloren; dann waren ihr die Haare verfilzt, so daß sie stets, auch schlafend, einen reizenden Kapotthut trug, und die linke Hand fehlte ihr ganz. Besonders dieser Leibesschaden schien sie zur Gefährtin eines Kriegers zu bestimmen. Von allen ihren Schwestern war sie wohl die einzige, die durch ihre Leiden und Unglücksfälle seelisch genug! gestählt war, um das Leben eines Soldaten theileu zu können.
,So wurde sie als Braut eingekleidet. Wolfgangs Einspruch, der dem Lieutenant eine Schönere gegönnt hätte, war erfolglos, denn bei Heirathen sind die Männer nicht stimmberechtigt; sie verstehen sich nie auf ihr Glück und die Vorzüge des Mädchens,
s Die Prinzessin mußte ihr schönes Kleid hergeben; daß es Thusnelda zu lang war, machte nichts: so schleppte es nur pompöser. Sie bekam um ihren Kapotthut einen Kranz. Er war ihr ein Bischen zu weit und hatte das Bestreben, statt des nicht ganz unversehrten Kopfes den Hals zu schmücken. Aus einer alten Gardine wurde ihr ein wallender Schleier geschnitten und die Unbefragte wurde dem auch nicht Gefragten angetraut. Verlobung und Trauung fielen zusammen; es war überhaupt eine Kriegsnothtrauung, denn Wolfgang verkündete mitten in die Vorbereitungen hinein, daß Lieutenant Kugelfest morgen wieder Ausrücken mußte, nach Osten, um dort Peters« burg einzunehmen und daselbst deutscher Gouverneur zu werden. Hier nutzten weder Susis Widerspruch noch Thusneldas stummere Verzweiflung, denn Krieg ist Krieg und die Offensive gegen Rußland darf nicht durch Familienereignisse aufgehalten werden. So wurde denn die Hochzeit überstürzt. Man hatte gerade noch Zeit, sich ein paar Blnmen anzustecken oder die Toilette durch ein Huntes Band

zu heben: und schon trug Susi das große Diner auf, das zweite am! Tage. Wieder gab es ein Vorgericht, einen Braten, ein Gemüse aus Chokolade, Wildpret und Nachtisch aus Kuchen, Suppe, Fisch und Pasteten aus Obst. Susi und Wolfgang, die für ein Dutzend Münder zu sorgen hatten, aßen mit heldischer Todesverachtung. Zumal Lieutenant Kugelfest mußte ja Vorrath essen für seine Invasion in Rußland. Er fand kaum Zeit, sich mit seiner Braut zu beschäftigen. Die beiden Hochzeiter saßen stumm vor ihren Tellern und bedachten wohl die ungeheuren Möglichkeiten des Geschickes. Unmittelbar nach Tisch hieß es: Zu Bett. Aber Das war nicht so einfach. Wo sollte der Lieutenant schlafen? Ohnehin war der Platz so beschränkt, daß mindestens zwei Schwestern zusammenliegen mußten. Susi fand es unstatthaft und unhöflich, dem Lieutenant, so sehr auch Wolfgang dafür eintrat, ein ganzes Bett einzuräumen; die Damen gingen doch vor. Ihn zu Thusnelda zu legen, wäre doch eigentlich nicht passend. Gr sei ja schließlich ein Mann und Thusnelda, die immer mit Himmeltraut geschlafen hatte, sei nicht daran gewöhnt. So kam der Lieutenant schließlich aufs Sofa in den Salon. Es war Mar zu kurz für ihn,, abev dafür hatte er es allein für sich. Leider war er nicht auszuziehen^ Er mußte in der "Uniform schlafen; doch Wolfgang sagte erhaben: „Das thut ihm nichts. Er ist ohnehin zehn Wochen nicht aus ihr herausgekommen. Es ist ganz gut so, denn wenn er sich auszieht, müßte er auch baden. Nnd die Wasserleitung ist doch kaputt und die Wanne läuft."

So bettete man ihn aufs ,Sofa, Die Braut und die Schwägerinnen lagen entkleidet und gewaschen und gekämmt neben und über ihm. Nur Mama Korpulent saß in Hut und Kleidern wachend vor dem Hause, Niki, das Hündchen, kam heran, schnupperte an den Wänden, an dem Soldaten und Thusnelda, aber sie schliefen alle fest, der Lieutenant in der Uniform und seine Braut mit dem ewigen, Kapotthnt, Das war die Hochzeitnacht.

Und der nächste Tag war Schlacht. Lieutenant Kugelfest wurde an die Wand gelehnt und die Geschwister fuhren Geschütze auf und beschossen ihn. Aber er machte seinem Namen Ehre. Er wankte nicht und blutete nicht. Regimenter von Zinnsoldaten rückten gegen ihn an: er stampfte sie nieder. Wolfgang und Susi errichteten aus Bauklötzen und Büchern Forts, Schützengräben, Gebirge: er schritt über sie hinweg.

Am Abend des Siegestages öffnete sich die Frage nach Ueber» nachtcn. Da hatte Susi den glorreichen Einfall, dem Soldaten Urlaub zu gewähren und ihn für die Nacht heimkehren zu lassen. Wolfgang, als Oberster Kriegsherr, bestätigte ihn; und Lieutenant Kugelfeft kehrte aus Rußland heim. Das Puppenhaus empfing ihn begeistert. Die Reste des Hochzeitmahls erwarteten den Ausgehungerten, Die Braut ohne Hand und Nase saß schon da und aß. Sie war furchtbar gleich» giltig; keine Heldenthat riß sie aus ihrer Indolenz, Aber vielleicht

hatte sie selbst schon zu viel gelitten und war abgestumpft gegen die Ereignisse des Lebens, Sie suchte sich jedoch nicht zu entschuldigen! und bewies nur eine gewisse Genugthuung, daß die Würde der Braut ihr den Platz auf dem Sopha und das Kostüm der Prinzessin eingetragen hatte.

s Nun wiederholte sich täglich das selbe Schauspiel: Lieutenant Kugelfest, nun schon zum General befördert, zog in die Schlacht und kehrte am Abend müde und hungrig und siegreich zurück. Alle aufregenden Momente des Krieges wurden Gewohnheit, die Siege Programme, die Heimkehr wurde lästig und die Langeweile zur Feindin des Feldzuges. Man beschloß, ihn zu beenden. Susi und Wolfgang waren des Spiels müde. Sie erbosten sich über den Soldaten, der diese Umwälzungen im Puppenhaus heraufbeschworen hatte. Und Susi hatte einen Einfall: „Wir ziehen ihm Mädelkleider an und er heißt Elisabeth!"

Aber darüber entrüstete sich Wolfgang. Wie, einen Mann, einen Soldaten, einen General, der Petersburg genommen hatte, zum Mädchen degradiren! Leben retten ist nicht Ehre retten. Nein, Mann bleiben, und müßte es mit dem Tode bezahlt werden! Und er erwog alle nur möglichen Auswege, um diesen Krieg zu beenden und dem Führer Würde und Leben zu wahren. Aber nur Eins fiel ihm ein: der Soldat mußte geopfert werden. Und ohne die unglücklich: Braut auch nur im Entferntesten in Betracht zu ziehen, wartete Wolfgang einen ruhigen Augenblick ab, holte sich heimlich ein Messer und, schnitt, tückisch wie ein Franctireur, dem wehrlosen Soldaten den Kopf ab. Er durchsäbelte den Hals: und ein bleicher Strom von Häcksel strömte auf den Boden.

Sein Triumphgeschrei rief Susi herbei, Sie schrie laut auf und wollte weinen, aber Wolfgang mahnte rasch: „Soldatenfrauen weinen nicht. Die sind tapfer und beißen die Zähne zusammen."

Susi stürzte ans Puppenhaus und rief schonunglos die Trauerbotschaft hinein. Mama Korpulent fiel glatt um. Es war wie ein Schlaganfall. In aller Stille und Heimlichkeit mußte sie ihren Schwiegersohn, der beinahe ihr Mann geworden wäre, sehr geliebt haben. Mehr als Thusnelda, die geputzt auf dem Sofa saß und auf das Abendessen wartete. Empört über so viel Gefühllosigkeit, nahm Susi die Gleichgiltige und schleuderte sie über die Leiche ihres Gatten hin. Da lag sie, wie zerschmettert von Verzweiflung. Die Kapotte war ihr vom Kopf geglitten und das verfilzte Haar erweckte die erschütternde Vorstellung, sie habe es im Schmerz zerwühlt. Aber Alles war nur Schein. Die aufgerichtete Thusnelda zeigte eine gleichmüth ige Miene und unerschütterte Lebenszähigkeit.

„Was wird aus ihr?" fragte Susi bekümmert, die die Herzlose Keiterliebte, über alle Charakterfehler hinweg,

l „Wir begraben sie mit ihm," schlug Wolfgang vor.

„Nein," rief Susi und dückte den Liebling ans Herz. „Sie b °

Die Zukunft,
kommt ihr altes Kleid und heirathet mal einen Anderen. Aver auf
dem Sofa bleibt sie sitzen, weil ihr Mann General war."
Dieses freundliche Geschick gönnte ihr Wolfgang nicht. Er sah
nicht ein, warum die Männer den Schützengraben, die Frauen da?
Sofa innehaben sollen. Die Weltordnung schien ihm ungerecht. Onkel
Richard wurde befragt. Er sagte: „Also hört! Thusnelda ist Witwe,
Sie bekommt ein schwarzes Kleid und trauert gewiß um ihren Gatten,
Man muß gut zu ihr sein. Sie hat schon so viel durchgemacht. Das
verbittert den Charakter. Man muß auch nicht so streng sein. In
ihrer Art hat sie ihren Mann Wohl geliebt; nur hat er sich immer
ein Wenig fern von ihr gehalten. Eigentlich war sie ja nur seine
Braut. Aber ich bin überzeugt, sie trauert um ihn."
Das Fräulein nähte in aller Eile ein schwarzes Kleid für die
Witwe. Das stand Thusnelda gut. Trotz ihrer Nasenlosigkeit war sie
eitel. Sie schien Das für eine Bevorzugung der Natur zu halten, denn
vom Sofa aus starrte sie unverwandt in den Spiegel gegenüber.
Vor ihr auf dem Tisch lag, auf einem geblümten Teller, der Kopf
des Soldaten. Es sah aus wie eineIohannes»Tragoedie; nur trugdiese
Salome einen/Kapotthut und hatte sich das blutige Haupt nicht ertanzt.
Am nächsten Tag wurden Leib und Kopf des Toten zusammen-
gefügt. Er kam in eine Schachtel, wurde hinabgetragen und im Hof»
gärtchen unter dem kahlen Fliederbusch beigesetzt. Eine Puppenbank
wurde neben den Heldenhügel gestellt und darauf kam Thusnelda, die
Witwe. Dort sollte sie sitzen und trauern und nachdenken über die
Wechselfälle des Lebens. Vielleicht nahm sie bei dieser Gelegenheit
eine Musterung des eigenen Herzens vor und fragte sich, ob sie nicht
Manches an Liebe und Wohlwollen versäumt habe.
Die Kinder vergaßen sie. Sie sah neben dem Grabe; es wurde
Nacht, Frost kam und Schnee. Es stäubte vom Himmel herab, weiße
Wolken sanken; sie bedeckten das Grab, die Bank, die trauernde Dame,
Niemand erfuhr, was in Thusnelda vorging. Bereute sie? Büßte sie
ihre Lieblosigkeit oder fand sie das Alles ungerecht und suchte in
Bitterkeit und Trotz den Tod? Denn sie glitt von der Bank, legte sich
über den Hügel und wurde vom Schnee gjütig zugedeckt.
5 Erst am nächsten Mittag gedachte man ihrer und suchte sie. Der
Schnee hatte sich über ihr gethürmt, und als man sie ausgrub, sah sie
so zerstört und untauglich zum Weiterleben aus, daß man beschloß,
ihrem geprüften Dasein diesen freundlichen Abschluß zu gönnen.
Man öffnete das Grab, die Schachtel, und legte Thusnelda zu
dem Gatten in den Sarg. Klanglos schloß man die Gruft wieder. Ein
Schicksal hatte sich erfüllt. Und der Tod vereinte die Gatten, die ein»
anber im Leben nicht gefunden hatten. Kurt Münzer.

ie Mitte Iuli veröffentlichte Bundesrathsverordnung über Zwangsyndikate wurde als ein Zeichen wirtschaftlicher Erkennt« -niß angesehen. Oft ist ja schon verlangt worden, daß die Kohle privater ^Politik entzogen werde. Bis zu dem Verlangen eines Ausfuhrzolles hatte sich der Wunsch gesteigert. Aber im Reich der Kohle gab es keine einfache Scheidnng von Staats» und Privatinteressen. Auch der'Fiskus treibt Kohlenbergbau und Preispolitik und ihm ist nachgesagt worden, daß er in der Behandlung der Preise ein gelehriger Schüler des Kaufmannes gewesen sei. Doch der Staatsgedanke ist immer lebendig geblieben, besonders dann, wenn das Rheinischx-WestfZlische Kohlensyndikat auf gute Preise hielt. Als im Iahre 1904 der berühmte Hibernia»Handel spielte, wurde die Niederlage des preußischen Bergfiskus gegen Großkapital und Großindustrie als eine entscheidende Lösung des Problems der Herrschaft im Kohlenreich angesehen. Daß diese Auffassung nicht unbedingt zutraf, zeigte sich, als der preußische Fiskus, neun Iahre später, ein Abkommen mit dem Syndikat löste, weil die Regirung mit einer beschlossenen Preiserhöhung nicht einverstanden war. Noch deutlicher zeigt die neue Verordnung des Bundesraths, daß sich die Staatsgewalt ihren Einfluß auf das Schicksal des Kohlenbergbaues und damit auf die Versorgung der Industrie mit Brennstoff nicht nehmen lassen will.

Diese Verordnnng ist ein ehrendes Zeugniß für die Wirksamkeit des Rheinisch«Westfälischen Kohlensyndikates im Besonderen und sür den Nutzen des Syndikatsgedankens im Allgemeinen. Die Regirung will die Dauer der Bergwerksyndikate sichern, Wenns sein muß, unter eigener Verantwortung. Wo der Staat eine wirtschaftliche Einrichtung zu schützen sucht, muß sie sich bewährt haben. Sonst würde er für ihre Abschaffung wirken. Eine andere Frage ist, ob der Zwang eine eben so feste Bürgschaft des Erfolges bietet wie die private Entschluß-kraft. In der Kaliindustrie hat er sich, nicht bewährt; was aber wäre aus dem deutschen Kalibergbau, dem werthvollsten Naturmonopol des Deutschen Reiches, geworden, wenn das Syndikat im Iahr 1910 «ufgehört hätte und nber seine Trümmer die Amerikaner ins Land gekommen wären? Damals war der Staat der Retter aus der Noth. Die Abschlüsse mit dem Kmerikanifchen Düngertrust konnten den deutschen Markt desorganisiren. Die wenigen Stunden, die zwischen Ende und Anfang der beiden Syndikatsperioden lagen, hatten zum Abschluß großer Kontrakte mit den geschickten Dollarmännern genügt; und so blieb nur das sie vol«, sio zubso der Regirung, um das geplante deutsch-amerikanische Kalibündniß zu vereiteln. Das Gesetz aber, das den Verkauf der Kalisalze regelt, ist, wie manches andere, nicht vollkommen und an der entstandenen Ueberproduktion hat Keiner eine Freude.

Die Kohle braucht sich mit dem Kali nicht zu vergleichen. Das

Die Zukunft,
zeigt schon die Geschichte des Kohlensyndikates, des größten industriellen Gebildes, das in dieser Form existirt. Seit 1893 besteht es; und wurde 1905 auf zehn Iahre verlängert. Der deutsche Steinkohlenbergbau fördert im Iahr eine Menge von 176 Millionen Tonnen (1913), die zur Hälfte vom Syndikat kontrolirt wird. Das ist ein Werthgegenstand von 1800 bis 2000 Millionen Mark; die Vergherren in Essen vereinen in ihrer Bundesrepublik ein Kapital von einer Milliarde. Kein unbedeutendes Reich; und gewiß eins, dessen Schicksal nicht der Willkür preisgegeben werden darf. Die Macht der Bundesgenossen blieb nicht gleich vertheilt. Die einzelnen Werke reckten ihre Glieder und die Erkenntniß des Nutzens eigener Herrschaft über den Rohstoff wuchs so geschwind, daH sie für die Entwickelung der Montanindustrie bestimmend wurde. Die Eisenwerke kauften Kohlenzechen. Sie wurden durch diesen Besitz vom Syndikat unabhängig; denn die Vrennstosf» mengen, die sie selbst verbrauchten, waren dem Einfluß des Kartells entzogen. So entstand der Streit zwischen Hüttenzechen und Reinen Zechen, der bis zuletzt die Erhaltung des Syndikates in Frage stellte. Die Fusionen gehörten ins Größenmaß von Persönlichkeiten wie Thyssen, Stinnes, Kirdorf, die schließlich über den Syndikatsgedanken hinausgekommen waren. Nicht als bewußte Widersacher; bei den Schöpfern des westfälischen Zschenbundes war natürlich an eine grundsätzliche Abneigung von dem eigenen Werk nicht zu denken, wenn auch manches Wort ^Thyssens und Kirdorfs so ausgelegt wurde. Ihr Schöpferdrang forderte neue Formen. Die großen Universalbetri:be hatten die Syndikatfessel gesprengt. Sie konnten ohne Aufsicht arbeiten, da sie sich, vom Rohstoff bis zur letzten Verfeinerung, ein eigenes Arbeitsystem geschaffen hatten. Aber wenn man sich auch leichten Herzens mit den verschiedenen Syndikaten der Eisen» und Stahlindustrie abzufinden wußte: beim. Kohlensyndicat wars doch etwas Anderes. Kein Ring war so fest geschmiedet worden; keiner umschloß ein so großes und wichtiges Reich. Ihn sprengen? Ob es je ernsthaft geplant wurde, wird man kaum noch erfahren. Die Zukunft des Syndikates ist aus der Atmosphäre der Zänkerei nun entfernt worden. Der Staat zwingt den Zechenkönigen seinen Willen auf; uno sie sind zusammengeblieben, nm nicht eine Zwangsanstalt mit Staatskommissar und strenger Aufsicht zu werden. Im Februar 191Z wurde ein neuer Syndikatsvertrag von den meisten Mitgliedern unterzeichnet, nachdem Emil Kirdorf die Nothwendigkeit des Syndikates, als einer Stütze der deutschen Gesammtwirthschaft in schwerer Zeit, mit aller Eindringlichkeit unterstrichen hatte. Aber die endgiltige Entscheidung war damit nicht gefallen. Weder hatten die Außenseiter sich gefügt noch versagten sich einzelne Werke besondere Wünsche und Vorabschlüsse, die hinter der Grenze des Ablaufs (Dezember 191S) lagen. Wichtig war, daß die Rheinischen Stahlwerke darauf verzichteten, das Schicksal des Kohlensyndikates mit dem des Stahlwerkverbandes zu verkoppeln. Sie hatten erklärt, daß sie für das Kohlenkartell erst stimmen

könnten, wenn die Zukunft des Stahlwerkverbandes und der noch unfertigen Syndikate für K»Produkte (Stabeisen, Blech:, Walzdraht, Röhren) gesichert sei., Diesen Standpunkt gaben die Rheinischen Stahl» werke zu Gunsten der Kohle auf. Um die letzten Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, war ein von den Zechenleuten eingesetzter Aus- schuß thötig. Bevor er mit seiner Arbeit fertig war, erschien die Ver- ordnung des Bundesrathes, die einen Gedankenstrich hinter ein fünf- jähriges Vorspiel setzte und zur Sammlung für die Hauptaktion mahnte. Die Herren des Kohlensyndikates klagten darüber, daß man ihnen von dem Gesetzentwurf nichts gesagt, sie nicht gefragt habe. Vielleicht dachten die RegirungmKnner, längeres Zögern könne Gefahr brin- gen. Wurde bis zum ersten Oktober 1915 der Syndikatsoertrag nicht sanktionirt, so blieben Abschlüsse für die Zeit nach dem ersten Ianuar 1916 möglich; sie rückgängig zu machen, wäre eine Herkulesarbeit gewesen. Ist es nicht ein Segen, daH durch, eine Ge^te jeder Zweifel verscheucht wurde? Die Mitglieder des alten Verbandes beschlossen, ein Uebergangsyndikat zu bilden, das am letzten MZrztag 1S17 enden soll. Damit ist der offene Zwang vermieden und die Möglichkeit gege- ben, einen alle Betheiligten glücklich machenden Vertrag zu finden. Die Verordnung des Bundesrathes verlangt nicht die „Iwangsvereini» gung" an sich. Sie läßt den Unternehmern die Freiheit, sich privatim zu einigen; doch nur, wenn mehr als 97 Prozent der Förderung eines Bezirkes zum Zusammenschluß bereit sind. Die Landescentralbehörde (in Preußen das Handelsministerium) yat eine Frist für die Entschei- dung zu setzen; dem Kohlensyndikat wurde bis zum fünfzehnten Sep- tember Zeit gegeben. Ist die Frist abgelaufen, so kommt das Zwang» syndika(^ Die Organisation untersteht der Regirungaufsicht, Aber auch die in Freiheit vorgeführten Verbände sind anders als zuvor, wenn sie unter dem Druck der Bundesrathsverordnung neu hergestellt wurden. Dem Kohlensyndikat wird der preußisch: Fiskus als Mit- glied angehören. Er kann seine Zugehörigkeit immer mit vierwöchiger Frist zu Beginn eines Kalendervierteljahres kündigen. Das wird natürlich nicht geschehen. Viel eher wird der preußische Handelsmini» ster seinen Einfluß zu erweitern suchen, um die Preispolitik des Syn- dikates mit dem „öffentlichen Wohl" in Einklang zu bringen. Denn die Regirung wird kaum dulden, daß die Preise auf schlechte Wege gerathen. Daß die Verstaatlichung der Hibernia eine Folge der Eini- gung des Fiskus mit dem Syndikat sein wird, ist wahrscheinlich; schon lange wird ja an der endgiltigen Erledigung des Zwistes gearbeitet. Von dem 60 Millionen Mark betragenden Aktienkapital der Hibernia hat der preußische Staat rund 28 Millionen; 23Vs sind im Besitz der Herne G. m. b. H. und 3 bis 9 Millionen in anderen Hinden. Die Herne»Gesellschaft verfügtauch noch über 10Millionen^prozentiger Vorzugsaktien. Der Fiskus muß also die Herne»Antheile von Ken sechs Besitzern erwerben. Die heißen: Kohlensyndikat, S.Blcichröder, Berliner Handelsgesellschaft, Darmstädter Bank, Deutsche Bank, Diskonto-

gesellschaft. Auf das Herne»Kapital von 42 Millionen sind 10>/s eingezahlt. Außerdem giebt es 5S Millionen Mark Obligationen, deren Sicherheit die Hibernia»Aktien verbürgen. Der Fiskus hätte eine Summe von etwa 69 Millionen aufzubringen, um die zweite Hälfte des Stammkapitals von Hibernia zu erwerben. Die Herne»Obligationen könnten in preußische Konsols umgewandelt werden.

Die preußische Regirung ist an das Ziel ihres Wunsches gelangt. Das Syndikat wird keine neuen Reibungen suchen! und so lange die Verordnung des Bundesrates in Kraft bleibt, wird es im Kohlenbergbau keine Syndikatfrage geben. Die Zechenherren sind Wohl überzeugt, daß Ende März 1917 mit allen Kriegsverordnungen längst aufgeräumt sein werde. Ehe aber die Wirthschaft in ihre neue Friedenshaut geschlüpft ist und sich darin wieder ganz wohl fühlt, können nach Kriegsschluß noch viele Monate vergehen . Die Zeit der Häutung fordert schonende Behandlung des betroffenen Körpers. Da wird man nicht gerade die Kohle zum Gegenstand neuer Experimente machen. Viel eher ist möglich, daß das Mittel, zögernde Syndikate in Trab zu bringen, erweiterte Anwendung findet. In der Eisenindustrie ist noch manche Syndikatsfrage ungelöst; und der StaAwerkverband, dessen Schicksal ja mit dem des Kohlensyndikates verknüpft werden sollte, läuft am dreißigsten Iuni 1917 ab. Der Staat wünscht eine stetige, nicht sprunghafte Preispolitik, die den Konsumenten, besonders den Arbeitern nützlich ist. Er will verhindern, daß die Preise erst künstlich in die Höhe getrieben werden und dann, wenn sich die Nachfrage nicht mehr gefügig zeigt, in die Tiefe stürzen. Deshalb soll der Kohlenbergbau keinen syndikatlosen Zustand erleben, Höchstpreise festzusetzen, ist aber schwer, wenn nicht zugleich die Waare in Beschlag genommen wird. Das ist bei unserer Kohlenproduktion undenkbar. lZIur die Regelung der Produktion und des Verkaufes ist möglich; und da ist eben di: Aufgabe des Syndikates. Wie weit sich in der Eisenindustrie, insbesondere auf den freien Marktgebieten, Einfluß auf die Preise gewinnen ließe, ist nicht leicht zu sagen. Immerhin wird die neue Stellung, die der Staat zu den Syndikaten nimmt, für erweiterungfähig gehalten. Vielleicht genügt schon diese Möglichkeit, um zu rascher Beantwortung aller noch „schwebenden" Verbandfragen zu drängen. Unter den gescheiten Männern, deren Stimme in diesen Wirthschaftbezirken Gewicht hat, werden nur wenige, wird vielleicht, wenn die Entscheidung drängt, nicht ein einziger wünschen, die private Entschlußfähigkeit durch staatlichen Zwang lähmen, mindestens das Tempo der Ausführung verlangsamen zu lassen. Allzu weit ist die Neberzeugung verbreitet, allzu fest durch die Erfolge deutscher Wirthschaft gehärtet, daß der Staat die gesammelten Geisteskräfte vieler unabhängig Sinnenden und Schafsenden im Gewerbeleben nicht zu ersetzen vermag. Die Uebergangszeit wird die Einigung bringen. Ladon,

Herausgeber und nerantwortlicher Redakteur: Maximilian Haiden in Berlin.
Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß « Sarleb S, m. b. g. in Berlin.

Berlin, den 21. August 1915.

Finland und der Weltkrieg.*)

^ls der Ausbruch des Weltkrieges Massen russischer und deutscher Flüchtlinge durch Schweden führte, haben die Gefühle «nseres Volkes in eben so spontaner wie echter Weise in der den Heimathlosen Reisenden gewidmeten Fürsorge Ausdruck erhalten. Für Haß gegen irgendein anderes Volk hat der schwedische Patriotismus keinen Raum; wohl aber hassen wir den offiziellen russischen Bsrbarismus. Wenn es sich um die Gefahr im Osten handelt, so stehen einander nicht die Völker als Gegner gegenüber, sondern zwei grundverschiedene Staatssysteme und Rechtsordnungen. Schwedens Sympathie ist auf Finlands Seite, weil dort alte schwedische Rechtsordnung durch die russische Regirung« politik vernichtet wird. Der Angriff auf die von fünf Zaren be«

*) Ein schwedischer Offizier, der sich ernstlich^ emüht hat, der deutschen Sache seine Landsleute freundlich zu stimmen, spricht hier über Finlands Verhältniß zum Europäerkrieg. Spricht als Nordgermane und als Feind des russischen Regirungsystems (das nun, wie allerlei Lockflöten künden, einem besseren, dem Westmenscheinbedürfniß näheren weichen soll). Im Großfürstenthum Finland sind seit 1906 alle Männer und Frauen, die das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet haben» zur Stimmabgabe berechtigt und wählbar. Das Gesetz vom dreißigsten Juni 1910 hat die Erörterung aller Angelegenherten, die ein Reichsinteresse berühren, dem Senat und Landtag Finlands entzogen und den Reichsinstanzen übertragen. In die Gossudarstwennaja Duma entsendet Finland vier, in den Reichsrath zwei Volksvertreter. Seine Söhne sind von der Wehrdienstpflicht befreit; doch hat das Gwßsürsten» thum dem Reich einen Wehrbeitrag zu leisten. Finland, das im dreizehnten Iahrhundert von den Schweden erobert wurde (heute aber nur

IS

schworene Verfassung Finlands ist vielleicht nicht als eine Folge des russischen Eroberungtraumes aufzufassen. Den Durchschnitts« russen interessiren soziale Fragen mehr als internationale Politik. In seinem Denken, in seinem Herzen steht die große Bodenfrage vornan. Nährt M(?.i denn wirklich im russischen Volke keine Welteroberer träume? Ohne Zweifel werden sie genährt, wie ja Franz Ouadflieg in seinem 1914 veröffentlichten guten Buch „Russische Ausdehnungpolitik 1774 bis 1914" nachgewiesen hat. Doch scheint es einer leider noch mächtigen reaktionären Partei in Rußland vorbehalten zu bleiben, die große soziale Abrechnung durch das Vorschieben der außenpolitischen „Dampfwalze" nach den vier Meeren zu hindern: nach dem Stillen, dem Indischen, dem Mittelländischen und dem Atlantischen. Die Mehrheit des russischen Volkes darbt und blutet sich allmählich zu der Ueberzeugung hin, daß Rußland nachgerade wirklich genug Land haben könnte und daß eine beispiellos große Aufgabe einer Regirung wartet, die mit dem russischen Boden nicht nur eine kleine Minderzahl, sondern alle Russen beglücken will. Wird Das aber geschehen, ehe die vier Wege ans Meer endgiltig versperrt sind?

^ Wir Schweden freuen uns der Freisinnsregungen, die in der russischen Duma manchmal fühlbar werden. Alle in der Duma fallenden Worte der Sympathie mit dem Rechtsgedanken, der Finlands schwedische Kultur trägt und das finische Volk in seiner schwerenPrüf«ng stählt, schreiben wir uns insGedächtniß. Als auf Anregung Stolypins imIahr1910 die Vorlage „über die Ordnung des Erlassens der das Großfürstenthum Finland betreffenden Gesetze und Verordnungen von allgemeiner Reichsbedeutung" in der Duma erörtert wurde, sprach die Linke dagegen, weil das noch zehn Prozent Schwedisch sprechender Einwohner hat), seit dem achtzehnten Iahrhundert in Rußlands Machtsphäre kam, war in Heller Zeit nie ein selbständiger, im Souveraiinrecht lebender Staat. Die Verfassung, die Frauen das Stimmrecht und die Wählbarkeit zuspricht und eine sozialistische Landtagsmehrheit ermöglicht hat, ist durchaus „liberal"; nur eben durch die üblen Sitten des russischen Tschin den Bürgern verleidet worden. Ietzt hat Herr Sasonow fast zärtliche Glrüße nach Stockholm hinübergerufen, dem Herrn Swinhufud, der einst dem finischen Landtag präsidirte, die Befreiung aus dem Gefängniß erwirkt und die Stellung der Frage gestattet, ob Nußland die Mandinseln den Schweden abtreten wolle. Herr Hjalmar Branting, der Führer der schwedischen Sozialisten (und Franzosenfreund), spricht laut die Ueber» zeugung aus, daß den Finen fortan würdige Behandlung und schrankenlose Selbstverwaltung im Reich des Zaren gesichert sei.

«Gesetz die Verfassung Finlands gefährde. Ein berühmter Abgeordneter betonte, daß in dieser Vernichtung der finischen Selb« ständigkeit eine furchtbare Drohung gegen die junge russische Kon» Mution liege. Ein Führer der Sozialdemokraten sagte: „Der russische Bauer verlangt Boden und Freiheit; und wir geben ihm eine Vorlage, die Finlands Verfassung aufhebt." Als die Opposition lästig zu werden begann, sollte die Berathung beschleunigt und die Rednerzah! beschränkt werden. „Die Regirung hat zum Warten keine Zeit; denn Warten heißt Verlieren", sagte Stolypin in seinem Appell an die Rechte und das Centrum. Nur 199 Stimmen aber (gegen 116) waren für die Erdrosselung der Debatte; und es machte tiefen Eindruck, daß einige der bedeutendsten Männer des Centrums zu den 116 gehörten. Nach der Abstimmung verließ die sozialdemokratische Gruppe den Sitzung» saal, nachdem sie erklärt hatte, nicht anwesend sein zu wollen, wenn die russische Volksvertretung sich an Finlands gesetzlichen Rechten vergreife. Die übrigen Gruppen der Linken erklärten, sich einstweilen noch an den Verhandlungen betheiligen zu wollen, um an den Einzelheiten nachweisen zu können, wie mißlungen der Gesetzentwurf Stolypins sei. Nun aber that die Mehrheit der Duma einen Gegenzug, um die Kritik der Liberalen auszuschal» ten. Man setzte durch (was in keiner anderen Volksvertretung möglich gewesen wäre), daß die Hauptforderung der Vorlage, die das Verzeichniß der dem finischen Landtag zu entziehenden Reichsangelegenheiten enthielt, nicht in ihren Einzelheiten erörtert wurde. Als die Rechte die Vorlage, nach summarischer Behandlung der Frage im Ausschuß, angenommen hatte, jubelte eine Stimme in der Duma: .,?Wis ^inlänckiael" Der Abgeordnete wußte nicht, daß die Finen mit wacholderzähem Glauben an dem prophetischen Wort eines ihrer größten Dichter hängen: „Noch einmal wird uns Tag, noch ist nicht Alles aus."

Man hat die seit 1898 gegen Finland eingeleitete Aktion auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Während seines Verbandes mit Rußland durfte das Großfürstenthum beinahe hundert Iahre lang seine Freiheit behalten und sich der Autonomie freuen, die es in seiner Lage, bei der nationalen und kulturellen Eigenart des Volkes braucht. Rechnet man die dorthin kommandirte Militärmacht ab, so wohnen unter drei Millionen Finländern finischen und schwedischen Stammes nur zehntausend Russen, Nicht einmal diese Russen wünschten eine Veränderung. Weshalb also trat der schwere Eisenfuß der Gewalt in das relativ glückliche Land, das der am Besten kultivirte Landestheil des Zarenreiches gewesen

Die Zukunft-
war? Mancher vermuthet, daß der unersättliche russische Beamte der Urheber der Gewaltpolitik sei; daß die mächtige russische Bu> reaukratie nach einem neuen Schöpfgebiet für ihre Macht» und- Geldgier ausspähe. Sie konnte fürchten, daß die freie Verfassung, Finlands das russische Freiheitstreben stärken werde, dessen Sieg, den Untergang der Bureaukratie oder wenigstens strengere Auf» ficht herbeiführen mußte. Doch dieser Grund kann nicht das Haupt» motiv gewesen fein; denn in den neunzig Iahren, die dem Ein« marsch der Gewaltpolitik in das Großfürstenthum vorangegangeu sind, waren keine Anzeichen politischer Ansteckungsgefahr vonFin« land her zu spüren gewesen: und trotzdem hatten russische Nihilisten 1884 einen Kaiser gemordet. Finland aber galt als der sicherste Schutz des neuen Zaren. Oft ging Alexander der Dritte dorthin,, um vor den Revolutionären in Sicherheit zu sein.

Bei seiner Thronbesteigung im Iahr 1894 versprach Zar Niko- laus der Zweite in seinem Regentengelübde, wie seine vier Vor« gänger, die unbeeinträchtigte Aufrechterhaltung der finischen. Staatsverfassung; und einige Iahre hindurch wurde dieses Ver« sprechen auch gehalten. Im Sommer 1898 kam dann plötzlich der Wechsel; und am Anfang des Iahres 1899 wurde der finischeLand« tag einberufen, um eine russische Vorlage über die Wehrpflicht« frage zu berathen. Ungefähr um die selbe Zeit wurde der durcl> seine energische Russifizirung der Ostseeprovinzen bekannte Ge» neral Bobrikow zum Generalgouverneur in Finland ernannt. Die neue Vorlage hatte den Zweck, finische Bürger im russischen Heer dienstpflichtig zu machen, also den Verband der finischen Truppen, aufzulösen. Die Stände wiesen die Vorlage zurück. Die Folge war- eine Diktatorvollmacht für Bobrikow, der nun Zu Verbannungen» Haussuchungen, zu ungesetzlichen Entlassungen finischerRichter und. anderer Beamten, zu Verhaftungen und Aehnlichem schritt.

Durch das im Iahr 1899 erlassene Februarmanifest bestimmte' die Reichsregirung, daß Finlands Gesetzgebung in der Haupt» fache russischen Behörden übertragen werde. Vergebens bemüh» ten sich finische Patrioten, bemühte sich die aus fünfhundert Ver» tretern der Gemeinden Finlands bestehende „Große Deputation", Audienz beim Zaren zu erhalten, um ihn über die Lage aufzu» klären und ihn zu bitten, das erlassene Manifest mit Finlands Grundgesetzen in Uebereinstimmung zu bringen. Bobrikow er» hielt eine Stütze an dem Minister des Inneren, Plehwe, der zum Ministerialsekretär für Finland und zum Kanzler der helfingforser Universität ernannt wurde. Man erließ strenge Censurbestim» mungen für die Presse, unterdrückte mehrere Zeitungen, führte

Ziie russische Sprache in die Schulen und Staatsverwaltung ein, beseitigte die Stände Finlands auf vier Jahre, wodurch Bobri» Ikow Alleinherrscher wurde, verletzte das Briefgeheimnitz, setzte «inen politischen Cenfurausschutz ein und vermehrte die Spionage -im Lande, der man ein schmähliches Denunziantensystem angliederte. Die von vielen Gelehrten und Schriftstellern Europas an den Zaren gerichtete Adresse, die ihm 1901 von einer internationalen Deputation überreicht werden sollte, wurde nicht angenommen. Mm zwölften Juni 1901 kam ein neues Wehrpflichtgesetz, das die sinische Armee auflöste und die Einführung des russischen Wehr» Pslichtsystems in Finland verfügte. Trotz Bobrikows strengen Strafmaßregeln stellte sich die Mehrheit der wehrpflichtigen Iu» gend bei der ungesetzlichen Einberufung nicht. Um der russischen Politik wenigstens den Schein der Gesetzlichkeit zu geben, schob <man in den finischen Senat gefügige Leute, die sich als gehorsame Werkzeuge des Generalgouverneurs erwiesen.

Nun aber brach Anfang Februar 1904 der Krieg gegen Japan aus. Sein für Rußland unglücklicher Ausgang bewirkte für kurze Zeit einen Wechsel der finischen Politik. Im Juni 1904 fiel Bo» brikow durch Schaumanns Kugel und einen Monat später wurde Plehwe ermordet. Der neue Generalgouverneur Obolenskij ge» stattete der Presse einige Redefreiheit. Gegen Ende des Jahres 1904 wurden, noch wahrend des Krieges, die Stände zur Tagung berufen. Bei den Landtagswahlen vereinigten sich die schwedische Pattei und die jung»finische zu einer „konstitutionellen" Partei, die nun die (einst von Bobrikow begünstigte) Partei der Alt»Fe» nomanen in der Abstimmung besiegte.

Die russischen Revolutionäre verbündeten sich der Arbeiter« Partei in Finland und im Oktober 1905 schlossen sich dem russischen Generalstrike die Arbeiter in Finland an. Alle Konstitutionellen unterstützten ihn. EineWoche lang hatten sie inHelsingfors,Tam» mersors und anderswo die Macht und fast überall waren die Behörden gelähmt. Generalgouverneur und Senat baten um Ent» lassung aus ihren Aemtern. Eine Delegation konstitutioneller Landtagsabgeordneten tagte in Helfingfors und setzte eine Be» schwerdefchrift an den Zaren auf, der am vierten November 1903 die finischen Hauptforderungen zugestand. Die Reichsregirung gab, unter dem Druck der äußeren und inneren Wirren, nach, hob einige ungesetzliche Bestimmungen in Finland auf und gab Rußland die erste Duma mit freisinniger Mehrheit.

Als die Revolution in Rußland in Blut erstickt und der Friede mit Japan geschlossen war, konnte man wieder gegen Fin»

land vorgehen. Bobrikows Russifizirungversuche wurden erneuk. Durch die „Reichsgesetzgebung", die 1910 vom Zaren bestätigt und> von der nach einer neuen Wahlordnung in konservativem Geist? zusammengesetzten Duma angenommen wurde, werden viele Angelegenheiten, die bisher der Mischen Gesetzgebung unterstanden,, jetzt von der russischen erledigt. Da das Volk sich nicht überall blind fügte, schritten die Gewalthaber zu neuen Verhaftungen und Verbannungen. Weder alle Mißhandlung Einzelner noch die ganze Verrussungarbeit kann hier geschildert werden. Ein paar Andeutungen müssen genügen. Im Jahr 1912 wurde das finische Lotsenwesen und das Leuchtthurminstitut dem russischen Marine« Ministerium unterstellt. Die Folge war ein Massenabgang des Lotsen« und Leuchtthurmpersonals. Die freigewordenen Stellen besetzte man mit Russen, denen, wie sich bald herausstellte, die dazu nöthige Fähigkeit fehlte. In den Untiefen der finischeu Schären gab es nun noch mehr Unfälle als sonst. Während von 1902 bis 1911 im Iahresdurchschnitt zweiundfünfzig Schiffe ge« scheitert waren, stieg die Zahl im Iahr 1912 über Hundert und fast jeder Tag brachte eine Seeamtsverhandlung.

Die Thatsache, daß die russische Politik in Finland nicht nur die Verfassung brechen, sondern auch die skandinavische Kultur vernichten will, ist leicht, nachzuweisen. Unter Stolypins Leitung hat der Ministerrath das vom finifchen Landtag beschlossene Kulturbudget umgestülpt. Von den üblichen Ausgaben wurden 1910 770 000 Mark gestrichen: 415 000 für das Volksschulwesen und 355 000 für soziale Aufklärungarbeit. Von dem außerordentlichen Aufwand strich man sogar 6^ Millionen Mark, darunter 50 000 zur Einrichtung einer landwirthschaftlichen Kolonie für Gefangene, 300 000 zur Fortsetzung des Krankenhausbaues in Tammer« fors, eine Halbs Million zur Errichtung von Lungenheilstätten,. 850 000 für ein Landesirrenhaus, eine halbe Million zur Er» bauung eines Krankenhauses in Helsingfors und 320 00J für die Arbeiten am Nationalmuseum in dieser Stadt. Diese Summen bedeuten für ein so kleines Land viel. Auch der Voranschlag für Schul» und Chausseebauten im Norden und für wichtige Kanalarbeiten im ,,Lande der tausend Seen" wurde gestrichen. Ebenso gings im Iahr 1912. Diese Abstriche, die eine groteske Unkenntniß des einem Kulturland Unentbehrlichen verrathen, sollten wohl Finland, ,,im Reichsinteresse", auf das Niveau Rußlands hinabdrücken und, nebenbei, Mittel für die militärischen Ausgaben des Zarenreiches sichern. Als Ersatz für die persönliche Kriegsdienstpflicht soll Finland einen jährlichen Wehrbeitrag leisten, der von

12 Millionen Mark im Jahr 1911 alljährlich um eine Million wächst, bis er 1920 zwanzig Millionen erreicht hat. DieRegirung schwächt also die Kultur und Wirthschaftkraft dieses armen Landes und preßt ihm in der selben Zeit immer höhere Summen für das russische Heer aus. Wo die Liebe zu skandinavischer Kultur Schlösser und Hütten erbaut hat, mutz in ihnen ein Geschlecht auswachsen, das dem uns Standinaven vorbereiteten Schicksal aus offenem Auge und mit trotzigem Muth entgegenblickt.

Wie ist die russische Gewaltpolitik in Finland zu erklären? Der Wille, an die Meeresküste zu gelangen, um freier athmen zu können, liegt einer Großmacht im Blut. Der Welthandel geht über die Ozeane. Rußland hat nach dem Stillen, dem Atlantischen, dem Indischen Ozean und nach dem Mittelmeer hinge« strebt. Japans Sieg nahm ihm die ostasiatische Flotte und Port Arthur und ließ ihm nur Wladiwostok, das im Winter unzugänglich ist. Seitdem war jeder ostwärts weisende Gedanke an einen zur Schiffahrt geeigneten eisfreien Hafen begraben. Das sich schnell vermehrende Volk der Japaner hat auf seinen Inseln keinen Platz, sondern muß den wachsenden Strom seines Bevölkerungüberschusses nach dem Festland Asiens hinlenken. Daher ging Japan mit der vulkanischen Kraft, die das Land der Erdbeben erzeugt, 1904 auf sein neues Ziel los: ,.Asien den Asiaten!" Zunächst lag in dieser Losung der Wunsch: das Japan gegenüberliegende Festland Asiens den Japanern.

Rußlands Weg nach dem Meer hin, das England durch sein indisches Reich beherrscht, hat durch Wüsten und über Gebirge geführt. Die dadurch entstandenen Schwierigkeiten sind oft dargestellt worden. Im Jahr 1878 entwarf Skobelew einen Feldzugsplan gegen Indien. Seitdem hat ja Rußland seine Interessen an den Grenzen Persiens und Afghanistans zur Geltung gebracht. Als' jedoch England mit Gegenmaßregeln antwortete, trat hier ein? Stillstand in der russischen Politik ein. Und jetzt sind die Kon^ kurrenten verbündet und befreundet. Für wie lange?

Rußlands Weg ins Mittelmeer geht über den Balkan. Die Politik des Zarenreiches bewirkte 18S5 den Krimkrieg und 1877 den vorletzten Krieg gegen die Türkei. Der Weitermarsch in dieser Richtung wurde von den Großmächten gehindert. Der Krieg von heute muß hier Entscheidung bringen. Durch einen Sieg über Oesterreich»Ungarn wäre Rußlands Ansehen auf der Balkanhalbinsel wiederhergestellt und ihm, wenigstens seiner Wirth» schaft, erschlösse sich ein sicherer Weg ans Mittelmeer. Der Sieg der Centralmächte könnte diesen Zugang für iminer schließen.

Zugleich mit seiner alten Mittelmeerpolitik hat Rußland eine atlantische Politik, auf Schwedens Kosten, getrieben. Die Ostsee mit ihren in die Landmafse Rußlands einschneidenden Theilen, der Rigaer Bucht und dem Finischen Meerbusen, war das erste Ziel, das Zar Peter erreichte. Der Friede zu Nystad öffnete den Zugang in die Ostsee; und bald danach verlegte die russische Re» girung ihren Sitz von Moskau nach Petersburg. Der neuen, so nah der Grenze liegenden Reichshauptstadt mußte ein geographi» scher Flankenschutz verschafft werden. Den brachte der 1743 in Abo geschlossene Friede: Schweden mußte das Landgebiet bis an den Kymmenefluß und den Saimasee abtreten. Der nächste Griff, durch den Frieden von Fredrikshamn im Iahr 1809, raubte Schwe» den den dritten Theil seines Reiches. Rußland erweiterte seinen geographischen Flankenschutz um das noch übrige Finland, nahm sich aber auch noch ein Stück des schwedischen Finmarkens. Das bedeutete mehr als nur militärgeographischen Schutz für Peters- burg. Das eroberte Gebiet im Nordwesten der Hauptstadt wurde 1809 so vergrößert, daß von einer defensiven Deckung Petersburgs nicht mehr die Rede sein kann, fondern man darin ein offensives Fortsetzen der russischen Dehnungpolitik in der Richtung auf einen eissreien Hafen sehen muß. Der Keil in der Ecke zwischen Schwe» den, Norwegen und Rußland zeigt gerade auf den Atlantischen Ozean und wurde 1809 als Zukunfthoffnung eingetrieben. Von dort hat das Zarenreich bis an den offenen, Ozean (den Lyngen» sjord) nur noch dreißig Kilometer zu durchmessen. Nun aber hat die Eisenbahnsrage, die 1809 noch nicht bestand, die Alternative eines Vordringens nach Narwik eröffnet, also die Möglichkeit eines Vorstoßes über Nordschweden. Rußlands ungeheure Land- masse und die Lage seiner Hauptstadt an einem Meerbusen des Atlantischen Ozeans genügt allein schon, um die Sehnsucht wach zu halten; wahrscheinlich würde sie auch noch dann nach der Küste Norwegens ausspähen, wenn ihr der Weg an den Bosporus offen wäre. Wir Schweden kennen ja unsere eigene Geschichte gut ge- nug, um zu wissen, daß die Erfolge, die Rußland im Lauf der Zeiten auf dem Balkan hatte, es nicht von der Ostsee abgekehrt haben. Das Bündniß mit England hat unserer nördlichsten Eisen- bahn für die Großpolitik eine Bedeutung gegeben, die sie noch nie hatte. Der Erztransport machte sie, mit ihren 12 Prozent jährlicher Dividende, zu Schwedens einträglichster Bahn. Trotz einem vorzüglichen Eisbrecher ist Archangelsk durchaus nicht ein idealer Hafen; um von dort an die lange, wegen der Nähe des Goljstromes eisfreie Murmanenküste zu gelangen, hat ein Schiff

"sich durch einen fast eben so langen Eisgürtel im Weißen Meer zu winden. Jetzt hat die finische, am Kemiflufz entlangführende ‚Eisenbahn bei Rowaniemi Halt gemacht. Dort erwarten wir nun <von Dem, was nicht geschieht) die Lösung des finischen Räthsels, wenigstens in Beziehung auf die nächste Zukunft. Wenn zwei ^Ereignisse einträten, könnten wir uns einstweilen, vielleicht auf ziemlich lange Zeit hinaus, Nordschwedens wegen beruhigt füh- len. Das Eine wäre eine Eisenbahn von Rowaniemi nach der IßNurmanenküfte, das Andere das Aushören der eilfertigen Ge- waltpolitik in Finland. Dann könnte man sagen, daß sich der nach dem Atlantischen Ozean ausgestreckte russische Zeigefinger zurück» -gekrümmt habe. Noch ist davon nichts zu merken. Die schwedisch» norwegische Eisenbahn über Karungi und Boden nach Narwik ist fertig und wird bald in Haparanda Anschluß an das russische Bahnnetz erhalten. Rußland hat in Finland viele Eisenbahnen, Zertige und unfertige, die, ohne Rücksicht auf finische Lokalinter« ‚essen, eine strategische Richtung nach Nordwesten erhalten haben. Bedenkt man die Vertheidigungzwecke, so ist den in Finland sür die Dauer verfügten militärischen Einrichtungen eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen. Vielleicht hat Rußland für mög- lich gehalten, Idaß während eines Krieges-gegen Deutschland Schwe- den in Finland einfallen werde; trotzdem unser Auswärtiges Amt immer wieder gesagt hat, daß wir im Fall eines europäischen Krie- ges neutral bleiben. Die strategischen Eisenbahnen hätten er- laubt, russische Vertheidigungtruppen auf breiter Front an die Nordgrenze und den Bottnischen Busen zu werfen und dem Ein- dringen Schwedens zu begegnen. Doch Schweden hat keine feind- lichen Pläne gegen Rußland. In dem russisch»schwedischen Mili- tärwörterbuch aber, das die russische Armee empfing, liest man die schwedischen Worte Pfarrhaus, Dorf, Bauernhufe und ähnliche; und findet viele Fragen, die einen Krieg gegen Schweden vor- aussetzen. Die Lösung des finischen Räthsels scheint über Nord- schweden und Norwegen nach dem Atlantischen Ozean hinzuweisen. Ein russischer Hafen an der Küste Norwegens würde wahr- scheinlich Handels» und Kriegshafen werden. Er wäre zwar iso» lirt, ohne einen „Nordostseekanal" nach der Ostsee, wodurch er mit der Flotte in Kronstadt in Verbindung stände; aber dadurch braucht Rußland sich nicht von dem Plan abschrecken zu lassen, denn bei dem ungeheuren Landgebiet hat sich die russische See- strategie ja längst mit der Thatsache abgefunden, daß ihr die Ver- bindung durch Wasserstraßen zwischen den Flottenstationen Kron- stadt, Sebastopol und Wladiwostok fehlt.

RuKlands Rüstung in ssinland war nicht die Folge der natio»

nalen Mahnschriften von Sven Hedin oder Pontus Fahlbeck, d:?
schwedischen Geldsammlung zu einem Panzerschiffe und des Bau-'
ernzuges nach Stockholm, auch nicht des Dringens der Minister
Staaff und Hammarskjöld auf Verstärkung der Wehrmacht; all
Das kam ja erst später. Gerade die neuen militärischen Be-
schlüsse für Finland zwingen allen politischen Parteien Schwee
dens die Beantwortung der Wehrfrage auf. Unser langer, er«
bitterter Kampf um eine starke Landesvertheidigung ist durch die
Wehrdebatte vom zwölften September 1914 endlich vom Sieg ge»
krönt worden. Die Erkenntnis der von Osten her drohenden Ge-
fahr hat während des letzten Iahrzehntes alle Parteien und
Klassen mit Besorgniß erfüllt. Dunkel oder deutlich fühlte Ieder,
dafz aus Finland die Basis zum Vorstoß über Nordschweden und
Norwegen nach dem Atlantischen Ozean gemacht werden soll. Die
Versuche zur Russifizirung Finlands zeigen, daß ein nach eige-
nen Gesetzen regirtes, den nationalen Formen treues Finland
als Basis kriegerischer Operationen nicht geeignet schien.
Für die Werthung der militärischen Zustände, die in Finland
von der Zarenregirung geschaffen wurden, sind sechs Erwägun-
gen wichtig:
1. Die finischen Eisenbahnen sind durch Erweiterung der
Bahnhöfe und der Weichen, durch Verstärkung der Brücken und
der Gleise so geändert worden, dafz sie russische Militärzüge be-
fördern können. Auch hat der russische Generalstab, gegen den
Wunsch der Finen, den Bau strategischer Eisenbahnen nach der
schwedischen Grenze und Küste hin durchgesetzt, namentlich nach dem
Kwarken hin, wo der Bottnische Busen leicht zu überschreiten ist.
2. An wichtigen Eisenbahnpunkten, wie Fredrikshamn, Kon»
wola, Lathis und anderen, sind neue Kasernen erbaut und immer
mehr russische Truppen sind nach Finland verlegt worden.
3. Die russische Flotte ist wiederhergestellt und im äußeren
Theil des Finischen Meerbusens ist, den stockholmer Schären ge-
genüber, eine Ausfallsfestung angelegt worden. Auch hat man
Flottenübungen im Kwarken angeordnet und einen Truppentheil
auf den Alandsschären stationirt.
4. Viele russische Spione sind an strategisch wichtigen
iPunkten Schwedens, wie bei der Grenzfestung Boden und auf
den stockholmer Schären, angehalten worden. Der vorige russische
Militärattache Assanowitsch, der jetzt im Krieg gefallen ist,
mußte Stockholm verlassen, weil er mit russischen Spionen in
unserem Land verkehrt hatte. Ein Hochverrathsprozeß ergab, daß
ein Angriffsplan gegen Schweden ausgearbeitet ist, nach dem
vier russische Armeen gegen Nordschweden angesetzt werden sollen^

Finland und der W.lt'ricg. 2Z^
5. Russischen Offizieren ist ein Handbuch mit einer Karte der Gegenden im Norden Stockholms gegeben worden.
6. Rußland hat Aland befestigt, von wo aus sich ein überraschender Stoß gegen das Herz Schwedens führen läßt.
Ein geachtetes Mitglied des finischen Landtages sagte zu !mir: ,,Alle Abgeordneten sind überzeugt, daß, die russischen Gewaltmaßregeln in Finland ein Vordringen über Skandinavien nach dem Atlantischen Ozean vorbereiten." In der Nowoje Wremja stand freilich, daß ein atlantischer Hafen Rußland gar nicht nütze und an einen Vormarsch über Skandinavien nicht gedacht werde. Wir möchten den Worten gern glauben; aber vor dem letzten Angriff Rußlands auf Schweden verbürgte sich der Zar in einer Audienz, die er unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges unserem Gesandten gewährte, dafür, daß er Schweden „nicht so viel wie ein einziges Dorf nehmen" wolle. Drei Tage danach rückte das russische Heer ohne Kriegserklärung in Finland ein und nahm den dritten Theil des schwedischen Reiches.
Rur d!« BeKeiuna ffwlands. Pole^
russischen Joch kann.den.D^ruck, ,BuKIa«ö^^
dern. Strategisch besiegt ist Rußland, sobald den Gegnern gelungen' ist, seine Heere aufzulösen. Politisch wird Rußland mit der Eroberuttg Warschaus, Kiews und Petersburgs besiegt. Warschaus: weil dann Polen abfallen könnte, Kiews: weil sich dann die Ukraine gegen ihren Unterdrücker erheben kann, ^Petersburgs: weil danach die finische Freiheitbewegung des Iahres 1905 neue Kraft zum Kampf gegen die Zarenherrschaft erhält.
Die Großmacht, der dieses gigantische Befreiungwerk zugetraut wird, ist Deutschland. Einst hat Schweden, unter Gustav Adolf, seine ganze Kraft eingesetzt, um sich selbst und das Deutschland des Lutherthumes zu retten. Das gelang ihm nach ungeheurer Anstrengung.,Dabei wirkten die lutherischen deutschen Staaten kräftig mit, aber auch Finlands tapfere Söhne. Ietzt ist die Stunde Deutschlands gekommen. Zunächst wird ihm der gewaltige Kampf den Weg in seine eigene große Zukunft bahnen. Aber im deutschen Wesen liegt ein universaler Zug von tief ethischer Bedeutung. Ich möchte im Hinblick auf Finland hier das schöne Wort wiederholen, das Goethe zu Eckermann sprach: ,,Es giebt eine Stufe, wo man ein Glück oder ein Weh seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß."
Stockholm. Ernst Liljedahl,
Hauptmann und Mitglied des Reichstages.

Die Zukunft.

Das Land ohne Musik.*)

MM or ein paar Jahren traf ich vor dem Britischen Museum einen □jungen Kunstgelehrten «us Deutschland und fragte ihn, was ihn nach London geführt habe. „Ich habe längst gewußt", sagte er, „daß die sogenannten großen englischen Portraitisten des achtzehnten Jahrhunderts ein Schwindel sind; jetzt bin ich hergekom» men, um mir die Bestätigung zu holen." Zu solchem Zweck, um sich die Bestätigung zu holen, reisen viele Menschen: nach Paris, nach Japan, nach Skandinavien, nach Spanien; aber es giebt nur ein Land, in das der Fremde mit freudiger Entschlossenheit reist, um den Schwindel aufzudecken; und dieses Land ist England.

In den Koffern, die nach Sharing C5oß aufgegeben sind, liegen unverzollte Lesefrüchte und vorgefaßte Meinungen? und kaum ist der Reisende in Dover angelangt, so beginnt er, mit der Hilfe der Schmuggelware zu revidiren, zu kollationiren, Bestätigungen zu sammeln und den einen Zipfel des roth«weiß»blauen AnionJack zu lüften: um.. . nun, um den Schwindel aufzudecken. Manchmal stößt er auf Ueberraschungen, die in keine Schablone passen („Das habe ich mir aber anders vorgestellt!"). Da giebt es dann verwirrende, unliebsame Enttäuschungen mit denen er nichts Rechtes anzufangen weiß. Die nennt er dann „unenglisch".

Kenner waren immer selten. Aus dem einfachen Grund, weil England, wie schon das Sprichwort besagt, sein Herz nicht auf dem Aermel trägt. Das Panorama jedoch, das hinter den Kreidefelsen sich ausbreitet, ist differenzirter, als der unscheinbare Rahmen vermulhen läßt. Einige berühmte Namen haben wohl nach kürzerem oder längerem Aufenthalt ihre Ansichten niedergeschrieben und ihr Wort galt Jahrzehnte lang (eben so wie, zum Beispiel, der Typ des spleenigen, großkarrirten, bewhiskerten Mylords auf den kontinentalen Bühnen) als unumstößliche Wahrheit. Aber die Literatur nach Tains (der mir noch immer unübertroffen scheint) wies, durch politische und kulturelle Eifersüchteleien beeinflußt, wiederum vielfach verzerrte Züge auf. England ist der Welt so lange in großen und kleinen Dingen des Lebens als Vorbild gepriesen worden, bis die erwachenden und erwachten Mitvölker anfingen, sich gegen diese Höherwerthung zu empören. Man begann, zu überprüfen, zu vergleichen, zu nörgeln, schließlich zu höhnen.

*) Dieser Aufsatz wurde vor dem Krieg geschrieben. Weil er die vom Krieg zerstörte Stimmung ausdrückt, ist er noch lesenswerth.

Das Land ohne Musik.

Nach dieser Zeit ist über England ein Buch erschienen, das sich in erfreulicher Weise von allen üblichen Schmähungen, von Ueber» treibungen, auch von Ueberschätzung fernhält, das in Sachlichkeit dem Land Gerechtigkeit widerfahren lassen will, das Gutes und Schlechtes, Vollkommenes und Unvollkommenes auf die Wag» schale legt, das beachtenswerthe Quellen zu Rath gezogen hat und das mindestens das ehrliche Streben zeigt, England zu schildern, „wie es wirklich ist". Der Verfasser ist Oskar A. H. Schmitz, ein Literat, der sich in vielen Landen umgesehen hat. Er hat Frankreich, „Das Land der Wirklichkeit" durchforscht, „Fahrten ins Blaue" nach Spanien und dem Orient unternommen und ist auch sonst kreuz und quer durchs Leben gesegelt, worüber ein „Brevier für Weltleute" Auskunft giebt. Auf seinen Reisen kam er auch nach England. „Das Land ohne Musik" (bei Georg Müller) ist die Folge. Der Titel ist sehr geistreich, sogar originell und scheint mir in seiner Beziehung zum Ganzen das glücklichste Resultat dieser neuen Englandforschung.

Nirgends wird darin ausgesprochen, daß England auf musikalischem Gebiet zwischen PurcellundElgar nichtsEpochales, Charakteristisches, national Bleibendes hervorgebracht hat; Schmitz meint nur, verallgemeinernd, daß der Engländer überhaupt keine Musik in sich habe. Das heißt, ihm mangle die Fähigkeit, sich zu verlieren, die Welt als Strom zu fühlen und das Geschehen als ein Fließen. Das heißt, ihm fehlen die Flügel, die ihn in eine Klangwelt emporheben können, wo alle Widersprüche sich versöhnen, wo alle Dissonanzen in Harmonien sich auflösen. Nur durch Musik können Natur undSeelen verstanden werden und sein Leben sei ärmer als das jedes anderen Menschen der Welt, weil in England Keiner erstanden ist, derLieder sang wieSchubert undBrahms. „Ie öfter man nach England kommt und je länger man verweilt, desto mehr findet man zu bewundern", schreibtSchmitz. „Von keinem Volke ist mehr zu lernen, denn die meisten englischen Vollkommenheiten sind mehr Resultate des Willens und der Vernunft als der besonderen Anlage. Und dennoch: irgendetwas ist in diesem Lande, das man um keinen Preis daheim haben möchte; es muß irgendetwas Unbewußtes geben, was in anderen Ländern die UnVollkommenheit erträglicher macht als in England manche Vollkommenheit." Dieses Unbewußte ist die Musik im Leben, das musikalischeEmpfinden imGenießen desLebens. Und in derKirche und im Theater, bei den Frauen und in der Erotik, in der Politik, bei den Parteien, in der Sprache, in den Manieren, bei den Dienstboten, der Erziehung, den sozialen Einrichtungen, überall will

er uns durch seinen Titel anregen, selbständig (denn er hilft uns nicht weiter) diesem Unbewußten nachzuspüren und seinem Man» gel die Schuld an dem Starren, Nüchternen, Kalten, Ungemüth» lichen, uns Fremden zuzuschreiben. Die zweite Entdeckung, die er auf seinen Wanderungen durch die englische Gesellschaft und ihre Probleme macht, ist weniger neu. Sie heißt Puritanismus. Er findet den P"^^f^'lS M,Mst?,,qW UÄ5M,NO H"— delns, läßt jedoA ganzaußer Acht, daß, nebenbei und die puri,-» tanlfche Ader durchkreuzend, ein zweiterBlutstrom bemerkbar wird, dessen seltsame Färbung allein für die vielen seltsamen Wider- sprüche im Charakter des Engländers verantwortlich scheint. Es ist bemerkenswert!), daß Schmitz diese sehr frappirenden Wider- sprüche sieht, aber er konstatirt sie nur und hat nicht den Einfall, sie irgendwie zu erklären.

*

England, das die Einfachheit, das Unkomplizirte, Nichtschil» lernte liebt, achtet und bevorzugt, ist selbst sehr komplizirt und schwer zu erklären und zweifelhaft ist, ob ein Ausländer, der ein Ausländer bleibt, überhaupt eine erschöpfende Analyse leisten rann. Noch das vorletzte Buch über England, das ich vor einigen Jahren las, hatte den vorsichtigen Titel „IV!1e inoormns". Sein Autor, die kluge französische Dame, die unter dem Pseudonym Pierre de Coulevain schrieb, wollte wahrscheinlich andeuten, daß sie eigentlich terra, incoSnitu. betrete, das China Europas, ein Land, das erst zu entdecken ist. Für den deutschen Schriftsteller allerdings hat England keine Geheimnisse, nichts Unbekanntes. Denn er hält, wenn nicht alle Anzeichen täuschen, beim zweiten Meilenstein. Es giebt nämlich vier Meilensteine auf dem Wege des Ausländers in England. Ich habe Schreibeifrige gekannt, die schon nach einer Woche Aufenthalt politische und gesellschaftliche Essays an die Heimath sandten. Das sind die Ahnunglosen, die Alles wissen, die Glücklichen, die keine Zweifel kennen. Die zweite Station wird nach einigen Monaten erreicht. Die Oberfläche des Interessekreises ist persönlich abgeschöpft; gestützt auf eine um- fangreiche Literaturkenntniß, ist nun e!n geschulter Geist, eine in» tuitive Natur, sehr wohl im Stande, ein glückliches und an man» cher Stelle gelungenes Bild des Gesehenen, Erfahrenen zu geben. Nach wenigen Iahren gelangt man an den dritten Punkt. Man glaubt, das Land gründlich zu kennen, und mißversteht es gründ- lich. Den vierten Meilenstein haben Iene erreicht, die zehnIahre und darüber im fremden Land leben. Die schweigen meist. Still- zufrieden. Oder wissen, daß sie nicht viel wissen können.

Denn zwischen englischem und deutschem Denken giebt es nur "schwankendeBrücken. Man mag vonVetterthum reden, vonBluts» banden, von Stammöerwandtschaft; wer ehrlich ist und Zeichen richtig deuten kann, weiß, daß die Zwei einander kaum jemals tief und ganz verstehen werden. Engländer greifen in der Beur» theilung der Deutschen meist noch hössmMFer fehl gls hieDMt» schen in^oerBeurtheilung derEngländer; und dasBeste, was er» zve^werd^en kann (bevor, utopistisch gesprochen, eine vollkommen einheitliche Erziehung und Bildung kommender Generationen der ganzen Welt die Gegensätze aufhebt), ist, durch unermüdliches Näherbringen und Vermengen, durch unermüdlichen Austausch und guten Willen Verständnisse anzubahnen und dadurch vor- erst gegenseitige Achtung zu sichern. Was der zuverlässigste Beob- achter bieten kann, ist individuelle Impression. Wer ein Land von außen beobachtet, ohne in seine Atmosphäre gänzlich hinein- zuwachsen, und dann behauptet, es sei so und so, geht meistens irr. Das ist auch Schmitz vielfach passirt. Sein starker Band enthält erstaunlich viel Richtiges, um dessen willen er in Deutschland ge- lesen werden sollte; viel scharf Erfaßtes, gut Gewähltes, insbeson- dere in Verallgemeinerungen, Rückblicken, Ueberblicken, theore- tischen Betrachtungen; er enthält aber auch erstaunlich viel Un- richtiges, insbesondere dort, wo durch persönliche Anschauung und >Erfahrung eigentlich ganz korrekte Resultate erreichbar wären. Aber auch von diesem Standpunkt unsicherer Zeugenaussage be- sehen, ist seine Arbeit interessant und lehrreich, hier ist ein Mensch, 6>em wahrlich der Patriotismus nicht die Augen verklebt hat; er ist gebildet, weitgereist, erfahren; er hat den festen Willen, un- parteiisch abzuschätzen, und das Gefühl für „tairness", das er am Engländer so sehr schätzt, steckt so fest in ihm, als wäre er selbst ein Engländer. Und dennoch (und Das ist das Merkwürdige und kann vielleicht zu vielenMißverständnissen, Reibungen und Span- nungen zwischen benachbarten Völkern die Erklärung geben) sind ihm auf Schritt und Tritt Irrthümer unterlaufen.

Ohne die Absicht, Beckmesserei zu treiben, muß doch an ein oder zwei Beispielen gezeigt werden, welch gewagtes Unternehmen es ist, den gesammten Inhalt eines ganzen, großen, fremden Landes in ein paar Besuchen ausschöpfen zu wollen. Schmitz widmet ein Kapitel der englischen Sprache. Er findet sie leicht, weil sie keine Syntax hat, der deutschen Sprache weit unterlegen, in der All- tagssassung ohne Prägnanz und außerordentlich geeignet für nichtssagendes, geistloses Geplauder. Und er merkt nicht, daß fast Alles, was er darüber sagt, durch einige seiner Citate gründlich

widerlegt wird. So äußert sich der scharfe Individualismus Englands nicht, wie Schmitz anführt, in der grundfalschen, ganz un» englischen Fassung: Oos man so Zood anotksr, sondern eventuell in dem Satz: Ons naan is Aood as g,notnsi-. Weiter: KlacK,-niäil ist ein Wort und nicht zwei Worte. Und schließlich: „Kslp ^oursslt'", ein Begriff, der Schmitz (und vielleicht noch veralteten Lehrbüchern) als kategorischer Imperativ einer britischen Weltanschauung gilt, ist in der Praxis heute nichts Anderes als eine sehr höfliche Aufforderung des Briten, sich doch, bitte, selbst mit Whisky zu bedienen. An anderer Stelle nennt Schmitz den Minister für Auswärtige Angelegenheiten „Lord" Grey, statt Sir Edward Grey. Kleine Entgleisungen, die stutzig machen; die ich aber keinem Ausländer ankreiden würde, es sei denn, er schriebe ein dickleibiges Buch über das heutige England.

Ein ganzes weiteres Kapitel ist dem englischen Theater gewidmet. „Man ist auf dem Festland noch immer nicht hinreichend mit der Thatsache vertraut, daß England heute das tiefststehende Theater besitzt." Die Belege, die Schmitz zur Bekräftigung anführt, sind auch nicht immer stichhaltig. Und nur ganz kurz sei festgestellt: Das Festland ist noch immer nicht hinreichend mit der Thatsache vertraut, daß sehr viele Berichte über das englische Theater eine völlige Ahnunglosigkeit, eine völlige Unkenntniß verrathen. Um den Kommerzialismus der englischen Bühnen so recht hell zu beleuchten, schreibt Schmitz: „So kommt es, daß auch in den besten Theatern die Vorhänge voll von Geschäftsankündi« gungen sind." Ich meine, für den Werth oder Unwerth der englischen Bühne kann es eigentlich ganz gleichgiltig sein, ob die Vorhänge voll Von Ankündigungen sind; auf Das, was hinter dem Vorhang gezeigt wird, kommt es einzig an. Aber ich kon» statire der Wahrheit gemäß, daß es in London nicht ein einziges Theater giebt, in welchem ein Vorhang Geschäftsanzeigen trägt. „Shakespeare", heißt es hier weiter, in Fortspinnung einer konventionellen Legende, „erscheint nur selten und unter besonderen Umständen im Spielplan." Darauf kann erwidert werden: Da in England kein Repertoiresystem herrscht, kann naturgemäß ein Stück oder ein Autor nur von Zeit zu Zeit auf dem Spielplan erscheinen. Aber wenn die Direktoren Fordes Robertson, Oscar Asche, Martin Harvey, Otho Stuart in London sind, spielen sie immer Shakespeare; William Poel veranstaltet seine vorbildlichen Shakespeare»Inszenirungen,eben so GranvilleBarker. Auch Lewis Waller und Arthur Bourchier spielen Shakespeare. Benson spielt jahraus, jahrein beinahe nichts Anderes und Sir Herbert Tree

hat in jedem Frühjahr ein Shakespeare»Festspiel, das sich auf einige Monate erstreckt. Sir Herbert hat übrigens erst vorKurzem in einer Rede erklärt, daß Shakespeare ihn schon zweimal vor finanziellem Ruin gerettet habe. „Man merkt sehr bald", schreibt Schmitz, „daß das englische Theater überhaupt nichts mit Kunst zu thun hat. Es dürfte wohl kaum irgendeine englische Schauspielerin von einigem Ruf geben, die nicht hübsch, ja, fast schön ist. Das Theaterspielen ist nichts weiter als eine Ausspreitung äußerer weiblicher Reize." Ich will die heute weißhaarige Ellen Terry, die sehr schön war, ausschalten und einige der bedeutenderen englischen Schauspielerinnen aufs Gerathewohl aufzählen: Irene Vanbrugt), Violet Vanbrugh, Mary Tempest, Patrick Campbell, Lillah McCarthy, Nina Boucicault, Hilda Trevellian, Wish Wynne, Lena Aswell, Lady Tree, MadgeTitheradge: und wer sie kennt, muß zugeben, daß nicht eine einzige darunter wirklich „schön" ist. „Der Unterschied zwischen Deutschland und England", sagt Schmitz, „zeigt sich heute in der Thatsache, daß Bernard Shaw in England kaum aufgeführt werden kann, während er in Deutschland..." Darauf muß erwidert werden: Nachdem der Kritiker der Sunday Times, I. T. Grein, Bernard Shaw für die Bühne entdeckt hatte, führte Granville Barker im Court Thsatre acht Jahre lang die Werke Shaws auf. Dann nahm er im Savoy Theatrc d'e Mission auf sich, Shaw weiter zu propagiren; hierauf wurden die Provinzen bereist. In den folgendenIahren wurde Shaw im londoner Haymarket Thsatre, im Duke of Vork's, im Little Theatre, im Kingsway, im St. Iames's und jetzt im Baude» Ville Theatre aufgeführt. Außer „Frau Warrens Gewerbe" ist jedes seiner Stücke gespielt worden und vor zwei Iahren erreichte „Fannys erstes Stück" die nur an Operettenerfolge erinnernde Serie von. 623 Aufführungen. Daß also Shaw in England kaum aufgeführt werden könne, ist wohl nur eine übereilte Behauptung. In der Literatur, im Theater haben solche Verkennungen vielleicht nicht gar viel zu bedeuten; aber auf anderen Gebieten, besonders in der Politik, können sie in kritischen Momenten „Spannungen" erzeugen. Das wird der Verfasser, der in seinem Buche so Vernünftiges über die deutsch»englischen Beziehungen zu sagen weiß, nicht leugnen. Darf man sich darüber wundern, daß durch weniger zuverlässige und weniger gewissenhafte Zeugen Viel ärgere Schnitzer den Weg ins Ausland finden?

Aber Herr Schmitz tröste sich. Größeren als ihm ist in diesem europäischen China das Malheur passirt, sich nicht überall zu-

rechtgefunden zu haben. Als erstes Motto hat Schmitz seinem Buch ein Wort Heines vorgesetzt: „Schickt einen Philosophen na<A London, beileibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an «ine Ecke von Cheapside; er wird hier mehr lernen als aus allen Büchern der leipziger Messe. Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit erdrückt diePhan-» tasie und zerreißt das Herz." Wenn ich Heinrich Heine bei der Hand nehmen könnte, würde ich ihn nochmals an eine Ecke von. Cheapside führen und würde ihm Etwas zeigen, das ihm entgangen ist. Ein Seitengäszchen von Cheapside heißt Woodstreet. Hier ungefähr ging die römische Straße ins Land, und wie schon der Name besagt, stand hier vor vielen Iahren ein Wald. Von diesem Wald giebt bis auf den heutigen Tag noch ein einziger Baum Zeugniß. Dieser Baum steht in Woodstreet an der Ecke von Cheapside. Das Gäßchen ist so eng, daß kaum zwei Wagen an einander vorbei können, der Raum in der City ist so beschränkt» daß die Straßen, die Häuser einander erdrücken? die Miethen si»!> sehr hoch, der Mangel an Platz ein Problem, eine Sorge der Gemeinde. Dennoch ist der einsame Baum nicht gefällt worden. Zuerst steht das Eckhaus gegen Cheapfide zu, dann steht der Baum. Man hat ihm nur knapp Raum gelassen, um seine Aeste aus« breiten zu können; dann baute man das zweite Haus. Man zeige mir eine zweite City der Welt, in der Solches möglich wäre. Wirkt dieser „bare Ernst aller Dinge" erdrückend auf die Phantasie? Zerreißt der Anblick dieses einsamen Baumes einem Poeten das Herz? Oder deckt er urplötzlich, eine romantische Seite auf, eine nie vermuthete Pietät, eine Naturanbetung, die fast wie ein Heid» nischer Klang durch die puritanisch .grauen Gassen dringt? Nein» Heinrich Heine, auch das Land ohne Musik hat seine Melodie. Nur ist es eine ganz eigene, fremdartig unbunte, dopHelstimmige. Wer sie hören will, muß in dieser „feuchten Nebelatmosphäre" leben. Nicht umhüllt vom Mantel der Gerechtigkeit, der „tairness", sondern von einem Fetzen Liebe.

Pan, mit einem Cylinder auf dem Kopf, bläst auf einem Regenschirm ein Lied. Wer es verstehen will, soll beileibe kein Philosoph sein, eher ein Poet. Und er muß lange, lange an einer Ecke von Cheapside gestanden sein: sonst wird er nie und nimmer verstehen, was soll es bedeuten. Sil » Vara.

annichfache Schwierigkeiten stellen sich Dem entgegen, der Ver«
suchen will, Kasprowicz, den Sänger allmenschlicher Seelen-
regungen, der Weltliteratur durch die Vermittelung der deutschen
Sprache näher zu bringen. Kasprowicz zu übersetzen,*) ist schwer; die»
ses Experiment darf nicht einer Stümperhand anvertraut werden.
Während in den letzten Iahren Vielerlei aus der Gesammtproduktion
des Slawenthums in die allverschlingenden Schlünde des deutschen
Büchermarktes hin einsickerte, das unübersetzt bleiben konnte, entwickel-
ten sich in ihrer nationalen Isolirung mächtige Geister und erstürmten
in konsequenter EntWickelung schwindelnde Höhen, von denen es kei-
nen Rückzug mehr giebt in die Thäler des Alltagslebens. . . .
Solche Reckengestalt ist Ian Kasprowicz. Przybyszewski nannte
ihn den Erdensohn. Die polnische Bauernhütte ist der Nährboden, aus
dem seine Individualität emporschoß. Wie Keiner bisher, wußte der
Dichter den Bauer künstlerisch zu verwerthen. Während die bisherigen
Bauerndarsteller entweder Paradegestalten zeichneten, die zu der Wirk-
lichkeit einen grellen Kontrast bildeten, oder am Herabzerren der Dorf-
bewohner in einen moralischen und kulturellen Pfuhl ihre Freude hat-
ten, zeigte uns Kasprowicz den Bauer, wie er in der Wirklichkeit da-
stand, mit-allen seinen Fehlern und Vorzügen, seiner kulturellen Nai»
vetät und ethischen Reinheit, aber auch mit seiner durch Jahrhunderte
langes Sklaventhum bewirkten Ausartung, mit allen seinen Rassen-
fehlern, seinem Dünkel und Stumpfsinn. Eine Reihe von Erzählungen
und Gedichten widmete Kasprowicz der Beschreibung der im Bauern
schlummernden Instinkte, malte Zanksucht, Trunkenheit, Prozeßwuth,
Geldgier in grellen Farben und scheute vor keinem noch so widerlichen
Bild. Das war in der Zeit, da der Wirklichkeitsinn in Polen wahre
Orgien feierte. Nirgends hatte der Verismus so feste Wurzeln zu fas-
sen vermocht wie bei uns. Nach den gräßlichen Enttäuschungen, die die
Nation seit der Dreitheilung des Reiches erlebte, kam eine Periode po-
sitivistischer Reaktion gegen alles Ideelle, Erhabene, Unfaßbare. Kas-
prowicz schloß sich dieser allgemeinen Strömung an und beschäftigte
sich eine Weile nur mit dem Vauernleben.
Doch bald trat ein heftiger Rückschlag ein. Die Nation erkannte,
daß der Untergang ihrer Ideale im Gewühl der verfeinerten Lebens-
äußerlichkeiten einen Verlust an nationaler Besonderheit herbeiführe.
Positive Arbeit, kritisches Durchleuchten der Mängel und des kultu-
rellen Rückstandes trage zwar viel zur Europäisirung und Moderni»
sirung bei, bilde jedoch nicht ‚das Haupterforderniß der nationalen Wei»

*) Von seinen Dichtungen sind bisher in deutscher Sprache er-
schienen: „Mein Abendlied". Hymnen. Uebersetzt von Przybyszewski.
Verlin. F. Fontane 6 Co. „Der sterbenden Welt". Uebersetzt von
I. Tenner. München, bei Marchlewski S Co.

terexistenz. Wieder kam eine Reaktion. Der Naturalisinus wurde überwunden. Nicht in der Gelehrtenstube und nicht im Dichtertempel vollziehen sich solche Wandlungen. Die jeweilige Stimmung, deren künstlerischen Ausdruck die Literatur bildet, wird durch den Gesammt» willen bewirkt, ist eine Emanation des nationalen Selbsterhaltungin- stinktes. Die Strömungen in der polnischen Literatur sind künstlerischer Abglanz der herrschenden Meinung und sozialen Stellung. Das plötz- liche Erwachen der Lyrik ist sozial vollkommen begründet, wie die Aus- breitung des historischen Romans nach dem Krieg von 187V.

Von dieser Reaktion schloß sich Kasprowiczens Individualität nicht aus. Seine Schöpfung spiegelt die Evolution, die der nationale Geist in den letzten Iahrzehnten durchlebte. Von dem Niedrigsten und Kleinsten, nicht selten Kleinlichen, erhob sich der Dichter: „. . . über die Gipfel der schlafmüden Bäume und über die Rücken und Sättel der Weißen Berge hin zu jenen vergessenen Tagen, die Liebe und Ruhe noch nicht zu der vernichtenden Flammenlohe wurden, noch nicht der steinerne, blinde, schreckersüllte Graus."

Der Weg, den seine Seele wanderte, ist nicht dem gleich, den Za» rathustra antrat, als er bewußt und aufgeklärt seine Verkündung neuer Wahrheit mit einem positiven „Ich sage Euch" einleitete. Kaspro- wiczens Seele erklimmt erst den steilen Berg der Erkenntniß, ringt um ihn, freut sich der allmählichen Ausbreitung des Horizontes, gewinnt neue Erfahrungen und Enttäuschungen, wälzt langsam von sich die Bürde des Hergebrachten, kleidet sich in neue Gewänder, gestaltet die Begriffe nach den neuen Formen. Kasprowicz ist ein Kämpfender, ein um seine eigene Individualität Ringender, nicht der bewußte Wahr» heitvertunder. Eine vis 6oluross ist seine Schöpfung! seine Hymnen sang er in der Ekstase der Erkcnntnißwonne; sie sind der Widerhall ei- ner ringenden, aber stets siegenden Seele. Dabei ist Kasprowicz eine durchaus lyrische Natur. Die Fähigkeit zur Objektivation der Außen» Welt und der darin gewonnenen Wahrnehmungen fehlt ihm. Alles ist von einem subjektiven Empfinden durchtränkt. Selbst wenn die äußere Form seiner Dichtungen eine gewisse Ausschaltung des mitempfinden- den Ichs erhascht, wie im Drama, bietet Kasprowicz eine Projektion persönlichster Wahrnehmungen, zeigt die Dichtung nur Spuren der eigenen Seele. Viktor Hugos Satz: „Lsnis Iz^rique, strs soi, ^snis grsm»- tiyue, strs IvL sutrss" hat sich an Kasprowicz als treffend erwiesen.

Nachdem der Dichter sich vom Naturalismus losgemacht hatte, stand er dem Erkenntnißproblem der Seelenvorgänge wehrlos gegen- über. Ahnungen und bange Sorgen um die Erreichbarkeit des Zieles beschwerten seine Brust. „Die Seele, die aus dem Paradies verbannt ist" und nicht den rechten Weg in die Hölle zu finden weiß, die zwischen Gott und Luzifer, dem Guten und dem Bösen, die schwere Wahl hat, ist das Symbol seines Seelenzustandes:

„Die ganze Welt dämmert,
Die ganze Welt schläft . . .

Endlos große Schatten kauern auf der Erde
und über ihr, wie erstarrt, ruht der Glanz des Mondes
wie erstorben . . .
Die Unendlichkeit des ganzen Himmelreiches
ruht schwer
auf dem träumenden, schimmernden Erdenall.
Oh, wie mir das Herz bangt!
Bangt und sich sehnt — oh, wie ist es so einsam und traurig!"
In diesen bangen Stunden der Vereinsamung hielt die Dichter«
seele Einkehr in sich selbst und schuf sich eine eigene Kultur. Nietzsche
versteht die Kultur „als die Sehnsucht des Menschen, als Heiliger und
als Genius wiedergeboren zu werden" (Unzeitgemäße Betrachtungen).
Diese Wiedergeburt erfocht sich Kasprowicz. Aus dem Dichter des
Alltags wurde ein Dithyrambiker, aus dem Darsteller äußerer Vor«
kommnisse ein Seher, der das allerheiligste Gut der Menschheit, die
Seele, in ihren geheimnißvollen Regungen und Wandlungen nachzu«
empfinden weiß:
„Gesegnet sei die Stunde,
die uns der Seele Abendlied gebiert,
der keuschen, stillen, demuthvollen Seele. . ."
Aber nicht immer ist es seelische Harmonie, die den Hymnus ge»
biert. Die Erkenntnitzgier dieser Dichterseele wird zur Leidenschaft und
sie steigert die Gefühle ins Ungeheure.
„Und in geheimem Zauber der Nacht,
da vor meinem Palast,
erbaut aus dem Nebel gespinnst meiner Träume,
unerhörte Blumen mit toten Augen
einer tückisch grinsenden Medusa
in dem mondlichtdurchsättigten Thau
ins Ungeheure aufwuchsen,
als der Mond sich in meine Kemenate hineinstahl
und sich auf das Bett meiner Erschöpfung legte,
da weckte mich aUs dem Schlaf die lüsterne,
ungeheuerliche Lust,
die meine Lippen in irrem Stammeln erbeben
und meine Augen in heißem Fieberfeuer strahlen ließ
nach Deinem Gethier!
Meine Schuld, meine große Schuld!"
Das Schuldbewußtsein, eins der Hauptmotive in der Schöpfung
des Dichters, bewirkt das Auftauchen der Schmerzesgefühle. Und da»
bei handelt es sich gar nicht um den Schmerz, den das aristotelische
„zoon politikon" im Menschen empfindet, sondern um die Stürme, die
der Anprall widersprechender Leidenschaften und Begierden entfesselte.

Die Zukunft.
„Allerheiligster und Allmächtiger Du!
Erbarm' Dich unser!
Und mögen die Thränen,
die in lichtem Dämmerungschein
hängen auf Grannen vom Schlaf geweckter Garben
oder mit glasigen Perlen ruhen auf weiten, grasigen Borden,
in tiefen Schlaf eingehüllten Grasbörten,
o, diese Thränen, mögen sie jetzt zu heißen Klagen werden
und ohn' Ende, ohn' Ende
zu Deiner Sonnenewigkeit strömen.
Zerreißen und zerzausen
in purpurne Fetzen sollen sie die Dämmerungbrunst,
hochgewölbt über dem Erdenthal der Thränen,
wo der Schmerz und die Verzweiflung brütet
über den ungeheuren, durch den Satan
geschwängerten Welten
und vielleicht durch Dich,
Du heiliger, allewiger und allmächtiger Gott!"
Der Ewigkeitston, der in diesen Gedichten vorherrscht, die gegen die vielen, allzu vielen Möglichkeiten empirischen Seins losstürmen, ist für den Dichter charakteristisch. Das buddhistische „Tat Twam Asi" ist das fördernde Moment seiner Denkkraft. In der Allnatur erkennt er Mächte, die seinen eigenen entsprechen; er identifizirt sich daher mit der Weltschöpfung, spricht im Namen des Alls, leidet für das All.
Von diesem Ton ist die Poesie Kasprowiczens beseelt. Selbst die Liebe nimmt da keine faßbaren Formen an. In seinem ganzen Werk giebt es keine einzige Frauengestalt, die mit individuellen Eigenschaften aus» gestattet ist. Die Liebe symbolisirt er in Formen, die das empirische Sein sprengen. Salome, „gepflückt von der Hand der Sünde, von dem Baum der Erkenntniß", Maria, die Egypterin, von Wollust, Sehnsucht, Marter gepeitscht und den Weg zum Heiland suchend, „die aus dem Paradies verbannte Seele", die mit Luzifer den ewigen Bund geschlossen, die Liebe als Schmerz, als vernichtende Kraft und Höllenwerkzeug: Das sind seine Visionen. Und über allen Verkörperungen der Liebe, die Kasprowicz geschaffen, thront das Bild, das uns armen Menschenkindern die Urmutter der Sünde plastisch verkörpert, sie, die
mit den Fingern kämmt das Gold ihrer Haarflechten
und mit der Fluth des goldigen Haars bedeckt ihre.Nacktheit
und kost und kost mit rothen Lippen den blauen Mund des Satans,
der die sterbende Welt mit seinem Schatten umhüllt hat.
In Schlangenwindungen umkreist er die Lenden
des lustschreienden Schmerzes
und ihr unzüchtiger Leib windet sich in Wollustkrampf
und athmet mit unersättlichem Verlangen..."

Kolorit.
24Z
Als ein farbenprächtiges Gesammtbild, als eine Symphonie mächtig ineinanderfließender Töne wirken diese Dichtungen berau» schend. Schlummernde Gewalten erwachen in unserem Inneren, in in» miger Andacht lauschen wir den Worten, die von höchstem Anstreben und tiefster Erniedrigung sprechen, vernehmen die ganze Tonleiter der <Zefühle, deren eine Menschenbrust fähig ist, verzaubert sehen wir neue Welten auftauchen, schöpfen Höhenluft, wandern über Bergesspitzen: und empfinden dann mit desto intensiverem Schmerz den Zwiespalt zwischen dichterischer Phantasie und Daseinsnüchternheit.
Lemberg. Professor Dr. Berthold Merwin.
Kolorit.
ie eine Stadt entsteht, sah ich in Amerika. Im Frühlingfings an. Bäume wurden gefällt, Felsen undSteine gesprengt. StarkeArme, helle Köpfe waren fleißig bei der Arbeit. Ein Iahr: und die Stadt war fertig. Die Häuser standen, die Schornsteine rauchten, das Kirch- lein ließ seine Glocke ertönen, die Wagen fuhren durch die Straßen.
Am Untersburg bei Salzburg geht es ähnlich zu, sogar noch schneller.
Zwischen Grödig und Sankt Leonhard liegt ein weites Feld, von der Salzach und dem Almbach umflossen. Dort ist in kürzester Zeit die neue Stadt entstanden
Im Winter gleicht sie einer sibirischen. Ans tiefem Schnee schauen die vielen, vielen Holzhäuser, die langgezogenen Schuppen, Baracken, aus ihrer Mitte blickt der kleine Thurm zum winterlichen Himmel empor. Breite Gestalten in Pelzmütze und Schafpelz machen sich dort zu schaffen. Das Ganze ist von einem hohen Stacheldrahtzaun umzogen. In gewissen Abständen stehen Wachhäuser. Die Posten haben scharf geladen. Ruhig, in gemäßigtem Tempo schreiten sie ihre Strecke ab.
Hier sollen dreißigtausend gefangene Aussen untergebracht wer- den. Dreißigtausend! Einige Tausend sind schon im Lager; und fast täglich kommt Zuwachs.
Im Abgezäunten wird gearbeitet. Fleißig sind die Breitschulteri- gen nicht? sie lassen sich Zeit, ihre Augen streifen umher, schauen zum hohen Göll, zum Untersberg und zum fernen Tannengebirge, das sie umgiebr. Kaltes Weiß hüllt Alles ein.
Auf Karren und Schlitten sind Hölzer und Bretter geschichtet; die Russen ziehen und stoßen sie.

Die Zukunft.
Langsam, Schritt vor Schritt, geht es durch den hohen Schnee zum, Neubau, wo Tischler, Schlosser, Dachdecker schon beschäftigt sind. In der Schmiede hämmert es. Das rothe Feuer leuchtet im dunklen Raum. Aus dem Schlot stäuben Funken. Abseits steht eine Gruppe, träume» risch, verloren. Flüchtig streifen graue Augen den Himmel. Suchen sie Etwas? Tönt ein altes Lied an ihr Ohr,? Befreiung! Der Gedanke macht Einen so trübsinnig wie der gleichmäßige Schritt des Wach» postens mit dem aufgepflanzten Seitengewehr.
Auf leichtem Braunen sprengt der Oberlieutnant daher. Er, mustert die Arbeit, runzelt die Stirn: zu langsam gehts vorwärts. Der Vierschrötigen Trägheit wird gerügt; dann giebt er dem beaufsichtigen» den Unteroffizier strengere Befehle, dem feurigen Braunen die Sporen und in lustigen Sätzen galopirt er davon. Graue Augen verfolgen ihn.
Gegen Abend bringen zwei Eisenbahnzüge neue Gefangene. Die Maschinen keuchen. Lange hält sich ihr Dampf in der kalten Abend« luft. Vorsichtig biegt der Zug über die Weichen auf dem neugelegten Schienenstrang bis an das Eingangsthor des großen Lagers. Hier steht eine Compagnie; Gewehr bei Fuß. Der Hauptmann, in Uni- form mit Pelzkragen zu Pferde, die Offiziere daneben in Erwartung, der Russen. Ein Wagen Dritter Klasse. Ich sehe intelligente, hübsche Gesichter. Abzeichen sind nicht zu erkennen, aber Mäntel, Mützen und Handschuhe zeigen bessere Qualität. An den offenen Schiebethüren der Gepäckwagen stehen hinter dem Wachhabenden grobe, feste Kerle. Neu» gierig, etwas verschüchtert, schauen sie hinaus in die fremde Gegend. Ein Iunger grüßt, macht mit der hohlen Hand ein Zeichen, als wolle er Etwas in den Mund schieben, die Linke streichelt die Magengegend> zwei Augen bitten... Hunger! Dabei sehen sie gar nicht verhungert aus; auch ihre Mäntel, Stiefel, Handschuhe sind gut. Alle tragen die kleidsame, spitz zugehende Schafpelzmütze. Ietzt hält der Zug. Kom-> mandos erschallen; die Russen werden „auswagonirt". Zu Vieren treten sie an.' In langer Reihe bewegt sich die Schaar Gefangener, seit» lich von den wachhabenden Mannschaften gedeckt, über das weite Schneefeld. Immer kleiner werden die Gestalten, bis sie sich im Dunkel, der schwarzen Schuppen und Baracken verlieren.
Nur spärliches Lampenlicht beleuchtet die düstere Dorfgafse. In dicken Flocken rieselt der Schnee nieder. Da sitzt sichs behaglich imi Wirthshaus drinnen. Die ausgeblaßten rothen Vorhänge sind vor die kleinen Fenster gezogen, ihr mattgelber Schein fällt in schrägen Streifen auf den Schnee. Durch den breiten Thorweg zieht ein Geruch von Wein, Tabak und Garküche. Im großen Gastzimmer herrscht Leben. Nach gethaner Arbeit geht man gern noch zum „Plausch" ins Wirths-, Haus, besonders, wenn morgen Festtag ist.
„Warst schon bei die Russen?"
„Na!"
„Da wirst schauen!"
„Malefiz»Ieug, ölendiges... Wanzen, LSus'... Mistviehcher!"

Kolorit.
„Wer! Ka Spur!"
»Geh!-
„Gewaschen saens! Gut schauens aus! Die, wo i gsehn, gut! Die Weibsleut werden nit schlecht d'Augen aufreißa, i sag' Dirs!"
,,D' Weibsleut! Freili! Dös a noch!"
„Du kann man nix machen!"
„Weil Dei Alte gstorben!"
„Und Dei Iunge lebt!"
„Freili! Da kann man nix machen a!"
„Ueber a Müllion kosten schon die Baracken, a Müllion! Der Wiesinger macht a Geschäft! Sei ganz Holz hat er schon verkauft, schafft noch mehr an. Der versteht«, der Wiesinger!"
„Warum san mir ka Holzhändler?"
„Weil Du a Fleischhauer bist und i a Glaserer bin!"
„Wanns d' Russen, Mistviehcher, vüll Fleisch fresseten, mir krie» gcten d' Lieferung do net!"
„Alles in festen Händen! Was glaubst, wie der Plumberger katz» buckelt hat!" .
„So a Gsölchter!"
„Uebrigens! Wer zahlt dös Alles?"
„Du mei! Wer Dös zahlt? Hä! Die Markl stehen hoch die Kronen nieder. Für IVO Markl kriegst 132 Kronen. Der Bayerische, fahrt er eini, wechselt alleweil. Mir kriegen nix! Die,gefangenen! Malefizer, den« gehts gut; was meinst, wies d' Unsrigen geht? Lang net so I Mir kriegen nix. Vielleicht, nehmen thuns a noch was!"
„Dös giebts ja net! Aber warum schreien denn d' Italiener so? Solln mirs hören?"
„Wohl! Vrent!... Dös nehmens!"
„Sakrament! Da sein mir a noch da und die Tausende in Tyrolll Glasscherben!"
„Deretwegen! Und Dreißigtausend sein hier einkastelt! Dreißig« tausend: Dös wär so viel als wie ganz Salzburg ... Die, wenn!"
„Hast net den Stacheldraht gsehn? Elektrisch fein soll er a noch!"
„Aber a Regiment, a ganzes brauchen mir zur Bewachung!"
„Anderthalber Tausend!"
„Allezsammen auf den Flecken: Dös kann was geben! Da legst Di nieder!"
„Bei derer Köllen gingets noch, aber bei derer Hitzen!"
„Und wann die Salzach ka Wasser hat!"
„Versteh! Ka Spülung! Freili!"
„Da werden die Salzburger die Nasen halt hoch tragen!"
So halten sie drinnen ihren „Plausch". Draußen, unter Eis-krusten, an seichten Stellen druckst der Fluß. Sieht er jetzt schon in die bange Zukunft? Ahnt er, was ihm zu leisten bevorsteht?
München. Paul Kalisch.
«SÄ»

egen die Kriegsgewinne wird mobil gemacht. Der Kampf gegen den Wucher mit Nahrungmitteln ist nothwendig. Daß die Spekulation in Weizen, Kaffee, Zucker bekämpft werden müsse, habe ick hier schon vor Iahren gezeigt. Nun können die Erlasse gegen die Preiswillkür über die Kriegsgrenze hinaus wirken und die Meinung vom „Nutzen" der Getreidespekulation wandeln. „In einem Krieg, in dem das einmüthige Zusammenwirken aller in der Nation lebenden Kräfte die Voraussetzung des Erfolges ist, muß auch im wirtschaftlichen Leben die Rücksicht auf den eigenen Vortheil, die unter gewöhnlichen Verhältnissen eine der wirksamsten Triebfedern der EntWickelung bildet, zurücktreten. Der Krieg darf unter keinen Umständen als Konjunktur angesehen werden, aus der größtmögliche Gewinne herlauszuholen find." So spricht der preußische Handelsminister zu den Handelsvertretungen, die der Ausbeutung der Kriegskonjunktur vorbeugen sollen. Die Wurzel des Uebels liegt nicht in der Güterproduktion, sondern in der Gütervertheilung. Deutschland produzirt getzrug, um das Volk vor kaum erträglichen Preisopfern bewahren zu können; aber die Ueberleitung der Güter in den allgemeinen Verkehr wird zu oft dem privaten Wunsch nach hohem Gewinn angepaßt. Veweis: das Verstecken und Verheimlichen von Waaren, in der Absicht, einen künstlichen Mangel (mindestens im engen Bereich eines bestimmten Kundenkreises) zu schaffen und dann erst, zu hohem Preis, zu verkaufen. Solches Verfahren wird mit strenger Strafe bedroht. Außerdem verliert der Besitzer das Verfügungrecht über die Waare, Sie wird ihm genommen und zum Einkaufspreis mit fünf Prozent Aufschlag verkauft. Aber nicht jeder hohe Preis, der in Kriegstagen gefordert wird, ist wucherisch; die allgemeine Verteuerung der Gegenstände täglichen Bedarfes ist eine Folge der Störung des internationalen Handels. Der Rohstoffbezug ist schwierig geworden. Auch Englands Handelsbilanz hat sich im ersten Kriegsjahr um fast V00 Millionen Mark vsrschlechtert; nicht nur durch den Rückgang des Exports, sondern mehr noch durch di^e Preissteigerung für alle eingeführten Waaren. Keine Blockade: und doch Theuerung. Genau so gehts Frankreich und Rußland. Und die Drei blicken mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit auf die deutsche Abwehr allzu mobiler Preise.

Was „Kriegsgewinn" ist, wird sich erst zeigen, wenn die Steuer, die ihn packen soll, in Kraft tritt. Die Ergebnisse der Börsenspekulation werden leicht zu fassen sein; da hilft ja auch die Vermögenssteuer. Diese Gewinne behagen dem Sltaat nicht. Sie verleiten die Börse zu hastigem Geldverbrauch; und bares Geld hat heute wichtigere Aufgaben als die, Schmieröl der Börsenachse zu sein. Das ist den Vörsenleuten deutlich gesagt worden und Banken und Bankiers haben sich der Mahnung angeschlossen. Vor gieriger Effektenspekulation müßte schon die Erwägung warnen, daß Industriegesellschaften,

die aus Lieferungen fürs Heer viel Geld verdienen, im Frieden vielleicht knappe Zeit haben werden. Die Herren Spekulanten in Waffenaktien find von Friedensgerüchten durchaus nicht erfreut; sobald von nahem .Kriegsende die Rede ist, sinkt der Kurs. Die Kriegskonjunktur ist also die Grundlage aller Berechnungen. Von der Rente des Dividenden» Papiers wird weniger gesprochen als in ruhigen Tagen. Scheut man den Vergleich mit der fünfprozentigen Reichsanleihe, deren Dasein von der soliden Aktie einen Ertrag bis zu 7 Prozent fordert? Ein tzutes Industriepapier, das 14 Prozent Dividende trägt, dürfte also ^nicht mehr als 200 Prozent kosten. Die Probe aufs Börsenerempel stimmt nicht ganz. Die Spekulanten haben den Kurs über die Di» videndenmöglichkeit hinauf getrieben; nach der Ernüchterung wird Mancher merken, daß er in der Kapitalsanlage nicht vorsichtig war. Der „freie Verkehr" an der Börse, ohne amtliche Kontrole und ohne Kurszettel, ist lebhaft geworden; Kriegserfolge und Gewinn- schätzungen stachelten die Phantasie. Die Banken haben den Effekten- handel nicht gefördert. Bis zum zweiten Iuni wurden an den Schal- tern nur Aufträge für Kriegsanleihe angenommen. Auf andere Ver- Mittelungen ließen sich die Banken nicht ein; ihr Handeln entsprach dem Willen, der die Unterbrechung des offiziellen Börsenverkehres befahl. Auch später ist die Großfinanz ihrer Kundschaft nicht entgegen» yekommen. Nicht als Kommissionärin, sondern als Partei schließt sie Kauf nnd Verkauf mit den Kunden ab; nur gegen bare Zahlung oder Lieferung. Kredit wird nicht gegeben. Wäre die Ausschaltung des Kredits ehernes, an keiner Stelle durchbrechbares Gesetz, dann gäbe es keine Kursgipfelung. Mancher Bankier aber hat sich in den Dienst des Publikums gestellt und dem Trieb zur Börse nachgeholfen. So ist «in stilles Spiel entstanden. Die Zahl der begünstigten Papiere war Nicht groß; die Steigerung einzelner Papiere, die nach besonderen Ge- sellschaftprofiten rochen, erleichtert aber eine allgemeine Hausse, die den Geldschatz zerplittern würde und deshalb verhindert werden muß. War dazu denn Zwang nöthig? Fast alle beliebten Aktien sind schon so theuer, daß wenig Raum für künftige Gewinne bleibt. Das Publi- kum ist von falscher Taktik nicht abzubringen; es läßt sich zum An- kauf von Papieren reizen, die im Kurs schon so hoch sind, daß an Auf- stieg kaum noch zu denken, viel eher ein Sturz zu fürchten ist,

Daß der Bochumer Gußstahlverein seine Dividende um Ä Prozent erhöhte, beweist nur, wie gut er geleitet und wie fest sein Kapital ge- fügt ist.. Da er, statt er im vorigen Iahr die 14 Prozent zu vertheilen, die er diesmal giebt, Reserven einstellte, war für die Kriegskonjunk» tur der Weg frei. „Baare ist bares Geld." Das Kriegsjahr hat den alten Glauben erneut. Kein Wunder, daß die Börse aus der bochumer Dividende Honig sog. Als aber irgendein Baissier (Die giebts auch noch) verbreiten ließ, im Rheinland werde die Phoenix»Dividende auf nur 5 Prozent (gegen 10) geschätzt, fiel die ganze Haussekumpanei darauf hinein, obwohl sie wußte, daß Generaldirektor Benkenberg für

sehr starke Rücklagen gesorgt hat. Und schließlich wird der Phoenix doch auch einen Brocken vom Kriegsgewinn erhascht haben. So ist immer wieder ^zu sehen, daß der „freie Effektenverkehr", dem die Stütze des Kursblattes fehlt (trotz allen Mängeln gewährt es die einzige Kon» trolmöglichkeit), den schwankenden Gestalten gefährlich werden kann. Per Saldo bleibt dem Käufer zu theurem Preis nichts übrig. Hat er bei dem Bankier Kredit, so ist der Einschuß, den er leisten muß, rasch aufgezehrt, wenn, nach einer Steigerung der Kurse, Verkauflust eintritt und die Börsentendenz wechselt. Und hätten auch nur die Börsen» bankiers so gute Geschäfte gemacht, wie man ihnen nachsagt, dann brauchten sie sich nicht über den neuen Eingriff in das seit dem ersten August 1914 geltende Börsenmoratorium zu ärgern. Im Oktober 1914 hatten, nach einem Beschluß des Börsenvorstandes, die Schuldner von Börsengeld S Prozent des ausstehenden Betrages abzuzahlen. Damals klagten die Bankiers, die ganze Last der Schuldentilgung sei auf ihnen liegen geblieben: sie mußten de« Geldgebern, den Banken, die Abzahlung leisten, wurden von der eigenen Kundschaft aber oft im Stich gelassen. Weil die kleineren Börsenfirmen damals in unbequemer Lage waren, wurde der Versuch, mijt dem Abbau nicht wiederholt. Ende Dezember betrug die Gesammtsumme der noch unerledigten Reportgelder ungefähr 300 Millionen Mjark. Später half die Kurssteigerung den noch unerlösten Börsenengagements; Papiere, deren Preis sich erhöht hatte, wurden abgenommen und gebundenes Kapital wurde frei. Die letzte Folgerung, die man aus der Hausse zog, war, Ende Iuli, eine Prämie für den Käufer, der den Wunsch der Geldgebers erfüllte. That ers nicht, so wurde ihm für die Prolongation ein hoher Ausnahmezinsfuß berechnet. Damit wurde die Erledigung schwebender Geschäfte noch nicht erzwungen. Das soll nun geschehen. Die Regirung will eine neue Rückzahlung von 10 Prozent des an Ultimogeld geschuldeten Betrages. Auch dieses Verlangen ist eine Folge des Kurstreibens. Fühlt die Börse sich gesund, dann muß sie sich auch normalen Lebensbedingungen anpassen und ihre Ultimo» gcschäfte abwickeln. Der neue Riß in das Moratorium kann dem Ansehen der Börse nur nützen. Das Ausland sieht, wie das deutsche Kapital gesundet und eine Bandage nach der anderen abstreift. Rasche Tilgung der Börsenschulden ist schmerzlos möglich. Die Börse hat sich beim Handel in Kriegsanlechen, als Vermittlerin für den Verkauf ausländischer Papiere,/im Devisen» g:nd Valutengeschäft bewährt; durch Ausschweifungen der Spekulation darf sie sich den Ruf nicht verderben lassen. Auch Denen, die sich durch die Hemmung der Spekulation in ihrem heiligsten Gefühl verletzt finden oder die glauben, die Stunde zur Tilgung der Börsenschulden sei nicht gut gewählt, bleibt der Trost, daß die Beseitigung des Moratoriums den Willen zeigt, den alltäglichen Börsenverkehr bald wiederherzustellen. Ladon.

h.rausgeber und verantwortlicher Redaiteur: Maximilian Haroen in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von PaK 6 Garlcb cö ,n o H, in Berlin.

II. ßugul! 19l5.
Nr. 47.
Die Zukunft.
31. Niir«
^vsl Debitoren
Z!«ut« relusoklüssekeu. . .
l„2 p«r
S4 SSS
5,
W0IS
741 2«,
U
«,2 st««
4 080 274
1
112 S««
1 404 «38
3',,
3 7S« 32', «g
I« »41 21uj43
«erlln, vrescke«, IS, ^uli ISIS,
? ä s s i v
?iiI«i,»teuer Reserve , . . ,
^vuI-^K^eple Itt^I, 313 7««,—
Lewirur- uixt Verlust Xouto,
33..S0W
iir
1 5,87
S8 8M
112«
33 Sil
4g« S»2
14SS9
13
Sil»«?! ver ZI. «är? 1!NS
XZinnustSoKs-Kto. HStel
Aktivs.
PI
(ZeKäucke - Konto Hütsl
Liistol
8500625
—
<Zebäu6s » LinricKtungs»
L,i8wl
301000«
—
Kon!« OntrsIkütel .
—
—
Ilmbsu-Konto Kranzler.
—
—
Miel Lellovue.Kouto .
425000«
—
IuV^»nwr»K«nto . . .
1631872
55
NssoKinen-H.nI..Konto .
100000
—
Leteiligungs-Konto . .
109500«
—
Ktok. vorsusbe^.I?rälnien
19993
13
Kssss-Konto ....
39311
«2
LöeKten-Konto . . .
388S6I
65
Oebitoren-Konto . . .
1869614
49
^Vsren-Vori'Sts.Konto .
85093«
72
<Zsninn»u.VerIusI>Kto. .
311032«
19
24866528
75
I? s 8 s i V ä.
^Ktien-Kspitäl-Konto .
Vor2Uß8-XKt.-Kspit -Kto.
lieserveion6s-Konto. .
H^potKeKsn » LcKu16en -

Konto LeKrei«tr. 67
H^potbeKen - Lcnul6en -
Kto. Hütsl Lellevue .
Kto. 5. vorsusbe?. bieten
Vorzugs ^Ktisn-Oivicien-
aell-Konto 1913/14 .
Oivi6..Kooto 1913/14 .
Zteuern-Ksserve Konto .
Kregitoren-Konto . .
KestKsutge1o>Kto. Lsner
Kl,
950000«
2800000
679«««««
700000
365000«
13395
soo!
252«!
130000
1061413
218400^
24866528
75
75
Lewinn- nnck Verlust Kont».
o e b s t.
KI,
p,
Lteuero- u. Usussb^, Kto.
172526
47
Oebsu6e »Instsn6K sttgs.»
Konto OentrsIkütei .
4004«
62
Läiär»Konto ....
445355
34
I^oKn-Konto ....
442006
94
^ootneKen-^insen-Kto.
Lenrenslr. 67 . . .
33250
—
'QenerzI-IIoKosIsn-Kooto
114998
99
WebrbeiIrsZ5'Konto. .
53088
—
?älvnsteusr Konto . .
5000
—
Hvpotk.-R.eguIier.-Kto. ,
29604
15
Kriegs-17nlerslüt2,»Kto. .
42558
^!«
^.bsonreibunzen . . .
2963671
55
4342600
4d
2043 35
128287'63
1101949!24
K r e 6 i t.
Zälöo-VortiäA . . .
Ausen-Konto . . .
(^enörsldetriebs-konlo
öilsnz-Konto ...
"43426««j46
ZlSteiKetriel» - AKtiengezellNkalt
ZlStelSriM-emirslKStel.
Oer Vorstsack:
Nstksn. I^ünsekuti.
Krebse

Dr. i7. — Die ZuKunst. — 21. Suguft
in Ks» vrek«Ick.
«>>ilentll«k»n tt»uptvei,»smmli,i»g ein.
Mr lt»s <Z«soK5ktsj»Kr 1914/15,' ^
6ie lleulsolie Si»ti«i>»Id»llK, Lieme», uack idrs 2»sigslellea;
WHUoK, 6en 4. Xu«ust 1g15.
^VilK. Lecker.

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Erste Lieferung. München, F. Bruckmann A,-G. Folioformat. Preis M. 2.—.

Unter diesem Titel beginnt soeben ein Kriegsbilderwerk zu erscheinen, das sich in Anlage und Aufbau wesentlich unterscheidet von allen bisher veröffentlichten illustrierten Kriegsgeschichten. Wie die Werkzeuge des Krieges, so haben sich auch die Mittel, ihn im Bilde darzustellen, zu großer Vollkommenheit entwickelt. Das zeigt sich an diesem Bilderbericht, der, nach den einzelnen Kriegsschauplätzen und innerhalb derselben chronologisch geordnet, in vollendeter Form die gewaltigen Vorgänge so deutlich und so erschöpfend wie möglich vor Augen führt. In der ersten Lieferung sieht man auf großen und fchönen Bildern die ungeheure Begeisterung der Mobilmachungstage vorüberziehen, die jetzt gerade ein Jahr hinter uns liegen; man steht die unerreichte Fürsorge für die Opfer des Krieges und die Mitarbeit des ganzen Volkes hinter der Front, Es werden spater folgen die Kriegsereignisse in Belgien, Frankreich, Ostpreußen, Polen, Galizien, Serbien, in der Türkei und an den Dardanellen, im Kaukasus und in Aegypten; die Kämpfe zur See und in den Kolonien — alles wird an unseren Augen vorüberziehen, langsam, zu ruhigem, wieder» boltem Betrachten einladend und ungleich den flüchtig auf dem Licht» schirm vorüberhuschenden Bildern, die dauernd nicht haften Der Atlas bringt nur Wirklichkeitsbilder; Phantasiedarstellungen sind ausgeschlossen. Das von Kermann Konsbrück bearbeitete Werk verzichtet — abgesehen von bald kürzeren, bald längeren erklärenden Unterschriften zu den ein» zelnen Bildern — mit voller Absicht aus umfangreiche Textbeigaben, die dem Wesen des Bilderwerkes widersprechen würden. Keute ist jedem überreiche Gelegenheit geboten, „Kriegsgeschichte" zu lese», die zunächst nur Tagesgeschichte sein kann; der Bilderatlas in seiner planvollen An», ordnung ist die notwendige Ergänzung des gedruckten Wortes.

Außer den Bildern werden wichtige Urkunden im Faksimile gegeS«, die zusammen mit den Seitenüberschriften die zeitliche Folge der Eres? nisse ausreichend erläutern. Dem unerhörten Lügenfeldzug unserer Gegner wirl die gebührende Beachtung geschenkt; Stimmungsbilder au? de,rr Lager der Feinde ergänzen in willkommener Weise das Gesamtbili, Oer erste Band des Werkes wird bis Weihnachten fertig vorliegen, der zweite erscheint im nächsten Jahr. Für den Fall die noch kommenden Ereignisse es nötig erscheinen la^en sollten, ist ein Ergänzungsband vorgesehen, dier auch alle die Bilder enthalte» würde, die heute aus Gründen der Landes, sicherheit nicht veröffentlicht werde» dürfen.

Wir verweisen auf den diesem Sefte beiliegenden illustrierten Prosper?

SI.Sugust ISIS. — z»e Zukunft. — Dr. 47.
Allgemeine LleKtrieiM- lle8ell8ekast.
Die Herren Aktionare werSen auk LrunS Ser §S 24 kk. Ses Statuts ^u Ser sin
k^rsitSF, gen 3. September 191S, vorm. 11 I^Kr.
im 8tt2u«8sss»I äer SesellscKsit, öerüv, kr!egr!cK»Ksrl»Uker 2-4
etattkinSenSen
äusseroröevtlicken öekerälversammluvg
dsirk, Ser Lanlc^Ses Lerliner Lsssenversins «Ser eines SeutseKeu Notars d.» 211m
2S. »ugust 6. I. eiuscdl. bei
unserer Le«eUs<KsktsK»s«e, , ^
Sei Ssllic tür UsnSel unS In6ustrie, I
Seriiuer »s»ckeIs»LieseIIsrKskt, I
veuts<dell LsoK, I
OireclIon Ser 0lsconto»lZeseIl«Ktkt, ^ in
OresSner SsnK, f Lerlili,
ristionsldsuk kür OeutskKlsud, i
Sein ». SckssSKsusell'scKe» SsnKverelu,!
Sen LanKKäusern 8. SIei<tiröiI«, I
veldrück LckicKIer K Co.,)
»srSg S co. lZ. m. d. « 1
Ser LsllK 5iir «»nckel uucl luSuslrle klllsle Sresluu varm. I
Lreslsuer 0iscollto»«snK, > „
Oreslner SsoK kllisle Lreslsu «resl»u,
/ Sern LauKKauss L. Uelmsnil 1
Ser ktNsIe Ser SsuK kür S»llSel uuS InSustrie, I
Oeutsckeu SsnK ktllsle rrsukkurt, I in
Oirecliou 6er 0Iscout«»<ZeselIscK»kt, /krsuKIurt
0re«Suer L»nK, I s. Ai.
Sem LsnKKäuse LedrüSer 8ul^ds<d 1
Ser SsllK kür «>uSel unS InSustrI« kiUule «»mdurg, ^
veutscken SsnK ruisle Usmdurg, I j
OresSoer S»»K, >
«orckSeutsckeu S»»K. I »«"Iburg.
Sern LanKdause «. 1V»rdurg S Oci. I
K. 8<d«skkKsu«en'scKell LsoKverelu, I
Sen LänKKSusern A. I»evg. ?in ^ölll,
8sl. «ppeokeim jr. » cle. I
Ser SKeillisc K »>Ve3tkSIlscden 0iZicollto»<ZeseIIsckskt K. L in SslKe«
unS klöln,
Kllgenielneu Oeutsckeu OreSit»Kn«tiilt, i .
LsnK kür ttsllSel unS IllSustrie kMsIe Qeip^ig > ,
vresckuer S»nK 'i.«p2!lS.
LsnK kür »suSel uuS luSustrle kllIsle »iincken, i j
Oeutsktieu S»»K killsle Älüncken. /
OresSner lZ»»K Silisle »üuckeu I ^«n««".
Sein 86>«ei2eris<den LsnKvereln in Sssel, TürllK unS Lenk,
Ser^8cdvei2eri«kden ^re6ttsllstslt in Zlür^ld, k>»«e^unS^genk ^ ^
1? s g e s « r » u » g:
1. ^ntrsA Ser Verwaltung auk LrnüKunF Ses ^Kt!enKäpitaIs urn KöoKstens
A. S6000V0«,— init Kälber 0iviSenSe,ibereoKt!gung Mr Sas ^Kr lglö/Iö unS
LüVV irn VernKIWis von ^l, 3(Mll— nainin»! ^e^en II, 400« —^noiniiittl
l9l<t/1ö Sen IIintauseKenSen verbleibt, unS v/eiters ^1, 2g2Sgg i,— ?urn Kurse
von niokt unter 17g «/, sur Lkr/aKIu»!?, Lrin!ieirti!z„ni; ?„r «nclgültigen ?est-
stslluniz Ses SetraFSS Ser XapitäiserKöKunA unS «ur eutsnrecKenSen ^.enSe»
rung Ses K ö Ses Statuts,
2. ^enSerung Ser KH 2l ^,ds, l unS S4 ^bs, « IIZereaKnuug Ses Gewinnanteila
Ses ^„ksiektsruts r,ii«b S°/g statt wie bidber »a^Ii 4» «).
Lerlln, 11. August 191S,
Der ^uksicktsrat
cker ^U^emeiueli LleKtricitäts-lZeseUscKakt.

Ar. 47.
21. «ugu» 1SI5.
— ?ie Zukunft.

5 ^ '^
bl? 4 SS
4 SS

»ilcis« «iims, LesclMzIe l.sge, Liänzencie Neiierloige cler 1'Kei'msIbSckei' bei Kriegs-
«erletiungen, «er»eneni?iinclungen, KKeumslismus unci LieKt. — lZroszIi. Kei!snsts!lsn
mit silen Kui-mittein. — InKsIstonum, — Säcier unci KurKsu» «SKi-enrl lies gsn«"
IsKres geölinet. — ^rmüssigvngei im LebrsvcK ilsi' Säciei' unci Kurmiltel »n Kriegs-
ver»unHete unci -iil'inlie, — Konzerts, lKester, Voi-triige, pr»eKl»elie Spuilergiinge,
Sei-gbsnn sml lien »ei-!««i- <»usge?eii:Knet ciureK intensl»« LonnenbeslrsKIiingl,
«ilitärvei'sonen un^ iKre KngeKdrlgei, slncl Ilurtsxekrel.
Au8kunft u. Pi-o8pökts llui'ok ljä8 8täl!ti8eKs Vöi'KeK^smt.
»«6 vllrrde
MdrlioK IM 00« LiiSsr, » ^uskullkt u, krvs?.
clurck S^s Vro«I>. SsiInensmt unci
clen Kur- u, VerKetn'evsi'elii.

Berlin, den 2«. August 1915.

Die InterNationalität der Wissenschaft.

n den ersten Wochen des Krieges haben manche Gelehrig ihren Austritt aus fremdländischen, besonders englischen, Gesellschaften angezeigt, in denen sie als korrespondirende oder als Ehrenmitglieder geführt wurden. Andere Gelehrte wider» sprachen und erklärten, daß sie einen solchen Austritt für un, nöthig oder sogar unerwünscht ansehen. In den Tages» und Fach» Zeitungen fand diese Angelegenheit ihren Widerhall nach dieser oder jener Richtung. Einig war man wohl in dem lebhaften Be» dauern über die Störung des internationalen Betriebes der Wis» ^senschaft. Nur wenige Stimmen erhoben sich, die gerade von einer national abgeschlossenen Entwickelung der Wissenschaft Be» sonderes erwarteten. Fast allgemein hoffte man, daß wenigstens möglichst bald nach dem Kriege die „Internationalität" der Wissenschaft wieder aufgenommen und gepflegt werde. Was die vielerwähnte InterNationalität der Wissenschaft aber eigentlich ist, darüber hat man sich ausgeschwiegen. Wer dürfte denn zwei» feln, daß die Wissenschaft grundsätzlich international und daß einer der unveräußerlichen Bestandtheile dieser Internationalität die Zugehörigkeit deutscher Gelehrten zu fremdländischen und fremdländischer Gelehrten zu deutschen Gesellschaften sei? Vielleicht kann es zur Hebung des allgemeinen Bedauerns über die Störung der wissenschaftlichen Internationalität ein! Wenig beitragen, wenn Iemand, der immerhin schon zwanzig Iahre in wissenschaftlicher Arbeit steht, freilich nur Einblick in die Medizin und ihre naturwissenschaftlichen Nachbarwissenschaf» ten hat, einmal kühl und sachlich die Frage zu beantworten sucht, was und was nicht die „Internationalität der Wissenschaft" ist.

was sie leisten könnte und was demnach an ihr fördernswerth, was an ihrer Störung bedauerlich ist.

Beginnen wir mit dem wissenschaftlichen Unterricht an den Hoch» schulen; Universitäten, Polytechniken und ähnlichen. Ist der Hoch« schulunterricht auch nur eine Vorbereitung auf wissenschaftliche Arbeit, so ist er doch eine nothwendige Vorbereitung. Nicht nur die AusbildungMr die „gelehrten Berufe", sondern zugleich die Grund« läge der wissenschaftlichen Produktion eines Landes. Dieser Hoch« schulunterricht nun ist überall mündlich; und dadurch eben find der InterNationalität hier von vorn herein ganz enge Schranken gesetzt, die bleiben werden, auch wenn sie theoretisch zu bedauern wären. Der Hochschulunterricht erfordert eben die Beherrschung der Landessprache durch Lehrer und Hörer. Wenn ein Staat zwei Landessprachen hat, wie etwa die Schweiz, so muß er entweder zweisprachige Universitäten oder getrennte Universitäten für die beiden Sprachen einrichten. Nichts hindert Deutsch»Schweizer oder Deutsch»Oesterreicher, sich an dem Hochschulunterricht Deutschlands zu bilden; eben so kann es der Belgier an französischen 'Hochschulen machen. Das ist ja um so leichter möglich, als die gemeinsame Sprache eine weitgehende Kulturgemeinschaft erzeugt hat, die sich in der Art und Richtung des Hochschulunterrichtes widerspiegelt. Ob eine Vorlesung an einer deutschen, deutsch-, österreichischen oder deutsch»schweizerischen Universität gehalten wird: sie wird immer ungefähr die selben Voraussetzungen, die selbe Form und den selben Inhalt haben und sich wesentlich nur in individuellen, aber nicht aus der Nationalität des Dozenten! begründeten Zügen unterscheiden. Daher auch die häusigen Berufungen akademischer Lehrer an Universitäten anderer Staaten des selben Sprachgebiets. Eben deshalb aber hat auch der Student kaum einen sachlichen Grund, sein Vaterland zu verlassen, um an einer gleichsprachigen Hochschule eines anderen Landes zu studiren. Wenn ein deutscher Student nach der Schweiz geht, thut ers im Allgemeinen der Berge, nicht der Universität wegen. Auch erlauben die einzelnen Staaten solche studentische Abwanderung in gleichsprachige Gebiete nur in sehr beschränktem Maß, nur für kurze Zeit. Das ist auch kaum anders möglich, weil die Lehrpläne, die Examina, in manchen Wissenschaften, zum Beispiel: der Jurisprudenz, auch Stoff und Richtung des Unterrichtes in verschiedenen Staaten verschieden sein müssen. Selbst wenn aber ein regerer Austausch von Studenten gleichsprachiger Länder ermöglicht werden sollte, so würde damit aus den angeführten Gründen für die Ausbreitung wissenschaftlicher Bildung nichts zu ge-

Winnen sein und auch nichts für die Annäherung der Völker, Hat doch der Krieg von heute wieder gezeigt, daß gemeinsame Sprache «eine feste Grundlage gemeinsamer Sympathien ist. Die deutsche Schweiz sympathisirt mit uns, die französische mit Frankreich; und wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht nur mit ihrer Munition, sondern auch mit ihrem herzen auf derSeiteEng» lands stehen, so liegt Das vielleicht im Grunde weniger an der ^vorherrschenden Gemeinsamkeit der nationalen Abstammung als an der Gemeinsamkeit der Sprache. T,rotz allen schönen Sedanken über Staatenbünde hat sich bisher die gemeinsame Sprache als das festeste Bindemittel erwiesen; und die Zeiten, wo Völker der .selben Sprache gegen einander Krieg führten, dürften endgiltig vorüber sein. !>,

Wer als Student eine fremdsprachige Universität besuchen Aull, muß die fremde Sprache beherrschen. Schon daran liegt es, daß solcher Studentenaustausch zwischen Deutschland, England, Frankreich und Italien niemals die geringste Bedeutung hatte noch haben wird. Nicht der tausendste Student eines dieser Län» Her versteht eine fremde Sprache so gründlich, daß er dem Unter» richt mit Nutzen oder gar mit Genuß folgen könnte. Ein kleines Häuflein deutscher Studenten zog wohl an die Universitäten der französischen Schweiz, aber mehr, um die fremde Sprache, als um in der fremden Sprache zu lernen. Selbst die „kleinen" Sprachen Zugehörigen bevorzugen ihre eigenen Universitäten, wenn auch die ihnen nothwendige größere Sprachkenntniß sie öfter zu Aus« slügen nach fremden Ländern bestimmte. Von der Bodenständig« keit der Studenten giebt es nur eine größere Ausnahme: das Studium der russischen Iuden im Ausland, das unter dem Zwang der grausamen russischen Gesetzgebung nöthig war. Die Gastfreundschaft, welche die deutschen Universitäten (neben ihnen kamen we» sentlich nur noch die schweizerischen in Frage) den armen russischen Studenten gewährten, scheint sich, nach Berichten aus dem Kriege, schon belohnt zu haben. Wenn, was ich für zweifellos halte, die große Masse der polnischen Iuden zu Deutschland neigt und die deutschen Truppen nach Möglichkeit unterstützt, so geschieht Das natürlich aus Haß gegen die russischen Bedrücker; aber im Unterbewußtfein wirkt doch auch Dankbarkeit für die deutsche Bildung mit, die der beste Thetl dieses armen Volkes in Deutschland gefunden hat. Dieser Einzelfall der deutschen Hochschulbildung russischer Iuden mit seinen politischen Folgen kann übrigens als ein Hinweis darauf gelten, welchen Nutzen ein inter» nationaler Studentenaustausch in größerem Maß für die Be»

Ziehungen der Völker zu einander haben könnte. Aus diesem politischen Grund ist es schade, daß er nicht in größerem Umfang, zwischen anderen Völkern möglich war und für lange Zeit auch, nicht möglich sein wird.

Man hat in den letzten Iahren statt des Studentenaus!» tausches einen Dozentenaustausch mit fremdsprachigen Ländern versucht und mit Amerika angefangen. Ein amerikanischer Pro« fessor wurde nach Deutschland geschickt, ein deutscher nach Amerika. Der Sinn dieses Austausches könnte nur ein politischer sein; denn eine fruchtbare Ausbreitung wissenschaftlicher Gedanken durch einen akademischen Lehrer, der für einige Monate oder ein Iahr an eine fremde Universität geholt wird, ist nahezu ausgeschlossen. Daß die Erweckung wirksamer Sympathien durch einen solchen Dozentenaustausch möglich wäre, kann nicht ohne Weiteres be» stritten werden. Voraussetzung dafür wäre jedenfalls ein ange» messener Umfang dieses Austausches. Bisher war er, wie so viel politisch Gemeintes bei uns, in der Bekundung persönlicher Lie- benswürdigkeiten stecken geblieben; und für die nähere Zukunft ist ohnehin wohl kaum eine Möglichkeit, daß wir unsere amerika» Nischen Freunde auf unseren Lehrstühlen sehen könnten. So würde denn die Vermittelung internationaler Freundschaften auf dem Weg der Hochschulbildung ein vages Zukunftbild bleiben, selbst wenn sie möglich wäre. Im Grund sreilich glauben wir, daß für die Politik die Wissenschaft immer ein unbedeutendes Mittel blei» Ken wird, verglichen mit der Gewalt der nationalen Affekts und den wirthschaftlichen Kräften. Für die Entwickelung der Wissen» schaft selbst aber kann der internationale Austausch des Hoch» schulunterrichtes gar keine Bedeutung haben.

Wenn die Wirkung des akademischen Unterrichtes und zu- gleich ihre Einschränkung auf seiner Mündlichkeit beruht, so ge- schieht die Verbreitung der neuen wissenschaftlichen Erkenntnis durch den Druck. Das gesprochene Wort ist hier unnöthig; wenn auch ein geringer Theil der neugewonnenen Erkenntnisse in wissenschaftlichen Versammlungen gelegentlich vorgetragen wird, so haben solche wissenschaftlichen Vorträge immer nur eine lokal anregende Bedeutung. Der Allgemeinheit werden sie erst durch den Druck zugänglich. Nur durch den Druck werden sie beweisbar oder widerlegbar. Was nicht gedruckt ist, lebt nicht in der Wissen- schaft. Dieser Satz ist richtiger als der alte Spruch, daß nicht eri» stire, was nicht in den Akten ist. Wissenschaftliche Erkennnisse werden heute auch durch den Druck überall verbreitet, durch Bücher und Fachzeitungen, die wenige Tage nach dem Erscheinen schow

in alle Länder und an alle Stätten gelangen, wo Wissenschaft gepflegt wird. Diese internationale Freizügigkeit wissenschaftlicher Druckwerke aber wird nach dem Kriege gewiß nicht geändert wer« den? jedes Volk wird die Bücher, Schriften und Zeitschriften des .anderen nach wie vor kaufen, kaufen müssen, als Grundlagen wissenschaftlicher Weiterarbeit. Solche Arbeit ist heute nur noch Dem möglich, der das über eine Frage vorliegende Material kennt. Damit ist die wissenschaftliche Intuition noch nicht ausgeschaltet. Aber wer sich heute nur auf sie verlassen will, kommt leicht in die Lage des Mannes, der den Telegraphen erfunden hat und auf den Einwurf, er sei doch schon erfunden, stolz antwortet: „Aber nicht von mir." Wer nicht seine Arbeitkraft sinnlos vergeuden will, muß sich über die Leistungen nicht nur des eigenen, sondern auch aller anderen Völker innerhalb seines Arbeitgebiets auf dem Laufenden halten. Je mehr ein Volk wissenschaftlich arbeitet und veröffentlicht, um so mehr wird seine wissenschaftliche Literatur von den anderen gebraucht. Da aber kein anderes Land auch nur annähernd so viel produzirt wie Deutschland, ist keine andere Literatur fremden Völkern so unentbehrlich wie die deutsche. Die Bedeutung der in deutscher Sprache erscheinenden wissenschaftlichen Literatur, die ja auch aus der deutschen Schweiz und aus Oesterreich gespeist wird, ist so groß, daß, besonders auf dem Gebiete der Medizin und Naturwissenschaft, in keiner anderen Sprache auch nur annähernd so viel fremdländische Arbeit veröffentlicht wird wie in den deutschen Zeitschriften. Jeder Redakteur medizinischer Zeitschriften weiß, daß man sich manchmal der Angebote aus fremden Sprachen übersetzter Arbeiten kaum erwehren kann; und dabei sind es keineswegs die „kleinen" Sprachen, besonders Hollands, der nordischen Staaten, auch Polens und der Balkanstaaten, die in deutscher Uebersetzung eine Zuflucht in deutschen Zeitschriften suchen: sehr viel liefert auch Rußland und sogar Italien. Der Gründe, warum gerade die deutschen Zeitschriften von den Ausländern gewählt werden, sind zwei. Der eine: daß bei uns die größte Verbreitung und Wirkung gesichert ist; der zweite: daß nur der deutsche Verlagsbuchhandel bisher so viel Opfer» Willigkeit und Voraussicht (nämlich internationaler Verbreitung) ausgebracht hat, Zeitschriften solchen Umfanges zu gründen, daß in ihnen nicht nur die deutsche, sondern auch noch ein Theil ausländischer Publikationen Platz hat. Dazu hat deutsche Wissenschaft und deutscher Unternehmergeist noch eine besondere Art wissenschaftlicher Literatur geschaffen, die, wenigstens auf den mir bekannten Gebieten, in anderen Ländern sich nur in ganz unge»

nügenden Andeutungen findet: die großen Berichtssammlunge^
in ihren verschiedenen Arten. Die wissenschaftliche Literatur had
heute einen so großen Umfang erreicht, daß auch innerhalb eineS
Sondergebietes Niemand alle Arbeiten im Urdruck lesen kann.
Außerdem beherrscht nicht Jeder auch nur.die drei oder v':er Haupt»
sprachen und ein großer Theil der wissenschaftlich Arbeitenden
lebt an Orten, die keineBibliothek haben, wo also die Beschaffung,
der umfangreichen Originalveröffentlichungen beinahe unmöglich
ist. Zwar kann noch heute kein wissenschaftlicher Arbeiter auf
das Lesen der Originalarbeiten verzichten; aber gute Berichte
können ihm viel ersetzen, das Wesentliche vermitteln und er ent-
nimmt ihnen, welche Originalarbeiten er sich unbedingt verschaffen:
muß. Die aus diesem Bedürfniß und dieser Nothlage hervorge«
wachsene vermittelnde wissenschaftliche Literatur w'rd in Deutsch»
land in allen möglichen Formen gepslegt. Fast auf allen Wissens«
gebieten, wenigstens im Bereich der reinen und angewandten.
Naturwissenschaften, erscheinen periodische Zeitschriften, meist
wöchentlich oder monatlich, die über die Originalarbeiten bald-
nach ihrem Erscheinen berichten; auch werden Jahresberichte her»
ausgegeben, die also die Publikationen eines ganzen Jahres auf
einem Gebiet zusammenfassen und von denen einige, wie die der:
Chemie, schon auf eine lange Geschichte zurückblicken; ferner er»
scheinen, meist unter dem Titel „Ergebnisse" oder „Fortschritte",.
Publikationen, die innerhalb eines Wissensgebietes mehr odep
weniger umgrenzte Themata mit genauer Ausführung der etwa,
im Laufe von fünf bis zehn Iahren gelieferten Arbeiten kritisch,
beleuchten; endlich große Handbücher, die ganze, mehr oder we-
niger umfangreiche wissenschaftliche Gebiete bis zum Zeitpunkt:
ihres Erscheinens gewissermaßen in bequemer Form magaziniren.
Alle diese verschiedenen Arten vermittelnder Literatur sind Sam-
melarbeiten, die einer redaktionellen Planung und Ordnung be-
dürfen. Daß sie fast nur in Deutschland gedeihen, ist erstens einer
der Beweise für das deutsche Organisirtalent, zweitens ein^r für-
die Selbstlosigkeit der deutschen Wissenschaftler im Interesse d:s
Ganzen, Diese vermittelnde Literatur,kostet, ibre Verfasser ja nur
Zeit, die der eigenen produktiven Arbeit verloren geht. Die Ge«
sammlheir, der die Arbeit zu Gut kommt, ist und wird bleiben
die Gesammtheit aller Nationen. Alle Nationen brauchen und
benutzen diese Literatur und werden sich in ihrem eigenen Inter-
esse hüten, sie etwa in Zukunft auszusperren.
Man darf sagen, daß durch den Umfang und die Art ihrer
wissenschaftlichen Literatur die deutsche Sprache die wichtigste G^»

lehrtensvrache. geworden ist. Eine neutrale Gelehrtensprache, wie im Mittelalter die lateinische war, wird es eben so wenig jemals wieder geben, wie eine Weltsprache entstehen wird. Wer heut» zutage Deutsch nicht lesen kann, Der mag manchmal sehr originell sein, aber er wird sich viel unnütze Mühe machen müssen, wird viel entdecken, was schon entdeckt ist, und seine Arbeiten werden unvollkommen sein. Auf dem mir am Nächsten liegenden Wissens» gebiete der Medizin lassen sich diese Folgen mangelnder Deutsch« kenntniß besonders bei ziemlich vielen französischen Autoren feststellen. Der Franzose spricht und liest ja wohl auch am Wenigsten fremde Sprachen.

Diese Darstellung sollte die Thatsache beleuchten, daß die internationale Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse nicht aufhören kann. Wer sich absperren wollte, würde der leidende Theil sein. Wer am Meisten giebt, gewinnt am Meisten. Daß in dieser Lage Deutschland ist, war für meine Betrachtung von nebensächlicher Bedeutung. Hauptsache ist, daß durch die Verbreitung wissenschaftlicher Druckschriften jetzt beinahe der ganze internationale Austausch des neu erarbeiteten Wissensstoffes geleistet wird, also, außer vielleicht während der Kriegsdauer, während der aber auch der Betrieb der Wissenschaft im Wesentlichen ruht, nicht unterbunden werden kann.

«

Wenn man aber so allgemein von der Internationalität der Wissenschaft spricht, meint man, glaube ich, gar nicht die internationale Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse und Forschungsergebnisse, sondern der Laie hat die unbestimmte Vorstellung, daß die wissenschaftliche Arbeit und die EntWickelung wissenschaftlicher Erkenntniß selbst unter der Störung der internationalen Beziehungen leiden müsse. Ist die Wissenschaft wirklich ein internationales Erzeugniß, bedarf sie zu ihrem Fortschritt der , internationalen Beziehungen, außer denen, die durch die Verbreitung wissenschaftlicher Druckschriften ohnehin gesichert sind? Vielleicht ist diese Meinung unter den Laien durch die in den Zeitungen immer wiederkehrenden Berichte über die internationalen wissenschaftlichen Kongresse entstanden. Jeder Fachmann weiß, daß diese Kongresse (je größer, um so mehr) leere Demonstrationen und Schaustellungen sind. Man hört sich wohl den Vortrag irgendeiner „Berühmtheit" an; der bringt aber kaum jemals Etwas, das der Fachmann aus ihren Schriften nicht schon

wüßte, und bei den meisten Vorträgen herrscht gähnende Leere, schon deshalb, weil fast Niemand eine fremde Sprache, auch, wenn er sie lesen kann, so beherrscht, daß er dem fremdsprachigen Vortrag folgen kann. Obendrein ist zu einer Diskussion von einiger Gründlichkeit niemals Zeit. (Nichts ist schon in einsprachigen Gesellschaften seltener als eine auf sachlicher Höhe stehende Diskussion.) Die Vorträge selbst werden abgeschnitten, damit ja Jeder herankommt und sich am nächsten Morgen gedruckt in der Tageszeitung sieht. Unsinnig ist es, von den „Arbeiten" solcher Kongresse zu sprechen. Gearbeitet wird da überhaupt nicht. Von einem gewissen Werth mögen persönliche Bekanntschaften unter Fachgenossen sein, die, abseits von der Versammlung, zu einem anregenden Gespräch führen; aber zum größten Theil sind die internationalen Kongresse Vergnügungen und sie würden nicht weniger, eher mehr, besucht sein, wenn man den wissenschaftlichen Theil zu Gunsten der gesellschaftlichen Veranstaltungen ganz aufgäbe, als da find: Eröffnungen durch Fürsten oder Minister, Festessen mit gegenseitigen, oft bis zum Ekel lobhudelnden Tischreden, Bierabende, Besichtigungen, Theateraufführungen. Daß Deutschland die InterNationalität solcher Kongresse von nun an wohl den anderen Staaten überlassen wird, werden im Interesse des Ernstes deutscher Wissenschaft unendlich viele Deutsche freudig begrüßen.

Giebt es denn aber nun nicht große Aufgaben der Wissenschaft, die nur durch internationale Arbeit, durch persönliche Berührung also der Vertreter mehrerer Länder gelöst werden können? Diese Voraussetzung ist doch wohl der Sinn der Klage um die durch den Krieg verloren gegangene InterNationalität. Diese Voraussetzung gründet sich auch gewiß nicht allein auf Zeitungphrasen, sondern auf die unbestreitbare Thatsacheder immer weiter fortschreitenden Organisation der wissenschaftlichen Forschung. Die Zeiten, wo aus dunklem Grunde durch das ganz persönliche Genie des einzelnen Forschers eine plötzlich weithinstrahlende Wahrheit gehoben wurde, sind vorbei. Zwar war die Wissenschaft, mit der Kunst verglichen, immer etwas Unpersönliches.' Hätte der eine Beethoven, der eine Lionardo nicht gelebt, ihre Werke wären nie entstanden. Hätte Harvey nicht gelebt, der Blutkreislauf wäre doch entdeckt worden, vielleicht fünfzig, vielleicht hundert Iahre später, aber entdeckt worden wäre er. Der Einzelne w^t^w. der Wissenschaft, um einen Ausdruck anzuwenden, der in der Chemie für die Beschleunigung chemischer Reaktionen im Gebrauch ist, katalytisch^ er beschleunigt die Entwickelung nur, die

«uch sonst eing,etr«ts«,.wMe. Der Künstler ist ga^ und Mein der ^Schöpfer seines Werkes. Mit^r^mMr^Veiter fortschreitenden "MMe^g^UnV^Meitung wissenschaftlicher Erkenntniß ist die ohnehin beschränkte Bedeutung, die dem Einzelnen bei der Erarbeitung wissenschaftlicher Erkenntniß zufallen kann, immer mehr nivellirt worden. Immer geringer wird die beschleunigende Wir» kung, die der Einzelne auf die Entwickelung des Ganzen hat; das selbe Ergebniß wird ja oft zu gleicher Aeit von zwei oder Mehr Forschern gefunden. Ich bin weit davon, die Bedeutung der großen Persönlichkeit in der Wissenschaft zu unterschätzen; aber sie muß sich, will sie sich entfalten, heute viel mehr als früher auf die Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, auf die Arbeiten Anderer, stützen. Und auch der Einzelne, der eine umfassende wissenschaftliche Idee zur Geltung bringen will, kommt hente sehr oft mit seiner eigenen Arbeitkraft nicht aus; er bedarf der Organisation, um seine Gedanken wissenschaftlicher Prüfung und Durcharbeitung zuzuführen. Ein Beispiel, das auch dem Laien einleuchten wird, ist Ehrlichs Salvarsan. Es trug bekanntlich früher als Bezeichnung nur die Zahl 606: es war das sechshundertsechste der Mittel, mit denen Dutzende von Thierversuchen, jeder mit bakteriologischen und mikroskopischen Prüfungen, angestellt werden mußten; und die einzelnen 606 Substanzen waren nicht etwa fertig, sondern mußten in mühsamer Arbeit mit verwickelten Methoden erst hergestellt werden. Und dieses Beispiel ist noch ein kleines und enges. Die Nothwendigkeit solcher wissenschaftlichen Organisation hat die großen Institute geschaffen, die, bei uns zuerst durchweg im Anschluß an die Universitäten gegründet, jetzt zum Theil von dem Unterricht getrennt sind und als Forschungsinstitute (Kaiser»Wilhelm»Institute) vom Staat und von wissenschaftlichen Gesellschaften unterhalten werden. Die Anerkennung der Nothwendigkeit umfassender wissenschaftlicher Organisation bedeutet aber durchaus noch nicht die Nothwendigkeit internationaler Organisationen. Die ganze organisatorisch geleistete Arbeit der Universitäten und Institute verfolgt zwar zum geringsten Theil nationale Zwecke; ihre Ergebnisse dienen allen Nationen. Aber ist die Arbeit damit eine internationale? Etwa, weil wir in großer Gastfreundschaft und Gutmüthigkeit vielen fremden Forschern erlaubt haben, sich daran zu betheiligen? Diese Fremden kamen', um unsere Organisation der Wissenschaften zu lernen; wir haben ihrer nicht bedurft. Manchmal haben sie unseren Landsleuten die Arbeitplätze weggenommen. Wenn in Frankreich und in Amerika einige Institute wirklich von Mitgliedern verschiedener Völker

geleitet werden (im Rockefeller»Institut haben ein Deutscher, ein Franzose und ein Japaner leitende Stellungen), so hat diese Intern Nationalität als solche für die Arbeit der Institute gar keine Bedeutung. Die wMeZtMaftliAe Arbeit Ht^nicht national und nicht ^^WÄ!?A.Ä»IK MWazwytzl: sie hat mit 5er^ati7naKl«"üVA? ^aupt nichts zu thun. Ob der Einzelne innerhalb oder an der Spitze einer wissenschaftlichen Organisation Amerikaner oder Japaner ist, ist für die Arbeit völlig gleichgiltig, wenn er nur die? Fähigkeiten für seinen Posten hat. Jede Nation sollte freilich die Pflicht fühlen, ihre eigenen Forscher so zu versorgen, daß sie nicht gezwungen sind, ins Ausland zu gehen, wie gerade deutsche Gelehrte bisher viel zu oft thun mußten.

DieNothwendigkeit internationalerOrganisation mag für einige Sonderprobleme zugegeben werden; als größtes von ihnen wäre das Völkerrecht zu nennen. Von ihm schweigt man heute wohl, lieber. Gewiß bedarf man auch internationaler Vereinbarungen über wissenschaftliche Maßeinheiten und ähnliche Dinge, die von wenigen arbeitsamen Leuten in der Stille geregelt werden müssen und weiter geregelt werden. Ein schmerzlicher, aber schließlich doch zu verschmerzender Verlust wäre es freilich, wenn das Studium fremder Erde, fremder Natur und fremder Kunst im Ausland selbst aushören müßte, wenn etwa unsere Gelehrten nicht mehr, wie bis,-her, in Italien italienische Kunst erforschen dürften. Aber eifrige Leute haben eine äußere und scheinbare InternMonaliMt in viele Dinge hineinzutragen versucht, bei denen sie sachlich ganz, überflüssig ist. Wir haben, zum Beispiel, eine wtAflatioHa/KSlW» forMung. Das heißt: wir haben eine Reihe von Hirnforschung« instituten, von denen jedes auf eigene Faust arbeitet, auch gar nicht anders arbeiten kann; und wenn sie nicht der internationalen Vereinigung angeschlossen wären, wäre es noch eben so. Man konnte in den letzten Jahren auf allen möglichen Gebieten nicht international genug sein. Um noch ein Beispiel anzuführen: Ich glaube nicht, daß wir in der Tuberkulosebekämpfung weniger weit wären, wenn wir keine internationale Vereinigung dafür hätten. Das Material ist ja ohnehin durch den Druck Jedem zugänglich. Ich sehe also, einzelne Ausnahmen zugegeben, nirgendsProbleme» für die eine persönliche internationale engere Fühlungnahme unentbehrlich oder auch nur im Wesentlichen förderlich wäre.

Wozu dann aber die Aufregung über die Bewahrung oder-die Aufgabe von Ehrenmitgliedschaften an ausländischen Gesellschaften und Akademien? Die Wahrheit ist, daß diese Dinge für die Wissenschaft, ihre Entwickelung und Verbreitung, völlig gleich»

giltig sind. Ich will nicht behaupten, daß sie nur der Eitelkeit dienen (obgleich für Viele solche Auszeichnungen ganz ohne Werth wären, wenn sie nicht in der Zeitung erwähnt würden). Zweifellos haben viele (auch sehr bedeutende) Leute ein gewisses, objektiv freilich immer minderwerthiges Bedürfniß nach äußerer Anerkennung, das man ihnen aufrichtig gönnen kann. Unter solchen Aus ^ Zeichnungen giebt es auch einzelne (sehr wenige), die ein gewisses Gewicht haben, weil sie immer nur nach genauer Auswahl verliehen worden sind. Tins sachliche Bedeutung haben aber auch sie nicht. Es ist und bleibt nur eine Art wissenschaftlicher Orden. Oder wird in der Wissenschaft Etwas anders, weil Sven Sediy aus der. .KutdMM Geographischen Gesellschaft gestoßen worden ist? Ein äußeres Gewicht kann solchen Auszeichnungen auch noch durch einen mit ihnen verknüpften Geldpreis ertheilt werden, deren größter ja der Nobelpreis ist. Vielleicht ist unsere Zeit der Ueber» legung fähig, ob die Verleihung solcher Geldpreise in der Form^ in der, zum Beispiel, der Nobelpreis verliehen wird, ganz würdig ist; man kann sich gut vorstellen,daß bei allen schönenAbsichten der gute Nobel doch mit einem ironischen Lächeln den jährlichen Tanz, der Wissenschaft um das von der schwedischen Akademie behütete Goldene Kalb vorbereitete. Wer der Wissenschaft nützen will, giebt das Geld nicht persönlich einigen meist sehr wohlhabenden Leuten, die eine Möglichkeit der Wirkung schon gefunden haben. Er giebt es den Einrichtungen. Mit dem Preis, den die Nobel» stiftung jährlich für jede Wissenschaft aussetzt, könnte ein Institut fünfzig jüngere Forscher, die Begabung erkennen ließen, der Sorge um das tägliche Brot entheben und sie wissenschaftlicher Forschung erhalten. Eine solche Verwendung wäre würdig, vernünftig und trüge die reichsten Zinsen; wäre freilich aber keine internationale Sensation. Für unser Thema ist es nur ein Nebengedanke, daß auch innerhalb der Nation aller Firlefanz aus dem wissenschaft« lichen Betrieb durch die strenge Zeit des Krieges getilgt werden möge. Aber Niemand soll uns glauben machen, daß der internationale Firlefanz irgendeine Bedeutung für die Entwickelung der Wissenschaft habe. WLsMe,W.MnfHa,ft sachM von Inter-Nationalität braucht^ wird und kann ihr durch keinen Krieg verloren gehen; am Wenigsten braucht man in Deutschland, darum zu Langen. Professor Dr. MaxLewandowsky.

Die Zukunft,
Ein Vorbild.

^Sls die heute bei uns herrschende Literaturmode sich entwickelte AM (man sollte vielleicht Naturalismus, Symbolismus, Neu» romantik und die anderen verschiedenen Bezeichnungen für eine im Grunde gleiche Sache lieber mit einem gemeinsamen Namen belegen), kamen auch die Werke der großen russischen Dichter, die man damals Realisten nannte, zu einigem Einfluß. Nicht zu großem; und besonders nicht zu Einfluß auf die eigentlichen Träger und Förderer der Bewegung; auf sie wirkte viel stärker die französische Literatur, Heute erhalten wir für die damals allein vorhandenen gekürzten und oft elenden Uebersetzungen'treue, gute und vollständige Ausgaben; von Tolstoi, Dostojewskij und Gogol.

Scheinbar zufällig sind Erlebnisse und Anregungen der jungen Leute und scheinbar rein persönlich ihre ersten Leistungen und spätere EntWickelung. Aber hinter dem Zufälligen und Persönlichen steht eine führende Macht. Trotz der Gleichgiltigkeit der großen Menge nicht nur, sondern auch der meisten Führenden gegen die Dichtung, die unter Umständen zur völligen Isolirung des einzelnen Dichters führen kann und zu dem Anschein, als stehe er seiner Zeit feindlich gegenüber, wirkt doch in der literarischen EntWickelung (Das heißt: in dem Schaffen der paar Dichter, die Selbständiges und Lebendiges leisten im Gegensatz zu den von der Mode oder dem bloßen Massenerfolg Gehobenen) das Leben des gesammten Volkes; und die alte Meinung hat Recht, die in der Dichtung den letzten Ausdruck des nationalen Lebens findet, trotz dem scheinbaren Widerspruch, daß die Dichtungen, auf die es hier ankommt, lange Zeit fast oder ganz unbekannt bleiben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die heute anerkannte und herrschende Literatur zusammengebrochen ist. Man möchte sagen, daß die Dichter, die heute in der Blüthe des Mannesalters stehen und ihre reifsten Werke schaffen mußten, nicht älter geworden sind, als sie zur Zeit ihrer Anfänge waren; nur nahm man damals das Versprechen gläubig und dankbar hin, in der Erwartung, daß es eingelöst werde. Bei der Jugend konnte man sich mit dem Talent oder mit der Hoffnung des künftigen Talentes begnügen. Nun, da die Reife und ihre Früchte ausgeblieben sind, darf man mit gutem Recht sich fragen: Liegen nicht die Ursachen des Zusammenbruches schon in den ersten Werken erkennbar vor? Hat man sie nicht überschätzt? War nicht schon ein Mangel in den Grundlagen?

Es ist ja nicht die Dichtung allein, die uns enttäuscht hat; unser gesammtes Kulturleben ist es. Noch mögen Manche sich an

dem ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung berauschen und ge»
wollt gläubig annehmen, er sei Folge und Zeichen von Kraft: wer
das Geschehen untersucht und seine Folgen betrachtet, Der sieht den
unsicheren Grund des Gebäudes und die Zerstörung im Besten
unseres nationalen Wesens. Kommt einst der Zusammenbruch, so
werden wir ärmer sein, als wir zuvor waren.
Die Lecture der neuen Uebersetzung von Gogols „Toten See»
len" hat diese trüben Betrachtungen hervorgerufen.
Ich sagte, die großen Russen galten damals als Realisten und
wurden mit den Franzosen gleichgesetzt, von denen auf die weiteren
Kreise Zola, auf die Schaffenden Flaubert wirkten und in der
Folge dann Baudelaire und die symbolistischen und romantischen
Artisten. Man machte einen ähnlichen Fehler wie in der vorigen
Generation, wo man den Stoff mit dem Empfindungsgehalt ver«
wechselte: man verwechselte jetzt den Empfindungsgehalt mit der
Darstellung. Es war natürlich in Tagen des Kampfes, wo man ein
neues dichterisches Können suchte gegenüber einer leeren Routine,
daß man nur an das Können dachte, und zwar, da sich ja die künst-
lerischen Produktionen immer nur auf gewisse Theile des künst»
lerischen Könnens erstrecken, nur an die Kraft des charakteristischen
Darstellens, die man im Erfassen des Momentanen fand; daß man
den Empfindungsgehalt ganz vergaß; wie auch heute in den Käm-
pfen der Bildenden Künstler gegen das „Literarische" das rein
Malerische einseitig hervorgehoben wird. Aber es war ein Un»
glück, daß in der Literatur keine bedeutende Persönlichkeit auftrat,
die mit dem Können,einen werthvollen Empfindungsgehalt auszu»
drücken vermochte. So kam statt der Weiterentwickelung nur ein
Modenwechsel; hatte der Naturalismus das Momentane in der
Außenwelt dargestellt, so stellte die Neuromantik nun das Mo»
mentane im Seelischen dar; da die Natur nicht im Momentanen
liegt, sondern im Stetigen, so war der Naturalismus schon in sei»
nen Anfängen Unnatur; und noch mehr die Neuromantik. Nur
das Banale kann man im Momentanen fassen. Und so kamen wir
denn endlich dahin, daß unsere Literaturwerke haltlos zwischen der
Banalität und der Gespreiztheit hin und her schwanken: eine Herr»
liche Gelegenheit für die Harlekinnaturen, als gestaltungsgewal»
tige Skeptiker zu erscheinen.
Der Realismus der großen russischen Dichter dient dem Aus»
druck von ethischen Empfindungen. Rein technisch betrachtet, tritt
daher die Darstellung des Momentanen in den Hintergrund; er
wird nur benutzt, um die Erzählung zu beleben. In den „Toten
Seelen" ist ganz bewußt, ja, vom Dichter offen ausgesprochen, die

Absicht, Typen darzustellen, also das Stetige, das hinter dem Mo«
mentanen ruht. Das kann der Dichter mit seinen Mitteln nicht
anders als dadurch, daß er die herrschende Leidenschaft des Men»
scheu erfaßt, also gleich, bevor er noch Umrisse seiner Gestalt fest»
legt, schon eine Abstraktion vornimmt: womit er denn das Gegen»
theil von Dem thut, was nach der bei uns heute herrschenden Auf»
fassung der Realist thun soll. Und hier, im Anfang des dichteri»
schen Gestaltungprozesses, wirkt die ethische Kraft. Ich will einen ,
Absatz aus den „Toten Seelen" hier hersetzen, der zeigt, wie be»
wüßt Gogol vorging., ',

„Dreimal weise ift, wer überhaupt keinen Charakter verabscheut,
sondern prüfend seinen Blick auf ihn heftet und ihn begreifen lernt in
seinen innersten Triebfedern; wie schnell wandelt sich Alles im Men»
schen: ehe man sichs versieht, hat sich im Innern ein furchtbarer Wurm
eingenistet, der wächst und wächst und alle Lebenskräfte herrisch in sich
aufsaugt. Und mehr als einmal schon geschah es, daß in einem Men»
schen, der zu Höherem geboren war, nicht nur eine übermächtige Lei»
denschaft gewaltig emporwuchs und erstarkte, nein, oft schon ließ ein
armsäliger minderwerthiger Trieb ihn all seine hohen und heiligen
Pflichten vergessen und in elenden Nichtigkeiten etwas Großes und
Verehrungwürdiges sehen. Unendlich wie der Sand am Meer sind des
Menschen Leidenschaften; und keine gleicht der anderen. Alle sind dem
Menschen im Anfang gefügig und gehorsam, die hohen wie die nie»
drigen, und erst später werden' sie zu furchtbaren Despoten. Selig ist
Der zu preisen, der sich unter allen die herrlichste Leidenschaft erwählte:
er wächst und mehrt sich täglich und stündlich sein grenzenloses Glück,
tiefer und immer tiefer dringt er ein in das unendliche Paradies seiner
Seele. Aber es giebt Leidenschaften, deren Wahl nicht vom Menschen
abhängt. Sie werden mit ihm geboren in der Stunde, da er zur Welt
kommt, und keine Kraft ward ihm gegeben, sie weit von sich zu stoßen.
Ein höherer Plan ist es, der sie lenkt, und in ihnen liegt Etwas, das
uns ruft und lo.ckt und keinen Augenblick im Leben verstummt. Ihre
große irdische Laufbahn zu beenden, ist ihre Bestimmung, ob sie nun
als finstere Gestalten vorüberwandeln oder als herrlich leuchtende Er»
scheinungen, die den lauten Iubel der Welt entfachen, indem sie an
uns vorüberziehen; einerlei: sie kamen, um das den Menschen unbe»
kannte Gute zu erfüllen. Und vielleicht stammt auch die Leidenschaft,
die unseren Helden Tschitschikow lenkt und vorwärts treibt, nicht aus
ihm selber und auch in seinem kalten, frostigen Dasein liegt Etwas be»
schlossen, das einstmals den Menschen auf die Knie und in den Staub
niederzwingen wird vor der Weisheit des Himmels. Und es ist noch
ein Gcheimniß, warum diese Gestalt gerade in dieser Dichtung erschei-
nen mußte, die hiermit den Schauplatz der Welt betritt."

Iedes Können, auch jedes künstlerische Können, kann nur bis
zu einem gewissen Punkt gebracht werden: von da an entwickelt

sich ein Mensch nicht weiter, wenn nicht von anderer Seite her, von feiner Aufgabe, ihm neue Kraft, neue Ziele kommen. Eine Kunst, die nur auf Können gestellt ist (mag man selbst den Begriff des Könnens noch so richtig gefaßt haben), wird deshalb bald an ihre Grenzen kommen; und da ist der Grund, warum sich unsere Dichter nicht weiter entwickelten; ja, da Alles seine Zeit hat, Empfindung, Einsicht, Aufgabe und Willen des Jünglings und des Mannes, so mag es kommen, daß ein Dichter, der so stehen bleibt, am Ende wirkt wie die geckenhaften Greise, die auf Liebesabenteuer ausgehen; was kindlich war, wird kindisch, und was jugendlich war, wird jungenhaft. Aber unser auf das Gute gerichtete Wollen entwickelt sich mit unseren Iahren, mit Erfahrung, zunehmendem ^Verstand, Kenntnissen, Einsichten und Umsicht. Oft mag eine solche EntWickelung in ihren letzten Enden der Menge unverständlich sein, wie es die Gogols war, als er auch in den äußeren Formen seiner Religion immer strenger wurde; da soll sich der Gewöhnliche bescheiden und sich sagen, daß das Kleine nicht das Große fassen kann. Uns aber, denen nun fast schon das Wissen verloren gegan» gen ist um Das, was Dichtung ist, mögen die Werke Gogols ein Trost sein und eine Hoffnung, daß auch unserem Volk einmal wie» der bessere Zeiten kommen werden.

(Vor dem Kriege geschrieben.)

Weimar. Paul Ernst.

Ludolf Camphausen.

'n seinen „Charakterbildern" hat Gustav Schmoller auch dem Andenken des rheinischen Finanzmannes und Sozialpolitikers Gustav von Mevissen einige Seiten gewidmet; unter Anlehnung an die Biographie Mevissens, die wir Hansen verdanken. Mer während Hansen die Größe Mevissens möglichst aus sich selbst heraus erwachsen läßt und fast ängstlich vermieden wird, sie auf Kosten Anderer hinaufzutreiben, geht Schmoller einen anderen Weg: er drückt Andere nieder, um Mevissens Persönlichkeit in um so hellerem Licht erscheinen zu lassen. Da auch Ludolf Camphausen zu Denen gehört, an denen ein solcher Niederdruckversuch gemacht wird, sei hier darauf mit einigen Worten erwidert.

„In den Tagen" (so heißt es bei Schmoller) „als die ängstlicheren kölner Bankherren, wie sogar Ludolf Camphausen, davor warnten, in den sozialen Massen die Begehrlichkeit zu wecken, war Mevissen für öffentliche Diskussion der sozialen Frage." Das sieht

aus, als ob Camphausen auch zu den Aengstlichen gehört habe, «V ob er gegen eine öffentliche Diskussion der sozialen Frage gewesen sei. Aus Hansens Darstellung war eine solche Meinung nicht zu. entnehmen, denn bei Hansen folgt der Erzählung, daß Camphau» sen im Ausschuß des zu bildenden Vereines dagegen vrotestird habe, „daß die Versammlung vom zehnten November in den ar» bettenden Klassen Ansprüche und Bedürfnisse erweckt habe, die vorläufig doch nicht zu befriedigen wären", der mit Thatsachen belegte Hinweis, daß es Camphausen an theilnehmendem Verständniß für die schwierige Frage nicht gefehlt habe. Dies geht übrigens auch aus mehren Stellen der Biographie Camphausens von Anna Caspary hervor. Schmoller faßt sein Endurtheil dahiir zusammen, daß Mevissen „Hansemann und Von der Heydt an Charakter und allgemeiner geistiger Bedeutung wesentlich überlegen" gewesen sei und Dies „vollends gegenüber den beiden Camphausen, Beckerath und den übrigen rheinisch-liberalen Koryphäen" gelte. Meine Absicht ist nicht, nun wiederum Camphausen auf Kosten Mevissens emporzuheben, denn das rheinische Leben war damals stark genug, eine ganze Reihe hervorragender Männer hervorzubringen, und es,ist heute noch, stark genug, sich das Andenken dieser Männer in ungeschmälertem Ansehen zu erhalten; wohl aber ist meine Absicht, so weit es in Kurzem geschehen kann, die Natur des stolzesten dieser Männer dem allgemeinen Verständnitz etwas näher zu bringen.

In den Camphausen lebte ein starker Familiensinn; und dieser innige Zug blieb erhalten trotz allen Charakter« und.Meinung« verschiedenheiten der einzelnen Familienmitglieder. Unter ihnen sind der ältere Ludolf, der ehemalige Ministerpräsident von 1848, und der viel jüngere Otto, der spätere preußische Finanzminister, Jahre lang durch einen regelmäßigen, hochinteressanten Briefwechsel mit einander in Verbindung geblieben. Wer darein einen Einblick gewann, Dem ist ein Zusammenwerfen beider Persönlichkeiten, wie es da Schmoller vornimmt, ganz unmöglich. Der jüngere Bruder wuchs sich in langer Beamtenlaufbahn ganz zum preußischen Bureaukraten und Fachmann aus, zu einem routinir« ten Fachmann, der dann, als er endlich nach dem Ablauf einer langen Wartezeit von Bismarck zum Schaffen berufen wurde, von schaffender Kraft nicht mehr viel zur Verfügung hatte. Kein Wunder, datz er sich aus den seit länger als dreißig Jahren eingefahrenen Gleisen einer noch aus der Zeit Rothers und Kühnes stammenden Finanz« und Steuerpraxis nicht mehr herauszuwinken, vermochte. So lange Bismarck zuverlässiger Fachleute bedurfte.

war ein Otto Camphausen unter den Ersten damals am Platz, zumal er neben einer nicht gewöhnlichen, Aktenhaufen bewältigen« den Arbeitkraft eine sehr scharfe Kritik und ein unbestechliches Ur» theil besaß. Als aber Bismarck seine große Finanz» und Steuerpolitik im Dienst des Reichsgedankens in Angriff nahm, mußte Camphausen weichen, denn zur Durchführung solcher Riesenpläne reichte fachmännische Routine allein nicht aus.

Ein ganz anderer Mensch und Charakter steht in Ludolf Camphausen vor uns. Er ist ein Schaffender, ein Eigener von Anfang an. KeineFrage, kein wirtschaftliches und politisches Problem tritt an ihn heran, das er nicht auf seine Art anpackt, auf seine Art zu lösen versucht. Er weiß, was er will. Als Kaufmann hat er handeln gelernt und weiß, daß nicht immer gleich auf den ersten Anwurf die höchsten Preise zu erzielen sind. So sieht er und kalkulirt und wägt die Möglichkeiten ab, seinen Willen durchzusetzen. Ein hoher Idealismus läßt ihn daran glauben, daß er mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft den Gegner doch zu einem Entgegenkommen werde zwingen können. Darum geht er entgegen, so weit er es vor seinem Gewissen noch irgendwie verantworten kann. Dann aber, erkennend, daß sich auf der anderen Seite nichts regt, daß man vielmehr glaubt, ihn ganz zu sich hinüber ziehen zu können, daß man ihm scheinbare Avancen macht, um alsbald wieder auf den alten Standpunkt zurückzutreten, entzieht er sich diesem nichtsnutzigen Spiel und verzichtet. Er ist nicht Ideologe genug, um die vorhandenen, geschichtlich gewordenen Machtelemente und Machtverhältnisse zu übersehen und sich einem unreellen Utopismus hinzugeben, hat aber die große innere Kraft eines idealen Glaubens an den Sieg des Wahren und Rechten. Der hält ihn aufrecht in der schweren Zeit, die er 1848 in Berlin, dann 18W als Vertreter Preußens in Frankfurt durchzumachen hatte, kämpfend gegen den Radikalismus von links und rechts. Als sich die klugen Leute aus Besorgniß, sich zu kompromittiren, für bessere Zeiten aufsparten und der König keine Minister finden konnte, war er auf den ersten Anruf des Königs bereit, sich ihm und der gefährdeten Dynastie zur Verfügung zu stellen. Und nicht minder war er augenblicklich bereit, zu gehen, als er erkannte, daß seine Arbeit nicht mehr nützen konnte. In solcher Lage, die durch die Thatsachen unwiderleglich bewiesen wird, ist es nicht erlaubt, Das an ihm zu bemäkeln, worin er in damaliger Zeit wirklich ein Einziger war: in der aufrechten Geradheit und Festigkeit seines Charakters. Weil er mit keiner Partei durch Dick und Dünn ging, weil er, wie er selber an Beckerath schrieb, „schwerlich jemals dazu

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20092_283.html[18.07.2014 16:02:36]

gelangen werde, die Persönlichkeit der Partei auszuliefern", traten Alle von ihm zurück; und weil er zu stolz war, hinterher mitSelbst» rechtfertigungen und Rancunen die Oeffentliche Meinung für sich umzustimmen und mit X und V herumzustreiten, blieb die Ver» stimmung über ihn an seinem Andenken haften, — fast bis heute. Aber wie noch lange nicht Alles Gold ist, was glänzt, so ist auch noch lange nicht alles echteste Gold so glänzend, daß es von jedem Auge sofort als solches erkannt wird.

Was nun seine Haltung in der Frage des kölner Lokalvereins betrifft, so liegt auch darüber ein eigenes Schreiben Camphausens an seinen Bruder Otto vor. Am fünfundzwanzigsten November 18^ schrieb er: „Die Unterredung unter vier Augen eröffnete der Minister*) mit der Nachfrage über den hier geplanten ‚Gegenseiti-gen Hilfs» und Bildungverein", dessen Tendenz ihn sehr aufgeregt und zu dem Verbot einer weiteren öffentlichen Versammlung vor Prüfung des Statuts vermocht hatte. Ich sprach mich offen über die beiden Seiten der Sache und der hiesigen Richtung aus und er schien in allen Punkten mit mir einverstanden. Ueber mein Verhältnis; zu der Sache will ich Dir noch einige Worte sagen. Die Anregung zu der Versammlung war von Compes ausgegangen, der sich das Iunge Deutschland zu Gefährten gewählt und auch mit ihm die zu treffenden Wahlen arrangirt hatte. Damit korre« spondirend fand die Diskussion, unter großem Beifall der zahlreich anwesenden Besitzlosen, besonders nöthig, den arbeitenden Klassen das Gefühl ihrer Rechte und der Gleichheit ihrer Stellung mit uns anderen Menschenkindern beizubringen, zu welchem Ende denn auch der Verein auf den Gebrauch des Wortes arbeitende Klasse' von vorn herein verzichten möge. Ich war der Einzige, der wagte, dem hohen Schwung deprimirend entgegenzutreten. Den-noch in das Komitee zur Entwerfung der Statuten, wenn auch mit der geringsten Stimmenzahl, gewählt, habe ich nicht unter» lassen, die Wahl anzunehmen und in der ersten Sitzung die Mo» tive vorzutragen, aus welchen ich nach der durch die Versammlung erzeugten Stimmung zur Bildung und Ausbreitng des Vereins für nöthig erachte, daß auf die Benennung gegenseitiger Hilf» und Bildungverein' verzichtet und der Name ‚Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen' angenommen werde. Nachdem die« ser Antrag mit sechs gegen drei Stimmen abgelehnt war, habe ich erklärt, mich von dem Komitee zurückzuziehen, und die Einlage zu Protokol gegeben. Die albernen Knaben haben wahrscheinlich

*) Flottwell war damals am Rhein,

die Gelegenheit zu einem politischen Fortschritt, wie er seit Langem nicht geboten war, zerstört. Ich hoffe, daß für die bedrängten Klassen sich hier dennoch thätige Theilnahme zeigen werde."
Diese Darlegung spricht für sich selbst. Betont sei nur: Camphausen versagte sich nicht der Bewegung, er versagte sich nicht dem Verein und nicht dem Komitee. Nur dagegen ging er an, daß man unpraktische und unreelle Dinge that, wie es geschah, wenn man Erwartungen wachrief, deren Erfüllung auf lange Zeit hinausgeschoben werden mußte. Liest man dagegen gar die Deklamationen der Raveaux und Genossen, wie sie auch Heß im „Gesellschaft« spiegel" aus jener Versammlung mittheilt, so kann man wirklich nur urtheilen, daß diese Bewegung am Meisten an ihrer eigenen, erfahrunglosen Jugendlichkeit litt.
Eine andere, uns hier näher berührende Frage aber taucht Äuf: Wer gab die drei Stimmen ab, die sich für den Vorschlag Camphausens aussprachen? Zieht man den Vermittelungvor» schlag Mevissens in Betracht, der gerade an dem „beleidigenden" Ausdruck „Wohl der arbeitenden Klassen" festgehalten sehen wollte, so darf man wohl der Vermuthung Ausdruck geben, daß Mevissen auch hier sachlich nicht allzu, fern von Camphausen stand. Auch Me» Vissens Antrag wurde abgelehnt und die Radikalen hatten die Mehrheit, Weiter aber giebt das Auftreten Camphausens uns eine Illustration zu der von Schmoller bei, ihm vermutheten Aengstlichfeit. Vor einer angeregten Versammlung mit rechten Radikalismen deren Beifall zu erzielen, ist meiner Ansicht nach nicht so schwer, erfordert auch mehr Uebermuth als Muth, den 2tebermuth des Unverantwortlichen, der sucht bang zu sein braucht, daß man ihn beim Wort nimmt. Den größeren Muth und den reiferen Charakter muß man doch da erkennen, wo Einer wagt, als. Einziger „deprimirend dem hohen Schwnng entgegenzutreten" und neben dem ideell Erwünschten auch das reell Erreichbare im Auge zu behalten. Doch mag hier Jeder seinem Geschmack folgen. Dem reiferen Urtheil prägt sich der Werth des Charakters eben in Anderem aus als dem fröhlichen Draufgängerthum der Jugend, zumal, wenn Aengstlichkeit so wenig zu den Grundzügen solchen Charakters gehört, wie-es bei Camphausen der Fall war.
Schmoller reihte die Erinnerung an Mevissen seinem Buch ein, weil sie, wie er in einer Anmerkung mittheilt, „besonders für die Sonderlinge lehrreich sei, die den ‚Moralismus' aus der deutschen Volkswirthschaftlehre vertreiben wollten". Nun, Mevissens große Kunst war, wie mir Eduard von Oppenheim nach dem Zeug» niß seines Vaters Abraham in der Sprache der Börsianer mit-

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20092_285.html[18.07.2014 16:02:37]

theilte, „eine Sache richtig zu fingern". Hierfür bringt Hansen in den Nachrichten über das Gedeihen der Unternehmungen, denen Mevissen seine Fürsorge widmete, die prächtigsten Zeugnisse bei. Ein Zeichen wohl, daß Mevissen selbst als oberste Forderung für den Wirtschaftler die richtige Kalkulation und vollendete techni» - sche Herausbildung eines Unternehmens betrachtete. Und Dies ist ja auch die oberste moralische Forderung, die an den Praktiker und Theoretiker gestellt werden kann; denn geht er hier in prinoipiis fehl, so wird sich sein Irrthum auch, wie auf manchem anderen, auf sozialem Gebiet bemerkbar machen. Daher stammen dann auch die moralischen Anklagen, die gegen ihn erhoben werden. Aber nicht mit Moralismus wird man diese Fehler wieder gut machen können, sondern immer nur durch wirthschaftlich richtiges Handeln. And darum will auch ich den Moralismus möglichst aus der Volkswirthschaftlehre vertrieben sehen, weil jede Erneuerung und Erweiterung volkswirthschaftlicher Erkenntniß und Praxis nicht durch Moralvorschriften, sondern durch richtige wirtschaftliche Einsichten zu erreichen ist. Wendet sich Schmoller nun gegen die- sen Wunsch, so beweist er eben damit, daß er Rechtschasfenheit und Moralismus mit einander verwechselt. Rechtschaffenheit aber wird nicht durch Moralvorschriften erzeugt, sondern sie wird, wie unser braves deutsches Wort schon sagt, mit dem Menschen geschaffen. Keine Beachtung von Moralvorschriften kann rechtschaffen machen, sondern sie macht höchstens einen Menschen, der „so aussieht", dessen Handeln äußerlich dem Handeln des Rechtschaffenen gleicht, wie der rosig Geschminkte dem wirklich Gesunden.

Während nun richtiges wirtschaftliches Handeln erlernbar ist, aber nur erlernbar durch Vermittelung richtig wirthschaftlicher Einsicht und nicht durch Moralismen, ist rechtschaffenes Handeln die natürliche Bethätigung eines rechtschaffenen Charakters: es wird auf wirtschaftlichem Gebiet stets von dem Streben nach rich- tiger wirthschaftlicher Einsicht getragen sein. Und in diesem Punkte hält Ludolf Camphausen den Vergleich mit jeder anderen Persönlichkeit seiner Zeit aus. Man braucht nur näher hinzu- sehen, um Das mit Freude zu erkennen.*)

Die dritte Veröffentlichung des rheinisch»westfälischen Wirth» schoftarchivs ist Ludolf Camphausen gewidmet (Baedeker in Essen).

Dr. Mathieu Schwann.

Zwei Franzosen.

ir kennen Künstlernamen, deren Nennung die Vorstellung einer einzelnen großen Gestalt weckt und um die für uns eine gewaltige, von jenen heroischen Menschen überragte Leere liegt. Und wir kennen andere, deren Namen wir nur zu nennen, an die wir uns nur zu erinnern brauchen, um sofort eine ganze Zeit nach Tracht und Art, Gedanken und Gehaben heraufsteigen zu sehen. In die erste Reihe gehörten Schiller und Beethoven, gehört Dante, obwohl sein größtes Gedicht überall von Spuren der Zeitgeschichte durchsetzt ist, auch Nietzsche; um sie ist kein Raum und um sie keine Zeit: so er» scheinen uns diese Männer, wenn uns auch die Geschichte meldet, wie stark ihre Epoche sie und sie ihre Epoche beeinflußt haben. Anders ist uns, wenn wir Shakespeares, Goethes, Mozarts, Wagners ge- denken; dann zieht die leuchtende Gestalt einen ganzen Nebelstreif lebendigster Umwelt mit sich empor. Und vollends der Dichter, der als Satiriker und Komoedienschöpfer die Menschen und die Ein» richtungen seiner Tage dargestellt hat, kann immer nur, umbraust, umtollt, umlacht, umspielt von Lachffratzen und Thränenmasken der Welt, durch die er einst als Zuschauer, Mitspieler, Schöpfer geschritten ist, vor uns aufleben. Wir empfinden mit vollem Recht, daß gerade der Komoediendichter nur denkbar ist in dem Rahmen und unter den Eindrücken eines großen, wirren, wechselnden nationalen Lebens. Der größte deutsche Tragiker konnte von einem Kleinstaat in den anderen, innerhalb eines unpolitischen und politisch ohnmächtigen Volkes, wandern und dabei Unvergängliches schaffen; aber schon Hebbel fühlte den Drang, über Dithmarschen und Hamburg hinaus nach Paris, Rom, Wien zu gehen, die Weltbühne zu studiren, bevor er die Bühnen der Welt erobern konnte. Die Nachfolge der Aischylos und Sophokles ist noch möglich in engen und kleinen Verhältnissen; auf den Spuren des Aristophanes wandert nur der Dichter, der Schrift» steller, der innerhalb eines starken nationalen Lebens selbst von der Woge hin und her getrieben wird.

Max I. Wolsf, der vor einigen Iahren eine Darstellung Shakespeares veröffentlicht hatte, gab uns danach ein Werk über Moliere, und Anton Bettelhcim hat seinen „Beaumarchais" in einer zweiten, durchaus neu bearbeiteten Auflage herausgegeben. Wer ohne die eben angedeuteten Voraussetzungen an die beiden Bücher herantritt, gewinnt diese Anschauungen als ihr Ergebniß: Molisre und Beaumarchais sind nur im Nahmen ihrer ganzen Zeit zu verstehen. Und so zeigt sich denn bei Wolfs Frankreich im siebenzehnten, bei Bettelheim im achtzehnten Iahrhundert ganz nnd gar. Das Reich und das Volk geben nicht nur die Folie für die Gestalten der beiden Schriftsteller, sondern wir leben mit ihnen mitten darin. Sicher und klug führt uns insbesondere Wolff in den ersten, breiten Kapiteln seines Werkes in die gesellschaftlichen, politischen, literarischen, theatra«

lischen Verhältnisse der Zeit Ludwigs des Vierzehnten ein. Wir sehen das Straßenleben, den Schmutz und die Enge und dann wieder den Glanz und die Pracht der Zeit, erleben die Spielerei der Pro» vinzialstände und die Geziertheit der neuen Salons; wir sehen, wie sich aus den guten Keimen des Hotels Rambouillet langsam die Ver» ziertheit entwickelt, die Molisre dann in seinen „?rseisusss ricZiouIss" gegeißelt hat. Gerade weil das Material für Molisres persönliche Schicksale knapp und vielfach brüchig ist, arbeitet Wolfs mit Recht zum großen Theil durch Reflexe vom allgemeinen Leben her, immer aber so, daß wir niemals etwas Gezwungenes, Konstruirtes empfin- den. Dabei verliert er auch in der Analyse der molierischen Dramen nie den Ausblick in die Zeit; denn ihm ist das Bemühen fern, diese Stücke auf eine Höhe emporzusteigern, in die sie nicht gehören und in der sie solcher Untermalung füglich entrathen könnten. So ist es außerordentlich fein, wie im „?ärtuöe" die Schlußhuldigung vor Lud- wig dem Vierzehnten herausgebracht wird; wie da der allgemeine Ge- danke, daß die Heuchelei nicht anders als durch einen Machtspruch abgeführt werden könne, sich dem Bedürfniß des Dichters nach einer Verneigung vor seinem gnädigsten Herrn verbündet hat. Eine ge- wisse Hast ist in dem Gang von Wolffs Erzählung (so breit sie ist); aber diese Hast ist durchaus beabsichtigt, weil sie uns immer wieder empfinden läßt, daß Molisre, kränklich, mit der Verantwortung für seine Truppe beladen, von allen Seiten gehaßt und angefeindet, doch von Sieg zu Sieg schreitet, bis er, fast auf der Szene, sterben muß. Nicht das Bild eines absoluten Dichters sehen wir, sollen es auch nicht sehen, doch das eines genialen Theaterdichters und Satirikers, der nicht in seinen Schöpfungen, aber in seinem Innenleben nicht nur ein Kämpfer, sondern auch ein Dichter ganz und gar gewesen ist. Nach dem Temperament, nach seiner Empfindung für das mensch- liche Wesen stellen wir Molisre (wenn nicht zu den alle Zeit über- ragenden Meistern, so doch) zu den Dichtern hohen Ranges.

Daß Beaumarchais nicht in die Dichterreihe gehört, kann nicht zweifelhaft sein. Sein Ruhm knüpft sich an zwei Werke, die heute nur noch durch die Musik, eines Italieners und eines deutschen Ge- nies, lebendig sind. War Molisre nur ganz verständlich zu machen als ein Sohn seiner Zeit, zu deren Herrschern, ob auch nur von den Brettern her, er gehörte, so fällt Beaumarchais überhaupt flach zu Boden, wenn man ihn nicht mitten in seiner Zeit betrachtet, die beherrschen zu wollen die erste und letzte Regung seines zähen Lebenswillens war. Bettelheim ist im Recht, wenn er sagt, daß nur Einer noch diesen psrvenu übertreffe (freilich dann aber auch ganz in den Schatten stelle): Der, dessen Stern beim Tode Beaumarchais in den Ienith trat: Napoleon. Molisres Leben ist voll trauriger, verwirrter, glänzender und düsterer Schickungen; aber der Sohn des königlichen Hoftapezirers, der Schauspieler wird und als der erste vaterländische Dichter seiner Zeit endet, hat nichts Märchenhaftes.

Zwei Franzofen.

Änders blickt Pierre Augustin Caron uns an, der als Sohn eines Nhrmachers auf die Welt kommt, als Uhrmachergehilfe zum ersten Mal einen Prozeß führt und dann, von Prozeß zu Prozeß, in immer schwindelhaftere Höhen (das Wort in seiner ganzen Zweideutigkeit genommen) steigt, dem königlichen Haus Frankreichs und der Kaiserin Maria Theresia persönlich als eine manchmal belächelte, schließlich doch gefürchtete Macht gegenübertritt, die amerikanischen Freiheit-, kämpfer als Chef eines Riesenhandelshauses mit Contrebande ver- sieht, gegen die alle Bosheit des Englischen Botschafters nichts aus- richten kann; dieser Beaumarchais, der Weltintriguen anzettelt, mit seinen Memoires ganz Frankreich amusirt und dann, in einem seiner nebenbei geschriebenen Stücke, eins der Stichworte der Revolution giebt, der in seinen Wirkungen ganz nah an Rousseau heranrückt und den eleganten Abenteurer ohne Skrupel neben die großen Bor» kämpfer einer weltgeschichtlichen Umwälzung hinstellt. Der Schmutz, den er um sich häuft, riecht uns nicht angenehm; doch die Grazie, mit der er Alles überwindet, macht Beaumarchais nicht nur genieß- bar, sondern wir folgen, ob auch unter Kopfschütteln, ihm mit der Spannung, die wir dem Helden eines satirischen Epos schenken würden. Wir glauben seinen moralischen und politischen Weisheiten nicht, denn sie kommen ja von ihm; aber schließlich ist es Figaro, der sie ausspricht, Figaro, der Barbier, der Kammerdiener, der sich mit Recht auch zum Diplomaten geboren glaubt, Figaro, der kein lichter Held ist, aber dem wir am Ende nicht zürnen können, wenn er in einer entgötterten Welt auf dem dünnen Boden den Anderen vortanzt, auf einem Boden, der schon knistert, der Alles hinabschlingen wird und dem, nicht als letztes Opfer, auch Figaro selbst verfallen ist; denn eine reinere Zukunft kann den lockeren Bogel zwar als zwitschern- den Verkünder, nicht aber als ernsten Tagrufer brauchen.

Wie Wolff, so vermeidet auch Bettelheim, seinen Helden über iGebühr zu preisen; sein Interesse an dem bunten Stoff verführt ihn nicht zu einer Verherrlichung Dessen, was nicht zn verherrlichen ist. Aber gerecht mißt er ab, was Zeitgenossen und spätere Beurtheiler dem allzu Beweglichen, auf dessen Gewand so viel Platz hatte, an- hingen, ohne daß es ihm zukam. Weder in seiner Biographie Saars noch in der Mariens von Ebner»Eschenbach erreicht Bettelheim die Geschlossenheit dieses Lebensbildes. Nur erzählt Wolff voraussetzunz» los, dramatisch; Bettelheim nimmt sich oft dadurch die Möglichkeit der Steigerung, daß er den Punkt, zu dem er führen will, im Voraus schon deutlich bezeichnet. Bei beiden Schriftstellern tritt der unver- wischbare nationale Charakter ihrer Helden klar hervor; und Wolff findet in der Schlußwürdigung das nothwendige Woit: „Moliere ist der nationalste und doch zugleich der universalste Dichter seines Volkes. Darin liegt kein Widerspruch. Nicht der Künstler, der einem gehaltlosen und verschwommenen Weltbürgerthum nachtrachtet, son- dern der, d:r die Eigenart seines Landes nnd seiner Stammesgenossen

am Tiefsten ergreift, vermag der Menschheit Etwas zu bieten; nur ihm kann gelingen, unter der Form des Zeitlichen dauernde Werthe zu schaffen/ In diesen Worten ist zugleich der einzige Standpunkt bezeichnet, von dem aus der deutsche Schriftsteller vor solchem Gegen» stund an seine Arbeit geht, Beiden, Bettelheim und Wolff, ist sie durchaus gelungen. Und wenn man zwei andere Werke verwandter Art, Ioseph Ettlingers „Benjamin Constant" und Paul Mahns „Guy de Maupassant", danebenhält, so muß man sagen, dag sich Frank» reich über Deutschland wahrlich nicht zu beklagen hat.

Hamburg, H e i n r i ch S p i e r o.

Jugend.

sie Sonntag beim Frühstück gefragt hatte, ob sie mit Agda IDA auf die Promenade dürfe, hatte ihre Mutter Nein gesagt. Es schicke sich nicht, dag ein junges Mädchen, das in die Konfirmanden» stunde .gehe, zu viel gesehen werde. Sie müsse bedenken, daß sie nun in einem Alter sei, wo^ man anfing, Bemerkungen über sie zu machen i wenn sie sich nicht in Acht nehme, könne man sie leicht für ein nicht ganz korrektes junges Mädchen halten und die bekann» ten Familien würden es dann nicht gern sehen, wenn sie mit deren Töchtern verkehrte. Bei Agda sei es anders, Sie habe erwachsene Brüder. Das ändere die Sache wesentlich.

Die Predigt war lang und ziemlich nnnöthig gewesen. Sie kam selten ans die Straße, denn sie hatte keine Zeit dazu. Sie studirte, ging in den Konfirmandenuntcrricht, nahm Musikstunden, und war sie einmal, ehe es dunkel wurde, ein Bischen frei, so lief sie auf der Schlittschuhbahn, Vielleicht wäre ein anderer Grund zu solcher Erbau» ungpredigt zu finden gewesen; der heutige war sicher nicht haltbar.

Aber die Mutter hatte ihre Rede mit großer Bravour gehalten, und der Vater hatte dazu genickt »nd sie durch kleine, überflüssige Bemerkungen ergänzt. Beide waren augenscheinlich sehr zufrieden mit einander und fühlten sich als vortreffliche Eltern und Erzieher. Noch dazu waren sie froh, de» langen schläfrigen Sonntag mit Etwas auszufüllen, Und gab es Schöneres und Nützlicheres als die Er» ziehnng ihres einzigen Kindes, ihrer jungen Tochter?

Sie hatte es ihnen auch nicht übel genommen, nur ein klein Wenig geschmollt, dann aber sich an ihr Tagebuch gesetzt, dem sie ihre tiefsten Geheimnisse mit Anfangsbuchstaben, Punkten und Aus» rufzeichen anvertraute, just so, daß sie selbst sie verstehen konnte, das Geschriebene aber vor jedem fremden Blick geschützt wußte. Und so war der Tag im Grunde doch ganz nett vergangen.

Ietzt aber, bei Tisch, fragte sie mit leiser, artiger Stimme, ob es „Etwas machte", wenn sie mit Agda aufs Eisfest gehe; Agdas großer Bruder wäre mit dabei. Die Mutter ging in die Oper, der

Vater hatte seine Kartenpartie; also hatte Niemand was dagegen einzuwenden. Der Vater fragte mit wohlwollender Ironie, wie alt Ag-> das erwachsener Bruder sei, und hörte, daß er einundzwanzig Iahre zähle. , Wäre sie nicht so unruhig gewesen, so hätte sie den Beifall bemerkt, den diese einundzwanzig Iahre bewirkten.
„Na, dann paßt er ja ganz gut zu Euch," sagte der Vater.
Und als die Besorgniß der Mutter, ob das Eis auch ganz sicher sei, durch des Vaters Hinweis auf die letzten Frostnächte verscheucht worden war, und sie dem Töchterchen noch befohlen hatte, die Pelz» Weste unter dem Mantel anzuziehen, wünschten alle Drei einander gesegnete Mahlzeit und Iedes ging seiner Wege.
Die Kleine stand in ihrem Zimmer; und sah recht unsicher aus. Natürlich: wenn Vater und Mutter es ihr erlaubten, ging es sie nicht weiter an. Das fehlte noch! Und schließlich: was konnte sie riskiren? Nicht die Spur. Dennoch, wie oft schon, ärgerte sie sich überZ.ihre Eltern. Die hatten ihr wieder die Erlaubniß zu etwas ganz Verkehrtem ertheilt.
Wenn sie ihr nun, zum Beispiel (was ihnen natürlich nie ein» gefallen wäre), gesagt hätten: Machs, wie Du willst! Bei Gott im Himmel: sie wäre daheim geblieben! Denn es war ja unsinnig, auf dieses Eisfest zu gehen; namentlich in Gesellschaft von Agdas Bruder mit den beruhigenden einundzwanzig Iahren,
Ganz langsam nestelte sie die vielen Knöpfe ihrer Pelzweste zu. Sollte sie zu Haus bleiben? Sollte sie das Opfer bringen? Wem zu Liebe? Sich selbst doch nicht? Wovor sollte ihr bang sein? Etwa Vater und Mutter ein Opfer bringen? Gott: Denen wars doch ganz egal; sonst würden sie vielleicht genauer untersuchen, wozu sie ihre Erlaubniß gaben und verweigerten. Und wenn sie heute nicht ging, würde sie sich gottserbärmlich ärgern, sobald sie nächstens um etivas ganz Natürliches, Unschuldiges bat und sie ihr Nein sagten, einfach, weil Sonntag war, oder aus schlechter Laune oder aus sonst einer unergründlichen Eingebung von oben. Wenn ihr die Eltern die eine Hälfte ihrer Freuden nahmen, wollte sie sich selbst noch um die andere bringen? Nein! Entschlossen knöpfte sie den letzten Knopf ihrer< .West.: zu und setzte ihre Mühe auf. Wenn die Eltern alls Verantwortung Muf sich nehmen, dann sollen sie auch besser auf« passen. Als der Vormun? seiner Familie auftreten: Das fehlte wirk« lich gerade noch!
Als es aber in diesem Augenblick klingelte, riß sie die Mütze ab und warf sie auf einen Stuhl. Nein; sie ging nicht mit!
Agda stieß die Thür auf und fragte hastig und athemlos, noch ehe sie im Zimmer stand: „Darfst Du?"
Eine Sekunde überlegte sie; dann langte sie nach der Mütze und sah sie mit frohem, scheuem Blick an: „Ia; ich darf!"
Auf der Eisbahn waren kleine Parks von Fichten errichtet, in denen Lampions hingen. Den Platz umsäumten qualmende Fackeln, deren rothe Flammen Wohl zuckten, aber nicht leuchteten.

Die Zukunft,
Dort liefen sie und er, der Mann in dem beruhigenden Alter von einundzwanzig Iahren, und spielten Haschen, fern von der Musik und dem Lärm, allein in dem schweigenden, flimmernden Dunkel. Eis sprachen nicht; sie liefen nur. Noch hatte er sie nicht eings» fangen, aber sie wuszte, daß er es thun werdg, und er wußte, daß sic! es wollte. Ihr war, als durchführen sie glühende Eisnadeln, während sie ihm entlief, während sie sich ihm näherte. Und als er sie einfing und in seine Arme schloß, küßte er das starre, trotzige Lächeln eines Kindes, das zu dem eines Weibes wurde. Nicht nur Freude, auch Weh lag darin. Sie hätte weinen mögen; aber weinen mit dem Gesicht an dem seinen. Doch ihr blieb keine Zeit zum Weinen. Sein Mund nahm ihren Mund, seine Wangen nahmen ihre Wangen, seine Hände nahmen ihre Hände. Die Zeit versank in einem Gewirr 5von Augenblicken, von denen jeder für sich allein Etwas bedeutete, jeder ein Neues war, das wie ein Regen glühender Eisnadeln auf ihr Herz herab sank. Als sie die Augen öffnete, sah sie die rauchenden Fackeln, die glitzernden Sterne. Das Alles aber exi» stirtq doch nicht; sie war doch gar niicht hier? Trug sie Schlittschuhe au den Füßen oder Schwingen aus Feuer? Ihr Gesicht lag an einem Gesicht, das dem ihren so nothwendig war wie ihrem Athem die Luft... Sie wußte nicht, wie Alles endete, wußte nichts und fühlte nur noch ein letztes Mal seinen Mund auf ihrem.

Sie stand in ihrem Zimmer, enkleidete sich und drückte ihr glühendes Oh7 auf die Schulter. Ach, dieses Prickeln im Ohr, im Mund, in den Händen, dieses selige, schauernde Prickeln, das ihren ganzen Körper durchrieselte, sie toll, heiß, beschämt und doch immer toller machte!

Mit einer heftigen Geberde warf sie die nackten Arme in die Höhe. , Hier hatte er sie berührt; sie umfaßte ihre Taille mit dem Händen. Ein Knopf sprang von dem Unterleibchen über ihrer Brust: hier hatte er sie berührt. Ihr Gesicht wurde weich und sehnsuchtvoll; es gab keine Stelle, wo er sie nicht berührt, wo er sie nicht umfaßt hatte...

Mit einem leise jammernden Laut schlüpfte sie in ihr Nachthemd, merkte, daß es viel zu kurz war, und zog die Füße unter sich. Aus dem Schlafzimmer der Mutter klang es vertraulich und gedämpft wie unter einer Decke hervor: „Dir war doch nicht kalt, mein Kind?"

Da warf sie sich verzweifelt über ihr Kopfkissen, preßte es an sich und wühlte ihren Mund in seine linnene Kühle. Wie im Sturm liefen ihr all die neuen Schmerzen durch den brennenden Kopf. „Ach nein, Mutter, kalt war mir nicht! Mutter! Mutter! Mein Leibchen nst mir viel zur eng; meine Nachthemden sind mir viel zu kurz; meine Eltern sind viel zu kindisch; und ich selbst bin viel, viel zu erwachsen geworden..."

Kopenhagen. Edith Nebelong.

(Ucbersetzt von Helene Klevetar.)

Verse.

AAz^ir verbrannten Schreibtisch und Thür
An der Fremde Kaminen,
Dunkle Gestalten, hocken wir,
Wachtfcuerbcschicnen.
Kohle sind wir und Gluth,
Feuer und Reisig,
So verschlingt uns das Grab.
Die Nacht ist eisig.
Auf stchn wir und halten
Aufs Neue die Ivache.
Schatten, in Mondhelle huschend,
Für Deutschlands gereckte Sache.
Deutschlands Flamme durchglüht
Hochheilig und hei';.
An der erblüht in der Ivinternacht neu
Manch knospendes Reis,
Ivalther Heymann
beim Sturm vor Soissons gefallen).
Aus: „Kriegsgedichte und Feldpostbriefe"; Verlag von Georg Müller.
er Wille ist nicht nur an den Leistungen, sondern schon an der Ge»
sundheit des Körpers betheiligt. Wie der Körper auf die Stim-
mung, so wirkt der Wille auf den Körper ein. Der Wille spielt ja in, die-
sem wie in jedem Urzustand überhaupt eine große Rolle, wogegen das
sonstige Seelen» und Geistesleben in seinen Ansprüchen und seiner
Entfaltung nothwendig beeinträchtigt wird. So stellt sich nun anschei-
nend das ganze psychophysische System im Feld sofort auf die Noth»
wendigkeit ein, Zumuthungen zu ertragen, die sonst auch für Kultur-
menschen nicht erträglich sind? und dann werden sie erträglich, Unbc»
Prosa.

wußt setzt man seine Erwartungen und Anforderungen gleich so her? unter, daß eine Enttäuschung kaum möglich ist: und Das scheint auch die A«passung des Körpers zu erleichtern. Man haust, wenn der Angriff vorgetragen wird, kalte Nächte lang in frischen Erdlöchern, mangelhafter als die Troglodyten, kein Stroh oder Holz unter sich dafür aber strömenden Regen von oben; man glaubt vielleicht um vier oder fünf Uhr morgens, ehe die Feldküchen mit dem Kaffee kommen, nicht eine halbe Stunde mehr auszuhalten, bis min das heiße Getränk im Leibe habe; dann kommen die Kaffeeholer etwa zurück mit der Nachricht, die Küchen könnten nicht heran: und nach wenigen Minuten hat man die Sache vergessen und es geht auch so. Natürlich lägt bei diesem! Dasein in Wind und Wetter, mit vielen Anstrengungen und starker Bewegung, manchen Entbehrungen, namentlich an Schlaf, der Appetit selten zu wünschen, eher gelegentlich seine Befriedigung, zum Beispiel eben, wenn die Küchen wegen der Gefahr nicht nach vorn kommen können. Man muß schon in den Krieg gehen, um wieder einmal, wie in Manövertagen, nach anstrengendem Marsch einen Trinkbecher voll angebrannter Eiernudeln (aber warm!) mit einein! die ganze Seele ausfüllenden Genuß zu schlürfen, so daß sämmtliche gastronomischen Eindrücke des bisherigen Lebensganges dagegen als bloße Oberflächenkultur erscheinen; oder es kann nach einem Trunk Kaffee, auf dem allerlei Fettaugen anonymer Herkunft schwimmen, dem Marschirenden, zu Muth werden, als wären die Wurzeln seines Lebensbaumes frisch begossen, als sei ihm nun ein langes Leben verbürgt, als könne ihm überhaupt nichts mehr passiren. Essen kann man immer, wenn man was hat. Zu Zeiten, wie um Weihnachten, als von Haus her allerlei verschollene Leckerbissen auftauchten, war man mühelos im Stande, den ganzen Tag zu kauen, auch aus Langeweile oder ob des Seltcn» heitwerthes der guten Dinge, die ja wirklich „weither" und dazu aus der Heimath waren. Diesem Appetit kann keine Gefahr Etwas anhaben; und auch der Ekel beeinträchtigt ihn wenig. In einem Feldpostbrief des Professors von Drygalski war zu lesen: „Menschen sterben zu sehen, stört Einem kaum noch den Genuß eines Kaffees, den man. sich frohlockend in starrendem Schmutz unter Geschützfeuer bereitet"; gewiß ein grasses, aber, wie die Dinge liegen, wohl ein wahres Wort. Daß die Heeresleitung -Alkohol den Truppen nur sparsam und je nach Umständen zugänglich macht, ist bekannt. Alkohol, namentlich in kon» zentrirten Formen, vor oder auf dem Marsch zu genießen, wird unter allen Umstünden vom Uebel sein; und wenn nicht Kälte herrscht, ist er auch im Lager meist unnöthig. Dagegen konnte er im winterlichen Stellungskampf des Ostens kaum konzentrirt und reick>lich genug vorhanden sein. Man muß die dauernde Einwirkung der Kälte und oft auch der Nässe bei Tag und bei Nacht bedenken; und dazu das Stillsitzen auch während des größeren Theiles des Tages. Ich kenne einen Mann, der im Frieden nie einen Schnaps zn sich nimmt, aber i,m polnischen Graben im Dezember Rum in Mengen trank, die, zu Haus ge»

Zossen, jeden Versuch einer geistigen Thätigkeit als Größenwahn hätten erscheinen lassen. Draußen vertrug man es eben so gut wie bei steifer Brise auf der See.

Bescheiden ist man nicht, wenn man zurückkommt. Wahr ist, daß die Verwundeten nicht gern von ihren Erlebnissen erzählen, aber es ist eine süßliche Schönfärberei, Das als Bescheidenheit auszudeuten; eher liegt das Gegentheil vor, denn unter sich sind sie schon mittheilsamer. Vor wem sollten sie auch hier bescheiden sein? Dem Heer ge-< genüber sind sie es; da hat der Einzelne kein besonderes Selbstgefühl «ls Individuum; er kennt zu gut die Riefenausdehnung der Fronten, in denen der Einzelne verschwindet. Aber man unterscheidet schon draußen genau, wer wirklich vorn war und wer über Etapen und Aehnliches nicht hinauskam; und den zu Haus Gebliebenen gegenüber wundert der Verwundete sich eher, wenigstens in der Großstadt, daß sie nicht ihm gegenüber bescheidener sind. Wohl wird man in seinem Gefühl dem Leben gegenüber bescheiden, wenn man täglich vor dem Nichts steht, und man wäre, so meint man dann, hinfort zufrieden selbst mit weniger, als man früher vom Leben gehabt. Aber Das macht doch nicht bescheiden gegenüber Denen, die nicht ihr Leben gewagt haben. Es ist ja der größte Stolz jedes Mannes, der draußen war, daß er diese Probe bestanden hat.

Man muß die militärischen Friedensbilder nicht nur auf dem Ge» 'biet der Taktik und Strategie korrigiren, sondern das ganze soldatische Friedensleben bis in die kleinsten Einzelheiten umdenken. Sonst macht man sich falsche Bilder. So ist es beliebt, aber ein Frrthum, daß man unseren Feldtruppen Ehre zu erweisen sucht, indem man allerlei friedliche Tugenden an ihnen lobt, weil man den Krieg nicht kennt. Es scheint, als sollte selbst darin das grimmig höhnende Nietzsche» Wort ernst genommen werden: ‚Gut ist, was hübsch zugleich und rührend ist/ Einem, der von draußen kommt, wird übel, wenn er immer wieder von‚unseren braven Iungen' und Dergleichen hört. Zunächst sind es meist keine Iungen, oft sind sie nicht einmal jung, sondern alte Landwehrleute, die Frau und Kinder hzben; und es gehört sich nicht, unsere Vertheidiger auch nur summarisch als Iungen zu bezeichnen. Dann aber sind sie gar nicht immer ‚brav' im Sinn von Musterknaben, tausendmal jedoch sind sie unendlich viel mehr: großartig, heroisch. In den meisten Auslassungen darüber, die man zu Haus in Wort und Schrift findet, vermißt man den Ernst und den Schauer. Da herrscht ein Ton von Biederkeit, Alles erscheint so nett und neckisch; das SHüLeMrabcnidyll ist seit ^LgMM^ie HM^tu^e/» haltung des PhilHers, dessen Bedürfnis; nach Romantik auch in diesem Krieg noch auf seine Kosten kommen will. Die Bilder illustrirter

Zeitschriften haben sich mit ihrem ‚Humor' oft jämmerlich vergriffen. Sie geben im Ganzen ein Bild von eitel Heiterkeit und Komfort in den Gräben. Das hat, zumal im Winter, viel böses Blut draußen gemacht; denn man mindert ja dadurch herab, was dort geleistet und ausgehalten wird. Selbst sentimentale Schönfärbereien, etwa zu Weihnachten, da, so zu sagen, in allen Gräben die Lichter am Weihnachtbaum gebrannt haben sollten, haben Ingrimm in diesen Gräben verursacht. Ich war Weihnachten in der Front und habe wenig so Er» greifendes gesehen, wie wenn die Leute beim Stellungwechsel, bej! der Ablösung ein nacktes Bäumchen mit sich schleppten in das nächste Erdloch, wo sie kampiren sollten: Das war, als wenn ein Mann ein Stück der Heimath auf dem Rücken mit sich trug oder ein Stück seiner Seele sichtbar in der Hand hielt; aber süßlich wurde Einem dabei wahrlich nicht zu Muth.

Ein reichlich mißbrauchtes Wort der Öffentlichkeit ist die .Begeisterung' unserer Soldaten. Die Leute, die so daherreden, als könne ein Heer, das elf Monate lang unter großen Entbehrungen und Anstrengungen im Felde ist, anhaltend begeistert sein, verstehen das Wort nicht. Man meint vielleicht den guten Geist der Truppen; und dann hat man freilich Recht, Aber.Begeisterung' haben Viele draußen nicht kennen gelernt. Beide Extreme, die Begeistcrungbardenwie die Flauen, überläßt die Front gern dem Hinterland, In einem Feldpostbrief war zu lesen: „Als wir einst schwuren, unsere Geschütze nicht schmählich zu verlassen, da verspürte ich einen Schauer durch meine Adern rieseln, aber als der Moment gekommen war, die Pflicht bis zum letzten Augenblick zn thnn, da thaten wir in nüchterner Ueberlegenheit unsere Pflicht; für den Schauer von einst war keine Zeit geblieben. So einfach, so frei von sentimentalem Gesühl erscheint uns Soldaten der Kampf; aber er ist deshalb nicht geringer, nicht leichter geworden. Was soll der Soldat mit großen Gefühlen anfangen? Er braucht kaltes Blut. Mit je schlichterem Sinn der Soldat seiner sicherlich, nicht leichten Pflicht nachkommt, um so schöner, um so deutscher ist sein Handeln," Man wird schnell abgestumpft durch die starken und immer wiederholten Eindrücke nnd Vorstellungen, in denen man lebt. Nur an wenigen Kampfstellcn wird, zum, Beispiel, die Winterlandschaft reich gewesen sein; und wenn man Wochen lang still liegt, wird Einem jede Stelle zum Ucbcrdruß. Schließlich kennt man jeden einzelnen Baun: und Zann; und so bringt jeder Ortswechsel ein Aufleben. Das befreiende Gefühl: „Hier kommst Du wenigstens niemals wieder her", lernt Mancher erst draußen kennen. Jeder Kilometer Entfernung mehr von solchen Plätzen stellt ein Kapital an Wohlgefühl dar; und der Marsch, mag man ihn sonst bei dem beschwerten Körper»

gewicht nicht sehr schätzen, hilft dann wenigstens zu, der Wohlthat einiger Abwechselung. Eintönig wird auch die soldatische Umwelt; das Neue des Feldlebens verliert bald seinen Reiz. Zunächst geben gewiß allerlei starke Schauspiele, etwa von Artilleriekämpfen, An» regung und ästhetischen Genutz, so daß man wie gebannt ist und selbst die eigene Sicherheit außer Acht verliert; aber auch Das läßt nach und man sieht sich die ewigen Uniformen, nichts als Uniformen, so über, daß man es als Erholung begrüßt, leinmal wieder weibliche Wesen, einerlei, ob Marktweiber oder ander«, alte oder junge, aber Wesen mit anderem Körperbau, anderen Gesichtern und Kleidern in Mutze betrachten zu können. Das hat mit erotischen Empfindungen gar nichts zu thun; und man versteht nach solchen Erfahrungen, was für Zumuthungen die ausschließlich männliche Atmosphäre des Mönch« klosters selbst an recht unerotische Menschen unter den Vätern und Brüdern gestellt haben muß. Ein mit mir zurückkehrender Haupts mann weigerte sich, den Kopf noch ein einziges Mal aus dem Zug zu stecken, als er erst drin saß, nur, um keine Soldaten mehr zu sehen; und er lebte auf und sprach es auch aus, als er in der ersten Station auf deutschem Boden Kellner und andere höchst gleichgiltige Civilisten sah und den Anblick förmlich einschlürfte. Zu all dieser Verarmung tritt dann der Mangel an Lecture und daher der Heiß» hunger, mit dem man über jeden Fetzen bedruckten Papiers her- fällt. Das Erste, was mir draußen bei der Eompagnie nahegelegt wurde, als man hörte, ich stünde mit Zeitschriften und Zeitungen in Verbindung, war: Lesefutter heranzuschaffen! Das geistige Leben ist eben reduzirt; man hat ja auch soldatisch wenig zu denken. Doch ge-> wöhnt man sich leicht an einige Versimpelung, zumal das primi- tivste Körperleben so stark in den Vordergrund tritt; die Ansprüche sind demnach nicht einmal hoch. So muß man lsich denn, zurückge- kehrt und wieder bei seiner ersehnten geistigen Beschäftigung, sei es auch noch nicht einmal bei der beruflichen Arbeit, erst von Neuem anpassen und erlebt in den ersten Wochen leicht eine rapide ^Ner» vosität, weil das Schwergewicht der Existenz wieder nach dem Kopf verlegt wird und Dies zunächst eine starke Umlagerung der psycho» physischen Energien voraussetzt. Man spürt den Vorgang förmlich körperlich. Herabgesetzt ist draußen auch das Gefühlsleben, nicht nur gegenüber den schlimmen Eindrücken, sondern allgemein; vermindert weniger in der Stärke als in der Mannichfaltigkeit, Von höheren Führern, denen ihre Verantwortung gewiß schwer auf der Seele liegt, sehe ich ab. Im Allgemeinen aber schalten die emotionalen Funk- tionen etwas aus, schon durch den Mangel an gemüthlicher Anregung. Einzelne Anreize bleiben bestehen, die man von Haus mitgebracht hat und die die Angelpunkte der ganzen reinmenschlichen Existenz dar- stellen: Frau und Kind, bei Iüngeren Eltern uird Geschwister; um diese kreist nun das Gefühlsleben, Aber auch Das ermüdet und er- schöpft durch die ewige Wiederkehr der starken Vorstellungen.

Ieder einfache Mann im Heer weiß, daß allerlei Wichtiges geht, wovon nicht gesprochen werden darf. Die moderne Spionage hat diese Vorsicht peinlich verschärft. Neberall predigen Maueranschläge der Linienkommandanturen: „Der deutsche Soldat muß für sein Vaterland nicht nur kämpfen, sondern auch schweigen können"; und Befehle der Obersten Heeresleitung fordern die Leute auf, im Falle ihrer Gefangennahme lieber zu sterben als Verräther zu wttden. Oft hören sie aber auch wenig von dem letzten Sinn Dessen, das da vorgeht. Oft erfahren nicht einmal die Führer, was der höhere Befehlshaber mit seinen Weisungen bezweckt, die sie auszuführen haben. Die täglichen militärischen Befehle geben keine Begründung und keinen Kommentar; sie sind so kurz wie möglich, um so bestimmt wie möglich zu sein und doch Freiheit in der Wahl der Mittel zu lassen. Iedes überflüssige Wort^teht bereits im Frieden beim Soldaten niedrig im Kurs, und wer sich nicht knapp ausdrücken lernt, kann es schzn in der Reserve nicht wl-it bringen. Im Krieg aber sind die Befehle fast unheimlich lakonisch, .weil ihre Kürze in einem paradoxen Verhältniß zur Bedeutung dec Inhalts steht. ‚Die Division greift an': mehr vernimmt man oft voll, der Division nicht. Das reicht auch wie man aus Erfahrung weiA für die Arbeit langer Stunden des Tages und der Nacht, wirft Vermuthungen, Hoffnungen auf Ruhe und Dergleichen mit wenigen Silben über den Haufen. ‚Das Regiment löst ein anderes in vorderster Linie ab': die paar Worte stellen die Truppe, die vielleicht soeben glaubte, für die Nacht einmal rückwärts zur Erholung zu kommen, plötzlich vor die verschärfte Aufbietung aller schon müden Kräfte, vor den sicheren Tod einer Anzahl Kameraden, und Ieder mag sehe», wie er sich in der Eile mit den kargen Worten abfindet; denn die Ausführung folgt ihnen meist auf dem Fuß. And wenn man dann an einem der nächsten Abende in dem vordersten Graben sitzt und wartet, ob der Melder noch nicht kommt, der heute abend doch dem Bataillon die Ablö^i'ng nach hinten bringen wird, dann kommt der Melder, etwa um fünf Nhr nachmittags, steht plötzlich in der Dunkelheit auf dem Grabenrand und meldet: „Nm fünf Ahr fünfzehn wird angegriffen." Das bedeutet: heraus aus dem nothdürflig hcrgerichteten Nachtlager in der Erde in eine Nacht ohne Lager, im frischen Erdloch, - wenn man so weit kommt. Da nehmen Freunde schnell im Voraus Abschied, aber mehr Worte als so ein Befehl machen sie auch nicht, haben ja gar keine Zeit dazu; manchmal ist es nnr eine Straße und Hausnummer, die einem Kameraden noch mal ins GedZchtinß gerufen werden: Der weiß schon, was es besagen will. (And Das nennt dann der gefühlvolle Feuilletonist .einen Abschied fürs Leben',) Da lernt man die Bedeutung des Wortes kennen und jede unnöthigc Silbe als Geschwätz empfinden. (Bruchstücke aus dem Buch ,,Von der Seele des Soldaten im Felde", das Herr Erich Evcrl^bci Engen Dicdcrichs in Iena veröffentlicht.)

Herausgeber und nerantwortichcr Redakteur: Maximilian Härder, in Berlin. — Derwg der Zukunft i„ B rün — Druck non Pag S Garleb S m, b. g. in Berlip.

Feldzug in Rußland.

SM,arlRobertNesselrode, der inBerlin, imHaag, inParis das Wv> Diplomatenhandwerk erlernt, seit demAufstiegBonapartes also ein wichtiges Stück europäischer Erde gesehen hat, fühlt, als der noch nüchterne Sohn eines niederrheinischen Geschlechtes, die Schwachheit Rußlands, das seines Vaters Heimath geworden ist, und möchte drum den Zusammenstoß mit Frankreich bis in die Zeit bessererBereitschast verzögern.In der Denkschrift, die er imOkto» ber 1811 dem ersten Zaren Alexander vorlegt, warnt er vor raschem Krieg, dessen Ergebniß nicht beträchtlicher sein werde als das aller seit 1792 hastig gegen die revolutionäre Westmacht begonnenen Feldzüge, »Wenn wir uns auf Verhandlung einlassen, gewinnen wireineFrist.derenweiseAnwendunghaltbarerenNutzen verheißt als jeder morgen über Frankreich zu erstreitende Sieg. Schade, daß wirs nicht schon im Frühling thaten; mit dem Kaiser Napo» leon wäre damals, weils seinem Heer in Spanien schlecht ging, leichter zu reden gewesen. Immerhin glänzen die Erfolge unseres Generals Kutusow so weit hin, daß wir, nach ehrenvollem Frie» densschluß mit der Türkei, die Verhandlung in vielleicht noch gün« stigerer Stunde beginnen können. Frankreich scheint zu fürchten, daß wir sofort nach diesem Friedensschluß losschlagen werden; jedes Zeichen freundlichen Sinnes wird gerade deshalb doppelt tiefen Eindruck machen. Wir könnten einen Theil unserer Truppen von der Grenze wegziehen, wenn Napoleon die Garnison von

IS

Danzig schmälert und sich verpflichtet, nicht in das Herzogthum Warschau einzubrechen. Ein Vertrag oder eine Erklärung, worin Napoleon dem Plan entsagt, Polen.wiederherzustellen', schien mir stets werthlos; im Frieden wird er den Plan nicht ausführen, im Krieg sich nicht an die Betheuerung binden. Dennoch könnte man sie,wenn derPreis nicht unerschwinglich ist,fordern;auf den Geist der Polen würde sie wohl nützlich wirken. Viel wichtiger wäre ein Vertragsartikel, der für die nächste Zeit das politische Leben Preußens verbürgt; darin würde ich den Hauptgegenstand des Abkommens sehen. Eurer Majestät kann das Schicksal einer Macht nicht gleichgiltig sein, die zwar geschwächt ist, doch entweder Napoleons Vorhut gegen uns oder unsere gegen ihn sein wird. Wir müssen laut sagen,datz der allgemeine Friede, das Ziel unseres Strebens, erst nach völliger Räumung des preußischen Gebietes erreicht werden kann. Ieder russische Einfall ins Herzogthum War» schaubringt,nachFrankreichsAnkündung,denKrieg;warumsollen wir nicht antworten, daß jeder französische Einbruch in Preußen undjedeMehrungderOdergarnisonen über die vereinbarten Zif» fern hinaus uns zum Krieg zwingen werde? Frankreich müßte sich verpflichten, die Oderplätze nach dem selben Zeitmaß zu räumen, nach dem Preußen es von den Kriegskosten entschädigt; und da von der Entschädlgungsumme schon mehr als die Hälfte bezahlt ist, müßte Glogau geräumt werden. Die Vorwände, hinter denen Napoleons Heer sich noch an der Oder hält, müssen fallen. Erst, wenn sein Boden von fremden Truppen frei ist, kann Preußen, unter allen Umständen, den Entschluß fassen, den ihm der Vor» theil befiehlt; helfen wir ihm in diese Freiheit, dann wird es uns dankbar sein und,wie wir hoffen dürfen, sich in die Richtung wen» den, in die schon jetzt derWunsch des Volkes und besonders des Heeres auszublicken scheint. Rußland und Oesterreich sind nir» gends durch eineInteressenkluftgeschieden.Nichteinmalinihrem Verhältniß zurTürkei: auch dawürdenernsteStaatsmännerzwi-schenkleinenVortheilenundderVerstimmungdesNachbarreiches nichtzaudern.Die Eintracht dieser beiden Mächte ist meinem Auge die einzige Rettungplanke, die nach so vielen Schiffbrüchen ge» blieben ist; kann Oesterreich nicht schnell Finanzen und Heer in Ordnung bringen, dann schwindet unsere letzte Hoffnung. Die ge» fährlichste Folge verfrühten Zusammenstoßes mitFrankreich wäre

die Vereitelung austro»russischer Eintracht; sie zu festigen, ist eine Hauptaufgabe der Friedensfrist, die wir erstreben müssen. Der Tag, an dem Frankreich aus Rußland und aus Oesterreich die selbe Sprache, das Bekenntniß zu den selben Grundsätzen hört, wird derMorgen sein, an dem die Freiheit Europas aus derAsche ersteht und endlich wieder ein Gleichgewicht werden kann; wird es nicht, dann lebt die Würde der Herrscher, die Unabhängigkeit der Staaten, das Glück der Völker nur noch in trauerndem Ge« dächtnitz.Ist meine Hoffnung nichtig, ein schöner Traum, stelltNa» poleon sich nur, als wolle er verhandeln(umZeit zu gewinnen oder uns in eineFallezu locke.n): Aufschub wäre für uns Vortheil, nicht «Schade. Nicht immer gilt die alte Regel, nach dermirnützen müsse, was mein Gegner zu meiden sucht; er kann gute Gründe haben, heute noch nicht zuwollen, was ihmschließlich dennoch dengrötzten Mutzen einbringt. Wollen Eure Majestät sich von derHafensperre befreien.in einerZeit, wo Napoleon uns nicht, nur dieses Schrittes wegen, den Krieg erklären kann, die ruffischen Häfen wieder öff- nen: das Wefen diefes Kaisers wird stets neuen Grund zu Klage und Einspruch liefern. Muß er erst einsehen, daß sein Handeln (die Kontinentalsperre) nicht so auf England wirkt, wie eitlerWahn ihn hoffen ließ, dann ist unser Recht, in Frankreich offen auszu» sprechen, daß wirnichtnoch längerdasReichsinteresseeinemPlan opfern können, den sechsjährige Erfahrung als unwirksam er» wiesen hat. Durch solche Erklärung würde kein Vertrag gebrochen; «nd ich glaube nicht einmal, daß sieuns den Krieg bringen würde, wenn wir inzwischenunsereVertheidigungmittel gemehrt und un» sere Wehrkraft in die Vollkommenheit gehoben hätten, die sie so Zange haben mutz, wie der Franzosenkaiser Napoleon lebt."
Der Rath kleiner Klugheit hält das Verhängnitz nicht auf. Vonaparte istzumKrieg gegenRußland entschlossen; brauchtnur noch, zu gründlicher Vorbereitung, Zeit und glaubt, mit dem Geg- ner von morgen noch ein Weilchen tändeln und schmollen zu kön» nen. Im Herbst anfangen? Unsinn. Nur im Frühjahr ists zu machen. »ImIuni reift in Rußland denPferden dasFutter un» ter den Füßen." Mensch und Thier werden, schon in Ostpreußen und Polen, Nahrung finden und dieProviantforge belästigt den Feldherrn dann nicht.AlsNesselrodes Feder vor verfrühtemKrieg warnt und dem Zaren mit der Vorstellung unbeschränkter Wil»

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20092_301.html[18.07.2014 16:02:40]

lensfreiheit schmeichelt, ist in den Tuilericn längst die Entschc i dung gefallen: Iuni 1812. Hatte der Russe aus deutschem Haus, trotz» dem er in derpariser Gesandtschaft arbeitete, von dem PlanNapo» leons nichts erwittert? Er überredet feinen Herrn; wird zumKa» binetssekretär, mit dem Rang und derVollmacht des Gesandten, ernannt und soll selbst mit demFranzosenkaiser verhandeln. »Er kennt all mein Denken und ist bis ins Kleinste instruirt. Ich will ans Ende kommen und mich nicht schwierig zeigen." So spricht Alexander. Mir, antwortet (nicht dem Zaren) Bonaparte, wird der neue Bote willkommen fein; »nur wärs einFehler, ihn feier- lich einzuführen." Er möchte horchen, plaudern, die Verhandlung hinschleppen, bis im ganzen Deutschland die Unterthanschaft der Fürsten gesichert, jeder Vasall aufgerufen, der Weg vom Rhein an denNjemen frei ist.Warum inzwischen nichteinpaar Gespräche, in rosigem Wortnebel, mit dem wackeren Nesselrode?DessenHerr ist ihm längst kein Geheimniß mehr. Zu Karl Philipp Schwarzen» berg, Oesterreichs Gesandtem, spricht der Imperator, noch 1811r »Die Russen sind verrückt. Sie denken an Krieg gegen mich; im Frühjahr falle ich mit fünfhunderttausend Mann über sie her." Dann erst wirdder schlaffeWeichling,der den Namen desgroßen Makedonen schändet, erkennen, welcher Naturgewalt er Wider» stand zu sinnen gewagt hat. Graf Nesselrode? Sehr gern. Einen rechtgläubigen Selbstherrscher allerReussen, der zum Kampf für die Freiheit ruft, für Rousseaus Naturrecht, für La» harpes Liberalismus erglüht und sich, nach dem Muster Robes» pierres, einen Tugend freund nennt, wird inAeonen der Erdkreis nicht wiedeifehen. Den Eitlen, der sich mit Komoedianteneifer in solche Rolle aufreckt, soll Bonaparte fürchten? DieferAlexan» der Pawlowilsch ermannt sich niemals zu kräftigem Entschluß. Als Bundesgenosse war er das Bild eines Gewaltigen. Als Feind ist er ein schwatzender Schwärmer, den der kluge Krieger leicht überrumpeln wird. Beide Herrscher wollen den Krieg; müssen ihn wollen. Beide ersehnen die Möglichkeit, ihn auf russischer Erde zu führen. Und weilAlexander sich nicht rührt und denBe» droher herankommen läßt, hält ihn Bonaparte für furchtsam uni> taumelt, wie zu neuer Hochzeit mit Fortunen, hastig und jauch» zend in umlodertes Eis. Ist der Weg, der ihn und Marie Luise überMetz undMainz nach Norddeutschland führt, nichtgeschmückt

-und bestrahlt wie einer Hochzeitreise? Ihn zu ebnen, mit Kies zu bestreuen, mit Holzhaufen, deren Flamme die Nacht erhellt, zu säumen, sind ganze Dörfer mobil gemacht worden. Durch einSpa» lier jubelnder Menschen rollt der Prunkwagen des Imperators; rollt der Fourgon, der die Kaiserkleinodien, den Hermelinpurpur und die zwei Kronen trägt, die aus Goldlorber gewundene und diedemLegendenschmuckCaroliMagninachgeahmte. Diebraucht «r; denn vom dresdenerFürstentag wirbelt dieWindsbraut den gekrönten Soldaten bald ins Russenreich, füdwärts an den Bosporus, durch Persien, an die Weihestätten des Ganges. Alexan» der und Karl der Große: Beider Stirnschmuck schlingt er morgen sich um die Schläfe. Deutsche Könige, Herzoge, Kurfürsten warten ihm in'dvr Haltung demüthiger Diener unterwegs auf; senden aus Anbeterinbrunst scheue Blicke zu seinem Gebieterauge empor. Lächelt es oder dräut hinter Wolken der Blitz? Friedrich August, den König von Sachsen, treibt die Ungeduld aus der Hauptstadt. In Freyberg harrt er, mit seinerKönigin, des hohenKömmlings und derMinister Senft»Pilsach muß auf einem Stuhl übernach» ten,um das Paar für die Empfangsfeierlichkeit wecken zu können. Beim Einzug läuten von allen Thürmen Dresdens die Glocken, aus hundert Feuerschlünden donnert der Ehrensalut und durch den Troß der Prinzen, durch die Hellebarden der in gelbe und veilchenfarbige Seide gekleideten Schweizergarde (deren bunter Pomp die Männer der Großen Armee an den Scaramuccia der Italerbühne erinnert) schreiten Napoleon und Marie Luise in die Prachtgemächer Augusts des Zweiten. 1e äeum lsuäsmus: aus derSchloßkirche steigt amnächsten Morgen dem Herrgott, der den AnermeßlicheninsWettinerlandgeführt hat, heißer Dankhimmel» an. Der ganze Hofstaat ist aus Paris mitgeschleppt worden; mit den Großwürdenträgern des Reiches, den Kammerherren, Stall» meistern, Pagen der Kaiserin auch der Silberschatz. Laetitiens Sohn will sich zu Haus fühlen, nicht von fremdem Geschirr spei» sen noch von fremden Lakaien bedient fein; will sich den Rhein» bundesfürsten in nie erschauter Glorie zeigen. Sie nahen. Auch Kaiser Franz kommt mit seiner Frau, den (heimlich gehaßten) Schwiegersohn zu begrüßen. Ilnd Hatzfeld erbittet, als Gesandter des Königs von Preußen, fürFriedrichWilhelm die Erlaubniß, sich dem Imperator vorzustellen. Dresden ist im Festrausch.Was

Mitteleuropa an Glanz und Ruhm besitzt, scheint in der sonst so> stillen, fast schläfrigen Stadt versammelt. Galawagenund Glocken» gelaut, Böllerschüsse und Illumination: Das endet nicht.Da fährt Metternich. Saht Ihr dieKaiserin vonOesterreich mit ihrer Stief» tochterMarieLuise? Der drüben ist ein Turenne. Nein: derAn» dere; Du hast ihn mit dem Herzog von Bassano verwechselt. Nur Einen sieht das Auge der Gaffer kaum je: ihn, den es überall sucht. Der geizt mit seinem Anblick; mag nicht AUtagserlebniß, werden. Nur er ist derKaiser. »I^mpereur«: so wird er von seinen Dienern auch dem Schwiegervater gemeldet, dem guten Franz, der sich in Dresden gräßlich langweilt, wo er weder kochen noch über wienerischen Vorstadtwitz lachen, nicht einmal mit Siegel» wachs spielen kann. Er selbst muß, Viertelstunden lang, warten, bisIosephinens kleinerArtillerielieutenantzurMahlzeit zukom- men geruht, „I^mpereur!" Der geht vornan; allein, denHut auf dem Kopf. Dann folgtFranz, barhäuptig, mit seinerTochter; und das Gewimmel der Fürsten drängt sich, mit dem Hut oder Helm in der Hand, hinterdrein. NurNapoleonwird bei Tischvon Pagen bedient. Nur er spricht, wann es ihm beliebt. Spricht gern, in die» serTafelrunde, von derRevolution; deren Sohn er sich nun nicht mehr, wie als Erster Konsul, noch neben Iosephine so oft, mit Parvenustolz nennt. Als dem Erzhaus Habsburg Angehöriger ist er den Bourbons verwandt. Und die Lippe zittert nicht, von der dasWort fällt: „Wer weiß, wieAlles gekommen wäre,wenn mein armerOnkel mehr Festigkeit gezeigt hätte?" Der armeOnkel hatte als König Ludwig derSechzehnte vonFrankreich geheißen. Wie das schmucklos vom Herd geholte Aschenbrödel neben einer Märchenkönigin, erzählten die eleganten wiener Hofdamen später den Basen, sahen wir neben den Französinnen aus. Die mußten sich in Gold» und Silberbrokat wickeln, von Geschmeide strotzen und funkelnde Diademe aufs Haar stülpen; mußten dem Neid zeigen, welche Schätze ihr Kaiser zu verschenken habe, und in ihrem Betragen dabei die abgemesseneWürde eines altenHo» fes wahren. Ringsum knickste und dienerte es; sie blieben steif. Senfts hatten ihre achtjährige Tochter zu aufdringlichem Napo» leonkult gedrillt und brachten sich selbst durch AdoranteneiferTag vor Tag in die Gefahr der Lächerlichkeit. Kein Ton verräth, kein lächelnder Blick, was gallische Spottlust vor solchem Schauspiel

empfindet. Alles hat größeren Stil und würdigereForm alseinst in Erfurt. Vor den Nächsten höhnt Bonaparte die »Albernheit dieser Deutschen"; doch nur einmal wird sein Ekel laut. Als die Galavorstellung, die mit einer Kantate zum Ruhm des Korsen enden soll, mit dem Bild einer strahlenden Balletsonne beginnt, unter der in Flammenlettern zu lesen ist: »^«inL^rangetmoins beau qui lui!" Kaiser Franz (»le cketik ^ran^sis« hat ihn derKorse genannt) nicktBeifall und bestätigt damit, daß erAbsicht und Ur» theil billige. Andächtig haften, wie in Verzücktheit, tausend Augen am Haupt Bonapartes. Der aber hebt die Achseln, die Brauen und brummt über dieOrchestra hin: »DieLeutemüssenmichfürboden« los dumm halten." Am folgenden Tag empfängt er den Königvon Preußen (demschonan der sächfischenGrenze gesagt worden ist,daß er ohne das denKaisern vorbehalteneGepräng etnziehenmüss e.den dieDresdeneraber,nachdemBerichtdesFranzösischenGesandten Serre, wie etneHoffnung begrüßen). Napoleon hat ihn oft einen Rekrutendriller, beschränkten Unteroffizier und Dummkopf («une bete«) gescholten; macht ihm aber, nur ihm, jetzt den ersten Besuch. »Sie sindWitwer?« DieFrage trifft ins Herz, dessenHerrinLuise so lange war. Dann sänftigt sich der Ton; die Klugheit und We» sensanmuth des Kronprinzen (Franz hat, dem Imperator zum Aerger, keinen Erzherzog mitgebracht) wird huldvoll gelobt und Friedrich Wilhelm darf, mit Friedrich August, in jeder Woche dreimal am Tisch des Kaisers speisen (während die Herzoge und anderen deutschen Fürsten im Vorzimmer stehend warten, bis der Allmächtige, der an der Elbe den Hausherrn spielt, die Tafel auf» hebt). Preußen braucht Geld? Gut; ich will, wenn es Spandau und Villau meinen Truppen geöffnet hat, seinem Handel das Halfterband einBischen lockern. DerSold für das österreichische Kontingent ist knapp? Meinem Schwiegervater leihe ich, was er begehrt. Auch den Sachsen, da sie in enger Klemme sind, noch eine Million. Nur nicht knaufern; diese ausgepreßten, geduckten Kro» nenträger müssen reichliches Almosen einsäckeln. Und ihre Mi» nister,Marschälle,Kammerherren,Adjutantensollensichangolde» nen Dosen und Diamanten freuen, die sie, wenn Schmalhans vor dem erkaltenden Kochherd steht, beim Trödler verschachern können. DasBeispielwecktNacheiferung.Muß der Mann, derstchvonden Enkeln der ehrwürdigsten deutschen Geschlechter, von Fürsten, die

er entmachtet, mit Skorpionen gepeitscht und bespien hat, wie von hungrigen Hunden umwedelt sieht, nichtAlles,aufHöhen,inTie» fen, für käuflich halten? Als er, mit einem Gefolge von Sachsen» kürassieren im schwarzen Harnisch, auf seinem Schimmel mit der von Goldstickerei blitzenden Scharlachschabracke die in Lenzblüthe prangende Thalsohle der von Herder als deutsches Florenz ge» priesenen Hauptstadt umreitet, braust ihm aus allen Straßen, vom wInzIgstenRebenhügel derVolksjubel entgegen, der nur dieBe» freier sonst, die Beglücker geleitet. Und als er im Osten der Alt» stadt vomRoß steigt und, wie zu stillem Gebet, vor dem Altar der Frauenkirche steht, schwingt sich aus den Sachsenherzen ein Lob» gcsang auf, den keinHofceremoniale vorschrieb. Muß er sich nicht der Gottheit nah, nicht ihr ähnlich dünken, da Die sogar, die er schlug, wie einen Heiland ihn mit dem Leuchtfeuer ihrer Seele grüßen? AlexanderPawlowitsch hört, um die selbe Zeit, in einer litauischenDorfkirche einsam die Messe. Kein Iauchzen umbran» det ihn. KeinPole dankt dem rechtgläubigen Selbstherrscher aller Reussen, daß er vor einem Römeraltar das Andachtbedürfniß stillte. Einsam ist er; und von West her wälzt der Schrecken der Großen Armee sich in bunten Farbenbündeln heran. Doch freund» lich blinkt in das Matutinum von Ost des Tages Gestirn.

»Ich werde nicht als Erster das Schwert ziehen: denn ich will nicht vor Europa für das Blut verantwortlich sein, das in solchem Krieg fließen wird. Ich könnte längst zehn englischeUnterhändler hier haben; doch ich verstopfe mein Ohr." (Eine von der Staats- raisonentschuldigteLüge: schon imApril war ein russisches Bünd- nitzangebot nach London gelangt.) „Dreihunderttausend Fran- zosen bedrohen meine Grenze. Der Kaiser hat Preußen, Oester» reich, alle Völker des Festlandes gegen Rußland ins Feld ge» rufen: und noch immer bin ich sein Bundesgenosse. Mit zähem Eigensinn bleibe ich diesem Bündniß treu, weil meine Vernunft den Glauben weigert, derKaiser könne solches ihm nützliche Ver» hältniß dem Wahn eines Kriegserfolges opfern. Aber Rußland weicht vor keiner Gefahr furchtsam zurück. Ich habe Rußlands Ehre zu wahren und alle Bayonnettes Europas werden mich nicht in die Redeweise feiger Schwachheit zwingen. Ist derKaiser zum Krieg entschlossen und das launische Glück meiner gerechten Sache nicht hold, dann muß das Franzosenheer bis in die Be»

Ringstraße,Vis in die Küstenprovinz Ostasiens vordringen,um die Urkunde eines Friedensschlusses heimzuholen." So hatte, am achtzehnten Mai 1812, Alexander zu dem GrafenNarbonne gesprochen. Ihn zur Abendtafel geladen, am nächstenMorgen ihm aber, mit dem Bilde des Kaisers, den für die Rückreise nölhigen Mundvorrath geschickt und angezeigt, daß um sechs Uhr nachmittags Alles zur Abfahrt bereit fein werde. Nichts zu machen. Das vom Fürsten Kurakin in Saint»Cloud überreichte Ultimatum lagt deutlich, was Rußland will; und Napoleon hat seinen Gesandten vergebens von Berlin nach Wilna gehetzt. Sind die Russen, die bei Austerlitz und bei Friedland doch das Fürchten gelernt haben konnten,wirklich zumKampf entschlossen?Locktden Zaren, der nicht einmal zweihunderttausend Mann gegen fast dreifacheUebermacht des Feindes ins Feld stellt, keine List mehr in neues Zaudern? Noch regt er sich nicht. Doch die Meldung, die General Narbonne nach Dresden bringt, lehrt, daß sich sein Wille gehärtet hat. Unnützes Plaudern! Schon wirds, unter gekrönten Schranzen und Speichelleckern, dem Schlachtenträumer im Philisterpferch allzu schwül. Nach Lagerluft lechzt er; will in Rußland sein, wenn der Roggen reift und seine Reiter die Pferde im Haferfeld füttern können. Schüret im russischen Polen den Geist des Aufruhrs; haltet bei Elbing den Pontontrain bereit, der mir über den Njemen helfen soll(«Aufdiese Möglichkeit," Ichreibt er an Davout, »stützt sich mein ganzer Feldzugsplan"); und glledertdieinsWeichselland vorgeschickten Truppen so straff, daß ich am Tag der Ankunft vierhunderttausend Mann in der Hand habe. Reibet den Schlaf, die letzte Spur des Festtaumels aus dem Auge und tummelt Euch! Die Majestäten, Fürsten und Fürstinnenbitten umdieGnade,einmalnoch,inAbschiedsaudienz, empfangen zu werden. Meinetwegen. Um vierUhr früh.Nurkein langwieriges Geflenn. Im Iagdrock, der erst anderthalb Iahre alt ist, also noch sechs Monate zu dienen hat, schreitetBonaparte imMorgengrau durch die Monarchenhecke. «Rasch! Ich bin eilig. Adieu!" Um Fünf rasselt und dröhnt es hinter ihm drein. Noch aus derTreppe, haucht, unter feuchtem Auge, eines Oesterreichers Mund, hat er mich ausdieSchulter geklopft. Ostwärts entschwindet der Komet; und mählich verbleicht nun auch der purpurne Glitzerschweif. Schade, feufzt Friedrich August, daß dieser schöne

Traum so kurz war. Und Friedrich Wilhelm läßt in einer Cirkular»
note die«köstlichenTage" rühmen, die er lnDresden erleben durfte.
Zwölf Stunden vor Napoleons Aufbruch hat Kutusow in
Bukarest den Vertrag unterzeichnet, der zwischen Türken und
Russen denFrieden herstellt. Dem Zaren wird das Patronat über
Rumänien und die im Sinn der Griechenkirche rechtgläubigen
Christen derLevante zugesprochen und seinemReichBessarabien
einverleibt. Der Sultan wird wieder Souverain der Donaufür»
stenthümer und bleibt der Schutzherr aller Serben. Blinde Haft
hat denVertrag zurechtgestümpert; einerlei,was drin steht: wenn
Rußland nur nicht mehr genöthigt ist, in Südost seine Truppen»
macht zu verzetteln. Im petersburger Hochadel gährt es, seit das
austro»französischeBündnißbekanntward.RastoptschinsFreunde
trauen dem verträumten Sohn Pauls nicht den Muth und die
Kraft zu, mit derWucht eines unbeugsam Starken sich wider solche
Koalition zu stemmen. Sie wissen nicht, was er weiß: daß aus
Wien geheimeBotschaft nachWtlna gekommen ist.die den Zaren
versichert, das Bündniß sei nur Blendwerk und von Oesterreich
nichts Ernstes zu fürchten; daß Metternich und Hardenberg sich
inDresden verständigt habenund,Iederfürsich,heimlichmitEng»
land verhandeln; daß Friedrich Wilhelm dem Freund Luisens ge»
schrieben hat, er ersehne den Tag, der ihmgestatte.wiederanRuß»
lands Seite zu treten; daß die meisten H äupter der Fürstenbrut, die
den Korsen wie einen Gott anbetet, den Gruß zärtlicher Ehrerbiet»
ung über die Weichsel schickten. Leise webt sich im Dunkel um de»
Imperator ein Netz, das ihn drosseln soll. Ward sein Ohr getäubt,
daß er aus Wettern nicht des Herrn Stimme hört, die zu seiner
Willensfluth, wie zu dem gebäumten Meer einst, im Gebieterton
spricht: Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter? Mancher
Scharsblick ahnt im Wolkenzug schon das Unheil. Aus Danzig, der
seinerHut anvertrauten Festung, schreibt derElsässerRapp: .Ich
bin kein Alarmschreier, möchte auch nicht als Schwarzseher gelten;
läßt uns aber jemals das Kriegsglück im Stich, dann steht, vom
Rhein bis nach Sibirien, der ganzeErdtheil gegen uns inWaffen.'
Senator Semonville ruft, das Heer werde in den Schlachthof
geschleppt; und weissagt der Bourbonenlilie einen neuen Lenz.
Höchste Zeit, daß die Armee ihren Feldherrn wiedersteht. Nur
sein Blick, der Athem seines Genius nur bringt ihr die Sieges»

gewißheit zurück. Die Nebel sinken schnell und aus blauer Ferne winktRuhm und Reichthum, wenn erwiederim Lager thront. Wer denkt dann winterlicher Entbehrung, klagt noch über den freud» losenNordlandsfrühling oder bebt gar vor dem plumpen Feind? „Den kleinen Zaren", schreibt ein Gardefüsilier an seinen Vater, „werden wir bald in weißer Sauce zubereitet haben. Wohin es dann geht, weiß Keiner genau; ost hört man, nach Indien. Mir ists einerlei; gehts bis ans Ende derWelt, so bin ich zufrieden." Rußland? Eine Etape zu kurzer Rast. Und die Sonne, die aus dem Indischen Ozean steigt, glüht heißer als die von Austerlitz. Fühlt Napoleon sich Forturen noch unlöslichvermShlt?Als er in Posen wie derSlawenerlöserbegrüßtwird.wittert er imwil» den Gejauchz des Polenvolkes stärkere Kraft als in allen Heuchel» delirien entmannter Germanen; als über der Iesuitenkirche die Flammenblätter einer Lorberkrone auflodern, blickt er aus fin» sterem Auge dem Qualm nach, der gen Ost zieht. In Thorn sieht er seine Kerntruppe wieder. Da gilts kein Feiern. EinLager, das zweihundert Meilen umfaßt; ein Heer von vierhunderttausend Köpfen.Was anMunition zu erraffen ist,muß heran; noch wich» tigeristfürdsnFeldzug in unwirthliche Bezirke der Proviant. Der muß vom Tag des ersten Treffens an mindestens drei Wochen lang reichen. Leget auf alles Getreide Beschlag und lasset es flink, bei Tag und bei Nacht, von klappernden Rädern zermahlen. Wenn wir abmarschirt sind, können die Müller ausschlafen. Ostpreußen grünt und der rasche russische Lenz hat schon alle Wiesen bestickt. Ein ungeheurer Heerhause ist zum Angriff gerüstet und der Be» drohte scheint die nahe Gesahr noch nicht zu ahnen. Iedes Corps muß dem Blick des Feldherrn seinInnerstesaufthun; jedes wird, noch einmal, bis ins Kleinste geprüft. Alles fertig. Alles brennt von Begierde, dem Kaiser zu zeigen, was seine junge, seine alte Mannschaft vermag. Mit solchem Heer, wagt ein Batteriechef zu sagen, können Eure Majestät Indien erobern. Ein Lächeln dankt ihm. Nie sah man denHerrn so heiter. Sind seine Kräfte verzehn» facht oder neueDämonen ihmunterthan? Von früh bis tief in die Nacht an der Arbeit. Dann wandelt er, fast nackt, durch die Ge» wölbe und Kreuzgänge des Klosters, das ihm Quartier ist, und besinnt seine Schlachtpläne. In einer Nacht hört derAdjutant ihn eine Strophe aus dem Abmarschlied singen. .Zittert, Ihr Feinde

Frankreichs!" Solche Töne hat das Gemäuer nie vernommen. Noch ist der Krieg nicht erklärt, dasUltimatum nicht beantwortet. Aber die Schicksalsstunde hat geschlagen. Iuni! Worauf noch warten?Bis derReisewagen geflickt und gefirnißt ward?Unsinn. ZuPferd! Er will inDanzig geschwind noch Rapp,Davout,Mu» rat sehen. Der läßt, weil er nicht zum Fürstentag eingeladen war, die Lippe hängen. Ein Schürzenheld. Hilft mir von meinen Ver» wandten wohl einer ernstlich? Ich habe die Leute reich gemacht, ihnen Throne gezimmert: und sie denken nur an ihr Vergnügen, ihrenGlanz undvergeuden das Geld an Krimskrams. »Wennich Geld ausgebe, geschiehts,um dieKünste zu ermuthigen und der Na- tion nützliche und ruhmvoll<Erinnerung zu hinterlassen. Ich bin desVolkes König und Keiner kann mir nachsagen, daß ichGünst» linge und Lustweiber mäste. Nur der dem Vaterland geleistete Dienst wird von mir belohnt. "Ietzt aber istzu solcher Betrachtung nicht Muße. VonDanzignach Königsberg. Der Soldatfängt schon wieder zu murren an. KalteNächte nach heißenTagen.SeineLager- stattisthartundmorgensvomNebeldurchnäht.SeinGepäckwächst, weil er so vielNahrung aufbuckelnmuß, ins doppelte Gewicht. Und inderRundeistnichtsFreundliches,Lustiges,Hübscheszu schauen. Das Heer braucht einen Schnaps, eine Aufmunterung; weils im Kern aus Franzosen besteht, werdenWorte genügen. Am sechzehn- ten Iuni diktirt Napoleon die Kriegserklärung (der Herzog von Bassano muß sie um vier Tage zurückdatiren und Thorn als Ar» sprungsort nennen) und läßt dem Vertreter des Zaren melden, daß seinerAbreise ausParis nichts imWeg stehe.Mir zumuthen,hinter dieElbe zu weichen,und diese dreisteForderung von allenThürmen Europas herunterbrüllen? Meinem Gesandten Lauriston die er» beteneAudienzweigern? Unerträglich. Lasset die fröhlichstenMär- sche blasen, alle Trommeln rühren und aufder letzten Grenzwacht den Ruf an die Große Armee verlesen. In der dreiundzwanzigsten Iuninacht erreicht er, dem Heer voran, bei dem Dorf Alexota den Njemen. Ein paar polnische Lanzenreiter taumeln schlaftrunken auf, als der von sechs schwitzenden, dampfenden Pferden gezogene Wagen heranrasselt. Ein kleiner, müd blinzelnder Mann in be- staubten Kleidern öffnet den Schlag. DerKaiser (neben ihmBer» thier). Vive I'tlmpereur! Das gellt, als solle es die Scham der auf dem wichtigsten Vorposten schlafend Ertappten übertönen. Hört

es der Feldherr? Aufrecht steht er; stumm; mit dem hellen Blick, in der straffen Haltung eines aus quickendem Schlummer Er» wachten. GanzAuge.Da liegtKowno;dasZielersterRekognoszi» rung. Er will selbst hin. Darf sich aber den Russen, die auf pol» nischer Erde nur Polen vermuthen, nicht als Franzosen zeigen. Zwar ist er nicht, wie Mephisto, gewohnt, incognitozugehen.Doch hier wills die Sache. In der Dämmerung zieht er, der sich noch nicht gewaschen, noch keinen Imbiß genommen hat, den Garde» jägerrock aus und zwängt sich in die Uniform des polnischen Ober- sten. Kopfbedeckung? DasHütchen mit der dreifarbigen Kokarde verrieche ihn. Die viereckigeUlanenczapka ist ihm zu schwer. Eine Schutzmannskappe genügt. AuchBerthier muß sich vermummen. Vorwärts! Die Bewohner eines Bauernhauses werden heraus- gepocht. Von ihren Fenstern sieht man den Fluß. Dahinter liegt Rußland. Still; ohne die leiseste Ahnung naher Gefahr. Lange steht der Kaiserund durchforscht das Gelände, das er bis heute nur von der Karte her kannte. Munter kehrt er zurück. «Kleidet der Rock mich nicht ganz gul? Doch man muß zurückgeben, was An» deren gehört." ZweiterUmzug. Kurzes und karges Morgenmahl. Das Gefolge kommt mit dem Leibpferd. Die Generale Caulain» court, Davout, Duroc, Haxo sprengen herbei. Erster Rekognoszi» rungrilt. An dieser Stelle muß, nur an dieser darf derFluß über» schritten w/rden. Zweiter Ritt. Diese Schlucht verbirgt die Trup» Pen, bis der Pontontrain mit seiner Arbeit fertig ist; ehe es hell wird, müssen sie... Sein galopirendes Pferd scheut, bäumt sich steil auf und wirft den Reiter ab, der, in Gedanken versenkt, die Zügel lose hielt und nicht merkte, daß seinem Gaul ein Häschen zwischen die Beine lief. Das war ihm manchmal geschehen; und immer hatte er dann heftig das Stallpersonal gescholten oder ge- gen das Thier, die elende Schandmähre, getobt. Nun schweigt er; blickt schweigend ins Grau und steigt dannwiederin denSat» tel. Ein schlimmes Vorzeichen, raunt Berthier ins Ohr des Mar» schalls Caulaincourt; ich wünschte, wir gingen nicht über den Njemen. Denkt der Mann, der stumm vornan reitet, eben so wie sein Generalstabschef aus dem italischen Krieg? FühltderBleiche noch an diesem Tag sich Fortunen unlöslich vermählt? PflichtruftausthatloserSelbstschau. Sollein aufgeschreckter Hase, eines überanstrengtenPferdesNervenschreck ihm dieLaune

vergällen? Das darf ein geckiger Tagdieb sich gönnen; nicht der Meister über Menschheitgeschick. Von allen Seiten stampfen die Heersäulen heran. Bevor die Sonne sinkt, muß derFlußübergang bis insWinzigste geordnet sein. Zwischen den blauweißenZwillich-wänden seinesZeltes sitzt er vorRapporten und Landkarten. Die zuverlässigste hat er unter der Hirnschale. I^crive?: «Oräre pour le passsge clu Siemen«. Punktum. Für jede Möglichkeit ist jetzt vor» gesorgt. Wenns nur nicht so heiß wäre! Und der Kopf nicht so schmerzte. Vielleicht eine Folge des Sturzes? Muß übrigens drollig ausgesehen haben, wie der Gaul mich abschüttelte; zum Brüllen komisch. Aber das betreßte Volk macht sounheimliche Ge-sichter; verkneift fichs das Lachen oder hats Aberglaube mit eis-klammerHandamSchopf?KindischeZeichendeuterei. Guten Tag, Grenadiere! AnstrengenderMarsch? Drüben wirds besser.Drü» den, Artilleristen! Auch schon da? Wenn von drüben nur irgend-ein Echo käme! Nichts. Höchstens mal eine Kosakenpatrouille, die durchs Gebüsch schlüpft und dem nächsten Augenblick spur» los verschwunden scheint. Ein von Schemen bewachtes Toten» land? Spukgeschichten, die ans Kaminfeuer vonAjaccio taugen. Die Kerls haben Witterung; wissen, endlich, daß ich ihnen dicht an der Kehle bin, und verkriechen sich, so lange es geht. Sind wir erst drüben, dann schlage ich sie, daß die Fetzen bis nach Moskau, inMütterchens Waschküche, fliegen. Wärs nur erst soweit! Die» serTag will nicht enden. Caulaincourt soll kommen. «Siekennen Rußland ja aus derZeit Ihrer Gesandtschaft. Schwatzt man hier im Hauptquartier etwa noch vonmeinemHasenabenteuer? Hat ja auch nicht die geringste Bedeutung. Ich möchteSicheres überden russischen Bauer hören; ob er tollkühn ist und sich zueinemKlein» krieg aufraffen kann, wie ihn die Spanier geführt haben. Meinen Sie, daß man mir Wilna freiwillig räumen wird? Das würde mir nicht passen. Ich brauche eine Schlacht, einen schnellen Sieg.* Die Russen haben so viel Land, daß sie uns große Strecken hin» werfen werden, um uns zur Zersplitterung unserer Kräfte, zur Entfernung von unseren Nährquellen zu zwingen und ins In» nere zu locken. Schlachten im Stil europäischer Kriege sind hier unwahrscheinlich. »Auch gut! Dann bin ich morgen Herr von Po» len und kein Regen wäscht dem kläglichenAlexander die Schande ab, daß ers ohne Schwertstreich hingab. Nie wird ein Pole ihm

so feige Schwachheit verzeihen. Solches Land opfern? Nur ein Hasenherz kann sich dazu entschließen; das Herz eines Vetters des Hasen, der meinem Gaul... Unsinn. Und wenn Sie, Zar aller Reussen, glauben, der Rückzug könne Sie retten, dann irren Sie. Dann sind Sie so dumm wie feig. Kennen mich nicht. Ich bin rasch wie derBlitz; und treffe wie er. BeiWilna schon zerreiße ich Ihre Linie; und eheIhreTrägheit aufgerüttelt ist, habenSieArtillerie und Train verloren und können noch froh sein, wenn mein Schlitz» messer Ihnen nicht ganze Armeecorps aus dem Schutzgewand brennt. Trauen Sie, Caulaincourt, dem Enkel der großen Katha» 7ina, die ihm den Namen des makedonischen Eroberers zugedacht hat, wirklich zu, daß er mir um jeden Preis ausweichen werde? Cr wird lieber nach Kamtschatka laufen als eine Hauptschlacht liefern, eine Provinz abtreten, einen ihm ungünstigenFriedens» Vertrag unterzeichnen? Ist heute denn der Tag des Spukglau» bens? Warten SienureinWeilchen, Herzog von Vicenzal Bevor HerMond zweimal gewechselt hat, betteltAlexander um Frieden. Hat der Grundadel ihn dazu gezwungen. Aber die Sonne neigt Ich. Wenn sie wiederkehrt, müssen wir auf russischem Bodensein."
Um Mitternacht sind die Pontonkolonnen mit ihrer Arbeit fertig. KeinLicht hat ihnengeleuchtet,keinwiderhallenderLärmsie verschrien; aus dem dicht an den Njemen gerückten Zelt hat der Caesar ihnen zugeschaut und manchmal leise Befehle gezischelt. Cndlich.DreiBrücken fuhren ins Land alter Sehnsucht. Morands Division deckt die Vorhut. Das Corps Davout nimmt die Führ» «ng. Derber Soldatenfrohsinn ist wiedergekehrt. Uebermüthiger Scherz flattert von denschwanken, unter der Last der Geschützeund Rosse stöhnendenBrücken hinüber, herüber. In fünf, spätestens in sechs Wochen sind wir an der Newa und feiern unseres Kaisers Geburtstag in Peters Stadt. Alles lacht. Habt Ihrs gehört? In Petersburg! Vive I'l5mpereur! Da ist er. Wo war er noch nicht? Seit Drei zu Pferd. Ueberall, wo fein Kriegsvolk sich staut und Nachdrängenden die schmale Straße sperrt. Kein Gespenst schreckt jhn noch. Ein flüchtiges Häslein könnte ihn heute nur heiterer stimmen. Hinüber! Aus trunkenem Auge sieht er nun, vom rufst» fchenUfer.seineMacht ins Reich Alexanders fluthen. Aus Däm» merschleiern winkt neuer Sieg; größerer, als je erstritten ward. SeineSonne ist mit ihm; heiß brennt sie am Himmel. DenFran»

zosen, Bayern, Holländern, Sachsen, Florentinern, Hessen, Polcw und Schwaben, die in buntem Zug über die Brücken marschiren,, sengt sie die Stirn. Gegen Mittag wirds finster und bald danach speitdasGewölkungeheureWassermengeninsLitauerland.Allcs trieft. Alles jauchzt. Zweihunderttausend Mann in Rußland hinein! Am sechsundzwanzigsten Iuni sind auch GrouchysDra» goner drüben. Bis aufs Tüpfelchen ist das Programm durchgo führt. Bonaparte steht dicht vor demZiel seines kühnstenWunschcs. «Führet einen Partherkrieg l" Scharnhorst hats den russischen Kameraden gerathen. Ietzt, am ersten Tag des Marsches über den Njemen,schreibtRastoptschin anAlexander: »IhrReich hatzwci gewaltige Vertheidiger: den Raum und das Klima. Der Kaiser von Rußland ist furchtbar in Moskau, schrecklich in Kasan, un- überwindlich inTobolsk." Biegt er der Kraftprobe aus? Seit dem zwölften Iuniabend hat er den Freiherrn vom Stein alsBeralher bei sich. Wie kann, fragt am ersten Iuli Napoleon den Po!izeimi» nister und Generaladjutanten Balaschow, Ihr Herr solchen Kerl anseinemTisch dulden? »DieserWichtundHochverräther istnicht um Haaresbreitebesser alsirgendeinerderBuben.dteAlexanders Vater gemordet haben. Ich schätze Ihren Kaiser noch immer sehr hoch. Aber Engel dürfen mit Teufeln nicht gemeinsame Sache machen." Vergebens. Der allzu sinnliche Engel, dernoch aus dem Feldlager in die schönen Arme der Frau Sulistrowskaja eilt, ist zumBündniß mit dempreußischenTeufel entschlossen. Ein Glück, daß von Preußen nichts zu fürchten ist. Diesem Glauben kann kein Ierome, Rapp, Davout den Imperator entankern. Schon schreibt Major von der Goltz den Bericht, der die zum Kampf widerBonaparte bereiten Offiziere Friedrich Wilhelms aufzählt; schreibt über Hans David Ludwig von Vorck: «Von mittlerem Alter, unterrichtet, ehrgeizig,unzufrieden,Frankreich hassend; all- gemein anerkannter, braver und schnellüberblickender, mehrprak» tischer als theoretischer Soldat, eines kühnen Entschlusses leicht fähig; völligunbemittelt. "Doch derCondottiere aus Korsika spricht: «VonPreußen ist nichts zu fürchten."Und zuCaulaincourt: »In Moskau unterzeichne ich, wanns mir paßt, den Friedensvertrag.« Dann läßt er, damit seines Sieges Glanz über das Erdrund hin leuchte, im Kreml sich krönen.»Kaiser des Abendlandes, Haupt der Europäergemeinschaft, Schützer des Christenglaubens." Der

Wtel, auch der Ort des Weihfestes, steht über jedem Zweifel. Alt» gläubige Russen zupfen den Bart, wenn das Gerücht ihnen von solchem Planen Kunde zuträgt. Der freche Ketzer soll nur kommen. Vor zweihundert Iahren hat Mütterchen Moskau den unechten Dmitrij sammt seinem Polentroß gewürgt. Vor hundert Iahren wurde der zwölfte Schwedenkönig Karl, auf dem Marsch nach Moskau, beiPultawa geschlagen und gezwungen, über denBug ins Türkenland zu entweichen. In jedem Iahrhundert wagt Einer den Sturmlauf: und stürzt weit vor dem Ziel. Dem neuen Waghals gehts gewiß nicht besser; denRand desReiches mag er anknabbern, wie eine Milbe sich in die Haut einkapfeln: dieHerzkammer duldet ihn nicht. So brummen die Alten, Erzfrommen. Alexander fühlt anders; spricht (fast schon wie ein Franzos von heute): »Barba» rei will uns knechten.Wider sie müssen alle Freunde der Mensch» heit, des freien Gedankens sich einen. Um die Knechtung Euro» Pas zu vollenden, will Napoleon Rußland niederringen. Dieser Krieg, nach Menschenermessen der letzte, wird entscheiden, ob Eu» ropa sterben oder in Freiheit aufleben foll." Das steht in dem Brief, den Prinz Ernst von Hessen»Philippsthal, im Auftrag des Zaren, dem von Napoleon geächteten Freiherrn vom Stein bringt. Der deutsche Edelmann sieht alle Mängel im Wesen des Gossudars. «Der Hauptzug in seinem Charakter ist Gutmüthigkeit, Freund» lichkeitundderWunsch,dieMenschenzubeglückenund zu veredeln. Ihm fehlt aber die Geisteskraft, um beharrlich die Wahrheit zu erforschen, die Festigkeit, um, trotz allen Hindernissen, das Be-schlossene durchzuführen und den Willen der anders Wollenden zu beugen. Seine Gutmüthigkeit artet in Weichheit aus und er muß sich oft derWaffen der List und derSchlauheit bedienen,um seine Absicht durchzuführen." Darf Stein deshalb vor der Wer» bung des Mächtigen zögern ? Bonaparte, der»vollkommen Böse rückt mit einer aus neun Zehnteln aller Festlandsstaaten zusam» mengepeitschten Heerschaar gen Norden; schlimmer als einst bei Austerlitz und Friedland wird sein Schwert die Russen schlagen; sie bis an denDnjepr zurückschleudern und in schimpflichenFrie» den einjochen. Dann ist er, was er werden will: Herr der Erde. »Die Sache, die es galt, war zu heilig uud ich war durch mein Le» ben und meine Gesinnung zu fest daran gekettet, um einen Augen» blick zu wanken. Wo Ehre und Freiheit ist, da ist das Vaterland."
2«

Aus Prag eilt Stein, durch Galizien, nach Wilna. Er begehrt kein Amt; der Moskowiterargwohn, der den Schwarm westlän» discher Stellenjäger empfängt, soll nicht nach dem Mann züngeln, dervonRußland aus zur Gestaltung des Weltschicksals mitwirken will. Gr kommt in Wirrniß. Wärs klug, bei Wilna eine Schlacht anzunehmen? Nein; wir würden geschlagen. General Barclay deTolly soll das Heer ins befestigteLagervonDrissazurückführen. Ob sein Plan gut oder schlecht ist: Alexander hat sich in den Eni» schluß verschanzt, auch in Ungewittern auszuharren. Er baut seine Hoffnung aufRußlands unbrechbare Widerstandskraft und zagt nicht, als ihm der Einbruch des Feindes gemeldet wird. Garten» fest auf dem Gut der Gräfin Bennigfen. Seiner Majestät zu Ehre ists von den Offizieren der Garnison und des Generalstabes be» reitet worden. Tag und Nacht soll es währen. Auf dem Smaragd des durchsonnten Rasens wird getanzt; zwischen Springbrunnen und Buschgruppen, aus denen Orchestermusik und Chorgesang tönt. Durch den dämmernden Park schreitet dann die Polonaise ins Haus und schlängelt sich über Wendeltreppen in den Saal. Der schöne Zar ist vornan; plaudert so fröhlich, als hänge an seinem Himmel nirgends ein Wölkchen. Da schiebt sich der Po« lizeiminister und Generaladjutant Balaschow durchs Gedrüng. Flüsterbotschaft ausKowno:VormarschdesFranzosenheeresüber den Njemen; schon stehen dichte Haufen auf russischer Erde. In dieser Stunde ist Alexander stark. Sähe jetzt Bonaparte den ver» achteten Sohn Pauls! Der gebietet den Nerven. Birgtdas Zucken der Muskeln. Hört lächelnd die leise Meldung. Scheint sie wie duftenden Labetrunk zu schlürfen. »Danke. Behalten Sies noch für sich. Die Leute sind so lustig; wozu ihre Freude verhärmen?"
Munter plaudert er fort. «Ein allerliebstes Fest. Wie zierlich das Kunstinselchen im Teich! Daß vorgestern das Dach derTanzhalle eingestürzt ist, war kein Unglück; viel schöner, unter Gottes Him» mel zu tanzen. Und die Parkbeleuchtung konnte nicht feiner ge» lingen. DasPrachtstück der Illumination ist, freilich, derMond; fein Spiel mit dem Silberschimmer des Wasserfalles zum Ent» zücken. Schade, daß Unsereinen die Staatsgeschäftestets aus leid» losem Genuß wegrufen." Nach der Abfahrt des Zaren schwirrt das Gerücht auf: Der Feind ist im Land! Dicht bei Wilna; ein gewaltiges Heer. Klatsch? Wahrheit. Balaschow hatsichereZiffern.

Dreihunderttausend Mann Infanterie, siebenzigtausend Reiter, ein Dutzend Artillerieregimenter, tausend Kanonen. Rasch, wie Raketengefunkel, zerstiebt die Festgesellschaft. Hastig jagen die Offiziere in die Garnisonstadt zurück. Die Nachtluft glüht noch; in Zobel, Hei melin,Silberfuchs aber fröstelt Polens,Litauens holdester Frauenadel. Gräulich; der bunteste Theil des Festes sollte nun aufblühen. Bestürzte Diener, auch vergnügt schlaftrunkene, die sich ins Bett sehnen, löschen die Lichter. Still liegt der weite Park. Nur der Mond, der über all dem röthlichen Feuergeglitzer totblaß schien, überlebt den Leuchtkörperreigen und hat im Hasch» spiel mit den zerrinnenden Spitzenschleiern des für einen Feiertag erkünstelten Wasserfalles keinen Rivalen mehr. Im wilnaer Schloß besinnt Alexander das Erlebniß. War der Dacheinsturz doch ein übles Vorzeichen? Kinderspuk. Der Falsche Dmitrij kam, Karl vonSchweden; Rußland blieb aufrecht und bestickte die Gräber feindlichen Trachtens mit den Prunkfarben neuen Lenzes. So wirds auch diesmal. Aus der Korsenposaune klang der Ruf:«Ver» hängniß reißtRußland fort; sein Schicksal muß sich schnell jetzt erfüllen." Im Morgengrau schließt Alexander den Armeebefehl mit dem Satz: „Wider den Angreifer streitet Gott.«

Als den Angreifer soll die Welt den Franzosenkaiser erkennen. Deshalb schickt der Zar, ehe erWilna verläßt, Balaschow ins Lager des Feindes. Der Generaladjutant soll dem Eindringling einen Brief bringen, in dem Alexander sagt, er sei noch immer zu friedlicher Verhandlung bereit, fordere aber, daß zuvor Napoleon mit seinem Heer über den Njemen zurückgehe. Balaschow kommt in Murats, dann in Davouts Quartier. Der König von Neapel(geIbeReiterstiefel,KarmesinhosemitGoldbefatz,Husarenattilaausgrünem Sammetmit Goldtressen,Pelzdolman,Diamantohrringe, breiterFederhut mit Riesenreiher und Edelsteinschmuck, der ganzeLeib einGefunkel vonGold und Iuwelen) ist sehr artig, sehr friedlich; der schlichte Fürst von Eckmühl ist barsch und zeigt dem Russen die Igelstacheln. Bonaparte selbst grinst, da ihm der Bote gemeldet wird. «Bruder Alexander ist also schon zahm und sucht Verständigung. In zwei Monaten, spätestens, liegtRußland im Staub vor mir." Erst in Wilna will er Balaschow sehen. Am achtundzwanzigstenIuni,einenTagnach demAbzug des russischen Hauptquartiers, ist er dort. Mit müden, ausgehungerten Leuten,

diejede Hütte, jeden Laden nach Nährstoff, Brennholz, Geld durchstöbern. Das sind die ersehnten Retter, die Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit verhießen? Das arme Volk flieht in Erdhöhlen; Wohlhabende verrammeln dieThüren und kriechenin dieKeller. Bonaparte reitet in eine leere, schweigende Stadt. Kein Triumphbogen. Kein Blumenregen. Kein feierlicher Empfang. Um graue Mauern huschen nur ein paar furchtsame, schmutzige Iuden mit Krampäckchen. Die Wilyabrücke, das Magazin mit ungeheurem Vorrath: Alles verbrannt. Einerlei. Er throntinLitauensHaupt» stadt. Räkelt sich in den Zimmern, aus denen derSelbstherrscher allerReussen gestern geflohenist. Plünderer werden erschossen; allen Zuchtlosen die härtesten Strafen angedroht. Der Kaiser läßt sich Stunden lang auf den Straßen angaffen; heischt am Schankfenster Bier; streut polnische Sprachbrösel in die schwellende Menge. Die Heersäul.en wachsen. NachDavout kommt Murat; Ney undOudinot rücken ein. Allmählich wagen dieWilnaer sich ans Licht; manche raffen sich sogar in denEntschluß zu stchtbarerFreudengrimasse: um denHerrn solcher Heerschaar nicht inZorn zu reizen. Dochbleibts dürftiger Quark.Der von schmetternden BegeisterungparadenVerwöhnteblickt finster von seinemSchimmel.«HiersinddiePolen ganz anders als in Posen." Auch draußen gehts nicht, wie er gehofft hat. »Fuß oderFlügel"vonBarclaysHeer wollte er packen. Das räumt facht nun Phulls befestigte Drissa» Stellung und nimmt keine Schlacht an ? Gewitterstrom weicht den Boden auf. Tag und Nacht Regen. Zu Tausenden fallen die Pferde. Geschütz und Munition stecken in Morast. Fluchend stolpert das Fußvolk durch Tümpel. Bagration, dessen Zweite Russenarmee beiWilna erwartet wird, bleibt vorsichtig fern. Die Vorhutreiter fangen nur Nachzügler, Fußkranke, Ueberläufer; eine Umfassung, die ganze Brigaden mit ihrer Artillerie zur Uebergabe zwingt, ist nirgends erlangbar. Und von polnischem Willen zu Massenaufstand nichts zu spüren. Ein Halbschock Adeliger bietet sich an. Die Menge bleibt stumpf und scheint die Niederlage der Russen noch nicht für gewiß zu halten. «Ich muß schnell schlagen; den Kolussus des Nordens zurückschleudern und durch ein selbständiges Polen von civilisirten Län» dern trennen. Die Zeit, da Louis derFünfzehnte vor Katharinen zitterte und sie doch in Paris verhimmeln ließ, ist für immer entschwunden. Alexander ist seit Erfurt hochmüthig geworden. Die

EingliederungFinlands hat ihm den Kopf verdreht. Will er englischen Schiffen die Landung erlauben: meinetwegen in Archangelsk; nicht an der Ostseeküste. Will er Siege: in Persien mag er sie suchen. In Europa haben dieseNordmenschen nicht mitzureden."
Am erstenIulimorgen läßterBalaschow rufen. In das Zimmer, wo,noch eineWoche zuvor, derAdjutant vor dem Zaren stand.
Bon aparte ist Talmas Schüler; und aller Regiekünste Meister.
Er läßt den Ruch feines Frühstücks durch die offene Thür dem Wartenden in die Nüstern steigen ; zeigt sich dann als satten, sorg» los behaglichen Hausherrn und giebt der Rede sofort den Ton intimen Geplauders, das listigen Hinterhalt verschmäht. »Dieser Bruch war unnöthig. Ich habe Ihren Kaiser stets hoch geschätzt. Meinen Kaffee! Sein Sinnen ist edel. Er will der Ritter auf dem Thron fein. Warum aber hat er diese Emigrantenbande um sich? Wie kann er Gauner, Verschwörer, elende Halunken vom Schlag der Stein, Armfeldt, Bennigsen, Wintzingerode in seiner Nähe dulden? Der tückische Rath dieser Kerle, die Europas Krätze sind, hat uns auseinandergebracht. Und nun? Ein klarer Kopf kann sich doch nicht darüber täuschen,daß ich alleTrümpfe in derHand habe. MehrGeld, bessere Truppen, unerschöpfliche Kraftquellen. Schon derAnfang ist fürEuch sehr übel. Ich kenne EuerHeer bis ins Kleinste; jeder Kasernenunrath, alle Bureauschande liegt ohne Schleier vor meinem Blick. Ich weiß auch, daß Ihrem Kaiser die Revolution droht; daß die erste Unheilspost von einem Schlacht» seid den Hofadel in Mordpläne aufjagen wird. Die Lumpen, an die der Kaiser seine Huld vergeudet, werden dann die Schlinge zuziehen. Und daß solche Kunde nahen muß, ist mathematisch er» weisbar. Melden Sie nur, daß ich fünfhundertfünfzigtausend Mann diesseits von der Weichsel habe; auf Ehrenwort! (Glaubt ers? Mit den waffenlofenHandlangern sinds vierhundertzwan» zigtausend.)Was vermag der Zar dagegen? Ueber den jämmer» lichen, eines Fürsten unwürdigen Versuch, die Preußen zum Ab» fall von mir zu treiben, lache ich. Rußland ist nicht zu retten, wenn der Zar sich nicht in Vernunft bequemt. Wer aber hat fein Ohr ? Der alte Kanzler Rumanzow ist krank und verbraucht; Schlaganfall, fagtman. Derjüngere Herr, derdamals mit Ihrem Kaiserin Erfurt war, soll weggeschoben sein; wie hieß er doch? Sper... (Er denkt an Nikolai Speranskij, den Popensohn, der 1808, als Kabinets»

sekretär, Alexanders Liebling, die Hoffnung kaiserlichenReform»
planens gewesen war und dem Bonaparte auffällige Gunst ge»
spendet und feinBild in Diamantfaffung geschenkt hatte.) Der in
Ungnade und ein Kerl vom Schlag Steins am Tisch des Kaisers
von Rußland! Unglaublich. Meint er wirklich, solcher Mensch
könne ihm treu sein?" Diese Worte fallen schon an derAbendtafel,
im letzten Gespräch mit Balaschow. Morgens hat die Selbstzucht,
der Schein sorgloser Behaglichkeit nicht lange gewährt. Die Er»
innerung an all den enttäuschendenAerger, den ihm der Verkehr
mit dem Zaren gebracht hat, löst die Maske vom Antlitz. Das
wollte freundlich blicken; furcht sich aber bald und Ungeduld er»
sehnt Entladung. War denn Kowno ein Späh? Steht der Erbe
Caesars und Karls nicht mit einem unbezwinglichen HeeraufRuß»
lands Erde? Zornig stürmt er durchs Zimmer. Reißt den Guck»
spiegel.das Spionirfensterchen, dessen Verschlußnicht halten will,
von denAngelnund schmettert eswüthendaufsPflaster.Abends
kannBalaschow die Kränkung mit glatt geschliffener Höflingswaffe
rächen. »InMoskauhabtIhr.fürdreihunderttausendEinwohner,
dreihundertvierzig Kirchen? Wozu? Die Völker sind heutzutage
doch nicht mehr so fromm!" »Nicht alle, Sire; aber Spanier und
Russen. " (Mit Denen, stichelts, werden Sie drum auch nicht fertig.)
Der Rückstoß ist grob.»Welcher Weg führt nach Moskau?" Pause.
Berthier,Besseres, Caulaincourt,Duroc horchen auf. Sacht spitzt
der Russe den Pfeil. »Die Frage Eurer Majestät ist nicht ganz
leicht zu beantworten. Auch wirRussen sagen, daß alle Wege nach
Rom führen. Auf mancher Straße kann man nach Moskau kom-
men. Karl der Zwölfte hat die über Pultawa gewählt." Ist nach
so blutigem Geplänkel noch Friede möglich? BeideKaiser wollen
ihn nicht mehr. Napoleons Brief, den Balaschow, sammt dem
Armeebefehl von Kowno, mitnimmt, festigt in Alexanders Seele
den Entschluß, auch um den Preis ganzer Provinzen den Kampf
fürRußlandsLebenzuwagen.FestigtihnfürdienächstenWochen.
Wird dieser Wille auch Ungemach, das den Lebenssitz annagt,
überdauern? Bonaparte bereitet den Vorstoß ins Land derDüna
und des Dnjepr. «Ehe zwei Monde gegangen sind, zwingt der
Adel den Zaren, Frieden zu erbetteln." Täglich hört das Gefolge
den Satz. Der arme Alexander hat die letzte Gelegenheit verzau»
dert. »Erst in Moskau unterzeichne ich den Friedensvertrag."
SechzigTage danach schreitet erin den Kreml.Am vierzehnten

Juli haben dieRussen das Lager bei Drissa geräumt, hinter dessen Schanzen General Phull sie eben so sicher gewähnt hat wie Wel» lington 1811 sein Heer bei Torres Vedras, das nun aber im Rücken und in der Flanke gefährdet war. Der Zar geht nach Moskau. Dort sieht Stein ihn von der Inbrunst des frommen Volkes um» jauchzt;hört ihn imSlobodskij»PalastdenAdelzumKampfgegen den(derArmee an Kopfzahl und Waffen überlegenen) Feind auf« Ollsen; hört das Gelübde der Edelmannschaft, aus eigenenMit» Mn eine starke Landwehr zu rüsten. Am letzten Iunitag scheidet ÄlexandervonderaItenGroßfürstenstadt.derAllmutterMoskwa, von dem Rothen Platz, dem Glockenthurm Iwans des Großen, dem Wunder wirkenden Heiligenbild am Erlöserthor. Wird er sie je wiedersehen? DerEroberer rückt heran. Schon, freilich, mit geschwächtem Heer. Seit den Gewittertagen bei Mlna lockern sich dieVerbände. Kein fester Weg; kein zuverlässiger Proviantnach- schub; alle Speicher, Vorräthe, Mühlen, Backöfen verbrannt. Wüste und Schlamm. DerWagenzug staut sich; zerbrochene Rä- der, gefallene Pferde, Fußkranke, die ächzend hinfanken: ein gräß- liches Geknäuel. Auf solcher Straße von der Armee, in solchem Zustand, Eilmärschezu fordern, dünktfeibstmanchenFührer Aber- witz. Tausende bleiben zurück; entlaufen, entschleichen derReihe. Deutsche und Schweizer, Niederländerund Spanier, Kroatenund Illyrer sollen hungern und dursten, mit der Geißel des Willens den siechen Leib vorwärts peitschen, damit eines Fremdlings Herr» schersehnen ans Ziel gelange? BeiWitebskfolgenkaumnoch zwei- hunderttausend Mann der Fahne. Barclay ist gewiß, daß der Feind die Spätsommerhitze, die kalten Nächte nach schwülen Ta- gen, die Nahrungnoth und den Wassermangel, der eklen, ver» seuchendenTrank aufzwingt, nicht lange ertragen kann; er räumt befestigte und offene Plätze, schleppt Menschen und Vich, Last- pferde und Hausgeräth mit, biegt jedem Umfassungversuch aus und weicht immer tiefer in den Schacht des Nordostens. Bona- parte muß vorwärts. Nur zwei Monate noch: dann ist russischer Winter; dann wird das Massenaufgebot, der moskauer Ruf zu HeiligemKrieg, der tückischeFreischaarenkampf(den er von Spa- nien her kennt) dem Europäerheer gefährlich. AmDnjepr will er dieAsiatenbrutpacken;ihr,wenn sie sichauchhiernichtzurSchlacht stellt, mindestens die Rückwege nach Petersburg und Moskau abschneiden. Vor Smolensk, das Ney überrumpeln sollte, hält

Newerowskij ihn, mit nur siebentausend Mann, vierundzwanzig Stunden lang auf und sichert dadurch den Rückzug der vonBarclay und Bagration geführten Armeen. Smolensk wird genommen; als ein Trümmerhaufe, eine Brandstatt, worin Leichen und Ver» wundete braten. Die Russen sind nicht umfaßt; ihre Heereskerne gerettet. Einerlei: sie haben wieder elftausend Mann verloren und die Straße nach Moskau ist, nach demHöllengemetzel von Boro» dino, endlich frei. Wird nun Friede? IneinemBrief an denZaren deutet Bonaparte die Möglichkeit an; erhält aber keineAntwort. Alexander hat zuerst derMär geglaubt, Borodino sei ein gewal» tiger Russensieg gewesen. (Auch Stein, der ihn den Sieg der ehr» lichen Leute über Räuber undSittenverderber nennt und an seine Frau schreibt: »Ich halte den Sturz des Menschen für mehr als wahrscheinlich; diese tollen Kriege an beiden Enden Europas, ge» führt in der überspanntenVoraussetzung,daß er im Innern Ruß» lands einen Aufstand erregen könne, werden die Ursache seines Falles sein.") Als die Wahrheit durchgesickert, der Franzosen» einmarsch inMoskau(an dem selben Tag, an dem Stein demZa» ren die Denkschrift über Deutschlands künftige Verfassung vor» legt) bestätigt ist, schwankt die Entschlußkraft. Ein vom Großfürsten Konstantin Pawlowitsch, von Rumanzow und dem Kriegsminister Araktschejew gelenkterHofklüngel möchte, um jeden Preis, schnel» lenFrieden. Den scheint auch Petersburg zu wollen. Die Stadt ist stumm und grämlich. Alexander wagt nicht, amKrönungtag,nach altem Brauch, durch die Straßen, bis ans Thor der Kathedrale, zu reiten. Im Prunkwagen der Zaritza fährt er hin. Kein Gruß; auf dem ganzen Weg nirgends ein Zuruf. Finster glotzt die Menge, die der glänzende Aufzug der Großfürstinnen inGoldkarrossen, der Prinzen und Würdenträger, der Rittergarde und des funkelnden Trosses sonstinunterthänigenIubelstimmte.So still ists nochinden Menschenhecken,durchdiederHofindieKirchsschreitet,daßaufden Stufen das Sporengeklirr und Schleppengeräusch hörbarist. Soll Rußlandsichergebenoder,nachScharnhorstsRath,aufRaumund Zeit, seine unüberwindlichen Helfer, neue Hoffnung bauen? Das GeplärrderFriedensparteiüberVieUnzulänglichkeit desKriegs- geräthe s überzeugt den Freiherrn vom Stein nicht; er ist des Sie» ges sicher, sähe in einem Rückzug nach Orel.Orenburg, noch wei» ter nördlich kein Reichsunglück und bangt nur vor der Frage, ob derZar,ohne einenkräftig weisen Berather, in düsterer Kälte aus»

harren werde. Weh ihm, wenn er weich würde! Um seine Krone, vielleicht fluch um seines Hauses Zukunft wärs geschehen. Das ahnt AleMcher. Petersburg ist nicht Rußland. Dessen Riesen» ileib will den fremden Eroberer wie Pestgift ausscheiden; und fühlt sich dazu stark genug. Fällt auch Petersburg: mag es fallen. Der Zar ist schrecklich in Kasan, ist inTobolsk unbesieglich. Nochwinkt auch von West Hoffnung mit schlankem Finger. Oesterreich wird sich zumRachekrieg rüsten, Friedrich Wilhelm von Preußen den Ge» neralVorckzumAbfallvonNapoleonermächtigen;undGneisenau meldet aus London, daß England bereit sei, nicht nur den Schwe- den, sondern auch den Deutschen gegen den Unhold Waffen und Geld in zureichender Fülle zu liefern. Zwischen solchen Leucht» feuern scheitern?Aus Kleinmuth würde jetzt Selbstmord. Zu Ber» nadotte spricht Katharinas Erbe: «Ehe ich mich vor dem Dünkel des neuen Attila beuge, mag Rußland ein Trümmerfeld, meines Leibes Grab, meines ganzen Volkes Gruft werden. Er oder ich!" Von dem schroffen Stolz dieses Septemberschwures ist in der Rede des Siegers nichts zuspüren.Noch im brennenden Moskau schreibt er wie ein wohlwollenderFreundanAlexander. Um dem Zaren gefällig zu sein und Unmenschlichkeit zu hindern, hat er die vomRussenheerverlaffeneKrönungstadtbesetzt.DaßRastoptschin drei Viertel aller Häuser anzünden hieß, war dummer Frevel; daß der fremde Soldat alles ihm Brauchbare den Flammenzungen entraffte, verdient keinen Tadel. »MeineLeute fanden nicht eine Löschsvritze, aber fechzigtausend Gewehre, hundertfünfzig Feld» geschütze, Pulver und Patronen, Salpeter und Schwefel in un» geheuren Mengen." Ahnt er hinter so sinnloser Wirrniß das Er» wachen russischer Urkraft und tastet drum nach der Möglichkeit rascher Verständigung? Die Armeen Bagrations undBarclays de Tolly, mit deren endgiltiger Trennung er gerechnet hat, sind vereint und dem Befehl Kutusows unterstellt, der Rußlands Islam noch besser kennt als den der Musulmanen. Feine Schlachtpläne zu schmieden, ist nicht seine Sache; damit mögen die Bennigsen, Wolzogen und andere deutsche Pedanten sich die Langeweile ver» treiben. Michael Ilarionowitsch Kutusow weiß, daß nur der älteste, tiefsteWesenstrieb des russischen Menschen das Vaterland retten kann. Ging es nach ihm, dann kam Napoleon ohne Schlacht vom Njemen an die Moskwa. Von den Wällen erstürmter Städte ist Ruhm zu pfücken; doch wichtiger, nicht nur Gepräng, ist die ge»

räuschloseZermorschung desFeindes. ZwischenTatarinowo und Borodino hat der sette, greise Riese vor dem (aus Smolensk ge» borgenenen) Bilde der schwarzhäutigen Gottesmutter gekniet, auf nackterErde, nebenLandwehrmännern, der Generalissimus, und mit schlürfender Lippe den Goldbeschlag, den Firniß berührt. »Du allein, Gottesgebärerin, bist uns Hort und Schirm!" Bonaparte will dasSchicksal barsch meistern, Kutusow duckt sich injedesVer» hängniß: der Kampf dieser Feldherren ist des Westens wider den Osten. Er neigt in Entscheidung, als dieKanonen der Peter» Paul»Festung den Rückzug Napoleons aus Moskau ankünden. Einen Trümmerhaufen und Seuchenherd, eine Kloake nennt, in den »Berichten von der Großen Armee", nun der Kaiser die Stadt, die sein Sehnen so lange umfing und aus der seineMann» schaft auf fünfzehntausend Wagen Beute wegschleppt. Wieder wird, diesmal unter dem Auge der Heiligen Mutter, bei Smo-lensk gefochten; Davout geschlagen, Ney versprengt. Die Große Armee hungert und friert; muß ihr Geschütz und Geräth verbren» nen. »Fremden kann ich sie so nicht zeigen; sorgen Sie dafür, daß ich keinen Auslandsvertreter in Wilna sinde." Der Strom, der im Iuni undämmbar schien, ist bis auf schmutziges Rinnsal ver» sickert. In Kowno fehlen dreihundertdreißigtausend Mann. Von den Corps sind nur die blinkenden Adler geblieben. Ney, der Mar-schall von Frankreich, kämpft als Gemeiner im Handgemeng, wirft sein Gewehr, dem dieLadung fehlt, in denNjemen und stiehlt sich in einem zerlumpten Mantel durch PolennachKönigsberg.Tschit-schagows Tagesbefehl vom zwölften Oktober hat alle Truppen» theile gemahnt, den Franzosenkaiser lebend in Gewahrsam zu lie» fern. »Dick und klein; das Haar kurz, glatt, schwarz; Wuth oder Gallsucht im Blick; Römernase mit Schnupftabaksspuren; weit vorspringendes Kinn; trägt meist einen schlicht grauen Ueberrock und hat stets einen Mameluken bei sich."DerimSteckbriefsoGe» zeichnete hat einmal noch, an der Beresina, die Haufen Tschit» schagows und Wittgensteins das Grausen gelehrt. Bald danach scheidet er von dem bröckelndenHeer. Auf dem SchlittenausTan» nenholz spukt er, im grünen Pelzrock,schneebleichunterderFuchs» fellmütze, durch Warschau. Aus Dresden, wo er fünf Stunden lang rastet, schreibt er an Friedrich Wilhelm, er habe den Ober» befehl im Osten an Murat abgegeben, eile nach Paris und bitte, das Preußencorps, mit dem er zufrieden gewesen sei, rasch wie»

der aufzufüllen. Nur zwei Monde gingen, feit Alexander sprach:
»Er oder ich." Ietzt darfArndt jauchzen: »Gekommen ist die Zeit;
es fällt der bunteDrache!" Darf Stein sprechen: »DergroßeVer»
brecher liegt im Staub. Möge sich Alles vereinen, um über das
unreine Thier herzufallen, das die Ruhe Europas stört! Ein altes
Wort kommt zu neuer Ehre: Schrecklich ist Rußlands Gott!«
... AmLagerfeuersingenKrieger, raunenGefangene heute wie-
der das Trostlied.»Lodzund Warschau, Libau und Kowno,Nowo-
Georgiewsk und Brest»Litowsk: Das ist nichtRußland; und des»
halb.Alles, ohne Lebensgesahr zu verschmerzen. Hörtet Ihr, recht-
gläubige Brüder, nie von dem FalschenDmitrij, dem Schweden»
könig Karl, niemals von dem großen Napoleon, dessen Rückzug
aus dem höchstenNorden sogar alle Wölfe auf die Fährte des in
Blutlachen erfrierenden Heeres lockte? In jedem Iahrhundert
wagt Einer den Sturmlauf: und stürzt weit vor dem Ziel. Der
Franzos nistete hinter dem Erlöserthor, trat, wider den Willen
des Gossudars, auf die Schwelle zum Kreml, vernichtete zwei
Drittel unserer Kriegsmacht, drei Viertel der tauglichen Waffen
undGeschosse. Wie schlecht geleimtes Spielzeug zerbrach, dennoch,
sein Schwert. OhneWank dürft Ihr gewiß sein, daß morgen wieder
^ wird, was dreimal schon war. Aus unseren ehrwürdigen Bylinen
kenntIeder die Sagevon dem muromer Riesen Ilja, den das Wort
und der Wein zweier Pilger von dreißigjähriger Lahmheit befreit,
derfich felbst dann dieWaffen schmiedet, im Thaubad sein plumpes
Bauernfüllen in ein Ritlerroß veredelt, ringsum das Land von
Räubern säubert, einTatarenheer schlägt, vierIahrhunderte.als
Schützer wehrloser Tugend, durchwacht, von Himmelsboten nach
Kiew gebracht undinsHeiligeHöhlenklosterbestattet wird.Ilja ist
Rußland: das lange stumm leidet, in Ohnmacht gelähmt scheint
und das einfrommerRuf inunüberwindlicheRiesenkraftaufreckt.
Seines Gottes Odem ist das Entsetzen der Feinde. Hat Euer Ohr
nicht denMuth,ihm zu horchen? DürftetIhrzagen,weil dieunge-
heureHeimath ein Stück allrussischen Bodens,für eine Weile, ver-
löre,eine noch größere Schaar ihrer Kinder hinsinken sähe?Raum
undZeit, Hitze undFrost streiten für uns.Uebet Euch, trägeChri»
sten, in Geduld und jätet das Unkraut des Mißtrauens mit dem
Wurzelstumpf aus. Denket Dessen, der früh erkannt hat, daß der
Kaiser von Rußland noch inTobolfkunbesiegbar ist. °»Früh?" Ein
kränklich Blasser bricht in das bange Schweigen. »Früh? Als die

Noth schon denReichsrumpfüberwachfen hatte, taumelte einGe» wissenloser ins Brandmittel uralter Barbarei; weil des Eisens Heilkraft versagte. Sind wir noch nicht weiter? Peter Tschaadajew, der 1812 in unserer Garde diente, hat geseufzt, der Russe gehötze weder zu Ost noch zu West, sei nicht dem Entwickelungsgesetz der Menschheit unterthan, habe in seinem Blut einen unfindbaren Stoff, der vernünftigen Fortschritt, stetiges Reifen hindere. Nur ein heute noch diesem Glauben Ergebener kann uns andächtigen Aufblick zu Ilja und Rastoptschin empfehlen. Deren Rußland modert. Warum erstritt unser tapferes Heer in vier Monaten nie mehr einen nachwirkenden Sieg? Weil ihm das Werkzeug zur Aufklärung fehlte und seineFührer den Werth schwerer Geschütze und Geschosse nicht einmal geahnt hatten. Warum warfen Hun» derttausende, abermals Hunderttausende die Waffe hin und ließen sich, wie in ein Heilbad, in Gefangenschaft gleiten? Weil ihr kin» disch frommer Wahn Mörserund Panzerzüge, Stickgas und Flat» terminen für Satanswerk, die neue Kriegstechnik des Westens fürHöllenkunst hielt, wider die der Sterbliche nichts vermöge. Im Kampf gegen die stärkste Großindustrie Europas hülfe dem Bauer aus kaltem Orient nicht das Schwert und die Lanze des Mannes von Murom. Raum und Zeit unsere Zuversicht? Dem flinkeren Geist des Feindes werden sie Zinsen. Klemmt seine Zange nicht, in den Gubernatorien Grodno oder Minsk, in den sumpfigenWäl- dern von Bjelowesch oder Sluzk, wichtige Glieder vom Rumpf unsereres Heeres: dann sogar müssen Raum und Zeit ihm noch fronen. Er baut sich selbst seine stählerne Fahrstraße; sichert jeg» lichen Nachschub; geht nicht um eines Weideschrittes Breite über dieLinie hinaus, auf der ihn die für Menschen, Pferde, Ge- wehre, Kanonen nöthige Nahrung erreichen kann. Vergleiche mit Dmitrijs, Karls, Napoleons Tagen? Lutschbeutel, an denen der Säugling sich in Schlaf zullen soll. Blicktest Du, Tröster, nie hinter die Front dieferDeutschen? Ins triefende Gefechtsfeld hämmern sie Schienen. Ihre Kraftfahrertruppe ist einHeer.Sie haben Pelze und Küchen; könnten mit ihren Aerzten und Pflegern, mit Arzenei und Verbandzeug noch unseren Bedarf decken; für den winzigsten Zubehör ward überall vorgesorgt. Weichen wir aus verwüstetem Land: sie werden säen und ernten, mörteln und schürfen, bis aus der Massengruft Leben keimt, die Schutlstätte wohnlich prangt." Chor überdröhnt den Mahner.»Schrecklich ist Rußlands Gott..."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Pag « Garleb G. m. b. h. in Berlin.
-

S°/° IMe WMW.
(Dritte Kriegsanleihe.)
Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5°/„ Schuldverschreibungen des Reichs hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.
Die Schuldverschreibungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Oktober 1924 nicht kündbar; bis dahin kann also auch ihr Zinsfuß nicht herabgesetzt werden. Die Inhaber können jedoch darüber wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.
Bedingungen.
1. Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden
Von Sonnabend, den 4. September, an
bis Mittwoch, den 22. September, mittags 1 Uhr
bei dem Kontor der Rcichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr, 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung s, der Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank) und der Preußischen Central»Gcnossenschaftskasse in Berlin, der König» lichen Hauptbank i» Nürnberg uns ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher deutschen öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder deutschen Levensversichernngsgesellschaft und jeder deutschen Kreditgenossenschaft erfolgen.
Auch die Post nimmt Zeichnungen an allen Orten am Schalter entgegen. Auf diese Zeichnungen ist zum 18. Oktober die Vollzahlung zu leisten.
2. Die Anleihe ist in Stücken zu 2000«, 10000, 5000, 200«, 1000, 500, 200 und 10» Mark mit Zinsscheinen zahlbar am l, April und 1. Oktober jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am l, April 1916, der erste Zinsschei» ist a« I. Ottober 1916 fallig.
3. Der Zeichnungspreis beträgt, wenn Stücke verlangt werden, AA Mark, wenn Eintragung in das Rcichsschuldbuch mit Sperre bis 15. Oktober 1916 beantragt wird, 98,8« Mark für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stllckzinsen (vergl. Z. 8),
4. Die zugeteilten Stücke werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1916 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden -><l den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen'
b. Zeichnungöscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgeseilschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zcichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungs- schÄne für die Zeichnungen bei der Post werden durch die Postanstalten ausgegeben.

»r. 49. — Die AuKnnst. — 4, September ISIS.

6. Die Zuteilung- findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Aeber die Kode der Zuteilung entscheidet das Ermessen dex ZeichnungssteUe, Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in Sem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum 'Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vor» genommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.

7. Die Zeickner können die ihnen zugeteilten Beträge vom ZV. Sep» tember d. I. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

3«°/o des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Oktober 1915
2«°/„ „ „ „ „ „ 24. November 1915
25°/« « „ ., „. „ 22. Dezember 1915
25°/„ „ „ „ „ „ 22. Januar 191«

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch die Zeithnungen bis zu 1««N Mark .brauchen diesmal nicht bis zum ersten Einzahlungstermin voll bezahlt zu werden. Teilzahlungen sind auch auf sie jederzeit, indes nur in runden durch IVO teil» baren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens IVO Mk. ergibt.

Beispiel: Es müssen also spätestens zahlen:

die Zeichner von ^5 300 «
^ 10» am 24. November, ^5100 am 22. Dezember, ^ 100 am 22.Januar,
die Zeichner von ^ 2gg
^ 100 am 24. November, .« 10« am 22. Januar,
die Zeichner von ^ 100
.« 100 am 22. Januar.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzanweisungen des Reichs werden unter Abzug von 5°/„ Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zu dem Tage ihrer Fällig, keit in Zahlung genommen.

8. Da der Zinsenl.iuf der Anleihe erst am 1, April 1916 beginnt, werden auf sämtliche Zahlungen 5°/« Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 30. September ab, bis zum 31, März 1916 zugunsten des Zeichners verrechnet,

Beispiel: Von dem in Z. 3 genannten Kauf. Schuldbuch,
preis gehen demnach ab mrsmae gi„^ag^„gg„
bei Zahlung bis zum 3V. September Stückzinsen
für ein halbes Jahr ^ 2°/„,
tatsächlich zu zahlender Betrag also nur ^5 »«,5g ^«»«,ZU
bei Zaylung am 18. Oktober Etück-Zinsen
für 162 Tage 2,25 "/„,
tatsächlich zu zahlender Betrag also nur ^»«,75 ^»«,55
bei Zahlung am 24. November Stückzinsen
für 126 Tage 1,75°/«,
tatsächlich zu zahlender Betrag also nur ^5»7,25 ^»7,V5

für je IVO Nennwert. Für jede 18 Tage, um die sich die Einzahlung weiterhin verschiebt, ermäßigt sich der Stückzinsbetrag um 25 Pfennig.

9. Zu den Stücken von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Neichsbauk-Direktorium ausgestellte Zwischcnscheine ausgegeben, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen das Erforderliche später öffentlich bekanntgemachl wird. Die Stücke unter 10(10 Mark, zu denen Zivischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit größtmöglicher Be> schleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im Januar 1916 aus, gegeben werden.

Berlin, im August 1915.

AeichsöanK-AireKtorium.
Ravenstein. V.Grimm.

/«ptember 1915.
klr. 49.
Die ZiiKunN.
SiI»n,K«nt« sm SI. »s^ ISIS.
Aktivs.
Saig« am »1, 1914 .
^dssanA 1914/15 , , . ,
Saldo am 31, I^ärr 1314
MeKteO-Xont« ^
7 36« 6SZ
194t
7 8«7 74« »8
915 82« 79
1 -
1 214 ««>
I 215,0«!
1 214 6«
24 473
234 269
19 451!
«3 80« Ilö!
»k
« 283 569 47
38 967,L«
240 722 57
1
8 MI
21 «86
34I 99AW
3 8S2
6SS
8 939 338,11
SalSo am^3I, ^iUr/l914 , ,
Saig« am 31, ?,1ä^ 1914 . ,
^alilo »m 31, .Villi-? 1911 .
1796 187 18
1873 20
I 794 314 28
312 365 08
32«3?6 58
77 27« «7
249 065>91
»7 1«ä!,M
2« 000
1 10»! 1«!
18^9I!84
14,«! I6
230 200
2« 50«
204 V«,>
3 360
9V 000
46 721
43 27«
I»0
25,
7b
162 553W
1892 Oi
19 392
13 513
375 312
33 —,
7 000
120 0,-
6105I75
7 000,-
102 I!«!»^
,9»
3 000 «M
2 000 000
35 M0
300000
2 10« 679
336 171
01
2« 00«
200 61«
16 995
43 458
16 45«
15 65«
572 693
40 0L«
235 599
36
41
75
01

,'3
05
> 3 939 33«j 11

Di« ZuKunri.
4. Srxtkinber ISIS.

Soll.
490112
1k
13 29k!
3I3 S79
8710Z
1408,
S95301
402 093 4«
72 8S4
11L0W9
14
123Z 394^19
(Zoll.
^eiclinet äie äritte KrieAsanIeiKe!
Abermals ergebt an das gesamte deutsche Volk die
Aufforderung:
ZciiaN äie Littel derbe!, äeren äa8 Vaterlanä
?ur weiteren KrieZiüIirunA notwenäiZ beäari!
3eit mehr als ^aliresfrist stellt Deutsclüand einer >Velt von
t^einde,i gegenüber, die ihm an ^anl weit überleben sind und
sich seine Vernichtung ^um ?iel gesetzt haben. Oewaltige
Vi^affentaten unseres leeres und unserer Flotte, großartige
wirtschaftliche Leistungen Kennzeichnen das abgelaufene Kriegs-
jabr und geben Oewähr für einen günstigen Ausgang lies
Weltkrieges, den in Deutschland niemand gewünscht lia^, «ui
dessen Entfesselung aber die Politik unserer heutigen (Zegner
seit fahren Zielbewußt hingearbeitet hat. /^ber noch liegt
Lcbweres vor uns, noch gilt es, alles einzusetzen, weil alles
auf dem Lpiele steht, laglich und stündlich wagen unsere
Lrüdei; und Löhne draußen im l^elde ihr lieben im Kampfe
für das Vaterland.)et?t sollen die Daheimgebliebenen neue
(Geldmittel herbeischaffen, damit unsere bielden draußen mit
den 2um lieben und Kämpfen notwendigen Dingen ausgestattet
werden Können. Ehrensache ist es für jeden, dem Vaterlancle
in dieser großen, über die Zukunft des deutschen Volkes ent-
scheidenden ^eit mit allen Kräften ?u dienen und ?u Heiken,
l^nd wer dem ssufe polge leistet und die Kriegsanleihe Zeichnet,
bringt nicht einmal ein Opfer, sondern wahrt Zugleich sein
eigenes Interesse, indem er Wertpapiere von hervorragender
öicherheit und glänzender Verzinsung erwirbt.
Darum Zeichnet die Kriegsanleihe! Zeichnet selbst und
Kelkt die OleicKgültigen aufrütteln! ^uf jede, auch die Kleinste
Zeichnung Kommt es an.)eder muß nach seinem besten
Können und Vermögen da?u beitragen, daß das große VerK
gelingt. Von den beiden ersten Kriegsanleihen hat man mit
Recbt gesagt, daß sie gewonnene Schlachten bedeuten, ^uck
das Ergebnis der laut heutiger LeKanntmacnung cZes I^eichsbänK-
Direktoriums ?ur Zeichnung aufgelegten dritten Kriegsanleihe

Berlin, den 11. September 1«15.
Notizbuch.
Inäustria.
AWflicht befiehlt,!n! vierzehntenKrtegsmonat, nach langerPause, wieder die Macht zu rühmen, der ein Haupttheil deutschen Sieges zu danken ist; nicht der Schimmer, doch die Dauerbarkeit. Ieder empfindet heute, in Marseille undTobolsk, Pittsburg und Smyrna, Negotin und Tokio, die Wahrheit des Wortes, das, da ichs vor einem Iahr hier sprach, von Mißverstand entstellt wurde: Zum ersten Mal sieht die Erde einen Krieg mit dem Werk» zeug der Großindustrie führen. Wäre er anders geführt worden: der weiseste Feldherr, die tapferste Mannschaft hätte nicht solche Ernte auf des Vaterlandes Tenne geliefert. Ingustrius hieß dem Römer der thätige Ordner, der geduldige Schichter, der emsige Baumeister;inäustriadermuthig»beharrlicheFleiß.dernichtrastet, bis er Werthe geschaffen, Werthe gemehrt hat. Mit dem Willen zu unermüdlicher Arbeit versiecht auch der Muth; der Träge (iZ-Navus) duckt sichschnellinFeigheit.UnsistIndustrieWecker,Näh-rer, Erzieher, Kulturform. Oft hatten wir gehört, daß sie den Leib verkrüppele und die Seele veröde. Sind die Männer, die vom Niederrhein und aus Oberschlesien, von Westfalens Erzhammern und Schwabens Werkzeugmaschinen, aus Berlin und Mann» heim ins Schlachtfeld schritten, morsch, schlaff, ohne Drang in Uebersinnlichkeit? In Schlamm und Eis, Gluth und Seuchen-gefahr sind sie aufrecht geblieben; und haben gesiegt. IhrAuge ist wach, ihr Hirn hell, ihr Körper in Schicklichkeit gebändigt. Weil sie

Maschinen gebaut, aufgestellt, bedient haben, schreckt Maschinen-
technik sie nicht. Mörser undAeroplane, Torpedo undTrommel»
fever, Handgranaten und Grabenminen: sie wissen, wies gemacht
wird. Auch, wie Kraft zu sparen und wo zu speichern ist. Zu jeder
Arbeit sind sie, vorn und hinter der Front, tauglich; nie rathlos vor
Noth, die Menschenwitz lindern könnte. Tüchtig: ihr Kennwort.
Kein anderes Land macht sie dem deutschen nach. Das, knirschen die
Feinde, war bis ins Kleinste auf den Krieg vorbereitet. Einst, wenn
dieses Irrwahnes Gewölk zerflattert ist, werden sie staunen. Weder
dieVerwaltungnochdasGewerbe warinzulänglicherBereitschaft.
Monate lang (heute ists nicht mehrGeheimniß) war auch bei uns
MangelanMunition; der Bedarf stieg aufsFünffache der Schätz-
ung: und wurde leis allmählich gedeckt. Treibmittel,Metalle,Web-
stoff, Chemikalien, Leder, Gummi: wer hattesolchenVerbrauchge-
ahnt?WichtigeRohstoffekamennichtmehrinsLand;undvondieser
Sperre hoffte der Feind dieLähnmng des deutschenKriegergeistes.
«WennihnenSalpeter,Baumwolle,Ferromangan,Kupfer,Nickel
fehlt, können sie nicht mehr schießen." Sie können; konnten im
zweiten Hochsommer, wo es rathsam schien, Geschosse verschwen»
den; undnoch hat ihres Vermögens Wachsthum nicht den Gipfel
erreicht. Sie haben Treib« und Düngmittel, Spreng» und Gerb»
stoffe; erzeugen Stahl und ersetzen Rohkautschuk. Sie kämpfen,
siegen; darben weder daheim noch gar draußen; und pfeifen im
abgesperrten Land ihren Feinden ein Spottlied. NeueUntersee»
boote, Flugzeuge, Automobile? Könnt sie rasch haben. Noch ein
Dutzend Fabriken für Kriegsgeräth? Morgen beginnt die Aus»
schachtung des Bodens. Mehrung der Sprengrohstoffmenge?
Doppelung, wenns gewünscht wird. Der vierzehnte Monat im ver»
riegelten Staat: und keinFrontfleckchen ohne Granatenfülle, kein
Kolonnenfahrer ohne feste, bequeme Stiefel. Riefenprovinzen der
Wirthschaft haben sich in neuenBetriebszweck, neue Betriebsform
gewöhnt; beamtete von privaten Verwaltern gelernt; Industrie»
bedürfniß erzog den Eisenbahnkörper in die Fähigkeit zu unge-
heurer, unüberschätzbarer Leistung. Nirgends wird geknickert; in
Europas fernste Winkel folgt dem Heer flink, was es braucht. Der
Krieg als Großindustrie. Die Herren Lloyd George, Thomas,
Gutschkow möchten dem deutschen Muster nachstreben. Wären
die Menschen aus der Erde zu stampfen: ihr Wesen fände sich

nicht in den Rhythmus, der Lebensfrucht reift. In Deutschland ist er heimisch; sogar in den Bauern schon, deren Väter sich beim Anblick der ersten Zuckerfabrik schüttelten. Von der That einzel» ner Industriellen wird am Friedenstag zu reden sein.Leuchtet er uns, ist aus germanischer inäustria seine Flamme entbrannt.
»Bis ans Ende."
Die französische Abgeordnetenkammer hatte eine Geheim» sitzung (ohne Zuhörer und Berichterstatter) verlangt; weil die radi» kal»sozialistischeMehrheit mit dem Kriegsminister Millerand un- zufrieden war, der die Bürgergewalt dem Oberbefehlshaber des Heeres,ihrem bewaffnetenArm, unterordne; weil die längst der» heißene große Offensive nicht Ereigniß wurde; weil das Gerücht, den derRadikalenpartei nahen Generalen werde die Sonnenseite der Kriegsfront gesperrt, die Häupter derrothenFraktiongeärgert hatte. Ministerpräsident Viviani, der die Gefahr heimlicher Ta- gung spürt, klettert auf die Tribüne und spricht: »Ich hoffe nicht nur.sondern bin gewiß, daß unsereWürde und das Schicksal des Vaterlandes, das uns vor dem Auge des Feindes richtet, uns bestimmen wird, Kammer und Regirung in dem einigen Willen zu erhalten und zu festigen, der unentbehrlich ist, doch ein seelen» loserBund wäre, wenn ihm die zu wirksamer Arbeitgemeinschaft nothwendige innere Eintracht, Freundschaft und Begeisterung fehlte. Als unbefangener Zeuge muß ich aussagen, daß die stille, emsigeArbeit des Parlamentes, besonders in den Kommissionen, dem Lande beträchtlich genützt hat. Wo es, auf einzelnen Gebieten der Heeresverwaltung, zu langsam vorwärts ging, sorgten wir ge» meinsamfürBeschleunigung;wirtilgtenFehler,verwarfen falsche Methodenunddurstenunsguter Ergebnifsefreuen.Noch schönere Frucht wird uns in naherZukunft reifen. Nirgends istein Grund zu Unruhe und Pessimismus. Frankreich ist auf der Höhe feines Schicksals. Das dankt es der Leistung all seiner Kinder, dankt es der Parlamentsarbeit und der Kritik, die jeder Regirung Noth» wendigkeit ist. SeitMonaten hatten wir uns still darüber verstän» digt, daß die Zahl öffentlicher Sitzungen sinken, die Hauptarbeit in die Kommissionen verlegt werden solle. Die wollten durch den Augenschein überzeugt werden: und haben auch über diese Auf- sichtmöglichkeit sich mit dem Kriegsminister verständigt. Die Be- Zi»

dingung war: unbeschränkte Freiheit im Inneren, beschränkte in der Nähe der Front; nie hat übrigens ein Abgeordneter oder Senator in das Handeln des Heeres unmittelbar einzugreifen ge» trachtet. Nun ist der Wunsch entstanden, die Kammer als Geheim-ausschuß tagen zu lassen. Sie ist Herrin ihres Willens; und die Regirung wird sich nicht weigern, ihr zu wiederholen, was sie den Kommissionen gesagt hat. Irgendetwas Neues hat sie nicht vor-zubringen; nicht das winzigste Aktenstückchen. Daß in der Hast aufgezwungener Vorbereitung Fehler gemacht worden sind, darf ich nicht leugnen. Aber ich möchte endlich eine Legende aus un-serem Weg räumen. Die Französische Republik wollte den Frie-den und hat diesem Wunsch große Opfer gebracht. Fünfundvierzig Iahre lang fühlte sie in ihrer Flanke das Weh einer gräßlichen Wunde. Galt ihre Hauptarbeit auch Friedenswerken, so hat sie doch immer auch für ihreVertheidigung gesorgt.Als Beweis da-für genügt mir das Wort unseres Feldherrn: .DieRepublik darf auf ihreArmeen stolz sein.'Aus dem Geist unserer Tage hat steihr Heergebildet; sie gab ihm dieWucht der Zahl, die sittlicheMacht der Gleichheit; sie erzog es im Glauben anGerechtigkeitund im Haß der Knechtung.AmTagderGefahrhaben alleKinderFrankreichssich unter dem Banner dieser edlen Gedanken versöhnt, ohne die das Schlachtfeld nur Söldner, nicht freie Männer sähe. Ich weiß, daß in den deutschen Zeitungen von unserem Hader geredet wird. Da bei uns Freiheit herrscht, dawirdas Erbe derRevolution wahren, giebt es im Denken und im Reden Unterschiede. Von gefährlichem Zwist dürfte man aber nur sprechen, wenn in irgendeinem Winkel Frankreichs ein Häuflein eiligen Friedensschluß wünschte. Alle mir bekannten Franzosen sind einer Meinung über das Ziel un-seres Kampfes; sind zur Erneuung des Schwures bereit: daß wir denKrieg führen werden, bis derTriumph desRechtes gesichert, die Wiederkehr ähnlichen Frevels verhindert, den Helden Bel-giens ihr Land, ungeschmälert, aufgebaut und zurückgegeben ist und unser Elsaß, unser Lothringen wieder zu Frankreich gehört. Der Feind hatte gewähnt, unversöhnliche Feindschaft habe unser Land zermorscht: er mußte erleben, daß alle Männer, jeden Glau-bensbekenntnisses, jeder Partei, als Menschen und Krieger, als Kämpfer für Recht und Freiheit und als Schützer der Grenze, ihre Pflicht erfüllten. Er wird erleben, daß unser Parlament dem

Heldenheer Hochachtung und Fürsorge gewährt, der Mannschaft und den Oberführern, die derPolitik fern bleiben wollen und sollen. Aus der Volkssouveränetät stammt das Aufsichtrecht der Kam» mer und das Ansehen derRegirung. Wir brauchenIhrVertrauen; brauchen, in dieser Stunde, nicht nur einen schnell verhallenden Vertrauensausspruch,sondern die haltbare AnhänglichkeitIhrer Herzen und Geister. Aus dem Parlament kommt uns die unersetz» licheKraft; es muß unsstürzen oder erhalten.Ichwarnevorjeder Halbheit im Entschluß. Ich rufe Sie zu der Versöhnung, die des Sieges Bürgschaft ist, und schließe mit dem Satz: Wenn wir auch fortan nur an das Vaterland denken, wird Alles uns leicht wer» den." Ungeheurer Beifall. Die Rede soll an alle Mauern geklebt und ins Lulletin cle8 armees cle la Kepublique aufgenommen wer- den. Das Gehalt der zwei neuenUnterstaatssekretäre fürs Kriegs» ministerium wird von 539Stimmen (gegen eine)bewilligt.Geheim» sitzung? Die Kammer vertagt sich bis zum sechzehnten September. Urtheile. Herr Herve in Ouerre Sociale: »Deutschland soll nicht glauben, daß wir französische Sozialisten das Band heiliger Eintracht lösen, uns von den anderen Gliedern der großen Fran» zosenfamilie trenne,n wollen." l.e1«urnal 6« Oebats: »Die Kammer hat sich Ferien bewilligt, um zu zeigen, daß kein Mißtrauensrest in ihr haftet. Heute war der Tag unferes Ballspielhausschwures. Morgen wird,in einemAufschrei,dasganzeVaterlanddenWor» ten des Ministerpräsidenten zujubeln." Herr Renaudel in l,'ttu- msnite: „OhnedenVertagungbeschluß könnten wir Sozialisten mit derSitzung zufrieden sein. Nicht alleFragen sind, freilich, beant» wartet worden. Herr Denys Cochinhat angedeutet, daß die,Spalt« ungen', von denen die Herren Millerand und Viviani sprachen, Im Schoß des Ministeriums entstanden sein könnten. Diese An- deutung, die ins Innerste der Frage weist, schien nicht allen Ka» binetsmitgliedern zu gefallen. Noch ist das Unbehagen nicht ge- wichen; unserWunsch ist, daß es sich bis an denTag dernächsten Kammersitzung nicht verschlimmere." I^ibre Parole-„Einschöner Tag! WolffsTelegraphen-Bureau kann nicht in alle vierWinde melden, unserZwiespalt habe einen deutschen Sieg bereitet. "Herr ArthurMeyer inl-eQaulois: „Wir haben die Sitzung vom vierten August 1914 noch einmal erlebt. Dreimal sind die Abgeordneten aufgesprungen, um Herrn Viviani jubelnd für feine Worte zu

danken. Bis in die Tiefe des Herzens hat uns, die aus dem Schreckensjahr 1370 Ueberlebenden, die Minute erschüttert, in der das Haupt der Regirung die heiligen Namen Elsaß und Loth» ringen aussprach." Petit Journal: ‚Die Kammer hat den Ent» schluß bekräftigt, bis zum endgiltigen Triumph auszuharren." Herr Clemenceau in I, ttomme HncKame: «Ich urtheile über die Regirerfähigkeit des Herrn Viviant anders als er selbst." Petition an beide Kammern des Parlamentes: »DieCensur hat die ernste, mit hoher Verantwortlichkeit gepaarte Pflicht, nicht drucken zu lassen, was der Landesvertheidigung irgendwie scha» den könnte. Allmählich aber hat sie ihren Machtbereich bis über alle Gebiete der Politik ausgedehnt. Die Presse darf heute nicht mehr berichten, erwägen, kritisiren; sie hat kaum noch das Recht, Zustimmung auszusprechen. Und doch war sie, wenn sie sich mit den Reden und den Rednern beider Häuser beschäftigte, stets der besonderen Pflicht eingedenk, die ihr diese Zeit auferlegt; sie hat immer der fürs Vaterland Kämpfenden gedacht und sich gehütet, dem Feind Waffen zu liefern. Der Zustand von heute ist weder des Parlamentes noch der Presse würdig. Der Parlamentaris» mus ruht aufzwei Grundsätzen: auf dem Recht der Volksvertreter, die Regirung, auf dem Recht der Nation, ihre Vertreter zu kon» troliren. Der parlamentarischen Aufsicht ward volle Freiheit zu- gesichert. Wir fordern für die Oeffentliche Meinung das Recht, die Handlungen der Volksvertreter zu erfahren und in Freiheit zu beurtheilen; wir fordern für uns das Recht, die Oeffentliche Meinung in Freiheit zu unterrichten. Seit dem Kriegsausbruch hat die Presse so starke Beweise ihres Patriotismus, ihrer Hin» gäbe und Bedachtsamkeit gegeben, daß sie im Bezirk der Politik die Freiheit fordern darf, ohne die unser Regirungsystem nicht nützlich walten kann. Regirung und Parlament ohne Aufsicht: Das ist Despotismus. Wir ersuchen die Herren Senatoren und Abgeordneten, von derRegirung die Gewißheit zu erlangen, daß sie die Censurbehörde in feste Schranken weisen und verpflichten wird,nur dieInteressen derLandesvertheidigung zu wahren, die nicht ein Einziger unter uns schädigen will." Alle gewichtigen Männer der Literatur und der Presse haben diese Petition unter» zeichnet.Alle eint die Ueberzeugung, daß ein Zustand, der in ge- fährdeter Stunde zwar das Gewedel stummer Hunde, nicht aber

freimuthige Kritik, nicht das vorwärts weisende Wort eines ge»
wissenhaften und, ohne Titel und Staatspfründe, gescheitenMan«
nes erlaubt, nicht unwürdig nur, sondern dem Vaterland durch-
aus schädlich ist.Daß einVolk, deminSchicksalsjahrenderMaul»
korb angelegt werden müßte, durch das Streben in den Vorrang
freier Menschheit lächerlich würde. Daß die Iahrhunderte harten
Kampfes um die Freiheit des Glaubens und Wollens, der Rede
und der Schrift an Pfefferlingsfuche verschwendet wurden, wenn
ihr Ertrag ist,daß gerade in den Geschehensstunden, wo jede selb-
ständige Hirnkraft dem Vaterland nutzbar gemacht werden müßte,
Unkundigen gestattet werden kann, nur ihre (werthlose) Meinung
auszuprägen, undZufallsschößlingen,derNation,diesienährt,den
Willenskanal zu verstopfen. Noch ward dem Ruf nicht Antwort.
Schirmt das erzwungene Schweigen wenigstens nun das Ge»
heimniß der Wehrmacht? Ein am letzten Augusttag aus Paris
andas)ournal <Ze(ZenevegerichteterBriefgiebt dieAntwort: »Die
Krieger dürfen weder sagen noch schreiben, wo sie sind und was
sie thun; und dem Bürger ist verboten, sie danach zu fragen. Die
Presse muß auf Erdkunde und Rechenkunst verzichten; in ihren
Spalten werden die Namen der Dörfer und die Nummern der
TruppentheiledurchAnfangsbuchstabenundkabbalistischeZeichen
erfetzt. Ringsum Schweigen: und dennoch weiß man Alles. Nie
war die Zahl der Gerüchte fo groß, nie trugen sie so genaue An-
gaben durchs Land; die Herrschaft des Schwatzes ist frecher und
gefährlicher als je zuvor. Die zeitunglofen Tage scheinen zurück-
gekehrt, in denen jede Nachricht von Mund zu Mund ging, alles
Neue mit Blitzesschnelle durch Hof und Stadt, durch Versailles
und Paris flog. Um das Geheimniß als ein Regirungsystem zu be-
greifen, muß maninDeutschland gelebthaben.WeildortNiemand
was weiß, kannNiemand was ausschwatzen. Nur vor dem Auge
der Regirunghäupter liegt das Gesammtbild der Vorgänge; die
Beamten sehennurihren engen Bezirk; Abgeordnete und Zeitung-
schreiber erfahren gar nichts. So wars möglich, inmitten von
Ahnunglosen die Riefenmaschine zu bauen. In Frankreich ists
anders. Ieder will wissen; in jedemBürger steckt einPolizist, der
die Thatbestandsmerkmale eifernd sammelt und einander gegen-
überstellt. Auch neigt dieVolksart inVertraulichkeit; man erzählt
gern und laut. In Kaffeehäusern und Eisenbahnwagen schwirren

die Geheimnisse auf und ab. Soldaten und Offiziere werden gewarnt, in denZügen unbedachtsam zu plaudern;vergebens: Gewohnheit ist stärker als die Mahnung zu Vorsicht. Im Schank» räum eines Grenzbahnhofs fand ein mir befreundeterHerrneulich eineSpeisekarte,aufderenRückseite ein Schwergeschoß gezeichnet worden war. Ein Artillerieoffizier, dem er die Karte vorlegte, erkannte das deutliche Abbild des neusten, verbesserten Geschosses. Wahrscheinlich hatte ein Offizier, während der Wartezeit, im Eifer des Gespräches seine Darstellung durch die Skizze erläutert und sie dann auf dem Gasttisch gelassen. Die Censur wüthet, damit keine Seele erfahre, welche Nummer das Depot in Carcassonne trage; wer Ohren hat, kann abervon Offizieren hören, welcheTrup» pen an irgendeineFrontstelle gehäuft sind. Möglich ist das Schwei» gen auch hier. Das, als ein Beispiel, auf dem Gebiet der Diplo» matte erwiesen zu haben, ist ein Verdienst des Herrn Delcasse. Wer erkunden möchte, wie es mit Bulgarien stehe, stößt auf ein» ander widersprechende Angaben und auf Hindernisse jeglicher Art. Wo und mit welchen Streitkräften der nächste Angriff versucht werden soll.dieZahl und das Kaliber bestellter Kanonen: überall ists zu erhorchen; undFrankreich kann nur noch hoffen,daß aller Tratsch mit falschen Angaben wirtschaftet. Geheimsitzungen der Kammer? DieGefahrwürde kaum kleiner, wenn die kargenBleibsel der Wehrmachtgeheimnisse sechshundert Abgeordneten ausgeliefert würden, dieFreunde und Kunden haben, in Kaffeehäusern und Eisenbahnen verkehren. "Fürs Erste scheint das Sehnen nach Geheimsitzungen geschwunden zu sein. Der Wähler will sie noch nicht: und ist der einzige Tyrann, dem ^ionsieur leOepute gehorcht. Die Ferienzeit führt sie zusammen; daraus wird «Stimmung".

Die Behauptung des Herrn Viviani, der Abgeordnete könne alles zuWissenschaft Nothwendige stets erfahren, wird durch einen Bericht gestützt, den Herr Bedouce, Abgeordneter von Toulouse, über das letzte Mühen seines Freundes Iean Iaures im ^>6i Socisliste veröffentlicht hat. „ Vom siebenundzwanzigsten Iuli 1914 an war Iames, mit demAusschuß der Sozialistenpartei, dem ich angehörte, täglich mindestens einmal im Ministerium der Aus» wärtigenAngelegenheiten, um sür die Friedenswahrung zu wirken. Ihm und unserem Genossen Vaillant hatte Herr Bienvenu» Martin, der Vertreter des Ministers, fest versprochen, zu dem

starken Druck mitzuhelfen, den England im Sinn des Friedens versuchte. Nach seiner Rückkehr an den Quai d'Orsay sagte uns Herr Viviani: Wir handeln nur in Eintracht mit England und bemühen uns, Rußland zurAnnahme der von Sir Edward Grey gemachten Vermittlungvorschläge zu stimmen; trotz dem furcht» baren Ungewitter, das sich an unserer Ostgrenze zusammenzieht, halten wir ihr die Schutztruppen um acht Kilometer fern, damit ZusammenstoßundEntladung vermieden werde.Als wir, indieser beruhigenden Gewißheit, weggingen, sagte Iames zu mir: ‚Wir könnten an ihrer Stelle auch nicht mehr für die Erhaltung des Friedens thun.' ImTiefsten ergriff ihn die Mittheilung des Ab» geordneten Haase, daß der Kaiser, nach des Kanzlers Angabe, den Krieg nicht wolle. Leider wars nur eine der Lügen, deren Ge» webe dieAugen der Sozialdemokratie blenden sollte. Nach kleinen Beruhigungzeichen schüttelte am Donnerstag das Schaudern einer Unheilsahnung die vors Parlament geschaarten Politiker, Abgeordneten und Iournalisten. Aus Brüssel, wo er vor hundert» tausendMenschen für denFrieden gesprochen hatte,brachteIaures einen Hoffnungschimmer heim. Der Freitagmorgen war ziemlich ruhig. Alles hoffte, das schwarze Gewölk werde weichen, das blaue Himmelsfleckchen sich breiten. Gegen Zwei schlug der Blitz ein. HerrAugagneur brachte dieNachricht, inDeutschland sei der Zu» stand der Kriegsgefahr verkündet worden; man habe Schienen» stränge und Telephonlinien zerstört, Straßen gesperrt, Maschinen der Ostbahn jenseits von der Grenze zurückgehalten. Iaures, der ein paar Minuten später kam, war starr, als ers hörte. Dann flammte sein Zorn auf. Aber er wollte noch hoffen. Forderte hastig ein franko» deutsches Wörterbuch; ein besseres, als in derKammer zu finden sei. DerAbgeordnete Or.Pottevin holte eins aus seiner Wohnung und gab es mir. Iaures riß mirs aus den Händen, stürzte ans Fenster, prüfte jeden Buchstaben, suchte jeder Silbe einen milderen Sinn abzulocken. ‚Sein Optimismus ist bewun» dernswerth', flüsterte Sembat. Nein: Iaures wollte sich nicht selbst täuschen; wollte nur dieAnderenfüreineWeilenochschwichtigen, damit sieRuhe zurErwägungdesjetztnothwendigen Entschlusses fanden. Wer weiß? Vielleicht war noch nicht Alles verloren. In aller Eile mußten wir mit ihm ins Ministerium, wo uns Herr Abel Ferry empfing. Was Iaures dort sprach, hat Renaudel in

l.'ttumÄnite berichtet. ‚Ie fester Eure Verträge Euch binden, desto fester muß auch EuerWille sein‚Alles zu t hun, was uns den Krieg ersparen kann. Ich fürchte, daß Ihr unserem Bundesgenossen nicht gesagt habt, wenn er den englischen Vermittlungvorschlag nicht annehme, dürfe er gegen Oesterreich nicht auf uns rechnen. Diese Forderung schreien wir, in der Stunde höchster Gefahr, in EuerOhr; wir müßten es thun, felbst wenn unsErschießung drohte: denn wir entheben dadurch den Sozialismus der Verantwort» lichkeit und weisen zugleich den einzigen Weg, auf dem der Friede zu retten ist/ Immer wieder sagt ers. Immer wieder antwortet Herr Abel Ferry: ‚Ich versichere Sie, daß wir nie aufgehört haben, in der von Ihnen gewünschten Weise auf Rußland zu drücken/ Zu Cachin aber, der mit mir, hinter Iaures, das Zimmer ver- lassen wollte, sagte er leise: .Alles ist aus!'Wir rennen zu Iaures, rufens ihm zu; und hören die Antwort: ‚Ich habs gemerkt!' Er scheint gebrochen; richtet sich rasch aber wieder auf.klettert stumm dieTreppe hinunter und steigt, mitRenaudel.in den ersten Taxa- meter, den er erwinken kann. Wir sollten einander nicht wieder- sehen. Das größte Hinderniß wurde weggeräumt: und die grause Lawine wälzte sich über Frankreich hin, über die Welt..." Am Abend des VenärecZi traZique wurde Iaures am Eßtisch einer Gast» wirthschaft gemordet. Ob den Sozialisten am Quai d'Orsay ganze oder halbe Wahrheit gespendet ward? Am Tag des Gespräches Iaures»Ferry ließ, nach der Angabe im Gelbbuch, HerrViviani den russischen Minister Sasonow ersuchen,»im Interefse des Frie» dens Alles zu meiden, was die Krisis herbeiführen müsse oder beschleunigen könne"; ließ aber zugleich auch schon dem belgischen Minister Davignon melden, daß Frankreich, wie England, die Neutralität Belgiens achten werde. Er kann also kaum noch auf Friedenserhaltung gehofft haben. Deshalb: „Alles ist aus!" EinIahr danach.DemrufsischenKriegsministerium soll eine Sonderabtheilung eingefügt werden, die für stete Bereitschaft der Munition zu forgen hat. In der Gossudarstwennaja Duma wird der Plan erörtert. HerrDurow‚Abgeordneter von Tomsk, spricht: «DieRegirung ist an der Niederlage unseres Heeres und an dem Nothstand unserer Heimath schuldig. Pferde und Futter, Uniform und WSsche: überall hat das Lieferungwesen versagt. Die Red- lichkeit der Remonteausschüsse ist mindestens zweifelhaft. Von

einem dieser Aus schlisse, dem ein Hauptschreier aus der Patrioten' schaar angehört, ist allzu viel getuschelt worden. Drei, vier Groß» züchter fackelten Profite; an den Bauer wurde nicht gedacht. Dessen Pferde kauft der Ausschuß erst, wenn irgendein Züchter sie billig erstanden hat und tüchtig dran verdienen kann. Die sibirischen Genossenschaften liefern dem Landwirthschastministerium spott» billigen Hafer; eineMenge.die dort für vierzig Kopeken zu haben ist, kostet in Rußland dann zwei Rubel. Wir erleben das selbe Geschiebe wieimKrieg gegen Iapan. Ich kenneFälle.indenen die Intendantur dem Heer verfaultes Heu geliefert hat. Ganze Vor» rathslager wurden oftzwei,dreiTagevordemRückzugbefehlver» brannt. Dann hatte das Heer keinen Proviant und durch die Rei- hen schlich das Gemurmel,dieIntendantur habe durch dasFeuer die Spur ihrer Schmutzerei vernichtet. Kleid und Wäsche liefert der Regimentskommandeur. Wir müssen froh darüber sein, daß unsere meisten Offiziere, sich ihrer Leute annehmen. Aber nicht alle sind so; und gerade die höchsten haben wederZeit noch Lust, dem Bedürfniß der Mannschaft nachzufragen. Ich traf an der Front manchen Major, der von der Bureaumaschine so eingeschüchtert war, daß er sich weigerte, für sein Bataillon Unterzeug anzuneh» men oderwaschen zulassen. "AbgeordneterAdjemow: »Am ersten August wurde der Krieg erklärt. Zehn Tage danach gab es in Deutschland eine Abtheilung für Kriegsrohstoffe; und lange zuvor war die Mobilisirung der Industrie vorbereitet worden. Daran hatte auch Frankreich gedacht; in jeder Fabrik waren Bezirke, die alljährlich von Beamten besichtigtwurden; so konnte ermittelt wer« den, welche Waaren, welche Mengen jede Fabrik zu liefern ver» möge. Was geschah bei uns? Heute erst stehen wir vor der Prü» fung dieser wichtigen Angelegenheit. Im August 1914 sagte der Abgeordnete Shingariew zum Dumapräsidenten, ohne Mobili» lisirung der Industrie sei in diesem ungeheuren Krieg nicht aus» zukommen. Was derKriegsminister.mit den vonihm begünstigten Lieferanten, die alle Aufträge schluckten, leistete, genügte knapp für den Geschoßbedarf der Friedenszeit. Erkannte General Suchom» linow nun die Nothwendigkeit,unfere Industrie aufzurufen? Ich hoffe, daß feine Antwort dem neuen Staatsgerichtshof vorgelegt wird. Die ganze Gesellschaft Rußlands drängte sich zu williger Mitarbeit; doch in der Regirung stieß sie auf verächtliche Ableh»

nung und auf Befangenheit, die an Verbrechen grenzt. DieseRe» girung hat das Land desorganisirt und dadurch dem Feind ge» nützt. Nicht nur um Munition handelt sichs; auch um Lebens» mittel, um das Eisenbahnnetz und den Brennstoff. Neben dem KriegsministerdiesesUnheilsjahres steht als Schuldiger der Mi» nister des Inneren, neben Herrn Suchomlinow der Staatsschelm Maklakow. Auch er ist nicht mehr Minister; darf er aber, nach solcher Missethat, imReichsrath sitzen und über die Organisation des Landes mitreden? Stellen Sie sich nur eine Minute lang vor, daß im vorigenAugust,als derDumapräsident dem Kriegsminister dazu rieth, die Industrie mobilisirt worden wäre. Iede brauchbare Fabrik hätte mitgearbeitet; den Günstlingen wären Aufträge, die sie nicht gut ausführen konnten, genommen worden; die Regirung wüßte genau, wo jeder Bedarf zu decken ist. Glauben Sie, daß wir dann diese Schreckensstunde erlebt hätten? Aber Ministerium und Lieferanten verstanden einander nur allzu gut; sie machten ihre Geschäftchen und wolltenso füße Gewohnheit nichtaufgeben. Nur wurde nichts Rechtes draus. All diese Zufallslieferanten, Kommissionäre undMakler erwiesen sich als ganz unfähig zu neuer Unternehmung. Ein paar Dutzend Leute konnten auch gar nicht leisten, was dieser Riesenkrieg verlangt. Dazu ist die Arbeit des ganzen Reiches nöthig. Das muß eine Fabrik, eine Maschine für Kriegsbedarf werden. Und dann: An die Spitze der Munition» Abtheilung taugt nur ein Vertrauensmann derNation, nicht ein gerade amtloser Bureaukrat. Unsere Aufgabe ist nicht, in dieser Abtheilung mitzuarbeiten.Wir habenGesetze zu beschließen,habcn derenAusführung und diegesammteReichsverwaltung zu über» wachen. Das wichtigste Ereigniß ist jetzt, daß die Regirung end- lich eingesehen hat, nur in Gemeinschaft mit dem Volke sei der Sieg zu erstreiten. Was sie versucht hat, muß, von Grund aus, umgewandelt werden; von uns. Da ist unser Sieg, der Sieg der Oeffentlichen Meinung; ist die Lehre dieser traurigen Stunde. Herr Lloyd George sagte neulich im Unterhaus, der Regen deutscher Geschosse sprenge die Ketten des russischen Volkes. Wir fühlen heute die tiefe Wahrheit diefes Wortes. Rußlands Volk ist frei geworden und auf dem Weg zur Organisation für den Sieg." Ein Sozialdemokrat tobt auf der Tribüne seinen Zorn aus. «Nach demWillen der Regirung sollen hundertfünfzig Millionen Russen ihr Blut hingeben und den Mund halten. Wenn Arbeiter bessere

Bedingungen fordern, werden sie des Landesverrathes geziehen; von denselbenLeuten, die hier als Verräther amPranger stehen. Nach unzähligen Niederlagen will die Regirung ihre Verant» wortlichkeitnunaufdieReichsduma abwälzen. Arbeiter sollen in den Munition» Ausschuß eintreten. Wer bürgt dafür, daß sie nicht nach Sibirien geschickt werden ? Man schwatztvon der Pflicht, demtzeerGeschosse zu schaffen, denkt aber nur an die Gelegenheit, sich die Tasche zu füllen. Wozu auch nur einWort über dieseRe- girung und ihr Haupt sagen? Haben Sie denn noch immer nicht gemerkt, welche Null da vor Ihnen steht? Wer diese Regirung vertheidigt, verräth das Reich." Der Konservative Markow: »Ietzt ist nicht Zeit, einander anzuklagen und zu schimpfen. In derRede des HerrnAdjemow war dieAngabe richtig, daß Deutsch- land für den Krieg gerüstet war. Das, sagte er, gelte auch von Frankreich. Nein. Die Franzosen waren noch schlechter gerüstet als wir; und der Krieg hat bewiesen, daß Rußland der stärkere Genosse im Bund ist. Links heißt es immer, wir seien nicht inBe- reitschaft gewesen, weil bei uns Knechtschaft sei; in Frankreich, England, Belgien aber liegt dieFreiheit nicht, wie Sie von Ruß» land behaupten, in Ketten: und doch war die Vorbereitung dort noch schlechter als bei uns." Herr Maklakow, der Bruder des weggejagten Ministers: »Der Erfolg der Ausschußarbeit wird von der Persönlichkeit des Mannes abhängig sein, der an die Spitze gestellt wird. Dieser Mann muß sich seinerAufgabe völlig und bis ans Ende hingeben. Das kann der Minister nicht. Leider istRutzland das klassische Muster des Staates, wo vieleMenschen auf Posten sind, für die sie nicht taugen; wo man stets über Men« schenmangel klagt und brauchbare Menschen nicht so verwendet, wie man müßte. Biegsame, gefällige Leute, nette Plauderer, liebenswürdige Nullen, glatte Kerle, die den Mantel nach dem Wind hängen: die Sorte kommt vorwärts; Männer von festem Willen und gründlichemWissen bleiben zurück. Wir sind soweit, daß wir Iedem, der rasch auf die Höhe gelangt ist, mißtrauen müssen; denn wahrscheinlich half ihm Gunst, Durchstecherei, Be» reitschaft, beide Augen zuzudrücken, nicht Talent und Leistung, aufwärts. Viele Ernennungen sind ein öffentlicher Skandal; und wenn der Mißgriff gemerkt wird, ists zu spät: die Abschüttelung solcher Gunstgeschöpfe könnte ja dem Ansehen der Regirung scha» den! Die neueRegirung soll dieDeutschen besiegen; siewird bald

merken,daß der Sieg über die ihrUntergebenen noch schwererzu erringen ist.DasBeamtenpersonalmuß gesäubert werden; es ist (und war seit Iahrzehnten) das große Hinderniß, das der Besserung» wille nicht zu überwinden vermochte. In dieser ernsten Stunde darfs nicht so bleiben. Das Land brlngtjedesihmmöglicheOpfer; wir, seine Vertreter, schieben manche Forderung hinaus, gebieten dem zornigen Haß, der in uns wachsen mußte, Schweigenund sind zurArbeitgemeinschaftmitDenenwillig,die wir gestern bekämpften und morgen gewiß wieder bekämpfen müssen. Die selbe Bereit» schaft dürfen wir nun aber auch von der Regirung fordern; auch sie darf sich nicht von Neigung und Abneigung leiten lassen, nicht Einflüssen zugänglich sein. Nur eine Losung darf heute gelten: Der richtige Mann an den richtigen Platz! Der Mann, dem die neue Macht anvertraut werden soll, muß reine Hände haben und darf weder einzuschüchtern noch zu kaufen sein; nicht durch Geld, nicht durch Gnade, nicht durch Ministerrang oder eins der an» deren Mittel, die unsere Regirung so gern anwendet. Taugt er für dasAmt? Nur danachist zufragen.Nicht,welcheMeinungen er bekennt, welche,Beziehungen'er hat, ob erden.höherenSphären'willkommen sein wird. Keinertäuschesich darüber: Rußlands Gesellschaft ist erwacht. Wachsam blickt sie, nicht ohne Mißtrauen leider, auf das Werk, das hier werden soll. Rußland und sein Heer (ich möchte jedem dieser Worte sein volles Gewicht geben) wird IhreWahl lehren, was sie von Ihnen zu erwarten haben."
Beifallssturm. Der Antrag Maklakow, der dem Kriegsminister die Uebermacht abspricht und ihn verpflichtet, zwischen seiner Meinung und der des Ausschusses das Ministerkollegium entscheidenzulassen,wirdangenommen.ReichsrathundReichsduma entsenden in den Munition»Ausschuß ihre Präsidenten und je neun Mitglieder; dazu kommen zehn Ministerialbeamte, je ein Vertreter der Stadtgemeinden und der Semstwos, vier vom Cen» tralausschuß der Kriegsindustrie abzuordnende Männer, von denen zwei Handarbeiter sein können (nicht: müssen). Punktum.
So rauhe Rede hat das heilige Rußland noch niemals gehört. Iwan Longinowitsch Goremykin läßt sie ins müde Greisenohr rinnen und sich nicht tiefer davon erregen als vonMuschelgesumm.Ein Altadeliger aus dem Gubernium Nowgorod; einst als Urliberaler verschrien und als Erzketzer von den Vertretern russischer Patri» archie gehaßt. Das Werkzeug Alexanders des Zweiten, des Bau»

ernbefreiers, und denArenjew.Nekludow und anderen Freiheit-
schwärmern befreundet. Er hat die landschaftliche Selbstverwal-
tung gefördert, eine vorsichtig kluge Agrarreform ersonnen und
1906 den Grafen Witte im Ministerpräsidium abgelöst. Von dieser
Bürde befreite ihn Peter Arkadiewitsch Stolypin. Nach dessen Er-
mordung stieg der Finanzminister Kokowzew auf den Präsidenten-
stuhl. Ihn stürzte derZweibund Rasputin-Witte; als Einen, der
aus dem (von Witte geschaffenen) Branntweinmonopol größere
Summen zu keltern trachte, als der Volksgesundheit nützlich sei.
Der ganze Bezirk direkter Steuern brachte nicht viel mehr als ein
Viertel des Trunkertrages; trotzdem das Monopol für Trans»
kaukasien, Turkestan, dieAmur- und dieKüstenprovinz, dasTrans-
kaspische und das Semiretje» Gebiet nicht galt. Als schmählichen
Zins zeigte mans dem sanften Zaren. Ein Allerhöchster Erlaß
mahnte den Ministerpräsidenten, über die fiskalische Pflicht die
desMenschen und Volkshirten nicht zu vergessen undderTrunk»
sucht zu wehren, obwohl ihre Stillung den Staatsschatz fülle. »Der
russische Mensch braucht Schutz vor der Uebermacht seiner noch
ungesittigtenTriebe." SolcherSatz, mag Herr Kokowzew gedacht
haben, klingt schön und kleidet den Kaiser prächtig;schafft mir aber
nicht die Milliarde Rubel, die ich injedem Iahr für Heer und Flotte
aufbringen soll. Er ging; und wieder kam Goremykin. Immerder
Mann für dieAthempausen.Den Siebenundfiebzigjährigen, der
sich seit 1860 redlich um die Besserung bäuerlicher Lebensbedin»
gungen gemüht hat, schelten sie nun eine Null und einen Wackel»
kopf. Muschelgesumm für Einen, der zwei Alexander, zwei Nikolai
thronen fah und 1870 als «Radikaler", 1890 als «Reaktionär«
bespien wurde. Er kann ja, will ja nicht dauern. Ob ihn der neue
Kriegsminister Poliwanow, der Landwirthschaftminister Kriwo»
schein (der Stolypins Mitarbeiter an dem Werk über die Besied»
lung Sibiriens war), Fürst Wolkonskij oder der Abgeordnete
Gutschkow beerbt: einerlei. Ihm war befohlen worden, jeder
Kriegsgefahr auszubiegen, bis die Reorganisation des Heeres
durchgeführt sei. Er hats nicht vermocht; läßt die Dinge jetzt laufen
und hofft, Rußland, das er den Krimkrieg, dann Plewna und
San Stefano, Mukden und Portsmouth überleben und nach
jeder Niederlage erstarken sah, werde auch von dem schlimmsten
Kriegsschreckenbaldwiedergesunden.EinWohlfahrtausschußfür
Landesvertheidigung? Meinetwegen. Lange, intime Gespräche

des Kaisers mit dem Dumopräsidenten Rodzianko? In Ordnung. Vor den Abgeordneten das Zarengelübde, in traulichem Bund mit derVolkheit bis in denSiegestagauszuharren?Kann nicht schaden. Dem Großfürsten»Generalissimus (der, denket dran, nicht «reaktionär", sondern der Erwirker des Oktobermanifestes, der russischenMorgenröthe.und einLiebling mächtigerPolen ist) wirds nicht mißfallen. Der gerade will die laute Betonung der Thatsache, daß Rußland im Verein mit fünf Demokratien, gegen drei Hüter vergilbten Herrschaftrechtes, für die freie Selbstbe» stimmung allenVölkerschicksals ficht; undwürdestchzunächstwohl gar in Parlamentsregirung nach englischem Muster bequemen. Der alte Goremykin hebt mühsam die Lider. »Daß nun auch die moskauer Stadtduma sich das Recht nimmt, für Munition und Kriegsgeräth mitzusorgen, soll mich verdrießen? Kinderei. Ie mehr, desto besser. Auch der kränkliche Kriwoschein hat nicht den Ehrgeiz, morgen Hans in allen Gassen zu heißen. Der Diktator, den petersburger Patrioten ersehnen, müßte aus anderem Stoff sein. Reichsnoth kann ihn gebären. Schimpfet den Greis nur, Kinder! Ich höre und rieche noch gut. Rieche schon Winter. In drei Wochen schlurft Nekrassows Eisriese mit der rothen Frost» nase von Nord her ins Land und macht sich wieder an die gewohnte Arbeit, Alles, Wuth und Leid, Herren und Knechte, sacht in weiße Laken zu betten. Lauschet.Grünschnäbel, demBlätterfall! Mir singt seinGeriesel:AusRußlandsSturzwirdRußlandsAuferstehung." Kurbel. »Vor hundert Iahren."Auf dem pariser Marsfeld exerciren russische und preußische Regimenterneben einander. Zar und König, Großfürsten und Zollernprinzen in trauter Gemein» schaft. Die Leinwand zeigt die Schrift des Prinzen Wilhelm von Preußen. »DierufstscheRevuewar gewiß das schönstemilitärische Schauspiel, das bis jetzt gesehen worden ist. Diese enorme Egalität in der Equipirung! Ieder muß gestehen, daß es eine Armee ist, wie man sie sich nur denken kann/ Des Kronprinzen Hand kritzelt: «Großfürst Nikolai und ich streiten jetzt oft, unter tausend Küssen, versteht sich. Man hat ihm über unssounglücklicheGrundsätzebei» gebracht; er verachtet und haßt alles Deutsche und liebtuns nur als Preußen. "September 1815.ImMärz1888fagteinKronprinzvon Preußen, der dritte ZarAlexander sei ein guter, ehrlicher Mann, werde aber endenwieLudwig der Sechzehnte. Im August 1394 lobt KaiserWilhelmdenGroßfürsten-ThronfolgerNikolaiAlexandro-

wi> sch.»Der ist gescheit und wird ein ganz anderes Regirungsystem wählen." Im September 1895 ist dieser Nikolai Kaiser; und spricht: „Ich habe zu Wilhelm gesagt,daß ich nichts dagegen hätte, wenn Deutschland in Ostasien eine Kohlenstation erwürbe. Dann, freilich.werden dieEngländer für sich noch mehr fordern.So machen fies immer. Am Liebsten nähmen sie Alles. Ich habe dieEnglän- der gern, traue aber ihrer Politik nicht. Sie müßten uns fürjeden Fall das Recht zur Fahrt durch den Suezkanal sichern. Wir sollen Indien bedrohen? So dumm sind wir nicht. Mit dem Deutschen Reich werde ich immer in Freundschaft leben." Sein Minister Lobanow rühmt denDienst, denRußland durch die Verbündung mitFrankreich demErdtheil geleistet habe. »Gott weiß,was diese Franzosen unternommen hätten, wenn wir sie nicht am Zügel hielten." September 1915: Polen und Kurland vom deutschen Heer besetzt. Für einGreisenauge wirds,mit nur zweiFarben,zu bunt. Nicht weiter... Unten wüthet der Lette Goldmann: »Das Baltikum ist untrennbar vom großen Russenreich. Letten und Esthenwollen Russen seinund bleiben; sie werdendazumitwirken, daß der berliner Tyrann, der seinen Nachbarn stets die schlimmsten Rathschläge gab und dessenWeltherrschsucht die ganze Menschheit bedroht, in dem Blutmeer ertrinke, in dem er baden wollte. Wir führen den Krieg für Recht und Freiheit bis ans herrlicheEnde. And nicht von der tzeeresfront nur: aus jeder Hütte unserer Hei» rnath droht demFeind Lebensgefahr." Abgeordneter Friedmann: «Viel Schlimmes hat, noch in diesen Tagen, das Iudenvolk in Rußland erduldet. Dennoch schließt es sich fest an das Vaterland, schaart sich nicht aufBefehl nur unter dieFahne desReichesund wird fechten, bis die vereinten Völker am Ziel sind." Wackelkopf Goremykin ist eingenickt. Poincares Posaune weckt ihn. »Daß EureMajestälsclbstalsOberbefehlshaberRußlandsHeldenheer führen, erweist den Entschluß, für denunsaufgezwungenenKrieg alleReichskräfteeinzusetzen,bisderSiegerstrittenist."I^itsKevo... NeuerTrompetenstoßruflzurBesichtigungdesBritenheeres.

»Die Männer, die zuerst über den Kanal gekommen waren, sind tot oder verwundet. Unter dem Feuer des Feindes wurde die Wannschaft ergänzt, wuchs eine kleine Schaar zum Massenheer auf. Freiwillige! Mit ihrem Blut geizen sie nicht; ihre Tollkühn» heit, die sich in das Wesen modernen Krieges nicht fügt, ist täg» lich zu rügen. Stramm schreiten sie, mit stolz aufgerecktem Haupt,

ins Feuer. Hinten aber, in den Ruhestunden, wollen sies behag»
llch haben. Ihre Pflicht ist, sich töten zu lassen; die desWerbers,
sie gut zu herbergen, reichlich zu nähren und, wenn sie verwundet
wurden, wie im besten londoner Krankenhaus zu pflegen. Ihr
Lager ist weitab von der Heimath, auf dem Festland; sieht aber
aus, als wärs für ewige Dauer geschaffen. Der Betrachter merkt,
daß nirgends gespart worden ist. Automobile aller Sorten; ein»
fache, gepanzerte, höchst elegante. Ueberall blitzblanke Sauber»
kelt. Jedes Regiment hat sein Sondergelände mit Wappen, Na»
menszug, Nummer. Iedes Zelt steht auf einemHolzrund und ist
gegenWindundRegen geschützt. FürSpeiseräume.Bäder,Brau-
sen, Waschkammern mit heißem und kaltem Wasser ist gesorgt.
AufjedemTlscheinBlumenstrauß;andenWändenbunteAugen»
weide. Teppiche, Lehnstühle, Seidenkissen; Schreibzeug,Bücher,
illustrirte Blätter; ein Grammophon. Aus hellen, luftigen Küchen
kommt leckere Mahlzeit. Auserlesene Leute, deren Selbstbewußt»
sein für die Rastzeit allen erlangbaren Komfort heischt." So las
mans im Journal cie Oeneve. Im k'iZar« jauchzte Herr Reinach:
„Nirgends fände man besser bcwaffneteund organisirteTruppcn,
nirgends straffere Zucht. Immer wieder fiel mir das Wort Bu»
geauds ein: ‚Die schönsten Soldaten der Welt; ein Glück, daß ihre
Zahl klein ist.' Ein Glück, daß ihre Zahl jetzt groß ist! Aus den
vierDivisionen ist eine Million geworden. Ilnd diese Engländer,
die in Belgien undFrankreich stehen, sind tapfer, zäh, abgehärtet,
aller Kriegskünste kundig. Drei Millionen meldeten sich auf Kit»
cheners Ruf; an Geist und Körper die edelste Mannheit. En»
thusiast ist der Brite nicht; in ihm lebt nicht, wie in den Griechen
vonSalamis, in denFranzosenvonValmy.Iemmappes undder
Marne, ein Gott. Doch erist.wie derRömer,ein Mann. Ein Herz-
schlag im ganzen He'er. Mit stolzer, schlichter Liebe hängt es am
Vaterland. Aus zornigem Haß blickt es auf Deutschland. Sein
Ehrgeiz sehnt sich nach kräftigerem Eingriff in den Kampf. Das
aus allgemeiner Wehrpflicht erwachsene Heer giebt ein getreues
Bild vomVolkswesen; ein Freiwilligenheer englischen Schlages
bringt die feinsteKraftderNationandieFront."ZwischenCalais
und Belfort sind Frenchs Männer den Göttern Ioffres gesellt;
RömerdenGriechen.InGemeinschaftversuchtensie.dieMenschen-
mauer, die im Frühling und Sommer des Russenkrieges dünn
n«rd,zu stürzen. Sie steht. EinIahr lang schon. Bis ans Ende,

?^!?er Volkswirthschafter steht in einem gut eingerichteten For» schunginstitut, in dem alle Schubladen verschlossen, alle Bücher versiegelt sind. Die vorbereitendeSammelthätigkeitdieser Wis» senschaft ist, im Gegensatz zu allen übrigen Wissenschaften, schon geleistet. Alles ist gebucht. Das ganze Material liegt in Kassenschränken und Regalen in den Schreibstuben der Produzenten und Händler aufgestapelt. Aber wie die Schlüssel erhalten zu diesen Schränken? Nur Bruchstücke sind zugänglich: summarische Re» chenschaftberichte einzelner Gesellschaften; Steuer» und Zollerhebungen, vereinzelte statistische Zählungen, welche nur die aller» gröbsten Linien des Wirthschaftlebens erfassen können. . ^
Aus diesen Bruchstücken läßt sich Manches vermuthen. Kom» binationen und Berechnungen sind möglich. Allein sie gewinnen nie praktischen Werth; sie sind hypothetisch. Hundert Lehrer, welche sich über die Arbeit machen, kommen zu hundert einander widersprechenden Ergebnissen.
Dem Stoff nach wäre die Volkswirthschaft öie Wissenschaft der Wissenschaften. Wir ftudiren Physik, Chemie, Physiologie, Metereologie um der Wirthschast willen; und diese Wirthschast^ das Enlde und der Schlußstein des ganzen Betriebes, ist ein Chaos. Die Wissenschaft führt diesem Chaos stets neue Clements zu: dem Chaos selbst steht sie hilflos gegenüber. Fortschritte der Wissenschaft und Technik in überstürzender Fülle; und nach jedem Fortschritt Wirthschaftkatastrophen, Verlegenheiten. Auf der Höhe der materiellen Kultur stehen wir vor der Auflösung, Triumphe der Vernunft und Denkkraft in einem Hexenkessel von Meinungen, Parteien, Programmen aufgelöst.
Ist die Volkswirthschaft endgiltig verurtheilt, aus platonischen Betrachtungen zum Gespött der Praktiker eine Wissenschaft zusammenzuflicken, die niemals das Ding zu fassen mag, wie es ist? So lange die Haushaltung» und Geschäftsbücher verschlossen bleiben, kann sich an dieser Situation nichts ändern. Und wer besäße die Macht, diese Bücher zu öffnen? Nur die äußerste Noch der Verhältnisse wird diese Siegel lösen..
Diese Noth rückt jedoch den eifersüchtig ihre Geheimnisse be» Wachenden Wirthschaftsubjel'ten ziemlich hartnäckig auf den Leib. Staatshilfe hier und Staatshilfe dort. Der Staat soll helfen; darüber ist man einig. Wenn aber der Staat helfen soll, so muß, er auch wissen, worum es sich handelt. Zuerst versucht mans mit Vertrauensmännern, mit Erhebungen, Konferenzen. Die Gut»

achten und Petitionen schichten sich auf den Regirungtischen. Sie widersprechen einander. Eine vorsichtige und kluge Regirung (und welche Regirung wäre nicht vorsichtig und klug?) wird genauerere Unterlagen einfordern: die Bücher. Sie wird, so lange die Petenten mit diesen Unterlagen nicht herausrücken, sich begnügen, jeden Bittsteller nach Rang und Bedeutung mit kleinen Pflästerchen zu beschwichtigen. Die Verantwortung für durchgreifende Wirth» schaftreformen'kann sie nicht auf sich nehmen, so lange ihr die festen Grundlagen fehlen.

Diese Thatsache ist hart, aber sie ist unwiderlegbar. Die Petenten werden sich Mühe geben, sie nicht zu sehen. Den Staatsmännern selbst erscheint die Sache abenteuerlich. Es wäre ja auch ungeheuerlich: die ganze Wirthschaftführung in Abschrift auf dem Regirungtisch. Aber die Thatsache bteibt: entweder dieses Ungeheuerliche oder Verzicht auf tiefergreifende Staatshilfe, Die Bedrängtesten werden zuerst die Scheu vor dem Unmöglichen überwinden: die Kleinhändler und Kleinproduzenten. Für sie geht es um Sein oder Nichtsein. Die Regirung ist an der Erhaltung dieser „Selbständigen", die ihre Steuer zahlen und im Uebrigen ihre Differenzen im Wettkampf selbst unter sich austragen, stark interessirt. Ein Parlament von Nur»Angestellten würde eine ganz neue politische Situation schaffen. Beispiel: die Sozialdemokratie. Vielleicht handelt es sich auch für die Regirung bei der Erhaltung des Mittelstandes um Sein oder Nichtsein. Jedenfalls ist es klug, Etwas zu wagen, um dieser neuen Situation auszuweichen, die so viel Ungewisses in sich birgt.

Worin nun bestände dieses Wagnifz? Die Geschäftsbücher der Petenten einfordern? Diese existiren ja gar nicht in einer für diese Zwecke brauchbaren Form. Der Handwerker braucht seine Hand zum Arbeiten. Er macht Notizen, schreibt seine Rechnungen. Die Hälfte seiner Sonntagssreude geht über dieser saueren Arbeit auf. Wenn der Staat neben der Poststelle einen Schalter aufmachte, der diese Notizen sammelt, kaufmännisch verarbeitet, die Rechnungen ausschreibt, die Gelder einkassirt, sie gegen die Lieferantenrechnungen bankmäßig ausgleicht, so ist diesem Manne ein großer Dienst geleistet. Er kann sich ganz auf die Arbeit werfen. Der Schalterbeamte händigt ihm von Zeit zu Zeit den Geschäftsertrag aus; zugleich mit der Rentabilitätberechnung. Der Handwerker genießt alle Vortheile eines kaufmännisch geleiteten Geschäftes und braucht keinen Finger zu rühren. In die Geschäftsbücher, welche der Schalterbeamte für ihn führt, lieft er sich allmählich hinein; der Beamte ist sein Lehrer, sein Buchhalter, Kassirer, Bankier.

Völlig geräuschlos ist der Zweck erreicht: die Regirung hat die Bücher in der Hand. Die Arbeit des Akademikers kann beginnen. Er soll feststellen, welche Betriebsformen noch rentabel und welche rentabler sind. Diese Feststellung ist jetzt möglich. Sie ist unanfechtbar und diktirt das unanfechtbare Programm, die un» rentable Betriebsform in die rentable überzuführen. Die Reform» bestrebung läuft im Gleis sicherer, bestimmter Zahlen, Nun kann man etwas Entscheidendes wagen. Die Regirung kann die Rich» tigkeit ihres Handelns mit Ziffern beweisen. Sie braucht nicht mehr unthätig und besorgt zuzusehen, wie die neuen Berufs» kreise der Nur»Angestellten neue Staatengebilde nach ihrem An« gestellten»Prinzip in den alten Staat einbauen: sie kann selbst an ihrem alten Staatsgebäude flicken, umbauen und die alten Betriebsformen der neuen Zeit anpassen.

Die Richtung dieser Anpassung ist durch den Schalter, der aufgemacht wurde, um die Kleinproduzenten nach der kaufmännischen Seite zu entlasten, schon bezeichnet. An diesem Schalter wird der Kleinbetrieb centralisirt. Die Gedanken, Ueberlegungen, Pläne, Entscheidungen, Arbeiten, Erfolge des Einzelnen laufen im Ge» hirn des Schalterbeamten zusammen, werden dort geordnet, ver» glichen, in ihrer Wechselwirkung erkannt. Der Schalterbeamte leistet mit seinen Gehilfen zunächst gedanklich die selbe Arbeit, die dem Großunternehmer seine gewaltige Bedeutung verleiht. Er setzt die vorhandenen Wirthschaftkräfte in das wirthschaftlich günstigste Verhältniß. Zu Großvaters Zeiten, als man noch mit der Postkutsche fuhr, hatte der Unternehmer nur mit einem klei» nen, örtlich beschränkten Kreis von Wirthschaftsaktoren zu rechnen; Alles war noch einfach und durchsichtig gelagert; die feinen tech» nischen Mittel gab es noch nicht. Der älteste Sohn führte das Ge» schüft seines Vaters weiter; er ließ von Zeit zu Zeit das Haus neu anstreichen; sonst passirte nichts. Alles blieb in alter Ordnung und Jeder konnte sich leicht zurechtfinden. Der Geschäftsverkehr war eng mit dem geselligen Verkehr verknüpft. Die Kunden waren die Freunde und Bekannten des Geschäftsmannes. Man saß abends beim Bier zusammen, gründete Liedertafeln, Schützenvereine, Bil» dungvereine; man tauschte im Laden die Neuigkeiten aus, In dem ganzen Geschäft steckte noch eine große Summe von persön» lichem Vertrauen. Man kannte sich noch. Heute muß der Schuh« macher damit rechnen, daß irgendein Produzent in Amerika oder Australien mit der Hilfe von Verkehrsverbesserungen, von neuen Maschinen, von Schwindelfabrikaten ihm die Kundschaft nimmt; ein Großhändler schickt seine Reisenden direkt in die Privathäuser. Der Kanzleibeamte kauft seinen Kaffee direkt beim Plantagen»

besitzer (durch den Konsumverein). Neue Waaren erscheinen auf dem Markt. Niemand kennt ihre Herstellung, ihre Kosten. Die tKrthschaftlich entwurzelte, geistig beunruhigte Arbeitermasse wächst heran." Tausend Konkurrenten, Konkurrenz« und Erwerbs« Möglichkeiten, neue Maschinen, neue Verkehrswege, neue Menschen; und mitten drin der früher große, jetzt kleine Geschäftsmann, der sich nicht mehr auskennt, der gegen alle Neuerungen wettert und griesgrämig zu Grunde geht. Er verarmt, sein Geschäft schrumpft ein und nun verdient er wirklich kein Vertrauen mehr.

Der Wirthschaftbetrieb von heute, in dem die Bewohner sämmtlicher Erdtheile in eine unmittelbare Wechselwirkung getreten sind und Einer den Anderen nicht mehr persönlich kennt, fordert von Hedem, der selbständig in ihn eingreift, ein gewaltiges Orientirungvermögen. Das Wagnifz selbständiger Entscheidung ist ins Ungemessene gewachsen. Der einzelne Arbeiter kann für den kleinen Kreis seiner Arbeitleistung diese Orientirung nicht gewinnen, das Risiko nicht abwenden. An seine Stelle tritt die kaufmännische Großorganisation. Die befitzt in dem Apparat von Direktoren, Beamten und Agenten ein eigenes Hirn, das sür Tausende von Arbeitern und Angestellten denkt und Iedem seinen Platz anweist. Selbst die ganz Großen fühlen sich nicht mehr sicher genug. Sie schließen sich zu immer größeren Organisationen zusammen. Dieser Zusammenschluß erfolgt aus Noch. Niemand giebt feine Selbständigkeit hin, wenn es irgendwie anders geht. Es ist und bleibt bitter, erst fragen zu müssen, was geschehen solle. Lieber Herr im Kleinen als Diener im Großen.

Dieses psychologische Moment übersehen die eifrigen Verthei» diger der Angestelltenwirthschaft, Sie übersehen auch, daß der auf eigene Rechnung arbeitende Selbständige ein an Erfolg reicherer Arbeiter ist als der Lohndiener. Er spornt seine äußersten Kräfte an, bringt die letzten Opfer, um den Erfolg zu erzwingen. Der Erfolg ist sein Leben, der Mißerfolg ist seine Vernichtung. Der Lohnarbeiter wechselt einfach seine Stelle. Eine nennenswerthe Einkommensteigerung winkt nur den Direktoren, in deren Gehirn sich die entscheidende Wirthschaftthätigkeit konzentrirt. Und sie selbst sind durch Günstlingwirthschaft gefährdet.

Eine Regirung, die aus politischen Gründen das Herren» bewußtsein der Selbständigen schützt und organisirt, bewegt sich auf dem sicheren Boden starker menschlicher Triebe. Der Schalter, von dem ich sprach, kann sehr wohl die Großorganisation des Privatkapitals ersetzen, ohne die Selbständigkeit der Arbeiter wesentlich zu schmälern. Der staatliche Beamtenapparat kann das ganze Wirthschastleben vollkommener verarbeiten als der private Re«

girungapparat der Großunternehmung. Er besitzt alle Unterlagen und arbeitet für Millionen, nicht für Tausende. Der gewandteste Fabrikdirektor und Makler wäre dem Regirungapparat gegenüber! ein Stümper, Wenn der Staatsbeamte am Schalter dem Selbständigen die Ergebnisse dieser Arbeit mundgerecht zuführt, gieHt er ihm das Bewußtsein, dem Großunternehmer und dessen Be» diensteten mindestens gleichgestellt zu sein. Nun tveiH der Mann, was er zu Produziren hat, mit welchen Mitteln und für welche Abnehmer, um den Konkurrenten zu schlagen, um zu verdienen. Er kennt seine Stelle im Wirthschafthetrieb und arbeitet eben so„stcher, wie wenn er als Angestellter in einem Großbetrieb stünde.. Er arbeitet aber erfolgreicher. Seine persönliche Erfahrung verbindet sich mit den weitausblickenden Berechnungen des hochaufgebauten staatlichen Ausguckes. Neigungen, besondere Fertigkeiten, Charaktereigenschaften werden in Rechnung gestellt. Die Gewißheit, daß der Erfolg genau den Anstrengungen entspricht, giebt Hoffnungen, Schaffensfreude, Zufriedenheit. Das Herrenbewußtsein versüßt alle Mühen, weckt Stolz und Ehrgefühl. Der Meister, der in seiner eigenen Werkstatt steht, ist ein ganzer Mann, ein Mittelpunkt; und wird der Regirung nie Schwierigkeiten machen.
Er schimpft wie jeder Andere, wählt und agitirt; aber es ist ihm nicht ernst damit. In seiner Werkstatt ist er Herr., Er regirt im eigenen Haus und" ihm fällt nicht ein, im Ernst srch um fremde Angelegenheiten zu kümmern. Mögen Andere die Welt regiren: an der Stelle, die für ihn von Bedeutung ist, entscheidet sein Wille.
Wie armsälig ist der Arbeiter, der Angestellte,dem stets ein Anderer über die Achsel sieht, der sich selbst verkauft, statt seiner Waare, zum Durchschnittspreis, ohne die Möglichkeit, seine Individualität zur Geltung zu bringen, der eine Lohnerhöhung nicht durch persönliche Leistung zu erzielen vermag und seine Hoffnung auf eine Preisdiktatur setzt, die in nebelgrauer Ferne heranreift, von der er nicht weiß, ob sie ihn beglücken oder vernichten, die den Trägen und den Fleißigen mit dem selben Lohn bedenken .wird! In diesem Bild ist Alles grau und reizlos. Die Organisation ist freilich die vollkommene. Ein Wille regirt: alle Widerstände sind ausgeschaltet. Ein einziger Tarif ordnet alle Güter» vertheilung: die Philosophen können ihn den Normen höchster Gerechtigkeit und Menschenliebe anpassen. Ein Sonnenstrahl göttlichen Lichtes fällt in die Fabrikräume und Schreibstuben (wenn es nicht einer Majorität gelingt, sich an die Stelle der Gottheit und ihrer Priester zu setzen). Doch dieses Licht bescheint nur entwurzelte, in ihrer Willenskraft beschnittene, ihres schönsten Rechtes beraubte Menschen: ein Geschlecht von Lohndienern, die ver«

standen haben, die Welt so einzurichten, daß Ieder der Knecht des Anderen ist.
Organisation: ja, aber nicht bis zur Vernichtung! Ein großes, feinmaschiges Netz, in das der Einzelne seine Persönlichkeit, so weit sie nicht selbstmächtig ist, einfügt; aber keine Wurstmaschine, welche die Menschen ganz und gar verarbeitet. Dieses Netz zu weben, ist die Aufgabe der Volkswirthschaft. Die Aufgabe derRe» girung ist, die Schalter zu öffnen, durch welche jdie Fäden zwang» los ein» und auslaufen.
Die Zeit der Noth ist die Geburtstunde für solche Thaten. Ist diese Zeit gekommen? Oder müssen wir warten, bis die Noth noch größer geworden ist? Das ist eine Frage der Politik. Ich glaube, die Dinge stehen so, daß, man eine Million für die ersten Ver» suche aufwenden könnte; sofort: unter dem Druck der durch die Kriegslage gegebenen Wirthschaftstörungen. Wenn das große Werk nicht gelingt, kann der Schalterbeamte doch Manchem über die augenblickliche Verlegenheit hinüberhelfen: sein Geschäft in Ordnung bringen, Geld zuführen, Arbeit und Aufträge vermit-teln, die Heimkehrenden berathen, bis Alles wieder im alten Gang ist, die unzähligen Hilfeleistungen einheitlich zusammenfassen und dem Einzelnen seinen Theil davon sichern. Die Heimkehrenden wer» den fragen, wo das Vaterland ist, für das sie ihre Stellung und Arbeitkraft geopfert, ihr Leben eingesetzt haben. Wer anders als? der Schalterbeamte eines staatlichen Wirthschaftamtes kann ihnen auf diese Frage eine vernünftige Antwort geben?
München. Dr. Hermann Dimmler.

Das wilde Mädel.

... Und kann ich die Welt nicht im Sturme durchfliegen.
Das Meer nicht durchjagen, nicht rasen und siegen —
» Ich will einmal sieben Iungens kriegen!
Die können das Alles
Und mehr noch, juchje!
Vielleicht aber kriechen aus Wiege und Windel
Mir Schelme und Strolche und Lumpengesindel,
Hat nie einer Arbeit, hat nie einer Geld...
Dann werd' ich die uralte Räubermutter
(Im Wald, in der Höhle die Räubermutter)
Und hocke am Feuer und koch' ihnen Futter —
Sind doch sieben Kerle!
Weils mir so gefällt!
Ina Seidel.
(Aus dem Band „Gedichte", der bei Egon Fleische! S Co. erschien.)

m kriegerischen Schmuck, den Blumenstrauß vor der Brust: so zog er aus; und lenkte von der geraden, hellen Straße, die nach der Heimath führte, seitab, gegen den hohen, schattenden Wald. Je näher er kam, desto schneller wurde sein Schritt; er konnte nicht erwarten, in die schweigenden, gewölbten Laubhallen einzutreten. Rasch gewöhnte er das suchende Auge an das Zwielicht. Me schräg durch die Stämme fallenden Sonnenstrahlen, die mit willkürlichem Lichterspiel bald langs Rindenblößen in vielfarbigem Moosschmuck, bald niedriges Geblätter am Boden mit der Klarheit gezeichneter Muster enthüllten, leuchteten genug, um das ahnungvolle Düster für das Abenteuer zn erhellen, das ihn hierher führte.

Denn Iung Carol glaubte sich an diesem Tag und zu dieser Stunde bestimmt; sin Wunder, das in dem Bergwald hauste und da» von Sage ging, aufzufinden, zu erhaschen und in seine Sammel» schränke daheim zn bringen. Ein grotesker, tropisch schöner, gigan» tischer Schmetterling war hier zu kurzen Monden in der Abendzeit sichtbar. Inng Carol konnte ihn beschreiben; gesehen hatte er ihn nie; er galt als seltenste, höchste Kostbarkeit. Heute vereinten Zeit und Stunde sich günstig; es lud ihn förmlich ein, nach dem> seltenen Wild die Iagd zu wagen.

Aber die weiten Hallen waren leer> bedrückend still, als brüte Zauber in den dämmernden Tiefen, hinter den Hängen und Gründen, die fern sich ins grenzenlose Blau dehnten. Rur ab und zu glitt ein gleichgiltiges Insekt unsicher schwirrend durch die Sonnenstrahlbündel und verlor sich im Schatten. Manchmal tönte der Lockruf eines ein» samen, unsichtbaren Vogels, seltsam herausfordernd, fast aufregend; als riefe er: Hab Acht! Hab Acht! Er erscholl in unregelmäßigen Pau- sen, immer, wenn Iung Carol versucht war, von seinem Borsatz ab» zustehen und die Hoffnung aufzugeben. Denn er schien vergeblich zn suchen; Stunden waren schon verronnen Und der Ersehnte zeigts sich nicht.

Bekümmert, müde, fast bereuend, hatte er sich auf einen gefällten Baum niedergelassen, dessen Rinde abblätternd gegen den Boden fiel. Brütend zeichnete er Figuren in das Erdreich. Da schrak er empor. Hart neben ihm ertönte plötzlich, grell flötend, der Warnungruf des Vogels. Er sprang auf; am Stumpf des Baumes saß er: ein großes, schwarzes, rabenähnliches Thier, das er nie gesehen, blickte ihn mit har- ten, glänzenden Augen an und hockte unbeweglich; nur manchmal regte der Vogel schluckend die Kehle, als wolle er seinen unheimlichen, kurzen Gesang, der wie ein Signal klang, wieder anstimmen. Mit einem Mal wandte er seinen großen Kopf mit dem langen, spitzen Schnabel spähend nach der Seite aufwärts, spreitete die kurzen, brei- ten Schwingen aus, erhob sich schweigend mit hartem Flügelklappen in die Lüfte und verschwand, hastig rudernd, in den nächsten Baum- kronen.

Iung Carol stand auf. Der menschenleere, schier leblose Wald glich einem ungeheuren Zauberkreis, in dessen Mitte er stand. Leid war ihm schon, daß der schwarze, räthselhzfte Geselle von seiner Seite gewichen war.

Begann die Sonne nicht, in wagerechten Strahlen düsterer zu scheinen? Wurde die regunglose Luft, die schwül lastende, nicht um einen Schatten kühler? Es fiel ihm jäh ein: gerade um diese Zeit, vor Beginn der Abenddämmerung, flog der kostbare Falter seinen einsiedlerischen Flug. Erfaßte sich ein Herz und spähte umher; noch war Helle genug; er durchforschte Lichtung auf Lichtung. Nichts regte sich. An diesem Ort war er sicher nicht. Iung Carol mußte tiefer" nach den Waldlößen zu hindringen, ehe die kostbare Zeit verrann.

Schon wollte er gehen, als der erhobene Fuß ein großes Stück der Baumrinde streifte. Er hob es auf, um zu forschen, ob es Etwas berge; zu seinem Erstaunen klebten zwei dunkle Nachtschmetterlinge an der inneren Wölbung, mit übereinandergeschlagenen Flügeln zusammengeschmiegt. Ihre Farbe hatte einen seltsam tiefen, bläulichen Ton, wie schweres Tuch. Er drehte den Fund mehr gegen das Licht, als am Rand plötzlich Etwas durchdringend glänzte. Ein Blick; ein leiser Schrei; ein Erbeben des Herzens! Gerade auf der Kante des Rinden» stückes, mit den langen, feinen Füßen vorsichtig kletternd, saß der große Falter mit aufrecht stehenden, zusammengelegten Flügeln, deren wundersames Goldmosaik den stechenden Glanz in sein Auge entsendet. Kein Zweifel: der Gesuchte!

Und nun breitete er die langen, wundersam gezackten Flügel aus und offenbarte dem Wald und dem Beschauer seine volle Pracht. Ein herrlich flammendes Braunroth, an den Rändern mit himm^blauen eingestreuten Halbmonden, mitten innen aber zwei mächtige, runde, schillernde Augen, die, feenhaften Glanzes, wie Edelsteine in dem Sammet der Flügel funkelten.

Iung Carol wagte nicht, zu athmen. Leise, leise setzte er sich nieder; und der kostbare Fremdling ließ es sich gefallen. Noch bewegte er nicht die Flügel.

Ganz versunken in den nie geschauten Anblick, bemerkte Iung Carol nicht, daß er diesen Schatz nicht allein betrachte. Ein zweites Mal ließ ihn metallisches Blitzen aufschauen. Und siehe: eine dünne, goldene Schlange lag auf dem Baumstumpf geringelt, den der Vogel verlassen, erhob ihren langen Hals und blickte aus beweglich sich drehendem Kopf sternhellen Auges nach dem Schmetterling. Der entrollte jetzt seinen feinen, zur Spirale sich verjüngenden Rüssel, in dessen innerster Windung ein großer, hell smaragdgrüner Tropfen hing. Sogleich gerieth die Schlange in heftig zuckende Bewegung, hielt einen Augenblick lang gerade über dem Falter inne nnd senkte aus ihrem leuchtenden Köpfchen eine lange, goldene, gespaltene Zunge hinab, die den Tropfen aus dem Rüsselgewinde einsog, emporhob und in dem zähnigen Rachen verschwuren ließ. Da durchlief ein frohes

Zittern den Falter; wie befreit, erhob er sich, lautlos, von seinem Ort und entschwebte raschen, geraden Fluges, die ausgebreiteten Schwingen nur ein Wenig bewegend.
Starr saß Iung Carol da. Der Schreck hatte ihn fast gelähmt; er erhob sich mühsam, dem Fliehenden zu folgen. Gebannt aber blieb er stehen. Die Schlange hatte sich gleich ihm aufgerichtet; er blickte wie gezwungen auf sie. Und zu seinem sprachlosen Erstaunen sah er in ein feines, ovales Mädchenantlitz von wundersamem Reiz, das aus gold» farbigen Schleiern dunkle, schmachtende Augen mit wehmüthigem Lächeln nach ihm wandte. Das süße Grauen, das ihn ergriff, wurde gemehrt, als er fühlte, daß der Wald sich bewege und daß, er gehend dahin» schwebe; getragen, wohin er nicht wolle. Wie eine Wolke hatten sich die Schleier der Gestalt zu Düften verbreitet, rings hergelagsrt und schienen, durchströmt von kühler, streichender Luft, zu segeln. Vor ihm her flatterte es hier und dort flüchtig auf; er glaubte, den Entflohenen zu sehen, der gleißend mit seinen bunt schimmernden Flügeln durch dünne Nebelschwaden glitt. Noch fühlte Iung Carol unstillbares Verlangen nach ihm. Nur begann er, müde zu werden, und fröstelte; er versuchte, zu sich zu kommen und umzuschauen, wohin die Fahrt gehe. Wer sein Blick blieb in dem Faltengewirr um ihn hängen, magisch, gebannt aus die seltsam mitleidigen Züge des Mädchens. Mit Anstrengung richtete er den widerstrebend müden Nacken auf und forschte mit schweren Lidern nach dem entflohenen Schatz. Der Berg schien unter ihm zu wachsen; er erhob mit Mühe die Füße und fühlte, daß, er steige. Nun wich der Boden wieder und ihm war, als ginge es tiefer in Niederungen.
Dunkel sank herein. Schwer und schwerer wurde sein Athem, er hörte, daß er keuche; immer schneller trieb er dahin, Zweifel, Furcht, Heimweh befiel ihn; und er wandte zum ersten Mal bittend den Kopf nach seiner schönen Gefährtin. Aber deren Züge zeigten nur eine steinern milde Ruhe. Sie schien zu altern; das Haar floß silberweiß in ihre Falten, der Goldglanz war zu greisenhaftem Grau verblichen.
Und nichts mehr zu sehen sonst! Gleich einem uferlosen Meer umschwamm ihn Nebel und grüftekalt hauchte es aus den verschleierten Tannen. Das Faltengewebe um ihn legte sich feucht an seine Wangen und ein endloses Regnen von Eisnadeln entquoll den letzten, schwindenden Zipfeln der Gewänder. Tief ins Herz kroch ihm Frost mit schneidend qualvoller Schärfe, zog sich zusammen und drängte die Glieder aneinander; bis Carols Sinne schmerzlos schwanden. Mit schon geschlossenen Lidern blickte er in eine tiefe purpurne Bläue. Durch sie hin schwebte riesengroß der Zauberfalter, schräg ausgebreiteten Fluges, das grelle Augenpaar in der Mitte schauerlich drohend. Das war das Letzte.
Und Carol entschlief; einsam, ohne das erträumte Glück, ein selig bitteres Lächeln auf den Lippen.
Allfred Knobloch.

Die Zukunft,
Herbstkurs.
bereitet sich auf die dritte Kriegsanleihe vor. Mac Kennas
die Ende Iuni 600 Millionen Pfund gebracht haben
soll, scheint verbraucht und seitdem hilft sich die Regirung mit Schatz»
scheinen. Im August hieß es, eine englische Anleihe in Amerika (500
Millionen Dollars), die I. P. Morgan Iunior einführen wolle, werde
5 Prozent Zinsen gewähren. Dann würde Großbritaniens Normal-
zinsfuß von HVs Prozent also verdoppelt. McKenna sagte, als er
den Aufstieg zu V/2 Prozent vertheidigte: „Wenn im Verlauf des
Krieges eine neue Anleihe zu noch höherem Zinsfuß nothwendig
wird, dürfen die Besitzer der zweiten Kriegsanleihe ihre Stücke wie-
der, zum Parikurs, in neue Schuldverschreibungen umtauschen." Eng-
land läßt, nach lautem Spott über unsere Darlehnskassen, eine An»
leihe fortzeugend die andere gebären. Die ersten 4Vs prozentigen Mc»
Kennas können, ohne Abzug, zum Preis von 100 Prozent in neue
Stücke ausgewechselt werden. Dabei kostet die zweite Kriegsanleihe an
der Börse 9KVs. Das bedeutet ein Disagio von 3Vs Prozent.
Hat Deutschland den Vergleich mit Britanien zu scheuen? Die
dritte Kriegsanleihe wird den Zeichnern zu 99 Prozent angeboten.
Die erste kostete 9?Vs, die zweite 98Vs Prozent. Die Preiserhöhung
wäre nicht möglich, wenn die Gestaltung des Kurses, bei den Umsätzen
an der Börse, nicht die Voraussetzung dazu geschaffen hätte. .Das Publi-
kum hat, durch sein Verhalten zu den Kriegsanleihen, den Emission»
preis selbst bestimmt. Die Franzosen erfinden das tollste Zeug, um
den sicheren Milliardensieg, ^den die dritte fünfprozentige Neichs»
anleihe haben wird, schon jetzt zu verdunkeln. Und doch beneidet
Herr Ribot gewiß unseren Schatzsekretär. Die Banque de France
kann von der kunstvollen Anleihetaktik ihres Beschützers ein Lied
singen. 6500 Millionen Francs Vorschüsse an den Staat nnd 1Ä70
Millionen zum Besten der Verbündeten und des beleidigten Franken-
kurses. Die Bank wollte, verschämt, die Methode des deutschen Cen»
tralinstitutes nachmachen und das Volk zur Auslieferung der ver-
steckten Goldschätze ermuntern. Dadurch wuchs auch der Goldvorrath
um ein paar Hundert Millionen; aber die Bank mußte Gold nach
London geben, weil sie sich verpflichtet hatte, der englischen Genossin
zu helsen. Die Bundesgenossen sind unersättlich und die Devisenkurse
werden immer feindlicher gegen den Frankenwechsel. Die Schweiz,
zum, Beispiel, bewerthet französisches Geld mit einem Disagio von
10V2 Prozent, obwohl beide Länder der selben Münzunion angehören
und Frankreich, in den ersten Monaten des Krieges, noch große Gut-
haben bei den Eidgenossen hatte. Für 100 Dollars wurden in Paris,
nach der üblichen Rechnung, 516 Francs bezahlt; heute kosten sie
beinahe 600 Francs: ein Disagio von etwa 17 Prozent. Nur der Rubel
und die italienische Lira werden in Paris schlechter behandelt als in
Friedenstagen. Für 100 Rubel werden nur 207 Francs gezahlt (gegen
26M normal); für 100 Lire 92,S0 (gegen 100). ^

Man braucht die schlechte Haltung der englischen und französischen Valuta nicht als ein Merkmal schwerer Finanzerkrankung an» V.sehen. Ihre Hauptursache ist die Hemmung des Außenhandels und des internationalen Zahlungausgleiches. Die wirkt auf alle Länder, nirgends aber so stark wie in Frankreich und England. Das Deutsche Reich hat die Absperrung vom Weltverkehr ertragen. Die Anderen hatten geglaubt, unverwundet zu bleiben, und stöhnen nun wie Gemarterte. Großbritannien hat alles erlangbars Gold nach New Port gelegt, um den Wechselkurs wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Die Goldeinfuhr, zur Bezahlung der von Amerika gelieferten Waaren, war das einzige Mittel, dem englischen Geld ins alte Ansehen zu verhelfen. Aber die Goldbehälter haben einen Boden und die Amerikaner sind ehrgeizig. Ihnen liegt nicht daran, daß der Sterlingwechsel seinen Ruf im Weltverkehr wiedergewinnt. Sie wünschen, den Dollar an seiner Stelle zu sehen. Deshalb sind sie mit dem Wandel der Dinge zufrieden. Ob England zahlungfähig bleibt, ist für seine Zukunft weniger wichtig als die andere Frage: ob es sich als Abrechnungstelle für den Welthandel behaupten kann. Das muß man bedenken, um zu verstehen, was es heißt, daß inAmerika dasPfund Sterling mehr als «Prozent verlorenhatte (Parität: 4,86 Dollars; niedrigster Kurs: 4,S6). Ein Land, das so viel importirt wie Britanien, könnte die durch die Entwerthung d es Sterlingkurses bewirkte Vertheuerung auf die Dauer nicht ertragen. Die britische Handelsbilanz ist im ersten Kriegsjahr um M/s Milliarden Mark passiver geworden. Dieses Ergebniß ist, mehr noch als auf die Waarenmenge, auf den Waarenpreis zurückzuführen. Könnte Großbritanien den Bedarf an Lebensmitteln, industriellen Rohstoffen und Halbfabrikaten im eigenen Land decken, dann wäre seine Devise nicht im Werth gesunken.

Auch die inländische Theuerung aller wichtigen Gegenstände drückt schmerzhaft. Die City fürchtet, daß die neue Einkommensteuer den Kupitalgewinn um 30, den Arbeitertrag um IS bis 17 Prozent kürzen werde. Die Unabhängigkeit im Handel und im Handeln, deren sich der Brite stets rühmte, setzt voraus, daß man ihm nicht Verpflichtung zumuthe, gegen die seine Natur sich wehrt. Seit diese Voraussetzung nicht mehr gilt, wird ein Gewirr feindlicher Interessen sichtbar. Die Aushebung der Männer zum Heeresdienst schadet der Industrie; die Ausfuhrbeschränkungen schädigen den Außenhandel, die gesteigerten Löhne den Konsumenten. Der englische Boden ist so reich an Kohlenlagern, daß in guten Iahren für 50« Millionen Mark Kohle ausgeführt wurde. Der Riesenbesitz brachte dem Volk niedrige Preise und dem Staat eine große Einnahme. Jetzt ist die Kohle knapp und! theuer. Der Handclsminister schützt die Mehrbelastung des Volkes durch die Erhöhung der Kohlenpreise auf 20 Millionen Pfund. Die Waliser Bergleute drohten zweimal mit dem Generalstrike und setzten zweimal ihr Verlangen nach Lohnausbesserung durch. Der Bergwerkbetrieb ist theuer geworden; und die Tonne Kohle, die in Newcastle

vor einem Iahr mit 15 Schilling bezahlt wurde, kostet heute 22. Bei, geringeren Sorten ist die Preissteigerung noch höher. Das Ausfuhrverbot nützt nicht; denn die Preise für englische Kohle sind im Aus» land so hoch, daß man ^ich so ckange wie möglich mit einheimischem^ Brennstoff behalf. Die Exportbeschränkung ist natürlich ein Opfer, das dem Außenhandel aufgebürdet wird, und drückt auf die Handelsbilanz. Auch Englands Wohlstand ist also in ernster Gefahr.

DieAmerikaner glauben nicht, daßBr^tanien in Vermögensverfall gerathen könne. Für den Frühling der Friedenszeit brauchen sie einen Abnehmer, der die gesteigerte industrielle Arbeit rentabel macht. Die newyorker Börse ist wieder einmal überheizt. Die berühmten Namen, die von den Kriegsereignissen verschlungen schienen, sind wieder an die Oberfläche getrieben worden; und es lohnt sich, newyorker Kursberichte zu veröffentlichen: weil in dieser Zeit sonst nirgends Gelegenheit zu praktischen Nebnngen ist. Freilich : die Kurse sitzen auf dünnen Glasstäben. Die Vereinigten Staaten spüren einen spekulativen Bethä» tigungdrang, der an die berüchtigten Gründerjahre mahnt. In Deutschland entzündeten die französischen Milliarden die Phantasie; in Amerika sind es die englisch-französischen Milliarden, die sür Waffen und Munition ins Land kommen. Die Vereinigten Staaten machen ihr Geschäft während des Krieges und rechnen darauf, daß ihnen der Wiederaufbau Europas, das ja Stoffe und Waaren aller Art in ungeheurer Menge brauchen wird, noch mehr einbringen müsse.

Die Aktionäre der Allgemeinen Elektrizität»Gesellschaft brauchen auch nach dem Tode des Generaldirektors Emil Rathenau nicht um ihren Besitz zu bangen. Im Iuli war ihnen gesagt worden, daß die bis Ende April errechneten Umsätze und Aufträge nicht kleiner gewesen seien als im Vorjahr, obwohl das feindliche Ausland mit seinen in Friedenstagen beträchtlichen Ziffern fehlte. Auch die Finanzen der Gesellschaft sind in der alten guten Form geblieben; ihr Bankguthaben betrug Ende Iuui ,1915 83 Millionen Mark.' So groß war es nie zuvor. Ergänzt wurde die Summe der Bargelder durch ein Guthaben von 33 Millionen, das der A E G » Schnellbahn gehört. Rennenswerthe Verluste gabs in der Kundschaft nicht; keinen im Kontokorrent. Die Dividende wird von 14 auf 10 Prozent sinken. Doch die Verwaltung läßt sich durch den Krieg nicht einschüchtern; um eine neue Gemeinschaft mit den ^Berliner Elektrizität.Werken zu knüpfen, erhöht sie das Stammkapital von IS? ans 191 Millionen, Nur Krupp, Diskontogesellschaft, Deutsche und Dresdener Bank verzinsen noch größeres Kapital. And in der Generalversammlung, am dritten September, konnte der Vorsitzende, Herr Dr. Rathenau, mit Recht die Erwartung andeuten, daß auch die Dividende bald wieder steigen werde.

Die V EW sind nicht viel jünger als die AElE. Ein Grundsatz Ratheuaus lautete: „Für sichere Abnehmer muß man selbst sorgen," Die VEW schlössen einen Stromlieferungvcrtrag mit der Stadt Ber»

Hsrbstkurs.
lin; und die AGG, die bei den Kapitalserhöhungen der BEW den halben Aktienbetrag zum Parikurs fordern durste, wurde zugleich die Lieferantin ihres Mnd«s. Das war ein kleines Monopol, das der Stadt aber nicht schlecht bekam; denn sie war am Gewinn betheiligt. Trotzdem kündigte sie den Pertrag. Am ersten Oktober 1915 geht das städtische Kraftwerk der Gesellschaft in den Besitz der Gemeinde Berlin über, die am selben Tag dafür der BEW 128 Millionen zu zahlen hat. Privater,oder städtischer Betrieb: so große Fragen wagt Deutschland im Sturm des Weltkrieges zu beantworten. Wo ist der Mann, der die englische Elektrotechnik ans der Zwangsjacke der Graf» schaftvorurtheile befreit? Als der Krieg begonnen hatte, wurde in englischen Fachblättern gemahnt, aus den Erfolgen der deutschen Elektrotechnik zu lernen. Ob die Mahnung genützt hat? Noch war davon nichts zu merken. Die AEG will nun die BEW, bis als Aktiengesellschaft weiterleben, fest an sich ziehen. Den Aktionären der BEW wurde ein Aktienumtausch vorgeschlagen, für den natürlich die Grundlage, der Vergleich amtlicher Kurse, fehlt. Am fünfundzwanzigsten Iuli 191Ä wurde die Aktie der, AEG zu 213, die der BEW zu 164 na» tirt; obwohl die Dividenden beider Gesellschaften sich nur um 2 Prozent unterschieden. Die AEG will die Millionen Mark Stamm» und 20 Millionen Vorzugaktien der BEW erwerben und hat den Aktionären vorgeschlagen, «00 Mark BEW gegen 3000 Mark A EG einzutauschen. Wichtig ist die Begründung: „Die allgemeine Lage stellt die AEG vor die Aufgabe, durch Vermehrung und Ausbau ihrer Fabrikationzweige für >die Möglichkeit einer vorübergehenden Einschränkung der Auslandthätigkeit einen Ausgleich zu schaffen." Sie ist, wie sich gezeigt hat, auf das Ausland nicht angewiesen. Das braucht die Fabrikate und Einrichtungen der deutschen Elektrocon» cerns; denn selbst die größte amerikanische Gesellschaft, die General Electric Co., blieb mit ihrem Umsatz im vorigen Iahr um fast 10» Millionen hinter der AEG und hatte neben deren 240 000 Einzelkonten nur 15000 aufzuweisen. Solche Ziffern können sich sehen lassen. Die BEW waren längst auf die Abtrennung ihrer berliner Centralen vorbereitet. Rathenau wollte nicht, daß die Gesellschaft liquidirt werde, wenn die Stadt den Vertrag kündigte. So wurde dem Unternehmen ein neuer Inhalt zugedacht: daS große Kraftwerk bei Bitterfeld, das über weite Braunkohlenfelder verfügt. Der erste Plan war: Groß»Berlin aus diesem Fernkraftwerk mit wohlfeiler Elektrizität zu versorgen. Dieser Plan fiel; der Werth des Besitzes blieb ungeschmälert bestehen. Das Kraftwerk wird jährlich 1 Milliarde Kilowattstunden abgeben. Um Kalkstickstoff aus der Luft zu gewinnen, sicherte eine weitab liegende Fabrik sich die Lieferung von 500 Millionen Kilowattstunden; der Braunkohlenbesitz und der bequeme Abbau verbilligt den Preis so, daß der Bezug aus Bitterfeld dem Bau einer eigenen Kraftcentrale vorzuziehen ist. Die BEW werden auch als,finanzielle Trustgesellschaft der AEG wichtig sein; sie besitzen

Aktien und Schuldverschreibungen mancher Elektrizitätwerke, besonders der Elektrizttät»Lieferung»Gesellschaft, die mit der Auricher Elek» trobank in Perbindung steht. Von den 128 Millionen, die Berlin für die Elektrizitätwerke zahlt, fließen mindestens 80 der AEG zu. Deren Aktionäre werden das neue Kapital eben so gut arbeiten sehen, wie das alte bis heute gearbeitet hat. Und die Kapitalkraft dieser Ge» sellschaft wird, mit einem Bankguthaben von 200 Millionen, jeder Aufgabe gewachsen sein, an die sie herantritt.

Viele Aktionäre der BEW haben zu hohem Kurs gekauft. Sol» len sie den Tausch mitmachen, der ihnen Verlust droht? Bei dem von der AEG vorgeschlagenen Umtauschverhältniß 4:3 käme die BEW» Aktie auf ungefähr 155 Prozent; in den Iahren 1911 und 1912 war sie über 200 gestiegen und erst kurz ivor dem Kriieg in die Tiefe ge- glitten. Wer die Hoffnung hat, daß bald wieder hohe Dividenden blühen werden, braucht seine Aktien nicht umzutauschen. Die Leiter der AEG sind solcher Hoffnung fern; sie sagen: „Die BEW, die ein reines Betriebsunternehmen waren, ‚gewinnen den Charakter eines ausgeprägten Industrieunternehmens, dessen EntWickelung nicht, wie früher, lediglich auf dem Wachsthum einer Großstadt beruht, sondern von den Aandelskonjunkturen einzelner Erzeugnisse abhängig wird. Den Aktionären der BEW soll ermöglicht werden, sich von den un- vermeidlichen Risiken einer zum Theil auf neue Grundlagen zu stel- leirden industriellen EntWickelung zu befreien, die zeitweise auch, mit Einsenkung der Erträge verbunden sein kann." Das klingt wohl düste- rer, als durch die Umstände bedingt war. Die AEG will die Aktien haben, um den BEW einen neuen Inhalt zu geben. Ob sie höheren Preis bieten konnte? Hält Bitterfeld, was es verspricht, so ist den BEW reicher Ertrag sicher. Greifbar aber sind nur die Zinsen des Kapitals, das von der Kaufsumme für die städtischen Werke übrig bleibt, und die Zinsen und Dividenden der den BEW gehörenden Werthpapiere. Davon sind zunächst die 20 Millionen Mark Vor- zugaktien mit 4Vs Prozent Dividende und 56 Millionen Mark 4» und ^Vsprozentiger Schuldverschreibungen zu versorgen. Der Dividenden- schein für 1914/15 bleibt den BEW»Aktionären; 12 Prozent wird er diesmal nicht bringen. An der AEG»Dividende für 1915/16 wer- den die umgetauschten Aktien zur Hälfte betheiligt sein; die übrigen Stücke behalten natürlich ihren vollen Anspruch. Der wird aber kaum mehr ergeben, als die halbe Dividende der AEG beträgt. Für die nächsten Iahre müssen die BEW»Aktionäre bescheiden sein; sie dür- fen auch nicht vergessen, daß ihre Dividende von dem Willen der AEG bestimmt wird. Die zwingt Keinen zum Umtausch. Iedem Aktionär bleibt volle Willensfreiheit. Ist er zu klarem Urtheil fähig, dann wird er sich sagen, daß gerade der Krieg die Gesundheit unserer Elektro- industrie erwiesen hat und daß die AEG auch auf neuen Märschen, unter neuen Führern, nach Menschenvoraussicht vornan bleiben wird.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Horden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin, — Druck von Paß S Garleb S, m. b. H. in Berlin.

Großfürst Nikolai.
^K?er Minister beharrt noch immer in dem'Glauben, daß der Friede zu retten ist. Die Zweifel EurerKaiserlichenHoheit habe ich ihm, so deutlich, wie mir befohlen war, ausgedrückt; in so derben, knochigen Worten, wie sie an der Sängerbrücke vielleicht noch nie gehört worden sind. Er steifte sich auf das Gebot der Amtspflicht, kein friedliches Mittel unversucht zu lassen. Bleiben alle unwirksam, dann können wir der russischen Gesellschaft den Beweis vorlegen, daß uns der Krieg aufgenöthigt ward und daß..."
«Wir erst ein Stärkeklystier nehmen mußten, um die ärgste Diarrhöe loszuwerden. Dafür auch noch Beweise? Sasonow ist ein schwindfüchtigesTäubchen.IndiesemMinisteriumbeerbt ein Hosenmatz den anderen. Seit Iahrzehnten. Gortschakow war ein parfumirtes altes Schwein. Bis über die Grenze der Leistung» fä higkeit hinaus in jedem Iahr mindestens viermal läusig und noch in den Pausen immer sous le ckarme irgendeines Unterrockes oder weibischen Schwätzers. Er kannte aber das politische Personal unddieCoulissengeschichtevon Europa; wußteeinDingzudrehen, hatte eine leichte Hand und schließlich Etwas wie Nimbus. Den Ueberwinder hat er selbst aufgezüchtet; und, sous le ckarme 6e Sismarck, zu spät gemerkt, daß dieser Kerl aus einer ganz anderen Schachtel kam. Von Dem war, nach Sedan, sogar noch 1875, die Dardanellen öffnung sammt Konstantinopel billig zu haben. Statt es zu erlangen, fütterte der Zwerg seine runzelige Eitelkeit mit dem Knabenspaß, einem Großen SteinezwischendielangenBeine

file:///D|/0515/ocr%2090er/dz%20092_363.html[18.07.2014 16:02:54]

zu werfen. Uebrigens: Weh Dem. der sichfrühso inFurcht bringt, daß der Gegner sein stärkstes Geschütz wider ihn auffährt! Immerhin war derAlte die letzteFigur da drüben. Giers mochte die Lider nie von den Thränensäcken aufziehen: und sah drum nicht mal, was nebenan geschah. Lobanow hatte was in sich; ist aber als Knospe gewelkt. Das artige Lebemännchen Murawiew konnte nur unserer gutenDänin, mit Monocle und blanken Worten, ein Genie scheinen. Iswolskij: gut als Techniker, doch, mit kindischer Empfindlichkeit, Geldklemme und Irrwischeifer, für europäisches Klima ungeeignet; von seiner Witterung zeugt das Abkommen mit Japan (wie die Anbändelung mit Italien vonderBlickschärfe, die Giers in wachen Minuten hatte); daß er gegen Aehrenthal den unbedauten Contre Gortschakows gegen Bismarck wieder» holenwollteundunsden Mann verfeindete, der hier der russischste aller Diplomaten seit Caulaincourt gewesen war, zeigt ihn als Taps. Welche Galerie, heilige Mutter von Kasan! Daß auf der anderen Seite des SchachbrettesnichtsBesseres war,ist einTrost für Knirpfe. Der Einzige, aus dem, trotz derKruste des deutschen Herrn Professors, Brauchbares zu holen gewesen wäre, Hartwig, ist uns krepirt, ehe er seine Durchschlagskraft zeigen konnte. Sa» sonow ist nicht so dumm wie, nach dem Urtheil unserer Großen Katharina, sein Ahn; eher ein feines Köpfchen. Auf diese Sorte ist Europa heute heruntergekommen. Siehst Du ihnnoch aus Pots» dam zurücktrippeln? Kaum hat er das Lied von seinen‚Erfolgen' und der rührenden Eintracht mitDeutschland der Laute entzupst: da knattert die Meldung herein, daß die Deutschen das ganze Erste Türkencorps, also Konstantlnopel, in derHand haben. Die Freude wurde versalzen, die Militärmission für eine Weile noch aus der Allmacht gesperrt; aber unser Köpschen lernte aus dem Erlebniß nichts und wurde nach dem Gallenfieber bald wieder zutraulich.Ietzt bewinselt es dieFrage‚obunserlaubtseinwerde, zu behaupten, daß der Krieg uns ‚aufgenöthigt' worden ist, oder ob die liebenswürdige .Gesellschaft' uns vorwerfen dürfe: Ihr Racker habtihngewollt. Wennich solcheUnterscheidungimPagencorps gehört h ätte, wäre der feinste Bengel nicht ohne O hrläppchenkniff weggekommen. Aus dem Mund eines Ministers riecht cs wie Sterlet, dessen Leiche acht Tage in der Krimsonne lag. Sind wirBettfärber, die sichLeinsamen oderRizinus aufnöthigenlassen?

Schade, daß Wittes Hausjude Rothstein nicht mehr lebt. Von diesem schlauenAasmüßtedieHoheExcellenzhören,wie es einem Geschäftsmenschen ginge, der seinen Sozien oder Aktionären zu erzählen wagte, die Gerissenheit der Konkurrenz habe ihm den Rebbach verdorben oder Konflikte aufgenöthigt. .Bezahlen wir Sie, damit Sie uns von der Geriebenheit Anderer vorplärren? Sind Die dreimal gesiebt: seien Sies siebenmal! Sonst... liegen wir bei Ihrer Mutter!' Offensiv oder defensiv: darüber verlieren Erwachsene kein Wort. Wer, in Staatsgeschäften, lieber ein frommes Rindvieh als ein verschmitzter Schlagetot scheinen will, mag bei Ckovzen Stimmen sammeln. WerAngriff nicht inVertheidigung umzuschminken versteht, soll mit den Beamtenfrauen unseres Opernchores, während Iewgenij Onjegin seine Lunge überheizt, Konfitüre schmatzen. Ich bin nur Kavallerist und Generaladjutant SeinerMajestät.So viel Wind hat mir aber um dieNase geweht, daß ich über die Unterscheidung gewollten Krieges von aufge» nöthigtem nicht einmal mehr lachen kann. Kümmerliches Gefasel; taugt in die Kinderstube Alexejs. Weiter. Was steckt noch in der Kiste des Köpschens? Oder ist sie schon leer?"

„Der Minister hat mich ersucht, Eurer Kaiserlichen Hoheit das Gerippe der wichtigsten Vorgänge zu zeigen, und mir die dazu nöthigen Notizen geliefert. Mit gnädiger Erlaubniß ..."

«Gerippe sagt mir nichts Rechtes. Fleisch, Sehnen, Eingeweide, Adern und Saftinhalt: da sitzt das Leben. Damit können meineSinne arbeiten.DerRest: Vergleichende Osteologie; nichts mehr für den Operateur. Doch fürs Erste immerhin: los!"

«Am dreiundzwanzigsten Iuli (ich gebe die Data nach westeuropäischer Zeitrechnung), um sechs Uhr nachmittags, hat der Gesandte Oesterreich»Ungarns in Belgrad dem Finanzminister Patschu, der den Ministerpräsidenten Paschitsch während dessen Wahlreise vertrat,dasUltimatumüberreichtunddieFristzurAntwort auf achtundvierzig Stunden begrenzt. Patschu hat unserem Strandtman den Inhalt mitgetheilt und hinzugefügt, keine serb» ische Regirung könnealles Geforderte leisten.Trotz der kurzenFrist erhielt unserAuswärtiges Amt vom Botschafter Grafen Szapary dieNote erst amvierundzwanzigstenIulimorgen; sechzehnStun« den nach der Uebergabe in Belgrad. Herr Sasonow ließ sofort denMinisterGrafenBerchtold um Fristverlängerung bitten; ‚da»

mit unerrechenbare Folgen verhütet werden'. Er schrieb:‚liebe» zeugen die Großmächte sich von der Berechtigung der österreich» ischen Forderungen, dann könnte ihr Rath sie in Serbien unter» stützen. Eine Weigerung, die Frist zu verlängern, nähme dem von Oesterreich»Ungarn bei den Großmächten gethanen Schritt jede Bedeutung und stünde in Widerspruch zu den Grundbegriffen internationalenVerkehres.' Berlin, London,Paris, Rom wurden ersucht,indem selben Sinn aus Wieneinzuwirken.Am selben Vor» mittagkam dieDepesche des serbischenPrinz»Regenten anunseren Allergnädigsten Herrn. Prinz Alexander berief sich darauf, daß seine Regirung von der ersten Minute an ‚das abscheuliche Ver» brechenvonSarajewo verurtheilt und die Eröffnung eines Straf» Verfahrens gegen jeden auf serbischemBoden derBeihilfeVerdäch- tigen angeboten' habe. .Ieder derBeihilfe zu demAttentat über» führteSerbe wird von unsstrengbestraftwerden.'DieFrist sei zu kurz,mancheForderung Oesterreichs erst nach einem von der Skup» schtina zu billigenden Verfassungwandel erfüllbar. Von dem Sla- wenherzen des Zaren erbitte er Vermittlung. Aufden unterthänig» stenRath des Ministers haben SeineMajestät die Antwort auf» geschoben.Paschitsch beschloß nach seinerRückkehr,innerhalb der Frist.zu antworten undAnnehmbares anzunehmen; zuStrandt» man sagte er: ‚Ist der Krieg nicht zu vermeiden, dann werden wir ihn führen.'Sasonow ließ drucken: ‚DieKaiserlicheRegirung be- obachtet aufmerksam die Entwickelung des serbo»österreichischen Zwistes, dem Rußland nicht gleichgiltig zuschauen kann.' Wien lehnte die Fristverlängerung ab. Kudaschew konnte den Grafen Berchtold, der in Ischl beim Kaiser Franz Ioseph war, nicht sehen und mußte mit dem SektionchefBaronMacchio verhandeln.Die Abwesenheit Berchtolds führte auch der berliner Staatssekretär als einen derGründe an, die ihn zweifeln ließen, ob unser Wunsch nach Aufschub der Entscheidung irgendeinen Erfolg haben könne. Stärker sei das Bedenken, ob Oesterreich durch Nachgiebigkeit in der letzten Stunde nicht das Selbstbewußtsein Serbiens steigern werde. Dieser Gefahr sei eine Großmacht im Verkehr mit einem Kleinstaat nicht ausgesetzt, sagte Bronewskij; konnte aber, trotz» dcmer auf die Möglichkeit ernster Folgen hindeutete, eine bestimm- te Beistandszusage von dem Staatssekretär nicht erlangen."
»Siran dtman, Kudaschew, Bronewskij sind doch Sekretäre. Wo waren die Missionchefs, Hartwig, Schebeko, Swerbejew?"

»Auf Urlaub.«
«Und Iswolskij, mit Poincare und Mviani, auf der Rück»
reise aus Petersburg; und Paris Herrn Sebastopulo anvertraut.
Alles,was noch einBischenAnsehen und Erfahrung aufbringen
konnte, nicht zu Haus. Saubere Wirthschaft. Und doch war feit
der Geschichte in Sarajewo aufMeilen zu riechen, daßirgendwas
gebraut werde. Wozu mästet man, mit übertriebenemKostenauf»
wand, Botschafter, die so stumpfe Nasen haben, daß sie sich nicht
zu rechter Zeit heimtrollen? Der ‚Herr Oberst'... Schön. Also!"
»Daß Serbien unserem Rath gefolgt und in feiner Antwort
fast über die Grenze des einem fouverainen Staat Möglichen
hinaus gegangen ist, wissen Eure Kaiserliche Hoheit. DieAntwort
schloß mit der Erklärung, das Königreich sei, wenn die angebotene
Genugthuung in Wien noch nicht genüge, bereit, sich entweder
dem Urtheil des haager Internationalen Gerichtshofes oder dem
Spruch der interessirtenGroßmächte zu fügen und,injedemFall,
‚wie immer, eine friedliche Verständigung zu erstreben'. Graf
Benckendorfs (der, wie ich betonen möchte, auf seinem londoner
Posten war) meldete, der Oesterreichische Botschafter, Graf Mens-
dorff, habe zu Grey gesagt, die wiener Note sei nicht als Ultimatum
zu betrachten und werde, nach ungenügender Antwort, zwar zum
Abbruch des diplomatischen Verkehres, aber nicht sofort in Krieg
führen. Nach dieser Angabe blieb noch ein Hoffnungschimmer;
wir mußten in ihr ja den Ausdruck des austro»ungarischen Re»
girungwillens sehen. An dem selben Tag ließ Berlin offiziös mel»
den, es habe auf den Wortlaut der Note keinerlei Einfluß geübt,
ihn vor der Aushändigung in Belgrad gar nicht gekannt, finde
OesterreichsAnspruch aber berechtigt, werde ihn unterstützen und
hoffe noch, daß der Streit lokalisirt bleibe. Ungefähr eben so sprach
der Deutsche Botschafter in Paris; da ‚derPfeil nun einmal ab»
geschossen sei' (wörtlich), könne Deutschland sich nur von seiner
Bundespflichtleitenlassen.Abends erhielt PaschitschdieMitthei»
lung, seine Antwort genüge nicht und der Gesandte Giesl verlasse
deshalb, mit dem ganzen Personal, die serbische Hauptstadt; so»
fort wurde die Einberufung der Skupfchtina und dieAbreise der
Regirung und des Diplomatencorps nach Nisch beschlossen. Sa»
sonow gab noch nachts unserem römischen Botschafter den Auf»
trag, dem Marchese di San Giuliano zu sagen, Ruhland dürfe

den Serben seinen Schutz nicht entziehen und Italien könne zur Erhaltung des Friedens wesentlich mitwirken, wenn es inWien deutlich zeige, daß es den Streit, der nicht lokalisirt werden kann, unter keinenUmständen begünstigen werde. AmnächstenMorgen meldete der prager Generalkonsul Kasanskij, der Kaiser habe die Mobilisirung des Heeres beschlossen. Aus Berlin telegraphirte Bronewskij, eine großeMengehabe, als die österreichische Mobil-machungbekanntgewordenwar,lärmendeStraßenkundgebungen für Oesterreich» Ungarn! später, vor unserem Botschafthaus, feind» lichegegenRußland veranstaltet; .Polizei warkaumzu sehenund schritt nicht ein.' Aus Christiania wird die schleunige Heimfahrt des deutschen Geschwaders, aus Dudenhofen der Anfang der Mobilisirung, aus Baden die Registrirung aller der Militär» behörde erreichbaren Automobile belichtet. Trotz Alledem ver» handelt Sasonow ruhig weiter. Iedes Mittel, das den Frieden sichern könne, sei ihm genehm: Einzelverhandlung mit Szapary; Konferenz der unbetheiligten Großmächte Deutschland, England, Frankreich, Italien(VorschlagGreys); auch jeden anderen Weg, der ans Ziel führen könne, werde er gehen. Am siebenundzwan» zigstenIuli ist Herr Iswolskij wieder in Paris. Erkannfeststellen, daß Dringende Depeschen nach und aus Serbien durch den öster» reichischenTelegraphendienst viele Stunden, halbe Tage lang ver» zögert werden; und daß in Paris oerDeutscheBotschaftersichbe» müht,Frankreich von uns zu trennen und für denFall desMiß» lingens die ganze Schuld am Kriegsausbruch uns und unseren Verbündeten zuzuschieben. Dieser Tag bringtzwei wichtige That» fachen. Grey sagt zu dem Fürsten Lichnowsky: ‚Wenn Oesterreich, trotz der serbischen Antwort, deren über alles Erwarten versöhn» licher Ton der russischen Einwirkung zu danken ist, den Krieg er-klärt, enthüllt es damit dieAbsicht, Serbien zuvernichten. Daraus kann ein Krieg werden, in den alle Großmächte eingreifen müssen. Gern werden wir in Gemeinschaft mit Deutschland alles für den Frieden Mögliche thun; ist er aber nicht zu erhalten, dann han-deln wir in völliger Willensfreiheit.'Und, zweitens, die Antwort uuseres Allergnädigsten Herrn an den Prinz»Regenten von Ser-bien schließt mit.dem Satz: ‚So lange auch nur die schmälste Hoff-nung bleibt, Blutverluste meiden zukönnen, muß all unser Streben diesem Ziel zugewandt sein. Erreichen wirs, wider meinen auf»

richtigen Wunsch, nicht, dann darf Eure Königliche Hoheit gewiß sein, daß Serbiens Schicksal demRusstschenReich niemalsgleich» giltig werden wird.' Der Achtundzwanzigste liefert Schebekos wiener Depesche, der Kaiser habe denMobilistrungbefehl unterzeichnet; und Bronewskijs Meldurg, noch sei die serbische Antwort von keiner berliner Zeitung imWortlaut veröffentlicht worden; .offenbar werde die Veröffentlichung nicht gewünscht, weil sie die deutschen Leser beruhigen könnte'. Paschitsch ruft, als Strandtmann ihm die Depesche unseres Herrn vorgelesen hat..."
«Himbeerkwas mit Streuzucker! Also? Er hat sich gewiß bekreuzigt, anderthalbDutzend heißerThränen vergossen; und?"
«Unseren Geschäftsträger umarmt, geküßt und ausgerufen: ‚Groß, HerrGott, und gütig ist derZarl'Danach kann er mittheilen, daß Bulgariens Gesandter offiziell angezeigt hat, seine Re» girung werde für die Dauer des Krieges neutral bleiben. Diese Anzeige ist wichtig, weil sie die Gefahr doppelten Angriffes auf Serbien ausschließt, dem.nach dem Bukarester Vertrag, der Eingriff Rumäniens und Griechenlands folgen müßte, und weil sie dieHoffnung auf rasche Erneuung des Balkanbundes nährt. Noch hat übrigens der Krieg, für den die bulgarischeNeutralität zugesagt wird, nicht begonnen. Der Deutsche Reichskanzler läßt, am neunundzwanzigsten Iuli, durch Pourtales Herrn Sasonow sagen, er werde denVersuch mildernder Einwirkung aufOesterreich fortsetzen, desscnHeer,nachseinerKenntniß,Serbiens Grenze noch nicht überschritten habe. Sasonow dankt für den freundschaftlichen Ton dieser Mittheilung und erläutert dcmBotschafterunsermili» tärisches Handeln; gegenDeulschland sei nicht, auch gegen Oester» reich»Ungarn nurdasdurchdessenMobllmachungGebotene verfügt worden und Niemand plane bei uns einen Angriff. Wenn WiengutenWillenzeige.werde, nach den serbischen Konzessionen, die Verständigung leicht sein; am Schnellsten wäre sie durch unmittelbare austro°russische Aussprache und zugleich durch eine Konferenz der vier unbetheiligten Großmächte zu erlangen. Die Aussprache wird von Oesterreich abgelehnt; und Herr von Iagow, der das Wort‚Krieg' für die‚Strafexpedition nach Serbien' unpassend findet, will offene Einwirkung auf Oesterreich nicht zu» sagen, das sich sonst beeilen würde, .Deutschland vor eine That» sache zu stellen.' Darf ich die Geduld Eurer Kaiserlichen Hoheit

noch, für Minuten nur, in Anspruch nehmen? Mein Vortrag ist dem Ende nah. Grey läßt in Berlin sagen, die Vermittlung, für dieFrankreich,Italien, England gewonnenseien,hängeamWillen Deutschlands, dem die Bestimmung der Form überlassen werde. Unser Herr telegraphirt, nachdem er in Peterhof seinen Minister empfangen hat, an den Deutschen Kaiser: ‚Ich bin glücklich, daß DunachDeutschland heimgekehrt bist, und beschwöreDich,indieser ernsten Stundemirzu helfen. Einem schwachen Volk ist ein schmäh» licher Krieg erklärt worden; dadurch ist in Rußland ungeheure Erbitterung entstanden, die ich durchaus theile. Ich sehe voraus, daß ich dem Druck, der auf mich geübt wird ..."
«Auf den Selbstherrscher? Druck? Von wem?"
»Doch wohl von der Volksstimmung... ‚nicht mehr lange widerstehen kann und zu Schritten genöthigt sein werde, die in Krieg führen können. Damit das Unglück europäischen Krieges uns fern bleibe, bitte ich Dich, im Gedächtniß unserer alten Freund- schaft, mit allen Dir erlangbaren Mitteln Deinen Bundesgenossen zu hindern, allzu weit zu gehen.' Trotz der (später widerrufenen) Meldung, Deutschland habe Heer und Flotte mobilisirt, schlägt Sasonow zwei Verständigungformeln vor. Erste: .Wenn Oester- reich von derErkenntniß.daß ausderaustro»serbischeneine euro» päische Frage geworden ist, sich bestimmen läßt, in seinem Ulti- matum auf die mit Serbiens souverainenRechten unvereinbaren Forderungen zu verzichten, stellt Rußland seine Wehrvorberei» tungen ein.'Er bittet, alles zurFriedenswahrung vonBerlin aus irgend Mögliche zu thun; aber auch zu bedenken, daß Rußland nicht Verhandlungen führen könne, deren Zeitraum von Deutsch» land und Oesterreich nur zu stiller Vollendung ihrer militärischen Bereitschaft ausgenützt wird.HerrvonIagow antwortet,dieFor» mel scheine ihm für Oesterreich unannehmbar. Auf Greys Wunsch wird sie geändert; und lautet nun: ‚Wenn Oesterreich sein Heer auf serbischem Boden Halt machen läßt, wenn es anerkennt, dah aus dem austro» serbischen Zwist eine Frage von europäischem Interesse geworden ist, und zugiebt, daß die Großmächte erwägen, welche Genugthuung Serbien, ohne seine Unabhängigkeit und souverainen Staate rechte zu gefährden, der austro»ungarischen Regirunggewährenkönne,verpflichtetRußlandsich,in abwarten» derHaltung zu beharren.'InGreysAuftrag trittGoschen inBer»

lin für diese Formel ein. Aufzwei Depeschen des Deutschen Kaisers antwortet unserHerr: ‚Die militärischen Beschlüssesind schon fünf Tage alt und nur zurAbwehr der österreichischen Vorbereitungen bestimmt. Von ganzem Herzen hoffe ich, daß sie Deine Vermittler» arbeit, die ich sehr hoch schätze, nicht hemmen werden. Wir brauchen Deine kräftige Einwirkung auf Oesterreich, damit es sich zu Ver» ständigung mit uns entschließt. Aus Deinem Willen zu Mitarbeit schimmert mir noch eine Hoffnung auf freundlichen Ausgang der Sache. Unsere Wehrvorbereitungen wurden durch dieösterreichi» scheMobilmachung bedingt; sie einzustellen, ist technisch unmög- lich. Der Wunsch, Krieg zu führen, liegt uns ganz fern; so lange unser Gespräch mit Oesterreich über die serbische Angelegenheit währt, wird mein Heer jede herausfordernde Handlung meiden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort. Wie auf Fels baue ich auf Gottes Gnade. Zum Heil unsererLänder und des Europäerfrie» dens wünsche ich Deiner Vermittlung in Wien volles Gelingen. Herzlichst Dein Nikolai.' Dies ist vom einunddreißigsten Iuli."
»WieschloßdieDepesche,derenBeantwortungichjetzthörte?"
»... Hier! ‚Das ganze Gewicht des zufassenden Entschlusses wird nun auf Deinen Schultern ruhen; sie werden die Verant- wortlichkeit für Krieg oderFrieden zu tragen haben. Wilhelm.'"
»Nicht.herzlichst'; nicht .Dein'; nur der Name. Und darauf die Antwort vom Einunddretßigsten. Gut. Noch was?"
»Das berliner Telegramm war aus der Nacht vor dem letzten Iulitag. Vierundzwanzig Stunden danach forderte Pourtales: Demobilisation, auch auf unserer österreichischen Grenze, binnen zwölf Stunden; sonst deutscherMobilmachungbefehl. Sasonows Frage, ob diese Forderung Krieg ankünde, verneinte der Bot» schafter; meinte aber, die Gefahr sei ganz nah. Frankreich ist zur Erfüllung seiner Bündnißvflicht bereit; nicht,mit leichtem Herzen'. England hat bis heute irgendwelche Verpflichtung fürden Kriegs» fall nicht auf sich genommen; auch derRepublik nichts zugesagt."
«Und Ihr schaukelt Euch noch, wie in Livadia der fette Pa- pagei in seinem Messingreif, zwischen Furcht und Hoffnung?"
»Die Situation ist unklar und mindestens seltsam zu nennen. Deutsch e Ultimata in Petersburg und in Paris; gestern aber sind, trotzdem eigentlich doch nur von einem austro»russischen Konflikt die Rede sein kann, von Szapary die Verhandlungen mit Saso»

now wieder aufgenommen worden und Graf Berchtold hat in freundschaftlichem Ton mit Schebeko geredet. Und heule hörten wir von Szapary, Oesterreich»1lngarn fei bereit, den Einfall in Serbien aufzuschieben und die Stellen seinerNote, die Serbiens Souverainetät gefährden, von den Großmächten, zum Zweck der Vermittlung, nachprüfen zu lassen. Dabei ist unser Ministerium nicht etwa das Opfer einer Selbsttäuschung. Grey hat seiner auf» richtigen Freude über die Wiederaufnahme der Verhandlungen Ausdruck gegeben und vorgeschlagen, die durch das Mißtrauen Rußlands und Oesterreichs gegen einander erschwerte Lösung dadurch zu fördern, daß an der Sängerbrücke von England, am Ballhausplatz von Deutschland, unter der Bürgschaft aller vier unbetheiligten Mächte, der Vergleich empfohlen werde: Keine Kleinerung des serbischen Gebietes und Hoheitrechtes, aber volle Genugthuung für Oesterreich. Bis dieser Vorschlag erledigt ist, dürfe natürlich keine Macht die Waffenaktion fortsetzen. Wiens Einverständniß sei durch die Worte Berchtolds und Szaparys gesichert. Goschen solle die Zustimmung des Herrn vonIagow zu erlangen suchen und ihm oder dem Kanzler sagen: Grey werde jeden Vorschlag, derDeulschlandsWillen zur Friedenswahrung erweise, nicht nur gern in Paris und Petersburg unterstützen, son» dern auch beidenRegirungen deutlich aussprechen, daß England, wenn sie so unvernünftig wären, solchen Vorschlag abzulehnen, sich um dieFolgendieserAblehnungnicht imGeringstenkümmern werde. Diesen Entschluß hat Grey dem DeutschenBotschafter an» gezeigt; ihm aber nicht gehehlt, daß in einen Krieg, in denFrank» reich hineingezogen werde, wohl auch England eingreifen müsse. Seine Absicht ist offenbar: beide Parteien durch die Andeutung, daß sie im Fall muthwillig begonnenen Krieges England gegen sich haben würden, einzuschüchtern und zu friedlicher Schlichtung des Streites zu stimmen. Dieser Unbetheiligte, dem man Erfah- rung und Instinkt des Politikers doch nicht absprechen kann, hält den Stand derDingealsonicht für hoffnunglos. Kaiserliche Hoheit werden danach begreifen, daß auch Herr Sasonow bis in diese Stunde auf dem Glauben steht, der Friede Rußlands und, min» Kestens, Europas sei durch besonnenes Handeln noch zu retten."

»Was ich begreifen will, lasse ich nicht von Barsois einspei- cheln. InEurerKüche ist jederWinkel jetzt hell. Und ich verstehe, ^arum ich später als der dreckigste Wolgaflößer mobil gemacht

wurde. Hauptkerle! Mit Oesterreich haben sie Streit. BeideMächte bereiten sichzumWaffengang. Deutschland drängt sichdazwischen und fordert, trotz herzlicher Ergebenheit, Hilfeflehen und anderem zuckerfüßen Gerede, schleunigste Demobilisirung, auch anOester» reichs Grenze. Das verlangt selbst diese Demüthigung gar nicht, sondern nimmt das abgebrochene Gespräch wieder auf und ist, zum ersten Mal in dieser Krisis, mit diplomatischer Erörterung der in seinemUltimatum strittigen Punkte einverstanden. Ueber dieses Ultimatum wäre also hinwegzukommen; die Regirung meines Schwagers Peter in demUmfang haftbar zu machen,in dem ihre Mitschuld an der Ermordung des Erzherzogs nachgewiesen wer» den kann (wovon ja, weils die Hauptsache ist, noch nicht dieRede war). Bleibt das zweite, das berlinerUltimatum. Wenn der Kaiser von Rußland, dem mans an denKopf zu werfen gewagt hat, sich ihm beugt und die Mobilisirung gegen Deutschland rückgängig macht, sitzt ihm noch immer die Kriegsgefahr an der Kehle: weil er die militärischeVorbereitunggegendasmobileOefterreichnicht einstellt, das die Einstellung gar nicht verlangt und mit ihm bei» naheschon einigist. Blödsinn,derdiehöchstenUralgipfelübersteigt! Blinde Kinder tappen in den Sumpf. Und das hustende Täub-chen an der Sängerbrücke träumt noch von Friedensrettung?"

„SeineHoheExcellenz, derenAuffassungich, ohneAndeutung eigener Bedenken, hier wiederzugeben berufen bin, stimmt mit den Ministern derWestmächte in demGlauben überein,daßderletzte berliner Entschluß von der Frage abhängig sein wird, ob das DeutscheReich fürchten muß.GroßbritanniennebenRußland und Frankreich zu finden.Nun hat,wieichmir darzustellen gestattete, Sir Edward Grey beide Parteien dadurch unsicher und zum Ver» gleich willig zu machen versucht, daß er die Macht oder Gruppe, die einen .vernünftigen Ausgleichvorschlag' abgelehnt hätte, mit Englands Gegnerschaft oder, mindestens, eiskalter Neutralität bedrohte. Diese Drohung konnteunsere Hautnichtritzen; wir haben uns ja täglich zur Annahme jedes vernünftigen Vorschlages be-reit erklärt und sogar, vielleicht schon zu laut, um neue Formeln gebeten. Aber Grey hat noch mehr gethan. Er ließ gestern durch Goschen dem Reichskanzler sagen: ‚Ueberstehen wir die Krisis und wird derFriede erhalten, dann werde ich all meine Kraft für ein (von Deutschland mitzubeschließendes) Abkommen einsetzen, das dem DeutschenReich völlige Sicherung gegen eine fein dsälige

PolitikFrankreichs, Rußlands, Britaniens, der einzelnenMächte oder ihrer Gesammtheit, bietet und die selbe Sicherung auch den Bundesgenossen Deutschlands verbürgt. Solche Uebereinkunft zu schaffen, war längst mein Wunsch; der Erfüllung galt meine Arbeit während der letztenBalkankrisis.UnddaihnauchDeutsch» land hegte, war die Besserung im Verhältniß der beiden Länder sichtbar. Noch schien mein Gedanke zu utopisch, als daß er der Ausgangspunkt bestimmter Vorschläge werden konnte. Gelangen wir aber durch die neue Friedenserschütterung, die gefährlichste, von der Europa seit vielen Menschenaltern heimgesucht ward, wie- der inRuhe, dann, hoffe ich, wird die Nachwirkung ein erleichtertes Aufathmen und eine innigere Verständigung derMächte bringen, als bisher zu erlangen war.' Dabei handelte sichs, wie Eurer Kaiserlichen Hoheit nicht entgehen kann, um das weitaus werth» vollsteAngebot.das ausBritanienjemalsnachDeutschland kam; recht eigentlich um den Antrag, das System der zwei, seit zehn Iahren einander unfreundlichen Gruppen aufzugeben und aus derTriple»Entente einen einträchtigen Großmächtebund, also den Keim zu Vereinigten Staaten von Europa werden zu lassen. Herr von Bethmann gab dem Botschafter Goschen keine Antwort; er sei im Augenblick (der Empfang war am letzten Iulimorgen) so überbürdet, daß er fürchten müsse, den Inhalt der Verbalnote nicht genau im Gedächtniß zu bewahren, und bitte deshalb um eine Abschrift. Die hat er empfangen; aber bis in diefe Stunde nicht beantwortet. Da weder anzunehmen ist, daß er die ungeheure Be- deutung des Antrages nicht erfaßt habe, noch, daß er ihn mit grund» los kränkendem Schweigen abthun wolle, erwartet Sasonow in jederMinute denBesuch SirGeorgeBuchanans,der die inLondon eingetroffene Antwort vorlegen werde. Sie könnte einen neuen Weg in Verhandlungen öffnen, deren Gegenstand über den Zu» fallsstreit vongesternundheuteinHöhe und Tiefe beträchtlich hin» ausginge. Daß solche Moglichkeit abgewartet wird, läßt sich umso leichterrechtfertigen.alsunsereVorbereitungjanichtetwadeshalb stockt. Auch die diplomatische nicht. Das Rundschreiben des Mini- sters ist imRohbau fertig. Es erwähnt, daß wirschon am achtund» zwanzigstenIulidieersteMeldungvonOcsterreichsMobilisation hatten und dort sogleich die Hälfte des Heeres, bei uns nur die Mannschaft der vierMilitärbezirke Kiew, Odessa, Moskau, Ka» unterdieFahnengerufenwurde;daßwirSerbien,defsenVo!k

und Regirung ohne irgendwelchen Beweis der Mitwirkung zu einem gemeinenVerbrechen beschuldigt worden waren, nach allem in vergangener Zeit Geschehenen und im Bewußtsein slawischer Verwandtschaftpflicht nicht schutzlos lassen durften, aber,trotzdem dieoffeneStadtBelgradzweimalbeschossenwurde,stetsinfreund-schaftlichemTon mitOesterreich»Ungarn gesprochen,von ihm und von Deutschland friedliche Schlichtung des Streites erstrebt und alle unbetheiligten Mächte als Helfer zu diesem Werk aufgerufen haben; daß gerade der Tag, der die Einigung mit Oesterreich in nahe Sicht brachte, uns mit dem deutschen Ultimatum überrum» pelte. Dessen Frist läuft in drei Stunden ab. Und der Minister legt natürlich den allergrößten Werth auf den Rath Eurer Kaiser-lichen Hoheit, deren Führung im Kriegsfall unser Heer..."
»... vielleicht allergnädigst anvertraut werden wird; wenn Seine Majestät nicht geruhen, einen tauglicheren und bequeme» ren Feldherrn aus der Westentasche zu ziehen. Du könntest, An-drej Wassilijewltsch, wissen, daß ich kein Tressengeck oder Ehrgeiz-hals bin, auf ererbte Hoheit pfeife und in Rede und Schrift nur als.Generaladjutant Nikolai' bezeichnet sein will. Ich bin des Kaisers Diener. Und Deinem Minister Zipushka Ohnefalsch in Demuth für huldvolle Werthschätzung dankbar. Rath?Rührend, daß er noch zu Versteckspiel Muße hat. Seit acht Tagen sitzt er, bis über die Waden, in Schlammwasser und hat nun, vor der ent» scheidendenAudienz, kalte Füße. Die soll ich ihm rasch warm rei-ben. Köpfchen möchte mal wieder schlau sein; ja nicht der Flamme zunahkommen,diedemAllerw:rthestenBlaseneinbrennenkönnte. Ra<h! Geht nachher irgendwas schief, dann holt man aus dem Lumpenkeller die Vogelscheuche: Großfürstenpartei. Die hat ge-hetzt, in dem Schwarzkunstofen, in dem sie Gold machen wollte, dasFeuerchen zu hastig geschürt und die Staatssuppe verpfuscht. Die ist reaktionär, frömmelnd, unter dem Hemd schmutziger alsein nordsibirischzr Pilger. Giebts noch eine? Weiß nicht. Seit die nervige Faust fehlt und sogar die Erbfolge ungewiß ist, kribbelt Alles durcheinander. Geht mich nicht an. Daß Mancher, nicht nur das Taubenhirn, wünscht, Volk und .Gefellschaft' solle vor dem Popanz zittern, glaube ich; Mancher... Erleichtert ja das Geschäft. Mich mögen sie aus dem Spiel lassen. Weil ich Arbeiter bin und mein BischenRuf weder durch Schachermachei noch auf der pariser Hurenmesse erworben habe. Weil Beifall, von Hof,

Duma, Presse, Gesellschaft, mich anekelt. Ein einziges Mal bin ich an die Rampe getreten: als ich den Erlaß des Oktobermani» festes empfahl; eine vorsichtige Absplitterung der Gewalt. Weil ohne einen für dieRolle des Selbstherrschers Geborenen Selbst» herrschastnichthaltbaristundweilwirbeiderUmkehrnach Europa auch wieder einen Löffel voll Europäersitte schlucken mußten. Auf Dank habe ich nicht gerechnet. Nicht gezweifelt, daß durch Dumm» heit das neue Gefäß bald undicht werden,noch, daß man mir den Rath nie verzeihen und dieSchuld amMißlingen auspacken würde. Ich ging ins Dunkel zurück; und machte aus der vonKuropatkin, Alexejew und ihrer Sippe versauten Armee und Flotte, was in so kurzerZeit möglich war. Noch einmal vor? viens ä'en manZer. Ich bin des Kaisers Diener; will Der von mir Meinung: er hat zu befehlen. Aus so schmalem, gekittetemTeller wie im Iapaner» jähr braucht er nicht mehr zu essen. Das Gestöhn nach Frieden, das Theater im Haag hatte den Geist unserer Truppe vergiftet. .Väterchen sagt ja, daß Krieg Sünde ist.' SolcherAberglaube setzt sich nicht nur in dieKleider. Nach Mukden hatten wir aufgehört; statt den Feind mit der Menge unserer Mützen zuzudecken. Daß nachherirgendeinMongolenhäuptlingsichdemGossudarzuFüßen waif und ihm den Schemen derObeihoheit anbot, war kein nutz» barerErsatz verlorenenAnsehens. Wir mußten fechten. InAsien die ganze Mongolei, vorn zunächst mindestens Armenien, in Europa Galizien nehmen. Nicht nur, weil unser Polen unmög» liche Grenzen hat, vonDeutschland undOesterreich umringt wird und überrannt werden kann; auch, um zu zeigen, daß wir noch mitzählen. Sollteich dieseForderungalsPlakataufmeinenSäbel hissen und so,wie einKinoanpreiser,überdenNewskij,nachZars» koje, in die Krim rennen? Marschall Moltke, fast der einzige Deutsche, der mir angenehm riecht, hat gesagt, die schwerste Auf» gäbe des Feldherrn sei, ein Heer, das einmal geschlagen wurde, zum Sieg zu führen. Eben so schwer ists, den Reiter, dem beim Sturz eine Rippe brach, wieder auf den Gaul und in die Bahn zu bringen. Nach beidenAemtern mich drängen? Danke. Beifall will, Ruhm brauche ich nicht. Zum Leben reichts und Kinder hat Gott mir nicht beschert... Ich warte im Dunkel, bis Tag wird.«

„Nur... Die Ausfeilung der Antwort würdeZeitfordern; und ich nehme an, daß derMinister meine Rückkehr abwartet. Er muß ins Schloß. DaßBuchanan noch vorMiltag ins Amt kommt..

»Wird Ieder glauben, der am ersten August auf Schneefall rechnet. Nicht dran zu denken. Die Aufbauschung des Krames ist zwecklos. Oesterreich hat nachgegeben, England wird mit dem Mosesstab Wasser aus Fels schlagen,Fedja ist uns treu, Wanja bleibt neutral: nimmt denn Einer, dem Haar ums Kinn wuchs, solche Klitterung ernst? Helfen kannKeiner uns. Es geht um eine russische Sache. Schleppen wir die nicht, ohne englischen Water» proof, ohne pariser Schirm und Oljenins Mantel, allein aufs Trockene, dann sind wir auf dieser Erde morgen derHerrKinker» litz, nach dessen Kopf Petruschka in der Schießbude zielt. Ich habe Deinem Minister nichts zu sagen. Was er mir melden ließ, findet er wohl .interessant'. Mir ists ein Wortzopf, der nach Pinaud duftet. Wer ihn nie beschnüffelt halte, könnte dennoch ahnen, was dieGlocke schlagen will. Wir haben 1870, trotz der Warnung meines AhnherrnNikolai Pawlowitsch, stumm zugeschaut, ohne Garantien herauszupressen, und dadurch ermöglicht,daß achtIahre später Bismarck, in der Wuth über Gortschakow, uns im Stich ließ. Geblutet, gesiegt hatten wir; dafür bekam Oesterreich Bosnien und die Herzegowina und wir konnten uns den Mund wischen. Durften nicht mal von San Stefano nach Konstantinopel. Das nächste Vierteljahrhundert wurde vertrödelt. Deutschland wollte uns nach Asien drängen: und wir stolperten nach PortArthur. Da ließ England uns von seinem gelben Gefährtenschlagen. Rechts» um? Richtung wieder nach Europa. Statt alle Kraft dranzusetzen, daß in der Zeit unserer Entkräftung im nahen Orient nichts We» sentliches geändert werde, zappelten wir, mit zerschundenem Heer und Krüppelflotte, wie eine Iungfer, die gegen die Bleichsucht was Strammeres als Stahlpillen braucht. Weder Korea und Port Arthur noch Bosporus und Dardanellen: Das schmeckte bitter. Solches Erlebniß mußte Männer in den Entschluß ein» riegeln, mit Bienenemsigkeit zu arbeiten, bis sie sagen konnten: Das Schwarze Meer darf hundertundsiebenzigMillionenMen» schen nicht länger ein verschlossener Käfig sein. Nordpersien und Aeußere Mongolei mochten auf Eis liegen, bis unfer Magen so fette Speise verdauen konnte. Die Gegner waren nicht so dumm; sie verstanden, daß sie sich sputenmußten, aus unserer Schwachheit Rente zu ziehen. Nach dem Türkenaufstand sackt Oesterreich die besetzten Balkanprovinzen ein; und Berserker Iswolskij muß, als er sich ausgekreischt hat, zugeben, daß damit erst dervolle, in Reich»

stadt bewilligte Prcis für die Neutralität von 1877 gezahlt ist. SeineSchuld ist,daß es wie feigerRückzug undNiederlage aus» sieht. Ietzt scheint die Wiederholung des Spielchens, das so rei« chen Gewinn trug, kaum noch einWagniß. Welcher Esel zweifelt denn heute, daßwirAehrenthalsBluff in zweiter Auflage vor uns haben? Oesterreich ist ärgerlich, seit die Obrenowitsch, die es in derTasche hatte.aus Serbien wegsind; es möchte das Haus Kam» georgewitsch stürzen und meinem Schwiegervater Montenegro sammt seinerNjegos'Familieden Bauplatz sperren. Auch braucht es irgendeinen Erfolg, den es vor dem Hochmuth derMagyaren schwenken und zur Bändigung seinerSlawen benutzen kann. Und verwöhnt ists seitIWs.DieAusputschungBulgariens gegen Ser» bien hat zwar nicht den Sieg, aber Zins verheißende Feindschaft gebracht; und in SachenAlbznien und Skutari sind vier Mächte vor zweien zurückgewichen. Sakuska macht Hunger. Deshalb vor einem Iahr der Versuch (den nur Italiens Alarmruf vereitelte), zugleich mit den Bulgaren in Serbien einzufallen.Nun istFranz Ferdinand tot; der Einzig?, der dieNothwendigkeiten slawischer Zukunft ungefähr erkannle. Mit ihmwäre ich einig geworden; er hätte verstanden,daß zwischen zweiReichen mit einheitlofer,zum größten TheilslawischerBevölkerungnurfreundschaftlicheMacht- abgrenzungen oder Serienkriege möglich sind. Der arme Peter und sein tüchtigerPaschitsch hatten nicht den kleinsten Grund, ge» rade diesen Erzherzog, dessen Kriegsziel hinter der italienischen Grenze lag, in den Himmel zu wünschen. Da weilt er jetzt aber; und daß mit seinerLeiche gekrebst wild,ist nur Einfältigen Ueber» raschung. In der ersten Stunde hätte kräftiger Einspruch gewirkt. ‚Ob ein ganzes, durch Rußlands Schwert erlöstes Volk uns ver^ wandter Glaubensgenossen des Doppelmordes schuldigist, haben wir mitzuprüfen/ Klar, ernst; und dann nicht um Daumensbreite rückwärts. Nicht erst das Ultimatum abwarten. Sofort ansagen: Diese Partie wird nicht ohne uns gespielt. Deutschland, das nur an Kraftprobe und Lockerung der Entente dachte, hätte Zeit zu Ueberlegung, zur Erinnerung an Bismarck, zum Bedenken der Folgen gehabt, die der ersteKrieg gegenRußland(Friedrichs ge- gen Elisabeth ist nicht einzurechnen) auch nach glücklichemAustrag heraufbeschwören müßte. Wir aber hielten denAthem an; ließen keinen Laut durch die Gurgel. Zuvor das alberne Geschrei des lü» derlichen Tropfes Suchomlinowund seinerpariserPreßkawassen:

,Ein dichtes Netz strategisch wichtiger Bahnen wird in Eile be-
reitet. Wir stellen ein Heer von nie gesehener Kopfzahl auf und
sind jedem anderenin derBewaffnungvoraus.'Trara! Schnauze
halten: rief ich. Rein. Schon der Herr Botschafter Delcasse habe
gebeten, den vom deutschen Wehraufwand erschreckten Fran»
zosen den ettort russe ins rechte Licht zu rücken. Weil ein Kerl»
chen, das den Iugendlorber als Kammerreporter für Provinz»
Zeitungen gepflückt hat, sich ein neues Sprungbrett zimmern will,
duldet das Heilige Rußland die Reklame eines Bandwurmabtrei-
bers. Sachverständige glauben ihr nicht; sie wissen, daß wir noch
lange nicht fertig sind, kein zuverlässiges Unteroffiziercorps und
für die Kriegsstärke nicht genug brauchbare Lieutenants haben.
Noch schädlicher als dieses Geschrei war nachher das Gewinsel.
Weils, mitten in der Verhandlung, uns schwächer erscheinen ließ,
als wir sind. Wir haben 1808Preußen, 18W Oesterreich das Leben
gerettet und gegen unserenWillen konnte kein Norddeutscher Bund
und kein Deutsches Reich entstehen? Als ob danach heute gefragt
würde! InBerlin und Wien fühlen die Leute, daß wir übermorgen
lästig stark sein werden; und wären Hammel, wenn sie diesenTag
in frommerGeduld abwarteten. Was Bluff war, wurde Willezur
That, seit wir zaghaft schienen, wen ne vs, plus. Wenn Sasonow
auf allen Vieren nach Potsdam kröche: der Dwornik würfe ihn
wieder heraus. Rath von mir? Pashol! Die Flasche ist entkorkt.
Trink oder stirb! WennRußlandaufdiesesrauheUltimatumauch
nur mit einem Hauch antwortete, wärs sein letzter; einBündeljud
dreht ihm am Christtag eine lange Nase. Das weiß der Kaiser.
Seine Entschlußfähigkeit... Das aber macht er doch nicht. Liegt
seineWürde auf einer Wagschale, dann... Was denn? Ich bin
sein Generaladjutant. Fort, Hühnchen! Die Bouillon wird kalt."
Für die Presse: »DieKaiserlicheRegirung hat das deutsche
Ansinnen, ihre Truppenmobilisation binnen zwölf Stunden ein»
zustellen, unbeantwortet gelassen. Am ersten Augustabend, zehn
Minuten nach Sieben, hat der Deutsche Botschafter die Kriegs»
erklärung ins Ministerium derAuswärtigenAngelegenheiten ge»
bracht. Seine Majestät der Kaiser hat den Oberbefehl über alle
Streitkräfte des Reiches, zu Land und zu See, Seiner Kaiser»
lichen Hoheit dem Großfürsten Nikolai zu übertragen geruht."

„Beliebt? Ungeheuer in den breiten Schichten des Reichs-
unterbaues. Wer den russischen Menschen und dessen Bedürfnitz,
die festeHand eines Herrn zu fühlen, ein Bischen kennt, weiß, was
ich meine: die Tiefe und Mitte der Volksmasse. Der Taglöhner
und Knecht, Kleinbesitzer und Krämer, Pope und Schreiber hat
für den Schwärmer, der die Macht aus der Hand giebt, keinen
Sinn; hat sogar den alten Tolstoi im Mushikhemd, mit dem Spaten
oder Schusterpfriem, immermitleidig,als einen frommenChristen,
dessen Oberstübchen nicht in rechter Ordnung ist, belächelt und sich
nie in ein Gemüthsverhältniß zu dem Zaren geschickt. Der ist als,
Haupt der Kirche und vom Herrn Gesalbter fast heilig; sonst aber
.unser unglückliches Väterchen', dem die Sonne nie hell in den
Palast schien. Von dem Starken aber erwartet dieses Gekribbek
breitstirniger Menschen, daß er das Glück zwinge, bei ihm einzu»
kehren; und nach dem Starken sehnt es sich heule noch so wie vor
Ruriks Zeit. Dem ähnelt der zweite Nikolai weniger als Iwans
weichem Sohn, der, während der Tatarenkhan mit seiner Horde
gegen Moskau vorrückte, unter bitteren Thränen den Himmel
fragte, warum gerade er für fo harte Tage zum Zaren erkürt wor»
den fei. Der Knabe, der. Nikolai, nach langem Harren, beschert
wurde, ist krank, ein Bluter, und wird, selbst wenn er heranwächst,
kaum je regirungfähig werden. Wem dann die Krone? Bruder
Michael, demsprophezeitwordenist,könnte,trotzseinernichteben»
bürtigen Frau, Kaiser werden; doch er hat innerlich wohl längst
verzichtet und sich in bequemes Leben eingewöhnt. Nach ihm käme
Kyrill Wladimirowitsch in Anwartschaft. Der hat aber nichts zu
hoffen. Die Mecklenburgerin Maria war noch nicht zum ortho-
doxen Kirchenglauben übergetreten, als sieKyrill gebar: und der
Zarewitsch muß das Kind rechtgläubiger Eltern sein. Da dieser
Großfürst obendrein seineBase geheirathet hat.wären seineSöhne,
weil sie aus einerEhe vonGeschwisterkindern stammen, nach ehr»
würdigem Russenbrauch nicht erbberechtigt. Frauen spricht das
Hausgesetz die Thronfolgefähigkeit ab.DefsenAenderung haider
Zar geplant, aber noch nicht gewagt. Stürbe er morgen.dann könnte
der verstörte Geist seiner Witwe den Streit um die Krone nicht
hindern. Daran denkt dieMenge nicht; dumpf empfindet sie aber,
daß nichtAlles ist,wie es sein müßte.IhrMann warNikolaiNi»
^lajewitsch. Ein Herr; endlich wieder ein Nikolai mit dem Stock,
^eibeslänge und Willenskraft ragt er hoch über den Neffen

hinaus (der sich deshalb nie gern neben ihm sehen ließ). Er schützt, so wurde geflüstert, die Soldaten vor schlechter Behandlung und Führung; sorgt, daß sie zu essen haben und nicht frieren; nur träge, unwifsende,launische,bestechlicheOffiziereundIntendanturschmarotzer finden ihn ohne Erbarmen. Sein Ansehen glänzte so weit hin, daß denDorfweibern der Glaube nicht auszureden war, nur ihm fei der Segen des Branntweinverbotes zu danken. And nun hat er die Oesterreicher, die noch von der Krimkriegszeit her ver» haßt sind, aus Galizien gejagt, Lwow und Przemysl genommen, steht auf ungarischem Boden und wird das Heer im Mai über Prag nach Wien, über Krakau nach Schlesien führen. Bisin die fernsten Gubernatorien schickt er Gefangene; rechts und links sieht man ihre Ameisenstraßen. Ein Herr. Gott erhalte ihn uns! DasUrtheilder.Gesellschaft'spaltete sich früh. DerGroßfürst giltalsehrlich.MitGeldistvonihm nichts zu erlangen. Werwills von allenGottorpernbehaupten?Er weiß, wie gräßlich sein Vater unter dem Verdacht der Bestechlichkeit litt, und hat Jeden angespien, der nicht ganz reine Hände hatte. Seine Energie ist, imLande derOblomowsunddermitNicht-Wollen,mitthatlosemUrchristenthum Paradirenden, ein Gottesgeschenk. Auch sein Fleiß. Riese oder Quacksalber als Stratege: seit Peter dem Großen hat im Kaiserhaus nicht Einer so gearbeitet, daß er die Armee in der Faust hatte, ihr nicht nur als Fahnenbild vorschwebte. Der erste Nikolai war Paradetaktiker, der erste Alexander Uniformschneider (mit dem pflichtlosen Titel des Oberfeldherrn für die Kriege gegen Na» poleon). Dieser Großfürst durfte sprechen: ‚Ich bin dasHeer/ Er hats von schimpflichem Mißbrauch gesäubert, in Zucht gewöhnt und wenigstens versucht, Offensivgeist herauszulocken; um den Fortschritt zu merken, müßt Ihr an den Palu und an Stoessels Leistung inPortArthurdenken.Daß Millionen gutausgestatteter Soldaten über unsere Erde stampfen würden, schien Keinem mög-> lich. Das ist Nikolais Werk. Nie hat er einem ertappten Sünder die Halsschlinge erspart; wars einer vom hohen Adel: auch die höchste Galgensprosse ist Auszeichnung. Besoffene oder spielfüch» tlge Offiziere schleuderte er ohne Verhör und Gerichtsspruch in schändenden Tod.WarinsolcherAbschreckungnichtallzuvielWillkür? Der unnahbar Hochmüthige, der sich Allmacht ausbedungen hatte, einem Hordenkhan nicht ähnlicher als einem europäischen Feldherrn von 1913? Rückständigkeit konnte man ihm sonst nicht

nachsagen. Er hatte den schwankendenNeffen nicht losgelassen, bis aus dem Entschluß, den Grundriß einer Verfassung zu gewähren, das Oktobermanifest geworden war. Den Polen verbürgte er sich persönlich für ihr Homerule, die unbeschränkte Selbständigkeit ihrerVerwaltung; und gewann sie schon durch denMuth, dieseVer-antwortlichkett, gegen petrograder Zauderbedenken, auf die eigene Kappe zu nehmen. DieHuldigungadresse des Adels und die nicht nur loyale, sondern geradezu russenfreundliche Haltung der ficht» barsten Volkstheile war durchaus nicht Kleinigkeit. In Galizien hielt er darauf, daßOffiziere und Mannschaft sich nirgends als Er» oberer, stets als Brüder und Erlöser gaben, nicht ohne Grun d und ZweckWerthe zerstörten und daß so oft wie möglich in(lang entbehr-tem) Gold gezahlt werde.In derBukowina hätschelte er, wo sichs machen ließ.dieRumänen.Alles sehr klug.Nämlich: wenn Galizien zu halten war, unser Polen im Kern vom Feind unberührt blieb und die Rumänen gegen Ungarn marschirten, als Nikolai in Czernowitz undaufdemKarpathenkammherrschteundBulgarien in den Wehen der Stellungwahl lag. Dann wäre das zwiefache Mißgeschick in Ostpreußen, die entsetzliche Ziffer der verlorenen Menschen und Waffen, das asiatische Schreckensregiment ver» ziehen worden.Wie fest er im Vertrauen wurzelte, lehrt dieThat» fache, daß ihn noch jetzt Tausende entschuldigen. .Konnte er die Unfähigkeit seiner Armeeführer im Manöver erkennen oder Ge» schütze und Munition herbeizaubern, da dieunahnbare artilleristi» sche Kraft der Feinde Tag vor Tag sein Heer mit Gewittern über» fiel?Noch sein RückzugwareinMeisterstück.'Vielleicht.Werheute aber weite Provinzen, mit Landwirthschaft, Industrie, Handel, verwüstet, Der mordet Milliarden und unterspült mit dem Rück» strom heimlos verzweifelnder Bettler die Grundmauern des Reiches. Davor bangt der Neffe. ‚Zar zu Moskau, Kiew, Wla» dimir, Nowgorod, Astrachan, von Polen, Sibirien und dem taurischenChersones, Herr von Pskow, Großfürst vonSmolensk, Litauen, Wolynien, Podolien undFinland, Fürst vonEsthland, Livland, Kurland: was, Batjushka, bleibt von Deinem großen Titel, wenn es auch nur bis Wintersanfang so weiter geht?' Ni» kolaiAlexandrowitsch hatsich aufgerafftund, behutsam, denOheim weggeschoben. NikolaiNikolajewitsch scheint verzückt. ‚Gott giebt dem Auserkorenen raschen Sieg!' Hinter demWeihezeichen hebt er die schlanken Schultern. ‚Ich habe den Kriegstermin nicht ge-wählt. Ich bin Generaladjutant.' Wartet: die Fortsetzung fo'gt."

Frankreichs Hochschulen.*)

ach der Meinung ernster Franzosen geht ihr Hochschutwesen seit Iahren den Krebsgang. Ich will hier weder die Ursachen noch die Folgen dieser Zhatsache untersuchen, sondern nur fragen: Ist der höhere Unterricht sehr weit verbreitet und wird er sehr ernsthast betrieben? Wird in Frankreich studirtj? Und schließlich: Aus welchen Kreisen stammen die Studenten?

Mit statistischen Ziffern über die Zahl der Studenten, der Lehrstühle, die Besetzung der einzelnen Fakultäten und Aehnliches kann ich nicht aufwarten, will es auch nicht, obgleich die Zahlen leicht in der erstbesten Bibliothek zu erhalten wären. Numeri Kllunt. Zahlen trügen immer; und besonders hier. Wer in Frankreich in rein französischer Umgebung gelebt hat, läßt sich auch durch die blendendsten Ziffern nicht zur Begeisterung verführen, wenn es sich um das Hochschulwesen handelt. Man braucht keine Zahlen, um genau zu wissen, daß die etlichen Zehntausend junger Männer, die sich in Paris und den Provinzstädten an den Universitäten immatrituliren lassen, nicht Studenten in dem Sinn sind, den das Wort in Deutschland hat.

Was der junge Franzose an der Sorbonne sucht, Das ist zunächst nicht „Kultur", nicht einmal „die Wissenschaft" (das Leben ist ja so kurz), sondern „eine Wissenschaft", nein, noch weniger: ein Beruf. Er studirt Medizin oder Jurisprudenz, um so schnell wie irgend möglich Arzt oder Anwalt zu werden, wie er zur „Centrale" oder „Poly» technique" geht, um Ingenieur, zur „Normale", um Lehrer, oder nach Saint»Cyr, um Offizier zu werden. Er bildet sich nicht: er büffelt. Daß ein Student aus freien Stücken eine Vorlesung besucht, die nicht zum Examen nöthig ist, erfährt man kaum jemals. Dazu kommt die durchaus berechtigte Meinung, daß ja doch Alles „im Buch steht", was der Professor an wichtigen Dingen vorzutragen hat; und daß es deshalb leichter und nützlicher ist, paheim ^mit ausgeruhtem Kopf die Werke des Meisters zu lesen als seine Zeit damit zu verlieren, daß man ihn sie (meist übrigens schlecht) vorlesen hört. Die Schlußfolgerung ist an sich ohne Fehl; leider fällt aber dem Studenten eben so wenig ein, irgendeinen Gegenstand, der nicht zum vorgeschriebenen Lehrgang gehört, aus einem Buch zu studiren, wie ihm je der Gedanke kommt, die davon handelnde Vorlesung zu hören.

Was giebt es denn nun unter den Studenten außer diesen künftigen Aerzten und Rechtsanwälten, die ganz und gar damit beschäftigt sind, ihre Examina zu machen oder sich in Gesellschaft ihrer Freun»

*) Aus dem gerade jetzt lehrreichen und (im ernsten Wortsinn) unterhaltenden Buch „Das Märchen von der französischen Kultur", das eine im neMmlen.Ausland geborene, in Frankreich erzogene. Fxsu (sie nennt sich A. Lien) bei Karl Curtius in Berlin erscheinen läßt. Herr Dr. Franz Oppenheimer hat es übersetzt und mit kluger Rede eingeleitet.

binnen zu amusiren? Auch hier würden uns statistische Zahlen nicht weiter bringen. Zwar sind viele Hörer der Philosophie und der Schönen Wissenschaften eingeschrieben, aber nur ganz wenige besuchen in Wirklichkeit die Vorlesungen und Seminare. Und wenn ich mir aus meinen eigenen Erfahrungen an Verwandten und Freunden ein Bild davon zu machen versuche, in welchem Verhältnih die Hungen Leute studiren, so komme ich zu einem unglaublichen Ergebnis, Wo der Stachel der Rothwendigkeit sehlt, einen freien Beruf zu ergreifen, da geht dem jungen Franzosen nur sehr selten der Gedanke auf, es sei wünschenswerth, zu studiren; in den meisten Fällen sieht er nicht einmal die Nothwendigkeit ein, seine Gymnasialstudien abzuschließen, und begnügt sich damit, sich zum ersten Theil derBaccalaureatsprüfung zu stellen. (Diese Prüfung, die ungefähr unserem Abiturientenexamen entspricht, wird in zwei Abtheilungen, zwischen denen ein Iahr oder zwei liegen, erledigt. Der erste Theil dürfte also ungefähr dem deutschen „Einjährigen" entsprechen.)- Dieses Examen wirklich zu bestehen, gilt aber nicht als nöthig. Der Ehre ist völlig genügt, wenn man sich dazu gestellt hat. Nnd nicht wenige Gymnasiasten verlassen die Bänke der Schule mit fünfzehn oder siebenzehn Iahren, ohne das Examen auch nur versucht zu haben.

Diese Fälle sind besonders häufig in den reichen Familien der Geschäftsleute und Rentiers, wo der Vater selbst keine höheren Studien getrieben hat und wo, dank dem erworbenen Reichthum, „der junge Herr nicht nöthig hat, irgendetwas zu thun". Das Vaterland der Revolution ist auch das Vaterland der Routine. And der Franzose, der sich einst so ungeheure Mühe gegeben hat, um d'ie Erblichkeit der Aemter abzuschaffen, hat heute offenbar nur ein einziges Ideal: diese Erblichkeit in der Praxis wieder herzustellen. Die Kinder der Aerzte und Anwälte widmen sich den „freien" Berufen; der Ingenieur macht aus seinem Sprößling wieder einen Ingenieur; der Offizier schickt seinen nach Saint»Cyr, der Professor auf die Normalschule. In den Universitätkreiscn wird das Lizentiat und sogar der Titel eines „^grsZs" als unerläßlich betrachtet. Aber im Gegensatz dazu zeigenialle Schichten, die weder zu d:n Universitäten noch zu den freien Berufen gehören, der Alma Mater und deren Ablegern völlige Gleichgiltigkeit, Und die Sprossen der reichen Familien, die es sich leisten könnten, die Wissenschaft um der Wissenschaft willen zu betreiben, weil sie nicht durch den Zwang gehemmt sind, in kürzester Zeit einen Broterwerb zu ergreifen, denken nur selten daran, ihre schöne Mußezeit aus diese Weise zu vergeuden.

Wenn man irgendeinen jungen Franzosen aus reichem Haus, der sich als Studenten vorstellt, nach seinen Studien fragt, so antwortet er fast immer, er sei Iurist. Aus der Antwort könnte ein schlecht unterrichteter Hörer den frohen Schluß ziehen, daß, Frankreich sich langsam, aber sicher mit lauter künftigen DAguesseau und Savigny bevölkere; aber in der Wirklichkeit ist von solcher Herrlichkeit gar keine Rede, Der

Jüngling läßt sich immatrikuliren, geht ein paar Mal in die Vorlesungen, gerade oft genug, um das Lokal einigermaßen kennen zu lernen, und bleibt dann streng abstinent von aller Wissenschaft; und dabei hat er auch noch das stolze Bewußtsein, alle Pflichten gewissen» Haft erfüllt zu haben, die man irgendwie von ihm fordern kann.
Die Bande der Familie und die elterliche Gewalt sind in Frankreich straffer und werden viel später gelockert als in den deutschen und «ngelsächsischen Ländern. Noch mit zwanzig Iahren hat sich der junge Mann nur selten, durch einen Handstreich, volle Freiheit verschafft; die dünkt ihn dann wundervoll, weil sie ihm so knauserig zugemessen wird.
Dagegen giebt es für den jungen Franzosen der wohlhabenden Klassen eigentlich nur ein einziges Heilmittel: er geht nach Paris oder im Nothfall auf die nächste "Universität, um Iura zu ftudiren. Er hat nur in den seltensten Ausnahmen die Absicht, die Vorlesungräume heimzusuchen, und die Prüfungen erfüllen ihn mit unbesiegbarer Abneigung; auch wird ihm nur in den seltensten Fällen so Ungeheures von seiner Familie zugemuthet. Dieses sagenhafte Rechtsstudium liefert ihm also ganz einfach den Vorwand, zwei, drei oder vier Iahre als Junggeselle zu leben, ohne sich an einer d:r vielen Ketten wund zu reiben, mit denen das Familienleben, besonders in der Provinz, den jungen Mann fesselt.
Für die große Mehrheit der Goldenen Iugend Frankreichs ist ^studiren" durchaus gleichbedeutend mit „sich amusiren". Und leider haben die Vergnügungen dieser Jugend nur noch ,eine sehr, sehr schwache Aehnlichkeit mit den reizenden Iugendstreichen, die uns in Murgers „Zigeunerleben" entzücken.
Der wissenschaftliche Vorwand ist in den Familien beliebt, die Wenigstens noch einen Rest der alten hergebrachten Familienzucht bewahrt haben. In den moderneren und weltlicheren Kreisen, die gegen die geistigen Werths völlig gleichgiltig sind, bedarf es keines Vorwan» des, um die so heiß gewünschte Freiheit zu bewilligen, und der junge Mann darf sich allen Freuden des süßen Nichtsthuns widmen, ohne sich um faule'Ausreden bemühen zu müssen. - ,
Wenn ich vor meinem geistigen Auge die vielen Verwandten, Freunde und Bekannten Revue passiren lasse, die ich in Frankreich besitze, so finde ich unter den jungen Leuten eine geradezu erschreckend: Verhältnißzahl solcher, die, trotz bedeutender geistiger Begabung, n.ir «n Lebensziel kennen: sich zu amusiren. Besser (denn ihr Ehrgeiz ist längst abgedämpft): sich nicht zu langweilen. Sie treiben Sport und liebeln herum; sie sprechen vom Sport und sie sprechen von Weibern, Dazu kommen noch einige gesellschaftliche Verpflichtungen^ von den'n sie sich auch gern nach Kräften drücken; damit ist die Bilanz ihrer Tagesordnung erscköv ft. Das ailt natürlich nur von einer kleinen ?Zabl. Aber wenn wir zu dieser kleinen ZaKl die sckon viel größere Derer addiren, von denen wir soeben sprachen, der ,,Studenten", denen das Studiren nichts ist als der Vorwand zu einem vergnügten Bum-

melleben, wenn wir dazu rechnen die große Mehrheit der künftig:« Oberlehrer, Aerzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, die keinen anderen Ehrgeiz haben als den, in möglichst kurzer Zeit, ohne Verlust einer Minute womöglich, das gebenedeite Pergament zu ergattern, das ihnen die Thür zum Broterwerb aufschließen soll, die es für ein Verbrechen, nein, schlimmer: für eine Dummheit halten würden, auch nur eine einzige Stunde einer seitab liegenden Vorlesung, einem nicht durchaus unentbehrlichen Buch zu widmen, — wenn wir alle diese Posten des Hochschulunterrichts zusammenrechnen, dann wirdfuns, strotz allen glänzenden Ziffern der offiziellen Statistik, doch einigermaßen bang um die Zukunft der geistigen Kultur Frankreichs,

Wie steht es nun um die andere Seite des Hochschulunterrichtes, um die Universitäten und ihre Nebenanstalten?

Die französischen Universitäten dürfen nur mit großen Einschränkungen mit den deutschen in Parallele gestellt werden, obgleich ihr Grundprinzip fast das selbe ist. Die Fakultäten von Paris, Montpellier, Bordeaux stehen den Universitäten von Berlin, Leipzig näher als denen von Oxford, Cambridge, Harvard und Vale. Und trotz Alledem: sie sind viel mehr Lern» als Lehranstalten.

Der große Krebsschaden des französischen Lebens ist die Centrali« fation: es qiebt einen Großmeister, ein Gesetze eine Verordnung, ein Programm; und so zeigen denn auch alle Hochschulen mit der einen! fürchterlichen Gleichförmigkeit die selben Schwächen und Vortheile, die selben starken und schwachen Seiten, von der Nordsee bis zu den Pyrenäen, vom Atlantischen Ozean bis zu den Alpen. Natürlich liegt es mir fern, zu glauben, daß alle deutschen Universitäten fleckenlos sind; aber sie bieten doch wenigstens eine Auswahl von Stärke und Schwäche; und so findet der weisheitsdurstige Student zwar auch in Deutschland nur sehr selten die Vollkommenheit, aber mindestens eine Sammlung von Irrthümern von viel höherem Werth, als er in der unermüdlichen Ableierung immer gleicher Fehler erblickt werden kann.

Seit etwa einem Vierteljahrhundert ertönt immer wieder die eine große Klage, daß der Spiegel des Hochschulunterrichtes fortdauernd sinke. Wo man ein Buch oder einen Versammlungbericht über die Hochschulfrage aufschlägt, stößt man auf diese trauervolle Litanei. Und zwar klagt man nicht etwa über den Mangel an Studenten, sondern über den schmerzlich tiefen Stand ihrer Bildung.

Vor sechs oder sieben Iahren hat Herr Caussy in seiner Brochure über „Die Universität und das neue Wehrgesetz" die leider unbestreitbare Thatsache dieses betrüblichen Niederganges wieder einmal festgestellt und auf ihre Ursachen hin untersucht. Er macht zunächst die Professoren dafür verantwortlich. Sie haben, um sich die Gunst der Regirung (lies: der Wähler) nicht zu verscherzeu, die Prüfungzeugnisse mit der rührendsten Nachsicht ausgestellt. Die zweite Ursache sieht er in dem Zudrang von Ausländern, namentlich zur „?a0!ilts «ss I^sttrs»" (die der deutschen Philosophischen Fakultät nur von Wer»

Frankreichs, Hochschulen,
tem ähnlich sieht). „Nm dieser Horde von Ausländern willen", sagt er, „die sich für ein lächerlich geringes Einschreibgeld bei der Sorbonne immatrikuliren lassen, um die Bildung der .Oberen Primarschule' (etwa der deutschen „Höheren Bürgerschule") zu erlangen, muß ein Gelehrter wie Gazier die Rolle eines Elementarschullehrers übernehmen und ein so hervorragender Meister wie Faguet muß zum Vortragskünstler an einer Volkshochschule herabsinken". Und er fügt, und zwar mit vollem Recht, hinzu: „Unsere heimischen Studenten mögen an sich die ärgsten Schulschwänzer sein. Aber Niemand kann es ihnen verdenken, wenn sie lieber spaziren gehen als sich mit zwanzig Iahren Dinge vorpauken lassen, die sie schon mit dreizehn lernten". Man braucht deutschen Lesern nicht erst zu erzählen, daß es unter unseren Professoren in Frankreich eine ganze Anzahl bedeutender Gelehrten von Weltruf jgiebt (selbst wenn man von dem „einzigen" Bergson absieht). Doch leider: ihr Einfluß auf dis jetzige Generation der Studenten reicht genau so weit wie ihre Bücher. Ob Das zu begrüßen oder zu beklagen ist? Dieser Frage mögen Berufene die Antwort suchen.

Immerhin: der Lehrkörper ist auf der Höhe seiner Aufgabe. Aber um die Laboratorien, Bibliotheken, wissenschaftlichen Veröffentlichungen steht es schlimm. Was namentlich die, Lehrbücher anlangt, so ist der französische Student ganz zweifellos viel übler daran als der deutsche; auf ein französisches Lehrbuch, das erscheint, kommen in Deutschland wenigstens vier; und sie sind in der Regel vollständiger und enthalten viel mehr neues Material, was vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gewiß seine Bedeutung hat.

Ich berichte nach Laloys Schrift: „Wird die französische Sprache nächstens aufhören, eine Sprache der Wissenschaft zu sein?" Man ist schließlich so weit heruntergekommen, daß man ein russisches Lehrbuch der Physik überfetzen lassen mußte, um den Studenten ein Handbuch von genügender Ausführlichkeit bieten zu können; und dabei giebt es etwa zwanzig Professoren der Physik an den französischen Hochschulen! Eben so empfindlich ist der Mangel an wissenschaftlichen Publikationen anderer Art: meines Wissens giebt es in Frankreich ganze zwei „Iahresberichte": die „Comptes»Rendus" der pariser „Chemischen Gesellschaft", begründet 18S8, und das „Bulletin de l'Institut Pasteur", das jüngeren Datums ist. Um diese klaffenden Lücken zu schließen, schlägt Laloy vor, die Herausgabe der erforderlichen wissenschaftlichen Publikationen den Professoren und Privatdozenten zu übertragen. Er schreibt: „Die akademischen Lehrer würden auf diese Weise nützlicher beschäftigt sein, als wenn sie Vorlesungen halten, die ihre sehr spärlichen Hörer nur dadurch erlangen, daß man auf die Studire«den einen sanften Zwang ausübt; ohne solchen Zwang würden sie kaum jemals daran denken, Kollegien über Sondergegenstände zu hören, die sie nicht interessiren. Nützlicher wäre die Bestimmung, daß jeder Lehrer, der sich davon drückt, seine Sonderabtheilung zu redi»

giren, seine Ansprüche auf Beförderung einbüßt; und ferner könnte man bei Neubesetzungen allmählich einen Theil der Gehälter zurückbehalten, der den Professoren nur nach dem Umfang der von ihnen geleisteten Redaktionarbeit zugemessen werden dürfte."
Laloy denkt offenbar sehr schlecht über die Fähigkeiten und über den Amtseifer der Herreu von den Hochschulen, Denn er fügt später hinzu: „Uebrigens könnte die wissenschaftliche Bedeutung unserer Hochschullehrer nur gewinnen, wenn jedem von ihnen die Pflicht auferlegt wäre, seine Kollegen, also auch sich selbst, über ein eng begrenztes Gebiet seiner Wissenschaft ständig zu unterrichten. Man könnte einwende», Das sei von je her ihre Ehrenpflicht gewesen und an unserem Vorschlag sei nichts neu als die behördliche Festlegung dieser Ehrenpflicht. Aber leider entziehen sich ihr so viele Hochschullehrer, daß man sie formell vorschreiben und ihre Erfüllung durch geeignete Straf» bestimmungen erzwingen muß."
Aach der Hochschule müssen wir auch noch die zahlreichen Vor» tragsvercine und das »College de France" betrachten. Wie der La» rousse uns liebenswürdig mittheilt, „sind seine Vorlesungen öffentlich, zielen auf keine besonderen Examina ab und haben die uneigennützige Bestimmung, den Höheren Unterbricht, den die .Fakultäten' ertheilen, zu ergänzen". Diese Anstalt öffnet denn auch mit aller wünschens» werthen Gastfreiheit ihre Pforten allen exotischen Größen, die sich auf der Durchreise in Paris aufhalten. Entspricht die Anstalt einem wirklichenBedürfniß? Darüber sind dieAnschauungen getheilt;dieEnt» scheidung hängt, nach meiner »unmaßgeblichen Meinung, davon ab, was man unter einem „Bedürfniß" verstehen will. Iedenfalls ist die „Nachfrage" nach diesem „Befriedigungmittel" winzig und wächst nur, wenn es sich um die Carusos der Wissenschaft handelt.
Ich habe in meiner Iugendzeit die Vorlesungen über Literatur von „Vater Deschanel" besucht, wie wir ihn respektlos nannten. Die Hörerschaft war eine echte und gerechte „Höhere Töchterschule". Dann habe ich vor einigen Iahren zwei Vorlesungen von Ferrero gehört; wenn ich mich recht entsinne, über Nero. Die Hörerschaft war sehr zahlreich, sehr elegant (das zartere Geschlecht überwog); aber sie wäre genau so zusammengesetzt gewesen, wenn das Thema gelautet hätte: Ueber siamesische Lieder; oder wenn Nansen einen Vortrag mit Lichtbildern gehalten hätte.
Bergson hätte ich gern gehört, aber es war unmöglich. Zweimal trat ich pünktlich zu seinen Vorlesungen an; aber ein Stellvertreter erkletterte die Katheder. Ich kann daher nicht aus eigener Anschauung beurtheilen, ob seinAuditorium, wie er selbst sagt, „ernsthaft und frei von jedem Snobismus ist". Die „Großen", haben überhaupt die Gewohnheit, dieArbeit derVorlesungen auf dieSchultern von Stellvertretern zu wälzen: eine herbe Enttäuschung für alle Dilettanten, die doch ein einziges Mal den erhabenen Meister sprechen hören wollen.
Da also meine eigenen Erfahrungen mit dem College de France

nur sehr beschränkte sind, möchte ich Herrn Acker das Wort geben, der das Ergebniß einer mehrtägigen, in löblichem Studieneifer unternom» menen Forschungreise durch die Hörsäle der Anstalt veröffentlicht hat. Seitdem sind neun Iahre vergangen; einige der erlauchten Meister mögen in dieser Zeitshinübergegangen sein, Aber man wird ihnen Wohl Nachfolger gegeben haben; und so dürfte diese Veränderung (die einzige, die zu erwarten war) den Werth der Beobachtungen Ackers kaum beeinträchtigen.

„Ich war in einem sehr schmalen Zimmer, dessen Einrichtung aus einem langen Tische und ein paar Stühlen bestand. Ein junger Geistlicher mit einer Brille plauderte mit einem Laien, einem alten Herrn von etwa sechzig Iahren. Das war die ganze Hörerschaft. Außerdem waren da noch zwei stumme Personen: eine Büste von Erneste Renan mit dem bekannten spöttischen Ausdruck und eine von Burnouf, die ernster dreinschaute. Das Geplauder verstummte plötzlich: ein alter Herr, vollkommen kahlköpfig, trat ein, setzte sich, öffnete eine Mappe, entnahm ihr ein dickes Buch, das in spinnengliederartigen Buchstaben gedruckt war, beugte sein Haupt tief auf den Text und hub an, Worte hervorzustoßen, die mir ganz und gar unverständlich blieben; nur hier und da mischten sich ein paar französische Brocken ein. Nach einer Viertelstunde schlich ich hinaus; ich hatte, ohne es zu wissen, der Uebersetzung des Buches Hiob in „Targum" (aramäische Uebersetzung des hebräischen Urtextes) durch Herrn Rubens Duval beigewohnt. Ich trat auf gut Glück durch eine andere Thür in ein kleines Amphitheater. Sechs Hörer, die auf den stufeuförmig angeordneten Bänken saßen, lauschten Herrn Longnou, der die Grenzen der Auvergne in der Karolingerzeit erörterte. Zwei und Sechs macht Acht: die beiden ersten Vorlesungen, die ich besuchte, hatten zusammen ganze acht Hörer. Ich unternahm muthig einen dritten Versuch, wagte mich in einen dritten Hörsaal und gerieth zu einem Professor, der vor einem Auditorium von sechs alten Herren, von denen drei die Rosette der Ehrenlegion trugen, und einem alten, sanft schlummernden Bettler die Entzifferung und Deutung der safaitischen Inschriften und das Eindringen arabischer Elemente in Syrien vor dem Islam abhandelte. Nur nicht den Muth verlieren, sagte ich mir; und setzte meine Wanderung fort. Ich schloß mich einigen Damen an, die einem Saale zuhasteten, und trat nach ihnen ein. Es war Nuditorium 8, wo Professor Izoulet zu lesen pflegte. Ietzt stand aber nicht Izoulet, sondern Albert Reville auf der Katheder. Er las über die Geschichte der Reformation in England und Schottland im achtzehnten Iahrhundert. Endlich hatte ich einen vollen Hörsaal entdeckt. Reville sprach von den verschiedenen Ehen Heinrichs des Achten: ein knuspriges Thema, das ein volles Haus machte. Viele Frauen; doch überwogen in auffallender Zahl die alten, die sanft vor sich hindösten; auch sah ich eine Masse alter Herren: Offiziere und Angestellte im Ruhestand, die auf anständige Weise die Zeit totschlagen wollten; den

Rest des Auditoriums bildeten russische Studentinnen mit kurz verschnittenem Haar und der offenbar allgegenwärtige Bettler, der nebsn dem Heizkörper schlummerte. Gewiß ein seltsamer Hörerkreis, vzn dem man schwer sagen kann, was er da suchte: das Mittel, um ohne Anstrengung ein paar leere Stunden auszufüllen, oder Belehrung?

Ich gab mich noch nicht zufrieden. Die Namen Michelet und Quinet klangen mir immer ins Ohr. Irgendwo mußte sich do>H eine junge, zahlreiche, glühend begeisterte Hörerschaft finden! Und so durchquerte ich denn noch Tage lang in heißem Eifer dieses dunkelste Afrika des College de France. Eines schönen Morgens fand ich in einem 'riesigen Amphitheater vier Damen und zwei Herren, denen ein Professor mit gelangweiltem Tonfall kleine Geschichtchen von den indischen Mohammedanern vortrug. Von unendlicher Traurigkeit befallen, flüchtete ich mich in die Vorlesung des Professors Sylvain Lsvy. Es war ein Reinfall! Wir waren unser Fünf an einem Tisch. Professor Lsvy las und las und las aus einem dicken Wälzer. Von feinen Lippen fielen wundersame Worte von merkwürdig gleichem Klang, fast lauter „a", durch Konsonanten verknüpft: Sadralamkara, Sakuntala, Kalidasa, Carabhaya, Saradvata. Als es Zwölf schlug, klappte er schleunig sein Buch zu nnd verschwand. <Ich erkundigte mich bei meinem Nachbar und erfuhr, daß man mir soeben die buddhistische Lehre vom „großen Rad" erläutert hatte: ich war starr, daß ein so begeisternder Gegenstand so wenig Anziehungskraft bewies.

Ich kam hartnäckig wieder: am selben Abend, am nächsten Morgen, Tage lang. Ich hörte Professor Hadamard vor sieben Männer» chen sich über Gleichungen des allerhöchsten und am Allerwenigsten verständlichen Grades verbreiten; es war sehr viel von Derivationen nnd einem konstanten Medium die Rede. Ich hörte Henneguy vor sechs Beflissenen über die „Stenophoren" sprechen, was, wenn ich ihn recht verstanden habe, eine Lebensart von Mikroben ist; ich hörte Vernes in nicht gerade leicht verständlicher Manier vor ganzen zehn Personen „über die geschichtlichen und prophetischen Bücher der Bibel in ihrem Zusammenhang mit den Gesetzen Mosis" reden.

Endlich gelang es mir, eines schönen Nachmittags, wieder ein volles Auditorium zu finden. Flach las über Iapan. Aber ich entdeckte bald, daß es sich aus den selben Getreuen zusammensetzte, die ich bei Rsville kennen gelernt hatte: alte Pensionäre, alte Weiber, alte Bettler, Studentinnen mit kurzgeschnittenem Haar; und der Böse Geist raunte mir ins Ohr: Das ist eine Truppe von Statisten, die angestellt ist, die wirklichen Hörer zu mimen. Aber das Herrlichste, das ich erlebte, war das Kolleg von Couturat, der Bergson auf dem Lehrstuhl für Philosophie vertritt. Um sollte es beginnen; drei Damen und ein Herr waren zur Stelle. Um ÄVs war der Herr Professor immer noch nicht sichtbar: der Herr ging weg; der Regulator zeigte Ä Uhr 33, 4 Uhr 40: eine Dame ging weg. Couturat kam noch immer nicht: da ging ich auch weg." Das hat ein Franzose öffentlich erzählt.

Bering ccr Znkunii ii, ^ >rl.,,., — Druck von Paij « Sarlcd S>, m. b. h, i„ Berlin.

I», September 1915.
«r. bl.
— Die Zukunft. —
LlSkltsnIsiKsn
^.5, TeKIea- II»« Neil» ^eKIsndo^.
XucKerKranKKeit
0i»b«txU»»Oe5eII»cKstt>».K.kl.
»erlin.Zteslitk S.

Är ilntten AriegZanIeiKe.
vis sr8ts KriegssnIeiKo Kst nivnt «eniger erbrsvkt a>8
Klilliarclsn. vis 2«s!te meki' a>8 clas lloppelt«.
Vgloner k-i'fo>g ^ii'l! llei' bitten besonislisn 8ein?
In Lobät2ung der Lurnrnen geken die NeinungEN der Laek-
verständigen auseinander, »ber darin stirnrnen »Iis übersin, dalz die
Voraussetzungen tür gutes Lielingen auob diesrnal gegeben sind.
1) ün verfügdsi'en Lelcigrn
niokt.
unc! Kapitalien fsnlt «8
VsutsckIand lebt nickt rnebr in 6er Knsnpkeit trüberer leiten,
21 Uilliardsn betragen die Linlggsn bei den KvarKassen, über Ig
Milliarden lisFen bei lZanKsn und Osnossensekatten. ^uek ^stxt, nsok-
dern Millionen von ^sieknern ^wsirnsl sekon ikr Erspartes dern Vater-
I»n,Is dargebraekt kabsn, ist <ZsId in l?UIIs vorbanden. ?rsiIi«k, die
13—14 Milliarden der ersten Anleinen «vielen 211 grosser n ?sils nieder
rnit, ?»st restlos sind sie in OeutsekIand verblieben. Lngland und
?r»nkrsiok ?»kIen, was sie aus ^nlsiksn erlösen, an Arnerika — RuK.
land »n ^rnerika und Z^apan, VsutsekIand »ber ^ablt an tausend« und
absrtausends sinksirniseker Fabriken, einksirniseksr I^istsrantsn und
Arbeiter. Vis Hände vsokseln, «ber es sin6 deutsoks Hände, die die
Nilliardsn erbeten kaben und billig sie den neuen ^,nlsiken disnst»
bar rnaeksn. Lin Kreislaut des (Geldes! Und sodann: groös Ausgaben
tällen tort irn Kriegs — tür ^,usdelinung der Industrie, Neuein-
rivbtungsn und dsrgl. Die sonst kierkür verwendeten Kurnrnen sueken
nack Anlage. Nickt rniudsr auek Nillionsnerlöse aus dern Verkaut der
Lestänas und I^ägsr. Oer Ankaut 6er Rokstotks rubt. L« tlieksn
suek diese Nillionen nur in beseksidenstern Nalzs dern Auslande «u.
2) vank clsi' knülle cle8 Lelcle8 i8t cler Lelö8tan(>
übs>'su8 leivkt.
Lr ist Isiokter nook als irn ?rübjg,br und viel Isiokter als irn vorigen
Herbste. Die Sparkassen ^ewiibren an Minsen etwa 3'/s°/«, Die Lin-
«snlunFsn aut die uweite ^nlviks kaben sie kinter siek und in?vviseken
betr»«ktlieks Lpaisseldsr neu vereinnukrnen Können. Die Minsen tür
Linlagen bei den LanKen sind noek gerinZer. ?ür tn^liekss <Zsld

Dr. 51.
— Die ZuKunft. — 18. September ISIS.

I V2"/«! Nur soleKs Minsen Könnsn die LanKen vergüten, denn iKre Xassen sind überfüllt. Dis Linleger empfanden dies peinlieK, der ^n-IsiKs aber Kommt es ^u^ute.

3) llis Käufer cker frübersn Anleiben baden sin gutes Lesonält gemsobt.

Wer vom DeutseKsn KeieKe 5»/« erKält und daneben seKon im Xriegs einen Kursgewinn «u vsrbueKen Kat, darf ?ufrieden ssiii. Leit 'Iis bislang über OebüKr bevorzugten krvmdländisoKen Leuten seKon bin-sic.KtlieK <Ier Ains?aKIung böse im LtieK gelassen Kaben, sind dis Ltastsanlsiben wieder in 6unst, wird ^namsntlieK die KriegsunIeiKs ge8^Iiiit7.t, die nieKt im KtieKs lätst und noeK ds^u KoKs Minsen ge-väKrt.

4) Klan «e!ss es im Volks: ller Krieg Kostet Lelli unll uoovslt Lelö, «enn jekt doppelt so viel« 8olllaten im Wellle stellen.

Klan «eiss sber aueb: lliese Vorsorge verbürgt uns llen Lieg.

Her llsutsons Krieger, ller bei lannenberg llen sokv/eren Anfang mitgemsobt, brennt llarauf, jet?t auob bei osm Unt-sobeillungskampf mikutun. 80 auob öas lleutsoke Volk. I-s bat in bangeren Isgen äie KrisgsKsssen gefüllt. Hs «irll suok jekt — uno jet?t erst reobt llabei sein, «0 llis Waffenerfolgs unserer 8önns — um besobeillen z:u spreoben — äie luvsrsiont äes Lelingens gefestigt Kaden.

?u den ^nlsikedellingungen:

Her S pro?ontige ^instuss ist beibelialten.

Lr wird aueK diesmal starken ^.nrei^ ausüben. DeutseKIanck ?aK!te im Brieden 4 Dro?snt. Ls Kat tur dis LriegssnIeiKen diesen Kai? um sin Dro?snt srKöKt. Der VersueK Englands, glsieK uns mit ^oI^Ksr LrKöKung auszukommen, ist milzglüekt. Ls mutzte 2ulet?t seinen ?r!eden«satzi um volle 2 ?ro?ent erKöKen: von 2i/« auf 4^/2.

ller ?reis ller 5 pro^entigen AnleiKe beträgt 33,—

Loliullluuobeinträgunggn Kosten nur 38,83.

Der ^.usgabekurs der ersten ^nleibs stellte sieK auf 97,öO^/g, der der ^>voiten aut 98,üO"/g. Die Xurss beider ^,nleiKen Kuben in-AwiseKsn eine so wssentliens ürKütiung erfaKrsn, dalz der ^'etiit fest» ge,^et?te Xurs von 39 «der 98,8^ als mäfzig be?eieKnst werden mutz, llebrigens gsnielzt der ?!eieKner noeK ^insvorteil, Ls wsrden iKm b"/g Ltüc'K?insen vom ^uKIunzz^tu^e bis ?um 1, ^.pril 1916, mit vi'sleKsm lüge <1er ^insenlnut cier ^nlsiKs beginnt, vor«'eg' vergütet.

Vor llem ^abre 1324 ist llis 5 nrozientige Anleine niolit Künllbar.

Die neuni!iKr!M D^uKeit dürtte für XursFswinn srkreulieKe ^.ussiobten eröttnsn.

Diese DnKiinctbnrK^it bedeutet über nur, <1»lz öiv» üeivK die ^.n» teibs bis 1924 niobt Kündigen und ulso aueb den ZinstuK niobt Kernb-setzen Kann. Die InKttber der L<diu1dvers«Krsibnngen Können natürlieK über diese >vis über ^edes anders >Vert»n^iier ^dureK Verkauf, Ver-Pfändung usv.) verfügen.

Die Isiobnsr Können llie ge?eiobneten Seträge vom 30. 8eotember ab jeuer-eit voll be^ablen oder auok llie bis ?um Januar 13?ö geräumig bemessenen Hi,i?a!ilungstei-mme innebalten.

1«. Seplember 1915.
Nr. 51.
— Die Zukunft. —

Vis trüKers lZestinnnnnA, vonueK Xeielinnngsn bis lOOO ölark voll be?aKlt wer6sn rnntztsn, ist im Interssss der Kleine» ZeieKner Lallen gelasssn.

fieiekssobat^anweisungen gelangen niöbt ?ur Veraus-gabung, für m'e kZeiobsanIeibe aber ist sin rlöonst-betrag ller Verausgabung niokt festgslegt.

Ls wird KierclnreK aneK üiesn^ul dsr Ilebelstand vsrrnisnsn, dukz ^sieKnsr leer ansgeKsn odsr sieK mit gsringersr ^uteilnn^ ?n bs» ßnügen Kaben.

IZie ^eioknungen Können vom 4. September bis ?um 22. September, mittags 1 UKr, vorge-nommen «ercien.

Die ?estsst?un^ einer meKrwöeKigen ?rist Kut sieK bew.ilirt. ^lederinann Kat ^sit, sieK ^nlklärnng ^n verseKaiksn nnd in Zluüe seine ^eiolinung vorzubereiten, Ls enivtlsKIt sieK aber, 6is ^sieKnung nieKt bis ^unr letzten ?!i^e aukusvKisben.

r'ür Lolegenbeit, die ?eionnungen sn?ubringen, ist «is beim legten IVIale in susgeäekntestem ÜOasse gesorgt.

^nßer der r>si<,KsbanK, der Xöni^IicKen LsebunnInnA, der ?rsntzi-sdien! (ZentrulgsnusssnsvKuttsKusÄo,1 ösr üöni^lieKsn HanvtbunK in Aiirnberg steben alle Lunken nnd lZunKisrs, slle LparKusssn nncl I^ebensvsrsieKerun^sgessllscKukten, alle LreilitMnossenseKaitsn, alle r'ostanstulten und in Brenken alle Xöni^IieKen RsFierungL-Lunnt- un,l LrsisKassen ^nr Verlügun^,

Wer 8tüoKs von IllUU IlilarK unä o'arübsr leiobnet, erliält auf Antrag ?«isonensoneine.

Hiermit v/ird dsn WünssKen Vieler ReeKnung gstruzzen.

IseKniseKs LeKwisrigKeiten verbieten es, dis VsrunsMbnng von ^wisoKsnseKeinen auoK unk Kleiners ^eicbnsr aus^ndebnen. ^um ^.us^lsieK sollen aber Klsins ^eieKner bei ^VnsMbe der LtiieKs vor« e,; betrisdigt >verden.

Wenn Kiernaob binsiobtliok äsr ünleinebegebung im «esent-lioken alles beim alten bleibt, so bestent äie siobere Hoffnung, llass auob ninsiontlion ller freulligkeit unll ösgeistsrung, mit ller gan? veutsoblsnll sieb öen trüberen Anleinen ^uwanllte, «lies beim alten bleiben «irll.

Wer für llas WoKI lles Vaterlanlles sorgt, sorgt für llis eirisne lukunft. In allen ssällsn lleckt sioii ller llienst am Vater-I 'iicl mit eigenem Vorteil, ttier aber maobt er sieb llaneben «Jon llurok Kobe Minsen gan? unmittelbar be?ablt. Darum:

Wer Teicnnen Kann, 6er 2eicnne!
(irosse und Kleine!
l^Inä ^eder so viel als rnö^licn!
vis «irtsobafllions Kraft unseres Volkes — äess sollen llie k^öinlle inns «srllsn — Kalt stanu «ie llis Xk-aft unserer rleere!

Lsrlin, im Leplember l9IZ.

ZIr. 51.
18. September 1915.
— vie Zukunft.
vresöeu - »otel Lsllevue
^«ItbeKonnt«» vopnekm»» tlsu» mit s»«n »sitgsmS»»sn Ksuspungsii I
vr,MSIIer5
5snskonum
Viätst.Kursn
nsch5chrotii
Mirk5,KeiIosrf,
i,chron,KrsnKH
TII^KsUIS Kail VIsSSSTI I^akn>
«iI ^zKrkunöenen
VerssnS durch Lustsv Strieboll, IZsd SsKbrunn i,Lctii,

Katai'i'Ksn, LioKt, luoksi', k>lisi'ön>u.öla8önlsiliön.
Institut, liägiumeiuäQätoriuin, 2sn«><l»insKit«t»
AngenoKmor ttgi'bswutentkalt.
«liicies Xiims. gescliiitzte l.sge, Viänzenile tteiierloige ,1er Itiermsibiiilei' bei Kriegs-
vcrletmngen, kiervenent^iinliungen, IZKeumstismus umi lZicKt, — llrii3Sli. tteiisnslslten
mit siien Xurmitisln. — Inlmistorlum,— Sscksr un<i KurKsus «ski'onkl llesgsnzien
»Islii»«« geötknst.—ürmässigungen Im LebrsucK ller Süiier unii Xurmittel «nXrisgs-
«ermuniIete unil KrsnKe. — Konzerts, Itiesler, Vorträge, prsoKtvolls Sosilergtmge,
SsrgbsKn sus gen «erkur (»usge^eioimet liurcK intensixe So!inenbe5ti'sKIiig),
IVIilitärpersenen unil iKre KngeKdrlgsr, sinil Kurtsxelrei.
KusKuntt U.i°i-V8pektö llurok l!ä8 8täliti8«Ks VerKsKi.8ämt.

Berlin, den 25. September 1iN5.

Lhristenthum und Menschheit.

^chon in der homerischen Zeit fühlte der heitere Grieche sich vom Pessimismus angewandelt; solche Anwandlungen mehrten und verstärkten sich, als die Kriege der kleinen Griechenstaaten unter einander sich zur Selbstzersleischung der Nation steigerten, die innern Zustände jedes von ihnen immer trostloser wurden, die Sitten verfielen und Sophisten die Berechtigung der Libertinage und jeder Ungerechtigkeit bewiesen, Da ersetzte Plato, dem sehnenden Gemüth ein bleibendes Gut zu sichern, den vom Denken ansgelösten Götterhimmel durch ein Reich ewiger Ideen; und das durch die Verderbniß geängstigte Gewissen der feinen Griechen nahm zu orientalischen Sühnemysterien seine Zuflucht. Den beiden so sich äußernden Bedürfnissen, dem rationell»gemüthlichen und dem ethischen, brachte die von Jesus vollendete Religion der jüdischen Propheten volles Genügen. Das Paulinische Dogma von Jesu Opfertod verhieß volle Sühnung; und statt eines Reiches schattenhafter Ideen öffnete sich dem entzückten Blick ein Himmel seliger Menschen, der verwirklichten Gedanken Gottes, Der gemeine Grieche, der sich taufen ließ tauschte sür sein kindisch»abergläubiges Mythengewirr ein Weltbild ein, so klar, einfach und fest, wie es das Genie eines Plato nicht zu schaffen vermocht hatte: ein allmächtiger, allweiser, allgütiger Schöpfer, Ordner, Lenker des Universums, ein beseligendes Ziel des Menschenlebens, ein deutlich vorgezeichneter Weg an dieses Ziel. In der Obhut seines Gottes fühlt sich der Gläubige geborgen wie das Kindlein an der Mutterbrust. Und das Jenseits des Zieles macht den Menschen nicht etwa fürs Diesseits untauglich, sondern der Glaube sichert die Pflichterfüllung durch feste sittliche Normen, verhütet Kraft»

2S

Verschwendung an Laster und ermuthigt, auch ohne Aussicht auf Erfolg und irdischen Lohn in pflichttreuer Arbeit auszuharren. Die natürliche Sittlichkeit, die Vernunftmoral bestätigt Christus und setzt ihr ein Stockwerk auf. Zwar das Mitleid mit leidenden Geschöpfen kannten und übten auch die edleren unter den Heidenvölkern. Die Feindesliebe ist noch nichts Uebermensch« liches; Liebe und Haß wohnen nah bei einander und leicht schlägt eins dieser Gefühle ins andere um; das große Neue ist, daß die von Sotrates entdeckte Seelenliebe aufAlles ausgedehnt wird,was Menschenantlitz trägt, auch auf die Menschen der niederen Kasten und auf die verelendeten, verkommenen Individuen des eigenen Stammes. Aber diese reine, helle, sonnenhaft Leben und Liebe spendende Flamme, die in Paulus lodert, steht immer in Gefahr, in,die düstere Gluth des Fanatismus'umzuschlagen, weil die Glaubenssätze, die sie entzünden, zugleich den niederen Trieben Haß und Grausamkeit Vorwände darbieten. Den hassenswerthen Bösen, den Ekelhaften an sich zu lieben, wäre nicht nur übernatürlich, sondern unnatürlich; was der Christ in ihm liebt, ist das verunstaltete, aber wiederherstellbare Ebenbild Gottes, und weil es sich dabei um ein unendlich Werthvolles, weil es sich zugleich für die zu rettende Seele um ewige Seligkeit oder ewige Verdamm» niß handelt, so, überredet sich der Fanatiker, muß man das Aeußerste aufbieten, muß die Leiher verbrennen, um die Seelen zu retten. Und im Grunde ist es Gott selbst, die persönliche Vollkommenheit, den man in seinem Ebenbilde liebt. Wie wäre diese noch nie dagewesene Liebe, die dem Wildfremden, dem abstoßend Häßlichen das eigene Leben opfert, denkbar ohne Haß gegen Gottes Feind, der die göttlichen Ebenbilder verdirbt? Denn ein persönlicher Feind muß der Verderber gewesen sein. Wir von heute verstehen das "Unvollkommene, das Häßliche, das Böse im Menschenleben als natürliche Wirkung unserer planetarischen Lebensbedingungen; der Phantasie des unwissenschaftlich Denkenden aber stellen sich als Urheber aller wohlthäti» gen wie aller verderblichen Erscheinungen persönliche Wesen dar. So übernahm denn die Urkirche von den Iuden den zum Teufel degradierten Ahriman als den Feind Gottes, als den großen Verderber, als Gegenstand des pflichtgemäßen Hasses. Dieser Haß erstreckt sich auch auf des Teufels menschlicheAnhänger, Diener und Werkzeuge; dem Theologen aber (und die Theologen wurden sehr bald mächtig in der Kirche) scheint schon, wer anderer Meinung ist als er, ein Kind des Teufels. Die Apokalypse, in der dieser rachsüchtige Haß gegen die Mörder der Heiligen, auf die

ganze nicht christliche Welt ausgedehnt, zum ersten Mal sich austobt (Me Gesinnung, die J^Iu2 ^u.,LuIas.^S.5 nachdrücklich verur» Heilt), müßte man, wie das Buch Esther, ein abscheuliche? Buch nennen, wenn ihr nicht die herrlichen Briefe an die sieben Ge» meinden im Eingang und die Vision des himmlischen Jerusalems am Schluß unvergänglichen Werth verliehen.

Aus drei Quellen ist dann später dem Fanatismus noch reich» lich Nahrung zugeströmt. Erstens aus dem Orthodorismus. Ueber den jenseitigen Weltgrund, von dem Jesus in Bildern spricht, nachzudenken, Spekulationen anzustellen über seine Daseinsform und Wirkungweise, ist das Recht des Denkgeistes; und der Auf« lösung jener praktisch brauchbaren Bilder in gnostische Phantastik zu wehren, war Pflicht der Kirchenleiter. Aber die Theologen gingen über diese Pflicht hinaus, indem sie, die'Kraft des Men- schengeistes überschätzend und die Kompetenz der Kirchenvorsteher überschreitend, die Ahnungen und Vermuthungen vom Unwitz» baren in wissenschaftliche Begriffe fassen zu können sich einbildeten und den Gläubigen zur Pflicht machten, diese Begriffe als Glau« bensartlkel zu bekennen. Damit war die Nothwendigkeit eines Glaubensgerichts gegeben, das in Streitfällen die vermeintliche dogmatische Wahrheit definirte. und den Irrthum verdammte. Man muß diesem Glaubensgericht, das zuerst von den Konzilien, später vom Papst und von seinen Kongregationen geübt wurde, das Zeugniß geben, daß es im Ganzen vernünftig handelte, sich auf dem Mittelweg hielt und das offenbar Unvernünftige zur Rech« ten und zur Linken verwarf. Wie gegen die Gnostiker, so hat es auch (nicht zwar gegen die nordischen Fürsten und Völker, die wohl daran thaten, das päpstliche Joch abzuschütteln, wohl aber) gegen die lutherischen und die reformirtei^ Theologen Recht ge» Hab?, Äe mlt^Mer^ sola'kickes und. ihrer Prädestinationlehre die ^nvernunf^t des Kirchendogmas auf die Spitze, trieben un8 im fanatischen Ortl)odoxismus, in Streit» und Verketzerungsucht die katholischen noch überboten. Doch nothwendig war die Verur- teilung durch das kirchliche Lehramt nicht, denn das offenbar Unvernünftige vermag sich nicht zu halten; wer glaubt heute noch an so absurde Lehren? Ketzerriecherei, Verdammung« und Ver» folgungsucht sind die vom Orthodoxismus erzeugten Spielarten des kirchlichen Fanatismus.

Jesus hat zweien Kategorien von Menschen die Verdammung angedroht: den Unbarmherzigen und den Ungläubigen. Den Un- barmherzigen feierlich im fünfundzwanzigsten Kapitel des Mat- thäus, welches das Weltgericht beschreibt: Die Entscheidung üb,- 25'

das Schicksal des Menschen im Ienseits hängt davon ab, ob er den Brüdern Barmherzigkeit erwiesen hat oder nicht. Die Ungläubigen dagegen werden nur gelegentlich in polemischen Reden bedroht. (Das Wort: „Wer glaubet und sich tausen läßt, wird selig werden, wer nicht glaubt, wird verdammet werden", amSchluß des Markusevangeliums, ist aus dem schon dogmatisirten Glauben der Gemeinde zu erklären, daß, wer den Eintritt ins diesseitige Reich Gottes weigere, auch vom jenseitigen ausgeschlossen bleibe.) Aus diesen polemischen Reden aber geht die Meinung Iesu deutlich hervor: ungläubig ist ihm, wer mit den Pharisäern meint, der Mensch werde durch Kultbräuche Gott wohlgefällig, und ihm nicht glaubt, der gesandt ist, zu lehren, daß Gott keinen a» deren Kult fordert als reine Gesinnung, unsträflichen Wandel und werkthätige Nächstenliebe. Die Seligkeit von der Annahme metaphysischer Lehrsätze abhängig machen, ist eine Thorheit, die den Gedankenkreis Iesu nicht einmal äußerlich berührt. Das unfehlbare kirchliche Lehramt hat für das Seelenheil der Gläubigen so wenig zu bedeuten wie das Theologengezänk, das ihm Stoff liefert. In mancher Zeit konnte ein (nicht unfehlbarer Definitor, aber) weiser Rathgeber und Mahner auf dem Päpstlichen Stuhl der Christenheit gute Dienste leisten; doch in allen solchen Fällen hat dieser Stuhl bis jetzt immer versagt; er hat den Werdeprozeß des europäischen Staatensystems durch selbstsüchtiges Schüren der Zwietracht und des Kriegsfeuers erschwert, hat die Gräuel der Hexenprozesse heraufbeschworen, statt sie zu bannen, mußte von Karl dem Fünften gezwungen werden, den Weg zur nothwendig gewordenen Reform zu beschreiten. Dadurch, daß er die Erlaubniß zur Bildung von Kultusgemeinschaften verweigerte, hat er die französische Kirche zerstört; und er war unter dem eben verstorbenen Papst daran, den Gewerkschaftstreit zur Zerstörung der Katholischen Kirche Deutschlands zu benutzen.
Eine zweite Quelle, aus der dem Fanatismus Nahrung zuströmt, ist Pauli Spekulation über Erbsünde und Erlösung. Wohlthätig beruhigend für den Gemüthszustand der Menschheit von damals und, als Symbol genommen, pädagogisch werthvoll für alle Zeiten, ist diese Lehre, wörtlich verstanden, die entsetzlichste aller Gotteslästerungen, wenigstens in der Formulirung, die sie später gefunden hat. Weil ein Mensch Gott ungehorsam gewesen ist, soll trotz vollbrachter Erlösung das Ende des Weltprozesses sein: neben einem Häuflein Hallelujah singender Geretteter eine Folterkammer, in der die ungeheure Mehrheit der Menschen, unzählige Milliarden, in nie endenden Qualen heult und Wim»

mert; ein Graus, vor dem sich Nero und Tiberius entsetzen würden. Diese Erlösungtheorie nun schien einen Vermittelungapparat zu erfordern, durch den die Früchte der Erlösung den Einzelnen zugewendet würden, und zur Bedienung des Apparates war eine Priesterschaft nöthig. Der ethischen Religion Iesu substituirte sich eine jüdisch»heidnische Kultreligion; nach zwei Gesetzen, die w der geschichtlichen EntWickelung walten. Das eine sagt, daß eine neue Idee von sich abfallen muß, um wirksam zu werden, weil sie nicht anders wirksam werden kann als durch Anbequemung an das herrschende Alte; der Fortschritt bestand in diesem Fall darin, daß das kirchliche Chrstentihum nicht nur Kultreligion, sondern auch ethische Religion war und daß das Kultische dem Ethischen diente. Nach einem zweiten Gesetz nützt die Vorsehung Irrthum und Leidenschaft der Menschen zu wohlthätigen Wirkungen. Aus dem Kult, der die Völker ästhetisch erzog, wurden die Bildenden Künste und die Musik geboren; die Priester aber wurden sammt den ihnen helfenden Mönchen Kulturbringer und ihre Hierarchie hat eine Weile den Staat ersetzt, dann bei seinem Ausbau geholfen. Dem, der das dreiundzwanzigste Kapitel des Matthäus mit den Augen des Rationalisten liest, scheint die Katholische Kirche völlig gerichtet; der mit historischem Sinn Begabte liest aus dieser Strafpredigt gegen die Pharisäer, Hohepriester und Schriftgelehrten nur die Mahnung an die Hierarchie heraus, nicht zu übersehen, daß ihr eigener Bestand und der katholische Kultus, vom Standpunkt des Evangeliums aus gesehen, Anomalien sind, daß diese Anomalien zwar in den Diensten, die sie der Menschheit geleistet haben und noch leisten, ihre Entschuldigung und Rechtfertigung finden, daß sie aber ein gefährliches Spiel treibt, wenn sie die Anomalie als das Wesen behandelt und die Seligkeit, außer an die Zustimmung zu Philosophemen, auch noch an Bräuche bindet, während der Glaube an die Nothwendigkeit von Kultübungen gerade der Unglaube ist, den Iesus (wie nach ihm Paulus) am Iudenthum verdammt. Bigotterie ist die Form, die der Fanatismus unter dem Einfluß des Kult» und Priesterwesens annimmt.

War die erste der beiden Unheilsquellen anfangs ein unabweisbares Bedürfniß und hat die zweite als Segensspenderin das Unheil, das sie anrichtet, reichlich aufgewogen, so ist die Dritte, so lange sie floß, nur eine Verderberin gewesen. Ich meine den Glauben an den Teufel. Auf der Höhe des Mittelalters, wo die Menschen lebenskräftig und lebenslustig waren, machte man sich über den (in Legenden und Schwänken gewöhnlich geprellten) dummen Teufel lustig. Aber vom fünfzehnten Iahrhundert an

griff eine Verdüsterung der Gemüther um sich, deren Höllenphantasien die teufelgläubigen Menschen in Teufel verwandelten. Teufel sind zwar nicht die Teufelsbündler und die Weiblein gewesen, die sich einbildeten, sie könnten heren (sie haben nicht den zehnten, vielleicht nicht den hundertsten Theil der Unglücklichen ausgemacht, die als Hexen verbrannt wurden), wohl aber die Hexenrichter, die Kriminalrichter in so manchem politischen Prozeß und ihre Gehilfen, die Foltermeister, Folterknechte und Henker, die Soldaten des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, die alle in der Folterkammer und auf dem Richtplatz erlernten satanischen Künste an der wehrlosen Bevölkerung der von ihnen heimgesuchten Ortschaften ausprobten, entweder aus sadistischem Gelüst oder, um Geld zu erpressen.

Die erste und die letzte dieser drei Quellen haben die Reformatoren nicht verstopft, sondern erst völlig in Fluß gebracht; nur die zweite ließen sie versiechen, sammt dem Guten, das aus ihr strömt. Luthers gesunder Sinn hat zwar in diesem Punkt das Richtige erkannt, drang aber nicht durch. Nicht nur pflegte er Gesang und Musik, nicht nur wünschte er die melodiöse lateinische Sprache dem Gottesdienst zu erhalten: er hatte auch gegen Cere» monien und Prachtgewänder nichts einzuwenden und war kein Bilderstürmer. Nirgends hat er seine richtige Ansicht deutlicher und kräftiger ausgesprochen als in dem köstlichen Brief an den Probst Buchholzer, dessen Gewissen sich durch die Prozessionen beschwert fühlte, die sein Gebieter, der Kurfürst Joachim von Brandenburg, in seiner Kirchenordnung beibehielt. „Wenn Euch Euer Herr, der Kurfürst, will lassen das Evangelium Christi lauter, klar und rein predigen, so gehet in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder golden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seiden oder Leinwand. Und hat Euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappen oder einem Chorrock nicht genug, die Ihr anzieht, so zieht deren drei an, wie Aaron, der Hoheprieester, der drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papstthum O»ate genannt hat. Haben auch Ihre Kurfürstlichen Gnaden nicht genug an einem circuiw oder Prozession, daß Ihr umhergeht, klingt und singt, so gehet siebenmal herum, wie Iosua mit den Kindern Israels um Jericho. Und hat Euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, dann mögen Ihre Kurfürstliche Gnaden vorher springen und tanzen, mit Harfen, Paulen, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Bundeslade that, da sie nach Jerusalem gebracht ward; bin damit sehr zufrieden, denn solche Stücke nehmen und geben dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit

nnd das Gewissen damit zu verbinden daraus gemacht werde;
und könnte ichs mit dem Papst und den Papisten so weit bringen,
wie wollte ich Gott danken und fröhlich sein!"
Aus diesem Wust von Fanatismus, Verfolgungsucht, Bigot»
terie, Justiz» und Kriegsgräueln nun hat der Neuhumanismus in
Wechselwirkung mit der rationalistischen Philosophie und der Auf«
klärung die Deutschen erlöste Paulsen behandelt ihn in seiner Ge-
schichte des gelehrten Unterrichtes ein Wenig spöttisch. Uebertrie»
bene Schwärmerei fürs Griechenthum nöthigt uns ja wirklich
manchmal ein Lächeln ab; so, wenn Wilhelm von Humboldt in
einem Brief an Welcker schreibt: „Was man auch von der Schön-
heit und Erhabenheit des Ramayana, des Mahabarat, der Nibe-
lungen sagen mag, so fehlt immer gerade das Eine, in dem der
ganze Zauber des Griechischen liegt; was man mit keinem Wort
ganz aussprechen kann, aber was man tief und unendlich fühlt;
was machen würde, haß in jeder ernsthaftesten und heitersten,
glücklichsten und wehmüthigsten Katastrophe des Lebens, ja, im Mo»
ment des Todes, einige Verse des Homer, und wenn sie aus dem
Schiffskatalog wären, mir mehr das Gefühl des Ueberschwankens
der Menschheit in die Gottheit (was doch die Summe alles mensch»
lichen Fühlens und alles irdischen Trostes ist) geben würden als
irgendetwas von einem anderen Volk." (Nur den Schiffskatalog
in der Sterbestunde, statt des christlichen in manus wa?, Oomine,
commenclo spiriwm meum, nicht das Vorhergehende belächle ich.)
Paulsen hat nicht an den Zustand gedacht, aus dem der Neuhuma-
nismus erlöst hat. Etwas von diesem Zustand schimmert in einem
Ausspruch Friedrich August Wolfs, des Begründers des neu-
humanistischen Unterrichtes: „Glückselig sind wir Philologen, daß
uns weder Götter noch Menschen hindern, in den Tag zu leben,
frei und ungebunden nach allseitiger Erwägung so oder anders
zu entscheiden. Wenn ein Theologe einmal von der gebotenen An-
sicht abweicht, gleich entsteht Geschrei und Aufregung des Pöbels;
wenn wir einreißen, was wir gestern bauten, so merkt es kaum
der Nachbar." So auch, wenn einige Jahrzehnte später MÄrklin,
ein Freund von David Friedrich Strauß, bekennt: „Was ist alle
Theologie als pure Verschrobenheit, Unwahrheit, Unnatur? Ich
sehne mich nach der gesunde« Nahrung der alten Klassiker. Ich will
aus voller Seele einHeide sein, denn hier ist doch Wahrheit, Natur,
Größe." Und der folgende Ausspruch Jean Pauls gilt wohl auch
auch noch im zwanzigsten Jahrhundert „Vts jetzige Menschheit
sänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend durch den stillen
Tempel der großen alten Zeiten und Menschen den Durchgang
zum Jahrmarkt des Lebens nähme."

In dem Maß. nun, wie die gebildete Welt der Orthodoxie den Rücken kehrte, die Hierarchie an weltlicher Macht einbüßte und sich das Leben vermenschlichte, tauchte aus dem jüdisch»heidnisch»theologischen Mummenschanz immer deutlicher die Gestalt Iesu hervor. Zunächst in der Person von menschlichen Engeln der Barmherzigkeit, deren Bedeutung durch die Abstempelung zu offiziellen Kirchenheiligen verdunkelt worden ist; denn nicht durch Kirchlichkeit, Orthodoxie oder Askese, sondern durch Menschlich« keit sind sie groß gewesen. Die beiden größten, Franz von Sales und Vincenz de Paula, haben als einsame Lichtgestirne schon in der Nacht der Unmenschlichkeit geleuchtet und gewärmt. (Den Zwei« ten möge eine Anekdote charakterisiren. Als eine seiner Helferinnen ihm meldete, daß sie dreiunddreißig Andachten zu Ehren der drei« unddreißig Lebensjahre des Heilands zu verrichten gedenke, er« widerte er: ,.Sparen Sie sich ein paar Andachten und vertheilen Sie mehr Fleischbrühe!") Aber erst nach der großen Wendung vom Theologisch»Kirchlichen ins Menschliche hat ihr Geist ins Weite und Große zu wirken begonnen. In Deutschland waren Kolping und Ketteler seine wichtigsten Organe, die, zugleich mit den englischen Christlich»Sozialen, auch der Politik die Richtung aufs Soziale gegeben haben.

Das Endergebniß dieser geistigen Umwälzung ist ein Zustand, der sich dem Reich Gottes, das Iesus zu gründen gekommen war, mehr nähert als irgendein Gesellschaftzustand der früheren christlichen Zeit. Die Strafrechtspflege ist so humanisirt, daß Bettler und Vagabunden nicht selten das Gefängniß als Versorgung oder wenigstens als Winterquartier erstreben. Allem, was Men« schenantlitz trägt, ist der Schutz des Leibes und Lebens, der Ehre (namentlich der geschlechtlichen) und des Eigenthums gesetzlich und im Allgemeinen auch wirklich verbürgt. Die Sozialgesetz-, gebung sichert Iedem in den Nothlagen des Lebens eine Hilfe. Nicht nur dem kranken Lohnarbeiter, sondern auch dem genesenden und unter Umstünden schon dem von Krankheit bedrohten wird sorgliche- Pflege gewährt. Die Ruhe des siebenten Tages, diese hochwichtige und unendlich wohlthätige Einrichtung, wird in ihrem ursprünglichen sozialen Sinn, wie ihn 5. Mose ö und Markus 2, 27 andeuten, beobachtet. Das Familienleben war niemals reiner, lasterhafte Ausschreitung niemals in engere Schranken eingeschlossen. Man erinnere sich nur, daß noch im siebenzehnten Iahrhundert die Soldaten in einer eroberten Stadt alle Frauen und Jungfrauen schändeten, deren sie habhast werden konnten, und daß, wie Wenzelburger erzählt, Alba auf seinem Zug in die Niederlande sagte, er wolle lieber sein bestes Regiment missen, als den

Hurentroß, der seine Truppen bei guter Laune erhalte. An der Thatsache des FortschritM^MZi>„d Beobachter weder^das ewige Gejammer der Frommen über Sittenver5erbnM noH. die^erotische Literatur irr machen. 'SHön vor'einigen'Aat)?« zehnten'erklärte ein Kenner ^on Paris die Beliebtheit der Ehe« bruchdrcunen daraus, daß, der^. Zwang zur Ehrbarkeit und Kor« rektheit, dem der französische Bürger unterliege, eine Erholung von so übermenschlicher Tugend wenigstens in der Phantasie fordere; und wenn sich gestern die deutsche Boheme (ohne einen guten Wein zu versprechen) absurd geberdete, so geschah es aus Verzweiflung darüber, daß ihr Auslebedrang auf diamantene Mau« eM stößt. Diese Mauern find das Wer kder Verbürgerlichung und Industrialisirung der Gesellschaft. Dem Gutsbesitzer, dem Bauer sichert sein Acker den Lebensunterhalt, auch wenn er ein Bischen lüderlich ist. Im modern kapitalistischen Beamtenstaat dagegen muß, die nicht begüterte Mehrheit, um leben zu können, eine amtliche oder geschäftliche Position oder einen Dienst in einem Konkurrenzkampf erringen, in dem auch die sittliche Führung in Betracht kommt; außerdem kostet die städtische Liederlichkeit Geld, während das fromme Landvolk sie meist kostenlos genießt. Darum fordert heute jeder Vater, auch wenn er für seine Person nie ein Puritaner war, von seinen 'Söhnen streng sittliche Führung. (Es würde lohnen, zu zeigen, wie überhaupt der Fortschritt von Wissenschaft und Technik den Fortschritt, den die Aestheten und die,.freien Geister" meinen, in Rückschritt umbiegt,) Die literarische Auflehnung gegen die in Gesetz und Sitte geprägte Moral beweist, daß, ihr die subjektive Moral, die Morali» tät nicht allgemein entspricht. Das aber soll sie auch gar nicht; denn nach dem christlichen Glauben bleibt die Vollendung des Reiches Gottes dem Ienseits vorbehalten. Mordlust endlich findet sich nur noch bei Verbrechernaturen; in dem modernen Kriege spielt sie keine Rolle, obwohl sie an dem Eifer, womit gute Patrioten, die kriegerische Tüchtigkeit des Volkes zu erhalten, die Kriegslust der Iugend anfeuern, einen diesen Patrioten selbst unbewußten, verborgenen Antheil haben mag; in wenig geläuterten Gemüthern mag sie durch den Krieg selbst noch einmal geweckt werden. All Das gilt vom deutschen Volk in höherem Grade als von irgendeiner anderen Nation unseres Kulturkreises, wie der große Krieg beweist, der an sich schon eine Bewährung höchster sittlicher Energie und bewundernswerther Selbstopferung im Dienst der Brüder ist. Auch die organisirende Kraft, die sich in ihm offenbart, und die schöne Ordnung, die sie schafft, ist, wie zuvor auch schon die Organisation der modernen Verkehrsanstal»

ten, ein deutliches Kennzeichen des Reiches Gottes, ein Abbild des Waltens eines Weltenordners im Kosmos.'
Wenn der moderne Humanitätprediger, der im neunzehnten Jahrhundert das Vorbild und die Literatur der Griechen mit biologischen und soziologischen Argumenten vertauscht hat, das moderne praktische Christenthum, welches das echte Archristen» thum ist, sich genau ansieht, wird er darin die erweiterte, vertiefte und aus festen Glaubensgrund gestellte Humanität erkennen, seine biologische wie die literarische des Neuhumanismus. Was könnte ihn bewegen, die Verallgemeinerung, Vertiefung und Sicherung abzulehnen, die der christliche Glaube seinen Theorien, Grund- sätzen und Bestrebungen bietet? Und die Katholische Kirche wie« derum würde gegen den Willen und das Wort Jesu handeln, wenn sie der Humanität der Evangelischen und der Atheisten den christlichen Geist abspräche, denn Jesus sagt am Schluß derBerg« predigt: ,.Nicht Jeder, der Herr, Herr zu mir sagt, wird ins Himmelreich eingehen, sondern, wer den Willen Weines Vaters thut, Der wird ins Himmelreich eingehen." Dieser Wille ist, wie aus unzähligen Bibelworten hervorgeht, Nächstenliebe; und der weitere Begriff der Humanität (dem der theologische Begriff,,Voll- kommenheit" entspricht) schließt die Nächstenliebe ein.
Die ungeheure sittliche Kraft, die erforderlich war, in einer erschlafften und polytheistisch abergläubigen Welt den Monotheis- mus und eine heroische Moral durchzusetzen, konnte nur aufge- bracht werden, wenn als nahes Ziel ein Himmel winkte, neben dem der Abgrund ewiger Pein gähnte. Darum war diese ins Gegen» theil umschlagende Uebertreibung des Begriffes der Gerechtigkeit nothwendig; und darum mußte anfangs das ganzeLeben derChri» stenheit nach der zu fliehenden Sünde und dem zu erstrebenden himmlischen Ziel orientirt sein. Mit den in solchen Vorstellungen liegenden Schreck» und Reizmitteln hat die. Kirche die nordischen Völker bekehrt, ihnen die Kultur, den Staatsgedanken und die Staatsordnung gebracht und die christliche Weltanschauung, die christliche Gesinnung und die christlichen Grundsätze^ so tie^ ein- gepflanzt, daß diese Kräfte auZNMM^'MM15e?W
kett fortwirken." Go Hat'ji'ch allmählich in bürgerlich'en^rdnungen und Leoensgewohnheiten geformt und gefestigt, was der Ausblick auf Himmel und Hölle geschaffen hatte, und diesem Ausblick kommt, seit die Kirche ihre weltgeschichtliche Aufgabe gelöst hat, die ur- sprüngliche Bedeutung nicht mehr zu; eben so wenig den Begriffen Sünde und Erlösung, die mit jenem Ausblick unlöslich verknüpft sind. Wir.wissen, daß kein einzelner Mensch das Ideal der Voll- kommenheit verwirklichen kann und daß die leibliche Natur und

die gesellschaftlichen Verwickelungen unschöne Handlungen, die der Theologe Sünden nennt, unvermeidlich machen. Nach der Zahl solcher Handlungen beurtheilen wir einen Menschen nicht, fondern nach seinem Charakter; wie könnte Gott, der die Vernunft selbst ist, anders urtheilen? Wir bedürfen, um vor Gottes Richterstuhl zu bestehen, nicht der priesterlichen Absolution von unseren Sünden. Aus dieser veränderten Stellung zum Jenseits folgt aber nicht, daß Christenthum und Kirche überflüssig geworden seien. Die Organisation, welche die beschriebene weltgeschichtliche Ent» wickelung eingeleitet und so Großes vollbracht hat, bleibt berufen, das Werk seiner irdischen Vollendung entgegen zu führen. Immer wieder kann der Reichthum der Bibel an tröstenden, kräftigenden, ermuthigenden, spornenden, schreckenden Worten, an Lebensweisheit nutzbar gemacht werden; und dazu vermag die Katholische Kirche mit der Fülle ihrer Literatur und sinnigen Bräuche heilsam mitzuwirken. Aber sie kann den Denkenden und Fühlenden unserer Zeit ihr Dogmensystem nicht mehr aufzwingen; denn dessen Fundament ist das gräßliche Weltende, das theologische Verschrobenheit „Erlösung" zu nennen wagt. Wenn es der Menschenseele beschieden ist, mit Bewußtsein ins Jenseits einzugehen, dann kann sie dort nicht Folterkammern finden, sondern nur die Urbilder alles Schönen und Guten, das ihr auf Erden zu schauen vergönnt war. Die Kirche braucht ihr Dogmensystem nicht für falsch zu erklären; die ältesten Dogmen haben Wahrheit als Symbole; und wenn von den später ausgeklügelten manche, darunter auch recht bedenkliche, dem Volk lieb geworden sind, so soll man sie ihm nicht gewaltsam entreißen, sondern in Geduld das Reifen gesunder Einsicht abwarten.

Ich weiß natürlich, daß die Katholische Kirche nicht den einzelnen Menschen verdammt, sondern das Urtheil Gott anheim» giebt; daß nach ihrer Lehre ein Kons, tiäe bekannter Irrglaube von der Seligkeit nicht ausschließt, evangelische Christen also selig werden können. Doch solche Zugeständnisse an die Humanität sind in der Wirklichkeit werthlos, weil die orthodoxe Theorie die Rettung der Sünder an eine unerfüllbare Bedingung knüpft. Der Hölle verfällt, wer im Zustande der Ungnade, „unbußfertig", mit einer Todsünde auf dem Gewissen, stirbt. Unbußfertig: ohne „übernatürliche" Reue über diese Sünde, ohne eine Reue, die sich auf Gott bezieht. Und auch die genügt nicht, wenn sie nicht „vollkommen" ist. Die unvollkommene genügt nur dann zur Rechtfertigung des Sünders, wenn sie durch den Empfang des Bußsakraments, durch die priesterliche Lossprechung ergänzt wird. Vollkommen aber ist nach dem breslauer Diözesankatechismus

Die Zukunft,
die Reue, wenn sie „hauptsächlich aus dem Beweggrunde der Liebe zu Gott entsteht, weil wir nämlich durch die Sünde ihn, das höchste, seiner selbst wegen liebenswürdigste Gut, beleidigt haben". Nun ist die Vorstellung vom himmlischen Vater, den wir durch die Sünde beleidigen und der diese Beleidigung schmerzhaft emp» finde, zwar einer der pädagogisch nützlichen Anthropomorphismen, der Kirchenlehre (wie rührend wirkt das Gleichniß vom verlorenen Sohn!); aber ein Anthropomorphismus, der tieferer Einsicht nicht standhält. WMn^MiM das Geschimpf eines Straßenjungen nicht beleidigen kann, wie kann dann Gott durch einen Menschen be» TMg^wexden?' Wsurö ist der Gedanke,' das unendliche Wesen, das Tiger und Krokodile erschafft und die Erde erbeben läßt, könne Schmerz empfinden über eine ihm von Menschen zugefügte Kränkung. Ach. muß gestehen, daß ich den Affekt der Liebe zu einem unendlichen, völlig unvorstellbaren Wesen nicht erlangen kann, und ich vermuthe, daß es dem Durchschnitt aller Menschen eben so geht. Katholische Kinder werden gewöhnt, die in Ge» betbuchphrasen ausgesprochenen Empfindungen verzückter My» stiker für ihre eigenen Empfindungen zu halten, und in dieser Ge-wohnheit bleiben sie dann als Erwachsene befangen, Sie erwecken, wie in der Fachsprache der Frommen das Nachbeten solcher Phra-sen heißt, einen Akt der Liebe und bilden sich dann ein, sie lieb-ten wirklich Gott über Alles. Seit ich mich kenne, weiß ich: ich wünschte, Manches von Dem, was ich gethan, gesprochen, gedacht habe, nicht gethan, gesprochen, gedacht zu haben, weil es häßlich war, weil es einen Menschen gekränkt, vielleicht auch geschädigt hat; aber der Gedanke, ich könnte damit dem unendlichen Welt-grund ein Leid zugefügt haben, bereitet mir keinen Schmerz. Mit der Liebe zu Gott ist der Wille gemeint, sich der von Gott gesetz-ten sittlichen Weltordnung zu fügen und sie wissentlich nicht zu stören; und wenn der Orthodoxe die nachträgliche Mißbilligung von Handlungen, die eine Störung zu bedeuten scheinen, als voll-kommene Reue gelten ließe, dann hätte auch ich einige Aussicht, der Hölle zu entrinnen.

Paulus läßt im fünfzehnten Kapitel des Ersten Korinther» briefes ein Ende der Hölle hoffen. Bei Augustinus haben antike Härte und eigenthümliche Seelenerfahrungen die furchtbare Lehre geschaffen, die sich als orthodoxe behauptet hat und die Un-zählige aus der Kirche scheucht,- weil der materialistische Glaube an die Vernichtung der Seele im Tode unendlich viel tröstlicher ist als ein solcher Glaube an Unsterblichkeit und Erlösung. Ver-nunft und Humanität haben sich schon zur Lebzeit des Augusti-nus gegen feine Theorie aufgelehnt. Iulianus, Bischof von Ecla»
X

Bitte an den Heiligen Franz,
381
num in Apulien, als Jüngling ein feuriger Verehrer Augustins, wurde im pelagianischen Streit der rührigste Vorkämpfer des Pelagianismus und opferte seiner Ueberzeugung den Bischofsitz., An Augustinus schrieb er: ,,Dein Gott ist ein Verfolger der auf die Welt Kommenden, er übergiebt wegen bösen Willens dem ewigen Feuer die Kleinen, von denen er doch weiß, daß sie weder einen guten noch einen bösen Willen haben können. Weiche mit diesem Gott aus der Kirche! Er ist es nicht, an den die Patriarchen, die Propheten, die Apostel geglaubt haben, auf den die wahre Kirche gehofft hat und hofft; er ist es nicht, den die vernünftige Kreatur als Richter erwartet. Kein Vernünftiger hätte für einen solchen Herrn sein Blut vergossen, denn er würde nicht verdienen, geliebt zu werden." Den Kleinen sind ja nuu neuere mitleidige Theologen zu Hilfe gekommen: sie lehren, die ohne Taufe verstorbenen Unmündigen erlitten nicht die poena sensus, sondern nur die poens, äamni, ihre Strafe bestehe im Verlust der Anschauung Gottes. Aber die humane Ansicht dieser Theologen ist noch nicht durch unfehlbaren Stuhlspruch dogmatisirt worden; und der Milliarden, vielleicht Billionen Erwachsener, die der Höllen» schlund verschlingen soll, hat sich noch kein Orthodoxer erbarmt.
Neisse. Dr. Karl Ientsch.
Bitte an den Heiligen Franz.

u stiegst aus Giottos blauem Lreskcnglanz,
Aus goldenem Reich, aus hochgereckten Frommen,
Du bist, ein Wunder, in die Welt gekommen:
Ein Rosenblatt entfiel Mariens Kranz,
Du schwebtest durch den wcihrauchblassen Tanz
Der Wolken: und Dein Lehnen war verschwommen.
Bald war es Licht; der Tag war roth erglommen;
Bald war es traurig wie der Heilige Franz,
Madonna, alle Engel sind bewegt
Und alle singen nur von Deiner Güte,
weil ihre Seelen Deine Güte trägt,
Mir aber scheint, als ob Dir im Gemüthe
Ein Lächeln dämmert, tief und zart erregt.
Franziskus, dieses höchste Gut behüte!
Werner von der Schulenburg.
«SÄ»

Wahrheiten.
ehr vieles und sehr lautes Lügen ist oft der Versuch zu einer neuen Wahrheit. Nach einem gewissermaßen einstimmigen und verbindlichen Lügen fällt man nicht auf die alte Wahrheit zurück mit dem reumüthigen Bekenntnis, daß man gelogen habe. DieMenschen vermeiden die unangenehmen Empfindungen. Und: sich schämen ist unangenehm.

Die Leidenschaft verblendet, sagt man. Aber sie verblendet nur die Vernunft, weil sie stärker ist als die Vernunft und urtümlicher und, das Wort im ganz gemeinen Sinn gebraucht, „richtiger". Die Vernunft ist der schüchterne Versuch, sich gegen das Leben zu stellen. Sie ist gegen das Leben, die Liebe, den Krieg; die Leidenschaft ist für das Leben, die Liebe, den Krieg. Eine Wahrheit aber lehrte, der Mensch sei nicht nur ein vernünftiges Wesen, sondern das einzige denkende Wesen, das nach Urtheilen handle, die es aus vernünftiger Erkenntniß seines Nutzens gewonnen habe. Da jeder Mensch auch nützlich zweimal Zwei ausrechnen kann und Dies für eine That der nur ihm zukommenden Intelligenz hält, hat er sich von dieser „Wahrheit" sehr geschmeichelt gefühlt und war stolz auf sie, weil er stolz auf sich sein wollte. Da die Lehre dem Bedürfniß seines noch ganz inhalt» und bildlosen Stolzgesühles sehr entsprach, erklärte sie der Mensch für „wahr". Der affektive Gehalt der Lehre war entscheidend dafür, daß sie angenommen wurde, und man nannte sie die Wahrheit. Da brach in diese Wahrheit vom Menschen als intelligentem Wesen der Krieg: und auf einmal ist die Welt voll von Lügnern, Verräthern, Heuchlern, Betrügern, Krämerseelen, Wortbrüchigen; woran? An dieser „Wahrheit" vom Menschen als einem nur von seiner Intelligenz geleiteten Wesen, an welche „Wahrheit" . man noch glaubt, so lange man als von Lügnern von Denen spricht, die gegen diese Wahrheit leben. Und Das thun auf einmal Alle; weshalb Alle Lügner, Heuchler und Aehnliches sind.

Der Geist sucht sich zu retten, indem er sich, des Verrathes an sich selber bezichtigt. Es ist wie mit den Verträgen. Im Wesen jedes Vertrages liegt, daß er nicht gehalten wird. Alle Verträge sind immer auch ein Stück Papier. Heute sucht man eifrig nach anderen Stücken Papier, die beweisen sollen, daß irgendein Vertrag ein Stück Papier war. Wie man eine Niederlage eine Ablösung vom Feind nennt, so giebt man die eingeübte Wahrheit nicht als Irrthum auf, sondern heftet sich an sie mit dem Wort Lüge: man meint, dieWahrheit zu retten, indem man sie denunzirt.

Wahrheiten.
383
Wir sind damit auf dem Wege zu der Aussteilung einer an«
deren Wahrheit, die sich aus dem frenetischen „Lügen" dieser
Zeit deutlicher abhebt als sonst; denn durch den Einbezug der
großen Zahl in die Aktion hat sich das Beobachtungfeld erweitert.
Eine Geschichte der Ideen sehen wir weniger in der Erzäh-
lung, welche Verwirrungen und Entwirrungen die ewigen Ideen
in den Köpfen der Denker angerichtet haben, als in der Art, wie
diese Ideen von der Menschheit verwandt wurden, wie dieseIdeen
in den Organismus des Lebens eintraten. Wie ein Stern erst
„entdeckt" wird, wenn sein Licht die Erde trifft, so verhält es sich
mit den Ideen, die Geschichte machen: sie müssen durch das Me»
dium des Denkers die Erde treffen. Und wie man das Dasein
eines noch ungesehenen Sternes aus Bahnänderungen der be»'
kannten Sterne berechnen kann, so kann man eine noch „un»
sichtige" Idee aus ihrer bahnändernden Wirkung auf „sichtige"
Ideen, die schon Geschichte gemacht haben, berechnen. Die Wahr-
heit vom vernünftigen Menschen, der nach erkannten Interessen
handelt, hat eine Aenderung durch die jetzt lebenden Menschen
erfahren, die alle, weil alle einander so nennen, als Verräther
dieser Wahrheit in der Welt stehen. Eine andere Wahrheit, als
„Wahrheit" dem Bewußtsein noch unsichtbar, irritirt die Bah-
nen der früheren Wahrheit. Ihr Dasein berechnen wir aus diesen
Irritationen und versuchen, sie zu erklären. Wie sich die Menschen
mit ihr abfinden werden, ob sie Geschichte machen wird, wissen
wir nicht. Und daß wir Dies nur wollen können, hängt mit der
Natur solcher Wahrheit zusammen, die nicht dem Wissen den
Primat im menschlichen Geschehen giebt, sondern dem Wollen.
Das bedeutet keine Absetzung der Intelligenz und keine Herr-
schaft der Triebe, was zusammen die intuitive Dummheit ergäbe.
Die menschlichen Triebe erfahren durch die Vernunft im besten
Fall Etwas wie eine Beherrschung von Fall zu Fall, nie eine
Veredelung. Diese Veredelung erfahren wohl die Gefühle; sie
entsteht durch die Kopulation der Gefühle mit der Idee oder dem
Bild, nicht und nie durch Kopulation mit der Vernunft, die zur
Verunedelung der Gefühle führt, zu deren Reduktion auf von
Fall zu Fall von der Vernunft beherrschte Triebe. So wird der
rationalisirte Erhaltungtrieb zur Gewinnsucht, das ideisirte Hei»
mathgefühl zur selbstlosen Vaterlandliebe. So wird der ratio-
nalisirte Geschlechtstrieb vordem sexuellen Verbrechen galt machen,
aber das ideisirte Liebegefühl für das geliebte Objekt Schande und
Tod erleiden, während das rationalisirte öiebegefühl sich mit Ehe-
scheidung und Tragung der Prozeßkosten abfindet.

Die Zukunft.
Nicht mehr als Dies ist hier zur Abgrenzung der Begriffe Vernunft, Trieb, Gefühl, Idee zu sagen nöthig. Die Frage nach dem Entstehen des Gefühles muß, wie die nach de n Ursprung der Ideen, ohneAntwort bleiben. DieGefühle sind; und sind im Menschen; die Ideen sind; und sind, unabhängig vom Menschen, im Ganzen der Welt.
Was, fragen wir, macht Ideen moralischen und politischen Inhaltes zu „Wahrheiten", die vom Menschen behauptet oder bekämpft werden? Wann wird eine Idee von den Menschen „wahr" genannt? Die Menschen antworten darauf: Wenn unsere Vernunft sie als wahr erkannt hat vor einer anderen Idee, die unsere Vernunft als falsch erkannt hat. Der Mensch, in seinem Stolz auf sich als allein denkendes und von seiner Vernunft als höchster Instanz geleitetes Wesen, versucht, auch dieser Frage durch eine Hinterthür seiner Heuchelei zu entschlüpfen, indem er sich, in tiefer Verbeugung vor seiner geistigen Bedeutung, als mit seiner Vernunft vor die Entscheidung zwischen „wahr" und „falsch" gestellt sieht und mit der Objektivität eines unbetheiligten Gottes sich für „wahr" entscheidet. In diesen Tagen sagte ein Redner (und sprach damit nur allgemeineUeberzeugung aus): „Erst leben, dann Philosophiren, erst sein, dann denken." Die so sprechen, wollen damit glauben machen, daß sie die Wahl haben und sich für die That gegen den Geist entscheiden. Solche Wahl aber giebt es nicht. Der Mensch scheut die Entblößung seiner Urbestände wie eine etwas unsolide Firma die Einsicht in ihre Geschäftsbücher; und er verschleiert mit einem „auch anders können" den wirklichen Verlauf. Er verschleiert ihn, weil ihn das Gefühl des Stolzes dazu zwingt, welches Gefühl die Idee vom vernünftigen Menschen als eine „wahre" Idee angenommen hat.
Denn: Ideen und Erkenntnisse moralischen und politischen Inhaltes (nicht nur diese, aber diese vollkommen) werden nicht um ihres intelligiblen Charakters willen als '„wahr" von den Menschen angenommen oder als „falsch" abgelehnt, sondern allein wegen ihres affektiven Gehaltes. Die „wahren" Ideen, die „richtigen" Gedanken sind für die Menschen immer solche, in denen der intensivste und dem Gefühlsbedürfniß passendste affektive Gehalt lebt oder aus denen er oft mit leichten Wandlungen der Idee zu erpressen ist. Es giebt Ideen, deren affektiver Gehalt Null ist. Treten sie aus dem Aether des reinen Gedachtwerdens in die Luft der Menschen, so wird sich, da sie dem Gefühl nichts „bieten", die Vernunft ihrer bemächtigen, wie einer nöthigen Nahrung, einer Zellvermehrung und Erneuerung, und die reine Idee

wird von der Vernunft in ein praktisch Brauchbares gebeugt, «wem Nutzen dienstbar gemacht, Die physikalischen, chemischen und mathematischen Ideen sind reich an solchen Erfahrungen. Nach der Analogie dieser von der Vernunft angenommenen und durch sie zweckhaft entstellten Ideen schließt der aus einem Gefühl <ruf seine Vernunft stolze Mensch^ daß sich die Vernunft auch «llen anderen Ideen gegenüber als der einzige Primat der Entscheidung bethätige.

Wir sagen: Die Menschen und die Denker; aber Das ist keine Artunterscheidung. Keine Philosophie ist mehr werth als ihr Philosoph. Deshalb gilt das vom Gefühlsbedürfniß bedingte Verhalten gegenüber den Ideen auch für die Denker im Bereich ihres Denkens: als „wahre" Ideen treten Ideen ein, die in der Richtung ihres Gefühles liegen, wie Das Goethe von sich mit schöner Offenheit in einem Brief zugegeben hat, den er aus Karls« bad an Leonhardt schrieb. Es ist der seltene Fall einer großen Energie, daß der Denker seine Gedanken als „wahre" gegen das eigene Gefühl hinnimmt, wie es Alexis Tocqueville that, der bei ausgesprochenen und gelebten aristokratischen Tendenzen seines Gefühles doch die Idee von der Nothwendigkeit und Richtigkeit ber Demokratie annahm, nicht ohne zu bemerken: „de n'est pss ss,lis peine, Hue je me suis ren6u s, cette idee." Wobei noch immer einer genaueren Psychologie die Möglichkeit offen bliebe, auch in solchen Widersprüchen nur deren Scheinbarkeit aufzuweisen und in einer anderen Tiefe eine Uebereinstimmung festzustellen, die unsere These ausnahmelos gelten läßt.

Mir sei nun erlaubt, das zu Sagende in der kürzesten For» mulirung zu geben, meinem Lehrer Richard Avenarius auch hierin folgend; denn seinem biomechanischen Grundsatz in der Anwendung auf die Psychologie danken diese Gedankengänge, die sauf Neuheit keinen Anspruch machen, die Anregung.

1. Reine Gefühle sind als den mit ideellen Komponenten befrachteten Gefühlen präexistent theoretisch anzunehmen und nicht erfahrbar. Praktisch kennen wir kein Gefühl, das keinen ideellen Komponenten hat,

2. Reine Ideen sind als den menschlich gedachten Ideen präexistent theoretisch anzunehmen und nicht rein erfahrbar. Praktisch kennen wir keine Idee (Gedanken, Bild), die nicht schon als Komponente zu einem Gefühl gedient hat. Wir kennen praktisch nur Ideen, die schon „gedacht", also irgendwie vom Gefühl errafft wurden, weil sie ein Gefühl zu befriedigen vermochten. (Die Pythagoräer sagten, man müsse die Zahlen lieben und verehren, um sie denken zu können.)

3. Nicht Ideen rufen Gefühle hervor, sondern die reinen Gefühle bemächtigen sich der Ideen, die diese Gefühle bef-iedigen können. Der Haß des Auslandes gegen die Deutschen ist, zum Beispiel, nicht primär hestimmt durch ideelle Täuschungen und» Irrthümer, die man aufklären könnte; denn solcher „Aufklärung" müßte die Verführung!vorhergehen.,, . - „ ^,
4. Die reinen Gefühle haben nur hypothetischen Charakter: sie sind solche, die wir als ihr ideelles Komplement noch nicht gefunden habend annehmen. Ein reines Gefühl ist der Haß. Das Bedürfniß, dieses Gefühl zu befriedigen, sucht und findet ein Objekt: den „Deutschen", den „Bourgeois", den „Juden". Nicht der Deutsche, nicht der Bourgeois, nicht der Jude erzeugen den Haß, sondern der Haß befriedigt sich mit einem Objekt, das er vor» findet und sich anpaßt. Es hängt mit der gebräuchlichen „vernünf« tigen" Klassifikation der Menschen nach den Objekten ihres Gefühlsverlangens zusammen, daß es heißt, irgendwas „errege den Klassenhaß"; man müßte sagen: Der Haß findet in einer Klasse sein Objekt.?
5. Sind auch die Gefühle an und für sich ursachlos, so ist doch das Bedürfniß, ein Gefühl zu befriedigen, mannichfach verursacht und determinirt, wie durch persönliche Anlage, Gewohnheit,, Sitte her Umgebung, individuelle und tnterindividuelle Geschichte.
6. Ideen, die der Befriedigung eines Gefühlsbedürfnisses- dienen oder dienen können, werdet weitergebildet, um diesem Bedürfniß besser dienen zu können. Die bloße Geschichte dieser Ideen ist eine Geschichte der äußeren Zeichen. Das Gefühlsbedürfniß wandelt den Begriff „Gleichheit vor dem Gesetz" in allgemeine Gleichheit, den Weitergang der Zeit in „Fortschritt", den Dar« winismus'in Haeckelismus.
7. Ideen, die durch solche Weiterbildung dem Gefühlsbedürf» niß der größtmöglichen Zahl dienen, werden zu „allgemeinen" Ideen, zu „ewigen" Ideen.
8. Nicht die Wahrheit einer Idee an sich entscheidet für ihre Annahme durch die Menschen, sondern ihr affektiver Gehalt. Ideeir werden angenommen, deren Wahrscheinlichkeit Null ist, andere wieder zusammen und zugleich mit solchen, die der ersten Gegen« theil sind. Man denke an die Vielfachheit des „Du sollst nicht töten". Hier ist nur dem Gläubigen ein Einwand gestattet, dem einst Hegel den Ausdruck von der „List der Idee" gegeben hat, die sich unserer Leidenschaften zu ihrer Realisirung bediene, indem die.Menschen meinen, für sich zu arbeiten, während sie es in.

Wahrheiten.
387
Wirklichkeit für den „Weltgeist" thun. Der CkMstgläubige spricht von der Unerforschlichkeit der Wege Gottes. . ,
9. Auch der offenbare Nutzen einer Idee entscheidet nicht über ihre Annahme durch die Menschen. Wir fehew überzeugte Sozialisten unter den Kapitalisten. Ideen des Nutzens und Vor» theiles werden immer erst populär, wenn Man sie sentimentalisirt hat, wie man mit der Arbeit that: „Arbeit adelt und heiligt."
10. So weitergebildete Ideen werden unter Uylständen wie- der zurückgebildet, wenn sie für eine Gruppe ,Menschen durch die Weiterbildung ihren affektiven Werth verloren haben. Ein gutes Beispiel dafür ist der Streit um die „wahre Kunst", die nur „bei Wenigen" sei, ist der Begriff der „AesthetenZunst", ist ferner das Erkalten von Dogmen, die nie durch „wissenschaftliche Wider- legung" sterben, sondern durch den verminderten Affektgehalt.
11. Der Wechsel der ideellen Komponente vollziehrsich immer nur in der gleichen Gefühlssphäre. Das Objekt wechselt, nicht das Gefühl: Die das Wunder Christi ablehnen, werden von?-„Wunder der Wissenschaft" sprechen. Aus einem Antisemiten wird ein So» zialdemokrat. Aus einem Ungläubigen der Kirche wird ein Glau» biger der „wissenschaftlichen Kirche" (Mach). Die Bedeutung die» ses Satzes für die Pädagogik sei angemerkt. ,,n ,,,,,
12. Man kann im Individuum Objektsgruppen erkennen, die sich aus dem Gefühlshabitus bilden: wer, zum Beispiel, von dem Menschen als dem „einzig denkenden Wesen" spricht, Der wird geneigt sein, die Ueberlegenheit seiner Rasse, Nation, Klasse zu betonen. ^
Damit scheint mir das Nöthigste zur Sache, gesagt zu sein. Ich könnte noch eine Tabelle der Gefühle geben und ihnen die Objekte zuordnen, welche die Bedürfnisse dieser Gefühle hefriedi» gen; und diese Tabelle würde manches Ueberraschende zeigen. Aber sie würde der Grundriß eines Buches werden, das eine Geschichte der Ideen, im angedeuteten Sinn, wäre. Und in solche Absicht will ich die Sätze nicht münden lassen, die ich nur schrieb, weil sie mir in dieser Verwirrung als die Schildkröte erscheinen, die den Elephanken unseres europäischen Gutes in die Zu- kunft tragen könnte. Ob es nun Hegels „List der Idee" ist, die sich unserer Leidenschaften bedient, um den „Weltgeift" durch» zusetzen, oder ob es Gottes ewiger Rathschlutz ist, daß wir gerade so leben: Beides lehrt die Demuth und den Glauben an die Logik des Herzens, von der Pascal spricht und in der Äie euro- päische Familie sich finden muß, wenn sie sich nicht verlieren will.
^ Franz Blei.
SI 2«'

Antwort auf Kulturfragen.

nsere Zeit ist mit Leidenschaft bemüht, Massenwaare zu erzeugen und also Werths zu verkleinern, sich zu vertausendfachen und also für die Faktoren die Summanden preiszugeben; bemüht, der Kultur herzhaft und unbedenklich zu Leibe zu gehen. Nicht der physischen natürlich. Die bleibt behütet, vermehrt sich, wird exquisiter, da ja Ieder den Anderen genug zu thun glaubt, wenn er sich Genüge thut. Aber dabei verdirbt die innere Kultur, jener geheime Schacht an Gütern, die man nicht bezahlt bekommt^ weshalb man sie geringschätzt; die man geringschätzt, obwohl sie unbezahlbar sind. Zu essen und zu trinken erhält man freilich nicht dafür, aber Einsicht, Empfindung, Gleichmaß. Wer wagte, abzuschätzen, was schwerer wiegt: das Depot in der Reichsbank oder das im Blut? In diesen Tagen hat es Iemand gewagt. Alberta von Puttkamer, die in einem Erinnerungbuch*) Resultate einer langen Wanderung sammelt. Seelische Resultate. Ergebnisse, vom Geist gesät, von der Seele geerntet.

Alberta von Puttkamer ist eine Dichterin. Das weiß, man in Deutschland nicht genug. In den Anthologien stehen immer die selben paar Gedichte von ihr, die von ihrer Formkunst wenig, von ihrer gedanklichen fast nichts sagen. Vielleicht lenkt nun ihr neues Buch eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf sie, weil es beide Güter, dichterische jAnmuth und gedankliche Kraft, ausgeglichen besitzt und, nowbsns, weil es ein fesselndes Buch ist. Da steht gleich im Beginn ein Kapitel von der „Geheimnißlosigkeit der Zeit". Staunenswerth, mit welcher Prägnanz, Mäßigung und Wahrheit es das kaiserliche Wort vom Zeitalter des Verkehrs prüft, Phrasen verdrängt und sich zu einer freien und persönlichen Anschauung der Gegenwart erhebt. Verkehr: Das ist Nachbarschaft, Begegnen, Kennenlernen. Näherrücken des Entfernten, aber oberflächliches Näherrücken; Wettlauf im Nahen, aber Wettlauf, den der Egoismus peitscht. Verkehr: Das ist Enthüllen, Ausforschen, öffentlich Machen. Und nun wird gefragt: Ist es gut oder schlecht, daß die Welt „Eigenthum der Oeffentlichkeit" wird, nirgends mehr, an keiner Stätte, in keinem Stoff ein Rest von Geheimniß bleibt? j,Es ist schlecht", antwortet Alberta von Puttkamer. Denn Geheimniß, bedeutet ihr nur ein Symbol für die Möglichkeit, an Vollkommenes zu glauben. Und da der Spürsinn der Zeit ihr diese zu rauben scheint, macht sie mit Carlyle das Schweigen zur Gottheit und bekennt mit Mallarme: „Nennen heißt zerstören..." Dann, leiser und verhaltener, die kleine Studie von der Einsamkeit. Auch sie wirft eine Frage auf: Um welche Werths bereichert uns die Lösung aus der persönlichen Welt, welche nimmt sie uns? Für und Wider in gerechtem Abstand gegen einander haltend, gelangt Frau von Puttkamer zu einem kategorischen Imperativ: Einsam werden, um sich zu finden, und wieder

*) „Aus meiner Gedankenwelt", bei Schuster S Löffler in Verlin.

in die Welt kehren, um sich an sie zu verlieren. Askese und Genuß. Erst vereinigt geben sie Kraft, während sie einzeln nur schwächer machen.
An einer anderen Stelle ist von Kunst die Rede. Von der alten und der neuen und dem Standpunkt des Publikums zu Beiden. In diesem Aufsatz steht irgendwo, ganz beiläufig, das Wort: Takt. Takt sei nöthig, um zu urtheilen, wird gesagt. Wie schade, daß, es bei diesem bescheiden-ironischen Satze sein Bewenden hatl Wie schade, daß nicht ausgesprochen wird: Sie sind taktlos in den künstlerischen Dingen, meine Herrschaften! Sonst hätten Sie nicht so flink Ihr Bravo und Pfui bei der Hand. Sonst würde die Kunst nicht mehr und mehr Freiwild! Sonst unterstände sich nicht Iedermann, der, zum Beispiel, in Anilinfabrikation nicht das Mindeste dreinreden würde, weil er davon nichts versteht, in Kunstdingen das Meiste mitzusprechen, in denen er genau so wenig Bescheid weiß^ Aber diese Nachdrücklichkeit, die Albert« von Puttkamer hier vermissen läßt, findet sie in anderen Abschnitten ihres Buches in um so überzeugenderem Maß, wieder. In dem Spiegel, den sie der Geselligkeit von heute vorhält, in der Rede auf das kurze Gedächtniß der Zeit, in der Untersuchung über die internationale Objektivität, in der vorurtheillosen Betrachtung der Kulturstädte. Mitten in die gemessenen Betrachtungen des Geistes schlägt heiß,' und überraschend manchmal ihr dichterisches Herz. Dann entstehen so schöne Gebilde wie dieses aus der Abhandlung über den Charakter in den Landschaften: «Das Land wuchs hügelan. Die Wolken, von einem kühnen Herbstwind aufgerissen, lagen wie flügeloffene rothe Thore da. Der Ueverfluß der höchsten Reife, doch auch ein leises Welken schon, schwebte über dem Land. In die Abendlohe des Herbsthimmels hoben sich knorrige Linien alter Apfelbäume. In den Gärten, bis weithin in die Felder, standen sie behangen mit den lockend-rothen Sagen« fruchten der Sünde. Rings, rings nichts als Reife und Farben. Die Dinge hatten fast den Gipfel der eigenen Triebkraft überschritten: sie gaben und offenbarten Alles aus sich heraus, was nur entfaltungmöglich in ihnen war. Aber der starke Wind, der die Wolkenthors aufrißt fuhr in seiner drängenden Leidenschaft auch über die Pracht alles Blühenden und Vollreifen, wirbelte Blätter hin und ließ Früchte zu Boden rollen. Zwischen Reife und Welken lag die Welt."
Ein paar historische Schattenrisse beschließen Alberto, von Puttkamers bedeutendes Lebensbuch: General Manteuffel, der erste Statthalter der Reichslande, weltmännisch, mittheilsam, impulsiv, Fürst Hohenlohe, still, nobel, korrekt, GroKherzog Friedrich von Baden, der stolze und demüthige. Unter ihnen, über ihnen, Max von Puttkamer, Elsaß-Lothringens Staatssekretär, Albert« von Puttkamers Gemahl. Mit aller Hingebung und Andacht, deren sie fähig ist, zeichnet sie sein Bild. Wen rührte Dies nicht: eine Frau steht am längst geschlossenen Krabe ihres Gatten und ruft in alle Welt, daß, sie ihn liebt...
Wien. Ernst Lothar.

ZW
Die Zukunft.
Selbstanzeigen.
Der Krieg im Lichte der Gesellschaftler«. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.
Diese Schrift ist meine intellektuelle Reaktion auf das erschütternde Erlebniß des Weltkrieges. Ich wage den Versuch, den gewaltigen Vorgang mit der Hilfe der soziologischen Methode dem Verständniß aufzuhellen. Die Wechselbeziehungen zwischen Staat und Individuum sind durch den Krieg in anschauliche Röhe gerückt unö deshalb scheint mir eine soziologische Untersuchung nothwendig und lohnend. Ich finde nun, dah der Krieg, der ein Erbgut aus den Urzeiten des Menschengeschlechtes ist, die Tendenz hat, uns dem Urzustand näher zu bringen. Das zeigt sich darin, daß die soziale Gebundenheit des Urmenschen wiederkehrt, daß die Leidenschaften und der Glaube an übersinnliche Mächte wieder an die Oberfläche dringen. Dadurch nun, daß der Krieg mit seinem urthümlichen Wesen in eine. Zeit der hochentwickelten Kultur fällt, entstehen Widersprüche, die auf die Dauer unerträglich sind. Das wesentliche Merkmal der modernen Kultur ist ein stark ausgeprägter Individualismus; der aber wird durch den Krieg, der d'i>e Macht und die Einheit der Staaten in hohem Grade gestärkt hat, gewaltsam zurückgedrängt. Die individualistische Entwickelungtendenz, der wir einen großen Theil unseres seelischen Reichthums verdanken, kann und darf aber nicht ganz unterdrückt werden. Die Lösung dieser Widersprüche liegt in der Höher»' entWickelung des Staates. Der Staat bedarf des Krieges, weil durch den Krieg nnd durch die Kriegbereitfchaft das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit fest in die Seelen der Bürger eingehämmert wird. Der Staat muß aber auch den erhöhten sittlichen Forderungen der reif gewordenen menschlichen Persönlichkeit Rechnung tragen. Der Staat ist Machtorganisation und muß es immer bleiben. Aber seine Aufgaben wachsen mit feinen Zwecken. Wie nun der sittlich hoch stehende Mensch von sich nicht nur die Erfüllung seiner Pflicht, sondern auch die Wahrung seiner Würde verlangt, so bildet sich für die wahren Kulturftaaten die Forderung der Staatenwürde heraus. Diesen von mir neu geprägten Begriff versuche ich an einzelnen Beispielen aus dem Verhalten der Staaten in diesem Krieg zu erläutern und komme zu dem Ergebniß, daß Deutschland berufen ist, diese neue Forderung durchzusetzen.
Wien. Professor Dr. Wilhelm Ierusalem
Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft. Georg Müller in München. 3,5« Mark.
Dieses Buch war schon im Spätherbst 1S1Ä im Druck fertig! durch den Krieg ist die Veröffentlichung verzögert worden. Es sollte eine Erinnerungsgabe zu dem fünfzehnten Oktober 1914, dem siebenzigsten Geburtstag meines Bruders, Friedrich Nietzsche, sein. Ich habe darin

alle Aufzeichnungen gesammelt, die über die Zeit der Freundschaft die beste Auskunft zu geben vermögen; darunter sind Briefe Wagners und meines Bruders, die zum ersten Mal veröffentlicht werden, so daß auch für die Wagner»Biographen sich manches Reue aus diesem kleinen Buch ergeben wird. Die Iahre der nächsten Freundschaft mit Wagner waren die glücklichsten im Leben meines Bruders und er hat den Bruch dieser Freundschaft nie überwunden. Da aber mein Bruder, obgleich er so viel Glück in diesem Zusammensein gefunden^ hatte, sich von Wagner und seiner Kunst trennte und nicht Wagner von ihm, so bin ich schon unzählige Male gefragt worden: Avarum ging er denn von ihm? Oft ist die Erklärung von ^anderer Seite gegeben worden: daß Nietzsche sich von Wagner ein zu hohes ünd verklärtes Ideal gebildet habe, dem die Wirklichkeit nicht genügen Fonnte. Gewiß war Das einer der Gründe (es giebt auch andere, wichtigere); aber den tiefsten Grund verräth mein Bruder einmal, als er von Shakespeare spricht: „Das Schönste, was ich zum Ruhm »Shakespeares, des Menschen, zu sagen wüßte, ist Dies: er hat an Brutus geglaubt und kein Stäubchen Mißtrauens auf diese Art Tugend geworfen! Ihm hat er seine beste Tragoedie geweiht (sie wird jetzt immer noch mit einem falschen Namen genannt), ihm und dem furchtbarsten Inbegriff hoher Moral. Unabhängigkeit der Seelen: Das giebt es hier! Kein Opfer kann da zu groß sein: seinen liebsten Freund selbst muß man ihr opfern können, und sei er noch dazu der herrlichste Menschj, die Zierde der Welt, das Genie ohnegleichen, wenn man nämlich die Freiheit als die Freiheit großer Seelen liebt und durch ihn dieser Freiheit Gefahr droht." Das ist die Tragoedie der Freundschaft und die Geschichte dieses kleinen Buches,

Weimar. Elisabeth Förster»Nietzsche.

Amerikanische Baumwolle.

HW^ ie siebenzehn Südstaaten der Amerikanischen Union, in denen die Baumwollpflanzer das Uebergewicht haben, sind eine Macht, mit der man im Weißen Haus rechnen muß. Und an den Börsen haben die Sully und Price stets den Ton angegeben. Der Segen, den die Baumwollpflanzungen spenden, ist größer als der Bedarf. Deshalb giebt es eine ewige Baumwollfrage, die auftaucht, sobald die ersten Schätzungen der Ernte erscheinen. Und seit die brasilianische Kaffee» valorisation einen neuen Eingriff in die Lebensbedingungen eines wichtigen Naturproduktes volksthümlich gemacht hatte, übernahmen betriebsame Köpfe das Schlagwort: Valorisation für die amerikanische Rohbaumwolle. Im Iahr 1911 schlug der Spekulant Theodor Price vor, die Bundesregirung solle die Baumwolle valorisireu, um die Pflanzer, die wieder einmal in Noth waren, vor d:m Riescnballast un»

verkäuflicher Waare zu schützen. Iedes Iahr brachte Versammlungen der Pflanzer, die Mittel zur Abdämmung des Ueberflusses suchten. Einen Theil der Ernte verbrennen? Dazu mochte die Mehrheit sich doch nicht entschließen. In Montgomery hatte Price den versammelten Pflanzern erzählt, eine Gruppe englischer Geldleute sei bereit, 70 Mil» lionen Dollars zur Beleihung eines Theiles der Baumwollernte zu geben. Das war natürlich Humbug. Schließlich kam die Idee auf, daß, unter der Bürgschaft der Regirung, ein amerikanisches Syndikat 2 Millionen Ballen Baumwolle beleihen und unter Verschluß bringen solle, bis es möglich sei, das Material zu lohnendem Preis (wenigstens 12 Cents für das Pfund) zu verkaufen. Die newyorker Bankmänner haben sich für diesen Plan nicht begeistert; und die Baumwollvalo» risation, für die eine Riesenreklame (auch in Europa) gemacht worden war, blieb ein Projekt, an dessen Ausführung kaum noch, gedacht wurde.
Die Schwierigkeit liegt in der Größe des zu bewältigenden Stof- fes. Nimmt man einen Durchschnittspreis von 10 Cents für das Pfund und eine Durchschnittsernte von 15 Millionen Ballen (den Ballen zu 300 Pfund gerechnet), so ergiebt Das ein Kapital von 750 Millionen Dollars oder 3000 Millionen Mark. Mit solchem Vermögen so um« zugehen, daß es beweglich bleibt, ist nicht ganz leicht. Sind die Ernten schmal, so läßt sich das Ergedniß leichter zu Geld machen, als wenn dazu mehrere Milliarden nöthig sind. Wären von 12 oder 15 Millio- nen Ballen zwei Millionen lombardirt und abgetrennt worden, !»nn wäre der Einfluß auf Markt und Preis noch nicht sehr groß; jedenfalls stünde er nicht im richtigen Verhältniß zu dem aufgewendeten Kapital. Trotzdem glaubten die Amerikaner, daß sogar deutsches Geld bereit sein werde, den Preis der Baumwolle zu stützen. Im August 1912 wurde berichtet, der Präsident der Südstaaten»Baumwoll»Korporationi sei nach Deutschland gereist, um mit deutschen Finanzleuten über den Abschluß einer Anleihe von 300 Millionen Dollars zu berathen.
Das Geld sei bestimmt, die Baumwolle einzusperren, bis ein Preis von 15 Cents für das Pfund erzielt werden könne. Die Pflanzer hatten zum deutschen Kapital schon damals größeres Zutrauen als zum eng- lischen; denn in London konnten sie, im besten Fall, 70 oder 80 Mil- lionen einheimsen, bei den Deutschen dagegen schien das Vierfache diese Summe erlangbar. Schmeichelhaft, wie diese Einschätzung, war auch die Zumuthung, daß die deutschen Geldleute eine Preistreiberei bis zu15Cents mitmachen sollten. DenBriten wollte man nur 12Cents vorschlagen. In Deutschland hätte man sich wohl gehütet, diesen Va» lorisationplan (die Kritiken, die an der brasilianischen Kaffeekur geübt wurden, waren nicht ermuthigend) ernsthaft zu erörtern.
An der Regellosigkeit der Preisbewegung ist die Spekulation mitschuldig; aber die Möglichkeit spekulativer Ausnutzung hängt von den Lebensbedingungen der Waare und ihres Marktes ab. Die Far- mer der amerikanischen Südstaaten find auf den Anbau von Baum- wolle eingeschworen. Weder Mais noch Weizen sind zu ähnlich reichen

Erträgen zu bringen wie das Cotton»Kingdom. Deshalb scheiterten auch alle Versuche, die Baumwoll»Länder anderen Kulturen zu gewinnen. Die Kosten des Anbaues und der Ernte sind nicht hoch, weil die Arbeiter, meist Schwarze, schlecht bezahlt werden. So ist die Ueber» produktion, wie ich schon sagte, der gewöhnliche Zustand. Um ihr zu steuern, haben die Farmer Verbände gebildet, die die Größe der Anbaufläche bestimmen und den Ertrag einschränken können. Auch wurden öffentliche Lagerhäuser gebaut, in die der überschüssige Vorrath eingebracht wird. Die Lagerscheine werden beliehen; denn die Hauptsache ist, daß die Pflanzer eine Gelegenheit finden, ihre Baumwolle irgendwie zu versilbern. Sie sind natürlich nicht auf Menschenfreundlichkeit vereidet und spekuliren, wenn Gewinn winkt. Sobald sich aber die Baumwollpreise senken, sind die Pflanzer starre Gegner des Terminhandels. Als im September 1913 die Clark»Bill eingebracht wurde, die eine hohe Abgabe auf jeden spekulativen Baumwollabschluß vorschlug, traten die Südstaaten geschlossen für die Annahme des Gesetzes ein. Ihre demokratische Weltanschauung gebot ihnen, das praktische Interesse an der Beseitigung des preisdrückenden Termingeschäftes zu unterstützen. Damals fürchtete New Pork, Liverpool werde dieStelle der Hudsonstadt einnehmen. Der Krieg ließ den Kampf der beiden Baumwollrivalen unentschieden, mehrte aber ihre Sorgen.

Das Baumwollproblem wurde gefährlicher, als es je war. England hat das Meer gesperrt und die Baumwollstraße nach den europäischen Märkten geschlossen. Was sollen die Farmer mit ihrem Reichthum beginnen? Seit dem zweiundzwanzigsten August ISIS ist Baumwolle Bannwaare. Diese Entscheidung Britaniens trifft die neue Ernte mit ganzer Wucht. Das Erntejahr schließt zugleich mit dem Iuli. Die neue Campagne hat also am ersten August 1915, drei Wochen vor dem Niedersausen des Bannstrahles, begonnen. Was wird nun geschehen? Die Südstaaten hatten den Engländern die Enttäuschung des Iahres 1911 nicht vergessen; jetzt ist aus dem Aerger wilder Zorn geworden. Die Lage ist schlimmer als im vorigen Herbst. Damals war der Weg durch neutrale Länder offen und ließ ansehnliche Mengen des begehrten Rohstoffes durch. Deutschland konnte sich mit amerikanischer Baumwolle versehen. Der beste Abnehmer erleichterte den Farmern die Last der reichen Ernte. Für das Iahr 1914/1S hatte man mit einem verfügbaren Bestand von rund 17 Millionen Ballen zu rechnen. Davon sind vielleicht 12 Millionen verkaust worden: bleibt ein Ueberschuß von wenigstens 5 Millionen fürs neue Erutejahr. Wären die Pflanzer klug genug gewesen, den Anbau im Kriegsjahr einzuengen, so hätte sich der Vorrath, den die alte Ernte zurückließ, nicht als gefährlicher Ausläufer erwiesen. Aber die Farmer beschränkten sich darauf, zehn Prozent der sonst bebauten Fläche frei zu lassen; und die Folge ist eine Ernte von wahrscheinlich 12 Millionen Ballen. Wieder sind also 17 Millionen Ballen zu verkaufen. Noch weiß Niemand, wie diese Menge finanzirt werden kann. Ob die Südstaaten durchsetzen

werde», daß Wilson den Verkauf nach deutschen Häfen, trotz dem englischen Bann, erzwingt? Das englische Anerbieten, den für Europa bestimmten Ausfuhrüberschuß aufzukaufen Und 10,20 Cents für das Pfund zu zahlen, wurde in New Vork eben so wenig ernst genommen wie ein Vorschlag des britischen Finanzagenten, Sir George Page, Amerika solle seine Schulden an England in Baumwolle zahlen. Nicht Amerika ist Englands, sondern England ist Amerikas Schuldner. Mit dein Ausgleich durch Baumwolle ist also nichts zu machen, wenn England den Amerikanern nicht wenigstens 2 Millionen Ballen abkauft. Ein Objekt von 100 Millionen Dollars. Die müßten durch einen Vorschuß aus der geräumigen Kasse I. P. Morgans aufgebracht werden. Nicht ganz einfach, wenn man zu anderem Zweck schon eine Anleihe von 1000 Millionen haben will. Auch der Präsident konnte den Pflanzern nicht helfen. Er veröffentlichte einen Aufruf an die Bürger der United States, Ieder soll Baumwolle kaufen. Die kleinste Menge wird dankbar vergeben. Wilson ging mit gutem,Beispiel voran. Er legte sich einen Ballen von 500 Pfund in den Keller. Zur bleibenden Erinnerung an die Baumwollkrisis des Iahres 1915. Das !Aufsichtamt der Bundesreservebanken, der Föderal Reserve Board, hat verfügt, daß Wechsel, die auf Baumwolle ausgestellt sind, diskontirt werden können. Das wäre die Valorisation der Baumwolle durch den Staat, gegen die sich der Vorgänger des Demokraten Wilson, der Republikaner Taft, heftig gesträubt hat. Eine allgemeine Beleihung der Baumwolle durch die großen Notenbanken würde an die Stelle der soliden Unterlage der Banknoten eine weiche Decke schieben, deren Haltbarkeit von der nächsten Konjunktur abhängt. Die großen Vor» räthe, die heute vom Markt ferngehalten werden, verschwinden nicht. Sie bilden ein gefährliches Lager, aus dem sich eine Sturzfluth über den viel zu schmalen Bedarf ergießen kann. Wie würden danach die Preise aussehen? Ungefähr können wirs uns vorstellen.

Mit Kunststücken ist den Pflanzern nicht zu helfen. Sie brauchen freie Bahn zu ihrem besten Kunden. Die deutsche Textilindustrie hat im Iahr 1913 für 664 Millionen Mark Rohbaumwolle gekauft; und Deutschland hat sich erboten, große Mengen amerikanischer Baumwolle zu hohem Preis abzunehmen. Die in Bremen gegründete Baumwoll» Import»Gesellschaft 1915 m, b. H. ist die Vermittlerin der deutschen Offerte nach New Pork. Dort feierte man dieses Angebot durch eine kräftige Kurssteigerung. Die deutschen Käufer setzten einen Preis von 15 Cents für das Pfund (lieferbar Bremen) fest. Das sind 30 Prozent mehr, als die Engländer geboten hatten, die nun natürlich gezwungen wären, den um so viel höheren Preis zu zahlen. In jedem Fall: mögen sie die Waare direkt beziehen oder die für Deutschland bestimmte Baumwolle unterwegs abfangen. Daß der Preis das englische Wirth» schastbudgct schwer belastet, macht ihn zur vergeltenden Waffe. Was draus werden wird, sieht man noch nicht. Aber die Baumwollpflanzer sind nicht schwächer als die Granatendreher und Geschützgießer, Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Rcdakleur: MarimMan H,,rden in Berlin. - ««log der IiUunft in Berlin, — Drurs von ?.-5 « S....-:cö s. I-.. d. L- ", Vc.'lin.